

NYPL RESEARCH LIBRARIES



3 3433 08170386 4

Illustrations

11/11/11

11/11/11





✓
Die Illustrierte Welt.

Blätter aus Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst.

Zur Unterhaltung und Belehrung
für die Familie, für Alle und Jeden.
Elfter Jahrgang.

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
772605
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1917

Die Hand des Schicksals.

Roman aus dem amerikanischen Bürgerkriege unserer Tage

von

Alphonse Flüge.



Die Theilung des Raubs.



Digitized by Google

Original from
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Erstes Kapitel.

An der Küste von Virginien, nördlich von Cranney Island und gegenüber der Mündung des James River, stand in Mitten von halb ausgerodetem Walde eine kleine und roh gebaute Cottage. Der gegenwärtige Besitzer der Pflanzung hieß John Clayton, ein Einwanderer, der vor zwölf oder vierzehn Jahren in dieser Gegend erschienen, Niemand wußte woher, und ein hübsches Kind von drei Jahren mitgebracht, das er Leona nannte. Die Besingung wurde just zu jener Zeit verkauft, der Neuankömmling ersteigerte sie in der Auktion, und ließ sich häuslich mit den Seinen nieder. Da er ein finsterner Mann war, der auch in seinem Aeußern nichts Anziehendes hatte, und mit den Nachbarn den Verkehr so viel als möglich vermied, so war man in der ganzen Gegend nicht sonderlich gut auf ihn zu sprechen, und die Neugierde, die sich Anfangs viel mit ihm beschäftigte, hatte sich zuletzt, als sie nichts Näheres über ihn erfahren konnte, in einer Menge von Verdachtsäusserungen Luft gemacht. Man raunte sich in die Ohren, er habe ein Verbrechen begangen, der Name, den er führe, sei ein falscher, und einige von den Frauen der Nachbarschaft meinten gar, es sei sehr zweifelhaft, daß das Kind, das er bei sich habe, wirklich seine Tochter, da es ihm weder im Aeußern noch im Wesen gleiche. Der Fremde hatte sich jedoch um all' das nicht gekümmert, sondern war nur mit seinen eigenen Sachen beschäftigt und lebte ruhig fort, während sein Kind an Gestalt und Klugheit frisch heranwuchs und sich so beliebt zu machen wußte, als ihr Vater unbeliebt war. Das Benehmen Clayton's gab zwar nicht die mindeste Veranlassung zu dem Verdacht, der gegen ihn aufgebracht worden: er mißhandelte Leona nicht, noch ließ er es ihr wesentlich an etwas fehlen. Er war nachsichtig gegen seine Sklaven, erfüllte alle seine Verpflichtungen gewissenhaft, und war freigebig in seinem geschäftlichen Verkehre. Trotz alledem aber schwebte ein Geheimniß über seiner Vergangenheit, und das wog schwerer als Alles bei den Nachbarn. Er versagte seiner Tochter nichts, aber er lehrte sie auch nichts, und sprach nie von ihrer Mutter, von der sie nur wußte, daß sie todt war: so wuchs sie unter der Pflege von Tante Dolly, ihrer farbigen Haushälterin, auf. Während er ein geschiedener Mann schien und sehr höflich war, wenn er wollte, benahm er sich zu anderen Zeiten roh und wild, und trant und fluchte. Am liebsten war er allein, und wanderte in dunkler Nacht am Ufer, in den Mooren und Wäldern umher, und man hörte ihn dann heftig mit sich selbst sprechen.

An einem schönen Sommerabend des Jahres 1861 ging Leona am Strande gegenüber von ihres Vaters Hause spazieren. Der Mond ging eben über den Bergen auf, und die Nacht war ungewöhnlich heiter und schön. „Wie herrlich dieser Anblick rings um mich her!“ sprach sie mit ihrer reizenden Stimme vor sich hin. „Wie glücklich wäre ich, wenn Viktor hier wäre!“ Eine rosigte Röthe überflog ihre Wangen, und sie suchte mit ihren Blicken nach allen Seiten. Damals war noch kein Lager der Rebellen in der Nähe aufgeschlagen, und Leona konnte ruhig hin und her wandern, wenn auch in ihrem Herzen keine Ruhe war, da sie den Geliebten mit banger Sehnsucht erwartete. Leona war ein anmuthiges Mädchen, und obgleich dem Aeußern nach kaum mehr als ein Kind, so zart und fein gebaut war ihre Gestalt, konnte sie nach Herz und Geist doch schon für eine Frau gelten. Nicht in klassischer Reinheit der Gesichtszüge, sondern in dem echt weiblichen Gemüth und dem lebendigen Geist, die daraus hervorleuchteten, bestand der Reiz ihres Wesens. Ihr Gesicht war ein klarer Spiegel ihrer Seele. Aus den tiefblauen Augen sprach ein ganzer Himmel von beseligenden Gedanken. Ihr Geist war trotz der Vernachlässigung ihres Vaters doch nicht ungepflegt: eine eble Frau, die das mutterlose Kind bemitleidete, hatte sich ihrer angenommen, und rasch hatte sich das junge Wesen in der Einsamkeit, in der sie nichts abzog, entwickelt. Aber in dieser stillen Einsamkeit entsfaltete sich auch die Knospe des Herzens zur rasch auf-

springenden Blüte, als der erste Sonnenstrahl in den dunkeln Kelch fiel. Es war die Sonne, das fühlte sie, aber sie fragte nicht, von wo sie kam. Sie wußte wenig von dem Manne, den sie so sehnsüchtig erwartete: ihre Phantasie hatte das Wenige mit plastischer Hand ergänzt. Auf ihrem Gange kam Leona an eine kleine Höhle, die durch niederes Strauchwerk den Blicken entzogen war. Dort sammelte sie dürres Holz und zündete es zu einem Feuer an, um auf die See hinaus zu sehen, und setzte sich dann auf eine rohe Bank, die sie selbst errichtet. „Wenn Viktor über die Bucht kommt,“ murmelte sie vor sich hin, „so muß er mich sehen.“ Der Mond stieg höher am Horizonte empor, und verband sich mit dem Feuer zu einer seltsamen Beleuchtung des Mädchens, das in tiefe Träumereien versunken war und über das Meer hinstarrte. Wohl ziemlich lange mochte sie schon so da gesessen haben, als sie einen schweren Tritt in ihrer Nähe hörte, und sich rasch umwendend eine hohe Frauengestalt erblickte: sie mochte von mittleren Jahren sein, und trug ein schwarzes Seidenkleid. Aus ihren Zügen sprach die heftigste Unruhe und ihre Augen zuckten ruhelos. Das Mädchen erschrak nicht bei dem Anblick dieser fremdartigen Erscheinung, sondern wartete ruhig, bis sie sprechen würde. „Fürchtest Du Dich nicht, Kind, hier allein zu sein in solch' unruhigen Zeiten? Wo wohnst Du? Wie heißt Du?“ — „Ihr fraget viel auf einmal,“ antwortete Leona. „Ich fürchte mich nicht — wohne unfern von hier — und heiße Leona Rivers Clayton.“ — „Und Deine Eltern?“ — „Mein Vater ist ein Farmer in verhältnißlichen Verhältnissen, der schon lange hier wohnt. Aber warum soll ich meine Familienverhältnisse der nächsten besten Fragerin ausplaudern?“ — „Und wer war Deine Mutter, mein Kind?“ — „Sie starb, als ich noch klein war,“ antwortete Leona, die der geheimnißvollen Erscheinung doch nicht zu widerstehen vermochte, „ich habe ihr Bild hier,“ und deutete dabei auf ein Medaillon, das an ihrem Halse hing, „ihr Name Leona Rivers ist auf der Rückseite eingegraben, das ist Alles, was ich von ihr weiß,“ schloß sie, und ließ dabei die Augen sinken. — „Ah, ich sehe, dahinter steckt ein Geheimniß. Nicht wahr? Aber in meiner Familie gibt's auch Geheimnisse. Hi, hi!“ und sie lachte gräblich, indem sie ihre Hände rieb. „Ich habe meine Freude an Geheimnissen, ich bin ein lebendiges Geheimniß. Niemand weiß, wer ich bin, noch warum ich hier bin.“ Ein banger Schauer überrieselte das Mädchen, als sie erkannte, wie es um die arme Frau stand, und ihr Interesse und ihre Theilnahme waren auf's Höchste gespannt. Der Gedanke durchfuhr sie plötzlich, die Frau möchte durch die Kriegswirren und ihre traurigen Folgen den Verstand verloren haben. „Wohnen Sie in der Umgegend?“ fragte sie in freundlichem Tone. — „O, nein, ich wohne in New-York. Ich bin nur hierher gekommen, um nach meinem Sohne zu sehen, der in der Unionsarmee dient.“ — „Wollten Sie mir nicht Ihren Namen sagen?“ — Die Fremde glättete einige Falten ihres Kleides und trat dann mit vertrauensvollem Ausdruck näher zu Leona hin. „Du wirst mich ihm nicht verrathen?“ fragte sie, und flüsterte leiser. „Du mußt wissen, ich bin von Hause entflohen und er weiß nicht, daß ich hier bin.“ — „Gewiß nicht — ich werde Sie nicht verrathen.“ — „Gut denn. Ich heiße — aber Du verräthst mich nicht. Horch, ich höre Tritte, das könnte er sein.“ Die ganze Wildheit, welche der beruhigende Eindruck des jungen unschuldigen Mädchens verschleucht, kehrte augenblicklich wieder, und sie erhob sich in ihrer vollen Größe. „Da, er kommt,“ fügte sie einen Augenblick später hinzu, und ohne ein weiteres Wort oder einen Blick verschwand sie lautlos, wie sie gekommen war. Das Mädchen lauschte einige Augenblicke, aber Alles war still.

Sie mochte mehrere Minuten so gesessen haben, als sie einen Schuß hörte, und im nächsten Augenblicke, da sie erschrocken aufsprang, sah sie einen Mann den Fußpfad am Wasser herankommen. Im ersten Moment ihn für Viktor haltend, sprang sie ihm entgegen, aber auch schon im näch-

ten hielt sie inne, und nahm ihren ganzen Ernst und ihre stolze Haltung an, um ihm gegenüber zu treten.

„Guten Abend, Miß Leona,“ sagte dieser Mensch, stehen bleibend und seine Flinte auf den Boden stemmend. — „Guten Abend, James Mardon,“ antwortete sie mit einer kalten Verbeugung. — „Sie sollten so spät am Abend nicht mehr an solch' einsamem Orte allein sein. Es hat sich in der letzten Zeit viel verdächtiges Gesindel von drüben hier herumgetrieben. Ihr Vater und ich müssen wegen dieser Rundschafter und Spionen sehr auf der Hut sein, und ich werde diese Nacht Wache halten. Um ihnen zu zeigen, daß man nicht schläft, habe ich die Flinte abgeschossen. Nun, da unsere Batterie auf Cornes Island fertig ist, erwarten wir bald eine Besatzung, und Ihr Vater wird eine Kompagnie errichten, bei der ich Lieutenant werde. An uns liegt es nicht, wenn dem Yankee-Schwindel nicht bald ein Ende gemacht wird.“ James Mardon war ein leichtsinniger Bursche, der Besitzer einer heruntergekommenen Farm in der Nähe, der seine Zeit mit Jagen, Fischen und Kartenspielen tobtöschlug. Er hatte in letzterer Zeit um die Hand von Leona gewonnen, und sich in trunkenem Zustande als ihr künftiger Gatte gerirt, da er die Zustimmung des Alten besaß. Es war Leona's größter Schmerz, daß dieser elende Mensch vertrauter mit Clayton stand als irgend Jemand, selbst sie. Ihr Widerwille gegen ihn hatte mit jedem Tage zugenommen; jedes Wort, jeder Blick von ihm vermehrte ihren Haß. Er war ein kräftig gebauter Mann mit rothem Gesicht, und in seinem Wesen rauh und roh, der, wenn es, wie unsere Philosophen meinen, in der Ehe auf den richtigen Gegensatz und die Ergänzung anläme, in gewisser Beziehung ein vortrefflicher Gatte für Leona geworden — aber nur in der Theorie! Und die Ehe ist keine Theorie. Leona hatte noch kein Wort geantwortet, da sie seine Anspielung auf „Yankees“ und „Spionen“ wohl verstanden. „Nun, entschuldigen Sie,“ schloß der Verhaftete, „daß ich Sie in Ihren Mondscheinbetrachtungen gestört habe. Ich werde Ihrem Vater die frohe Nachricht bringen, daß Sie sich bis jetzt noch nicht erlöstet. Auf Wiedersehen!“ Er wollte mit seinem spöttischen Lächeln fort, aber Leona hielt ihn zurück. „Ich will Ihnen noch etwas sagen,“ rief sie, mit langunterdrücktem Zorne, und warf ihm einen wilden Blick zu. „Sie haben sich in letzterer Zeit nur zuviel mit mir beschäftigt, sind mir überall hin gefolgt, und haben mich beobachtet auf Schritt und Tritt, haben sich in Ihrer Anmaßung meinen künftigen Gatten genannt, und sich ein Urtheil über mein Thun und Treiben erlaubt. Ich will Ihnen darum jetzt mit einem Worte Ihre Stellung klar machen. Ich kenne keinen so häßlichen, so moralisch verdoedelten Menschen, den ich nicht eher heirathete als Sie. Sprechen Sie darum nicht wieder davon — maßen Sie sich nie wieder an, mir nahe zu kommen, oder ich werde Ihnen zeigen, wie hoch ich über Ihnen stehe. Und nun gehen Sie!“ Sie ließ ihn los, und der Schurke, der bei diesem heftig erglühenden Zorne des Mädchens kaum zu athmen wagte, schlich sich wie ein gepeitschter Hund davon, indem er in sich hineinmurmelte, daß nur das Wissen um gewisse Verbbrechen, die er begangen, ihr den Muth geben könne, gegen einen Mann seinesgleichen so aufzutreten. Aber im nächsten Augenblicke war es auch schon mit diesem Muth vorbei, und sie sank auf der Bank zusammen, so hatte sie diese Szene erschüttert. In Thränen gebadet saß sie da und starrte in die Ferne: das Feuer war zu Kohlen herabgesunken.

Zweites Kapitel.

Zwischen Busch und Baum tauchte endlich eine Gestalt auf, die uns der heftige und freudige Aufschrei des Mädchens als den Langersehten erkennen ließ. Es war Viktor, in dessen Armen sie lag, ein Mann von edler Gestalt und, wie es schien, ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt. Er trug die Uniform eines Offiziers der Vereinigten Staaten. Viktor

war kein schöner Mann nach den ästhetischen Regeln, die auf dem Broadway von New-York gelten; aber es lag etwas ungemein Anziehendes in dem tiefen Tone seiner Stimme, in dem Glanze seiner Augen und in dem Geiste, der aus seinem Antlitz sprach. „Welche Unruhe, Leona,“ fragte er lächelnd, „scheucht Dich in meine Arme?“ — „O, ich war in so großer Angst und Sorge,“ antwortete sie, indem sie sich erröthend seiner Umarmung entzog. „Ich fürchtete für Dein Leben, da ich bange hatte, mein Vater, der, wie Du weißt, ein heftiger Sezessionist ist, möchte Kunde von unseren Zusammenkünften bekommen haben. Es sollen sich, wie sie behaupten, Spionen aus dem Unionslager mitten unter uns herumtreiben. Ich fürchte immer, Viktor, man möchte Dich noch ergreifen. Wie kannst Du es wagen, in dieser Uniform herüber zu kommen?“ — „Weil ich diesmal in meinem wahren Charakter vor Dir erscheinen wollte, denn ich habe Dir etwas Wichtiges zu sagen.“ — „Bist Du wirklich ein Offizier der Union?“ — „Ja, Leona. Und ich bin neugierig, was Du mir in diesem feierlichen Augenblicke antworten wirst.“ Das leuchtende Roth, das ihre Wangen färbte, überzeugte ihn, daß sie ihn verstanden. Aber sie strich nur langsam mit ihren zarten Händen über sein Gesicht und sagte: „Du verdienst, daß ich Dich wegen Deiner Kühnheit schelte; o, Viktor, wenn Du um meinetwillen in die Hände der Rebellen fielest, ich wäre des Todes!“ — „Du weißt nicht mal Alles, was ich gethan: ich kam bei Tage herüber, und besah mir die neuen Batterien auf Cranny Island. Aber fürchte darum nichts, ich komme unter so mancherlei Verkleidungen, daß nichts zu besorgen ist.“ — „Nimm Dich darum doch in Acht. Mein Vater und seine Freunde haben die Erlaubniß erhalten, eine Infanterie-Kompagnie zu errichten, und man spricht sogar von einem permanenten Lager in der Nähe. Die ganze Wasserlinie von Virginien, von der Festeung Monroe bis James River, soll streng bewacht werden.“ — „Die Gefahr wächst allerdings: aber Du bist rein von Verrath, was brauch' ich mehr zu wissen! Wirf all' Deine Sorgen fort, und laß uns nur an eine frohe Zukunft denken.“ — „O, Viktor! ich kann nur an Dich denken, nur Du bist meine Zukunft, mein Glück!“ rief sie, ihm an den Hals sinkend. — „Dann ist Alles gut. Wir haben beide Kummer und Sorgen kennen gelernt. Von meiner Kindheit an führte ich ein unruhiges Leben; Niemand liebte mich als meine Mutter, und auch sie mußte ich oft entbehren; laß Dir offen sagen, sie ist zuweilen geisteskrank, ein Unglück, an dem ein Sturz auf den Kopf schuldig ist. Sie verläßt dann Haus und Heimat, ohne daß Jemand weiß, wohin sie gegangen. Von meinem Vater weiß ich nichts, als daß er in meiner Kindheit ermordet worden, sein Mörder aber entkam. Unser Hausarzt nahm sich meiner an, und ich genoß eine gute Erziehung; auch waren die Vermögensumstände meines Vaters bei seinem Tode so, daß ich Mangel nicht gekannt. Als der Aufstand im Süden ausbrach, verschaffte mir Doktor Johns auf meinen Wunsch eine Anstellung als Lieutenant bei den Freiwilligen und seit jener Zeit war ich, mit einem geheimen Dienste beauftragt, in der Nähe stationirt. Mein voller Name ist Viktor Thorne,“ fügte er hinzu, „und ich hoffe, Du wirst nun, nachdem Du mein ganzes Leben kennst, mich nicht minder lieben denn zuvor!“ — „Ich danke Dir, daß Du mir Dein ganzes Vertrauen geschenkt hast, aber nun erst hat meine Furcht und Sorge Grund, nun, da ich weiß, daß Dir ein so wichtiger Dienst anvertraut ist.“

Er suchte sie zu beruhigen, während sie, die Arme ineinander geschlungen, an der Küste auf- und niedergingen, und auch Leona theilte ihm von ihrer Vergangenheit mit, was sie für bedeutend genug hielt, es dem Manne zu erzählen, der so hoch über ihr zu stehen schien. Sie theilte ihm sogar die Zweifel mit, welche die Nachbarschaft geäußert, daß sie nicht die Tochter Clayton's sei, und obgleich ein klares Bewußtsein über ihre Vergangenheit erst von der Zeit datirte, da sie in diese Gegend gekommen, war es ihr doch wis-

ein Traum, als ob sie zuvor in einem Paradiese gelebt, wo freundliche Gesichter sie umgaben, und als ob sie dann eine Reise auf dem Meere gemacht — wo ihre Phantasie plötzlich abriß.

Lange plauderten sie so fort, bis sie einen Rebellenampfer in der See gewahrten, der sich oberhalb des Lagers von New-Portnews zeigte, und in der Mündung des James River hin und her fuhr. Der Lieutenant theilte seiner Geliebten mit, daß er eine Cottage an der Küste zwischen Hampton Village und New-Portnews bewohne, und es ward beschloffen, daß er am dritten Abend kommen wolle, um sie nach der Feste Monroe abzuholen, wo ein Geistlicher bereit sein werde sie zu verbinden. Schwer war ihr Scheiden, aber der Hoffnungsstrahl baldiger Vereinigung erheiterte ihren Horizont.

Thorne eilte nach der kleinen Bucht, wo er sein Boot verborgen hatte, das ein Schwarzer bewachte, welcher kürzlich von einer Plantage entflohen und in seine Dienste getreten war. „Sind Sie es, Massa?“ fragte der Neger leise, als sein Herr durch die Büsche geschlichen kam. — „Ja, Jupiter. Bist Du des Wartens müde?“ — Der Neger ließ den Kopf sinken. „Nein, Herr, meine Gedanken waren fern von hier, bei den Meinen;“ und er deutete in der Richtung nach Süden. — „Armer Junge, Du dauerst mich, daß Du sie in der Sklaverei zurücklassen mußt; ich hoffe aber, daß es Dir bald gelingen wird, sie frei zu machen. Und jeden Augenblick, sobald Du willst, magst Du gehen.“ — „So erbitt' ich mir zwei Tage Zeit.“ — „Gut, es sei! Hier, nimm dieß!“ antwortete Thorne, indem er ihm eine Handvoll Silber gab. Der Neger warf sich dem Herrn zu Füßen und brühte seine Dankbarkeit in der rührendsten Weise aus. Dann sprang er auf, griff nach seinem Gürtel, in dem ein Dolch steckte, und deutete nach Süden. — „Gute Nacht, Massa Thorne,“ sagte er, „der gute Gott segne Sie!“ — „Gut Glück! und auf Wiedersehen, Jupiter!“ rief ihm der Offizier theilnehmend nach.

Lieutenant Thorne hatte einen schwierigen Posten. Mit einigen ihm zugetheilten Leuten sollte er den Verkehr von Briefen, Kriegsmunition und Contrebande zwischen der Halbinsel und dem Festlande von Virginien unmöglich machen. Dazu besaß er zwei raschsegelnde Boote, Waffen in Fülle und eine Auswahl von Verkleidungen für sich und seine Leute, denn er mußte seine Expeditionen häufig bis in's feindliche Lager ausdehnen. Auf einer derselben hatte er vor ungefähr einem Monate Leona kennen gelernt.

Der junge Offizier war eben im Begriffe in das Boot zu steigen, um nach seinem Hauptquartier zurückzukehren, als er ein Geräusch hörte, wie von dem Krachen dürrer Zweige, und im nächsten Augenblicke einen Mann vor sich sah, der den Anfang der Buglerei ertönen ließ. — „Ah!“ rief Thorne, und sein Gesicht leuchtete vor Freude; „Gibson, Du bist es, das freut mich, Dich wieder zu sehen, ich glaubte Dich schon in den Klauen des Feindes.“ — „Das war ich auch, und der arme Reynolds ist noch Gefangener.“ — „Aber wie entkamst Du?“ — „Ich kroch bei Nacht unter dem Zelte durch, nahm einen Eimer vor dem Zelte des Obersten, und ging durch die Wachen hindurch nach dem Brunnen, um Wasser zu holen.“ — „Und wo ist das Lager?“ — „Ungefähr eine Meile von Portsmouth, in einer Waldlichtung.“ — „Gut. So werde ich ihn retten. Bleibe Du hier in dem Bote, bis ich mit ihm zurückkehre.“ — „Weißt Du denn die Losung der Rebellen von heute?“ — „Nein, aber es ist mir ein Leichtes, sie auszuforschen.“ — „Du treibst ein gefährliches Spiel, das noch einmal schlimm ausfallen könnte.“ — Thorne ließ sich jedoch nicht von seinem Vorsatz abbringen, und Gibson legte sich, nachdem die Sache noch näher besprochen war, in das Boot, während Thorne nach der Farn eines reichen Rebellen ging, wo er gewohnt war sich ein Pferd für seine Expeditionen zu borgen. Rasch ritt er von bannen, bis er endlich nach einer halben Meile die Lichter von Portsmouth sah. In einem dieser Gehölze stieg er ab, band sein Pferd an einen Baum und schritt durch die Felsen. Nachdem er wieder ungefähr eine halbe

Meile in gerader Richtung gewandert, donnerte dem Offizier plötzlich beim Herausreten aus einem dichten Gebüsch ein lautes „Wer da“ entgegen. „Gut Freund!“ antwortete er rasch, als er die Wache sah, die ihm das Gewehr entgegen hielt. „Das Feldgeschrei!“ befahl die Wache, und der Offizier hörte das Spannen des Hahns.

Drittes Kapitel.

Mit heiterem Sinne ging Leona nach ihrer Wohnung zurück. Trug sie doch ein theures Bild in ihrem Innern. Sie wiederholte sich beständig die Worte Thorne's, und jedesmal schienen sie ihr freundlicher zuzulächeln; die Sterne glänzten heller am Horizonte, und das Murmeln des Wassers schien ihr Liebesworte zuzulüftern. Als sie sich der Wohnung nahte, in der sie schon so viel gelitten, hörte sie Clayton die Terasse herabkommen, denn sie erkannte ihn an dem seßionistischen Liede, das er zu singen sich abmühte. Marston stand vor der Thüre, offenbar mit einiger Unruhe die Ankunft seines Freundes erwartend. Das glückliche Mädchen war nicht in der Stimmung, mit einem von Beiden zu sprechen, und ging daher nach ihrer Kammer, wo sie die Fenster öffnete und die Nachtlust hereinströmen ließ.

Einige Augenblicke später traten Clayton und Marston zu gleicher Zeit in das Blochhaus, indem sie leise mit einander sprachen.

„Ich bin herübergekommen,“ sagte der Letztere, „um mich mit Dir wegen der Rekrutierung zu besprechen, namentlich der Adresse an die Bürger von Virginien.“ — „Das ist schön,“ antwortete Clayton, „aber heute Nacht bin ich zu müde dazu.“ Damit setzte er sich, und bot seinem Freunde einen Stuhl. „Morgen werden wir das bald im Kleinen haben. Ich möchte wissen, ob das Mädchen schon zu Bette gegangen.“ Leona hörte den Alten die Wendeltreppe, welche vom Wohnzimmer nach ihrem Gemache führte, hinaufschleichen und ihren Namen rufen. Sie antwortete jedoch nicht. „Sie schläft,“ murmelte Clayton, indem er wieder herabkam und sich zu dem Freunde setzte, „oder ist sie zu den Nachbarnslenten hinüber. Weißt Du, Marston, daß ich glaube, das Mädchen hat einen Liebhaber.“ — „Mag wohl sein,“ antwortete Marston, nachdem er im ersten Augenblicke aufgefahren, sich aber, von seinem Freunde beruhigt, wieder gesetzt, „denn sie verschmäh't mich.“ Er erzählte die Szene, die er eben mit ihr gehabt. „Du siehst, daß Dein Versprechen auf keinem sehr sichern Grunde ruht. Doch davon später. Hast Du keinen Whisky zu Haus?“ — „Ein wenig. Wir wollen ihn kosten.“ Clayton holte eine Flasche aus einem Schranke, und sie tranken zusammen. Während sie damit beschäftigt waren, schlich sich eine weibliche Gestalt in schwarzen Kleidern geräuschlos in die Nähe des Fensters, bei welchem die Beiden saßen, und stellte sich so, daß sie jedes Wort hören konnte, da aus einer Scheibe des Fensters schon lange ein Stück fehlte. — „Run, Clayton,“ sagte Marston, ein Glas hinunterstürzend, „wir wollen mal die Sache mit dem Geld in's Reine bringen.“ — „Gut, aber sei vernünftig; ich muß sehr Löwenanteil haben, denn ich brauche ihn zum Umbau dieser Lotterfallo; Du siehst ja, wie arm ich bin.“ Damit deutete er auf die nackten Wände und den kahlen Boden. Das Zimmer war allerdings auf das Dürftigste möblirt und bot wenig Comfort; es war das Wohnzimmer der Familie, während Clayton in einem kleinen Zimmer daneben schlief, und Leona das obere Stockwerk oder Fachwerk bewohnte. „Wenn von Armuth die Rede ist, dann sieh' mich an. Wenn die Konföderation die beabsichtigte Steuer ausschreibt, kann ich ihr nur gleich mein ganzes Haus hergeben und mich von ihr erhalten lassen. Ich bin der ärmste Mensch in Virginien.“ Die Verhandlung, die nun folgte, war nichts weniger als erquicklich und zeigte, daß die Freundschaft der Beiden auf keinem sehr edeln Grund erbaut war.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.

Der versenkte Hort.

Von

Karl Simrod.



E

s war einmal ein König, ein König war's am Rhein,
Der liebte nichts so wenig als Haders Noth und Pein.
Es stritten seine Degen um einen Schatz im Land
Und wären fast erlegen vor ihrer eignen Hand.

Da sprach er zu den Edeln: „Was frommt euch alles Gold,
Wenn ihr mit euern Schädeln den Hort erkaufen sollt?
Ein Ende sei der Plage, versenkt ihn in den Rhein;
Da bis zum jüngsten Tage mag er verborgen sein.“

Da senkten ihn die Stolzen hinunter in die Flut:
Er ist wohl gar geschmolzen, seitdem er da geruht.
Herronnen in den Wellen des Stroms, der drüber rollt,
Läßt er die Trauben schwellen und glänzen gleich dem Gold.

Daß doch ein Jeder dächte wie dieser König gut,
Auf daß kein Leid ihn brächte um seinen hohen Muth,
So senket wir hinunter den Kummer in den Rhein,
Und tranken frisch und munter von seinem gold'nen Wein.

Eine Sturmnacht auf der Hallig.

Erzählung
von
Graf Willkomm.

1.

Vater Groot und sein Jugendfreund.

Bis zu zwölf Personen war die Gesellschaft der Reisenden im Fährhause angewachsen. Alle hofften auf besseres Wetter, um die schwierige Ueberfahrt nach den Inseln, die jetzt in der trüben Regenluft auch dem schärfsten Auge verborgen blieben, antreten zu können. Die Stimmung unter diesen Harrenden war nicht die angenehmste. Mehr oder weniger plagte Jeden die Langeweile, denn es fehlte an Lektüre eben so sehr wie an Gelegenheit zu anderweitiger Unterhaltung und Zerstreuung. Die wenigen alten Zeitungsblätter, die man vorfand, boten den Reisenden nichts Neues dar, und zu fesselnden Gesprächen gab es keine Anregung, da jeder Einzelne nur ihm ganz fremde Gesichter vor sich sah. Unter solchen Umständen blieb nur die etwas komische Figur des alten Steuermanns übrig, der sich nach einem langen, abentheuervollen Leben hier zur Ruhe gesetzt hatte, und jeden Fremden, der einige Zeit auf den Abgang des Fährschiffes warten mußte, das jetzt unter der Führung seines Sohnes stand, von seinen Erlebnissen unterhielt. Da der Mann jedoch nur plattdeutsch und auch dieß nicht einmal rein und deutlich sprach, so konnten nicht alle Reisenden von seinen Vorträgen profitieren. Mir wurde der Alte interessant, weil ich sehr bald gewahrte, daß er ein wahres Wetterglas sei. Gleich nach meiner Ankunft im Fährhause bei undurchbringlichem Nebel hatte er mir gesagt, es werde einige Tage schlimmes Wetter geben; er fühle das in den Füßen, die er sich einmal in Afrika — der Platz hieß Kapstadt, fügte er mit pfiffigem Winkeln seiner kleinen Augen hinzu — erkältet habe. Seitdem wisse er mit dem Wetter besser Bescheid als die Studirten. „Kommen Sie, ich will Ihnen was zeigen,“ fuhr er schmunzelnd fort, und trallerte seine von Sichteiden krumm gewordenen Finger unsanft um meine Hand; „das ist was Großes! Da hat noch Jeder sich verwundert, der es sah und las!“ Er zog mich an die hintere Wand des ziemlich großen Zimmers, dessen Wände mit schön glänzender himmelblauer Delfarbe angestrichen waren, und deutete auf eine große Schrift, die hier unter Glas und Rahmen, auf seines weißes Papier gedruckt, zu sehen war. „Wenn Sie das durchlesen,“ sprach er, „dann haben Sie was Ordentliches gelernt! Es ist noch Keiner hier gewesen, der sich nicht darüber verwundert hätte! Und kommt etwa ein junger Narr und will sich breit machen mit seinem Wissen, da stell' ich ihn ruhig vor diese Tafel hin, und auf der Stelle wird er schweigsam und schämt sich seiner Prahlereien.“ Da der ehemalige Steuermann gewahrte, daß ich die Schrift der Dunkelheit wegen nicht gut lesen konnte, hob er sie ab und drückte sie mir in beide Hände. „Machen Sie sich's bequem, Herr,“ sagte er mit höchst zufriedenem Gesicht, „und wenn Sie wo nicht mehr Bescheid wissen, da fragen Sie nur mich! Was da geschrieben steht, das hab' ich Alles selber erlebt!“ Die Schrift enthielt eine Aufzeichnung der vielen Seereisen, welche „Vater Groot“, wie man ihn nannte, auf zahlreichen Schiffen gemacht hatte. Daß diese Beschreibung seiner Lebensschicksale von ihm selbst herrührte, unterlag keinem Zweifel. Sie zeichnete sich durch unnachahmliche Einfachheit des Stils und eine wahrhaft klassische Kürze aus. Leider aber konnte Niemand etwas daraus lernen, da das trockenste Tagebuch eines Schiffsführers mehr Thatsächliches gibt, als Vater Groot von seinem eigenen viel bewegten Leben niederzuschreiben für gut befunden hatte. Seine Geographie forderte häufig zum Nachdenken auf, da es ihm nicht darauf ankam, den Namen einer Insel als Ha-

fenplatz aufzuführen. Auch schrieb er die Namen fremder, besonders spanischer Hafenplätze ganz so, wie der ungebildete Matrose sie häufig ausspricht, und das gab denn eine so kostbare Mosaik von sinnlosen, völlig unlesbaren Namen, daß man wirklich beim Durchstudiren dieser jedenfalls in ihrer Art einzig dastehenden Selbstbiographie eines Seemannes sich ein paar Stunden recht gut unterhalten konnte.

Uebrigens zeigte sich Vater Groot, sobald man seine erklärende Beihilfe in Anspruch nahm, und Geduld genug besaß, ihm ruhig zuzuhören, als gar nicht übler Erzähler. Sein Kopf war vollgepfropft von den buntesten Erlebnissen, die nur völlig ungeordnet durcheinander lagen. Dieß veranlaßte ihn, die heterogensten Dinge an einander zu reihen, und dadurch sich selbst und seine Zuhörer zu verwirren. Unausgefordert stand er übrigens Niemand Rede, weil er wahrscheinlich schon oft die Erfahrung gemacht hatte, daß man ihm entweder widersprach oder ihn wohl gar für einen argen Aufschneider hielt. Damit aber that man ihm Unrecht. Was Vater Groot denen, die ihm zuhören wollten, erzählte, war weder erfunden noch übertrieben, nur die Art seines Vortrags verlieh ihm einen Anstrich sonderbarster Uebertreibung, die dadurch noch verstärkt ward, daß der alte Seemann Weiteres wie Ernstes, Tragisches wie Komisches mit lächelnder Miene erzählte.

Da ich mir den Anschein gab, als sei ich über die gedruckten Albernheiten, die mir Vater Groot ja als etwas Großes in die Hand gedrückt hatte, über die Mäßen erstaunt, so gewann ich dadurch sein Vertrauen und bewog ihn zu weiteren mündlichen Mittheilungen. Diese unterbrach er nur, wenn er abgerufen ward, wenn ein neuer Reisender eintraf, und wenn er durch die viereckigen niedrigen Fenster, welche auf die wogende Binnensee hinaussahen, den Zug der finsternen Nebelwolken beobachtete, die der heulende Weststurm unter prasselnden Regenschauern vor sich herjagte.

Von seinem früheren Seemannsleben hatte Vater Groot einen Schiffskompaß von ansehnlicher Größe in seine jetzige stille Häuslichkeit mitgebracht. Dieser hing in blinkendem Gehäuse an der Decke des Zimmers und ließ sich an einer Schnur auf- und niederheben. Einigemal des Tages nun löste Vater Groot die Schnur dieses Kleinods, um nachzusehen, ob die Magnetnadel nicht etwa eine kleine Schwantung westwärts mache. Er wollte nämlich behaupten, es geschehe dieß immer, wenn ein besonders heftiger Sturm im Anzuge sei, und auch an jenem Tage, dessen Ende mit mir noch vierzehn andere Reisende sehnlichst herbeiwünschten, berührte der alte Steuermann mit seiner langen, spizen Nase beinahe die zitternde Nadel und sprach mit wichtiger Miene: „Dat weijt wedder drie Dage; id weet Bescheid!“

Das waren traurige Aussichten, und leider sollte sich die Erfahrung des alten Seemanns so ziemlich bestätigen. Noch während der Nacht steigerte sich die Wuth des Unwetters. Sturm, Bliß und Donner hatten am nächsten Morgen die Alleinherrschaft in der Natur, und unsere Hoffnung auf baldige Erlösung ward in sehr unsichere Ferne gerückt. Spät in der Nacht war abermals ein Fremder angekommen. Dieser neue Gefährte ließ sich erst beim zweiten Frühstück sehen, das auf Groot's Befehl sehr kräftig ausfiel. Der gute Alte wollte seine Gäste, die es sich ja nur deshalb in seinem schlichten Hause so lange gefallen ließen, weil sie die Noth dazu zwang, doch in materieller Weise möglichst erfreuen, da er geistige Genüsse ihnen nicht bieten konnte. Der neue Ankömmling war ein starker, kräftiger Mann mit vollem silberweißem Haar. Mit Groot schien er auf vertrautem Fuße zu stehen; denn nicht nur sprach der frühere Steuermann viel und gern mit ihm, er gab ihm auch häufig Zeichen und Winke, die eine lange Bekanntschaft zwischen Beiden voraussetzen ließen. Mit uns Uebrigen wechselte der stattliche Greis kein Wort. Er begnügte sich uns stumm zu grüßen, als er am gemeinschaftlichen Frühstückstische Platz nahm; auf die Unterhaltung aber, die man anknüpfte, achtete er nicht, wenigstens nahm er gar keinen Theil daran.

Wir fiel weniger die gemessene Haltung des Fremden auf, als eine Narbe auf seiner breiten und hohen Stirne, die weder von einem schneidenden Instrumente, noch von einem Stoß oder unglücklichen Falle herrühren konnte. Die halbe Stirne war in zwei parallel laufende tiefe Furchen zerrissen, zwischen denen die aufgeschwollene Haut eine hohe Runzel bildete. Zwar entstellte diese schreckliche Verwundung das Gesicht des Fremden, eigentlich häßlich aber wurde es dadurch nicht. Ein paar schöne und tiefe blaue Augen blickten frei und klar in die Welt, und das volle Haar, das den mächtigen Kopf des Mannes bedeckte, verlieh ihm etwas Ehrfurchtgebietendes.

Ein Gespräch mit diesem Fremdlinge anzuknüpfen, wollte, obwohl es versucht ward, nicht gelingen. Seine Antworten waren so kurz und trocken, daß sich's ihnen anfühlen ließ, wie ungern sie gegeben wurden. Nur so viel erfuhren wir, daß auch er mit dem Jahrschiff das Festland verlassen und nach der nächsten Insel wollte. „Also abermals ein Leidensgefährte,“ flüsterte ich Vater Groot zu, als er mir gegenüber am Fenster Platz nahm, einen Blick auf den grauen Himmel und die entsetzlich stürmende See warf, und den Mund zu einer seiner abenteuerlichen Erzählungen spitzte. „Wie heißt der Herr, und was treibt er? Sie scheinen sich genau zu kennen.“ — „So ziemlich,“ versetzte der gewesene Steuermann. „Dem guten Waterborn geht's wie mir. Wir haben beide was erlebt und können was erzählen.“ — „Ist Herr Waterborn ebenfalls Seemann gewesen?“ lautete meine nächste Frage. „Denkt nicht dran,“ fuhr Groot fort. „Er haßt's Wasser fast wie die Juden, was ihm freilich Reiner verargen kann, wenn man bedenkt, was ihm passiert ist. Seitdem lebt er mitten im Lande und baut Orgeln. Das Ding dort hat er mir vor einigen Jahren geschenkt.“ Er deutete rückwärts auf ein kleines Positiv, das Waterborn in demselben Augenblicke öffnete und gleich darauf auch probierte. Es klang schlecht und jeder Ton zitterte. Dennoch spielte Waterborn mit so ungewöhnlichem Ausdruck den Choral: „Aus tiefer Noth ruf' ich zu Dir“ darauf, daß Alle im Zimmer Anwesenden verstummten und mit wirklicher Andacht zuhörten.

„Das ist sein Lieblingsstück,“ sprach Groot, als Waterborn enbte. „Darum kann er's auch so schön vortragen. So lange ich mit ihm verkehre, habe ich noch kein anderes Stück von ihm spielen hören.“ Einige weitere Fragen, mit denen ich mich an Vater Groot wandte, entlockten diesem ein sehr spitziges Lächeln, weil sie ihm meine völlige Unkunde derjenigen Verhältnisse verriethen, die ihm genau bekannt waren. Doch ließ er sich großmüthig herab, mich zu belehren. So erfuhr ich denn, daß Waterborn ein Kind der kleinen, zerrissenen Inselwelt sei, die uns jetzt das neblige Sturmwetter verdeckte, daß er schon als junger Mensch nach dem Festlande gegangen, um hier das ihm zusagende Gewerbe eines Tischlers zu erlernen. Da er frühzeitig Anlage zur Musik zeigte, und der wohlhabende Meister, bei dem er in die Lehre trat, ein altes Klavier besaß, das Niemand mehr benützte, fing der junge Waterborn, der schon etwas Musik getrieben hatte, aus eigenem Antriebe an, sich, so oft er eine freie Stunde fand, darauf zu üben. Er stimmte das schlechte Instrument so gut es ging, machte solche Fortschritte, daß sein Meister von ihm als von einem seltenen Talente sprach, und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit des Kantors auf den Tischlerlehrling. Dieser überzeugte sich bald von den schlummernden Talenten des kaum Fünfzehnjährigen, empfahl ihn einem bekannten Orgelbauer, der gerade einen anstelligen Gehülsen suchte, und so erlernte Waterborn eine Kunst, die ihm später viele glückliche Stunden bereite, ihn schwere Schicksalschläge geduldig ertragen ließ, und ihm zu einem gewissen Wohlstande verhalf. „Waterborn hat die meisten Orgeln im Lande reparirt,“ schloß Vater Groot seine Mittheilungen, „und seit gewiß dreißig Jahren gibt es auf den Inseln und Halligen, überhaupt in den ganzen Utländern (Außenländern) keine Orgel, die er nicht schon ein-

mal unter den Händen gehabt hat und von Zeit zu Zeit wieder stimmt. Es ist jetzt die Zeit gekommen, wo der Mann auf die Inseln geht, natürlich auf Kosten der Kommunen, die von seiner Geschicklichkeit Nutzen haben wollen. Dann pflegt er immer sehr einsylbig zu sein, denn er erinnert sich der schweren Zeiten und großen Nöthen, die hinter ihm liegen und die ihm alles Salzwasser verhaßt machen. Wertwürdig ist's übrigens, daß es fast immer stürmt, wenn Waterborn nach den Halligen reist. Wäre er nicht eine so grundehrliche und gottesfürchtige Seele, so würde ich ihn selbst für einen Wettermacher halten. Und deren gibt's, Herr — ich weest Bescheid!“

Groot entfernte sich mit einem Blicke, in dem sich das schärfste Verbot gegen jeglichen Widerspruch verbar. Waterborn hatte das Zimmer ebenfalls verlassen, und zeigte sich wenige Augenblicke später auf dem Deichlamme nächst dem Hafen, in welchem das Jahrschiff vor Anker lag. Trotz des fürchterlich tobenden Sturmes hielt sich der kräftige Mann mit den weißen flatternden Haaren doch geraume Zeit an dem Hed, dessen Wallengerüst den Deich sperrte, ohne Zweifel, um nach Anzeichen baldigen Witterungswechsels auszuschaun.

Als er wieder in's Zimmer trat, wo inzwischen die übrigen Reisenden zu den Karten gegriffen hatten, um sich spielend die Langeweile zu vertreiben, sah er noch ernster aus als zuvor. Er setzte sich in die entlegenste Ecke des Zimmers, nahm die Pfeife, welche Vater Groot mit einer Art Grandezza ihm reichte, an und begann so stark zu rauchen, daß er schon nach wenigen Minuten in dicke Tabakswolken gehüllt war. „Wissen Sie, was der Orgelbauer auf dem Deiche wollte?“ flüsterte mir Groot, mit seinen kleinen Augen seltsam zinkernd, zu, und bot mir ein brennendes Spändchen zum Anrauchen der Cigarre. Ohne auf Antwort zu warten, fügte er eben so leise hinzu: „Er kann's nicht erwarten, bis er den Ort wieder sieht, wo er einst so glücklich war! Kein freundliches Wort geht eher aus seinem Munde, bis er über der rollenden See die drei Gipfel entdeckt hat, die von der handvoll Erde doch immer noch übrig geblieben sind.“ Mehr wollte mir der alte Seemann nicht verrathen, obwohl ich noch ein paar Mal darauf bezügliche Fragen an ihn richtete. „Warten Sie noch ein paar Stunden,“ versetzte er, als ich immer wieder auf das nämliche Thema zurückkam. „Heute Morgen vor Sonnenaufgang war Vollmond. Nach seinem Aufgange, hoff ich, soll das Gewölz sich etwas zerklüften. In diesem Falle sieht Waterborn die drei Gipfel, die er sucht, und dann haben wir später an ihm einen muntern Mann, der, wenn man's nur recht anfängt, wohl auch zum Sprechen zu bewegen ist.“ Nach dieser Aeußerung betrachtete ich fast mit eben dem großen Interesse die Magnetnadel im Kompaß des alten Steuermanns, wie dieser selbst, und versuchte kurz vor Sonnenuntergang den Deich hinaufzuleitern, von dem das graue, wogende Meer drei Seiten hin zu überblicken war. Allein von irgend einem bestimmten Gegenstande in der vom Sturm zermühlten Flut, die in hohen Brandungen an den schrägen Deichwänden sich zischend und donnernd zerklügte, konnte ich nicht einmal einen schattenartigen Umriss entdecken.

Vater Groot aber behielt auch diesmal wieder Recht. Nach Sonnenuntergang zerriß das Gewölz an vielen Stellen, der Regen, der sich bis dahin in Strömen ergossen hatte, hörte fast ganz auf, und ein scharfes Auge mochte hier und da hinter den steigenden und fallenden Wogen feste Gegenstände gewahren.

Waterborn stand schon lange wieder am Hed. Ein purpurner Strahl der versinkenden Sonne tauchte sekundenlang sein weißes Haargelock in goldenes Feuer, daß es wie wühende Flammen sein ernstes Antlitz umspielte. Eine volle Stunde hielt sich der Mann auf der obersten Staffel des Gebälles, immer in gleicher Richtung auf die See ausblickend. Da plötzlich zeigte sich ein Lichtstrom auf der mächtigen Flut, die mit immer gleicher Gewalt der Orkan auf-

wühlte und in zahllosen Säulen emporgipfelte. Das Licht rollte und sprühte heran bis an den Fuß des Deiches, und auch die am Gebälk hängende Gestalt des Orgelbauers ward von dem röthlichen Strahl des aufgehenden Mondes getroffen. Die Rechte des greisen Mannes erhob sich und bewegte sich dreimal gegen die See, als wolle sie Grüße in die Ferne senden. Dann überdeckten abermals finstere Wolken den Mond, die See brüllte, der Sturm heulte mit erneuter Wuth, und Waterborn glitt wie ein unheimlicher Schatten von Heck und Deich.

„Er hat gefunden, was er sucht,“ sprach der hinter mir stehende Groot. „Ich werde ihn fragen, ob ich ihm sein Lieblingsgetränk bereiten darf. Sagt er Ja, so ist die Stimmung gut und ich darf etwas wagen. Verlassen Sie sich auf mich, Herr! So lang wie gestern soll Ihnen und allen Denen, die zuhören wollen, heute Abend die Zeit nicht werden.“

Ein kurzes Zwiegespräch in dem beliebten plattdeutschen Idiom, das sich nun zwischen Vater Groot und Waterborn entspann, hatte den angedeuteten Erfolg. Der Orgelbauer gab durch Kopfnicken zu verstehen, daß er bereit sei, den Vorschlag des alten Seemanns anzunehmen, und dieser machte durch befehlende Winte, die seiner uns stets unsichtbar bleibenden Frau galten, sogleich Gebrauch von der erhaltenen Erlaubniß. „Du mußt Dich aber zu uns setzen, Waterborn,“ sprach darauf Groot zu dem greisen Manne. „Ich hab’ den Herren dort mein Wort verpfändet, daß ich sie gut unterhalten will. Da kannst Du ein neues Ende anspliffen, wenn mir der Faden ausgehen will.“ Sehr angenehm schien dem Orgelbauer dieser neue Vorschlag seines Jugendbekannten, dem Bilde nach zu urtheilen, den er ihm zuwarf, nicht zu sein. Er verneinte aber doch nicht, und das genügte Groot. „Nun lassen Sie mich nur machen,“ raunte dieser mir im



Waterborn am Heck.

Vorbeigehen wieder zu, „ich drehe das Tau, daß er zugreifen muß, er mag nun wollen oder nicht.“ Damit ging er aus dem Zimmer und ließ uns allein. Es war inzwischen sehr dunkel geworden; denn abermals trieb der Weststurm schwere Regenwolken vor sich her, die den Mond völlig bedeckten. Jetzt erschien Groot mit einem Lichte und zündete die einzige Schirmlampe an, die er besaß. Ihr Schimmer reichte gerade hin, um den runden Tisch in der Mitte des Zimmers nothdürftig zu erleuchten. An diesem nahm ich mit noch ein paar anderen Reisenden Platz, während die Uebrigen sich in zwei Parteien theilten, auf besondere kleine Eßtische Beschlagnahme legten und hier abermals zu dem Helfer aus aller Noth, zum Kartenspiel, ihre Zuflucht nahmen.

Nach wenigen Minuten schon dampfte das Lieblingsge-

tränk vieler Küstenbewohner, starker Theepunch, dem eine gute Quantität des besten Portweines beigemischt war, vor Waterborn; Groot selbst stellte ein geschliffenes Henkelglas, mit Grog gefüllt, neben sich und holte, wie es mir schien mehr der Gesellschaft wegen als aus Bedürfniß, eine braune, vielgerauchte Thonpfeife hervor, die er, seine kleinen Augen fast ganz schließend, mit großer Seelenruhe anrauchte. Praselnnd schlug der Regen an die Fenster, ein paar grelle, bläulich-weiße Blitze erleuchteten unheimlich das Zimmer, und das dumpfe Rollen des Donners mischte sich in das hohle Brüllen der See, die machtlos an den Grundfesten des Aufsendeiches rüttelte.

(Fortsetzung folgt.)

Senfried Schweppermann,

ein deutscher Held und Feldherr.

Von

Dr. Wilhelm Zimmermann.



Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!

*

Bekannt ist, und neuerdings oft wiederholt, ein französisches Schlagwort. Auf die Frage, woher es doch komme, daß gegen die Franzosen in der neuesten Zeit die ihnen gegenüber stehenden Heere, so überaus gut auch deren Leute sich geschlagen haben, trotzdem überall im Nachtheil geblieben seien, antwortete der Franzose: „Das kommt einfach daher, daß man bei uns die Generale zu Grafen und Fürsten macht, während unsere Gegner die Fürsten und Grafen zu Generalen machen.“ Die Wahrheit dieses Wortes hat sich nur zu oft in den Kriegen und auf den Schlachtfeldern bewährt.

Alles in der Welt erbt sich noch eher fort, als das Genie und das Talent. Jahrhunderte hindurch können sich, wie Geld und Güter, die Formen des Gesichtes, die Nase und die Lippen, Stirn und Augen und der Bau der Gliedmaßen mit porträtartiger Ähnlichkeit forterben, nur die Gaben des Geistes, die Eigenschaften des Herzens nicht, das Verbieht nicht. Erst wenn die Fürsten von furchtbaren Schlägen und Niederlagen, Städte und Länder von schwerem Unglück lange fort getroffen sind, kommt man da, wo die Einsicht, daß nur Talent und Erfahrung zum Führer befähigen, nicht vornherein vorhanden ist, langsam und schwer zur Anerkennung dieser alten Wahrheit.

Aber am allerunheilvollsten wirkt das auf dem Schlachtfeld, wo von einem Augenblick des Geschicks oder Ungeschicks der Leitenden Sieg oder Niederlage, Wohl und Wehe von Ländern und Völkern, Bestand oder Aufhören von Fürstenthümern abhängt. Talent und Genie finden sich in allen Ständen, im Palast des Reichthums und in der Hütte der Armuth; beide werden geboren ebenso wohl für die kunstreich gearbeitete Wiege, als auch für die Krippe im Stall, und liegen zuerst in kostliche Leinwand oder in Lumpen gewickelt. Ganz besonders gilt das Letztere von denen, welche in der Kriegskunst sich auszeichnen. Das Hofleben hat nicht leicht einen solchen abgegeben. Bei weitem die meisten großen Offiziere, Generale und Marschälle der neueren Zeit, die wahren Helfer zum Siege, die Erfinder und Schlachtenentscheider, ließ Gott nicht in der Hofluft aufwachsen, sondern, ganz gleich, ob sie fürstlich, adelig, bürgerlich oder bäuerlich waren, weit weg davon, beiseit, im stillen Heiligtum der Natur, oder in untergeordneten Verhältnissen des Lebens. „Nacht und Schmutz war in den Tiefen, wo die Diamanten schliefen.“ Glücklich war immer die Regierung, welche rechtzeitig die Diamanten unter den Menschenkindern für die Friedens- und Kriegsgeschäfte herauszufinden wußte, ohne Rücksicht darauf, an welchem Orte sie lagen.

Zu seinem Unglück wußte der deutsche Kaiser Ludwig der Bayer den rechten Diamant, der seiner Krone fehlte, spät erst zu finden, wenigstens erst zu erwerben und an die rechte Stelle zu setzen.

Es war eine böse Zeit im deutschen Reiche im ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts, da der Oesterreicher und der Bayer zugleich auf deutschem Boden Reichsoberhaupt hießen, und der Eine von dieser, der Andere von der andern Partei dazu erwählt war: Friedrich der Schöne, der Herzog von Oesterreich, und Ludwig der Bayer, der Pfalzgraf. Jeder war gewählt, und jeder war gekrönt; und schon Jahre lang dauerte der blutige Kampf darum, wer von beiden, sich nahen Verwandten, allein die Krone der Deutschen tragen dürfe. Nicht bloß weitauf das deutsche Volk auf dem Lande, sondern selbst die Städtebürger, der Adel und die Geistlichkeit litten viele Jahr lang schrecklich darunter, daß der Oesterreicher mit der Krone an der Spitze der Deutschen stehen wollte, und zu gleicher Zeit der Bayer.

Wie zerrissen damals Deutschland war, zeigt ein Blick auf die Parteien. Um Friedrich von Habsburg-Oesterreich reiheten sich die Fürsten und Völker von Steiermark, Kärnten, Oesterreich, die habsburgischen Erblande in Oberösterreich und im Elsaß, der größte Theil des in diesen Landen wohnenden Adels, sowie die Städte; ebenso der Markgraf

Friedrich von Baden, vom Niederrhein der Erzbischof von Köln, vom Oberrhein Pfalzgraf Rudolph, der eigene, seit lange mit ihm verfeindete Bruder Ludwig's des Bayers. Von auswärts hatte Friedrich Beistand an den Königen von Ungarn und Neapel. An Ludwig den Bayer schlossen sich Böhmen, Meißnen, Thüringen, ein schöner Theil der Rheinlande und viele Reichsstädte in Mittel- und Niederdeutschland. Nicht Vorliebe für den einen oder den andern der Nebenbuhler um den deutschen Thron war bei Fürsten, Adel und Städten das Entscheidende, sondern lediglich das Sonderinteresse, der Eigennutz. Fürsten und Adel wie die bürgerlichen Gemeinden verlauschten ihre Stimmen und ihren Verstand um Gold und um Güter, oder um neue Freiheiten und Rechte. Für Ludwig den Bayer waren auch die Waldstädte der Schweiz: sie sahen in Ludwig den Schirmer ihrer Freiheit gegen die habsburgische Unterdrückung. In den Städten am Oberrhein und an der obern Donau, wie in Straßburg und in Ulm, war der Bürgerkrieg sogar innerhalb der Stadtmauern; die eine Partei, die Volkspartei, war für den Bayer, die andere, die Adelpartei, war für den Oesterreicher.

War im eigenen Hause der Wittelsbacher Bruder gegen Bruder, Rudolph, der Pfalzgraf bei Rhein, gegen seinen Bruder Ludwig als dessen vornehmster Widersacher, so zog sich der blutige Riß auch durch andere hohe deutsche Häuser. Im eigenen Hause waren viele alteble Geschlechter, wie die Grafen von Dettingen, von Montfort und andere, durch Feindschaft und Haß entzweit, weil die einen Glieder des Hauses für die anderen Widerpartei genommen hatten. Nur der Norden Deutschlands lag in Ruhe. Durch die Rheinlande, durch den Elsaß, durch Bayern und Schwaben wüthete der Bürgerkrieg mit Feuer und Schwert, und Hunger und Krankheiten verübten noch dazu die Gauen neben den Verheerungen des Krieges.

Beide Streiter um den Thron, jeder noch in der Blüte der Jugend, hatten habsburgisches Blut in den Adern: Friedrich der Schöne war ein Sohn des ermordeten Kaisers Albrecht; Ludwig's Mutter, Mechthild, war Kaiser Albrecht's Schwester. So waren es also zwei Enkel Rudolph's von Habsburg, welche sich bekämpften. Sieben Jahre lang war der Krieg nichts als ein gegenseitiges Landverwüsten. Sollte Deutschland nicht darunter verarmen und verbluten, so durften Beide einer Entscheidungsschlacht, aus der nur Einer die Krone wegrügte, nicht länger ausweichen.

Es war das Jahr 1322. Acht Jahre waren dahin, seit beide gekrönt worden waren, Ludwig in Aachen, Friedrich in Bonn. Der Herbstwind wehte schon, als Friedrich gegen den Jnn heranzog, während sein jüngerer Bruder, Herzog Leopold, am Lech herab in Bayern eindringen wollte. König Friedrich nahm auf diesem Zuge einmal sein Nachtlager in dem Kloster Abmont, der altberühmten Benediktinerabtei an der Enns, im steiermärkischen Salzlammergut, wo Thiermo's Steingußbilder stehen, Denkmale einer verloren gegangenen Kunst aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, und wo die großen wissenschaftlichen Sammlungen sind. Auch damals schon wohnte der Geist der Wissenschaft in diesen Klosterräumen; und der Abt Engelbrecht und ein jüngerer Klosterbruder galten als besonders gelehrte Männer, sowohl in der Sternkunde, als auch in der Liebhaberei jener Zeit, in der Deutung der Menschengeschichte aus den Sternen. Beide fromme Männer ermahnten den König dringend, von diesem Zuge abzustehen, er führe ihn in gewisses Unglück. Ob sie das aus den Sternen lasen, oder ihm nur so sagten, durch andere Gründe bestimmt — das bleibt unentschieden. Friedrich aber zog dennoch weiter, obwohl er nicht bloß sehr gläubig, sondern sehr abergläubig war.

Auch König Ludwig der Bayer erhob sich aus seiner Burg zu München, und setzte sich mit 1800 Reizigen und vielem Fußvolk, im Ganzen an 20,000 Mann zu Fuß und zu Fuß, in Marsch. Ludwig war über den schlechten Fortgang seiner Waffen in den letzten Jahren längere Zeit mit trüben Gedanken in seinem München geseßen, die ihn selbst

am Rheine nicht verlassen. Das Glück schien ihm den Rücken wenden zu wollen: das letzte Mal waren die Oesterreicher bis in die Ebenen des Inn vorgebrungen, und nur das starbeseftigte, standhafte Regensburg hatte ihren Sieges- und Verwüstungslauf unterbrochen. Ludwig selbst hatte das flache Unterland nicht zu schützen vermocht: in der Nähe der Oesterreicher hatte sich unter seinen zusammengerafften Truppen plötzlich Nachts ein panischer Schrecken verbreitet, unerklärlicher Art; und als er erwachte, hatte er sich von allen seinen Kriegsteuten, bis auf die Nächsten um ihn, verlassen gesehen. Im Wahn, der König sei gefangen, in den Händen seiner Feinde, seine Sache verloren, war Alles während der Nacht gedanken- und muthlos davongearannt, heimwärts. Die Treue der Bürger in den Rheinstädten, namentlich seines geliebten Speyers und Straßburgs, wo nur die Klöster und die Geistlichen für den Oesterreicher waren, richtete ihm das Herz wieder auf; das Herz, dem es nahe ging, die verbrannten Dörfer, die verwüsteten Felder seiner eigenen und der ihm verbündeten Lande sehen zu müssen, und so viel ohne Erfolg vergossenes Blut. Denn Ludwig der Bayer stand über der Stufe der rohen Kriegsteute seiner Zeit, über dem Aberglauben seines Jahrhunderts in kirchlichen Dingen; er war ein heller Kopf, aber wie ein Mann von Geist, so auch von Seele; sein Gemüth war weicher als seine Zeit. Das gab ihm jene Menschenfreundlichkeit, mit der er den gemeinen Mann in der Stadt und auf dem Lande liebte; aber eben darum ist es glaublich, was die Chronik von Fürstenseld von ihm sagt, er habe um diese Zeit den Gedanken gehabt, seine Krone niederzulegen, „weil es besser sei, er verliere den deutschen Thron, als Viele darob das Leben; und es fromme, daß Einer untergehe für Viele“.

Aber gerade das Mißgeschick der letzten Jahre heilte ihn von hergebrachtem Vorurtheil, und gab ihm die Einsicht, wo es fehlte und was nöthig sei. Trotz so vieljährigen Kriegens hatte es keiner von Beiden weis für seine Krone gebracht, weder der Oesterreicher noch er. Tapfere Leute waren genug hüben und drüben; aber weder da noch dort das, was man einen Feldherrn heißt. Sehr vornehme Leute standen hüben und drüben bisher an der Spitze im Oberbefehl, und sehr vornehme im Unterbefehl. Aber im eigentlichen Sinne des Worts war weder hüben noch drüben ein Oberbefehl gewesen, jene geistige Macht, welche das Ganze überschaut, zusammenhält, nach einem festen Plan leitet, und den Krieg wie die Schlacht regiert. So ein kriegsverständiges Haupt, das die Feldherrnanlage mit der Erfahrung verband, gab es damals gar nicht unter den hochgeborenen und vornehmen Leuten, weder in Oesterreich noch im bayerischen Lager. König Friedrich war kein Feldherr, so wenig als sein Bruder Leopold. König Ludwig, obwohl, wie jene, waffengeübt und tapfer, war auch kein Feldherr. Aber er hatte in seiner Partei einen Mann, der war ein geborener Feldherr, und seine Vaterstadt war Nürnberg. Der hatte sich theils durch Erfahrung auf den Schlachtfeldern — wahrscheinlich in der Jugend weit herum im Kaiser- und Reichsdienst — und durch Lernen aus der Kriegsgeschichte der Alten und seiner Zeit Kenntnisse im Kriegswesen erworben, welche für damals nicht gewöhnlich waren. Dieser reichsstädtische Bürger war damals, wie es scheint, das einzige in höherem Grade kriegsverständige Haupt auf dem Boden des deutschen Reiches in Bezug auf Taktik und Strategie.

Dieser Mann hieß Seyfried Schweggermann, und war zu der Zeit schon ein Greis.

Schweggermann, auch Schweggermann geschrieben, war ursprünglich ein nürnberger Bürger und besaß Güter, ritterliche Güter, unweit seiner Vaterstadt, bei Hersbruck und Altdorf. Möglich ist es, daß er aus einer Patrizierfamilie in Nürnberg stammte, das heißt aber nur aus einem der älteren bürgerlichen Geschlechter, die sich gleiche Vorrechte mit den angeesehenen Adelligen errungen hatten. Wahrscheinlich aber ist das nicht. Denn von seinen Ahnen weiß Niemand etwas, weder eine Urkunde, noch eine Chronik. Er selbst ist

der Erste, der sich in die Geschichte und in Urkunden gesetzt hat; im Jahre 1298 erscheint er als Zeuge in einer Urkunde. Sein Name, man mag ihn schreiben wie man will, ob Schweggermann oder Schweggermann, klingt auch gar nicht alttönelig; er selbst nennt sich auch nirgends von seinen Gütern, weder von denen bei Hersbruck noch von denen bei Altdorf. Zum Ritter geschlagen war er gewiß, aber eben so, wie der berühmte Kriegsoberste des sechzehnten Jahrhunderts, der Feldhauptmann der Stadt Augsburg und des schwäbischen Bundes, jener Sebastian Schertlin von Burtenbach. Der Letztere ging aus dem engen Haus eines gemeinen Mannes zu Schornberg im Württembergischen hinaus in die Welt, ergriff das Kriegshandwerk und stieg vom Langknecht zum Kriegsobersten, zum Edelmann und zum Rittergutsbesitzer auf. So scheint auch die Laufbahn Seyfried Schweggermann's gewesen zu sein. Er war ein Mann, der von Jugend an, aber auch von unten auf, das Kriegshandwerk trieb, und als Bürgerkind einer guten Stadt, wie Nürnberg, von früh an besser geschult war, als die meisten edlen oder gar hochgeborenen Herren auf den Burgen und an den Fürstenhöfen. Sein Vater und sein Großvater mögen vielleicht schon durch Handel oder Gewerbe anderer Art, als Krämer, als Goldschmide oder Leinwandweber, durch Regsamkeit, Geschick und Glück mäßig wohlhabend geworden sein: im Besitz der obengenannten Güter erscheint erst der alte Seyfried, der Kriegsoberste, der sich wohl in den Kriegszügen der Habsburger und in den Fehden der Städte ein Vermögen größerer Art gemacht hatte.

Nach diesem nicht bloß tapferen, sondern erfahrenen und kundigen Kriegsmann griff jetzt König Ludwig, und berief ihn an den Oberbefehl seines Heeres. Aber er griff nach dem alten Schweggermann erst jetzt, in der Noth. Denn König Ludwig's Noth war groß. Volkmar, der Verfasser der Chronik von Fürstenseld, sagt, als Ludwig dieses sein Heer im Felde gehabt habe, seien seine Geldmittel bis auf ungefähr sechs Pfund Heller geschmolzen gewesen. Sein Bayern war durch den langen Krieg erschöpft; aus dem Reiche flossen die Einkünfte lach. Er konnte das Heer nicht einmal auch nur auf ein paar Monate ernähren und beisammenhalten. Die Entscheidungsschlacht mußte ohne Verzug geschlagen, mußte gewonnen werden, oder es war für ihn Alles verloren. Nicht nur die deutsche Krone, auch seine Erblande standen auf dem Spiel. Und wenn König Friedrich und Herzog Leopold ihre Heere mit einander vereinigten, so waren die Oesterreicher in großer Uebermacht.

König Friedrich kam mit Gläubigen und mit Ungläubigen dahergezogen. 2200 schwerbewaffnete Reiter aus dem Adel seiner österreichischen Lande hatte er bei sich; jedem Ritter dürfen aber gemäß der Kriegssitte zwei bis drei Reifige als sein Gefolge zugerechnet werden. Das war der Kern seines Heeres. 4000 leichte Reiter hatte ihm sein Schwager, König Karl von Ungarn, zu Hülfe geschickt, theils gläubige Ungarn, theils ungläubige, wilde Heiden, die erst vor kurzem aus östlichen Gegenden in Ungarn eingewandert waren. Sie heißen in den Chroniken bald Türken, bald Tartaren. Es waren aber Walachen, Raizen, Rumanen, Serbier; ärger im Plündern, im Morden und in der Lebensart, als die Panduren und Kroaten des vorigen Jahrhunderts. Gebrautene Hunde und Katzen waren für sie eine Lieblingsspeise. Mit ihren leichten Pferden und als vortreffliche Bogenschützen waren sie ein gefürchteter Heertheil. An Fußvöll hatte König Friedrich an 24,000 Mann. Dazu kamen die Hülfsvöll der des Erzbischofs von Salzburg und des Bischofs von Passau. Von Schwaben her zog Herzog Leopold mit 1500 Reitern und vielem Fußvöll aus den obern Landen der Habsburger und ihrer Freunde.

König Ludwig hatte lange gezaubert, sein Heer zusammen zu ziehen; natürlich, denn bei solcher Geldverlegenheit mußte er die Kosten jedes Tages ersparen. Johann, der König von Böhmen, sein Bundesgenosse, war früher mit seinen Schaaren da, als der Bayer selbst; und als Ludwig kam,

hatte er so wenig Leute bei sich, daß der Böhmenkönig meinte, sie seien zu schwach zum Widerstand, ein bedenkliches Gesicht machte und sehr unglaublich war, als Ludwig ihn vertröstete, die Andern kommen nach mit Macht. „Der Himmel wird bald Krieger in Menge uns schicken,“ sagte Ludwig voll Hoffnung und Zuversicht. Hatte er doch selbst den Tag ihres Zuzugs in's Lager festgesetzt und so weit hinausgerückt. Sie zogen auch zur festgesetzten Zeit plötzlich von allen Seiten in's Lager von Dachau.

Diesen Punkt, am Flusse Amper, drei Stunden von München, hatte König Ludwig zum Sammelplatz für die Seinen bestimmt. Der Böhmenkönig und sein Oheim, Balduin, der Kurfürst von Trier, und mit ihnen der Burggraf von Nürnberg, hatten 1900 Ritter, und da auch hier jedem Ritter, nach Kriegssitte, zwei, auch drei Reifige folgten, im Ganzen mindestens 6000 zu Roß dem Könige Ludwig zugeführt. Dem Burggrafen von Nürnberg folgten unter seiner Fahne mehr als 400 schwer bewaffnete Reiter aus dem östlichen Franken und aus jenen Gegenden, welche das norische Bayern heißen. Diese Lande lieferten von Alters her geübte Kriegersleute auf Burgen und in den Städten; und aus dem übrigen Franken führten der Graf von Henneberg und zwei Grafen von Hohenlohe andere Abtheilungen des Reichsadels. Der junge Herzog Heinrich von Niederbayern, der Verlobte der Tochter des Böhmenkönigs, kam mit seinen Niederbayern. Aus Schwaben erschienen der Graf von Montfort und zwei Grafen von Dettingen. Die vom Rhein und die aus dem westlichen Schwaben — der Württemberger war damals noch gegen Ludwig — waren zu spät aufgeboten, um rechtzeitig erscheinen zu können. Mit Macht aber zogen Ludwig die Bürgerjünste Oberbayerns zu. Diese Bürger der Städte, diese freien Bauern in Waffen, von Kopf bis zu Fuß gerüstet, das waren treffliche Streitkräfte für den bedrängten König, und das Herz waltete ihm, als er ihre Fahnen wehen sah, die Banner der Bürger von München, von Landsknecht, und derer aus dem Gebirg. Eine Bürgerjunst wetteiferte mit der andern. Auch die Reichsbürger von Nürnberg zogen zahlreich heran. Doch noch ehe diese kamen unter ihrem Feldhauptmann Schweppermann, rückte das Lager König Ludwig's vorwärts von Dachau, den Oesterreichern entgegen. Da wurde man plötzlich gewahr, daß man ihnen ganz nahe, fast im Angesichte stand.

König Friedrich war ganz ohne Hinderniß nach Bayern vorgezogen; er hatte Dettingen auf der Seite gelassen, und das Städtchen Mühldorf in Niederbayern, am Inn gelegen und damals dem Erzbischof von Salzburg gehörig, hatte ihm durch seine Brüder den Uebergang über diesen gewaltigen Strom geöffnet, ehe er einen Bayern in Waffen zu Gesicht bekam. Als die ersten Schaaren König Ludwig's daherkamen, fanden sie schon das österreichische Heer auf der Ebene und auf den kleinen Anhöhen westlich von Mühldorf festgesetzt.

So nahm Ludwig sein Lager bei Ampfing. Ampfing und die zwei andern Flecken, Gundersdorf und Dorned, liegen achtzehn Stunden von München ostwärts auf einer schönen Ebene. Links ist diese von dem Flüschen Inn durchschnitten, rechts verliert sie sich in einen Abhang, wo der Inn seine Alpenwasser vorüber und der Donau zurauscht. Da lagerten sie, die bunt zusammengesetzten Schaaren, Bayern, Schwaben, Franken, die Trierer vom Moselland und die Böhmen; Fürsten, Grafen und Burgherren neben den Gerbern und Färbern, den Tuchknappen, den Wegzern und Bäckern und den andern wadern Männern vom Gewerbe, den fauststarken und waffengeübten Bürgern der Reichsstädte und der Fürstentümer mit ihren Junftsahnen. Es waren tapfere Jäusie und Schwerter in diesem bunten bayrischen Lager beisammen, wohl 20,000 im Ganzen; aber diese Vielheit von Farben und Bewaffnung, von Herkunft und Volksart bedurfte eben wegen der verschiedenartigen Bestandtheile dieses Heeres eines Kopfs, der sie in eine Einheit zu bringen, sie zu einem einheitlichen Zusammenwirken zusammenfassen und die Oberleitung auf sich zu nehmen vermochte; eines geborenen Heer-

führers, eines Mannes, dem der Böhmenkönig und die andern erlauchten Herren, als dem Kriegserfahrenen, sich unterordneten. Dazu reichte die deutsche Krone auf dem Haupte Ludwig's für sich selbst allein nicht hin. Wenn sich auch die sonst so leicht untereinander eifersüchtigen Fürsten unter den Trägern dieser Krone gerne gestellt hätten, ein geborener Heerführer, ein Feldherr von Haus aus war ja der gütige Ludwig so wenig, als ein Held und Eroberer. Den, welcher Manns genug dazu war, hatte zwar König Ludwig schon lange im Auge, aber er scheint mit seiner Wahl erst spät bei seinen Umgebungen durchgedrungen zu sein, oder selbst erst spät sich zu diesem Entschluß erhoben zu haben. Denn der erwünschte Mann, der Kopf für dieses buntschwedige Heer, war noch immer nicht da, und drüben auf den Anhöhen von Mühldorf lagen die Oesterreicher und zwar bereits jetzt schon mit Uebermacht an Kopzahl und besonders an Reiterei.

Wenn Herzog Leopold seine Verbindung mit seinem Bruder Friedrich jetzt schon vollzog, so war die bayrische Sache verloren. Aber Leopold hielt sich unterwegs mit Zerstörung mehrerer Schlösser des Grafen von Montfort, der mit seinen Leuten Ludwig zugezogen war, längere Zeit auf; seine Rücksicht vergaß, wie sehr sein Bruder auf ihn wartete. Dieser sandte zwei Boten an ihn ab. Diese wurden aber aufgefangen — von den Mönchen des Klosters Fürstfeld. Dieses Kloster lag nur sechs Stunden westlich von München; bis in die Nähe desselben war Herzog Leopold schon herangekommen. Doch in diesem Kloster war der junge Abt Volkmar, ein feuriger Anhänger des für Wissenschaft und Bildung freundlichen Königs Ludwig. Die Mönche setzten auf den nahen Meierhöfen des Klosters, nicht in diesem selbst, den Boten Friedrich's mit ihren besten Weinen zu; die Boten tranken tapfer und lange, bis zur völligen Verauschtigkeit; und als sie sich wieder zurecht fanden, sahen sie sich unweit des Klosters draußen auf der Straße, ohne ihre Pferde. Die waren den Betrunknen heimlich abgeführt, ihre Briefe gelesen, aber ihnen wieder zugesteckt worden. So kamen, wo Alles auf Tag und Stunde ankam, die Boten zu spät zu Leopold, da sie ihre Pferde nicht mehr hatten, und im Kloster alle für Ludwig weggegeben waren. Ludwig aber erfuhr so die Nähe Leopold's und der Gefahr. Da, als vielleicht schon am nächsten Tage die Schlacht von den Bayern in Angriff genommen werden mußte, wenn sie vor der Vereinigung Friedrich's mit Leopold geschlagen werden sollte — da, in der höchsten Noth, traf Seyfried Schweppermann ein.

Sogleich übertrug ihm König Ludwig den unumschränkten Oberbefehl über das ganze Heer. Unverweilt bestieg der Alte sein Roß, wieder um die feindliche Stellung sorgfältig zu untersuchen. Schweppermann war, wie so manche Feldherren der alten und neuen Zeit, nicht nur kein Riese von Gestalt, sondern sogar klein, unansehnlich in seinem Aeußern. Und als der Alte im Sattel saß, schlatterten ihm die Füße in den Steigbügeln, daß die Sporen klirrten. Da hörte man, wie einige Junker von altem Blut über das „kraftlose“ Männlein, wie sie ihn nannten, spöttelten und unter sich sagten: „Hat der König so lang auf einen Helden gewartet! Der wird dem Oesterreicher nicht viel Schadens thun.“

(Schluß folgt.)

Das Straßburger Münster und sein Baumeister.

Ein Blick in's alte Straßburg.

Von

Dr. Carl von Lützow.

In unsern Tagen des beflügelten Reiseverkehrs, wo Laufenden der Vortheil einer auf reicher Weltanschauung beruhenden Bildung zu Gebote steht, sollte man in der Wahl der Stoffe und Orte, mit denen man sich auf Reisen beschäftigt,



Erwin von Steinbach und seine Tochter Sabine in der Bauhütte

immer sorgfamer werden. Die Masse, diese natürliche Feindin des Geistes, droht sonst das große Gut, welches die neue Zeit gebracht hat, wieder zu Grunde zu richten. Wie oft sieht man doch von unserem Publikum für viel Geld und viel Strapazen wenig Genuß und wenig geistige Bildung erkaufen, bloß weil die reisende Menge, selbst der Höchstgebildeten, den von der Mode bezeichneten Sehenswürdigkeiten planlos nachjagt. Man sollte ein Lehrbuch des Reisens, namentlich für unsere Jugend, schreiben! Man sollte früh in der Schule schon, wenn deutsche Geschichte gelehrt wird, auch auf die lebendigen Zeugen derselben, die großartigen Monumente der Kunst, hinweisen und die Jünglinge zu dem Gedanken begeistern, die Stätten der Thaten früherer Jahrhunderte aufzusuchen, das Vaterland sich in der ganzen reichen Fülle seiner Denkmäler ganz zu eigen zu machen. Die Kenntnis ist die Mutter der Begeisterung; und man liebt nichts so sehr und so treu als das, was man Aug' im Auge sich angeeignet, mit dem man sich persönlich vertraut gemacht hat. Laßt unsere Jugend den Rheinstrom hinauf wandern und sehen, was da von den herrlichen Resten der Vergangenheit, von dem Schmutz unserer alten Städte noch in unsern Händen — und was nicht mehr in unsern Händen ist! Erzählt ihr dort in Speyer von den Unthaten des Erzebischofs; laßt sie die Spuren der französischen Brandfackeln in den Trümmern der Schlösser und dem Ruin der Dome lesen! Das ist die eindringlichste Weise patriotischen Geschichtsstudiums.

Wir möchten den freundlichen Leser durch einen Blick in das alte Straßburg an ein Stück deutscher Geschichte gemahnen, dessen Schauplatz jeder Deutsche besuchen sollte, wenn derselbe auch, oder vielleicht eben weil er für uns Alle so viele schmerzliche Eindrücke birgt. Es ist nicht das laute Treiben der Welthändler, auch nicht der Streit der kirchlichen Parteien, was uns beschäftigen soll. Wir treten vielmehr in die stille Stätte der Kunst ein und sehen, wie dort vor vielen hundert Jahren von deutscher Meisterhand ein Werk vollführt ward, gewaltiger und kühner wie kaum je ein zweites, um jetzt — auf fremdem Boden, als ein Zeugnis deutscher Ohnmacht und Schande zu prangen!

Es war im Sommer des Jahres 1277, als der neue Münsterbau, den die ansehnliche Bürgerschaft von Straßburg etwa um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in Angriff genommen hatte, bis auf die westliche Hauptfront fertig dastand. Man sah die drei mächtigen Schiffe über den alten romanischen Chor, den Rest einer früheren Kirche, emporsteigen. Das Maßwerk an den schönen Triforien und ihrer Balustrade war vollendet. Die rautenförmigen Pfeiler besaßen ihren Kranz von zierlichen Halbsäulen und blättergeschmückten Kapitälchen. Aber noch galt es ein gewaltiges Werk zu vollführen, den Fassadenbau mit seinen Thurmriesen! Es mag den wackeren Bürgern von Straßburg schwer genug geworden sein, die Mittel zu dieser großartigen Schöpfung aufzubringen. Das Domkapitel half durch Ablässe und Steuern, aber die Hauptthätigkeit entwickelte die Gemeinde selbst. Endlich, in dem angegebenen Jahre, lagen die Summen bereit und man schritt zur Grundsteinlegung.

In jenen Tagen mag es lärmend hergegangen sein auf den Märkten und Gassen des alten Straßburg. Glänzende kirchliche Feierlichkeiten, Prozessionen und Messen riefen die Bewohner des elsässer Landes in Schaaren herbei, den festlichen Vorgang mit zu begehen. Wir stellen uns auf einige Augenblicke aus dem Gedränge fort und benutzen die günstig dargebotene Gelegenheit, um das Heiligthum der Kunst, wo Meister Erwin den Plan des Riesenwerkes zurüstet, aufzusuchen. Da sehen wir ihn sitzen in seiner schlichten Arbeits-tracht, die Hand auf den Skizziertisch gestützt, von dem aus er durch das geöffnete Fenster gerade auf den Münsterbau hinblicken kann, dessen Pfeilermassen in der Ferne emporsteigen. In diesem Augenblick nimmt jedoch nicht sein eigenes Werk, sondern eine andere, ihm fast noch werthere Schöpfung sein Interesse in Anspruch. Die Liebblingstochter Sabina, auf die sich des Vaters Künstlergenius vererbt hat, ist an

seinen Sessel herangetreten, und weist den Vater mit freudigem Stolz auf die eben vollendete Statue hin, von seinem prüfenden Blick ihr Urtheil erwartend. Es ist das eine der schönen weiblichen Gestalten, welche noch jetzt das südliche Seitenportal des Münsters zieren. Die Eine davon stellt die christliche Kirche, mit Kreuz und Kelch, die Andere die Synagoge dar, mit verbundenen Augen, die Gesetzestafeln und einen zerbrochenen Pfeil in den Händen. Leider ist der sonstige reiche Stulpturschmuck, mit dem Sabina von Steinbach das Portal geziert hatte, fast ganz zu Grunde gegangen. Darunter befand sich auch ein Johannes der Evangelist mit folgender liebenswürdigen Inschrift:

Die Gnade Gottes möge bei Sabinen sein,
Durch deren Hand ich bin gemacht aus hartem Stein.

Wir lassen den Meister die Arbeit der Töchter in sein strenges Gericht nehmen, und wenden unsern Blick dem Hintergrunde der Bauhütte zu, wo Gesellen und Lehrlinge unter Aufsicht des Parlierers (d. i. des Sprechers) an den Werkstücken des Münsters beschäftigt sind. So schlicht und handwerksmäßig uns diese rüstige Schaar emsiger Arbeiter anmuthen mag, in der damaligen Zeit hatte sie großes Ansehen bei allen Bauleuten und Steinmetzen des deutschen Reichs. Man hört von einer förmlichen Jurisdiktion, welche die straßburger Bauhütte bis nach Thüringen und Sachsen hinein ausübte. Die strengste Zucht herrschte in ihrem Kreise, wobei man jedoch keineswegs an irgend ein halbmythisches Ordenswesen, sondern einfach an die straffe Ordnung einer mittelalterlichen Zunft zu denken hat. Vor Allem sah man darauf, daß kein Pfuscher das edle Bauhandwerk verderbe. Die Lehrjahre müssen genau eingehalten werden; der Meister, der einem Bau vorstehen soll, muß durch zwei bewährte Männer seinesgleichen empfohlen sein; Vesteckung wird rücksichtslos bestraft. Nicht minder sah man auf sittlichen Lebenswandel und kirchliche Zucht der Bauleute. Für Streitigkeiten innerhalb der Bauhütte bestand eine eigene Gerichtsbarkeit; nur in seltenen Fällen zog man außenstehende Richter zu. Wie somit Jeder auf Ehrbarkeit und ein gutes Ansehen unter seinesgleichen achtete, so ward ihm auch in seiner Kunst ein persönliches Erkennungszeichen, ein Steinmetz-Monogramm zu Theil, wodurch er sich bei allen Kundigen empfehlen und den Ruhm seiner Arbeiten in den Kreisen der Zunftgenossen dauernd machen konnte. Tausende solcher alten Steinmetzzeichen, Kreise, Dreiecke, Kreuze u. dgl. finden sich noch an den mittelalterlichen Baudenkmalern.

(Schluß folgt.)

Eine Sturmnacht auf der Hallig.

(Fortsetzung.)

„Hu!“ rief Groot aus, einen fast scheuen Blick nach den zitternden Fenstern werfend. „Das weht ja, als sollte der jüngste Tag kommen! Dazumal — weißt Du noch, Waterborn — dazumal, als die alte See die Utlände fast ganz überlief, dazumal fing es gerade so an. Aber freilich, das war früher im Jahre — so um die Tag- und Nachtgleiche herum. — Du weißt Dich doch zu erinnern, Waterborn?“ Der Orgelbauer nickte und probirte seinen dusternden Punsch. „Na denn up betere Tiden!“ fuhr Groot fort und stieß mit dem Zungenbalken an. „'s ist doch merkwürdig mit dem Menschen!“ Er schüttelte mit sehr nachdenklicher Miene und scheinbar ganz geschlossenen Augen den Kopf, schlürfte das Aroma seines Grog ein, und brummte mehrmals: „Sehr merkwürdig!... Ganz außerordentlich, sehr merkwürdig! Du mußt mir wirklich die Gedankenluten aufklappen helfen, Waterborn; denn allein, fürcht' ich, bring' ich's nicht mehr fertig. Der Lebenssturm, der mich arg zusammenrüttelte in den letzten Jahren, hat sie zu fest zugeklagen. Und nun ist's

ganz finster geworden im Raum wie in der Roje, und das viele Rollen des alten Fahrzeuges auf himmelhoher See hat Alles wüst durcheinander gerüttelt und geschüttelt."

Bald dampften bis an den Rand gefüllte Gläser vor sämtlichen Tischgästen. Waterborn legte seine Pfeife neben sich, musterte mit einem langen Blicke seine Zuhörer und erzählte uns dann mit gefalteten Händen folgende Begebenheiten.

2.

Ein gefährlicher Einsatz.

"Morgen, wenn der Himmel sich auflärt und der Sturm sich legt, will ich Ihnen oben auf dem Deiche ganz fern am Horizonte ein paar Punkte zeigen, die man nicht leicht erkennen kann. Bei nicht ganz reiner Luft hält sie wohl Jeder für Nebel, welche mit dem Winde über das Meer forttreiben. Es sind jedoch Häuser, in denen biedere, gottesfürchtige, unerschrockene Seefahrer wohnen. Ihre Zahl ist gegenwärtig wahrscheinlich auf eine sehr geringe zusammengeschmolzen, denn ich bin seit langen Jahren nicht mehr dort gewesen. Vor fünfundsiebzig Jahren ward ich dort geboren, und mein Oheim, der daselbst Schullehrer, Küster und Prediger war, hat mich getauft und konfirmirt. Jetzt gibt es auf der kleinen Hallig weder einen Prediger noch eine Predigerwohnung. Die See hat in ihrem Grimme drei Vierteltheile meiner Heimat fortgeschwemmt, und wo ich als Kind gespielt habe, da sonnt sich jetzt bei Liefesbø auf grauem Watt der Seehund.

"So viel, meine Herren, zum Verständniß des Nachfolgenden. Sie müssen entschuldigen, wenn ich vielleicht nicht regelrecht erzähle. Es greift mich immer an, und oft werde ich auch weich, wenn ich mir die Vergangenheit so recht lebhaft vergegenwärtige. Nun also zur Sache!

"Auf den Halligen baut man — wie das Ihnen wohl bekannt sein wird — die Häuser nicht nur auf hohe, künstlich aufgeworfene Erdhügel, sondern stellt sie auch meistens dicht nebeneinander, damit sie den Stürmen besser trogen können. Nur zwischen den größeren Warfhügeln läßt man schmale Zwischenräume, besonders wo es Noth thut mit dem Boden zu sparen. Dieß geschieht der Sturmfluten wegen, die gewöhnlich die ebenen kleinen Inseln überschwemmen, und den Wohnungen selbst noch öfters, als es ohnehin doch geschieht, gefährlich werden würden, wenn die Meerflut durch die offen gelassenen Stellen zwischen den mit Häusern, Scheuern und Stallungen besetzten Hügeln nicht ab- und zufließen könnte.

"Das Predigerhaus, wo mein Onkel wohnte, die kleine Kirche mit dem daneben stehenden Glockenthurme aus Holz, und das Haus meiner Eltern mit den erforderlichen Nebengebäuden nahmen den obern Flächenraum der sogenannten 'Kirchwarft' ein. Sie grenzte im Westen hart an die See, die bei jedem Hochwasser ihre Wogen gegen das steil abfallende Ufer der hier ziemlich hohen Insel rollte. An manchen Stellen hatte der Strand eine Höhe von acht, zehn, ja fünfzehn Fuß, während die südliche und südöstliche Spitze der Hallig zur Flutzeit sich nirgends mehr als zwei bis drei Fuß über das weißschimmernde Sandwatt erhob. In meiner Jugend zählte man über zwanzig Warften, von denen mehrere so eng zusammenhängen, daß nur ein kleines Thal sie von einander schieb. Am dichtesten waren sie, offenbar aus Raumerparniß, im Westen und Nordwesten der Hallig neben einander gestellt worden. Weiter im Osten und gegen Süden fanden sich Zwischenräume von beträchtlicher Ausdehnung zwischen den einzelnen bewohnten Hügeln. Im Sommer und überhaupt so lange — wie meine Landsleute gewöhnlich sagen — das Salzwasser nicht überlief, wurde die Trennung der östlich und südöstlich vereinzelt gelegenen Warften von deren kompakterer Masse im Westen, die wie eine stark verpallisadirte Festung unerschrocken auf ihren unversöhnlichen Feind hinabsah, nicht empfunden. Sobald aber stürmische Tage eintraten, und namentlich bei hoch steigenden Fluten,

war die Lage der südlichen Halligleute eine recht trübselige. Es saß dann jede Familie allein und von allen Uebrigen völlig verlassen auf ihrer umbrandeten Warft, und erteilte sie in so trostloser Zeit ein Unglück, so mußte sie es ohne Freunde tragen, und sich und ihr Geschick einzig der Gnade Gottes anheimstellen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Hochzeitsfest in Trötten.

Norwegisches Reisebild

von

Robert Raimund.

An einem prachtvollen Sommermorgen, wie wir ihn in dem regenschwangern Norwegen selten gesehen, fuhrn wir am Logen hinauf, und kamen nach einer kurzen Fahrt in Trötten an. Das Dorf war in lebhafter Bewegung. Auf allen Straßen, wenn der Ausdruck in einem norwegischen Dorfe mit seinen zerstreuten Häusern erlaubt ist, gingen gepuzte Mädchen und Bursche. Ich erkundigte mich nach der Ursache dieses ungewöhnlichen Lebens und erfuhr, daß eines der reichsten Mädchen des Dorfes Hochzeit habe. Der Wirth versprach uns, bei der Feierlichkeit einen guten Platz zu verschaffen; was uns aber eine besondere Freude machte, war, daß er uns nach dem Hause der Braut führte, deren Eltern uns mit großer Freundlichkeit entgegen kamen. Sie wohnten dicht neben der Kirche, deshalb wurde die Braut auch zu Hause geschmückt. Wir wurden mit Mostebær in Milch und trefflichem Brod bewirthet, während die Mutter die letzte Hand an die Schmückung der Braut legte. Gewöhnlich wird diese im Hause des Geistlichen gepuzt. Man brachte aus der Kirche die Krone, welche aus im Feuer vergolbetem Silber bestand, und reich mit Flittern behängt war. Die Haare wurden mit Bändern durchflochten, gebündelt, und flossen über die Schultern und den Rücken hinab; anderwärts wird eine Perrücke von Flachs aufgesetzt, um goldenes Haar anzudeuten; ein Halsband von mehreren Reihen Perlen, Glaskrönchen, gestickte Handschuhe, ein Rod von schwerem schwarzem Atlas und ein Halstuch mit Gold durchwirkt bildeten den Anzug des Mädchens. Es war ein gar liebes Bild, die Braut ruhig und doch erwartungsvoll dasitzen und sich schmücken lassen zu sehen, während die Schwester noch nach dem letzten Schmuck in der Truhe suchte, die Großmutter die Glasperlen hielt, und die Geschwister ihre gepuzte Schwester anstauten. Am Tage vorher waren die Freunde und Verwandten aus den umliegenden Dörfern in langen Reihen zu Pferd, zu Wagen und zu Fuß herbeigekommen, beladen mit Mundvorrath, der in Butter, Käse und Schinken besteht. Oft kommen bis an die dreihundert Gäste; wenn das Haus der Braut voll, streiten sich die Nachbarn um die Ehre der Gastfreundschaft. Als die Toilette der Braut fertig war, und wir unsere Glückwünsche dargebracht, begab sich der Bräutigam mit seinem ganzen Gefolge nach dem Hause des Pfarrers; dort ordnete sich der Zug, voran die Musiker; dann der Küster, der mit einem Stöcke oder einer Peitsche in der Hand, vorausgeht; ihnen folgt der Bräutigam in Festkleidern, neben sich die Vornehmsten unter den Verwandten, denen auch wir uns anzuschließen gebeten waren; hinterdrein kamen die Brautführer und acht bis zehn Ehrenjungfrauen in grauem Rod, schwarzem Wammis, Halsnustern, die Finger mit Ringen überladen, die Haare weit hinabhängend und prächtig mit Bändern gepuzt. Hinter den Brautjungfrauen schritt die Braut in ihrer eigenthümlichen Tracht, neben ihr eine verheiratete Frau, die vornehmste Verwandte, und zuletzt die übrigen Eingeladenen. Als wir vor der Kirche ankamen, empfing der Geistliche das Brautpaar und segnete es. Die Feier in der Kirche selbst wich im

Wesentlichen nicht von der im protestantischen Deutschland ab. Nach derselben bildete sich der Zug wieder in der gleichen Ordnung, und die ganze Menge begab sich nach dem Hause des Festes. Auf der Schwelle desselben wurde der Zug von der Mutter der Braut und der ersten Kochfrau empfangen. Die Erstere führte die Gäste in die Zimmer, die Andere be-
mächtigte sich der Braut, und ließ sie in der Küche die Speisen kosten: wohl eine Anspielung auf ihren künftigen Haus-
stand. Die Braut setzte sich dann zwischen den Bräutigam und den Geistlichen: ein Ehrenplatz ist für den Viertelsmeister aufbehalten. Gegen Ende des Mahls hielt der Geistliche eine kleine Rede, worauf die junge Frau die Rinde bei den
Lischen machte, vom Viertelsmeister und einem Musikus be-

gleitet; sie reichte jedem der Gäste eine silberne Kanne mit starkem Bier gefüllt. Der Gast leert sie und stellt sie wieder auf eine Platte, die der Viertelsmeister trägt, worauf der Gast seine Gabe nennt, die mit lauter Stimme wiederholt wird, während der Musikant die „Schentmusik“ spielt.

Dem Feste folgt ein Tanz; der Geistliche eröffnete den Ball mit der Braut durch eine Art Walzer. Die Ehrenjung-
frauen führten dann, als es endlich nach vieler Lust und man-
chem Scherz, an dem auch wir Theil zu nehmen genöthigt wurden, Nacht geworden, die Braut dem Bräutigam zu. Damit war aber die Festlichkeit nicht zu Ende. Die Völker des Nordens dehnen ihre Festlichkeiten gerne aus; gewöhnlich dauert eine Hochzeit von Sonntag bis Freitag. Der Musi-



Die Schmückung der Braut am Hochzeitsmorgen.

tant muß die Gäste auf jede Weise zu unterhalten wissen: er ist Poffenreißer und Musikant zu gleicher Zeit. Am Tage nach der Hochzeit überreicht die junge Frau den Gästen Bän-
der, Faden, gestricke Handschuhe, je nach dem Werthe des empfangenen Geschenkes. Meine Frau trug ein paar schöne Handschuhe davon. Die jungen Leute sind nicht bei dieser Vertheilung: sie waren schon am Morgen hinausgezogen und hatten eine hohe Fichte gefällt, die sie hereinschleppten und im Hofe aufrichteten, während der Neuverheirathete ihnen Brautwein kredenzte. Wir hatten der Freundschaft genug
genossen und brachen auf: aber wir erfuhren noch, daß am letzten Festtage ein Küchenbursche mit einem leeren Fleischtopf oder Fackbahn in den Speisesaal kommt, und mit trauriger Miene die Gäste verabschiedet: diese nehmen auf den stummen aber ausdrucksvollen Abschied den Weg wieder unter

die Füße, und der Küster holt die Krone ab. Damit hat der Jubel ein Ende, aber die stillen Flitterwochen beginnen.

Rangan und Mattiatko.

Ozeanisches Abenteuer

von

Arthur Berthier.

Es war ein schöner Tag zu Ende: die Sonne sank, mit gluthrothem Scheine das weite Meer übergießend, am fernen Horizonte hinunter in die Flut. Am Ufer sah ein junger Mann von schlankem Wuchse und herrlichem Ebenmaße der



Die Verfolgung.

Formen, aus dessen hellen Augen ein heißes Feuer strahlte, während er das Mädchen seiner Liebe in den Armen hielt. Unruhig und scheu wie ein geschrecktes Reh schaute sich Mattiatko um. Es war eine Schönheit seltener Art: die edlen Züge deuteten auf einen hohen Geist, der sie weit über die Ihrigen erhob. Sie gehörte zum Stamme der Rangmutkos, während ihr Geliebter vom Stamme der Vameres war. Auf seinen Jagdzügen, die er weit über das Gebiet seines Stammes ausdehnte, hatte er vor wenig Wochen das schöne Mädchen am Ufer eines reizenden Sees sitzend gefunden, weinend und jammernd über einen Vogel, den sie gezähmt und der, ihr auf Schritt und Tritt nachfolgend, vom Pfeile eines Stammesgenossen getroffen, nun zu ihren Füßen lag. Rangan hatte sie so freundlich zu trösten gewußt, hatte das Thier noch im Lobe so hübsch und lieb gefunden, daß die Trostesworte bald in Liebesworte übergehen durften, ohne daß sie darob unwillig geworden wäre. Stundenlang hatten sie so beisammen gegessen und sich endlich das Versprechen gegeben, sich so oft an diesem einsamen Orte wieder zu finden, als es dem Mädchen möglich sei, der treuen Hüt der Ihren auf Stunden zu entfliehen. Er hatte ihr später den gleichen Vogel wie den verlorenen gebracht und ihn zu zähmen gewußt, daß sie zuletzt in dem Thiere und ihrer neuen Liebe den heftigen Schmerz ganz vergessen. Rangan und Mattiatko hatten sich so lieb gewonnen, daß sie jeden Tag seiner harrete, wenn sie auch wußte, daß die Jagdzüge des feindlichen Stammes ihn in andere Wälder führten, und ihm das strenge Wort des Häuptlings nicht gestattete, sich von den Seinen zu trennen. Aber es war kein Geheimniß geblieben, diese stille Liebe; denn er hatte sie eines Nachts heimlich auf sein Jagdgebiet abgeholt, und war von seinem größten Feinde im Stamme, der ihm überall nachstellte, im süßesten Liebesgeflüster gesehen worden. Norwod hatte sich nicht gezeigt, sondern war in wildester Eile heimgekehrt, um es den Ältesten des Stammes mitzutheilen, die augenblicklich zwei aus ihrer Mitte absandten, um die Liebenden zu überraschen und zu ergreifen. In einem leichten Kanoe schwammen die drei Verfolger, von starkem Ruder gesteuert, die Küste hinab; als es Morgen wurde, begann über die See ein heftiger Wind zu streichen. Die Meervögel flogen unheimlich krächzend über den Schaum hin, der höher und höher zischte, und jeden Augenblick das Boot an die felsige Küste zu schleudern drohte: die beiden Ausgesandten sahen ein böses Vorzeichen in diesem Sturme und wollten von ihrem Verfolgungswerk absteigen, obgleich sie des Jornes ihrer Mitältesten gewiß sein konnten, wenn sie dem Befehle nicht gehorchten. Norwod aber wußte durch sein Zureden den Sturm und ihre Angst zu überlauben, und so langten sie endlich nach einer furchtbaren Fahrt an dem Orte der Zusammenkünfte an, wo sie die beiden Liebenden bei einem Feuer sitzend fanden, und ertauschten, wie sie eine Flucht in ferne Gegenden berietben. Rasch waren beide nichts Schlimmes Ahnende ergriffen und in das Kanoe gebracht, und trotz Sturm und Toben des Meeres zu den Hütten der Vameres zurückgebracht. Die Älten hielten eine große Berathung, während die beiden Liebenden zusammengelauert und schweigend in der Hütte des Kreises saßen. Die Unglücklichen mußten mit anhören, wie man über ihren Tod hin und her berathschlugte. Ein solches Beispiel von Ungehorsam durfte nicht ungerächt bleiben, und wenn man auch diesmal noch von der Todesstrafe abstand, so sollte sie doch das nächstemal über Rangan verhängt werden; diesmal aber sollte er von Strafe frei sein, wenn er die Befehle der Ältesten vollführte. Den beiden Verbrechern wurde der Beschluß der Burkes laut verkündet, und der junge Mann, dem man zuerst das Ungeheure seines Vergehens mit grellen Farben vorhielt, aufgefordert, das fremde Mädchen so lange zu schlagen, bis sie blute, und sie dann wieder zu den Ihrigen zurückzuführen. Welche Feder schilberte, was in dem Innern des armen Menschen vorging; jedes Wort verstummte gegenüber solcher Grausamkeit. Mit wehmüthig schmerzvollen Blicken sah Rangan seine Mattiatko an; aber das helben-

müthige Mädchen, das die Bedeutung eines Befehls der Ältesten des Stammes kannte, erhob sich rasch, sah ihren Peiniger verächtlich in das Gesicht, zog das Opossumfell fester um sich her und fiel vor ihrem Geliebten nieder, ihn mit Bitten zu bestürmen, daß er gehorche. Nach langem Widerstreben, der den ganzen Kampf eines liebenden Herzens auf seinen Zügen wiederpiegelte, nahm er seinen Wirri und fing an, auf das arme, keine Klage ausstoßende Mädchen loszuschlagen; auf Kopf und Schultern fielen die Streiche; als aber das erste Blut floss, sank er zu Boden und die Älten geboten ihm innezuhalten. Er war unfähig, den zweiten Theil der Strafe zu vollziehen. Das Mädchen wurde aus dem Lager getrieben und Rangan blieb allein in seiner Hütte. Sein Stamm hielt an jenem Abend einen Corrobory, aber er nahm keinen Theil daran, und als die jungen Leute am nächsten Tage auf die Emujagd auszogen, lag er an seinem Feuer und schüttelte mit dem Kopfe, als sie ihn aufforderten, ihnen zu folgen. Drei Tage blieb er so liegen, und nahm keine Lebensmittel zu sich, obgleich ihn seine Brüder treulich damit versorgten. Am dritten Tage ging er Morgens in die Wallghügel, wo er das Thal des Murray und Rumedo überschauen konnte, und in weiter Ferne zwei kleine Rauchfäulen emporsteigen sah, die schon drei Tage lang für ihn unterhalten worden.

Rangan warf sein Opossumfell über die Schultern, nahm den Speer in die Hand und wanderte in gerader Richtung dem Rauche zu. Mit jedem Schritte besiegelte er sein Schicksal unabänderlicher — der Tod drohte ihm nicht mehr bloß, er war ihm gewiß, sowie die Ältesten seines Stammes zum dritten Male über ihn Gericht hielten. An den Feuern aber fand er sein braunes Mädchen. Als sie seinen Schritt hörte, sprang sie auf, eilte ihm entgegen und lag an seinem Herzen. Thränen entströmten den Augen Rangan's, als er das Mädchen, das er geschlagen, so an seiner Brust liegen sah. Noch waren die Wunden, die sein Wirri aufgerissen, nicht geheilt, und doch hatte sie drei Tage und drei Nächte an dem einsamen Feuer seiner geharrt. Aber es blieb nicht Zeit zu langem Fragen, nicht Zeit zu Liebesworten: sie brachen so gleich auf und eilten an die Küste, wo sie ein Kanoe aufnahmen, das er auf seinem Marsche gesehen, und fort ging's hinaus auf das Meer, um auf einer einsamen Insel den Lohn treuer Liebe zu finden. Die Wunden hat die Zeit geheilt, und die Sonne beleuchtet jetzt die Hütte zweier Glücklichen.

Eine Sturmnacht auf der Hallig.

(Fortsetzung.)

Die eng zusammengeschobenen Warfthügel des hohen Nordwestrandes der Hallig gaben den hier Wohnenden ein Gefühl der Sicherheit, das sie in Stunden der Gefahr gegenseitig ermutigte. Wurden die Inseln überflutet und auch die zusammenhängende Reihe der Warften mit ihren hochgegiebelten Häusern von den brausenden Wellen umspült, so war es doch immer noch leicht, daß ein Nachbar dem andern durch Zeichen zu verstehen gab, was er wünschte, was er vorhabe oder wie er über die Lage denke, in welche das Toben der Elemente alle Halligleute versetzte und noch versetzen konnte. Diese Gemeinsamkeit im Dulden und Ausharren machte die Bewohner des Nordwestrandes zu treuen Freunden und verband sie zu einer einzigen großen Familie. Ich kann mich aus meinen Jugendjahren keiner kleinsten Zwistigkeit erinnern, die je unter denselben vorgekommen wäre. Selbst wir Kinder erzürnten uns niemals bei unsern Spielen, obwohl wir stets heiter waren, und es eben so wenig wie Festlandsfinder an losen Streichen und waghalsigen Unternehmungen fehlen ließen.

Eine unserer liebsten Unterhaltungen in freien Stunden bestand in der Beobachtung des Wellenspiels bei auflau-

sender Flut. Dieses Spiel konnten wir am allerbesten auf dem kleinen Kirchhofe verfolgen, der sich vom hölzernen Glodenthurme bis an den senkrechten Abfall des Strandes im Nordwesten hinzog. Auf halb eingesunkenen Kreuzen sitzend, sahen wir hinunter in das Schäumen, Brechen und Wühlen der Flut, deren Ringwellen wir weit hinaus in's Meer verfolgen konnten, da ein bei Ebbe bloßliegendes schmales Vorland sich bis an den tiefen Mattstrom verlängerte, auf welchem die Küstenfahrer ihren Weg zwischen den Inseln verfolgten. Wir zählten die aufspringenden Flutringe, die gleich laufenden Lämmerherden in sehr bestimmten Entfernungen gegen das hohe Ufer der Hallig Sturm liefen, hier einen letzten hohen Sprung wagten, der uns nicht selten mit zischenden Schaumfloden überstreute, und dann, zurückstürzend, von den nachfolgenden unter die Füße getreten wurden.

Lange Zeit war uns auch das Abbröckeln der tiefigen Erde, das mit diesem Sturmlaufen der Flut sich stets verband, eine angenehme Unterhaltung, und nicht selten halfen wir sogar in gedankenlosem Uebermuth nach, indem wir von oben herab die Erde loderten und größere Kieselmassen in die anstürmenden Flutsäulen hinabstürzten, die solche ihr zugeflewerten Broden mit einer uns stets von Neuem ergößenden Wuth zermalmte.

Eines Tages — es war zu Anfang der schweren Herbststürme — kam mein Onkel, der Pastor, in heftiger Gemüthsaufrregung zu uns, nahm meinen Vater, der erst seit einigen Wochen von einer Reise aus Grönland zurückgelehrt war, bei Seite, sprach leise zu ihm und ging gleich darauf wieder mit ihm fort. Neugierig schlich ich Beiden nach. Ich sah, wie sie, gegen den rasenden Weststurm anlämpfend, mit großen Schritten dem Kirchhofe zustrebten. Es war unheimlich im Freien. Die trübe Luft, von Meerstaub feucht und beugend, zitterte unter den Donnerschlägen des Sturmes. Von den Schornsteinen der Häuser trieb der Drud des Windes den Rauch abwärts, so daß ein dicker Nebel das Athmen erschwerte. Dumpf und hohl klang das Brechen der Brandung, die mit solcher Gewalt gegen den steilen Küstenrand der Hallig schlug, daß ich ganz deutlich die Erde unter mir zittern fühlte.

Nur wenige Minuten verweilten Vater und Oheim auf dem gänzlich schupflosen Kirchhofe. Ich erwartete sie am Fuße des Holzturmes, dessen beide Gloden der Sturm so stark bewegte, daß die Klöppel häufig an das tönende Metall schlugen. Die Tönen der Gloden, mehr einem Wimmern vergleichbar, machte auf mich immer einen tiefen Eindruck und stimmte mich gewöhnlich sehr ernst. Besonders des Nachts, wenn das Geulen des Sturmes mich weckte, konnte ich vor Herzklopfen lange nicht einschlafen, so oft ich die Klage der Gloden vernahm. Mir war es, als seien es Menschenstimmen, die um Hülfe riefen, ohne doch irgendwo Gehör zu finden.

In ihre Gedanken vertieft, gingen Vater und Oheim an mir vorüber, ohne mich zu bemerken. Auch wenn sie kein Wort gesprochen hätten, würde ich es doch ihren verstörten Mienen angesehen haben, daß etwas ganz Ungeöhnliches sie erschreckt haben müsse. „Was hältst Du davon, und welche Schutzmaßregeln würdest Du in Vorschlag bringen!“ hörte ich meinen Oheim sagen, als sie nur wenige Schritte noch vom winzelnden Glodenthurme entfernt waren. — „Bei so hoher See läßt sich gar nichts thun,“ versetzte mein Vater. „Man kann ja kaum athmen in dem Wirbel des Salzschaumes, der Alles umhüllt; wie sollen sich da Untersuchungen anstellen lassen. So lange es so stark weht wie jetzt, müssen wir ruhig zusehen.“ — „Es ist eine Entdeckung, die mich beunruhigt,“ nahm mein Oheim wieder das Wort. „Einsenkungen von solcher Tiefe können nicht Folgen des gegenwärtigen Sturmes sein.“ — „Wahrscheinlich ist das freilich nicht, und dennoch — das Erdreich ist bröcklich, oft fallen ganze große Stücke in die See, und unsere Jungen, wenn sie nichts zu thun haben, helfen von oben

durch Wühlen und Stoßen wohl auch noch nach. Ein mächtiger Steinbamm, hinter dem sich ein breiter Wall von Färschinen und Erde erhöhe, würde weitere Zerstörungen am Besten verhindern. Woher aber soll auf unserer Hallig das Geld kommen zu so kostspieligen Wasserbauten!“ — „Die armen Todten!“ seufzte der Pastor. „Selbst im Grabe noch haben sie nicht Ruhe vor der grimmigen See!“

Die letzten Worte des Oheims machten mich erbeben. Ich kroch auf Händen und Füßen um den Glodenthurm und begab mich auf demselben Wege, den Vater und Oheim eben beschritten hatten, an den Strand. Es war ein furchtbarer Anblick, der sich mir hier darbot. In einer Breite von zehn bis zwölf Schritten vom Rande der Hallig war die Erde eingesunken wohl an zwanzig Fuß tief, und in diesem graufigen Schlunde wühlte die See und zerstückte das morsche Holz zerbrochener Särge. Ich scheute mich, diesem Spiel der heulenden Wogen länger zuzusehen; denn wer konnte wissen, ob nicht auch ein jüngst Begrabener bei diesem Einsturz mit ein Raub des Meeres geworden war.

Die Befürchtungen des Pastors begriff ich auf der Stelle. Der ganze Kirchhof war offenbar gefährdet, wenn die Stürme sich häufig wiederholten, und die Flut tiefe Höhlen in die ungeschützte, weiche Erdmasse der Hallig gewühlt hatte. Darüber Untersuchungen anzustellen wäre überaus nöthig gewesen, das wilde Sturmwetter aber und die hohe See boten jeder menschlichen Vorsicht Trost. Das stärkste seehaltige Boot würde zerstückt sein, hätte man es auch durch die vereinten Kräfte vieler, Wind und Flut entgegen, bis in die Nähe des Schauplatzes der elementarischen Verwüstungen zu steuern vermocht.

Nicht weniger bestürzt als mein Vater kam ich nach Hause. Ich traf nur meine Mutter und meine beiden jüngern Schwestern daheim. Oheim und Vater waren zur nächsten Warst gegangen, um die gemachte traurige Entdeckung zur Kenntniß aller Halligleute zu bringen. Nach einer kleinen Stunde schon wanderten sämtliche Männer dem bedrohten Punkte zu, und als man sich wieder trennte, geschah es mit dem Versprechen, sich Abends zu einer gemeinsamen Berathung im Hause meines Vaters zusammen zu finden.

Dieser Versammlung der Halligleute, an die mein Oheim eine herzliche Anrede hielt, worin er sie aufforderte, Gott zu vertrauen, ihn um Weisheit, Gnade und Segen zu bitten, wohnte ich als aufmerksamer Zuhörer bei. Das Resultat der ziemlich lange dauernden Berathung konnte der ganzen Sachlage nach nur ein sehr ungenügendes sein. Die Hallig durch Baumwerke zu schützen, erklärten sämtliche jegegewohnte Männer für unausführbar. Abplattung des Strandes, meinte mein Vater, würde noch die beste Wirkung thun; denn die Erfahrung lehre, was freilich die früheren Bewohner der Halligen nicht beachtet hätten, daß ein steiler Küstenrand, wenn er nur aus erdigen Theilen bestehe, der Berührung durch immer von Neuem sich wiederholenden starken Wogenschwall weit mehr ausgesetzt sei, als ein flacher, nur allmählig sich erhebender Strand, welcher den Brandungen keinen Widerstand leiste und sie mithin machtlos darüber hinbrausen lasse. Leider aber — fügte er hinzu — könne dieß, selbst wenn sich die zu einer solchen Niesenarbeit erforderlichen Kräfte aufreiben ließen, schon deshalb nicht durchgeführt werden, weil man sich dann entschließen müsse auch die Häuser abzubbrechen, und sie weiter im Süden und Osten der Hallig auf neu emporgethürmten Erdbügeln wieder zu erbauen.

Die Frage, ob Jemand glaube, daß für die Bewohner des Nordweststrandes durch das Einbohren der Flut in das hohe Ufer Gefahr vorhanden sei, ward der Reihe nach von Allen verneint. Die nächsten Warsten lagen noch immer so weit vom Strande entfernt, daß Menschenalter dazu gehörten, ehe die See diese ganze Strecke Landes verschlingen konnte. Für diese Wahrscheinlichkeitsberechnung wurden viele künftige Gründe angeführt, die auch zur Beruhigung der Ängstlichsten und Kleinmüthigsten, deren es doch Einzelne

unter den Versammelten gab, beitrugen. Schließlich faßten die Männer zwei wichtige Beschlüsse. Der Kirchhof sollte auf die Südostseite der Warsthügel, wo sich ein Platz dazu finden ließ, verlegt werden, und zwar schon im nächsten Frühjahr. Ferner kam man überein, an den Wohnungen nur solche Veränderungen vorzunehmen, welche zu deren Befestigung gegen Wind und Wogen dienten. Verzierungen und Ausschmückungen im Innern sollten ganz unterbleiben. Endlich gelobten sich die Männer feierlich, jede nicht ganz nöthige Ausgabe zu unterlassen, möglichst sparsam zu leben, um bei etwaigem reichem Verdienste, Jeder nach seinen Kräften, Geld zurückerlegen zu können. Habe man auf solche Weise nach Jahren — Einige schlugen fünf, Andere acht vor — eine anständige Summe erspart, so sollte diese zur Erbauung breiter und hoher Warften im Südosten der Hallig verwendet werden, und später weitere Ersparnisse zur Aufrihtung einiger stattlicher Häuser dienen. Auf solche Weise — meinten die Männer — ließe sich auch das Material der alten Häuser größtentheils bei dem Neubau verwenden, und wenn man sich nur zu beschränken wisse und sich gegenseitig brüderlich unterstütze, werde die neue Warft- und Häuseranlage zu Stande kommen, ohne daß der Einzelne fühlbar darunter zu leiden habe.

Am Schluß der bis tief in die Nacht hinein dauernden Berathung reichten sich die Halligleute nochmals die Hände, mein Oheim sprach knieend ein Gebet, und zuletzt sangen wir anhängig das alte Kirchenlied:

„Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir x.“

„Gefräßigt und voll unerschütterlichen Gottvertrauens umarmte mein Oheim jeden Scheidenden einzeln und entließ ihn mit einem glaubensvollen: „Amen. Das walle Gott!“

Während dieser Erzählung hatten die Spielenden, einer nach dem andern, die Karten weggelegt. Leise rückten sie die Stühle unserem Tische näher, und als Waterborn jetzt, um einer sich seiner bemächtigenden wehmüthigen Bewegung Herr zu werden, eine Pause machte, umgaben sie uns in weitem Halbkreise, eben so aufmerksam dem Vortrage des Orgelbauers zuhörend wie wir, denen seine Erzählung ursprünglich galt.

3.

Es klopf.

Unaufgefordert fuhr Waterborn nach einer Weile wieder fort: „Mich hatte die Berathung der Männer und das Schlußgebet meines Oheims, das mehrmals von den Donnereschlägen der Sturmwoogen übertönt ward, gewaltig ergriffen. Der Schlaf floh mich, und eine Bangigkeit, die ich nie zuvor empfunden hatte, nahm so ganz von mir Besitz, daß ich mich wiederholt auf meinem Lager aufrichtete, um ordentlich Athem schöpfen zu können. Mich ängstigten Schreckgestalten der Einbildungskraft, die von dem Vernommenen zu stark erregt worden war. Auch störte mich das ununterbrochene Pfeifen des Windes und das schwere Schlagen der Wogen in der mir so nöthigen Ruhe. Endlich jedoch entschlief ich, nicht aber um Erquickung im Schlummer zu trinken, sondern um durch quälerische Träume gefoltert zu werden. Der schrecklichste dieser Träume erweckte mich wieder, und von nun an schloß ich die Augen nicht mehr, um wach zu bleiben.“

Gegenstand meines Nachdenkens war natürlich sogleich der Beschluß der Halligleute. Mich ganz in denselben vertiefend, vernahm ich ein eigenthümliches Geräusch, das mich bald von dem eigentlichen Gegenstande meines Nachdenkens gänzlich abzog. Es traten Pausen ein, in denen es sich nicht hören ließ. Diese waren aber nur kurz. Ich horchte natürlich mit gespannter Aufmerksamkeit, um die Ursache desselben zu ermitteln, allein wie ich mich auch anstrenzte, ich vermochte sie nicht zu entdecken.

„Soll ich Ihnen, meine Herren, jenes damals und später noch unzählige Male vernommene Geräusch beschreiben, so

kann ich es nur mit dem sehr dumpfen, von einem jischen, oft auch klagenden, ja bisweilen sogar melodischen Ton begleiteten Wiederhall starker Schläge vergleichen. Nie früher hatte ich etwas Aehnliches weder bei Tage noch bei Nacht vernommen, obwohl ich bei schweren Wetterstürmen oft stundenlang schlaflos zubachte. Uebertönt ward dieses mir völlig unerklärbare Geräusch nur von sehr starken Windstößen und den lautesten Brandungsdonnern. Manchmal schien es mir, als jitterte der Boden und das ganze Haus unter der Wucht dieser unheimlichen Schläge. Dieß mochte aber wohl Täuschung sein; denn auch das festeste Hallighaus erzittert unter dem Sturz der Sturmwoogen, die seine Firnen streifen.“

„Ob schon in jener Nacht, die mir stets unvergeßlich bleiben wird, weil sie mich zum ersten Male auf das erst viele Jahre später eintretende Ereigniß aufmerksam machte, und mich wie Andere wohl hätte warnen können, mein Vater die nämliche Beobachtung gemacht haben mag, weiß ich nicht. Ich selbst schwieg, aus Bangigkeit, ich könnte, wenn ich davon spräche, mich in eine nie wieder zu bewältigende Angst hineinreden, die mich auch ferner um alle Nachtruhe bringen würde. Mein Vater aber erwähnte des Geräusches, das ich so deutlich vernommen hatte, mit keiner Sylbe, und auch meinen Geschwistern schienen es nicht aufgefallen zu sein.“

Am nächsten Tage ließ die Gewalt des Sturmes nach und der Wind lief von West nach Süd um. Alle Halligbewohner athmeten wieder frei auf, denn nun konnten sie wenigstens, ohne von den Brandungen fortgerissen zu werden, eine Besichtigung des Nordweststrandes versuchen, an welchem das Meer so unerwartete Vermüstungen angerichtet hatte.

Ueber das Ergebniß dieser Besichtigung, der fast alle Halligleute bewohnten, verlautete nichts. Sie dauerte mehrere Stunden, und als die Männer wieder in ihre Wohnungen zurückkehrten, konnten sie eine ihren ernststen Mienen aufgeprägte Niedergeschlagenheit nicht Allen verbergen. Daß wir Kinder nicht eingeweiht wurden in die Besümmernisse, die schon damals die Herzen unserer Väter größtentheils beschwerten mochten, gebot die Klugheit; daß man aber auch die Frauen ununterrichtet ließ, erklärt sich nur aus der Annahme, es sei der Tag einer großartigen Zerstörung, wenn man eine solche aus Wahrscheinlichkeitsgründen überhaupt annehmen müsse, jedenfalls noch fern.

„Obwohl es in der darauf folgenden Nacht noch stark, nur freilich aus Süden wehte, beobachtete ich doch weder das schon beschriebene Geräusch, noch die schütternde Bewegung unseres Hauses. Ich mußte deßhalb annehmen, beide Laute seien nur Folgen des heftig tobenden Sturmes gewesen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Rheinbrücke.

Von

Dr. Leonhard Hansen.

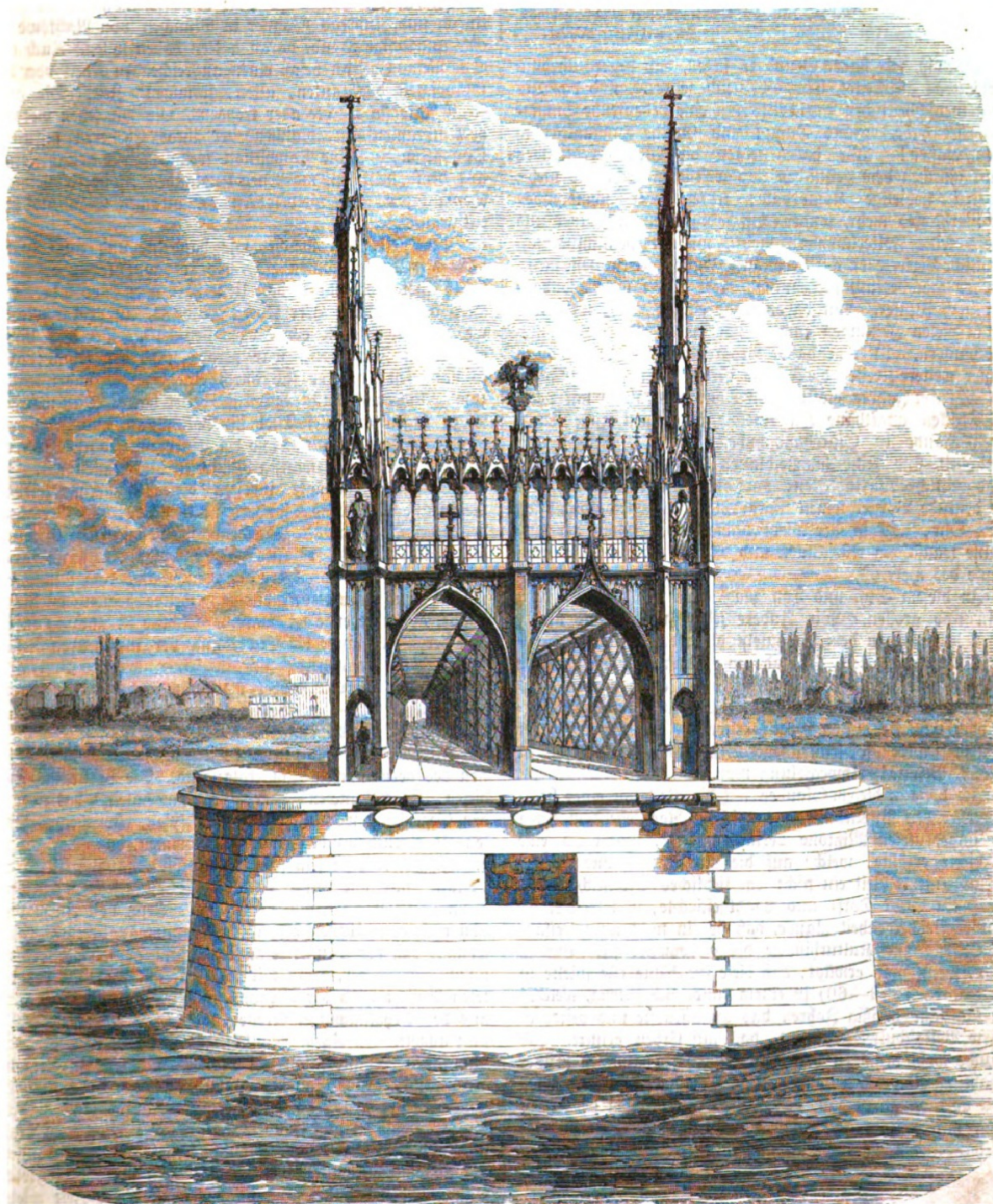
1.

Ich fürchte die Danaer, auch wenn sie Geschenke bringen.

Eine herrliche Brücke ist geschlagen, welche zwei große Völker verbindet, die große Kette von Nationen, welche im Osten und Westen wohnen, in eine ununterbrochene Strömung bringt, und den Fluß zum Vermittler macht, der bislang zwei Nachbarn schieb und in Haber und Streit erhielt. Die Brücke, welche Baden und Frankreich gemeinschaftlich über unsern herrlichsten deutschen Strom warfen, sollte nach den helltönenden Worten bei dem Festbankette zu Straßburg auf ewig zwei Völker verbinden, welche sich eben seit undentlichen Zeiten um diesen Strom stritten. Aber mögen jene Worte im Feuer der Begeisterung deutschen Ohren so wohl geklungen haben wie französischen, in Wahrheit sind sie doch nur eine Phrase, und dürften uns eher wie eine Mahnung

lingen, auf unserer Hut zu sein: denn die Wege des Verkehrs sind auch die Straßen der Heere. Während die Brücke die beiden Nationen in kommerzieller und sozialer Beziehung einander nähert, kann sie im Falle eines Kriegs die Kluft nur um so tiefer reißen. Denn die Brücke ist ein für Deutschlands Vertheidigung nur nachtheiliger Bau, wenn wir zwei

Punkte in's Auge fassen: die Zerstörung der Brücke und die Wiederherstellung derselben. Was die erstere betrifft, so ist sie vollkommen gesichert. Die Brücke kann zwar nicht nur durch die Wendung der Drehbrücke vom deutschen Ufer leicht ganz abgefondert, sondern auch durch Sprengung der Landbrückenpfeiler unbrauchbar gemacht, sowie durch das Feuer



Die Rheinbrücke bei Kehl.

von acht schweren Geschützen in kurzer Zeit gänzlich zerstört werden, sobald Gefahr droht und noch ehe ein Franzose den Rhein überschritten; aber die Sache sieht sich anders an, wenn man bedenkt, daß die Wiederherstellung derselben während eines Kriegs den Deutschen geradezu unmöglich, weil sie unter den Kanonen von Straßburg liegt, während die

Wiederherstellung derselben von französischer Seite bei der großen Masse militärischer Hülfsmittel in der Festung Straßburg den Franzosen leicht wird; die Brücke kann somit im Verlaufe des Kriegs nur dem Gegner Deutschlands Nutzen bringen.

Der todte Millionenmann.

Ein absonderlicher Beitrag zur Kulturgeschichte der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Johannes Scherr.

Mit der Dummheit kämpfen Gauner nicht vergebens!
Der verbesserte Schiller.

„Gewiß, wir haben Grund zu sagen, daß unser Jahrhundert Etwas gearbeitet, Etwas vor sich gebracht, und das Kapital menschheitlichen Fortschritts um eine bedeutende Summe vermehrt habe. Hans Dampf und Grethe Humanität in allen Gassen! Wir haben keinen die Welt zerrüttenden Janz zwischen dem geistlichen und weltlichen Schwerte mehr, sondern liebevolle Konfessionen; keine Kaser schmorenden Scheiterhaufen mehr, sondern Begräbnisse zu Pulver und Blei; keine Folterkammern mehr, sondern pennsylvanisch-christliche Kerkerzellen auf Lebenszeit; keine Hengenprozesse mehr, sondern Hochverrathsprozeduren; keine Ritter mehr, sondern nur noch Junter. Wir haben sogar ein einiges Deutschland — in vielen Zeitungen und in noch mehr Weinstuben und Bierhäusern. In riesenhafter Progression zieht die Bildung immer weitere Kreise; die Jugend ist vor lauter Kultur schon mit achtzehn Jahren blasirt, und Sonntags führen mit pariser Fräcken angethane Hausknechte Köchinnen zum Tanz, deren Hände in Glacehandschuhen steden. Freiheit und Gleichheit sind keine himmelblauen Ideale mehr, sondern handgreifliche Wirklichkeiten: vor der Nase der Polizei seht der deutsche Bürger seinen braunröthlichen Garibaldhut led auf's Ohr, und in der alleinseligmachenden Glode der Krinolone wallfahren Fürstinnen und Mägde einträchtiglich zum Hause des Herrn.“

In diesem Styl und Ton mag etwa ein Pessimist grämeln und grollen. Wir Andere jedoch wiegen uns unterdessen behaglich in dem Schaukelstuhl moderner und modernster Errungenschaften. Schade nur, daß das harmonische Fortschrittskonzert dann und wann durch einen grellen Dissonanz unterbrochen wird, welcher entweder von hoch oben herab oder von tief unten herauf erschallt. Sollten wir aber dadurch unsere selbstzufriedene Stimmung beeinträchtigen lassen? Behüte! Abwechslung muß sein.

Ich hoffe in diesem Glauben auf die Nachsicht eines hochzuverehrenden Publikums, wenn ich in Nachstehendem einen der angebotenen Misköne verlaute lassen, indem ich eine Geschichte erzähle, welche auf die intellektuelle und sittliche Kultur unserer Zeit ein nicht sehr liebliches Streiflicht wirft. Es ist ein Stück Dorf- und Stadtgeschichte, von welcher ich in aller Bescheidenheit glaube, daß sie ein nicht uninteressanter Beitrag zur Kulturhistorie der Gegenwart sei. Um so mehr, wenn man erwägt, daß diese Geschichte (sie spielte in den Jahren 1858—60) in einem Lande sich zutrug, welches seit ungefähr dreißig Jahren das umfassendste und bestorganisirte Volksschulwesen besitzt, das auf Erden existirt. Ich brauche wohl kaum zu versichern, daß die Thatfachen meiner Erzählung streng aktenmäßige sind. Ich habe nicht ein Wort dazu oder davon gethan, dagegen aus Rücksichten der Schonung mir erlaubt, die Namen einiger Lokalitäten und die der handelnden Personen zu ändern.

1.

Zu Lannenbach, einem Dorfe in einem der nordöstlichen Kantone schweizerischer Eidgenossenschaft, lebte im Jahre 1858 ein Mann und Familienvater, der Jakob Simplicius hieß. Ein „wohlbeleumdet“, arbeitsamer, sparsamer Mann, Besitzer eines kleinen „Gwerbs“, d. h. eines kleinen Bauerngüthchens; daneben auch Instruktor bei der Infanterie oder „Dredtampfer“. Denn mit dem etwas unreinlichen Terminus technicus „dredtampfen“ bezeichnete er selber die Ausübung seiner amtlichen Pflicht, angehende Entel Winkelried's

oder, prosaisch zu sprechen, Milizrekruten marschiren und exerciren zu lehren. Ungeachtet dieser zeitweiligen Beschäftigung mit der edlen Kriegskunst hatte unser Jakobus Simplicius das Pulver nicht erfunden, was übrigens auch gar nicht nöthig war. Statt des mangelnden Organs der Erfindungskraft war aber an dem Schädel des Mannes das spezifische Organ des Glaubens so wundervoll vorhanden und entwickelt, daß die Herren Hofräthe Rudolph Wagner in Göttingen und Andreas Wagner in München von Rechtswegen eine unbändige Freude daran hätten haben sollen. Auch des Simplicius Ehefrau besaß einen ausreichenden Theil von der Gläubigkeit der „guten, alten, frommen“ Zeit. Die gute Frau Jakobäa machte aber trotzdem, wie wir sehen werden, dem schrankenlosen Glaubenseifer ihres Eheherrn mitunter Opposition, — eine Opposition freilich, welche nicht etwa aus dem „heillosen, modernen Unglauben“, sondern vielmehr ebenfalls aus der vielbelobten romantischen Glaubensstärke entsprang.

Zur Zeit, von welcher wir handeln, und auch später noch bildete zu Lannenbach, wie im ganzen Lande, einen beliebtesten Gegenstand der Unterhaltungen am häuslichen Herd der berühmte Herr Oberst Wildherz, ein großer Mann, weil der reichste in der Eidgenossenschaft. Der Ruf dieses gewaltigen Fabrikherrn war gerade nicht der feinste; aber es stand fest, daß er sich durch eine Energie sondergleichen zum „Millionenmann“ emporgearbeitet hatte. Dieß war sein so zu sagen offizieller Titel im Volksmund und zwar mit Recht, maßen der Kinderlose bei seinem im Jahre 1859 erfolgten Tode etliche zwanzig Millionen hinterlassen hat. Der Volkssphantasie genügte indessen dieser immerhin leidliche Reichthum keineswegs, sondern sie liebte es, das Vermögen des Herrn Obersten in's Märchenhafte zu steigern. Eine auf die Volkssphantasie spekulirende Betriebsamkeit stand auch, wie wir bald erfahren werden, nicht an, dem Millionenmann Eigenschaften anzubichten, welche seinen wirklichen diametral entgegengesetzt waren. Endlich ist noch zu sagen, daß der Volksglaube die Erwerbung der ungeheuren Reichthümer des Fabrikherrn sich in seiner Weise zu erklären suchte. Der Herr Wildherz war nämlich — daran konnte kein Zweifel sein — im Besitze von „Alunen“, die ihm „unmenschliches“ Geld „legten“.

Alunen, auch Malunen, heißen mundartlich die Kraut- und Wurzeln des germanischen Zauberglaubens. Die Vorstellung von diesen „Gedemännchen“ oder „Galgenmännlein“ hat aber in den Gegenden, wo unsere Geschichte spielt, eine meines Wissens so eigenthümliche Gestalt angenommen, daß sie mir wohl erwähnenswerth zu sein scheint. Selbstverständlich ist so ein „Alun“ nur mit Hilfe des Teufels zu erlangen; ja, der Alun ist selbst ein Stück Teufel. Der Besitz von einem oder von mehreren Alunen hat also zur unumgänglichen Voraussetzung, daß der Besitzer seine Seele dem Teufel verschreiben mußte. Nach der, wenn mir recht ist, am weitesten verbreiteten Ansicht wird der Altraun, auch Mandragora genannt, aus der Bryoniamwurzel bereitet, welche der menschlichen Gestalt ähnelt. An einem Montag, zur Frühlingszeit, bei einer „günstigen“ Konstellation des Mondes mit dem Jupiter oder der Venus, gräbt man die Wurzel aus der Erde und beschneidet ihre Ausläufer. Dann vergräbt man sie auf dem Kirchhofe in dem Grab eines kürzlich verstorbenen Mannes, und begießt sie einen Monat lang täglich vor Sonnenaufgang mit Kuhmilchmolken, worin man zuvor drei Fledermäuse ertränkt hat. Die nach Verlauf dieser Zeit wieder ausgegrabene Wurzel ist der menschlichen Gestalt viel ähnlicher als früher. Man trocknet sie hierauf in einem mit Eisentraut geheizten Ofen, und verwahrt sie in einem Stück Linnen, worin ein Todter gehüllt war. Der Besitzer wird in jeder Weise an zeitlichem Wohlstand zunehmen. Anders die Zubereitung der „Alunen“ in der Gegend, von welcher hier die Rede. Ein junger Laubfrosch wird beim Vollmond gefangen, und unter Anrufung des Teufels, mit Beihülfe eines „Lachser“ (Zauberer, Hexenmeister) und un-

ter Zeremonieen, deren wichtigste zu schmutzig ist, um beschrieben werden zu können, zum „Alun“ gemacht. Das Gesicht des Frosches bekommt durch diese Weiheung starke Ähnlichkeit mit einem menschlichen. Der Besitzer setzt den Alun in einem wohlverschlossenen Behälter unter ein Glasgefäß, und hier „legt“ das Zauberbier Tag für Tag ein großes Stück Gelb. Sowie aber das Auge eines Uneingeweihten den Alun erblickt, hört dieser nicht nur auf Geld zu legen, sondern der Besitzer muß ihn auch unter Beobachtung gewisser Bräuche schleunigst vergraben, wenn er nicht vorzeitig, das heißt früher als der mit dem Teufel eingegangene Pakt bestimmt, von dem Bösen geholt werden will...

Lächle nicht mitleidig-ungläubig, theurer Leser. Was ich Dir da erzählte, ist ein Stück von der wirklichen und wahrhaften Religion des Volkes, von dessen „Mündigkeit“ Du schon so viel vernommen hast. Ich fabulire Dir Nichts vor. Es sind kaum zwei Monate her, seit an dem Orte, wo ich dieses schreibe, ein Ehescheidungsbegehren statt hatte, dessen Grundmotiv der Glaube an Alunen war. Eine Frau verlangte von ihrem Manne geschieden zu werden, weil derselbe einen der beschriebenen Frosch-Alunen habe, welcher ihm täglich einen Fünffranchenthaler „legte“. Sie habe eines Tages unversehens das Zauberbier in dem Schranke ihres Mannes gefunden. Der „Froschteufel“ habe sie so „grüßlich angelugt“, daß sie zum Tode erschrocken sei. Ihr Mann habe sie dieser Störung des Zaubers wegen gemißhandelt und bößlich verlassen. Sie wolle von ihm geschieden sein, denn er habe sich „droben im Zoggenburg“ einen „neuen Alun gemacht“, und sie fürchte durch Fortführung der Ehe mit ihm auch ihre Seele zu gefährden.

2.

Zur Herbstzeit von 1858 machte sich unser Jakob Simplicius eines Tages auf, um seine Schwester zu besuchen, welche in der Umgebung der Hauptstadt des Kantons an den Bauer Jeremias Schafstopf verheirathet war. Es kann nicht verschwiegen werden, daß das Ehepaar Schafstopf, was seine geistigen Gaben und religiösen Vorstellungen betraf, in die Rubrik „Poligeimüdrige Dummheit“ einzureihen war. Im Uebrigen ziemlich gutmüthige Leute, namentlich dann, wenn ihre Habgier gehörig gekühlt wurde.

Im Hause seines Schwagers traf der besuchende Jakob eine ihm bislang unbekannte Frau, welche „wewerte und grochzte“, das heißt sehr leidend sich anstellte und eine große Geschichte erzählte, daß sie lange im Kantonshospital erfolglos gelegen und überhaupt kein Arzt ihr zu helfen vermöge. Freilich sah die Leidende keineswegs kränklich aus, im Gegentheil, sie hatte energische Züge, und war glatt und wohlgenährt, ja sogar torpulent. Aber warum hätte sie nicht wie Sir John Falstaff sagen oder wenigstens denken sollen: „Schmerzen und Sorgen blasen den Menschen auf“. Frau Schafstopf theilte ihrem Bruder auf Befragen mit, die Bewernde und Grochzende sei eine Frau Sibylle Frechmaul, und von Seite der Armenpflege der Gemeinde bei ihnen, den Schafstöpf, „vertischgelbet“. Weiter hat sich der gute Jakob bei dieser Gelegenheit um die interessante Kranke nicht interessiert.

Es wäre gut für ihn gewesen, wenn auch er seinerseits derselben kein tieferes Interesse eingeflößt hätte. Allein wie immer es zugegangen sein mag, Frau Sibylle hatte scharfsichtig das Organ der Gläubigkeit an dem ehrenwerthen Instruktor wahrgenommen, und sie war ganz dazu gemacht, derartige Wahrnehmungen auszunützen. Sie war eifrige Menschenkennerin im Allgemeinen, und im Besonderen eine Kennerin der Männer, deren sie gegenwärtig bereits den dritten hatte. Im Jahre 1854 hatte sie sich nämlich zum dritten Mal verheirathet mit dem Zebedäus Frechmaul, der früher ein ziemlich bedeutendes Vermögen besaß, dasselbe aber lächerlich durchgebracht hatte, und zur Zeit seiner Verheirathung mit Sibylle ein armer Teufel von Tagelöhner war.

(Fortsetzung folgt)

Die Geschichte der Auster.

Von

Alexander Harris.

Der Muth hat gar wunderliche Varietäten: den wunderlichsten aber hat wohl der besessen, der die erste Auster aß, zu welcher ihn freilich auch vielleicht die Hungerstoth getrieben. Die Geschichte erzählt uns nichts von jenem Helden, obgleich wir alle Bücher nachgeschlagen. Den Juden, das ist die erste Nachricht, war die Auster verboten, aber die Juden haben auch nie verstanden, was gut ist. Griechen und Römer dagegen haben sie gepflegt und gegest und heißen sie, nach Plinius, die feinste Speise, die die Welt kenne. Im Mittelalter galten die Auster als eine Luxuspeise, und erst die neuere Zeit hat sie popularisirt, selbst in Ländern und Gegenden, wo man sie nicht bloß von den Bänken abzufegen braucht. Da sitzt sie in ihrem blätterigen Gehäuse und hat den Deckel zugezogen, der sich erst weit öffnet, wenn sie todt ist. Aber sie besitzt trotz der dicken Schale kein ruhiges Haus, zwischen den Blättern ihrer Mauerwände schmarost eine Unmasse kleiner Seethiere, die ihr das Leben vielleicht so sauer machen, wie uns die Mäuse und Ratten in unsern Wänden und Dielen. In dieser Wohnung hat sie sich so festgebannt, daß sie ganz die Form ihres Zimmers angenommen. Ein Mantel mit dicken, gefransten, bräunlich gefärbten Rändern umgibt sie, den Fuß hat sie eingezogen, daß er kaum zu erkennen. Dagegen besitzt sie große Mundlappen, um das Seewasser begierig schlürfen zu können. Fest verschlossen sitzt sie so an der Bant, auf felsigem, hartem Sand- und Schlammgrunde, und bildet oft Kolonien, die sich mehrere Meilen weit ausbreiten. Vier Jahre lang führt sie dieses Einsiedlerleben mitten in der Gesellschaft, bis sie ausgewachsen und dem Messer des Menschen verfallen ist, der mit Barken auszieht, an die ein Schleppnetz befestigt ist, das nach Belieben auf- und abgelassen werden kann. Das Schleppnetz besteht aus einer eisernen Klinge mit Gewichten beschwert, hinter der ein offenes Stricknetz herschleift, um die vom Boden losgelösten Auster aufzunehmen. Langsam zieht die Barke ihre Furchen, aber um so rascher geht's droben auf dem Berdeck, wo die Auster fortirt, und die fetten in größere und kleinere Körbe mit Stroh verpackt, fest verschnürt und mit erster Gelegenheit abgehandelt werden. Das muß so schnell gehen, daß man vor der Eisenbahn eine besondere Austerpost hatte, das schnellste damals bekannte Beförderungsmittel. Dem üppigen Menschen ist damit noch nicht gedient: er bringt die Auster in einen besondern Park, in dem sie „spazieren liegen“ dürfen und durch reichliches Futter gemästet werden. In diese Parks spült das Meerwasser herein; will man sie weiß und groß haben, muß das Wasser wechseln, wenn grün und klein, muß das Wasser längere Zeit gleich bleiben. Das sind die Marrenmaustern. Aber die Masse der Konsumtion hat von selbst zu künstlicher Zucht in ähnlichen Parks geführt. Die egyptische Auster, die schon die Römer bei ihren Besuchen an den Kreidküsten besonders fein fanden, gilt noch heute als die beste. Die Namen Purfleet und Colchester klingen dem Austerfreunde wie Sphärenharmonie; es sind die kleinen schottischen Auster, die von dort kommen. Die Grafschaft Kent und die Insel Wight, Arflow und Leith haben die besten Bänke. Frankreich besitzt die besten in der Bai von Cancale und der Küste der Normandie; Holland seine großen in Zeeland und am Texel, Schleswig und Jütland an der Westküste — die sogenannten holsteiner, für den Feinschmecker zu großen Auster; Norwegen bei Christiania. Schweden, Italien, Deutschland sind arm an dieser Delikatesse, die an andern Küsten und in andern Seestädten nicht eine nur wenigen zugängliche Delikatesse, sondern eine Lieblingspeise aller Klassen ist, denn die Auster ist nahrhaft und äußerst verdaulich, Leckerer, weil sie die Säuren einschließt, weshalb man sie neuerdings sogar in Broschüren als Universalmedikament ange-

priesen. An vielen Orten ist die Ankunft der ersten Austern ein Fest: in London der 5. August. Am Morgen dieses Tages erscheint das köstliche Krustenthier wie mit einem Schlage in der ganzen Stadt gleich jenen Wachtelkäse in der Wüste. Auf allen Plätzen, an allen Ecken stehen Tische, auf denen von kräftiger Hand mit dem Messer Austern aufge-

brochen werden, nach welchen bereits andere Hände ausgestreckt sind, die sie, nachdem die Frau sie von der Schale gelöst und etwas Pfeffer aus Büchsen, welche Jedermann bei sich führt, darauf gestreut ist, zum Munde führen. In den Straßen von London werden auf solche Weise jährlich nicht weniger als 124,000,000 Austern verspeist. Nur ein



Die ersten Austern in London.

verschlossener Charakter ziemt der Auster, eine offene Auster ist todt, und darum sieht ein Austerkenner sie gerne noch in der Doppelschale; auch ist er sie nicht mit Citronen, die nur das Faulsein bemänteln. Darum soll selbst mal die Verschlossenheit gepriesen sein!

Das Straßburger Münster und sein Baumeister.

(Schluß.)

Ueber vierzig Jahre lang waren die Gesellen und Handlanger Meister Erwin's in dieser Weise nach des Bauherrn Plan beim Fassadenbau des Münsters beschäftigt, als der

ebenfalls und ging heim, seiner Jakobäa von diesen Wunderdingen zu erzählen.

3.

Eines Sonntags im Mai 1859 war Frau Jakobäa in die Kirche gegangen. Bei ihrer Rückkehr traf sie ein „fürnehmes“ Gefährt vor dem Hause stehen, worüber sie „erschrak“. Man möchte sagen, über die arme Frau sei bei diesem Anblick eine Ahnung gekommen, daß eine unheimliche Macht in ihr friedliches Dasein zerstörerisch einzugreifen im Begriffe wäre. Ein schulmeisterlicher Logiker würde diese Ahnung in den Epilogismus auflösen: die Landleute sind gewohnt, alles Herrenmäßige als etwas Bedrohliches mit Mißtrauen anzusehen; eine Kutische sieht herrenmäßig aus, folglich schwante der Frau Jakobäa beim Anblick der vor ihrem Hause haltenden Kutische nichts Gutes. So wäre der Gemüthsvoorgang, welcher nachmals in der Verhandlung vor dem Schwurgericht zur Sprache kam, psychologisch erklärt, und wir können nun Jakobäa in's Haus folgen, wo sie bei ihrem Jakob unerwartete Gäste fand.

Nämlich den Schwager und die Schwägerin Schafstopf nebst dem lebenswürdigen Frau Sibylle Frechmaul, welche mitkommen in die Provinz herausgefahren waren, einzig und allein in der Absicht, dem guten Jakob Simplicius ein großes Glück anzukündigen. Frau Schafstopf sprudelte nach Begrüßung der Schwägerin in heiligem Freudenrausch nur so heraus, daß der Herr Oberst Milbherz Willens sei, ihrem guten Bruder Jakob ein schönes Geschenk zu machen, und zwar solle dasselbe bestehen in einem hübschen „G'werb“, der „wenigstens 15,000 Gulden kosten müsse“. Das war schon etwas. Indessen schien der Jakob die Sache doch nicht für ganz geheuer anzusehen. Es war doch gar zu wunderbar, daß er von einem Herrn, zu dem er nicht in entferntester Beziehung stand, Knall und Fall ein so außerordentliches Geschenk erhalten sollte. Schön wär's freilich, „haibisch schön“, ja, ja... aber... „Was meinst, Frau?“ Worauf Jakobäa topfschüttelnd: „Ich glaub's nicht.“

Die unglaubliche Thomasin hatte jedoch zunächst keine Zeit, ihren Unglauben zu motiviren. Sie mußte in die Küche, um für die Gäste „ebbis z'Imbiß“ zu bereiten. Aber nachdem, homerisch zu reden, die Begierde nach Speise und Trank dann gestillt war, nahm Frau Sibylle Frechmaul die Tagesordnung wieder auf, indem sie den ehrenwerthen Instruktor, sive Dredstamper, fragte, ob er in der Umgegend keinen Bauerng'werb kenne, der ihm gefalle und feil sei. Der Herr Oberst Milbherz, ihrer Tochter... ja, das dürfe sie jetzt noch nicht sagen... kurzum, der Herr Oberst werde ohne Weiteres mit besagten 10,000 Gulden herausrücken, bieweilen selbiger Oberst seine Wohlthaten auch dem Bruder der Frau zuwenden wolle, von welcher sie, die Sprecherin, so gut gepflegt werde. Sie sage Nichts als die Wahrheit, die purste Wahrheit. Ja, „eidli bym Eid“, so thue sie.

Ziel dessenungeachtet die hartnäckige Jakobäa ein: „Pip-perlipap und Bierestiel“, 's ist neime nüd mit dem G'schent und G'werb. Der Millionenma ist ja der äraßt' G'ythund (Geizhund) uf der Welt, der sich selber 's Essen nit mag gönnen. Wie län' der dazu, mir nüd dir nüd mym Ma so ein grüßli großes Geld z'schente?“

Arme Jakobäa, Deine parlamentarische Opposition hatte das gewöhnliche Schicksal aller parlamentarischen Oppositionen. Dein Einwurf war wohlbegründet, Deine Logik untadelhaft, aber wann haben Vernunft und Logik gegen Lüge und die „germanische Tugend des Vertrauens“ aufkommen können?

Setzte nämlich Frau Frechmaul ihre sibyllinische Zunge in Bewegung, mindestens so süß wie Zucker und nicht viel langsamer als das hin- und herschießende Schifflein eines mechanischen Webstuhls, und wurde von dieser Zunge die zweifelnde Jakobäa zu Boden geredet, unwiderstehlich, erbarmungslos. Da sei, eidli bym Eid, „nichts Ungerades“ an der Sache. Der Herr Oberst sei „persönlich“ geizig, ja

freilich, nicht zu läugnen das! Herentgegen sei er auch „Präsident der Freimaurer und Wohltäter“, und im Auftrage besagter Gesellschaft habe er große Summen an brave Leute, „die es brauchen können und dessen würdig sind“, zu vertheilen. Erst vor Kurzem hätten die Freimaurer zu solchen Zwecken eine ungeheure Summe erhalten. Woher wohl? Woher sonst als aus Paris? Mehr als 2000 Millionen, eidli bym Eid! Was da so ein Schlötterli von 15,000 Gulden zu sagen habe! Nicht der Rede werth. Aber freilich, Beweise ablegen müsse man, insonderheit durch Freigebigkeit, daß man der Wohlthaten der Freimaurer würdig sei.

Dem guten Jakob Simplicius ging bei solcher Beredsamkeit mehr und mehr das Licht, nein, eine wahrhafte Fadel des Glaubens auf. Um so mehr, da Schwester und Schwager Schafstopf die Orakelsprüche der Frau Sibylle vollkommen bestätigten, und zwar mit einer Begeisterung, welche Jakobum überzeugten, die Beiden müßten die ihnen in Aussicht gestellten „Geschenke“ bereits empfangen haben. Und warum sollte er diese Ueberzeugung nicht haben? Waren doch — wunderbar zu sagen! — die Schafstopf's selber überzeugt, die ihnen Seitens der Frau Frechmaul gemachten Versprechungen seien bereits erfüllt. Angesichts dieser attentionmäßig feststehenden Thatsache dürften selbst die Jeremiaffe der Kreuzzeitung zugeben, daß in Israel noch immer eine erkleckliche Portion Glauben zu finden sei.

Frau Jakobäa zwar gab ihren Widerstand gegen die Bestridung ihres Mannes durch die „Schlangengasse“ — wie sie Frau Frechmaul's beredtes Mundstüd rücksichtslos-draufisch bezeichnete — noch nicht auf, aber sie wurde überstimmt. Denn Jakob ging der zu erwartende, „mindestens“ 15,000 Gulden werthe „G'werb“ wie ein Müßtrab im Kopf herum, dessen nie besonders gut bestellt gewesene Regierung dadurch in völlige Anarchie aufgelöst wurde. Frau Sibylle konnte unschwer bemerken, daß der Zweck ihrer Fahrt nach Tannenbach vollständig erreicht worden sei: das außerseehene Opfer hielt so lammfromm sein Fell zum Scheeren hin. Warum sollte jene zögern, die Scheere anzusetzen?

4.

In der That, sie zögerte nicht lange. Schon vier Tage nach ihrem ersten Besuch in Tannenbach kam sie abermals angefahren, und zwar ohne Begleitung. Frau Jakobäa war allein zu Hause und es steht zu vermuthen, daß sie der über die Mäßen zuthunlichen Besucherin nicht eben den freundlichsten Willkomm geboten habe. Aber soll sich ein fühlend Herz, das am Wohlthun seine Freude findet, durch derartige Inkonvenienzen von seinen hohen Zwecken abbringen lassen? Bewahre!

„Maul' Du, wie Du willst“, dachte Frau Sibylle und zog mit großartigen Geberden einen Brief aus der Tasche, welchen, sagte sie, der Herr Oberst Milbherz an der „Marktgasse“ der Hauptstadt an seinen guten Freund Jakob Simplicius geschrieben. Diese Epistel lautete nicht anders, als von einem Präsidenten der „Wohltäter“ zu erwarten war. Der Herr Oberst kündigte Simplicio an, er „wolle für 70,000 Franken sorgen“, welche Simplicius demnächst erhalten werde. Er, der Herr Oberst, lebe der Erwartung, daß Jakob „sein Glück nicht mit Füßen treten würde“. Als Moral der Fabel kam hintennach der erste Zwid mit der Scheere: Frau Frechmaul forderte von der Jakobäa 60 oder 100 Franken, natürlich nicht etwa für sich, sondern für „höhere Zwecke“. Frau Jakobäa erklärte rundweg, sie könne sich auf so Etwas nicht einlassen. Da kam aber der Jakob nach Hause, und nun nahm die Sache eine günstigere Wendung. Die Siebenzigtausendfranken-Epistel wurde vorgebracht und gefiel ihr Inhalt dem Manne höchlich. Weniger allerbinge gefiel ihm, daß er, statt Geld zu bekommen, vor der Hand welches geben sollte. „Wenn Sie das Geld nicht hergeben, so ist Alles Nichts. Sie müssen dadurch dem Herrn Oberst beweisen, daß Sie freigebig sind. Wer das nicht ist, von dem zieht der Präsident der Freimaurer alsbald seine

Hand ab.“ — „Aber wozu ist denn das Geld, was ich hergeben soll, bestimmt?“ — „Das darf ich nicht sagen.“ — Mit diesem Bescheide begnügt sich Jakobus. Er holt aus der Kammer 50 Franken, er geht zu einem Nachbar, um von demselben weitere 50 Franken zu entlehnen. Als er die 100 Franken an Frau Sibylle übergibt, sagt er so beiläufig Etwas von einem ihm auszustellenden Schuldschein. Sie aber schnell und hoch herab: „Das darf nicht sein, sonst ist Alles umsonst. Das Geld muß nur so ‚sonst‘ anvertraut sein, und Sie dürfen keinem Menschen Etwas von dem ganzen Handel sagen.“

Sprach's die Schlangengösch, und verschwand mit ihrer Beute. Abermals jedoch ließ sie nur vier Tage verstreichen, bis sie wiederum zu Lannenbach erschien. Wiederum mit einem Brief an den „werthgeschätzten Herrn“ Simplicius ausgerüstet, worin der Herr Oberst für die empfangenen 100 Franken „ehrerbietig“ dankte, seinem Freunde zu den mehrerwähnten 70,000 Franken hin noch ein schönes „Heimwesen“ versprach — Simplicius sollte sich ein ihm zuzugedachtes nur ungenirt in der Umgebung der Hauptstadt aussuchen — schließlich aber wiederum 50 Franken oder „mehr“ verlangte.

Wer sollte einem solchen Mann etwas abschlagen? Der Jakob gab die 50 Franken und fuhr mit der Frau Fretmaul nach der Stadt, um sich in der Nachbarschaft derselben ein „Heimwesen“ auszusuchen. Er fand auch wirklich eins, welches ihm ganz besonders gefiel, „von wegen des Baumgartens“. Bei Gelegenheit dieser Auskundschaffung zeigte Frau Sibylle unserem Simplicius ein schönes Haus, welches, sagte sie, der Herr Oberst um die Summe von 23,000 Gulden angekauft und ihr geschenkt habe. Schwager und Schwester Schafstöps, bei welchen Jakob einsprach, bestätigten dies und alles andere Mögliche und Unmögliche. Sie redeten dem Bruder und Schwager zu, er solle nur Geld hergeben, so viel er austreiben könne; es werde ihm ja doch hundert- und hunderttausendfach ersetzt. Darauf hin gab der Glaubenszeifrige an jenem Tage, soviel er noch bei sich hatte, nämlich 35 Franken, um so bereitwilliger, als Frau Fretmaul sich herabließ, ihm zu sagen, wozu das Geld bestimmt sei. Der Herr Oberst Milbherz habe nämlich eine Tochter, welcher er sehr zugethan sei. Diese liege dormalen schwer krank zu Morgenthal im Kanton Bern. Auf ihre Heilung müsse das Geld eines „braven“ Mannes verwendet werden, so eines Mannes, wie Jakob Simplicius einer sei, „ehrlich erworbenes“ Geld.

Schon am 2. Juni war Frau Sibylle abermals in Lannenbach, kläglich vorstellend, die 35 Franken hätten nicht gewirkt, und sei es mit der Tochter des Herrn Oberst „nicht besser worden“, weil Frau Schafstöps „das Geld gesehen hat“. Jakob durfte natürlich nicht anstehen, der kranken Tochter seines Wohlthäters in fide et spe nach Kräften beizustehen, und übergab daher seiner Freundin Fretmaul 150 Franken. Fünf Tage darauf beglückte sie ihn bereits wieder mit ihrer Gegenwart. Ach du lieber Himmel, auch die 150 Franken hatten keine Wirkung gethan! Es sei gewiß kein „gutes“ Geld gewesen, und müsse daher anderes geschafft werden. Diese Bille war aber stark überzudert. Denn, sagte Frau Fretmaul, der Herr Oberst habe das bewusste Heimwesen bereits in aller Heimlichkeit für den wackern Jakob angekauft. Aber dieser solle beileibe ja noch keine Sylbe von der Sache verlauten lassen.

Gehorsam schwieg Simplicius und gab 250 Franken, wofür ihm die Empfängerin von Seiten des Herrn Oberst noch mittheilte, dieser wünsche, daß Jakob seine Stelle als Rekrutenbrüller aufgebe, weil er ja doch „die Anstrengung nicht verleben (ertragen) möge, und das Dredstämpfen fürder gar nicht nöthig habe“. Jakob kam dem aus so zarter Rücksicht für seine Gesundheit gestellten Wunsche getreulich nach, indem er bei der ersten Gelegenheit seinem Vorgesetzten erklärte, er lege seine Stelle nieder, oder vielmehr, wie er sich technisch ausdrückte, „er wolle keinen Dred mehr stam-

pfen“. Man sieht, Jakobus hatte Anlagen zum großen Herrn: sich als künftiger Gutsbesitzer und Kapitalist fühlend, bereitete er sich schon zu der noblen Rolle eines Müßiggängers vor.

(Fortsetzung folgt.)

Die Feuerbrände von Petersburg.

Von

Dr. Lang.

Was bedeutete die Glut, die vor wenigen Monaten allnächtlich über den Straßen der Hauptstadt des Zarenreichs emporloberte? War es der Dant, den ein liebendes Volk seinem Monarchen darbrachte, dessen einzige Sorge das Wohl seiner Untergebenen ist? Waren es Freudenfeuer, die zur tausendjährigen Feier der Gründung des russischen Reichs angezündet wurden, in einem Augenblick, da die Forderungen des Jahrhunderts laut an die Pforten des uralten Russ klopfen? War es das glühende Morgenroth eines neuen Tages, der über dem Zarenreich zu dämmern begann? Niesige Helatomben, die dem Geist der neuen Zeit dargebracht wurden?

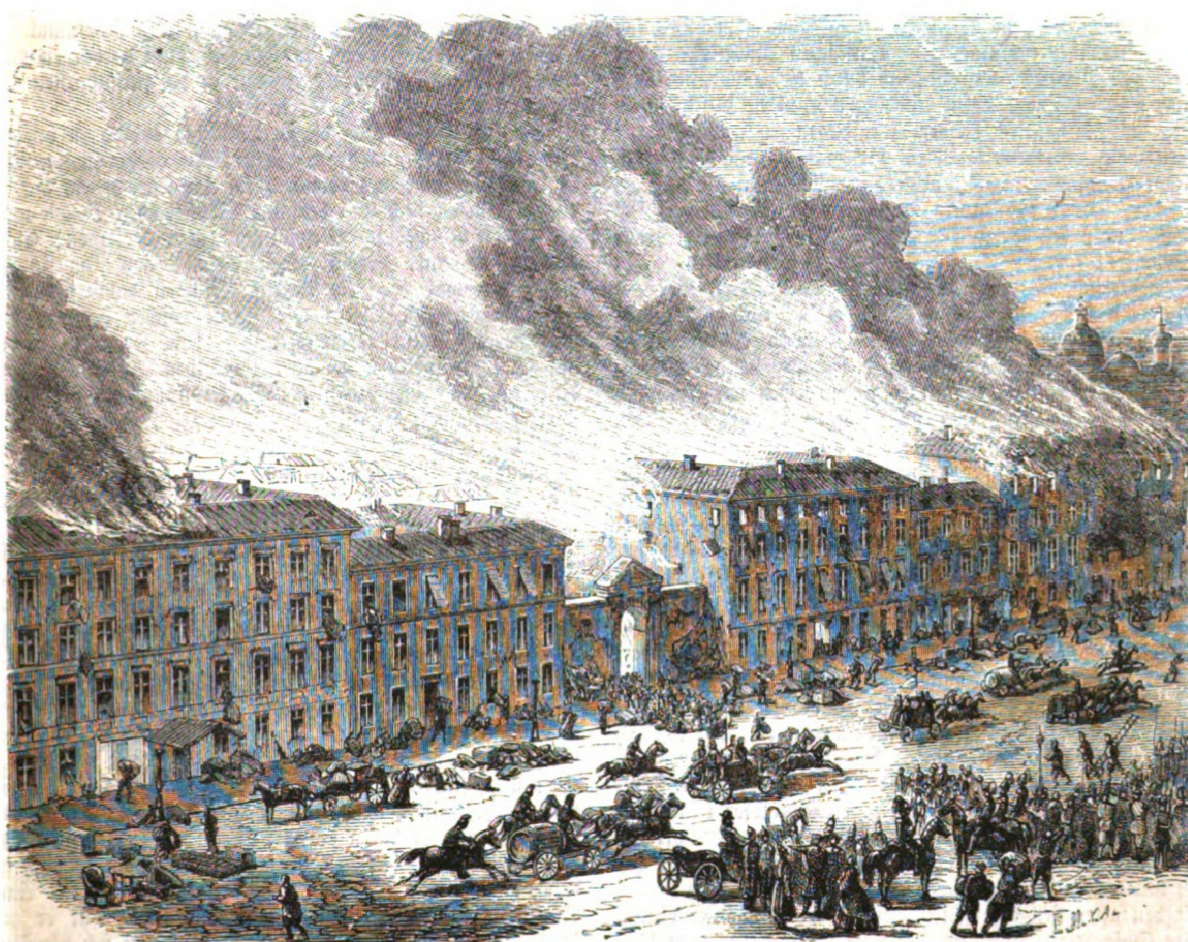
Noch sind die Vorgänge jener Tage in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Aber das in Trauer versenkte Antlitz des Kaisers, seine schmerzgebeugte Gestalt, als er die Stätte der Verwüstung besuchte, und das Jammergeschrei von Tausenden hilflosleidend an sein Ohr drang, spricht berebter als Alles andere, welch unerhörter Frevel hier geschah, unerhört durch das namenlose Elend, das über Unschuldige hier verhängt wurde, doppelt unerhört, daß es eines so edlen Monarchen Regierung war, die durch solche Frevel besudelt wurde. Es ist, als erlaubte sich die Vorsehung von Zeit zu Zeit das grausame Spiel, gerade den besten Regenten mit dem schändlichsten Undank ihrer Völker zu lohnen. Die ganze Regierungszeit des Kaisers Alexander ist eine ununterbrochene Kette von Bemühungen für die Wohlfahrt seiner Völker, von Maßregeln zur Hebung des geistigen und materiellen Wohls, aber auch eine fortlaufende Kette von Hemmnissen, die ihm auf diesem Wege entgegengethürmt werden.

Als Alexander II. durch den unerwartet schnellen Tod seines Vaters zur Regierung gelangte, war das Reich in einen Krieg verwickelt, der, unglücklich geführt, auf's Aachmenbste auf die inneren Verhältnisse zurückwirkte und eine allgemeine soziale Zerrüttung herbeizuführen drohte. Der erste Gedanke des Kaisers war, dem Krieg ein Ende zu machen, und dem Land die Segnungen einer gedeihlichen friedlichen Entwicklung zu Theil werden zu lassen. Aber schon hiebei stieß der Kaiser auf den Widerstand der altrussischen Kriegspartei, der erst durch kluge Zögerung und durch die Bürgschaft einer auch in Zukunft zu befolgenden nationalen Politik überwunden werden konnte. Allein noch weit größer wurden die Schwierigkeiten, als nun der Friede geschlossen war, die Heeresmassen sich aufgelöst hatten und an ihren Herd zurückgekehrt waren, und nun alles in der Erwartung einer neuen, durch eingreifende Reformen bezeichneten Aera lebte. Eine Menge Projekte tauchten als unklare Vorschwebungen auf, deren Verwirklichung wohl von umfassenden langjährigen Vorarbeiten abhängig war. Mit Recht galt die erste Sorge des Reichs der Hebung der materiellen Verhältnisse, der Ordnung der Finanzen, des Kreditwesens, der Ausfuhrung eines großen Verkehrsnetzes durch das ungeheure Reich. Obwohl bei allen Ausführungen das festgewurzelte Unwesen der Polizei und das Beamtenthum hemmend im Wege standen, geschah doch in verhältnißmäßig kurzer Zeit Vieles, um die Wunden des Kriegs zu heilen, und durch Förderung der volkswirtschaftlichen Interessen das russische Reich in die Reihe der zivilisirten Staaten Europas einzuführen. In erster Linie steht hier das großartige Eisenbahnnetz, welches, die ungeheuren Dimensionen des Reichs ver-

bindend, die verschiedenen Völkerschaften einander näher zu bringen bestimmt ist, und dessen Hauptader, die Linie von St. Petersburg nach Moskau und von hier nach dem schwarzen Meere, rasch der Vollenbung entgegengeführt wurde. Und nicht bloß ein volkswirtschaftliches Interesse wurde hiemit befriedigt, sondern zugleich ein militärisches. Denn der orientalische Krieg hatte die Erfahrung zurückgelassen, wie unendlich erschwerend die weiten Dimensionen des Reichs für die Kriegführung im neueren Style seien. Ueberhaupt wurde neben den inneren Reformen die Rücksicht auf Kriegszwecke und auf die auswärtigen Angelegenheiten nicht hintangesezt. „Rußland sammelt sich,“ wie es in dem berühmten Rundschreiben des Fürsten Gortschakoff hieß, und die ungünstige Lage, in die Rußland durch den Ausgang des Krieges versetzt zu werden schien, wurde durch das diplomatische Geschick,

mit welchem neue Verbindungen angeknüpft wurden, bald wieder aufgewogen. Eine Hinneigung zu Frankreich war schon während des pariser Friedens bemerkt und erwiedert worden. Haß gegen Oesterreich und Freundschaft mit Frankreich bestimmte fortan die Politik, deren Puls Fürst Gortschakoff war, und bald war durch diese Aenderung der Einfluß auf die Dinge im Orient, wo die russischen und französischen Interessen Hand in Hand gingen, wieder gewonnen, während gleichzeitig Europa in Staunen versetzt wurde durch die Erfolge der russischen Diplomatie in China und die bedeutenden Gebietserwerbungen, welche ganz in der Stille am Amur gemacht wurden.

Das großartigste Werk der bisherigen Regententhätigkeit Alexander's indeß, das allein mit unauslöschlichen Zügen in das Herz des Volkes gegraben sein sollte, ist die Durch-



Die Feuersbrunst in Petersburg.

führung der Aufhebung der Leibeigenschaft, und zwar ist sie des Kaisers persönlichstes Werk. Gleich nach seinem Regierungsantritt war der Gedanke in ihm gereift, daß eine wirksame Hebung der materiellen Wohlfahrt nur möglich sei durch Heranziehung der zahlreichen Klassen, welche in Leibeigenschaft schmachteten, und somit ein in volkswirtschaftlicher Beziehung todttes Kapital repräsentirten. Aber hier trat dem Kaiser auch der energigste Widerstand entgegen. Es war der Adel, der hier in seinen Vorrechten und Interessen sich verlegt glaubte, und dessen Hand doch zur Durchführung der großartigen Reform unentbehrlich war. Nur nach mühsamen Vorarbeiten, nach Schwankungen und Stockungen aller Art rückte das Werk langsam vorwärts. Erst versuchte es der Kaiser, dem Adel selbst die Initiative zuzuschieben, indem er den einzelnen Adelskorporationen auftrug Vorschläge zu

machen. Allein der Widerwille des Adels zeigte sich auf jede Weise. Theils kam gar keine Antwort, theils eine ablehnende, theils enthielten die Vorschläge solche Bedingungen, welche die Reform illusorisch machten, theils verriethen sie geradezu revolutionäre Gedanken, wobei sie die Einberufung der Duma, das heißt der früheren aus Adelligen bestehenden Reichsversammlung verlangten. Der Kaiser sah sich genöthigt die Sache selbst in die Hand zu nehmen, er setzte ein Hauptkomite ein, welchem der Graf Kostoffzoff, später der Justizminister Penin vorstanden. Aber auch in diesem zeigte sich eine solche Opposition, daß nur durch das persönliche Auftreten des Kaisers das Gelingen des Projekts gesichert wurde. Am 17. Mai 1861 erschien endlich das kaiserliche Manifest, das die Befreiung der Leibeigenen ankündigte, zugleich mit Einsetzung einer Kommission unter dem Vorsitz des Groß-

fürsten Konstantin, das die Aufgabe erhielt, die einleitenden Maßregeln zu treffen, und die allmähliche Durchführung der wesentlich auf einem Kompromiß beruhenden Reform zu überwachen. Durch diese That ist der Kaiser nicht nur ein Wohltäter seines Volkes geworden, sondern er hat sich einen Ehrenplatz in der Geschichte der Zivilisation überhaupt erworben. Von ihm wird die zukünftige Geschichte eine neue Periode in der Entwicklung des russischen Reichs datiren.

Am wenigsten ist bis jetzt die Regierungszeit des Kaisers Alexander den Polen zu Gute gekommen, aber nicht durch die Schuld des Kaisers, sondern durch die Schuld der Polen selbst. Noch bevor die Schwingungen der Nationalitätsbewegung auch das Jagellonenreich erfaßten, hatte der Kaiser seinen Wunsch zu erkennen gegeben, das harte Joch, das seit der Revolution von 1831 auf den Polen lastete, zu erleichtern und ihnen Gelegenheit zu geben, sich selbst für eine selbstständigere nationale Verwaltung ihrer Angelegenheiten zu erziehen. Aber kaum hatten die gelegten Keime Zeit sich zu entfalten, so begannen jene künstlichen Agitationen, die durch das Ausland, hauptsächlich durch die Emigration, genährt wurden, und bis jetzt regelmäßig jeden Anlauf des Kaisers, die Polen durch Reformen zufrieden zu stellen, wieder vereitelten. Straßenlandale, lärmende Demonstrationen, Attentate und Belagerungszustand wechselten so auf eine Weise, die noch auf lange hinein geordnete Zustände unmöglich machen und den Veruf der Polen zur Freiheit in Frage stellen.

Gleichwohl ist auch die Beruhigung Polens eine der Hauptfortschritte der Regierung Alexander's, und unter den mancherlei Ideen und Vorschlägen in dieser Beziehung erwähnen wir nur den Gedanken, dessen Vertretung namentlich dem Großfürsten Konstantin zugeschrieben wird, nämlich Rußland zu einem großen panslawistischen Reich zu erweitern, in welchem alle Völkerschaften, also auch die Polen, gleichberechtigt neben einander wohnen sollen. Aber das liegt auf der Hand, wie weitausehend diese Pläne sind, wie sie sich kreuzen mit jenen andern Projekten, welche Ungarn zum Mittelpunkt eines panslawistischen Reichs machen wollen, wie sie endlich nur zu verwirklichen sind mit einer völligen Umänderung der Dinge im Orient überhaupt, kurz mit einer gründlichen Lösung der orientalischen Frage.

Dringender sind zunächst die inneren Fragen des großen Reichs. Aber auch hier macht sich ein chaotisches Sichdrängen von Meinungen, Plänen und Interessen geltend, das durch die in Ausführung begriffenen Reformen kaum erst sich zu lichten beginnt. Je länger die öffentliche Meinung gewaltsam zurückgedrängt, das Eindringen fremder Ideen künstlich verhindert worden war, um so rückichtsloser öffnen sich jetzt die Schleusen, nachdem der Kaiser selbst das Wort des Fortschritts ausgesprochen. Eine allgemeine Gährung hat sich des weiten Reichs bemächtigt. Das Neue liegt im Kampf mit den alten festgewurzelten Verhältnissen. Die revolutionäre Emigration schürt im Interesse eines allgemeinen Umsturzes, Brandschriften, drohende Manifeste schießen wie Pilze aus dem geloderten Boden auf, und so sind auch jene Feuersbrünste, wie dunkel ihre eigentlichen Motive sind, jedenfalls ein Symptom jener allgemeinen Gährung, welche alle Stände ergriffen zu haben scheint. Möge es dem Kaiser gelingen, dieser trüben Elemente Herr zu werden und mit fester Hand seine Völker dem Ziele zuzuführen, das er sich gesteckt, dem einer vernünftigen Freiheit!

Die Hand des Schicksals.

(Fortsetzung.)

Die fremde Lauscherin an dem Fenster konnte aus dem Gespräche der beiden Männer entnehmen, daß es sich um die Theilung einer Summe Geldes handelt. Sie ersuhr

zuletzt, daß sie einen Raubmord an einem Agenten der Rebellenarmee zusammen ausgeführt, und daß das so gewonnene Geld in einem Keller vergraben war. Marson machte geltend, daß er den Agenten in Portsmouth ausgeknüffelt, daß er erfahren, er habe Geld bei sich, um in London für die Rebellenarmee ein Dampfboot zu kaufen; daß er ferner ausgekundschaftet, derselbe möchte insgeheim über den James River setzen, und daß er ihm seine und seines Freundes Dienste zu dem Ende angeboten. Dafür verlange er nun zwei Dritttheile der Beute, welche vorzüglich in Wechsellern bestand, und deshalb nicht so leicht zu verwerthen war als sie geglaubt. Auf der andern Seite machte Clayton geltend, daß er den unheilvollen Schlag geführt, und die Leiche in den Fluß gesenkt; abgesehen davon, daß er die Gefahr auf sich genommen, den Fremden von seinem Hause bis an diese Stelle zu bringen; er verlangte deshalb ebenfalls zwei Dritttheile; für die Verwerthung der Wechsel wolle er schon Sorge tragen. Im Verlaufe des Gesprächs wandte Clayton zufällig einmal sein Gesicht nach dem Fenster, wo die irre Frau verborgen war, und unwillkürlich stieß die Fremde in der furchtbarsten Erregung die Worte aus: „Er ist es!“

Von Einwürfen ging die Verhandlung endlich zu heftigen Vorwürfen über, und durch den Whisky aufgeregt, wurden sie endlich so laut, daß Leona, aufmerksam geworden, auf die oberste Stufe schlich und lauschte. Auf beiden Seiten wurden heftige Flüche und Verwünschungen ausgestoßen; Clayton sprang auf, ergriff einen Stuhl, hob ihn in die Höhe und war eben im Begriff, Marson damit das Hirn einzuschlagen, als diesem mit einem raschen Sprung dem Schläge auszuweichen gelang, und er seine Flinte ergreifend auf Clayton losstürzte. Aber im selben Augenblick steckte die Frau das Gesicht in die Fensteröffnung und rief mit schriller Stimme: „Halt, Henry Merrifield! Halt ein!“

Es war seltsam, welch' furchtbar betäubenden Eindruck die Nennung dieses Namens auf Clayton machte. Der Stuhl, den er erhob, sank krachend zu Boden und sein Gesicht wurde geisterbleich. Seine Kniee zitterten, und er wäre zu Boden gestürzt, wenn Marson ihn nicht am Arme gefaßt, ehe er fragte: „Wer war das, sprich? Wer mag es diesen Namen zu nennen? den Namen, den seit Jahren keine Lippe gesprochen, und den ich nimmer zu vernehmen hoffte. Geh', Marson, und durchforsche Haus und Hof.“ Die beiden Schurken suchten überall in und vor dem Hause, fanden aber nichts. Während sie draußen waren, hatte sich Leona wieder in ihr Zimmer hinaufgeschlichen. Inzwischen kamen sie zurück, und Clayton sagte: „Ich weiß gewiß, daß ich jenen Namen von einer menschlichen Stimme aussprechen hörte.“ — „Und ich weiß noch gewisser, daß ein abscheuliches Gesicht, wie ich noch keines in meinem Leben erblickt, durch das Fenster dort hereingrinste.“ — „Es wäre also wirklich ein Mensch gewesen? O Gott! stehe mir bei!“ Clayton versank einen Augenblick in finstere Brüten. Plötzlich aber fuhr er auf, schüttelte sich, als ob er eine schwere Last von sich abwälzen wollte und sagte: „Lassen wir den Streit, Marson, und theile Du das Geld, wie es Dir beliebt. Aber um der alten Zeiten willen hilf mir aus meiner Noth. Ich will offen gegen Dich sein. Der Name, den jenes unbekannte Wesen nannte, ist der meine, mein wirklicher Name, Marson, den ich führte, bis ich in einem tollen Streite einen Mann erschoss und meine Heimat für immer zu fliehen genöthigt war. Und obgleich ich viele, viele Bekannte gehabt, weiß ich gewiß, daß mich Niemand wieder erkannte. Nur ein Wesen konnte es, und das war jenes Weib, das Du eben gesehen, das Weib des Gemordeten.“ — Marson sprang auf und auch Clayton erhob sich; Beide sahen mit angsterfülltem Blicke nach dem zerbrochenen Fenster, an dem sich kurz zuvor die Erscheinung gezeigt. — „Du glaubst doch nicht?“ rief Marson endlich. — „Doch, es muß sein, oder es war ein Geist, aber ich wollte lieber einem Geiste als dem Weibe jenes Mannes begegnen.“ Der Verbrecher wischte sich den Schweiß von der Stirne. — „Schlage Dir die Geschichte aus dem Sinn,“

sagte Marson, „wir hatten Beide zu viel getrunken und waren aufgeregt. Laß Dir raten: wenn jene Person Dich wirklich hier ausspioniert, so werden wir ihr bald den Mund zu versiegeln wissen.“ — „Du hast Recht,“ antwortete Clayton, etwas beruhigt, „ich war ein Thor.“ — „Die Frage wollen wir vor der Hand verschieben. Ich gehe hinunter in den Keller und grabe das Geld aus, da ich morgen etwas brauche.“ — „Schon gut,“ versetzte Clayton und sank auf einen Stuhl und in ein tiefes Brüten. Marson zündete ein Licht an, das auf dem Kaminmantel stand, und schritt zum Keller. Sobald er fort war, schlich Leona, die Alles gehört, was die Konföderirten gesprochen, geräuschlos die Treppe herab. Sie fand Clayton finster in das Licht blickend und wie geistesabwesend. Er wurde ihrer nicht gewahr, bis sie dicht neben ihm stand und eine Hand auf seine Schulter legte. Mit einem wilden Schrei fuhr er aus seinem Sessel auf, denn er glaubte ein Gespenst hinter sich stehen zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Unter wilden Pferden.

Mexikanisches Abenteuer

von

Eugen Hugo.

Der wildeste Ritt, den ich in meinem Leben gemacht, ging über die Ebenen von Nordmexiko, als ich vor vielen Jahren eine Reise nordwärts von Chihuahua nach Santa Fe unternahm. Die Kavallade bestand aus sieben Personen, sechs Pferden und sieben Maulthierern. Die Reiter waren ich, zwei Freunde, drei Diener und ein Führer; wir ritten alle gute, muthige Rosse, während die Maulthiere unser Gepäck trugen. An einem warmen, heitern Tag, als wir ruhig über eine weite, staubige Prairie ritten, wandte plötzlich der Führer, welcher voraus auf eine kleine Anhöhe gesprengt war, sein Maulthier, und lehrte galoppirend zu uns zurück, jeder Blick und jede Bewegung Furcht und Schrecken, indem er uns zurief: „Indianer, Indianer! Retten Sie sich, retten Sie sich, Señores! Ave Maria Santissima!“ Wir sammelten uns sogleich, befohlen dem Führer, sich ruhig zu verhalten und sahen nach unsern Waffen. Es war durchaus nicht unwahrscheinlich, daß wir von den räuberischen Horden, welche jene Gegenden überschwemmen und unsicher machen, überfallen würden; aber wir waren wohl bewaffnet und hatten uns für einen solchen Fall vorgesehen: also kam keinem der Gedanke an Flucht. „Diese feigen Mexikaner fürchten sich schon vor einem Schatten!“ sagte Willins, der Ältere meiner Freunde, ein starker, entschlossener Mann. „Ich will eine Guinee wetten, daß diese Indianer sich als eine kleine muntere Heerde von Büffeln entpuppen.“ — „Ich kann die Wette nicht annehmen,“ sagte ich, „denn ich bin derselben Ansicht.“ — „Wir wollen vorwärts reiten und uns selbst überzeugen,“ versetzte Stanton, der andere Freund. Als wir eine Minute später auf der Anhöhe standen, sahen wir eine Staubwolke am Horizonte hinziehen, die offenbar durch einen großen Rudel Thiere — ob Büffel oder Pferde war schwer zu unterscheiden — emporgewirbelt wurde. Aber bei allem dem war mir doch nicht ganz geheuer: die unbestimmte Etwas machte einen nur so unheimlicheren Eindruck. Die Masse kam uns immer näher, und wir liefen der Gefahr, überrumpelt und zerstampft zu werden, in den Rücken. Bedro aber, unser Führer, als er sah, daß es keine Indianer seien, die nach seinem Stalp gelüftete, wurde wieder ruhig, und als die sich verdichtende Wolke immer näher kam, und man dann und wann einen Kopf sah, bemerkte er im Tone der Gleichgültigkeit, daß es nur eine Heerde wilder Pferde sei. „Haben wir denn von diesen nichts zu befürchten?“ fragte

ich. — „O nein, Señor. Sie sind sehr scheu und werden vor uns fliehen, sobald sie uns sehen.“ — „Nichtsdestoweniger muß man auf das Schlimmste gefaßt sein,“ sagte Willins; „ich kenne diese nördlichen Heerden von wilden Pferden nicht, aber in Südamerika kann eine Masse wie diese dem Reisenden schon gerechte Furcht einjagen. Wir wollen fest zu einander halten, und jeder habe Acht, daß sein Thier sich nicht von den andern entferne, während wir Alle laut schreien, wenn sie uns nahen, um sie einzuschüchtern.“ — Seinem Befehle wurde alsbald Folge geleistet, und in athemloser Stille erwarteten wir den Erfolg. Heran stürzte die lange, staubaufwirbelnde Masse, nach rechts und links sich weit ausbreitend, und wir konnten das donnerähnliche Rollen und Aechzen des Bodens hören, das mit jedem Augenblick deutlicher und gewaltiger wurde, während die Erde unter ihrem Hufschlag dröhnte. Nun begannen wir in den vordersten Reihen die feinen und eleganten Formen der edelsten und schönsten aller vierfüßigen Thiere zu erkennen, und wußten gewiß, daß wir im nächsten Moment von einer der größten Heerden wilder Pferde, die je auf einer nördlichen Prairie gesehen worden, umgeben sein würden. Wir konnten zuletzt das wilde Schnauben hören und das kohlschwarze Leitpferd erkennen, das in den elegantesten Sprüngen vorturbettirte. Unsere Pferde stugten die Ohren und streckten die Rüster weit vor, indem sie immer unruhiger wurden und vorwärts drängten, so daß wir Mühe hatten sie zurück zu halten. „Wenn wir dem Leitpferd nicht eine andere Richtung geben können, so haben wir, ehe wir's uns versehen, die ganze Heerde auf dem Halse,“ sagte Willins, etwas aufgeregt. „Es ist nahe genug, um unser Rufen zu vernehmen.“ Wir stießen alsbald ein furchtbares Geschrei und Geheul aus, das einer Truppe wilder Ehre gemacht. Das Leitpferd hörte uns auch wirklich, und wir sahen deutlich, daß seine Aufmerksamkeit auf uns gerichtet war; aber trotz alledem schien es nicht Lust zu haben, seinen Lauf zu ändern, sondern kam gerade auf uns zugestürmt, als ob es unseren kleinen Trupp mit seiner Heerde sprengen und unter seinen Füßen zermalmen wollte. „Der Teufel hole die verwünschte Brut!“ rief Willins, als sein Thier sich bäumte und vorwärts drückte. In demselben Augenblick stürzte mein Pferd, das bis jetzt ganz ruhig gehalten, mit lautem Schnauben die Anhöhe hinab und auf das Leitpferd zu, das, als die beiden sich rasch näherten, sich plötzlich nach einer andern Seite wandte, wodurch ich mich von meinen Freunden abgeschnitten sah; denn in weitem Kreise umringte mich die Heerde, so daß ich im nächsten Augenblicke mitten unter der ungeheuren Masse in wilder Hast fortgaloppiren mußte. Obgleich ein guter Reiter, hatte ich doch von diesem Momente keine Gewalt mehr über mein Pferd, und mit einer an Verzweiflung grenzenden Angst sah ich mich in eine Wolke von Staub eingehüllt, und mehr als fünftausend wilde Pferde um mich her schnauben und stampfen — ein lebendiger Wirbelwind, dessen angstbekommener Mittelpunkt ich war; denn ich mußte jeden Augenblick fürchten, abgeworfen zu werden und eines schrecklichen Todes zu sterben.

Plötzlich schlug das Leitpferd wild schnaubend eine andere Richtung über die Ebene ein, und die Masse der Thiere wurde immer dichter um mich her, während der Staub so gewaltig in die Höhe wirbelte, daß ich nichts mehr sehen konnte. Von meinen Freunden hatte ich im Stillen bereits Abschied genommen. Ich versuchte noch einmal mein Pferd anzuhalten, oder wenigstens es aus der Masse hinauszulenken — aber ich hätte eben so gut den Blitz vom Himmel festhalten können.

Es war ein furchtbarer Ritt durch diese dumpfe Staubwolke und zwischen Tausenden von wilden Pferden; mein Kopf glühte und alle Dinge verschwammen um mich her: die Gegenwart war plötzlich wie verschwunden, und die ferne Heimat, die Freunde traten lebendig vor meine Seele, als ob ich sie sähe, wie sie in Jammer und Wehklagen bei der Nachricht von meinem Untergang ausbrächen; dann aber

wurde plötzlich alles wieder dumpf und dunkel vor mir. Und doch ging es unaufhörlich fort in ungestümer Hast mit der ganzen wilden Horde. Das Nächste, dessen ich mich erinnere, war das Gefühl einer kühlen Luftströmung, die von den eisbedeckten Bergen kam und meine Stirne kühlte, während der Staub sich etwas verzog, so daß ich wenigstens wieder freier athmen konnte. Ich sah um mich her auf das wogende Meer von dahinbrausenden Pferden, und meine furchtbare Lage erkennend, wunderte ich mich, wie ich so lange mitten in der Gefahr erhalten worden, und berechnete, wie es möglich sei, dieser zu entkommen. Wir kamen jetzt auf feuchteren und unebeneren Boden, wo der Staub nachließ, und mein Pferd gab deutlich zu erkennen, daß es nicht mehr lange den Ritt mit den freien und ungezügelter Thieren aushalten könne. Wenn es nur nachgäbe, dachte ich, und die andern vorüber

ließe, so wäre ich frei; ich suchte daher durch festeres Anziehen der Zügel seine wilde Flucht zu bändigen: aber die Pferde hinter uns drängten es ungestüm vorwärts und vernichteten auch diese Hoffnung; und ich sah deutlich, daß, wenn es durch irgend einen Zufall stürzte, wir beide in wenigen Minuten zu Tode getreten wären, und so ließ ich ihm wieder die Zügel und richtete meine rettungsfliehenden Blicke zum Himmel. Ich litt furchtbare Schmerzen. Mein Hals war geschwollen, mein Athem stockte; meine Zunge schien zu groß für meinen Mund, und meine Lippen waren vertrocknet; meine glühend heiße Stirne schien zer springen zu wollen, so brannte mein Gehirn, und meine Augen schmerzten, als ob glühende Kohlen in den Höhlen säßen. Der Durst verzehrte mich unter der brennenden Sonne und in dem dichten Staube, daß das Meer ihn nicht stillen zu können schien.



Ein Ritt mit wilden Pferden.

Dabei mußte ich fortwährend darauf achten, daß mein Pferd nicht strauchelte. — Endlich ein Lichtstrahl! Die wilde Hast der Thiere verminderte sich offenbar, und in weiter Ferne gewahrte ich eine lange Reihe von Bäumen, welche wohl den Lauf eines Stromes umsäumten: mein Herz pochte vor heller Freude. Waren die Pferde so durstig als ich, so hielten sie sicher an dem Flusse an, um zu trinken, und dann konnte ich auf verschiedene Weise entkommen. In weniger als einer halben Stunde wurde meine Hoffnung erfüllt; die Pferde stürzten nach dem baumreichen Ufer des Flusses, und als mein Thier unter einem niedern Ahorn durchgaloppierte, schwang ich mich, einen Ast ergreifend, in die Höhe, und sah im nächsten Augenblicke, jauchzend vor Freude, geborgen unter dem Laubdach. Ich war gerettet! gerettet! Wer vermag das Wort zu fassen. Sobald die wilden Thiere ihren

Durst gestillt, sammelten sie sich wieder, und fort ging's in einer neuen Richtung; aber mein armes Thier schien genög der wilden Jagd gehabt zu haben und graste, mit hängendem Kopfe und Schwanze, unter mir. Ich stieg herab, trank und badete und war wie neu belebt. Als ich mir eben einen Ruheplatz für die anbrechende Nacht suchte, hörte ich zu meiner unbefreiblichen Freude die Stimmen meiner Freunde, welche glücklich der Gefahr entkommen und der Herde gefolgt waren, in der Hoffnung, ich werde mich retten können. Das Erzählen aber wollte kein Ende nehmen, und doch drängte es uns alle zur lang ersehnten Ruhe, die uns und mir besonders so sehr Noth that.



Das Volksfest in Kannstadt.

Von

Edmund Zoller.

Das ist ein lustiges Leben und Treiben in den letzten Tagen des Septembers auf der prächtig grünen, rings von sanften Hügeln umschlossenen Au am Neckar bei Kannstadt. Ganz Schwaben strömt hier zusammen, um das von dem Könige der Landwirtschaft am 28. März 1818 gestiftete landwirtschaftliche Fest zu feiern, an das sich im Laufe der Jahre ein Volksfest, und ein Volksfest im vollsten Sinne des Wortes, angeschlossen. Der ungeheure Wiesenplan, nur eine Stunde von der Residenz entfernt, den ein reiches Panorama umsäumt — im Hintergrunde die Alp, zur Rechten die Villa des Kronprinzen mit dem anmuthigen Dorfe Verg und seinem gothischen Kirchlein, zur Linken der Berg des württembergischen Stammschlosses mit der griechischen Kapelle — diese prächtig gelegene Wiese, an der der Neckar seine Fluten vorüberpült, ist bedeckt mit Zelten und Buden, in deren Mitte eine kolossale, mit Tannenreisern umkleidete Arena erbaut ist. An dem schönsten Punkte derselben erhebt sich der grüne Bau mit der Festsäule: ein Bogengang aus Tannenreisern, dessen Pfeiler, Wände und Kapitäle mit Kornfrüchten geziert sind, während auf den Ecken und den terrassenförmig zur Säule hinansteigenden Treppen die üppigen Korngarben stehen, aus deren Mitte sich die geschwungene Säule erhebt, aus Obst mosaikartig gebildet und in eine Schale sich ausladend, die mit prachtvollen Obst- und Feldfrüchten gefüllt ist. Gegenüber der Säule steht das geschmackvolle Königszelt, das nach allen Seiten eine freie Aussicht bietet.

Vom frühesten Morgen wogt eine unendliche Masse über die Wiese: die Residenz scheint sich völlig entleeren zu wollen, und die Bahnzüge von Süd und Nord strömen immer neue Menschenfluten aus. Auf allen Gesichtern sieht man Lust und Freude: die Ernte ist vorüber, der Bauer hat seinen Säckel voll Geld, die Weinernte steht bevor, der Winzer darf darum etwas drauß gehen lassen, und Most und Wein, Obst und Trauben sind billig — kurz eine Zeit, wo sich das Volk seines Daseins freuen darf, und das thut es denn auch bis zur Gese. Alle Lische sind besetzt, vor allen Buden stehen Käufer, und nach und nach füllen sich die Sitzbänke des Zirkus, der des Schauspiels harret. Der Sonnenschein hüllt alles ringsum in ein festliches Gewand. Das Königszelt füllt sich mit dem Hofe, der in den Galawagen angefahren ist. Punkt Elf erdröhnen die Fanfaren, und der König kommt zu Pferd mit einer stolzen Kavallade, voran die treue Garde der Residenz, durch das grüne Portal, vom Jubel des Volks begrüßt eingeritten. Er mustert mit Kennerblick die Erzeugnisse des Fortschritts der Landwirtschaft und Technik, welche unter den Arkaden ausgelegt sind, beschaut die Pferde und begibt sich dann in das Königszelt, worauf die Preisvertheilung für die schönsten Pferde und das beste Vieh beginnt, das unter Musikklängen vorüberzieht, und in seinen letzten Ausläufern, den Schweinfamilien, das homerische Gelächter der Masse hervorlockt. Ist das letzte Junge vorüber, so beginnt das Volksrennen, ein Wettrennen mit Bauernpferden, die von Bauernburschen in Jockeystück ge- ritten werden. Dreimal durchflogen diese „Wolfschluger“ — die Kenner stammen meist von diesem Orte — die Bahn, und der Sieger wird von der Menge mit Jubel begrüßt. Das landwirtschaftliche Fest hat damit sein Ende erreicht. Zwei, drei Stunden hat die Menge in der Glühitze des Platzes ausgeharrt, und kaum ist der König mit seinem Gefolge unter dem tausendstimmigen Hoch der Menge davon geprenzt, so leert sich der Zirkus, das Volksfest beginnt, und nun füllen sich die Schenk- und Trimbuden mit Hungerigen und Durstigen, und ohne Unterschied des Standes mischt sich — das Wort Volksfest wahr zu machen — Alles durcheinander. Das Nationalgericht dieses Tages, Sauer-

traut und Schweinefleisch, wird in riesigen Kesseln gekocht, auf riesigen Plakaten sind 100,000 Portionen angepriesen und werden von riesigen Wagen verschlungen; der süße Most und der junge Wein, wie das Bier in den „Riesendoppelbuden“ laben die durstigen Seelen. Musit an allen Ecken und Enden; Pautenwirbel und Trompetenschall laden in die Schaubuden mit ihren Riesen und Zwergen, Wachfiguren und Panoramen, wilden Thieren und wilden Menschen, Seiltänzern und Kunstreitern, während die Pulcinellasten und Mordthaten sich zwischen der Masse aufstellen. Das jubelt und tollt, das spielt und trinkt bis in die tiefe Nacht hinein, wo sich die Gärten der Stadt mit bunten Lichtern füllen, und die Illuminationen und das Feuerwerk noch einmal das Wogen auf einen Punkt konzentriert, und die müde Masse sich endlich nach Hause trollt. Ist der Kalender günstig, und fügt sich ein Sonntag daran, so dauert das Fest wohl drei, vier Tage. Der zweite Tag gehört dem Sportsman; denn an diesem hält der Wettrennverein ein Rennen mit feineren Pferde, bei dem abermals der Hof erscheint. Hat dieß Rennen auch einen aristokratischeren Charakter, stört es doch den Volksjubel nicht, denn „diese Tage gehören dem Volke“, und Hoch und Nieder ist in diesen Tagen Volk. Das vielgerühmte Oktoberfest in München darf sich an Pracht und Schönheit, an Lust und Vergnügen mit unserem schwäbischen Volksfest nicht messen.

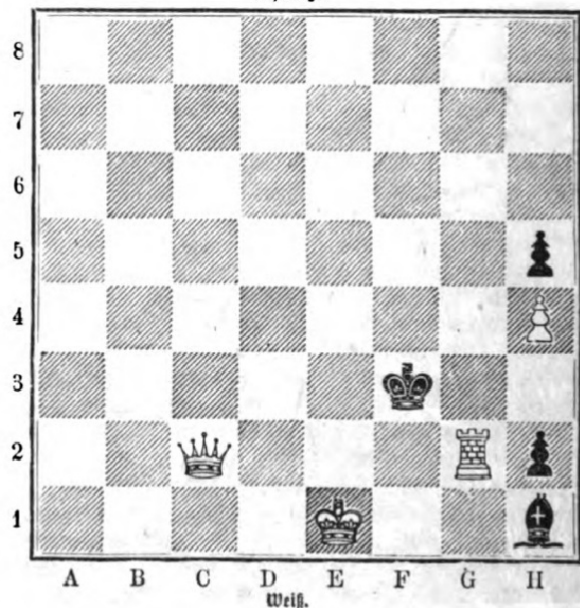
Schach.

Rechtigt von Lufresne.

Aufgabe Nr. 1.

Von Herrn Berlin.

Schwarz.



Der todte Millionenmann.

(Fortsetzung.)

Und weiter und weiter ging die Komödie, in ihrem Vorschritt von Szene zu Szene so lächerlich absurd sich gestaltend, daß es rein unmöglich wird, den Mann zu bemitleiden, welcher sich durch eine so abgeschmackt plumpe Gaukelei betrogen ließ. Der Wohnsitz des Herrn Milbherz war kaum eine halbe Tagreise von dem seinigen entfernt. Warum fiel ihm nie ein, einmal hinzugehen, um von dem „Präsidenten der Wohlthäter“ Aufschluß sich zu erbitten? Aber freilich, er

stand so willenlos unter dem Einfluß der Betrügerin, daß er schlechterdings nicht wagte, ohne Wissen und Willen derselben irgend Etwas zu sagen oder zu thun. Sie ihrerseits sorgte dafür, den Verstrickten gar nicht mehr zu Athem kommen zu lassen.

Nur wenige Tage nach ihrem letzten Beutezuge nach Tannenbach kam Frau Frechmaul wieder, that sehr ängstlich und sagte, der Herr Oberst selbst sei schwer erkrankt. Die Herstellung desselben erfordere „viel und lauter reines Geld“, sowie einen „Bierling Zwetschgen, keine mehr und keine weniger“. Jakob schaffte Zwetschgen und Geld, von letzterem in immer kürzeren Zwischenräumen immer größere Summen, 400, dann 600, dann 1000, dann 1800, dann 2000 Franken und so weiter. Die sibyllinischen Forderungen wuchsen lawinenmäßig. Um den armen Simplicius bei guter Laune zu erhalten, variierte Frau Frechmaul ihr Thema mannigfach. Bald kündigte sie dem Jakob den Besuch seines hohen Wohltäters an, bald „böserte“, bald „besserte“ es wieder mit dem Millionenmann. In der ersten Hälfte des Juli schrieb sie nach Tannenbach, so viele hundert Franken der Jakob schide, so viele Jahre würde der Herr Oberst noch leben. Simplicius trieb 3000 Franken auf und schickte ihr die ganze Summe. Als Antwort schrieb sie: „O, welche Freude! O, welche entzündende Freude! Aber auch welches Erstaunen! Der Herr Oberst kann jetzt noch dreißig Jahre leben. Herzlichen Dank vom Herrn Oberst und der ganzen Familie!“ Etliche Tage darauf schickte der unermüdete Jakob abermals 600 Franken und empfing zum Dank einen Brief, worin Frau Sibylle meldete: „Ich habe gestern Abends 6 Uhr die 600 Franken erhalten. Um halb sieben Uhr bin ich beim Herrn Oberst gewesen, und hab' ihm das Geld in die Hand gedrückt. Als bald hat der kranke Mann wieder reden gekonnt und hat gesagt: „O, Du lieber Simplicius!“ und dabei sind ihm die Freudestränen aus den Augen gelaufen.“

Ein Faden in diesem unerhört breißen Lügengewebe war Wahrheit. Der Herr Oberst Milbherz nämlich war wirklich erkrankt und zwar rettungslos. Zu Anfang Augusts starb er. Bei der Stellung, welche der Millionenmann eingenommen, war sein Tod ein öffentliches Ereigniß, dessen Kunde mit Blitzesschnelle durch das Land ging. In das simplicische Haus zu Tannenbach muß sie so recht wie Blitz und Donner geschlagen haben.

Es kam aber alsbald Trost und Stärkung in Gestalt eines Sendschreibens der theuren Frau Frechmaul. Denn kaum hatte diese vernommen, daß der Herr Oberst hingegangen, „wo kein Licht mehr scheint“, als sie sich mit dem ganzen Heroismus des Humbugs hinsetzte, und an Jakob Simplicius, Erbrechtstamper zu Tannenbach, also schrieb: „O, welch' trauriger Bericht! Unser Wohltäter ist entschlafen. Wenn Ihr aber noch Etwas thun könnet, so wird er wieder lebendig! Es müssen aber wenigstens 600 Franken sein.“ Frau Sibylle ließ es beim Schreiben nicht bewenden, sie sandte noch die Frau Schafstopf als Trostbotin nach Tannenbach, wo sich die Gute vernehmen ließ, „der Herr Oberst sei todt, allweg; aber es sei nur ein Nervenschlag, und der Todte könne wieder gerettet werden: 1) weil er ein Geist sei, 2) weil er als Freimaurer das Gebot nie übertreten habe, und 3) weil er die Macht eines Apostels habe, wieder aufzustehen“.

Und siehe, Jakobus Simplicius gläubete!

Laß Dir, theurer Leser, darob nicht etwa den Verstand stillstehen. Es ist schon genug, daß er dem Jakob stillgestanden, — ach, und wie!

Gläubete also, der arme Jakob, und that einen letzten Auf, machte eine übermäßige Anstrengung, um den hohen Wohltäter wieder von den Ufern des Acheron zurückzuführen, und brachte erst die verlangten 600, dann auf abermaliges Verlangen noch 1000 Franken zusammen, und schickte die Gelder dahin, wohin er schon so viele geschickt hatte. Am 14. September empfing er mit der Bescheinigung richti-

gen Empfangs zugleich die frohe Botschaft, daß am nächsten Montag „ihr Wohltäter ihnen wieder werde geschenkt werden“, und etliche Tage später die noch frohere, „der Herr Oberst sei wirklich wieder vom Todeschlaf erwacht; es bedürfe jedoch zu seiner völligen Wiederherstellung noch ephigen Geldes“.

Und siehe, Jakobus gläubete, und müdete sich in seinem Glauben verzweiflungsvoll, neue Gelder aufzutreiben. Denn sein Wille war gut, aber sein Kredit war futsch... Sela.

Der Unglückliche hatte nicht Rast noch Ruhe mehr. Nach schlaflosen Nächten verbrachte er die Tage mit neuen Versuchen, Geld beizuschaffen. Sein Wahn hatte mäßig die Gestalt einer fixen Idee angenommen. Er glaubte, daß er sich „schwer versündige“, wenn er den Herrn Oberst nicht rette, und doch vermochte er es nicht. Gepeinigt einerseits durch die ewigen Forderungen der Frau Frechmaul, gequält andererseits durch die Unmöglichkeit, diese Forderungen ferner zu befriedigen, wurde der Arme in unablässiger Seelenangst umgetrieben.

Seine Frau Jakobäa nicht minder. War es für sie schon eine unerträgliche Pein, ihres Mannes Geheimniß vor aller Welt verbergen zu müssen, so wurde die Qual ihrer Lage noch dadurch erhöht, daß sie trotz des felsenfesten Glaubens ihrer Familie dennoch immer wieder das wahre Wesen der Frau Frechmaul erkannte. Freilich auch nur auf Augenblicke. Die gute Jakobäa litt aber noch unter einem andern Motiv der Beängstigung. Ihr Mann sollte für das, was er gab, so unmeniglich viel Geld zurückerhalten. Konnte das „mit rechten Dingen“ zugehen? Nein! Das Geld sollte von dem Herrn Oberst Milbherz kommen. Woher hatte dieser seinen ungeheuren Reichtum? Von den „Alunen“, wie Jedermann wußte. Also darauf wollte das Ding hinaus? Ihr Jakob sollte in das Teufelszeug hineingezogen werden. Er mußte gewiß „Etwas unterschreiben“ oder, gerade herausgesagt, „seine Seele dem Teufel verschreiben“, ja, ja!... Ob wohl die Prediger der „Umkehr zur kindlichen Gläubigkeit der guten alten Zeit“ — wir meinen die ehrlich-dummen — noch so fest hierauf bestanden, wenn sie sich mal das Elend klar machen würden, welches unter das Dach des Jakob Simplicius eingezogen war?

Bis zum November 1859 spielte das aberwitzige Stüd vom toten und wiedererstandenen Millionenmann. Dann hörte es auf, denn der Jakob war jetzt ein Bettler. Das Schaf war nicht nur völlig kahl geschoren, es hatte sogar eine beträchtliche Partie fremder Wolle der eigenen nachgeworfen. Ohne Bild, Jakob Simplicius hatte sich von der Sibylle Frechmaul nach und nach die Summe von 14,000 Franken ablügen lassen, eine Summe, die so weit über sein eigenes Vermögen ging, daß seine Gläubiger, bei denen er unter allerlei Vorwänden Geld aufgenommen, Anstalt trafen, ihn wegen Betrugs criminaliter zu belangen. Das machte die ganze Schwindelblase plätzen.

5.

Falls dem absoluten Blödsinn überhaupt Tragik innewohnen könnte, so würde ich sagen, daß mit Vorstehendem die tragische Seite dieser Geschichte erledigt sei. Jedenfalls kommen wir jetzt zur komischen, die ich unsern stoffhungrigen Komödienschreibern hiemit zu geeigneter Verüschichtigung empfohlen haben will.

Frau Sibylle Frechmaul wohnte, seitdem die simplicischen Gelder flüssig geworden, nicht mehr bei Schafstopf's, sondern zuerst in der Stadt, dann in einer „Außengemeinde“ derselben. Sie hatte sich auf großartigem Fuß eingerichtet, und warf das Geld etliche Monate lang mit vollen Händen weg. Ihre Mägde glaubten, sie sei eine „Kennthierin“. Sie hatte auch ihren Tropf von Mann zu sich genommen, aber er war nur ihr erster Bedienter, dessen sie sich bei ihren Schwindelen als eines Schreibers bediente. Er mußte ihr unbedingt zu Willen sein, „denn, wie er nachmals vor Gericht angab, „sonst hätte sie ihn verzehrt“. Es waltete in diesem Weibe ein dämonischer Hang, zu lügen, zu betrügen, Unfug zu stift-

ten; auch ein gewisser Humor der Schelmerei und nicht minder endlich eine dämonische Sinnlichkeit.

Aus letzterer entsprang, wie übrigens hier nicht näher erörtert werden kann, ihre beharrliche Simulation, krank zu sein. Ihr Mann mußte fortwährend nach Ärzten rennen. Sie hatte deren nach und nach nicht weniger als fünfzehn. Zuletzt, vom Juli an, einen jungen angehenden Arzt, den Herrn Doktor Gottfried Gscheidtli. Diesen behielt sie und machte ihn zum Helden eines Lustspiels, welches sie in Szene setzte wie folgt.

Seine Patientin, in welcher der junge Arzt ihrer ganzen häuslichen Einrichtung zufolge eine sehr wohlhabende Frau sehen mußte, erlor ihn zu ihrem Vertrauten. Sie schilderte ihm ihre Vermögensumstände, und erzählte ihm von ihrer Tochter Babette, welche bei Herrn Gemeindegamman Hinz in Bern erzogen werde. (Früher hatte, wie wir sahen, diese Tochter Sophie geheißen.) Herr Oberst Milbherg sei der Pathe des jungen Mädchens, und habe demselben bereits stoloffale Schenkungen gemacht, nicht weniger als dreißig Millionen. Als mein Herr Doktor Gscheidtli — seinen Doktorhut hatte er erst neulich von der Fakultät in Basel erhalten — die Augen über einen so millionenmäßig freigebigen Pothén sperrangelweit aufriß, kam zu seiner Vergewisserung hinter einem dünnen Schleier die uns schon bekannte Phantasmagorie wieder zum Vorschein, daß der Herr Oberst nicht nur der geistliche, sondern auch der leibliche Vater der guten Babette sei.

Nun wohl, mein Herr Doktor Gscheidtli glaubete an die Babette und ihre dreißig Millionen Mitgift. Warum auch nicht? Sollte etwa der vortreffliche junge Mann gegen das Heil des allgemeinen Millionenglaubens unserer Zeit allein sich verhalten? Mit nichts, und gewiß um so weniger, als ihm dieses Heil immer lieblicher und lockender sich darstellte. Nämlich die edelmütige Frau Sibylle ging nach den eben erwähnten Präliminarien mit der Eröffnung heraus, ihre Dreißig-Millionen-Babette solle den jungen Arzt heirathen, zum Danke dafür, weil er sie, die arme kranke Mutter, so geschickt und treuherzig behandle.

Meinem jungen Herrn Medizinmann wurde etwas schwindlig bei Eröffnung dieser Aussicht auf eine so märchenhafte „Fortune“. Hunderttausend, Millionen Napoleons! er tanzten ihm vor den Augen herum. „Aber“ — kam es, als er sich einigermaßen gefaßt, stotternd aus seinem jugendfrischen Munde — „aber ich habe daheim, draußen in Klosterau, bereits eine Braut, deren Vater mir zur Vollendung meiner Studien 900 Franken vorgeschoffen hat.“ Worauf Frau Frechmaul: „Nah, ist's nur das? Nicht der Rede werth! Mit Geld läßt sich Alles machen. Ich will das schon in Ordnung bringen...“ Ob sich der Herr Doktor damit zufrieden? Verstehst dich. Wie sollte in unsern Tagen ein junger Mann so „unpraktisch“ sein, einer verhältnismäßig armen Braut Wort zu halten, wenn ihm eine dreißig Millionen schwere so zu sagen auf dem Teller präsentiert wird? Frisch zugegriffen also!

Wohl, Herr Doktor Gscheidtli griff frisch zu. Immer frischer dann, als das Dreißig-Millionen-Babetli von Bern her aus freien Stücken eine recht anmuthige Korrespondenz mit ihm eröffnete. Geschah das Anfang Septembers, wo der praktische Jüngling einen Schreibebrief erhielt, unterzeichnet „Babette Drollinger“, des Inhalts, wie glühend dankbar die Schreiberin gegen den Herrn Doktor gesinnt sei von wegen der furtrefflichen Behandlung ihrer Frau Mutter durch ihn, und wie sehr sie wünsche, diesen Dank ihm persönlich abzustatten, zu welchem Zwecke sie eine Zusammenkunft im Heinrichsbad bei St. Gallen vorschlug.

Wer vermöchte solcher Liebeshwürdigkeit einer Dreißig-Millionen-Schönen zu widerstehen? Unter Vermittelung der Frau Mutter, durch deren Hände die ganze Korrespondenz ging, brückte unser junger Arzneikünstler seine wohlstylisirte Nührung aus über des Fräuleins wohlwollendes Entgegenkommen, sowie die Versicherung, daß er im Heinrichsbad

nicht fehlen werde. Fehlte auch wirklich nicht daselbst, reiste in Gesellschaft der lebenswürdigen Frau Mutter hin. Wer aber nicht kam, war unsere Dreißig-Millionen-Schöne. Schlimm das, aber begreiflich; denn, hieß es in einem statt ihrer anlangenden Briefe, ihrem Götli Hinz seien 80,000 Franken gestohlen worden. Mein Herr Doktor Gscheidtli begriff, daß einem eine solche „Familienangelegenheit“ wohl die Reiselust vertreiben könne, und tröstete sich mit einem bezaubernden Brief, welchen er bei seiner Nachhausekunft vorfand, und worin Babette schrieb: „Theuerster Herr Doktor! Legen Sie doch mein Ausbleiben im Heinrichsbad nicht falsch aus. Könnten Sie in mein Inneres sehen, wie es darin glüht von wahrer Freundschaft, die an Liebe gränzt, so würden Sie nicht zweifeln. Wie hab' ich geglaubt, daß die Sehnsucht nach einem theuren Freund mich so quälen könnte.“ In der Inbrunst ihrer Gefühle vergaß die junge Brieffschreiberin, daß sie eigentlich den theuersten Herrn Doktor noch gar nicht gesehen, und schrieb frischweg: „Wiedersehen sind meine süßesten Träume. Verzeihen Sie meine zuvorkommende Gefinnung. Ihre Babette Drollinger.“

Die süße Babette! Welche reizende Zuorkommenheit! Mein Herr Doktor Gscheidtli ging herum wie eine bis zum Zerpringen geladene Kanone, bestend fast vor Zukunfts-glückseligkeitshochgefühlen. Nicht auszuhalten, so ein geladener Zustand! „Dichter lieben nicht zu schweigen“, hat ein gewisser Goethe gemeint; aber Verliebte noch weniger, und Glückliche am allern wenigsten. Mein der Arznei- und Verheirathungskunst Beflissener hatte einen Herzensfreund. Wer hätte nicht einen solchen, so lange man jung ist? Diesem schloß er die Hoffnungsabund, wovon sein Herz übervoll war, in's Gesicht. „Im engsten Vertrauen“, natürlich... „hör' mal Du, dent' Dir, könnt' jezt Eine haben mit einer Million...“ — „Bist wohl verrückt?...“ — „Keineswegs. 's ist so, auf Cerevis...“ — „Im Ernst?...“ — „Freilich, wenn ich der Tochter nur halb so gut gefalle, wie der Alten, so ist das G'schäftli im Reinen.“

Ein merkwürdig eitler und selbstgefälliger Junge, nicht wahr? Behüte, behüte! Er sagte nur die Wahrheit, maßen er der „Alten“ in der That höchlich gefiel. Bezeugte doch die freigebige Frau Sibylle ihr Wohlgefallen an dem jungen Manne nicht allein mit den Worten, sondern auch mit den Werken, indem sie demselben während der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft nach und nach Geschenke im Betrage von mehr als 1000 Franken machte.

Bei einer späteren Gelegenheit fragte der also Beschenkte seinen Freund: „Was meinst, wie viele Millionen hat meine Braut?...“ — „Wie viele? Ich will viel sagen: — drei...“ — „Lange nicht genug gerathen! Mußt eine Null zu der Zahl drei hinzusetzen...“ — „Dreißig? Herrschaft, das ist pyramidalisch!...“ — „Ja, es thut's. Sobald ich das Geld habe, bekomme ich auch Du 100,000 Franken.“ Man sieht, unser Millionen-Bräutigam war ein generöser Burche. Schade, daß gerade solche Burche in der Regel keine Millionäre sind. Sein Freund hielt ihn jedenfalls von da ab für einen sehr „gelungenen Kerl“, wahrscheinlich sogar für einen großen Mann.

(Schluß folgt.)

Büße aus Ferdinand v. Schill's früherem Leben.

Von

Dr. Wilhelm Zimmermann.

Es war jener unglückselige Tag von Jena und Auerstädt, der große Gerichtstag über die lange politische Sündenlast des preussischen Hofes und Adels, an welchem der preussische Staat zusammenbrach, damit seine Verjüngung möglich wurde. In die Schuld dieses Tages theilen sich der König selbst, seine Minister, der Oberfeldherr, Herzog Fer-

binand von Braunschweig, und der größere Theil der hohen und niederen Offiziere. Wunderbar hielten und schlugen sich die Gemeinen, wunderbar aber auch viele Offiziere. Manche wollten diesen Tag des Jammers nicht überleben. Zu denen gehörte auch ein junger Lieutenant. Der Verlust der Schlacht war längst entschieden, das Heer in wilder Flucht aufgelöst. Der junge Offizier, von mehreren französischen Reitern in die Mitte genommen, leistete fortdauernd eine verzweifelte Gegenwehr. Es war die Lebensverachtung nach so einem Erlebnis, die ihn ihrem Rufe, sich zu ergeben, nicht folgen ließ. Die nach seinem Kopfe gezielten Säbelhiebe mußten

seinem Leben schnell ein Ende machen, hätte sich nicht ihre Kraft an seinem Hute gebrochen.

Der junge Mann hieß Ferdinand v. Schill.

Vor einem Jahre waren alle Offiziere seines Regiments — es war das Leibregiment der Königin Luise — von dieser zur Tafel in Charlottenburg gezogen worden. Alle hatten sich dazu neue Hüte aus Berlin schicken lassen. Der für Schill war um Vieles zu weit. In der Geschwindigkeit ließ sich nicht anders abhelfen, als daß der Hut von innen stark wattirt wurde. Gerade diesen Hut trug Schill am Tage der jenaer Schlacht, am 14. Oktober 1806. Der



Ferdinand von Schill.

schützte ihn lange vor den feindlichen Klingen. Zuletzt wurde ihm auch dieser Hut herunter gehauen, und er empfing mehrere Kopfwunden. Der nächste Streich aber verwundete sein Pferd. Mit einem gewaltigen Satz entrückte ihn das treue Thier den Säbelklingen seiner Widersacher und führte ihn weit davon.

Ganz mit Blut bedeckt, fast leblos, sank er vom Pferd auf die Erde. So fanden ihn gleich darauf zwei Unteroffiziere seines Regiments, Franz und Thassen. Die verbanden ihn mit ihren Sack- und Halstüchern, und flüchteten ihn mit sich weiter. In Kölleda trafen sie auf den Lieutenant

v. Tümppling. Der brachte ihn nach Weissensee. Hier spürte man fast kein Leben mehr in Schill. Man war schon im Begriff ihn aufzugeben; da wurde der geschickte Wundarzt Fremming herbeigeführt. Der rief ihn zum Bewußtsein zurück. Mühsam schleppte der Verwundete sich nach Nordhausen, wo ein Arzt ihn verpflegte; dann vor den Siegern weiter nach Magdeburg. Hier fand er Alles mit Wagen, Pferden des Rückzugs überfüllt. Kein Mensch kümmerte sich um den Hülfslosen, der nur noch einiger Worte mit Mühe mächtig war, und eben daran, vom Roß zu sinken. Das sah von ungefähr der Sprachlehrer Verr, ein

geborener Franzose. Der nahm ihn in seine Wohnung, und er und seine eble Gattin pflegten, erquidten und stärkten den Kranken.

Weniger aber, als sein eigenes Schicksal, beschäftigte diesen das Geschick seines Vaterlandes. Das eble Paar drang in ihn, seine volle Genesung bei ihnen abzuwarten. „Nur das Eine,“ sagte der Wunde, „verschaffen Sie mir Gewißheit, ob man Magdeburg zu halten gedenkt.“ Verr ging aus, kam zurück, und sagte traurig, die Uebergabe sei gewiß. Jetzt ließ sich Schill durch Nichts mehr halten. Unter wachsendem Schmerz von Innen wie von Außen schleppte er sich mühselig dem großen Strome der Feldflüchtigen nach, auf seinem treuen Thiere, bis Stettin; von da weiter bis Kolberg. Da war seine letzte Kraft erschöpft. Hier mußte er bleiben. Im Hause des Senators Westphal fand er die liebevollste Aufnahme, Ruhe, Pflege und ärztliche Hülfe: seine Kopfwunden fingen an zu heilen.

Befehlshaber in der Festung Kolberg war ein längst abgelebter Greis, der Oberst v. Loucabbou, ein schwacher Kopf von Haus aus, und dazu eine durch dreiviertel Jahrhundert abgetragene Kamache; eines der vielen längst wurmstichigen Möbel aus dem Heergeräthe der alten Zeit, in früheren Tagen vielleicht brauchbar gewesen, jedenfalls gutmüthig und nicht unehrlich.

Auf Schill's Bitte stellte Loucabbou sechs Mann Kürassiere und Dragoner unter den Befehl des blaffen jungen Mannes, der mit so schönem Feuer sprechen konnte. Schill hatte ihm in Aussicht gestellt, alle Magazine der Umgegend wolle er nach der Festung abführen, ehe der Feind sich dieser Vorräthe bemächtigte. Schill brachte zum Erstaunen Loucabbou's wirklich alle die Magazine herein, ehe drei Tage vergangen waren. Auf das hin schlug er von Loucabbou heraus, daß dieser ihm dreißig Reiter untergab. Eben so schnell aber hatte Schill einen zweiten Plan, die zerstreuten Soldaten in den nächsten Kreisen zu sammeln, aus ihnen eine eigene Truppenmasse zu bilden, sie mit den in Städten und Dörfern herum zerstreuten königlichen Montirungs- und Waffenstücken flüchtiger Preußen auszurüsten, und mit dieser Schaar unter seiner Führung dem Feind entgegen zu treten, innerhalb und außerhalb der Festung.

Kopfschüttelnd erwiderte Loucabbou: „Ich würde eine schwere Verantwortung auf mich als Kommandant laden, wenn ich zu dergleichen excentrischen Anschlägen die Hand böte, ohne Seiner Majestät des Königs höheren ausdrücklichen Befehl.“ Aber Schill gelang es für sich selbst, als die Franzosen nur wenige Stunden noch entfernt waren, die Amtsstassen von Naugard und Greifenberg, zusammen mit nahezu 4000 Thälern, zu flüchten und nach Kolberg zu liefern, eben so die Salzlake von Gollnow, welche die Franzosen bereits auf die Post geschafft hatten. In Gollnow war aber auch eine Niederlage von Reitzzeugen, Fieb- und Schießgewehren, Montirungen, und selbst noch unverarbeitete Luche aller Gattung in den Montirungstammern gelegen, hinlänglich, um ganze Reitergeschwader damit auszurüsten. Schill belud sechzehn Wagen mit einem Theile davon, und schickte sie auf den Weg nach Kolberg. Das Uebrige ging an die Franzosen verloren, weil Schill von den Franzosen in Altdamm vierzehn Tage gefangen gehalten wurde. Nur seine Geistesgegenwart befreite ihn; aber inzwischen hatte Loucabbou, aus Furcht vor jedem Wagniß, den Rest der Montirungstammern in Gollnow abzuholen unterlassen. — Als Schill wieder nach Gollnow kam, hatten die Franzosen diesen Kriegszeug eben weggeführt, und Schill rettete nur noch jene Salzlake.

So hatte Loucabbou's Schläfrigkeit, Furcht oder Reiz den „excentrischen jungen Mann“, wie ihn Loucabbou hieß, um die volle Ausrüstung einer Reiterfreischaar gebracht, mit welcher Schill sich Tag und Nacht beschäftigte. Dennoch brachte er ganz für sich selbst und durch sich selbst bald ein Häuflein Reiter zusammen, zwar buntschmedig genug, denn jeder trug die Uniform seines früheren Regiments. Gerade so

mancherlei war auch deren Bewaffnung. Seinen Reitern glichen die Anfänge seines Fußvolks. Mit einer Handvoll Leute wagte er einen nächtlichen Ueberfall auf französische Husaren und badißches Fußvolk, die ihm an Zahl sechsfach überlegen waren. Und der Anschlag gelang ganz, durch Begünstigung der finstern Nacht, durch die plötzliche Ueber- raschung, durch die unglaubliche Kühnheit Schill's, durch seine List und Besonnenheit. Zwei Versprengte von seinen Leuten, die von flüchtigen französischen Husaren überritten worden waren, verkündeten in Kolberg den völligen Untergang ihres tapfern Anführers Schill. Der alte Loucabbou war nicht traurig, des „Excentrischen“ los zu sein. Bald darauf ritt Schill in Kolberg ein, nachdem er zuvor seine Schaar beträchtlich verstärkt, und durch neue kühne, glückliche Streifereien seinen Ruf vermehrt hatte. Schill ritt ein mit Gefangenen, mit Waffen und schöner anderer Beute, an Geld und anderem Gut, mit drei Gepädwagen voll französischer Offiziere.

Das verdroß Herrn v. Loucabbou sehr. Er verbot ihm jedes weitere Unternehmen. „Schill's noch nicht ganz geheilte Kopfwunde,“ sagte der Oberst mündlich zu ihm, „erheische durchaus eine längere Ruhe und sorgsamere Pflege.“ Schill's Leute aber verwandte Loucabbou und sein neuer Bigelkommandant, v. Wallenfels, indessen zu einem Unternehmen, dessen Gedanke ganz allein Schill angehörte, das aber Loucabbou durch Wallenfels ausführen wollte, und zu dem darum Schill nicht mitgenommen wurde. Das war die Wegnahme Bollins und der beiden großen Oberinseln. Schmachvoll mißlang diese Intrike des Reibes in der Ausführung. Wallenfels kam zurück, nachdem durch seine gränzenlosen Fehler der Verlust an Todten und Gefangenen bedeutend, der größte Theil von Schill's Reiterei durch seine Kopflosigkeit aufgeopfert war. So erhöhte den Namen Schill's eben die Absicht der Herren v. Loucabbou und v. Wallenfels, ihn zu verbunkeln und den Glanz eines Wagstücks für sich allein zu haben.

Schill's Ruf stieg in diesen Landestheilen mit jedem Tage mehr, und der König von Preußen sandte ihm, dem tapfern Parteigänger, den Verdienstorden. Der König hatte in diesem Kriege so selten Gelegenheit, Ehrenzeichen auszutheilen. Jetzt hatte Schill wieder freiere Hand. Er begann die Erneuerung seiner Truppe, streifte mit jeder Handvoll Menschen, die sich zu ihm sammelte, wieder nach allen Seiten hin, selbst weit in den Rücken des Feindes, und nahm Wol- lin; alle dort verlorenen Waffenstücke brachte er wieder. Sein Name ging nicht bloß mehr von Mund zu Mund, er fing an, einen gleichgesinnten Geist im Lande zu wecken.

(Schluß folgt.)

Der todte Millionenmann.

(Schluß.)

6.

Im September 1859 fuhr eines schönen Morgens unser Herr Doktor in Gesellschaft seiner zukünftigen Schwiegermama in einem Eisenbahnwagen erster Klasse nach der Bundeshauptstadt Bern. Seine Mittel erlaubten ihm das, denn er hatte zu dem Zwecke, den Reisejahrlmeister zu machen, eine goldschwere Börse von seiner Patientin und Begleiterin erhalten. Seine Laune war glorios: dampfte er doch der Erfüllung seiner Hoffnungen entgegen. Die süße Babette hatte ihn zu einer Zusammentunft in das Gasthaus zum Bären in Bern geladen.

Aber es waltet auch über diesem zweiten Zusammentunstprojekt ein eigener Unstern. Mein Herr Doktor Gscheidli wartet der Ersehnten im Bären einen Tag, zwei Tage lang. Sie kommt nicht. Seine Sehnsucht wird zum Fieber, seine Geduld ist zu Ende. Er bringt in die verehrte Schwiegermama in spe, ihm doch endlich den Anblick ihrer Tochter zu

verschaffen. Frau Sibylle geht aus und kommt nach etlichen Stunden mit der Botenschaft zurück, der Herr Götti wolle Babette nicht aus dem Hause lassen, weil ein Herr Soudso aus St. Gallen da sei, welcher Absichten auf das Mädchen habe, und von dem Herrn Götti begünstigt werde.

Was? Ein Nebenbuhler? Quer das, verteuflert quer?... Ich weiß nicht bestimmt, ob unser Kandidat des Millionarismus bei dieser passenden Gelegenheit sich daran erinnerte, daß ein sicherer Schalkpeter mal gesagt hat:

Was ich nur je in Büchern las und was ich
Erzählen hört' in Märchen und Geschichten,
Bestätigt mir, daß treuer Liebe Weg,
Nie führt die Liebenden auf eb'ner Bahn —

aber was ich bestimmt sagen kann, ist, daß die geneigte Leserin dieser Historie nicht den entferntesten Grund hat, für ihr: Nerven bange zu sein. Unser Herr Doktor Gscheidli war viel zu geschickt, den Horribilitätsbräutigam spielen zu wollen, — behüte! Es gab keine tragischen Wuthbilde, keine Herausforderung, kein Degenstechen, kein Pistolenducken. Eine „praktische“ Jugend der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist über derartigen romantischen Schnickschnack so ziemlich hinweg. Kurzum, unser vortrefflicher junger Mann ließ den Nebenbuhler Nebenbuhler sein und hob sich von bannen, zu fahren gen Thun, allwohin Frau Sibylle in „möglichster Wärme“ mit ihrer Tochter nachzukommen versprach.

Diesmal wartet der treue Schäfer nicht vergebens, nein, beim Jupiter! Wer fährt nach etlichen Tagen vor dem Gasthaus zur Krone in Thun an? Wer anders als die theure Frau Sibylle? Und zwar nicht allein, sondern — o, Du glückseliger Gscheidli! — in Gesellschaft einer „niedli-netten“ jungen Dame mit Krinoline, Amazonenhütlein, Schleier und allem sonstigen Zubehör. Das Heil ist erschienen, die Sonne der Erfüllung ist aufgegangen, die Dreißig-Millionen-Babette ist da!

Und siehe, er sah sie an und sie sah ihn an, und es war akkurat so, wie wenn ein brennendes Schwefelhölzchen in einen Bund Stroh fällt. Wie das brannte und loberte! Man kann es anständiger Weise nicht in Prosa beschreiben, man muß Verse zitieren:

Mein Herz ich will dich fragen:
Was ist die Liebe? Sag!
Zwei Seelen und kein Gedanke,
Zwei Köpfe und kein Hirn.“

Das reimt sich allerdings nicht; indeffen sollen ältere Leute meinen, es sei doch nicht so ganz ungereimt.

Aber zum Henker mit der nach Essig riechenden Weisheit des Alters! Es lebe die Jugend, das Leben, die Liebe! Kellner, Champagner auf den Tisch, damit unser Gottfried mit seiner Babette anklänge!

So geschah's auch und es war eine flotte, fröhliche Abendmahlzeit in der Krone zu Thun.

Ich sagte, der Herr Gottfried habe mit seiner Babette angeklungen, und dazu war ich vollumfänglich berechtigt, denn die Vereinigung dieser beiden jungen liebebedürftigen Herzen bewerkstelligte sich, wie in unserer Zeit so Vieles, mit Dampf. Nach einer Nacht voll goldener Träume machte nämlich unser Herr Doktor Gscheidli folgenden Tags mit seiner Erwählten eine Landpartie. „Da,“ — so gab er nachmals zu den Akten — „da wurden wir einig, denn sie hatte mich gerne und ich sie. Es war Alles bald abgemacht.“

Doch noch nicht so ganz Alles, Du glücklicher Zukunfts-millionär!

Die niedli-nette Babette erklärt, sie müsse nach Spindelheim, dem Wohnsitz des hochseligen Herrn Oberst Milzberg, und zwar „in Erbschaftsangelegenheiten“, werde aber binnen einiger Tage wiederkommen. „Ach was,“ sagt Frau Sibylle, „es handelt sich ja nur um 15,000 Franken. Was willst Du dich wegen des Bettels verinkommodieren!“ Babette ist jedoch anderer Ansicht, und obwohl ihr Bräutigam sie ungerne abreisen sieht, so erblickt er in ihrer Sorglosigkeit doch eine weitere Bürgschaft seines Glücks. Mutter und Tochter

reisen ab, nachdem bestimmt worden, daß der Herr Doktor sie im Hotel Ritschard in Interlaken erwarten sollte.

Dort erscheint bei dem Harrenden die Mutter allein, weil, sagt sie, die Tochter „Geschäfte halber“ noch in Bern zurückgehalten werde. Der Bräutigam trägt seine Sehnsucht unter den prächtigen Nußbäumen von Interlaken spazieren und ist im Kurjaal Gefrorenes, um seines Herzens Gluten zu dämpfen. Folgenden Tages kommt die Braut, aber leider muß sie — o, die verhehlerte „Erbschaftsangelegenheit!“ — sehr bald wieder abreisen.

Zum Troste des jungen Mannes bleibt seine Frau Schwiegermama bei ihm.

Zwischendhinein spielte eine Episode, welche dem jungen Gentleman etwas weniger zur Ehre gereichte. Sein bereits erwähnter Freund und Vertrauter hatte ihm von Hause gemeldet, des Doktors Brautfahrt in's berner Oberland habe daheim Staub aufgeworfen, und Herr Gscheidli würde gut thun, die „Sache“, will sagen das Verhältniß zu seiner früheren Klosterauer Braut, „abzumachen“. Unser unternehmender Gottfried hatte sich jedoch schon weltmännische Leichtigkeit genug angeeignet, um dieses kitzelige Geschäft ohne Weiteres der Diplomatie seines Freundes zu überlassen.

Im berner Oberland auf splendidem Fuße zu reisen kostet aber, wie wohlbelannt, nicht wenig Geld, und demzufolge geschah es, daß die Reisefasse der Reisegesellschaft Sibylle Frechmaul und Doktor Gscheidli — sie hatte etwas mehr als 1200 Franken enthalten — nach dreiwöchentlicher Benützung leer war. Kein Wunder daher, daß gerade zu dieser Zeit der arme Jakob Simplicius in Tannenbach zur gänzlichen Herstellung des aus dem Grabe wiedererstandenen Millionenmanns so nachdrucksam in Anspruch genommen wurde. Die Rückreise wird angetreten. Frau Sibylle bleibt in Aarau zurück, wo sie „Geschäfte hat“, und mein guter Herr Doktor hat die Freude, bei seiner Rückkehr in die Hauptstadt seines Heimatlandes seine theure Millionenbraut zu treffen.

Aber, um's Himmelswillen, was ist denn das? Der An- und Auszug des jungen Mädchens sieht ja gar nicht millionenmäßig aus! Mein Doktor stuft, fragt, drängt, inquirirt. Das junge Mädchen bricht in Thränen aus, und fleht ihren Bräutigam um Verzeihung an, weil sie eigentlich keine dreißig Millionen schwere Babette Drollinger, sondern eine arme Weisnähtlerin, Namens Kleophea Leichtfuß... Sie hat sich von der Frau Sibylle Frechmaul gewinnen und abrichten lassen, deren Tochter vorzustellen, und die Millionenbraut zu spielen.

Spiegelsechtere! der Hölle! Aermster aller Zukunfts-millionäre, halte deinen Hut vor's Gesicht, damit wir in diesem schrecklichen Augenblick deine Mimik nicht sehen.

Du gibst jedoch das Spiel noch nicht gänzlich verloren. Das müßte denn doch mit dem Teufel zugehen, wenn ein junger Mann von wissenschaftlicher Bildung aus dem Schiffbruch so kolossaler Hoffnungen Nichts, gar Nichts zu retten wüßte.

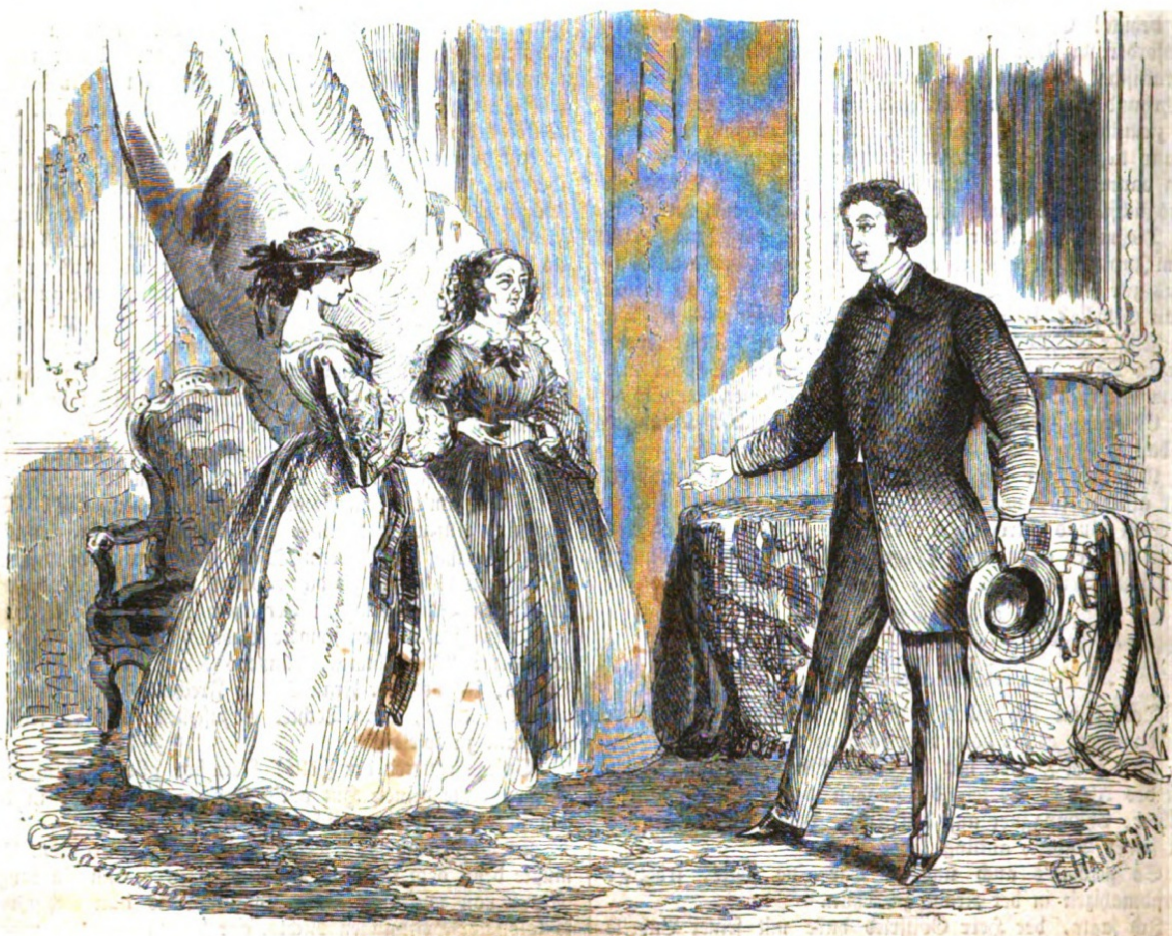
In drohendem Tone wendet sich der Herr Doktor an die Ex-Schwiegermutter. Sie bestellte ihn zu einer Zusammenkunft in Aarau. Dort sagen sich die Beiden diverse umgekehrte Höflichkeiten, und mein junger Medizinnmann stellt schließlich Madame die Alternative: Entweder eine Entschädigungssumme oder gerichtliche Belangung. Sie: „Wie viel wollen Sie denn zur Entschädigung haben?“ — Er: „Zehntausend Franken.“ — Sie: „Bah, schreien Sie doch nicht so, wegen so eines Lumpengelds. Sie sollen den Bettel haben.“ Und großartig setzt sie sich hin, und schreibt dem Doktor einen auf 10,000 Franken lautenden Schuldschein. Froh des Besizes dieser kostbaren Urkunde, eilt unser Gentleman heim und manifestirt, daß er ein fühlendes Herz in der Brust trage. Denn siehe, er verzeiht nicht nur der Jungfer Kleophea Leichtfuß vollständig, sondern verlobt sich auf's Neue feierlich mit ihr, beifügend, er wolle mit ihr nach Amerika auswandern, sobald er das Reisegeld, d. h. die besuchten 10,000 Franken, einsammelt haben werde.

In dieser unserer Welt, deren bedenkliche Unvollkommen-

heit, ja totale Nichtigkeit und Verworfenheit lange vor Herrn Arthur Schopenhauer schon verschiedene Kirchenväter entdeckt und gepredigt haben, — in dieser unserer Welt, sag' ich, haben leider die edelsten Aufschwünge, die tugendhaftesten Entschlüsse häufig widerwärtigste Hindernisse zu befehren. Zwar führte unser ci-devant „Leibarzt“ der freigebigen Frau Sibylle seine Verlobte, um ihr den Ernst seiner Absichten darzutun, für etliche Tage in die Bäder von Baden im Aargau, und stellte sie der dortigen Gesellschaft als sein „liebes Frauelein“ vor. Allein nach der Heimkehr von Baden schlug sein hitziges Liebesfieber plötzlich in ein kaltes um. Nicht etwa in Folge der Bestandlosigkeit alles Irdischen im Allgemeinen, auch nicht in Folge jener Unbeständigkeit im Besonderen, welche die Männer den Frauen und die Frauen den Männern herkömmlicher Weise vorzuwerfen pflegen, son-

dern rein nur aus nationalökonomischen Gründen. Die Schuldverschreibung der Frau Sibylle Frechmaul konnte schlechterdings nicht realisiert werden, weil besagte Dame derweil von Polizei- und Gerichtswegen sehr ungalant behandelt, d. h. als Betrügerin eingethürmt und angeklagt worden war. Das war's, was unserem Herrn Arzneitundigen und Bräutigam seine Europamüdigkeit und zugleich seine arme Braut Kleophea verleidete, mit welcher er das in den Bädern von Baden begonnene idyllische Leben im „fernen Westen“ fortsetzen gewollt hatte.

Ach, das Idyll hatte jetzt überhaupt ein Ende und die Kriminalgeschichte hob an. Als unser hoffnungsvoller Doktor Gscheidli eine Ladung vor das Schwurgericht erhielt, um vor demselben die Denkwürdigkeiten seiner Erlebnisse als Leibarzt der Frau Sibylle Frechmaul und zweimaliger Bräu-



Die Begegnung.

tigam zu erzählen, stieg ihm das Blut so zu Kopfe, daß er eine heftige Augenentzündung zu bekommen liebte. Half aber Alles nichts, er mußte heran... Aermster aller Gottfriede! Aus Deinen Zukunftsmillionen war geworden, was aus der berühmten Zukunftsmusik — Wind! Wind! Wind! Wir getrösten uns aber der Hoffnung, Deine unbehagliche Situation als Rhapjode Deiner Berner-Oberländer Odysee im Schwurgerichtssaale könnte auf unternehmende Jünglinge, welche nach Millionenbräuten trachten, erbaulich und erwedlich gewirkt haben.

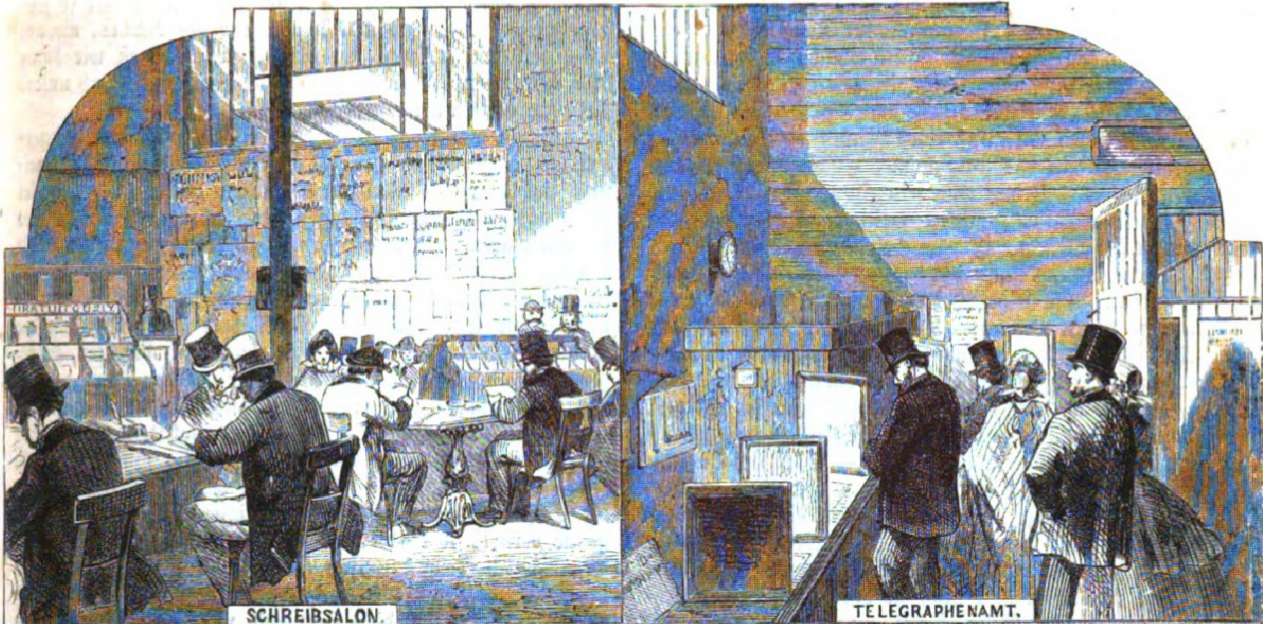
Hiermit: exeunt omnes, und zwar die „niedli-nette“ Kleophea Leichtfuß für vier Wochen in's Gefängniß, Herr Zebedäus Frechmaul für achtzehn Monate, und die sinnreiche Frau Sibylle Frechmaul für zehn Jahre in's Zuchthaus.

Aus der londoner Weltausstellung.

Von

Dr. Leonhard Hansen.

Die Engländer — man mag von ihnen denken wie man will, das muß man zugestehen — sind ein durch und durch praktisches Volk. Gehen wir auch nicht ganz befriedigt von ihrer Anordnung durch die Ausstellungsräume, so wird man doch im höchsten Grade staunen müssen über die praktischen Einrichtungen, die sie für den Verkehr und den Comfort der Aussteller wie der Besucher in den Nebenräumen getroffen. In einem „Brieffschreibezimmer“ stehen Tische mit allen nöthigen Utensilien, an welchen man Briefe schreiben und Briefmarken zum Frankiren erhalten kann. Die Wände sind mit den Eisenbahn- und Post-Karten und Tarifen bedeckt;



SCHREIBSALON.

TELEGRAPHENAMT.



RAUCHSALON.



POSTAMT.

POLIZEI.

zugleich liegen Bücher zum Nachschlagen bereit. In demselben Zimmer werden Telegramme für London und das Ausland entgegen genommen. Bradshaw, der englische Hendfchel, und Eisenbahntarife können gekauft werden. Auskunft über Reiserouten und Alles, was Eisenbahn und Post betrifft, wird gegen Erlegung eines Penny — so viel kostet auch der Eintritt in das Briefzimmer — erteilt und zwar in drei Sprachen. Bringt man sein eigenes Papier mit, so wird Feder und Tinte umsonst geliefert. Ein Adressbuch, das gleichfalls ausliegt, ist von besonderem Werth. Für einen weitem Penny kann man seinen Namen, die Dauer des Aufenthalts und seine Wohnung in ein Buch einschreiben, und so seinen Bekannten und Geschäftsfreunden Kunde von seiner Anwesenheit geben. — Zwei Telegraphen befinden sich im Hause: der oben angegebene und ein anderer gegenüber dem Haupteingang. Gibt man eine Depesche beim Eintritt auf, kann man die Antwort meist beim Austritt wieder in Empfang nehmen. — Zwei Rauchzimmer — denn der Engländer ist jetzt ein leidenschaftlicher Raucher geworden — nehmen eine große Menge Menschen auf, und bieten die größte Auswahl von Erfrischungen: an den Halbkronentagen ist der Eintritt frei, an andern steht er nur gegen einen Sixpence offen, um die Räume nicht zu überfüllen. Das Sprachengewirr in diesem Babel bietet ein höchst interessantes Schauspiel, wie es die Ausstellungsräume kaum bieten können. Das Post- und Geldwechselbureau befindet sich nur wenige Schritte von dem Schreibzimmer, und Ersteres kann ein würdiger Ableger der vortrefflich eingerichteten londoner Postoffice genannt werden. Die Bedeutung dieser Bureaus für die Aussteller geht aus der einzigen Zahl von 211,500 Briefen hervor, welche bis zum 1. August durch dasselbe befördert wurden. Briefe und Zeitungen werden mit bekannter Pünktlichkeit besorgt. Fünfmal gehen täglich die Briefe und Pakete ab. Ein Polizeibureau und ein Office für verlorene Sachen liegen ziemlich im Mittelpunkt des Gebäudes. In dem Ersteren, welches die im Gebäude vertheilte Polizei konzentriert, werden Mittheilungen über Diebstähle angenommen, in dem zweiten wird die Anzeige von verloren gegangenen Sachen gemacht und Auskunft über gefundene Gegenstände erteilt. Wenn wir sagen, daß bei der Ausstellung von 1851 aus dem Staub, der durch die Bodenrißen fiel, so viel ausgelesen wurde, daß ein Mann davon reich werden konnte, so erhellt daraus die Bedeutung dieses Office. Kurz es ist Alles gethan, um die Besucher der Ausstellung in ihren Wünschen und Bedürfnissen zufrieden zu stellen.

Eine Sturmnacht auf der Hallig.

(Fortsetzung.)

„Bald hatte ich das ganze Erlebnis vergessen, da Einbrüche stärkerer Art mächtig auf mich einwirkten. Zu diesen rechne ich mancherlei Vorkehrungen in den meisten Häusern, die irgend ein unbestimmtes drohenbedes Ereignis fürchten ließen. Man fertigte nämlich bewegliche Treppen an, welche von der Hausflur nach dem obern Geschos führten, in starken Ringen hingen, und mittelst einer sehr einfachen Vorrichtung durch Laue, welche über Rollen am Sparrwerk liefen, ausgewunden werden konnten. Es war leicht zu errathen, zu welchem Zwecke man diese Vorrichtungen traf.

„Bei den gerade in den beiden letzten Jahren, welche ich noch auf meiner väterlichen Hallig zubrachte, häufig vorkommenden Fluten machte ich eine Bemerkung, die ich, eben weil sie allen Anderen verborgen zu sein schien, oder weil sie Niemand der Beachtung werth hielt, erst meinem Vater, dann dem Oheim mittheilte. Gatten nämlich Wind und Flut einen bestimmten Grad der Mächtigkeit erlangt, so vernahm ich wieder das schrillende Zittern des Hauses, und das kitzende, oft von harmonischen Zischlauten begleitete Stoßen

und Schlagen, das mich in jener schlaflosen Nacht so sehr beunruhigt hatte. Es war immer nur des Nachts, nie am Tage vernehmbar, was sich daraus erklärt, daß wir dann Alle ohne Ausnahme von jeglicher Beobachtung durch unsere Arbeiten abgehalten wurden.

„Schon war ich nahe daran, an mir selbst irre zu werden, als ein Besuch im Pastorat mich belehren sollte, daß ich meinem Gehör volles Vertrauen schenken dürfe. Mein Onkel besaß gute musikalische Anlagen, die leider nicht ausgebildet worden waren, weil meine Großeltern sehr früh starben, und den Vormündern der hinterlassenen Kinder die größte Sparsamkeit zur Pflicht gemacht werden mußte. Sein angeborenes Talent indeß half dem Onkel doch fort, ließ ihn die größten Schwierigkeiten, die sich einem Autodidakten entgegenstellen, durch Fleiß und Ausdauer besiegen, und machte ihn zu einem in Anbetracht der ungünstigen Verhältnisse recht guten Klavierspieler. Die Kunstfertigkeit, welche er sich auf diesem Instrumente erwarb, verschaffte ihm später die reinsten und schönsten Genüsse in den vielen traurigen Tagen der Einsamkeit, zu welcher jeder Halligprediger durch die Elemente verurtheilt wird. Noch als Student lernte der Oheim immer durch Selbstunterricht auch die Orgel spielen, und als ihn später der Ruf in's Amt auf die heimliche Hallig zurückführte, kam ihm diese Fertigkeit noch ganz besonders zu statten. In mir hatte nun der Onkel schon früh musikalische Talente entdeckt, die er sich nach Kräften auszubilden mit der ihm eigenen Liebe und Gewissenhaftigkeit anlegen ließ. Ich erhielt von ihm Unterricht in den ersten Anfangsgründen der Musik, und versuchte mich unter seiner Leitung im Klavier- und Orgelspiel.

„Um die festgesetzte Stunde ging ich in's Pastorat, das nur ein kleiner Garten von unserer Wohnung trennte. Ich fand den Onkel allein im Zimmer am Fenster sitzend und nachdenklich hinausblickend auf die noch immer weiß rollende See. Er verließ seinen Platz und kam mir freundlich entgegen. „Hast Du's gehört, Nefse?“ fragte er mich. „Mein Herz zieht sich krampfhaft zusammen, so oft ich dieses Klopfen vernehme. Es ist der Finger Gottes, der uns an's Ende mahnt und auffordern will zur Ruhe.“ Ich bejahte natürlich die so bestimmt an mich gerichtete Frage, fügte aber auch hinzu, daß mein Vater das unheimliche Geräusch, das ich immer nur des Nachts vernommen habe, entschieden in Abrede stelle. „Ich kann es mir denken,“ versetzte noch länger seufzend der Oheim. „Er will euch nicht ängstigen, weil Furcht und Sorge unsere Lage ja doch nicht ändern können.“ — „Hältst Du sie für gefährlich, Onkel?“ warf ich fragend ein. — „Noch ist sie es nicht, aber sie kann es werden, wenn die Stürme so häufig wiederkehren wie in der letzten Zeit.“ — „Wie erklärst Du Dir das sonderbare Klopfen?“ — „Ich habe viel darüber nachgedacht und ich konnte mir doch keine Meinung bilden.“ — „Wird es in andern Häusern auch gehört, Onkel?“ forschte ich weiter. Dieser bejahte, indem er die Bemerkung einschaltete, daß der klopfende Ton weiter nordostwärts viel schwächer sei, und sich auf der fünften Warft gar nicht mehr vernehmen lasse. — „Man hört ihn nur bei Sturm,“ fügte ich hinzu, in der Hoffnung, der Oheim werde dadurch veranlaßt werden, seine Vermuthungen gegen mich auszusprechen. — „Nur bei West- und Nordweststurm beginnt das schreckliche Klopfen,“ sprach er mehr zu sich selbst als zu mir. — „Früher hat es doch Niemand vernommen.“ — „Niemand, mein Nefse! Erst seit dem Unglückstage, an welchem die wilde See den Frieden der Todten störte, hörte ich es regelmäßig.“ — „Jetzt, Onkel, weiß ich eine Erklärung dafür,“ rief ich, von einem plötzlichen Gedanken erleuchtet. — „Welche?“ fragte, sein sorgenvolles Auge auf mich richtend, der bekümmerte Mann. — „Es ist das Echo der Wellen, die sich an der durchwühlten Küste brechen! Sie schlagen gegen felsigen Grund, und dieser pflanzt den Ton unter der Erde weiter fort.“ Der Oheim schwieg eine Weile, dann erwiderte er: „Anfangs, lieber Nefse, war ich ebenfalls dieser Meinung. Sie wäre die einfachste und natürlichste Erklärung; Allein die

ganze Konstruktion der Hallig widerspricht ihr. Die Erdscholle, die uns trägt, birgt kein Gestein, am wenigsten halblendes Gestein in sich. Sie besteht aus eitel Letten und sandigem Geröll. Die fürchterlichen Brandungen haben fast das ganze hohe Ufer der nordwestlichen Halligkante unterwaschen, den Grund aufgewühlt und in demselben Höhlen gebildet, die jeder neue Schwall erweitert und — wer weiß es — vielleicht auch bedenklich vertieft. Bei stillem Wetter und niedriger See lassen sich diese Einwühlungen eine gute Strecke weit verfolgen, allein es gehört ungewöhnlicher Mannesmut und eine unerschrockene Seele dazu. An dem Lode vorüberwandelnd, geht Derjenige, welcher das Wagnis unternimmt, dem fast unvermeidlichen Lode entgegen. Hier von uns, Dein Vater an der Spitze, wagten es, Behufs genauerer Untersuchung in den grausigen Erdschlund einzubringen. Der Schreck und ein uns Alle gleichmäßig überfallendes Grauen scheuchte uns schon nach den ersten zwanzig Schritten wieder zurück... Ueber uns gewahrten wir gepaltene Särge, um uns lag halb vermoderter Leichenschmud... Bei jedem Schritt rollten Erdbrümmen auf uns herab, selbst stürzendes Gestein traf uns mit hartem Schläge, als wollte der Tod sein Reich gegen Lebende verteidigen... Da gaben wir unsrer Vorhaben auf. Es ist kein zweiter Versuch gemacht worden, den Spuren nachzugehen, welche die Brandungswellen der Hochfluten in das einmal aufgesprengte Innere unserer kleinen Insel seither gewühlt haben. Von Außen indeß kann man leider gewahren, daß die Unterwaschungen immer größere Dimensionen annehmen, und wie sie an Breite zunehmen, so wachsen sie wahrscheinlich auch in die Tiefe; denn die gewaltig vorwärts stürzende Woge kann nicht nach oben zerfliegen, und muß sich deshalb mehr in die Tiefe einpressen. Angenommen nun, diese Hypothese sei richtig, so lassen sich durch sie auch die Lüne erklären, die uns seither in allen Sturm Nächten ängstigten. Es sind die Wellen, die in den durchlöchernten Erdböhlen sich brechen, und jenes bald zischende, bald klopfende Geräusch hervorbringen. Sobald der Sturm ausgetobt hat und die Wasser sich wieder verlaufen, verstummt auch das Klopfen. Es ist stark und macht die Marsten zittern bei anhaltendem Weststürme, während es nur schwach gehört wird bei starkem Wehen aus Süd und Ost, weil alsdann die hochgehende See nicht landeinwärts ihre Wogen rollt, und nur selten die rückwärts schlagenden Brandungen sich in das ausgehöhlte Innere der Hallig ergießen.

Die Auseinandersetzung meines Oheims leuchtete mir sogleich ein, sie trug aber freilich auch wesentlich dazu bei, meine Unruhe zu vermehren. So innig lieb mir die öde Heimat mit ihren Schrecknissen wie mit den großartigen Naturschauspielen war, die von den empörten Elementen nur gar zu oft aufgeführt wurden, nach meines Oheims Erzählung bemächtigte sich meiner ein solches Gefühl der Unsicherheit selbst bei hellem, windstillem Wetter, daß ich unablässig in meinen Vater drang, er möge mich recht bald nach dem Festlande bringen.

Bald darauf nahm ich auch Abschied von Mutter, Geschwistern, Onkel, Tante und allen Halligleuten, und reiste mit meinem Vater nach dem Festlande. In seiner eigenen Rolle steuerte er mich durch die Untiefen der See, und hier, wo ich Ihnen jetzt ein Stück Leben aus meiner Vergangenheit erzähle, hier legten wir an. Zehn oder zwölf Mal habe ich mich später immer auf derselben Stelle und in demselben Nachen nach meiner lieben, stillen Hallig wieder eingeschifft; denn des Vaters Rolle wartete immer auf den Heimkehrenden.

Ein greller Blitz, dem ein heftiger Donnererschlag folgte, unterbrach hier die Erzählung Waterborn's. Unmittelbar darauf zerriß das Gewölk, der Vollmond goß sein Licht über die brausende und schäumende See aus, und der Sturm ermäßigte sich zu einer einfach gereiften Marssegels-Kühle. „Morgen gib's guten Segelwind,“ sagte Vater Groot, der wieder an's Fenster getreten war, um den Himmel zu beobachten. „Die Luft wird durchsichtig — ich seh's an den

Hallighäusern.“ — „Werden sie sichtbar?“ sprach Waterborn und eilte ebenfalls zum Fenster. Auch einige von uns folgten. „Dort, können Sie die Höder erkennen?“ fragte der Besitzer des Fährhauses. Wir sahen wirklich nur bewegte Wogen und hie und da den blitzenden Flügel einer Möve, oder eines Tauchers, der, vom Mondstrahl verflücht, wie ein Lichtfunken über den Schaumtrüben brechender Wellen gaulste. Waterborn hatte seinen Platz am Lische bereits wieder eingenommen, und, begierig auf das Ende seiner Erzählung, lehrten auch wir zu unsern Sigen zurück.

4.

Barnende Zeichen.

„Es vergingen nun einige Jahre,“ — fuhr der Orgelbauer fort — „in denen nichts vorfiel, was Sie, meine Herren, interessieren könnte. Mich begünstigte in dieser Zeit das Glück, so daß ich alle Ursache hatte, mit meinem Schicksale zufrieden zu sein. Meine Wünsche gingen größtentheils in Erfüllung.“

Zwischen Ostern und Pfingsten und, wenn die Geschäfte es erlaubten, auch um Michaelis vor Eintritt der Stürme besuchte ich meine Eltern regelmäßig, und da ich schon damals in der Kunst, Orgeln zu stimmen, mit Glück mich geübt hatte, erhielt ich den Auftrag, die kleinen Orgeln in den Kirchen der Halligen zu probiren und, wo es nöthig sei, sie zu stimmen. Mir kam dieser Auftrag sehr gelegen; denn ich erhielt durch ihn die Gelegenheit, einige Tage länger im Kreise meiner Verwandten zu bleiben, und mich von Allem, was sie anregte, erfreute oder bekümmerte, zu unterrichten. Am Seltensten traf ich meinen eigenen Vater, da er als ein rüstiger und thätiger Seemann fast immer auf Reisen war, von denen er gewöhnlich erst um die Herbstzeit zurückkehrte. Mein väterliches Haus aber war mir trotz der Abwesenheit des Vaters doch ein sehr lieber Aufenthalt, da ich ein junges, bescheidenes Mädchen daselbst kennen lernte, die meiner Mutter zur Hand gehen, und sich unter Anleitung der erfahrenen Frau zu einer tüchtigen Wirthschafterin, wie sie einem Halligmanne unentbehrlich ist, ausbilden sollte. Ellen machte schon bei der ersten Begegnung einen tiefen Eindruck auf mich. Ihr ganzes Wesen, das einfach bescheiden und doch sehr bestimmt war, sagte mir zu. Ich fühlte, daß ich an der Seite dieses Mädchens glücklich sein würde, wenn es mir gelänge, ihr Herz zu erobern. Auch war die Partie, vom weltlich praktischen Gesichtspunkt aus beurtheilt, eine im höchsten Grade vortheilhafte für mich; denn Ellen hatte als einziges Kind eines sehr wohlhabenden Halligmannes, der auf einem der kleinsten dieser Eilande einen beträchtlichen Viehstand besaß, eine glänzende Mitgift zu erwarten. Meinem Oheim ward meine Neigung zu Ellen sehr bald offenbar. Er prüfte mich, sprach dann mit dem Mädchen, und als ich bald darauf wieder nach dem Festlande abreiste, schieden wir als still Verlobte. Die nunmehrigen Vorkehrungen zu unserer Verbindung versetzten alle meine Verwandten in eine sehr frohe Aufregung.

Wider alles Erwarten folgte auf einen sehr schönen doch kurzen Herbst ein früher und harter Winter. Am Michaelistage war ich nach zweitägigem Verweilen bei Ellen wieder abgereist, weil mein wetterkundiger Oheim fest behauptete, die Äquinoctialstürme würden früher und ganz unerwartet hereinbrechen, wahrscheinlich geraume Zeit anhalten, und einen Verkehr mit dem Festlande auch dem kühnsten Schiffer unmöglich machen.

In der zweiten Woche des Februar bei trübem Himmel trat ich die Reise nach den Inseln an. Es ging ein hoher Wind in der höhern Luft, den man auf der Erde nur wenig spürte, als ich dasselbe Zimmer betrat, in dem wir uns gegenwärtig befinden. Die Luft war, ohne gerade neblig zu sein, doch undurchsichtig, so daß kein Schimmer der Halligen sich zeigte. Mein erster Gang führte mich auf die Leuchtröhre, ob es mir von da herab vielleicht gelänge, die hohen

Spitzen meiner Heimat, die ich ja leicht an ihrer auffallenden Gestalt von allen andern Gegenständen unterscheiden konnte, zu entdecken. Ich sah aber nur eine graue, düstere Masse, auf welcher in langsamer Bewegung große, oft hoch über einander gehürmte Eisblöcke trieben. Mir gefiel weder der Anblick der See, noch die aschgraue und dabei streifige Farbe der Luft. Weniger noch behagte mir der hohle Klang des Windes, dessen Wirkung doch kaum bemerkbar war. Der Luftstrom mußte in ungemessener Ferne hoch über dem Erdballe fortrollen, denn die See blieb von ihm gänzlich unbeeinträchtigt. Als ich, das Nutzlose meines Ausspäehens einsehend, den Deichrand wieder hinabstieg, begegnete mir einer der Fährschiffer. Ich kannte den Mann oberflächlich von meinen früheren Ueberfahrten her. Er führte gewöhnlich das Steuer und kannte das Fahrwasser zwischen den Inseln wie Wenige. Trotz des ruhigen Wetters trug er den Südwest. Das fiel mir nicht auf, denn die Seelenute sind gerne vorfüchtig, und da der Himmel ganz so aussah, als werde bald starker Regen fallen, so fand ich es in der Ordnung, daß der Mann die schützende Kopfbedeckung jeder andern vorzog. Er grüßte mich, an mir vorüberschreitend, sah sich dann rasch um und fragte mit einer Hast, die mich stutzen machte: „Will der Herr nach den Inseln?“ — „Gewiß,“ lautete meine Antwort. — „An welcher Hallig wollen Sie landen?“ Ich nannte sie; es war diejenige, welche dem Kurs des Fährschiffes am nächsten lag. „In diesem Falle will ich Ihnen einen Vorschlag machen,“ fuhr der redliche Schiffer fort. „Mit Wind und Sturmflut läßt sich nicht spassen. Keine Menschensee kann mit Bestimmtheit sagen, das Wetter beginnt zu der und der Stunde und hält die und die Zeit an. Erfahrungen hab' ich genug gemacht in diesem Punkte, und ich getraue mir auch ein Urtheil zu, dennoch will ich nicht Bürge sein für mein eigenes Wort. Daß wir stürmisches Wetter bekommen, steht fest. Es prophezeien es alle Seevögel, deren Art und Sein ich kenne; es sagt's die Luft, es verkündigt's das Brausen, dessen Ursache wir armen, unwissenden Menschen nicht genau ermitteln können. Bei alledem wäre es aber immerhin möglich, daß wir noch zwei ruhige Tiden vor uns hätten; denn wenn die Luft ein orkanartiges Wehen braut, heult sie länger als vor einem gewöhnlichen fliegenden Sturme. Wie wär' es also, Herr, wenn Sie hier warteten, bis ich wieder zurückkomme? So sicher wie drüben sind Sie hier auf dem festen Wall auch; der blonde Hans (das Meer) wechselt bis dahin nicht seine Farbe, und liegt das Schiff erst wieder hier in dem Hafen, dann weiß ich auch, was ich mit gutem Gewissen wagen darf.“ Ein dankender Händedruck war meine Antwort. Diesem fügte ich die Worte hinzu: „Ich vertraue Euch und warte Eure Rückkunft ab.“ Zwei Stunden später stieß das Fährschiff vom Lande. Es hatte nur drei Passagiere an Bord, war aber mit Waaren aller Art stark beladen. Von seinem Sitz am Steuer nickte mir der Führer denselben einen stummen Gruß zu, den ich, an's Deichgedächtnis, in gleicher Weise erwiderte.

„Es war Nacht, als das Fährschiff wohlbehalten in den Hafen glitt. Ich begrüßte den Fährmann lautlos am Strande. — „Morgen vor Mittag fahre ich Sie nach der Hallig,“ sagte er ruhig. „Gute Nacht! Das Wetter hält. Für zwei Tiden stehe ich noch ein!“ Das war eine Botschaft, meine Herren, die mich wahrhaft beseligte. Ich hätte den einfachen Schiffer umarmen und Bruder nennen mögen. Nun wußte ich ja, daß mich nur eine kurze Spanne Zeit noch von meiner geliebten Ellen, von Vater, Mutter, Geschwistern trennte.... Ich verbrachte den Rest der Nacht trotz der Aufregung in sanftem Schummer und träumte von der Heimat. Im Traume sah ich mich in der Wohnung meines Oheims, wie ich am Klavier saß und dankerfüllt einen Choral spielte. Ellen bückte sich über meine Schulter, und Freudenthränen glänzten in ihren hellen Augen.

„Am nächsten Morgen stand ich früh wieder auf dem Deiche. Dasselbe trübe Wetter, dieselbe dumpfe, bängliche Stille des Meeres, das seine Wellen trägt gegen den Strand

rollte, dieselbe schwere und stille Luft mit dem hohlen Getöse, welches die Möven so unruhig machte. Der Fährmann ließ sich lange nicht sehen. Die Flut trieb schon ihre Schaumkreise über den Wattstrand, als ich ihn, zum Anlaufen gerüstet, am Deichrande auf- und abschreiten sah. — „Unser Fahrzeug ist gleich segelfertig, Herr,“ rief er mir zu. „Leider wird uns nur das Segel nicht viel helfen. Der Wind bleibt oben, um die Luft über dem Erdballe rein zu legen, ehe er hier Meer und Flüsse, Sümpfe und Moräste bis auf den untersten Grund aufrühren wird. Wir werden uns zu den Niemen (Nudern) halten müssen.“

„Eine Viertelstunde später schwamm ich auf dem Meere. Sechs Männer außer dem Fährmann trieben das Boot in taktmäßigen Ruderschlägen vorwärts durch die Rinnale zwischen den zerbröckelnden Eischollen, die sich mit jeder Ebbe verminderten. Kein Unfall stieß uns während der Ueberfahrt zu. Wir erreichten glücklich den flachen Strand der Hallig, wo ich die nächsten Verwandten schon meiner wartend fand.“

5.

Die Brautnacht.

Vater Groot legte jetzt eine alte, sehr geschwärzte Karte auf den Tisch, welche das Inselmeer, von dem die Rede war, darstellte, wie es vor einem Menschenalter gewesen, und wie es der alte Seemann in seiner Jugend selbst noch gekannt hatte. Mit dem Finger deutete er auf die in Frage kommende Hallig und sagte, mit den Augen blinzelnd: „Das war der Platz, wo die Geschichte vorfiel.“ — Neugierig suchten wir uns auf der Karte zu orientiren, während Waterborn sichtlich ergriffen seine Erzählung von Neuem aufnahm. „Meine Eltern habe ich nie froher und zufriedener gesehen, als an jenem wirklich glücklichen Tage. Der Vater hatte eine gute Reise gehabt und unterwegs durch Tausch viel verdient. Auch beschenkt war er worden, was ich gleich beim Betreten des Wohnzimmers gewahrte. Da hingen zwischen den Abbildungen der drei Schiffe, die er als Kapitän geführt, einige chinesische Bilder von überaus kunstvoller, scharfer Zeichnung und glänzender Farbe an der Wand, die ich mit demselben Wohlgefallen wie Ellen betrachtete. Von gleicher Sauberkeit der Zeichnung und Malerei war der Fächer aus Seidenpapier, welchen er meiner Braut zum Andenken an seinen ersten Besuch in China von dort mitgebracht hatte. — Den Oheim fand ich stiller. Er schien geistig zu leiden, obwohl er mir die Versicherung gab, daß er sich vollkommen wohl fühle, eine häufig wiederkehrende Bangigkeit ausgenommen, für die er, wie er lächelnd bemerkte, keinen vernünftigen Grund angeben könne. Nachdem wir uns gegenseitig mitgeteilt, was uns während der letzten Trennungszeit Wichtiges und Unwichtiges begegnet war, nahm ich den Vater bei Seite und richtete die ernste Frage an ihn, was er vom Wetter halte? „Wir haben Stürme zu erwarten,“ gab er mir zur Antwort. — „Hältst Du die Warften für gefährdet?“ — „Nicht für gefährdeter wie bei jedem großen Sturme. Uebrigens sind wir Alle vorbereitet. Ich kann es Dir zeigen.“ Auf seinen Wink stieg ich mit ihm die Treppe hinauf, die sich an dem angebrachten Lauzuge leicht emporheben ließ.

(Schluß folgt.)

Schaffhausen.

Von

Erwin Lepel.

Wie das malerisch liegt, malerisch aussieht, das Städtchen Schaffhausen, noch ganz das Gepräge einer alten freien Reichsstadt trägt, alt und jung zu gleicher Zeit. Es mag

wohl dem Rheinfluss sein Dasein verdanken, da hier die vom Bodensee kommenden Waaren umgeladen wurden. Das Gewerbe der Schiffer und der Waarenverkehr, meint Ischotte, verwandelte den Ort zu einem Flecken mit Jahrmärkten, der sich im dreizehnten Jahrhundert mit Ringmauern umgürtete und in den Reichsflecken des Mittelalters eine Rolle spielte.

Noch ragt der Munyot, diese wunderliche Burgfeste, über dem Städtchen, und trägt ein gutes Stück zu der eigenthümlichen Physiognomie des Rheintals bei, wie denn das ganze Städtchen durch die originelle Bauart und die bemalten Häuser nicht so bald den mittelalterlichen Charakter verlieren wird. Die gothische Hauptkirche St. Johann und das Münster,



Der Munyot und der Rheintal in Schaffhausen.

mit seiner die Worte vivos voco, mortuos plango, fulgura frango tragenden Glocke, die Schiller's Motto zur Glorie wurden, heben sich architektonisch bedeutsam hervor. Der Rheinfluss und der Name des Geschichtschreibers, Johannes von Müller, lassen den Namen des Städtchens öfter hören, als wohl ohne diese der Fall. Man steht

hier an den Schwellen der Schweiz. Aber donnerten nicht die silbernen grünen Wogen der Rheinkatarakte ihren Gruß dem Wanderer entgegen, er würde glauben mitten in Schwaben zu stehen, nicht in der Schweiz; Sprache, Sitte, Kleidung, Menschenschlag, Bauart und Lebensart des Volks — Alles ist schwäbisch; deshalb hielten die Schaffhauser in den

politischen Bewegungen der Schweiz immer am liebsten zur Ruhe. Das sind die echten Gräzler!

Eine Sturmnacht auf der Hallig.

(Ecklauf.)

Der Bodenraum war zu einer Wohnung eingerichtet, in der man nöthigenfalls einige Tage ausharren konnte. Der Vater hatte für Alles gesorgt, und ich bewunderte seine Umsicht. „Auch das Schrecklichste habe ich für möglich gehalten“, sagte er, mir die Einzelheiten der getroffenen Vorkehrungen zeigend, „und darum läßt sich die Hälfte des Bodens als Floß benutzen. Hier an diese beiden scharfen Ecken kann man leicht ein Brett befestigen, das als Sitz zu dienen bestimmt ist. Dieser Balken muß ein Steuer ersetzen, weshalb er nur durch Tauwerk fest mit dem Sparwerk verbunden ist. Kurz, was menschliche Vorsicht thun kann, um von einem schweren Unglück nicht ganz niedergeworfen zu werden, das, glaub' ich, habe ich gethan, und darum erwarte ich auch das Kommen mit vollkommenster Ruhe. Stehen wir doch Alle in der Hand des Herrn!“

„Noch vier Tage und ich sollte mit Ellen vermählt werden. Was hatten wir in dieser Zeit einander zu erzählen. Wie viele Fragen, die nicht ausgesprochen wurden, drängten sich uns auf! Wir fühlten uns unaussprechlich glücklich. Dennoch konnte ich nicht eigentlich heiter werden. Das Glück stimmte mich wehmüthig, und ich mußte alle Willenskraft zusammen nehmen, um diese Stimmung meine Braut nicht merken zu lassen, die ja leicht an mir dadurch hätte irre werden können. — In der meinem Hochzeitstage vorhergehenden Nacht schlief ich wenig. Es hatte sich gegen Abend der Wind abermals gelegt und die Luft war auffallend warm geworden. Auch der Himmel umzog sich von Neuem, doch sah das Gewölk nicht drohend aus. Um so mehr wunderte ich mich, daß sich in dieser verhältnißmäßig doch nicht eben stürmischen Nacht das in der letzten Zeit fast gänzlich verstummte unterirdische Klopfen und Stoßen viel lauter als je vorher hören ließ. Dieses unheimliche Geräusch regte mich dergestalt auf, daß ich nicht länger im Bett bleiben konnte. Ich kleidete mich an, öffnete das Fenster und betrachtete Meer und Himmel. Es war Halbflut und die See in starker Bewegung. Die Wellen flogen in breiten, dunkeln Massen von West nach Osten, und tauchten ihre flatternden Nebelsäume fast in die schäumenden Wogen. Die Seevögel schrien noch lauter, als am Tage vor meiner Ankunft auf der Hallig. Allen diesen Anzeichen nach war ein zweiter Sturm im Anzuge. Eine Stunde blieb ich allein wach im Hause. Während dieser Zeit wurde das unheimliche Stoßen unter der Erde fast zusehends stärker, die See ging hoch, die Luft wimmerte, ängstlich klammerten sich junge Möven an Fenstersprossen und andere hervorragende Gegenstände. Um nicht allein vom Sturme überrascht zu werden, weckte ich endlich meinen Vater. Dieser ermunterte sich sogleich, stellte seine Beobachtungen an und sagte dann ruhig: „Mein Sohn, es gibt einen Orkan. Du wirst keinen ruhigen Hochzeitstag erleben.“ In diesem Moment zitterte der Fußboden unter unseren Füßen. Ich sah, daß mein Vater die Farbe änderte, und faßte krampfhaft seine Hand. „Das Klopfen, Vater... wie erklärst Du es Dir?“ fragte ich erschrocken. — „Still!“ sprach dieser ... „Laß es mich beobachten, dann will ich Dir Rede stehen.“ — Zwei, dreimal wiederholte es sich gleich stark. Um die Fenster klang es, als ob man seinen Sand dagegen würfe. Da ward stark an die Thüre geklopft. „Werde die Schlafenden“, rief mir der Vater zu, „das Wasser kommt! Draußen auf der großen See rast der Orkan!“ Er ging hinaus, um zu sehen, wer Einlaß begehren möge. Ich eilte fort, um seinen Befehl zu vollziehen. An der Thür des Schlafzimmers der Mutter trat mir Ellen entgegen. Ihr

Antlitz war bleich aber doch heiter. Im Haar trug sie den Brautkranz. „Was soll das, Ellen!“ sprach ich, ängstlich zurückweichend. „Der Oheim will uns erst um Mittag trauen. Jetzt ist die Uhr kaum Eins.“ — „Deine Mutter hat mir den Kranz mit eigener Hand in's Haar geflochten“, versetzte meine Braut. „Es sei höchste Zeit“, meinte sie, „denn das Wasser komme und werde uns nöthigen, eilig zu sein.“ Ehe ich antworten konnte, trat der Vater mit meinem Oheim herein, der seinen priesterlichen Talar angelegt hatte und in der Hand Agende und Kirchenschlüssel trug. — „Ist es so schlimm?“ hörte ich den Vater halbblau fragen, der zwar gefaßt aber erdbah! aussah. — „Ich fürchte selbst für die Kirche“, entgegnete mein Oheim. „Drei volle Stunden, vielleicht auch länger noch steigt die Flut, und jetzt schon sind alle Warften von spritzenden Wellen umbraust, die wie hungrige Wölfe an den steilen Wänden emporspringen.“

Einer weiteren Auseinandersetzung bedurfte es nicht. Wenige Minuten genügten, uns zu dem wichtigen Gange vorzubereiten. Die nächsten Nachbarn schlossen sich uns an. Hand in Hand, eine geschlossene Kette bildend, erreichten wir das nahe Gotteshaus, an dessen Giebel der Sturm nagte. Das Schilf auf dem Dache pfliff und schrillte, während die Gloden im danebenstehenden Thurme von selbst zu läuten begannen. Es war sehr dunkel in der kleinen Kirche, denn die feierliche Handlung mußte des Sturmes wegen ohne Licht vollzogen werden. Nur einige bleiche Funken des Mondes hüpfen wie Irrlichter über die Altardecke, als der Oheim die Hände zum Gebet faltete.

Unter ähnlichen Umständen ist wohl selten eine Trauung vollzogen und ein liebendes Paar von eines frommen Priesters Hand eingesegnet worden. Die Feierlichkeit der Handlung, das Furchtbare der Situation, in der wir uns Alle befanden, erhöhte den Eindruck, dessen Gewalt uns fast zu Boden drückte. Mit tiefbewegter, zitternder Stimme betete der Oheim, las die Trauungsformel und legte, uns segnend, die Hände in einander. Während wir uns knieend umarmten, ließ sich vor der zitternden Kirche wieder der Schreckensruf: „Das Wasser kommt!“ hören. Dieses Donnerwort schloß die kurze Zeremonie. Den Arm um Ellen's, jetzt meines Weibes schlanken Leib gelegt, trat ich wieder in die schauerliche Sturmnacht hinaus. Ich sah nur flutenden, in hohen Säulensquäntanen gen Himmel spritzenden Schaum, zerrissene Firnen, halb abgedeckte Dächer und auf denselben geschäftige Menschen. In das Brüllen der See und das Heulen des Orkanes mischte sich das ängstliche Blöten der Schafe, von denen die Flut viele schon fortgetrieben hatte, das Schreien und Krächzen der wie Spreu umherfliegenden Möven und das monotone Trauergekläute der Gloden im hölzernen Thurme, der bis dahin der Gewalt des Sturmes widerstanden hatte. Dieß Grab- und Sterbegeläute auf der umfluteten Hallig hörte ich noch heute. Es war, als wolle Gott mit den von der Hand des Orkanes geläuteten Gloden allen Säumigen ein Zeichen geben, daß der Tag des Gerichtes gekommen sei für jeden Erdbewohner.

Wie es uns gelang, das Haus der Eltern zu erreichen, darüber weiß ich keine Auskunft zu geben. Wir fanden uns aber allein, als Thüren und Läden fest geschlossen waren und wir kurze Zeit Athem schöpften. Was jetzt zuerst geschehen müsse, das war die Frage, deren Entscheidung dem Vater oblag. — „Auf den Boden!“ befahl er mit fester Stimme. Meine Mutter, die Schwestern, Ellen gehorchten lautlos. Wir Männer, vier an der Zahl, blieben zurück, um noch einige Werthsachen vor der Flut zu retten, die jeden Augenblick über den Warften zusammenschlagen, und Thüren und Wände der Häuser sprengen konnte. Bei dieser Beschäftigung vernahm ich ungeachtet des entsetzlichen Getöses, das Sturm und Flut verursachten, das unterirdische Stoßen, nur ungleich stärker und häufiger. Das Fischen, von dem es früher gewöhnlich begleitet gewesen war, hatte sich in ein starkes Brausen verwandelt, dessen Entstehungsursache kaum Gegenstand des Streites sein konnte. — „Es sind die Wogen, die

sich unter der Hallig brechen,' sagte mein Vater, und stieß mich aus der Thür über die bebende Diele nach der Treppe. 'Es kommt, wie ich fürchtete. Die ganze Hallig wird auf der Flut fortgetrieben wie ein steuer- und mastenloses Wrack, und der Orkan wird sie in unsichtbare Atome zerschlagen!... Die Einwühlungen der See unter dem Kirchhofe müßten die Grundfesten der Inseln zerstören.'

„Eilends erklommen wir die Treppe, erfaßten dann die Töne und zogen sie auf. So waren wir vor der Hand gesichert. Aber der Sturm hatte sein Vernichtungswert auch an unserem Hause schon begonnen. Das Schilf der Beobachtung löste sich, und bald hingen nur rauschende Fäden noch an den nackten Sparren. Nun bot sich uns ein Anblick, der uns Alle verstummen machte. Die ganze Hallig mit ihren Warften war ein schaumgeschlagenes Meer, dessen Fischen und Rollen das Gestrüll des Sturmes laut überstörte. Die Warften waren völlig überflutet, und an den meisten Häusern brachen sich die Wogen mit solcher Gewalt, daß sie vom Sturme gesagtem Schnee glichen, und ihre weißen Gischungen oft bis an die Giebel hinauf leckten. — Wohin wir unsere Blicke richteten, überall zeigte sich uns dasselbe Bild der Zerstörung. Alle Halligleute hatten sich wie wir auf die Dächer gerettet, hier in Ergebenheit dem sicheren Tode oder einer wunderbaren Rettung entgegenharrend. Das Heulen des Orkans und das Brechen der See verschlang jeden anderen Laut. Bisweilen aber klang doch ein Angstschrei zu uns herüber, wenn eine Wand zusammenbrach, ein gelodertes Gebälk nicht mehr trug, und die zischenden Wogen ein Opfer erbarmungslos mitten aus dem dicht zusammengebrängten Knäuel einer betenden Familie rissen. Wir sahen so Kinder, Mütter, Väter in die gierige See hinabsinken, fortreiben und nie wieder auftauchen. Und zu all' diesem Graus läuteten die Kirchenglocken fort und fort! Instinktmäßig umschlang ich Ellen, die vor Angst bebte. Der Brautranz schmückte sie noch, und der Sturm hatte bisher diesem jungfräulichen Schmucke nichts angehabt. — 'Da bricht es auf, das Grab, dicht unter unsern Füßen!' schrie der Vater wie ein Besessener mir in's Ohr, und deutete auf die Tauer am Gebälk, welche das Nothsteuer niederzuziehen bestimmt waren, sobald die Flut bis an unser Floß heraufspülen würde. Im Verein mit den übrigen Männern erfaßte ich die Tauer, hinunterblickend in den Strudel, der aus den gespaltenen Hügeln hervorbrach, und allerhand Getrümmer auf seinen schäumenden Wirbeln schaukelte. Es ließ sich nicht verkennen, die Hallig war durch die Gewalt der See von unten auf gespalten; sie ward jetzt in Fäden zerrissen. Die leichte Kinderbauten brachen die Mauern der Häuser, versanken die Hügel, auf denen sie ruhten, stürzten die starken und hohen Gebäcke in's Meer, die sie zu tragen bestimmt waren.

„Ohne helfen zu können, trieb so das Haus meines Oheims mit den Seinigen fort. Er kniete im Priesterornat zwischen Frau und Kindern, richtete das Auge nach oben und betete... Es war ein herzerreißender Anblick, der Ellen dergestalt ergriß, daß sie aufsprang, ihre Hände ausbreitete, und in diesem schrecklichen Augenblicke selbst durch einen Windstoß in die brüllende See geschleudert wurde... Da ließ ich das Tau der Hand entgleiten, um mein junges Weib zu retten oder mit ihm zugleich zu sterben. Freiwillig sprang ich in die Wogen, verwickelte mich aber in die Windungen des Tauer und schlug mit der Stirn gegen einen der scharfen Galen, in welche die Want eingelegt werden sollte. Dennoch erfaßte mich die zischende Flut, und ich wäre ohne Zweifel von ihr verschlungen worden, hätte sich das scharfe Eisen nicht durch meine Stirnhaut gebohrt. So ward ich gerettet. Von Blut überrieselt, rissen mich die Männer zurück auf das zerbrechliche Bodenkloß, das sich von selbst von den brechenden Ständern löste und nun in's wilde, weite Meer hineintrief. — Die Glocken läuteten nicht mehr, ich vernahm nur noch das Rasen des Windes und das Brechen und Rauschen der See. Meiner Sinne mochte ich wohl nicht mehr ganz

mächtig sein; denn als ich aus einer grauenvollen geistigen Erstarrung wieder erwachte, fand ich mich fest an den Bord des improvisierten Floßes gebunden, das uns noch Alle trug, und das mein Vater mit eiserner Faust steuerte.

„Unsern vereinten Anstrengungen gelang es, die zerstörte Kirche zu erreichen und nach einigen vergeblichen Versuchen daran anzulegen. Die Warft war zwar stark beschädigt, doch nicht zerstört. Nachdem wir unser Floß gesichert hatten, betraten wir das wieder seefrei gewordene Land und umschritten behutsam das Gemäuer des Gotteshauses. Von dem hölzernen Glockenthurme war nichts mehr zu entdecken. Da, wo er sich erhoben hatte, gähnte jetzt ein breiter Erdsplatt, durch welchen die Ebbe ihre trüben Wogen wälzte. Dieser Spalt zog wenige Schritte von der Kirche fort, hatte die nächsten Erdhügel verschlungen und den ganzen hohen Südostrand der Hallig in schlammige Erdtheile zerschlagen. Die Häuserreihen auf diesen verbundenen Hügeln waren nur noch an den Balkenstümpfen zu erkennen, die hie und da aus dem furchtbar zerrwühlten Boden hervorragten. — Am tiefsten und weitesten zeigte sich der Schlund, welchen die See in die Hallig gerissen hatte, in unmittelbarer Nähe der Kirche, also da, wo das stattliche Haus meiner Eltern noch vor wenigen Stunden nur glückliche Menschen in sich versammelte.

„Schweren Herzens und planlos wendeten wir uns zurück zur Kirche, dem einzigen Punkte, der uns wenigstens momentan einigen Schutz gewähren konnte. Thür und Fenster waren zertrümmert und fortgerissen, die Mauern jedoch hielten noch zusammen und mußten schon deshalb ein dürftiges Obdach für uns abgeben. Lautlos schritt der Vater durch den Eingang, zauderte einen Augenblick und wick dann wieder zurück. Auf seinen Zügen malte sich Trauer und Entsetzen. 'Mein Gott, wie sieht es da drinnen aus!' sprach er tief erschüttert und erfaßte die Hand meiner Mutter, die, wie wir Alle, von dem Eindruck des Furchtbaren, das wir in den letzten Stunden erlebt hatten, theilnahmslos Alles betrachtete und die Sprache verloren zu haben schien. Laßt uns zusammen still ein Gebet sprechen und dann das Haus des Herrn betreten.' — Wir thaten, was der Vater verlangte, und überschritten darauf zögernd die Schwelle. Ewig unvergeßlich bleiben mußte Jedem von uns, was wir da sahen. Als wäre für die verstorbenen Halligleute der Tag der Auferstehung angebrochen, so sah es in der kleinen Kirche aus. Zwischen die Stände und Bänke hatte das Wasser fortgespülte Sargbedel geschoben, selbst ein paar ganze, noch wohlerhaltene Särge waren von der Flut in die Kirche getrieben worden, und beim Fallen des Wassers an irgend einem Gegenstande hängen geblieben. Einer dieser Särge stand vor dem Altare, just an der Stelle, wo ich an Ellen's Seite knieend in der Nacht von der Hand meines gerührten Oheim eingeseget worden war...

„Den Deckel dieses Sarges mochte die Flut wohl fortgespült haben. Er war leer und jetzt doch bewohnt; denn als unsere Schritte in dem Gemäuer wiederhallten, regte sich etwas Lebendiges in dem morschen Gehäuse, und eine weibliche Gestalt richtete sich auf. Wir Alle glaubten einige Sekunden lang, die entsehten Augen und die Angst unserer Herzen spiegle uns etwas vor, aber es war die greifbarste Wirklichkeit. Ein weibliches Wesen, ein junges Mädchen, im Haar die Reste eines zerplückten Kranzes, hatte sich in die leere Todtentiste gebettet, und wie ich meine staunenden Augen fester und immer fester auf die wunderbar Gerettete heftete, erkannte ich in ihr — Ellen!... Das gute, fromme Weib hatte nicht ihren Verstand verloren, was doch kein Wunder gewesen wäre. Sie weinte nur und konnte sich auch nicht fassen, als ich sie aus dem schauerlichen Brautbette hob und sie ob unseres Wiederfindens freudig umarmte. Später erzählte sie uns, daß einer jener sonderbaren Wechselfälle, die fast bei allen außerordentlichen Ereignissen eintreten, sie dem Tode entrisen habe. — Im Schwall der Flut verfinstert, hatte Ellen instinkthartig um sich gegriffen, und fort-

treibend, schon halb bewusstlos, auch wirklich einen Gegenstand erfaßt, den sie krampfhaft festhielt. Die Todesangst verließ ihr Kraft, sich an diesem Gegenstande über den Wogen zu halten, die rollend weiter brausten. Eine derselben mußte Ellen in das Innere der Kirche getrieben haben, denn sie gewahrte, daß der Gegenstand, welcher sie trug, häufig anstieß, bis er endlich festsaß. Ermattet, vergingen der Einsamen entweder die Sinne, oder ein tiefer, fester Schlaf sank auf sie herab. Aus dieser Betäubung hatte sie erst das Geräusch unserer Schritte erweckt, und nun erst gewahrte sie, wo und wie sie ihre Brautnacht verlebt hatte. Zwei Tage brachten wir, immer den Tod vor Augen, im Innern der Kirche zu. Mit Mühe gelang es uns, auf der Mauertante ein Nothzeichen anzukleben; denn daß die Schiffer vom Festlande nach den überfluteten Inseln segeln würden, sobald es

die Umstände gestatteten, daß waren wir gewiß. So retteten uns am dritten Tage nach der schrecklichen Flut Fischer aus St. Margarethen.

„Seit jenem Unglückstage habe ich die Hallig nicht wieder betreten,“ schloß der Orgelbauer seine Erzählung. „Wir, die wir das große Unglück überlebten, bei welchem Hunderte ihren Tod fanden, wir siedelten auf's Festland über. Nur einige Wenige konnten sich nicht entschließen, das traurige Stück Erde für immer zu verlassen, das den Wogen so standhaft Trotz geboten hatte. Diese errichteten neue, höhere Warften, und die Spitzen ihrer hochgiebeligen Häuser sind es, die man bei klarem Wetter auf der Höhe des Deiches deutlich erkennt.“

„Ellen fühlte sich glücklich in ihren neuen Verhältnissen, ihr Glück sollte aber nur von kurzer Dauer sein. Schon



Das Wiederfinden.

wenige Monate nach unserer Verheirathung begann sie zu fränkeln, und ehe ein volles Jahr verging, starb sie in meinen Armen. Am Jahrestage der großen Flut übergab ich ihre sterblichen Ueberreste der Erde, und seitdem bin ich unverheirathet geblieben. — Von meinem Oheim, dem Prediger und dessen Familie, haben wir nie mehr etwas gehört. Das Meer hat sie spurlos verschlungen.“ — So endigte Waterborn seine Erzählung. Es war fast Mitternacht, als wir uns trennten. Draußen türmte es nicht mehr, nur die Brandungsdonner der hochgehenden See rollten die ganze Nacht hindurch. Früh bedeckte ein leichter Nebel das stiller werdende Inselmeer, der sich bald nach unserer Abfahrt vom Festlande hob, und von der Sonne in kurzer Frist ganz überwältigt war. Nur etwa in Kanonenschußweite segelte das Jahrschiff an der zertrümmerten Hallig vorüber, deren drei

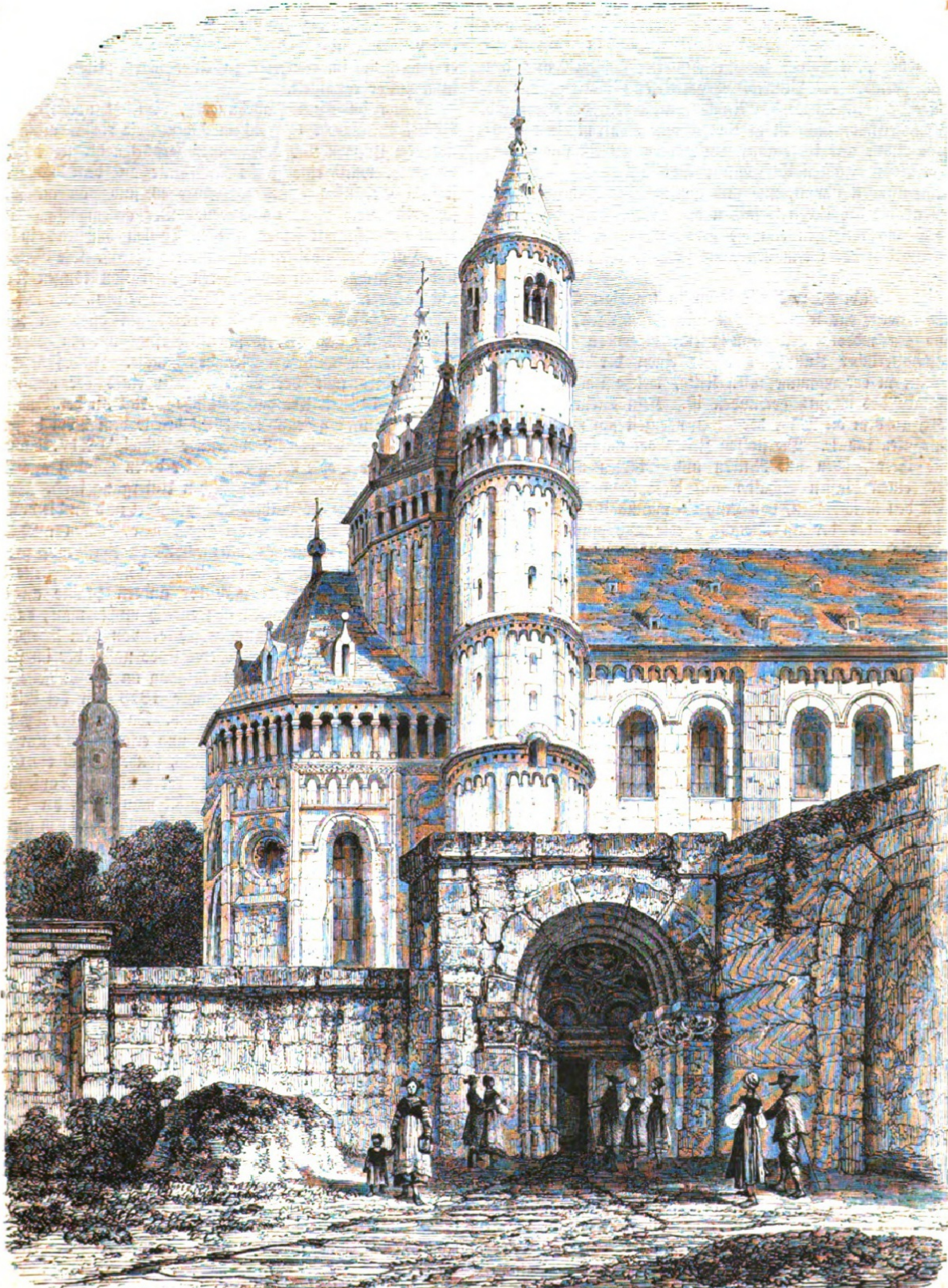
hohe Wohnungen, von der Sonne vergoldet, drei zum Himmel emporgestreckten Riesenfingern glichen. Nach diesen Wahrzeichen eines unsiegbaren Muthes und wunderbaren Gottvertrauens blickte Waterborn unverwandt aus, bis sie im Dufte der Ferne verschwanden.

Wir schieden von dem hart geprüften Manne erst am Strand der Insel, in deren Hafen das Jahrschiff anlegte. Dort schüttelte er uns noch einmal kräftig die Hand und wanderte dann einsam über die stillen Feldmarken nach dem nächsten Kirchdorfe, um dort die Orgel zu stimmen.

Der Dom zu Worms.

Von

Dr. Karl von Lützow.



Der wormser Dom von der Chorseite.

*

Für den Freund vaterländischer Geschichte, der auch der Gegenwart und ihrem ungeheuren Schaffensdrange mit offenem Auge zuzuschauen liebt, ist wohl kein Stück deutschen Bodens in so vielseitiger Beziehung werth und bedeutsam, als das gesegnete Rheinland. Nirgends pulsiren die Kräfte unseres Volkslebens rascher und kräftiger als hier; ein bunter Wechsel von Erscheinungen, mannigfaltig und anziehend wie die Natur dieses köstlichen Thalgebietes, drängt sich aus Gegenwart und Vergangenheit auf unsere Blicke ein. Bald ist es die Pracht eines in unerschütterter Festigkeit aus den Glanzperioden des Mittelalters geretteten Städtelebens, was unser Herz mit erhebenden Anschauungen deutscher Kraft und Größe erfüllt, bald ist es der seltsame Kontrast einer traurigen Ruine und ihrer ganz von modernem Geist und modernem Leben erfüllten Umgebung, was unsere Empfindungen wehmuthsvoll stimmt, und uns inmitten der blühenden Fluren an die drohenden Gefahren des Völkerhabers, der politischen und religiösen Kämpfe gemahnt, unter denen dieses Grenzgebiet des Germanenthums schon so oft und so furchtbar leiden mußte.

Die Stadt Worms mit ihren in trauriger Verlassenheit aus einer zwar lebenslustigen und geschäftigen, aber ganz und gar modernen Umgebung emporragenden Denkmälern mittelalterlicher Kunstblüte bildet einen der ergreifendsten Punkte in der monumentalen Kette, welche um die grünen Gestade des Rheins gewunden ist. Kein Stein findet sich dort, an dem die Mähr der Nibelungenzeit sich mythisch hinaufranken könnte. Die stolzen Zeiten der mächtigen Bischöfe und ihrer Fehden mit Rittern und Städten werfen kaum noch einen blassen Schatten auf diese freundlichen Gassen. Von den Reichstagen, von Luther's mannhaftem Bekenntniß zeugt — bis bereinst Nietzsch's eble Schöpfung vollendet sein wird — nur ein verstümmelter Gebäuderest. Die Gräuel der Franzosenzerstörung von 1689 haben Alles, die Kirchen selbst, in elenden Ruin verwandelt. Nur ein einziges Denkmal, der Dom, trotzte den wilden Stürmen der Zeit und wird, wenn einst das Unternehmen seiner Wiederherstellung mit Glück und Geschmach vollendet ist, als eines der imponantesten frühmittelalterlichen Bauwerke Deutschlands neben Speyer und Mainz den alten architektonischen Ruhm dieser Gegenden hoffentlich auf lange Jahrhunderte hinaus verkünden.

In Mainz und Speyer haben wir dem freundlichen Leser die beiden Orte genannt, welche mit Worms durch ihre berühmten Kathedralen gleichsam solidariß verbunden sind. Es mag uns deshalb ein kurzer baugeschichtlicher Ueberblick in diesem Kreise gestattet sein, bevor wir uns zu der Beschreibung des wormser Domes wenden.

Das wichtigste Ereigniß in der baulichen Entwicklung des früheren Mittelalters ist die Umwandlung der flachgedeckten, direkt an das Alterthum angelehnten Basilika in den gewölbten Kirchenbau. Jene Gruppe der drei großen rheinischen Kathedralen repräsentirt uns diesen Umschwung in merkwürdig folgerichtiger und imponirender Weise. Ueber die zeitlichen Verhältnisse des Vorganges sind wir indeß noch immer nicht mit voller Bestimmtheit unterrichtet. Es mag sein, daß bei allen Dreien eine den jetzigen Bauten an Größe gleiche, aber noch für flache Bedeckung berechnete Basilika zu Grunde liegt. Im Laufe des zwölften Jahrhunderts, in Folge der wiederholten Brände, von denen die Chronisten melden, wurden dann diese flachen Deden durch mächtige Kreuzgewölbe ersetzt, deren rundbogige Gurtien auf schlichten viereckigen oder durch Halbsäulen gegliederten Pfeilern ruhen. Daß in dieser Weise gewölbte, gewöhnlich dreischiffige Langhaus wird ferner, wie bei der alten Basilika, von einem Querschiff durchschnitten, und hier fand sich der Platz, um den Bau wieder mit einem neuen, folgenreichen Zusatz, mit der hochragenden Kreuzkuppel, auszustatten. Die Neuerungen blieben jedoch keineswegs auf das Innere beschränkt; es bildet vielmehr

einen Hauptcharakterzug dieser rheinischen Dome, daß sie den einfachen alten Langhausbau der Basilika durch ein komplizirtes System von Kuppeln, Thürmen, Vield- oder Halbkreisnischen zu einem höchst malerischen, reich gegliederten Ganzen umgestalten. Zwischen den drei genannten Kathedralen besteht nun das folgende kunstgeschichtliche Verhältniß: Der mainzer Dom stellt in seinen ältesten Partien den romanischen Pfeilerbau in seiner ursprünglichsten Einfachheit dar. Im Dom von Speyer hat das System bereits eine lebedigere Durchbildung erreicht. Der Dom zu Worms beruht auf den in Mainz und Speyer gewonnenen Resultaten, die er namentlich im Aeußeren zu einer höchst pittoresken Wirkung weiter entwidelt.

Schon im elften Jahrhundert, vielleicht noch zur Zeit Bischof Burchard's I., welchem Worms die Restauration seiner von Ungarn und Normannen zerstörten ältesten Kirchen verdankt, ward eine große Kathedrale auf dem Platze des jetzigen Gebäudes angelegt. Aber es sind von ihr wohl schwerlich noch Reste vorhanden. Der gegenwärtige Dom reicht vielmehr mit seinen ältesten Theilen höchstens in die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts hinaus. Die Gewölbe und der größte Theil der äußeren Dekoration können sogar nicht älter als das dreizehnte Jahrhundert sein. Vor wesentlichen Beschädigungen und Veränderungen blieb der Dom selbst glücklich bewahrt, so schrecklich rings um ihn her auch die Zerstörungswuth der Menschen hauste. In's fünfzehnte Jahrhundert fällt der Wiederaufbau eines der westlichen Thürme; 1488 wurde das gothische Portal an der Südseite des Langhauses gegründet. 1689 drohte dem Dom dasselbe Geschick, welches die Nordbrenner Ludwig's XIV. damals dem speyerer Dome bereiteten, unter deren Händen auch die Stadt Worms einen so schrecklichen Untergang fand. Nachdem das Innere der Kathedrale geplündert und an die brennbaren Bestandtheile die Fackel gelegt war, sollten auch die gewaltigen Quadermauern und Gewölbe der Zerstörung preisgegeben werden. Aber ein rettendes Geschick vereitelte die Gräueltthat. Eine Mine nach der andern prallte an der Festigkeit der Grundmauern ab; endlich mußte man, da die Zeit zu erneuten Anstrengungen fehlte, von dem Vorhaben abstecken. Ein desto grauenvolleres Ende nahm der im fünfzehnten Jahrhundert erbaute Kreuzgang an der Südseite des Domes. Derselbe diente im Jahre 1813 den bei Leipzig verwundeten Franzosen zum Lazareth. Da brach der Typhus in einem furchtbaren Grade aus, und erfaßte nicht nur die Bewohner des improvisirten Spitals, sondern auch die Garnison und die sonstigen Bewohner der Stadt zu Tausenden. Um der Krankheit zu steuern, erzählt man, griff der Oberbefehlshaber, Marschall Marmont, zu einem entseßlichen Hülfsmittel. Er ließ den Kreuzgang in Brand stecken und die armen Verwundeten, in denen man den Sitz des Uebels erkannte, schonungslos in den Flammen zu Grunde gehen. Zwanzig Jahre später entfernte man die letzten Reste der Gräueltstätte.

Doch wenden wir uns jetzt einem freundlicheren Bilde zu. Unsere Abbildung zeigt über dem altersgrauen romanischen Portal, welches ursprünglich zu dem erwähnten südlichen Kreuzgange gehörte, hoch emporragend über die Bäume des anstoßenden Domgartens, den westlichen Theil der Kathedrale mit seinem fünfseitigen Chorbau, der ebenfalls polygon gestalteten Kuppel und den beiden zierlich geschmückten Rundthürmen. In der Durchbildung dieser schön gruppirten Massen springen besonders zwei charakteristische Motive des romanischen Styles uns sofort in die Augen; wir meinen die kräftigen Rundbogenfriese, welche sich unter allen Hauptgesimsen hinziehen, und die lustigen Säulengallerieen, mit denen der Chor sowohl als auch die Thürme so anmuthig umkränzt sind. Das letzterwähnte Motiv bildet ein wesentliches Erkennungszeichen der rheinisch-romanischen Bauweise. Außerdem findet sich dasselbe nur bei den lombardischen Bauten derselben Epochen in ähnlicher Weise zur Belebung der einfachen Mauermaffen angewendet. In den kleinen Rundbogen-

friesen an den Gesimsen klingt der Grundriss des romanischen Bauplans, der Halbkreisbogen der Gewölbe und Fensteröffnungen, in tausendfacher Wiederholung nach. Sie betonen zugleich die kräftige Horizontalgliederung, welche dieser Styl verlangt, in ebenso entschiedener als gefälliger Weise; wogegen die senkrechte Massengliederung nur in ziemlich flach gehaltenen Eifen besteht, aus denen sich die Halbkreislinien der Friesse hervorschwingen. Der östliche Theil des Domes, den wir uns rechts am Ende des aus dem Bilde veranschaulichten Langhauses zu denken haben, wiederholt im Wesentlichen die Anlage des Westchores, nur daß im Osten ein breiter Querbau zwischen den Chorabschluß und das Hauptschiff eingeschoben ist. Auch findet sich am östlichen Chore die Eigenthümlichkeit, daß die Wandung am Ende geradlinig abschließt, während sich der innere Schluß als Halbkreisnische darstellt, in deren Wand kleinere Nischen mit den schräg angebrachten Fenstern eingeschnitten sind. Kuppel und Thürme haben eine den westlichen Parteen durchaus verwandte Gestalt, und bieten auch in den Details ihrer kräftig und reich gebildeten Gliederung einen fast übereinstimmenden Eindruck dar. Als eigenthümliche Zeugen des phantastischen Geistes der mittelalterlichen Kunst wollen wir noch die merkwürdigen Thiergestalten hervorheben, welche von den Fensterbrüstungen des Ostchores in fast schreckhafter Kolossalität auf den Vorübergehenden herabschauen. Endlich betreten wir durch das prächtige romanische Nordportal das Innere des Domes.

Der Eindruck ist im Ganzen von jener ernsten Großartigkeit, welche das Wesen des romanischen Styles kennzeichnet. Die fünf quadratischen Kreuzgewölbe des Hauptschiffes lasten auf mächtigen Pfeilerreihen, an deren quadratischen Kern sich gegen das Innere zu Eifen und Halbsäulen als Träger der Gewölbe anlehnen. Zwischen diese gewölbetragenden Pfeiler sind dann ebenso viele andere hineingestellt, welche zur Unterstützung der kleinen, ebenfalls quadratischen Seitenschiffgewölbe dienen. Sie sind beträchtlich schwächer als die vorgenannten und nur gegen die Seitenräume zu mit Vorlagen ausgestattet. Ein höchst einfaches rhythmisches Gesetz waltet in der gesammten Anlage, und auch in der Behandlung des Einzelnen, soweit dasselbe noch den romanischen Zeiten angehört, läßt sich dieser schlichte, derbe Charakter deutlich erkennen. Es besteht insofern also zwischen dem Aeußeren und Inneren des Domes ein bemerkenswerther Gegensatz. Höchst einfach und massenhaft stellen sich namentlich die östlichen Theile des Inneren dar, das breite, in drei Abtheilungen zerfallende Querhaus mit seiner Kuppel über der Kreuzung, und der halbkreisförmig endende Ostchor; etwas lebendiger ist das Innere der westlichen Theile. Vielleicht mag früher durch eine farbige Bemalung einzelner Theile, sowie durch den Reichtum an dekorativen Einbauten, Altären u. s. w., der Gesamteindruck des Inneren ebenfalls mannigfacher gewesen sein. Jetzt bietet sich uns die Oberfläche des Inneren in sehr anspruchslosem Gewande dar. Die Mauern und Pfeiler haben die dunkelrothe Farbe des schönen Sandsteins, aus welchem diese rheinischen Dome sämtlich gebaut sind. Gewölbe und Kuppel sind weiß verputzt; die zehn Gurten zeigen im Querhaus eine hellblaue Färbung, im Langhaus und in den Chören dagegen wieder den natürlichen Ton des Steines. Zu bemerken ist, daß die Profile der Gurten und Rippen des Hauptschiffgewölbes bereits die entschieden gothijche Gliederung aufweisen, während in den übrigen Theilen, wie auch an den Basen der Pfeiler, streng romanische Formen vorwalten. Dieser Umstand spricht klar für die verhältnißmäßig späte Einwölbung des Hauptraumes.

An plastischen Denkmälern und Malereien kann der Dom, nach seinen obenberührten Schicksalen, unmöglich besonders reich sein. Doch hat sich immerhin einiges Erwähnenswerthe glücklich dem Verderben entzogen. Dazu gehören die Skulpturen des früheren Kreuzganges, welche den Brand von 1813 überdauert haben, und gegenwärtig in der Taufkapelle des Domes aufbewahrt werden. Es sind Reliefdarstellungen der

heiligen Geschichte, in kraftvollem Hochrelief aus Sandstein gemeißelt und mit reichen gothijchen Rahmen umgeben, außerdem allerhand Ornamente und ein prächtig decorirter Taufstein, meistens Arbeiten aus der Schlußperiode des fünfzehnten Jahrhunderts. Auf einem der Bildwerke erscheint der Gründer des Kreuzganges, Bischof Johannes von Dalberg, in freier Rundfigur. Viel älter als diese Skulpturen sind die Altarflügel mit gemalten Heiligengestalten, ebenfalls in der Taufkapelle. Sie gehören zu den werthvollsten Denkmälern deutscher Malerei aus der Epoche des romanischen Styles. Dagegen führt uns ein merkwürdiges Bildwerk, welches im nördlichen Seitenschiffe des Domes zu sehen ist, wieder in die Spätzeit der Gothik herab. Es stellt drei weibliche Heilige dar, den Inschriften zufolge St. Embede, St. Warbede und St. Willibede, gekrönte Gestalten mit zierlichem Halschmuck, Palmen und Büchern in den Händen, und ist aus gelblich grauem Sandstein schön und kräftig gearbeitet. Der Gewandwurf ist herrlich, die Köpfe haben einen außerordentlich feinen, lieblichen Ausdruck. Die Farben, mit denen das Ganze bemalt war, sind noch vielfach deutlich zu erkennen; namentlich bemerkt man Roth, Grün und Blau.

Die übrigen dekorativen Werke sind zum Theil untergeordnet an Werth, zum Theil stammen sie aus ganz später Zeit. Wir scheiden somit von unserem Dom und wünschen, daß die nähere Betrachtung desselben in recht vielen unserer kunstsinigen Leser den Impuls wecken möge, zu der Erhaltung des ehrwürdigen Bauwerkes durch die in rüstigem Vortriebe befindliche Restauration ihr Theil beizusteuern.

Der Mensch und der Tabak.

Von

Ernst Rössel.

Die Wissenschaft der Physiologie und Psychologie hat es noch immer nicht der Mühe für werth gehalten, eine Untersuchung darüber anzustellen, womit der Mensch, nachdem er die ersten Kinderschuhe niedergetreten, sein junges Herz am liebsten erfreut, ob durch die Liebe und die Poesie, oder durch alkoholhaltige Feuchtigkeiten und Tabak. Da wir sehr wohl wissen, daß unsere Stimme in wissenschaftlichen Angelegenheiten nicht maßgebend sein kann, auch der feste und hohe Standpunkt auf einem Universitätsstuhle dazu gehört, einen weiten Blick über Länder und Welttheile zu gewinnen, verengern wir ohne Weiteres die Grenzen unserer Untersuchungen, und beschränken dieselben auf das geliebte deutsche Vaterland. Hier entdecken wir nun sehr bald, die weingefegneten Landstriche vielleicht ausgenommen, daß die erste der höheren Ergötzlichkeiten des menschlichen Lebens in nichts Anderem als in der Beschäftigung mit dem Tabak besteht.

Zu Liebe und Poesie gehört eine gewisse Reife des Geistes und Leibes, und sie pflegen zuerst auf den Beeten des Daseins zu verblühen, der Wein und das Bier — vom Schnapfe schweigen wir weislich — sind die Milch des reiferen Alters und die letzten Freunde des Menschen; wunderbarer Weise begleitet ihn auf seiner gesammten Laufbahn jenes räthselhafte Kraut, dessen Wirkungen auf die Nerven des Gehirns dem beschaulichen Wesen des Deutschen ganz besonders angemessen scheinen. Bis jetzt sind die Gelehrten noch nicht darüber einig, worin denn eigentlich der Reiz des Tabakrauchens bestehe. Wenn diese dem Aroma desselben die Kraft zuschreiben, eine lebhaftere Gedankenentwicklung anzuregen, bezeichnen es jene nur als einen willkommenen Vorwand, hinter einer anscheinenden Beschäftigung die gänzliche Gedankenlosigkeit zu verdecken. So viel ist gewiß, die Liebe, die Poesie, die Rebe erfüllen bei der ersten Bekanntschaft das menschliche Herz mit wunderbarem Entzücken, der Tabak dagegen mit namenlosem Entsetzen. Wie vor den Ruhm

und das Vergnügen der Seefahrt, setzten die Götter vor den Tabak furchtbare Anstrengungen und Kämpfe.



Die Nachahmung ist der Kitt der Gesellschaft. Der Sohn wohlhabender Eltern, dessen Herz von dem Verlangen erfüllt wird, es den Erwachsenen gleich, wenn nicht zuvor zu thun, an einem öffentlichen Orte zu erscheinen und den jungen Löwen zu spielen, sieht ein, daß er sich zunächst die Fertigkeit: Tabak zu rauchen, erwerben muß. Da die Cigarren seines Herrn Vaters sorgfältig unter Verschuß gehalten werden, und nach einer wohlverbürgten Schulnachricht: Gustav, der Untertertianer, in Folge des Genusses einer im Tabakladen erstandenen, nicht hoffähigen Dos Amigos, den ganzen Sonntag im Bette zugebracht hat, entscheidet sich Arthur für die Erwerbung einer kleinen Thonpfeife, und stopft sie mit einigen Blättern Portoriko, als dem seiner Kasse zugänglichsten Gewächse. Der gen Himmel steigende Dampf, der pikante Geruch, das Bewußtsein seiner Großthat, befriedigen Arthur sichtlich; lehren wir jedoch die Medaille nicht um. Nach einer halben Stunde würden wir den vermessenen Knaben auf zwei Stühlen ausgestreckt in seinem Arbeitszimmer wieder finden. Seine Gesichtsfarbe ist todtensbleich, auf seiner Stirn picht Angstschweiß, die irdischen Gegenstände verschwimmen vor seinen brechenden Augen; zum Glück ist Herr Doktor Schmidt, sein Hauslehrer, ausgegangen. Es ist bald acht Uhr; wird Arthur heute im Kreise der Seinigen zu Nacht speisen? Wir bezweifeln es.

Aber der Mensch wächst heran, aus dem „Knaben an Jahren, vierzehn zählt ich kaum“, der Arie Joseph's bei Mehul, wird ein rüstiger Bursch, dessen Beruf ihn vielleicht an die Straße fesselt, der wechselnden Bitterung ausgesetzt, und seinen Magen nicht immer durch das gehörige Quantum von Verzehrsgegenständen befriedigt. Der Bursch hat sich längst an den Tabak gewöhnt, und die Schule der Leiden, welche kräftiger deutscher Landtabak über den Magen verhängt, siegreich durchgeköpft.



Die Cigarre ist bereits für ihn eine Nothwendigkeit geworden. Außer der Unterstützung des männlichen Selbstgefühls gewährt sie ihm manchen Trost in verschiedenen, nicht immer beneidenswerthen Lebenstagen. Er trägt an den Wochentagen keinen Stock, aber eine Cigarre weiß er täglich zu erschwingen, denn die Qualität derselben hat ihn noch nie beunruhigt. Hat sie keine Lust, so weiß seine starke Lunge sie doch in Brand zu setzen und zu erhalten; verbreitet sie einen beneidenswerthen pestilenzialischen Geruch, so bläst er ihren Dampf den Vorübergehenden mit desto größerem Wohlgefallen unter die Nase; krümmt sie sich während des Verbrennungsprozesses vor seinem Munde wie ein an den Pfahl gebundener Märtyrer, so gewähren ihm ihre Qualen reichliche

Beschäftigung. Er sucht den aufrührerischen Glimmstengel so lange als möglich auszubeuten, und wirft ihn erst im letzten Momente der Auflösung noch glimmend gegen den Schwanz irgend eines vor der Hausthür luftwandeln den Hündchens, das vor ihm, wie vor dem leidhaften Teufel, ausreißt.

Was ist dem Studenten theurer, sein Rappier oder die lange Pfeife? Beide sind die Merkmale, die ihn von dem



großen Troß unterscheiden. Die Pfeife des Studenten ist nicht der gemeine Tabakspieß des Philisters, der unter Vielen seinesgleichen unter dem Röhrchen in der Bierkneipe steht, und weithin den Hausraum verpestet. Die Pfeife des Studenten ist ein herrliches Rauchinstrument, und wird so sorgfältig gepflegt wie sein Hieber. Die Spitze ist aus härtestem Büffelhorn verfertigt, Weichsel- oder Pfefferrohr verbinden sie mit dem großen feingemalten Porzellankopfe, den das Bild eines geliebten Bruders in Apolline und ein hübscher Denkspruch aus dem Horaz ziert. Aber nun die Pfeifenschnur?! Thuznelda hat sie in nächtlicher Weile aus farbigen, gold- und silberglänzenden Perlen aneinandergereiht, und als Geburtstagsgeschenk eingesandt; die Farben der Landmannschaft sind sorgfältig bei der Fabrikation beobachtet. Der Student trägt diese Prachtpfeife wie einen Heroldsstab offen über die Straße; wenn sie in seinen Händen ist, geht er auf den mittleren großen Steinen einher, und wirft Jeden in die Gasse, der ihm den Weg streitig macht. Aus einem solchen Apparat kann nur ein vortrefflicher alter Rollenvarinas geraucht werden, und jeder sogenannte „Polack“ wird mit höchster Sorgfalt sofort durch einen Vorstreich herausgezogen. Fürchte kein Tabaksfreund, die Cigarre werde die geblühlichere bequemere Pfeife ganz verdrängen. Sie geht nicht verloren, so lange in Deutschland Studenten leben und geüben.



Gewährt die Pfeife einen anhaltend behaglichen Genuß, verträgt sie sich mit dem tiefen Studium, mit der Musik und dem Chorgesange, so greift der Tabaksgourmand nur zur Cigarre. Kleider machen Leute und Deckblätter Cigarren. Mit diesem trüglichen Saße werden nur Laien und Stümper getäuscht. Der Inhalt einer edlen Cigarre muß fein und zart wie Spinnweben sein, der dufte Bitterstoff soll an den Geschmack und Geruch des Extraktivstoffes der vornehmen Gewächse von Bordeaux erinnern, langsam und ruhig soll sie verbrennen, wie ein langer Sommertag auf dem Hochgebirge. Dieser junge Herr ist ein Kenner, und verwandelt jährlich einen Theil seiner Renten in die Asche von Regalia's

und Trabuco's ersten Ranges. Er steht mit zwei Häusern der Havannah in direkter Verbindung und legt Trauer an, wenn die Tabaksernte mißrät. Seine Unterhaltung dreht sich in den meisten Fällen um Cigarren, und die damit gefüllte Tasche gilt ihm als das sicherste Mittel, Bekanntschaften anzuknüpfen und Freundschaften aufrecht zu erhalten. Ihm gegenüber haben seine Bekannten stets ihr Cigarren-Etui zu Hause liegen gelassen. Die allgemeine Vorliebe für seine ausgezeichnete Waare hat ihn daher gezwungen, für Besuche in seiner Wohnung eine besondere „Gast-Cigarre“ anzuschaffen. Sie ist jedoch, zum Ruhme unseres Gourmands sei es gesagt, besser als diejenige, welche der Verfasser dieses Artikels längere Zeit als Schutzmittel gegen allzulange ausgedehnte Besuche hielt, und zudringlichen schwaghastigen Gästen verabreichte. Die Gast-Cigarre des Gourmands wetteifert nicht mit dem Tartarus emeticus und der Ipecacuanha. Seine Nase ist zu gut geschult, als daß sie minderen Wohlgeruch nur fünf Minuten hindurch aushielte, auch ist seine Tageszeit das am wenigsten Werthvolle aller seiner Besitzthümer.



Weshalb rauchen Frauenzimmer Tabak, wenn nicht aus denselben Gründen wie kleine Knaben? Wenn die unbeschäftigte, in ihren Harem eingekerkerte Odaliske zu der Narzische greift, und eine Pille Opium hinzufügt, um die Melancholie ihrer einsamen Pracht zu verträumen, wenn die unbelesene Spanierin und Mexikanerin ihre Papiercigarre zusammenrollt, und, sich in der Hängematte schaukelnd, den blauen Wölkchen nachblickt, wird Niemand sie zu schelten wagen; an Frauen und Mädchen Deutschlands erscheint die Cigarette so unpassend, wie an deutschen Männern der Stridrahmen und Stridstrumpf. Die mit spanischem Tabak gefüllte Papierrolle ist das schlechteste Werkzeug der Kotte-rie. Rote Lippen und weiße Hände können besser verwerthet werden. Allem Anschein nach stammt die Heldin unseres Zeichners aber aus den schattigen Gefilden des Chateau des Fleurs, oder des Gartens von Mabilly. Dem Himmel sei Dank, daß nur die Crinoline, nicht die Cigarette, den Rhein überschritten und sich bei uns eingebürgert hat.



Es gehört noch keine überfeine Nase dazu, um zu riechen, daß die Cigarre, welche dieser junge, mit einer Rosarde gezeierte Sterbliche raucht, eine gestohlene ist. Ihrer Arbeit und den Materialien nach geht sie weit über die Mittel eines Grooms. Kavallerieoffiziere von der Garde sind aber gewöhnlich nicht sehr achtsam, wenn es gilt, ihre Habseligkeiten zu verschließen, und Cigarren sind unter guten Kameraden ein Verbrauchsgegenstand, der sich nachgerade gar nicht mehr berechnen und überwachen läßt. Dieser Vengel hat von Anbeginn seiner Carrière nur gute Cigarren geraucht. Schon als er dem

Fürsten Scharinsky als „Tiger“ diente, und drei Schuh zwei Zoll hoch, ein Seitenstück zu den Zwergen in den alt-deutschen Märchen, mit übereinandergeschlagenen Armen in einem rothen, goldgestickten Rocke neben dem Kutscher saß, und vom Publikum für einen ausgepumpten Affen gehalten wurde, konnte er ebensowenig von dem Tabakstaßen seines Herrn ferngehalten werden, als eine Motte im Sommer von dem Reispelz. Die von seinen verschiedenen Gebietern nur zur Hälfte angeraucht, und dann verächtlich weggeworfenen Cigarren bringt er dem Kutscher; er selbst weiß sich an der Originalquelle reichlich zu versehen. Schon wiederholt hat er sich Streiche mit der Reitpeitsche zugezogen, wenn er seinen Wochenbedarf aus dem Zimmer des Gebieters entfremdete. In den Entlassungsschein ist ihm aus Gutmüthigkeit der reichen Herren seine Schwäche noch niemals geschrieben worden.



Was der Krummstab dem Patriarchen und Kirchenfürsten, ist die lange Tabakspfeife dem Landpastor. Wer kann sich einen alten geistlichen Herrn an einem Sonntagnachmittage, wenn der Flieder blüht, in seiner Laube ohne die treue Lebensgefährtin denken. Sie begleitet ihn an den, vom Alter gebräunten und geglätteten Schreibisch, wenn er sich zur Abfassung der Wochenpredigt hinsetzt; sie folgt ihm, wenn er sich nach vollbrachten Amtsgeschäften durch leichte Gartenarbeit erheitert; er trennt sich von ihr so wenig, wie von dem schwarzen Sammetkäppchen und der dickbauchigen braun-läsrten Kaffeekanne. Seine ganze Bibliothek riecht nach Tabaksöl, und die Konfirmanden nehmen allmählich gleichfalls diesen durchdringenden Geruch an. Der Mensch in der Stadt mit Kunstschätzen, Theatern, Konzerten und Salons weiß nicht, was Alles ein solcher geistlicher Einsiedler aus dem Rohre seiner Pfeife saugen, in ihrem Qualme erblicken kann. Der Raucher von echtem Schrot und Korn tändelt nicht mit der Pfeife; für ihn ist sie ein wirklicher Scheiterhaufen der Sorgen und Grübeleien. Er spart nicht mit dem kostbaren Brennmaterial; der Kopf muß wie ein Hochofen glühen.



Wir gelangen von der contemplativen Hauspfeife zu der Schoppenpfeife. Sie ist ein über politischen Debatten eingerauchertes, unterfestes Werkzeug mit durchbissener Spitze, und wird gern von geistreichen, durstigen und redseligen Männern benutzt. Ihrem Inhaber ist sie so nützlich, wie der Blitzableiter seinem Hause bei ausbrechendem Donnerwetter. Kein besserer Abwiegler des zornentbrannten Gemüthes, als ein Duzend Züge aus der Pfeife und ein Knirschen der Zähne auf dem Mundstück! Hätte Cäsar den Tabak gekannt, seine berühmten Worte in Shakespeares Trauerspiel würden unfehlbar gelautet haben: „Laßt Männer um mich sein, die aus kurzen Pfeifen rauchen!“ Alte Herren

mit solchen Pfeifen und Gesichtern standen nie auf Seiten der Umsturzpartei, sie waren, wenn nicht die festesten Stützen der Monarchie, so doch die ungefährlichsten Angehörigen des Staates, Mitglieder des Juste-Milieu, Abornenten auf anständigen Oppositionsblätter, welche stets nur die Fäuste in der Tasche ballen, dabei aber immer Maulhelben ersten Ranges, Selbstherrscher in der Kneipe, welche sie allabendlich mit ihrer Gegenwart beehren, und abhold allen parlamentarischen Gebräuchen in der Konversation. Am liebsten rauchen sie holländischen Tabak, auch Justusknaster.



Nach den Liebhabern der echten Waare müssen wir auch der vielleicht noch zahlreicheren Konsumenten von Tabaks-surrogaten gedenken. Die Blätter des Kirschbaumes und der Mohrrübe, des Weißkohl und Wegebreis, ja das dunkelfarbige Seegras werden von den Händen kühner Mischkünstler mit geringen Dosen wirklichen Tabaks von untrüglicher Sorte zusammengethan, mit bunten Etiketten versehen und in den Handel gebracht. Der Dichter singt: „Auf den Bergen ist Freiheit, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual,“ — „und seinem Tabak!“ fügt der Prosaiter hinzu. Dieser Raucher ist unverkennbar ein Maurer; die leichte, genial gehandhabte Pfeife kennzeichnet ihn hinlänglich. Vom hohen Dachstuhl blickt er auf die Menschheit hinab, die Schwalben und Sperlinge vermeiden seine Rauchatmosphäre. „Für einen Kreuzer dreimal um den Leib und noch alle Taschen voll“, ist das Motto seiner Sorte. Aber Gewohnheit lehrt alle Uebel ertragen. Laurentius schloß auf dem Brathofste, und unser Mann arbeitet voll ruhiger Heiterkeit in einem Dampfe, der an Fegefeuer und Hölle gemahnt. Nur der Naturmensch macht ihm den Rang streitig; er raucht echten



Tabak, aber er baut ihn selber! Der Verfasser fuhr vor vielen Jahren, als die Eisenbahn zwischen Hof und Bamberg fertig geworden war, und viele Landleute aus Neugier ihren ersten Reiseversuch darauf anstellten, in einem Waggon dritter Klasse mit ihnen zusammen. Sein Nachbar rauchte aus einer solchen kurzen Pfeife mit einem hölzernen Kopfe einen Tabak — die Sprache verstummte bei dem Versuch, den Gestank desselben zu beschreiben. Der Mann sah entschlossen aus und antwortete auf die Frage, woher er seinen Tabak beziehe: „Aus meinem Garten!“ Der Verfasser, einer Ohnmacht nahe, griff zu einer List; er kaufte, Bewunderung heuchelnd, dem Bukoliker die Pfeife sammt dem Tabaksvorrath ab, und löschte so die mörderische Glut. Er bewahrt noch heute Beides zu ewigem Andenken.

Thomas Baco.

(Fortsetzung.)

„Und wer ist der?“ frug Bernat mit einem bedenklichen Gesichte. „Unser vielgeliebter Bruder Samson,“ sagte Thomas, auf den mit dem Rücken gegen sie gelehrten Abenteuerer deutend, der mit verschränkten Armen in einer Fensternische stand, während seine Blicke gleichgültig auf der waldigen Landschaft verweilten.

Als er seinen Namen hörte, wendete er wohl seinen großen Kopf mit den struppigen Haaren, aber nur um seine Brüder verächtlich zu messen. Dann lehnte er sich wieder achselzuckend an das Fenster. — Thomas trat zu ihm und klopfte ihm freundlich auf die Schultern. — „Hörst Du, von was wir sprechen?“ — „Ja wohl, es geht mich aber nichts an, denn das ist nicht meine Sache. Ich raube, morde, mache Hunderte von Männern nieder, aber stehlen, betrügen, Erbschaften erschleichen ist nicht meine Gewohnheit. Macht mit der Dirne, was ihr wollt. Mir gilt es gleich. Mordet sie, nur nicht durch meine Hand. Mich laßt dabei aus dem Spiele.“ — „Samson, nimm doch Verstand an! Wenn Du die Dirne einmal gefreiet, brauchst Du sie ja keines Blickes mehr zu würdigen. Du magst dann an's Ende der Welt gehen, aber heirathen mußt Du sie, das ist für uns nothwendig.“ — „Hört,“ rief Samson sich aufrichtend, „ich sah Männer so manche Art des Todes erleiden, ich stand vor der Mündung von Kanonen und fühlte im Traum das Schwert des Scharfrichters an meinem Nacken, ich sah Gespenster, die aus den Gräbern meiner Schlachtopfer stiegen und mich verfolgten, ich hörte Gloden schallen, obgleich die Thürme ihrer Kirchen bereits halb niedergebrannt waren — und ich zitterte nicht; aber nie sah ich noch ein Weib weinen und ich will es auch nicht sehen. Sucht euch einen andern Bräutigam, ich heirathe die Dirne nun und nimmer.“ — „So heirathe ich sie!“ rief mit glühendem Antlitze Bernat, und die Blatternarben wie seine rothen Augen flammten noch gräulicher bei der inneren Aufregung. — Laßlo, der regungslos auf der Bahre lag und bei diesem Gespräche die Qualen der Hölle erdulden mußte, seufzte unwillkürlich. Alle drei blickten erschrocken umher. — „Es seufzte Jemand,“ kispelte Bernat, „ich hörte es deutlich.“ — „Es ist nichts,“ sagte Thomas um sich blickend, „vielleicht lauachte Jemand an der Thüre.“ — „Mich beunruhigt,“ sprach Bernat voll innerer Furcht, „dieser Todte so sehr, ich fürchte mich vor ihm und hätte Lust ihm das Dolchmesser in's Herz zu stoßen, damit er nicht noch einmal erwache.“ — „Laß es bleiben,“ beruhigte ihn Thomas, „man könnte sonst sagen, wir hätten ihn ermordet.“ — „Wie ihr euch fürchtet,“ rief Samson, „daß der, den ihr ermordet, wieder erwache! Wem ich den Garauß mache, der sieht diese Welt nimmer wieder.“ — „Prahle nur, Du stolzer Räuber! Wenn ich nicht zur Hand wäre, würdest Du Dir das ganze Land zum Feinde machen.“ — „Und wenn ich nicht Gold herbeischaffte,“ sprach Bernat, „wärest auch Du fruchtlos zur Hand.“ — „Stille, die Leichenwächter nahen, Mitternacht ist vorüber!“ — Die lustigen Becher verließen das Trinkgelage und die Nüchternsten hoben die Bahre auf ihre Schultern. Das kalte, unheimliche Lüftchen aus der Gruft, als man die Pforte öffnete, brachte sie volends zu sich, ihre Gesichter sahen fahler aus als der Glanz ihrer Fackeln.

Der Rauch derselben schien von dem Hauche unsichtbarer Geister hin und her geweht zu werden. Die Heiducken blieben furchtjam an der Treppe stehen. Von unten hörte man die Trauerweise: Miserere mei Domine! — Alles bekreuzte sich und war froh, als es nach dem Begräbniß in die traulichen Schlafstuben ging. Der Letzte war Thomas Baco. Er schloß die Pforte,kehrte das Wappen um und meinte in den Bart brummend: „Der bleibt geschlossen — bis zum jüngsten Gerichte.“

III.

Die weiße Maid.

Thomas Bacso faßte zitternd Samson's Hand, als er in sein Schlafgemach zurückkehrte. — „Bleibe bei mir,“ sagte er in bittendem Tone, „ich fürchte mich, diese Nacht allein zu schlafen. Die Hölle hat heute ein Gespenst mehr.“ — „Bist Du, altes Kind,“ sprach dieser verächtlich, „noch immer solch ein Hasenfuß?“ — „Bei Tag verdiente ich diesen Titel nicht, die Nacht aber ist des Menschen Feind. Ich bitte Dich, setze Dich zu mir, rüde näher, blase das Feuer im Kamin an, sperre die Thüre ab und verriegle die Fensterläden. Zur Nachtzeit zittere ich vor wunderlichen Dingen.“ — „Im Traume vielleicht, nach zu starkem Abend-Imbiß.“ — „Keineswegs!“ — „Ober wegen zu vielen Fastens.“ — „Du irrst. Gott sucht mich mit Recht heim. Ich habe viel verbrochen, ich will jedoch Buße thun, eine Buße, werth meiner Sünden. Gelingt mein Plan, dann lasse ich eine Kirche bauen, prachtvoll, wie noch in keinem gleichen Dome zu Gott gebetet worden.“ — „Nur nicht in meiner Nachbarschaft, ich könnte sie sonst ausrauben.“ — „Ruhig, Samson, keine solchen Worte! Ach hier sprechen auch die Wände, um mich lebt zu meiner Pein jeder Stuhl, jeder Schrank. Wenn Alles still ist, flüstern sie meinen Namen, ganz leise, kaum hörbar, und in der Nacht, wenn ich mitten im Sturme, der die Wetterfahne am Thurme herum treibt, aufwache, verstummt auf einmal Alles, nur die Glocke von Himaßombat, einst vierundsechzig Tenthner schwer, die ich raubte, um Geld daraus zu prägen, tönt über mir und zwar mit so schrecklichem Getöse, daß das Mauerwerk der Burg in seinen Grundvesten erzittert. Ein andermal befällt es mich wie Blindheit. Ich fühle die Wärme der Fadeln, doch sehe ich ihre Flammen nicht, tiefe Finsterniß umgibt mich. Oft, wenn ich mein Lager suche, sehe ich meine eigene Gestalt in den Rissen liegen und schlummern. Vergebens, daß ich sie wecke, sie will nicht aufwachen, und da muß ich dann die ganze Nacht in meinem Armstuhl zubringen, bis das Gespenst mit Anbruch des Tages verschwindet.“ — „Du erzählst mir da schreckliche Dinge,“ sprach Samson, sein Schwert näher an sich ziehend. — „Blide doch hinter mich! Steht Niemand hinter mir? Oft, wenn ich in einem heiligen Buche blättern will, fühle ich, daß mich Jemand beobachtet und über meinen Schultern aus demselben Buche liest, während vor meinen Augen jeder Buchstabe Leben bekommt. Ach die Lettern ziehen vorüber wie Krieger mit Lanzen und Hellebarden in langen Reihen! Wenn ich ein Messer in der Hand habe, mahnt es mich immer: schneide Dir den Hals ab!“ — „Thomas, mit Dir ist's aus, Du bist verrückt!“ — „Die Burg hat einen uralten Bewohner, der hier über uns oder unter uns in den Vertiefungen der Mauern haust und stets wach bleibt. Dieß ist die weiße Maid. Eine Jungfrau aus dem Geschlechte der Tornallhay zog mit den Kreuzfahrern und blieb auf dem Schlachtfelde; doch ihr Geist kam zurück und wurde von der Familie so sehr in Ehren gehalten, daß man, so oft ein Hochzeitsmahl, ein Trauermahl gehalten oder eine Taufe gefeiert wurde, eine Kerze unter dem Bilde der Maid anzündete, die, während die andern Wachskerzen abbrannten, zwar fortleuchtete, aber nie kleiner wurde. Dieß Gespenst verfolgt mich am schlimmsten. Ich verschließe mich umsonst, es findet mich auch bei verschlossenen Thüren. Bei der einen kommt es herein, bei der andern geht es hinaus. Die Wachen sehen es wohl, aber Niemand wagt es anzusprechen. Sie hören es, wie sich die Thüren hinter ihm schließen und das Portal der Gruft mit entsetzlichem Getöse zugeschlagen wird, und —“

In diesem Augenblicke hörte man einen schrecklichen Schlag. Die beiden Brüder sprangen erschrocken auf und starrten unverwandten Blicks nach der Thüre. Diese ging geräuschlos auf. Thomas Bacso faßte bebend den Arm seines Bruders. Er mochte seine Augen nicht schließen, er wußte, daß er auch

dann die gefürchtete Erscheinung sehen würde. — Eine weiße Gestalt zog durch den Saal, eine Jungfrau mit einem Mar-morantlig, ein Flammenschwert in der Rechten. — Auf die Stirne Bacso's trat kalter Schweiß. Auch Samson zitterte am ganzen Leibe, den Schwertgriff krampfhaft umklammernd. Die weiße Maid stand bereits an der andern Thüre, als Samson mit Gewalt die Fesseln der Furcht sprengte. — „Sind wir Memmen,“ rief er, „daß wir uns vor Gespenstern fürchten!“ Dann vertrat er der Erscheinung den Weg, rasch die Klinge entblößend. „Wenn Du ein Kind der Hölle bist,“ fuhr er fort, „bleib für immer heim! Hast Du aber den Tod noch nicht gefunden, dann will ich Dich mit diesem Schwerte also durchbohren, daß Du auch in der andern Welt nimmer zum Leben zurückkehrst!“ — Die weiße Gestalt schien für einen Augenblick zu erbeben und wurde noch viel bleicher, doch schon in der nächsten Sekunde erhob sie das Flammenschwert und traf damit die Waffe Samson's gleich einem Wetterstrahl. — Das Schwert entfant seiner Faust und er fiel furchtergriffen auf die Kniee, indem er sein Antlitz mit beiden Händen bedeckte. — In den nächsten Augenblicken hörte man eine Thüre nach der andern in's Schloß fallen, bis ein letzter Schlag verkündete, das Portal der Gruft habe sich hinter dem Gespenste geschlossen. — Diese Nacht hindurch schlief Jedermann unter Lobesängsten, die sich noch steigerten, als man am andern Morgen an der Gruft des Hauses Tornallhay das Wappen, das Thomas Bacso mit eigener Hand umgekehrt hatte, wieder in seiner früheren Stellung angehängt fand.

IV.

Die ausgestreckte Hand.

In jenen Zeiten blutiger Wirren hielt es schwer, die Aufmerksamkeit des Landes wie des Königs auf erlittene Un-bilden eines Geschlechtes zu lenken. Die Klagen Einzelner verstummten unter dem Wehrufe des Volkes. Laßlo von Tornallhay, auf die wunderbarste Weise durch seine Braut gerettet, überlegte nunmehr die Art und Weise, wie er die Räuber seines Erbes aus der Burg Murany vertreiben könne. Sollte er geradewegs nach Preßburg zur Magnatentafel eilen und um gesetzliche Genugthuung bitten? Ein gewagtes Spiel! Mordmörder, bei dieser Kunde von Thomas Bacso ge-bungen, konnten ihm rasch verderblich werden, während der Arm der Gerechtigkeit schwerlich über die Mauern des Raub-nestes zu reichen vermöchte. Seine Bemühungen veranlaßten höchstens ein kraftloses Culminatorium, das man auf Murany nur verlachen würde. — Endlich kam ihm ein glücklicher Gedanke. Er ließ Maria nicht mehr in die Feste zurück-lehren, sondern vertraute sie der Obhut der Nonnen des be-nachbarten Elisabethinerklosters. — So verbarg er sie den Augen Bacso's. — Gleichzeitig benachrichtigte Laßlo in einem Schreiben ohne Unterschrift den Landesrichter, daß das Be-sitzthum Murany als herrenlos der Krone anheimgefallen, da der letzte Sprosse des Hauses Tornallhay gestorben und seine Braut in das Kloster gegangen sei. — Diese Anzeige wirkte. Thomas Bacso erhielt binnen kurzer Zeit den Be-fehl, das fragliche Besitzthum im Verlaufe der gesetzlichen Frist der Krone zu überliefern. — Dieser erbleichte, als er die ersten Worte des Befehles las; als er jedoch weiter er-fuhr, daß sich Maria in das Elisabethinerkloster geflüchtet, sprach er mit erleichtertem Gemüthe, als ob ein Fels von seinem Herzen gefallen wäre: „Noch ist nicht Alles verloren!“ — Er suchte Samson noch am selben Tage auf. Dieser schaute seine Wunde, überfiel in der Nacht das Kloster und entführte Maria mit Gewalt. Einige betrunkenen Reifige warfen Feuer in das Gebäude und das Kloster verbrannte bis zum letzten Balken. — Dieser Stift stand aber in der besonderen Gnade des damaligen Reichsprimas, seines Erbauers. Dieser gerieth daher bei der Kunde von der Schre-densthat in gerechte Entrüstung, eilte persönlich mit seiner Klage zum König, und so stand der kaiserliche General

Salm mit seinem rächenden Heere vor Murany, bevor noch die glühenden Balken im Elisabethinerkloster ganz erloschen waren. — Den Gebrüdern Bacso blieb nur ein Weg der Rettung offen. Sie schleppten den Seelsorger eines benachbarten Dorfes herbei und drohten ihm mit dem Tode, falls er die Trauung zwischen Bernat und Maria nicht sogleich vollziehe, da sie nur auf diese Weise den Sturm auf das Nonnenstift rechtfertigen konnten.

Der Geistliche, ein ehrwürdiger siebenzigjähriger Greis, bat sie, ihn mit dem Mädchen allein zu lassen, um sie mit ihrem Geschick bekannt zu machen und zu dem geforderten Schritte zu bewegen. Das geschah denn auch. — „Fürchte Dich nicht, meine Tochter,“ sprach der Greis, als er mit Maria allein war, „der Herr verläßt Dich nicht! Sie drohen mir mit dem Tode, wenn ich Dich nicht mit einem der Verbrecher traue, ich scheue aber den Tod nicht, ich fürchte nur Gott, und wenn es sein Wille ist, daß ich sterbe, so werde ich nicht der erste Märtyrer der Wahrheit sein. Vor der Hand verstehe Dich, willige schein-

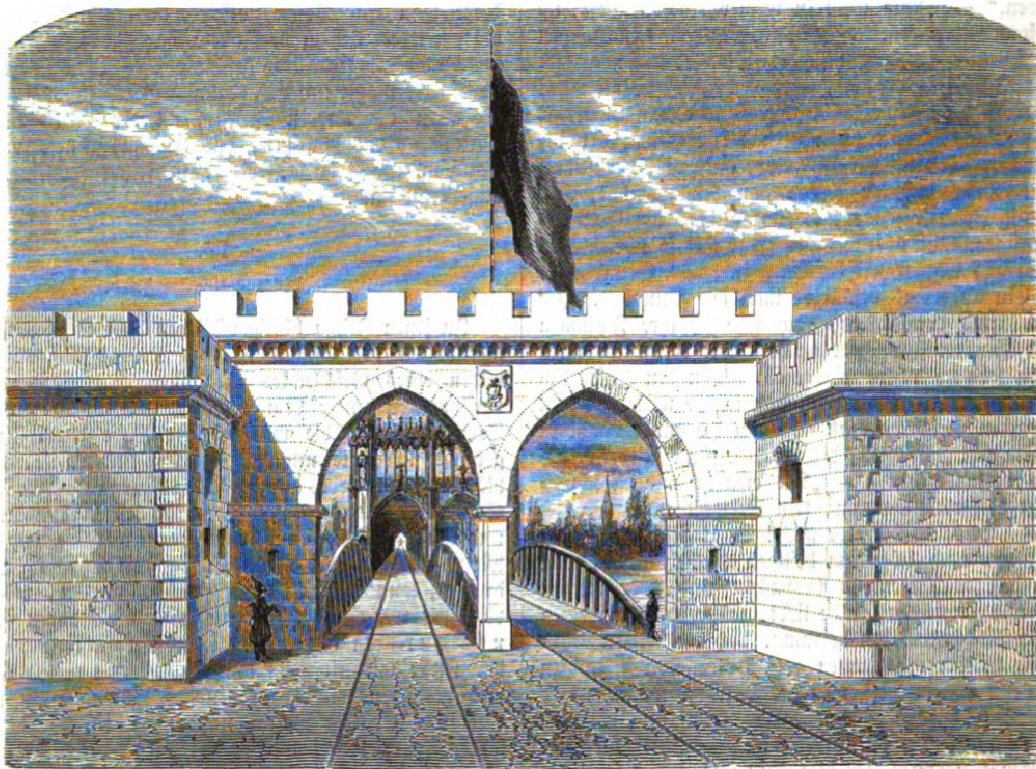
bar ein, die angebotene Hand anzunehmen. Die Trauung wird nicht vollzogen werden.“ Maria küßte seine Hand und erklärte später den Verbrechern zu ihrem größten Erstaunen, daß sie in die Heirath willige. — Auf Murany herrschte nunmehr große Freude, man dachte nur an das hochzeitliche Gelage, obgleich Salm vor der Burg seine Kanonen aufführen ließ und Schanzwerke thürmte. Der Bräutigam, der bußelige Bernat, schmückte sich mit Goldspangen und Korallen wie ein gefallsüchtiges Weib.

(Schluß folgt.)

Die Rheinbrücke.

2.

Die Lage der Brücke ist für Frankreich äußerst günstig gestellt: denn sie steht gerade der straßburger Citadelle gegen-



Die badische Seite der Rheinbrücke.

über, nur 100 Schritte unterhalb der bisherigen Pontonbrücke und von jener 2400 Schritte entfernt. Im Wasser stehen vier, außerhalb zwei Pfeiler, welche letzteren 100, die ersteren 200 Fuß von einander entfernt sind. Die ganze Länge beträgt 800 Fuß. Zerstören läßt sie sich leicht durch Geschützfeuer, da sie von Eisengittern ist, und wegen der großen Spannung kann sie schwer wieder hergestellt werden. Die Befestigungen, welche Baden auführte, um den Gebrauch der Brücke in einem Kriegsfall zu verhindern, bestehen aus drei durch eine Mauer mit einander verbundenen Theilen, nämlich einem Brückenthor, das zu beiden Seiten mit Kasematten versehen ist, wodurch die Brücke ihrer ganzen Länge nach mit Kleingewehrfeuer bestrichen werden kann, und eine Sperrung der Brücke am deutschen Ufer ermöglicht, und zwei kasemattirten Battereien, welche dicht am Rhein ober- und unterhalb der Brücke liegen und zu ihrer Zerstörung durch Geschützfeuer bestimmt sind. Auf der gegen Straßburg zugekehrten Seite sind sie von einem Erdwall ganz verdeckt,

weshalb es schwer wäre, die beiden Battereien vom jenseitigen Ufer zum Schweigen zu bringen. Hinter den Geschützkasematten beider Battereien liegen 50 Fuß lange bombensichere Wohnkasematten. Die Verbindung der Wasserpfeiler mit den Landpfeilern geschieht durch zwei eiserne Drehbrücken, deren jede einen Raum von 200 Fuß überbrückt, und doch können vier Mann denselben jede beliebige Stellung geben. Zur Sprengung der ersten Brückenpfeiler ist alles gethan und von Seiten der badischen Regierung nichts versäumt, was in ihrer Macht stand, den Uebergang bei Straßburg so gefahrlos als möglich für Deutschland zu gestalten. Aber weit größer ist die Gefahr durch Zerstörung der Brücke, als durch den Uebergang der Truppen. Und deshalb können wir nicht in den Jubel einstimmen, der damals ertönte; nur als Werk der Eisenbahnverbindung haben wir die Brücke freudig begrüßt.

Blicke, während nebenbei ein altes Mütterchen den zu früh gestörten Morgenschlaf bei wiegenartiger Bewegung des Schiffes nachholt. Unter dem weißen Vogenbuche des Herrenschiffes setzt, von der Menge umgeben, ein fröhlicher Leutnant die Weinflasche an den durstigen Mund und trinkt zu Ehren der Heldenväter, während der Kapuziner spricht. Hoch oben über der Kapelle singen in Busch und Wald Amseln, Staaren und Drosseln ihren Morgenpsalm, während ein leises, frisches Morgenlüftchen die grünen Zweige bewegt. Neugierig schauen die netzischen Ziegen von den schroffen Felsenbändern hinab auf das ungewohnte bunte Schauspiel, und ihre hellen Glöcklein stimmen harmonisch in die feierliche Feier ein. Wollenlos spannt der lachende Himmel seinen blauen Vogen von Berg zu Berg, und ruhig schiffet ein weißes Reiterpaar in majestätischem Fluge durch die reine Morgenluft. Wo ein Flecklein Erde zwischen den Felsen sich angelegt, da grünt und blüht es. Vor den Augen des vaterländisch begeisterten Jünglings zieht die Zellengeschichte trotz des nagenden Zahnes neuester Geschichtskritik in lebensfrischen Bildern vorüber.

Dort kommt das Herrenschiff von Flügeln her, man kennt's am rothen Dache, an der Fahne. Der Föhn ist los, und hoch und tief geht der See. Der Sturm, der sich in der Wasserkluft verfangen, rast schon daher mit des Raubthiers Angst, das an des Witters Eigenschaft schlägt; die Pforte sucht er heulend sich vergebens, denn ringsherum schränken ihn die Felsen ein, die himmelhoch den engen Paß vermauern. Der Landvogt ist es, der im Schiffe fährt. Er führt darin sein Verbrechen mit. Schnell hat der Arm des Rächers ihn gefunden; jetzt kennt er über sich den stärkeren Herrn. Diese Wellen hören nicht auf seine Stimme; diese Felsen beugen ihre Häupter nicht vor seinem Hute. Zell liegt im Schiff mit Striden festgebunden, wehrlos, ein aufgegebener Mann... Nicht hofft er das frohe Licht der Sonne mehr zu sehen, der Gattin und der Kinder liebes Antlitz, und trostlos blickt er in die Wasserwüste. — Sein Köcher aber mit der Armbrust liegt am hintern Gransen bei dem Steuerruder. Und wie sie an die Ede nun gelangt beim kleinen Azen: da verhängt es Gott, daß solch' ein grausam mörderisch Ungewitter jählings hervorbricht aus des Gottthards Schlünden, daß allen Ruderern das Herz entfinke, und Alle meinen, elend zu ertrinken. Jetzt sieht er, wie der Diener einer sich zu dem Landvogt wendet und die Worte spricht: „Ihr sehet Eure Noth und unsere, Herr, und daß wir All' am Rand des Grabes schweben; die Steuerleute aber wissen sich vor großer Furcht nicht Rath, und sind des Fahrens nicht wohl berichtet. Nun aber ist der Zell ein starker Mann, und weiß ein Schiff zu steuern. Wie, wenn wir sein jetzt brauchten in der Noth?“ — Da spricht der Vogt zu ihm: „Zell, wenn Du Dir's getrauest uns zu helfen aus dem Sturm, so möcht' ich Dich der Wande wohl entledigen.“ — Zell darauf spricht: „Ja, Herr, mit Gottes Hülfe getraut ich mir's, und helf' uns wohl hiebannen.“ — So wird er seiner Wande los und steht am Steuerruder, und fährt redlich zu; doch schießt er seitwärts, wo sein Schießzeug liegt, und an dem Ufer merkt er scharf umher, wo sich ein Vortheil aufthut zum Entspringen. Und wie er nun den Felsenriff gewahrt, der abgeplattet vorspringt in den See, ruft er den Knechten, handlich zuzugehen, bis daß sie vor die Felsenplatte kämen. „Dort,“ ruft er, „ist das Aergste überstanden.“ — Und wie sie die frischen Ruder bald erreicht, fleht er die Gnade Gottes an, und drückt, mit allen Leibeskräften angestemmt, den hinteren Gransen an die Felswand hin.

Jetzt schnell sein Schießzeug fassend, schwingt er sich hochspringend auf die Platte kühn hinauf, und mit gewaltigem Fußtritt hinter sich stößt er das Schifflein in den Schlund des Wassers.

So hat der Jüngling die That geschaut und der Kapuziner gepredigt. Der Föhnsturm, wie ihn der unsterbliche Schiller mit unerreichbarer Meisterschaft geschildert, hat die Kreuzfahrt zur Zellkapelle in Wirklichkeit vor zwei Jahren

erfahren. Seit mehreren Tagen donnerten in den Höhen die Laminen und dumpf brüllte der Föhn! Der Weitenstod hatte seine Haube angezogen, und die Windzelle nicht minder. Hell leuchtete beim Abzuge der Prozession der tiefblaue Himmel dem Gottthard zu, und glühendheiße Luftflöße floßen von Zeit zu Zeit über die Häupter der Wittgänger hin. Besorgt hatte der Steuermann des großen „Urinauens“ sich geäußert, er meine, der Föhn könnt' da sein, eh' sie's dächten. Man war nun einmal da, und wollte es wagen. Aber während der Predigt weist der Kopfschüttelnde Steuermann auf die weißen Wellenschäufchen, die immer näher und näher von Flügeln daher tanzen, und sagt zum Landamman: „Da habt Ihr's nun, der Föhn ist schon in See gefallen. Jetzt ist's die höchste Zeit zurück zu schiffen.“ — Sogleich entsendet der Landamman den Landeswaidel zum Prediger. Der zupft ihn am Kuttenärmel und meldet ihm: „Der Föhn ist da. Wir müssen heim.“ Und wirklich war's die höchste Zeit. Der Landamman mit seiner gewaltigen Gestalt und Körperkraft stellt sich selbst an's Steuerruder hin, und nur der unsäglichsten Anstrengung aller Kräfte gelang es, nach langem, schwerem Kampfe das Gestade von Flügeln zu erreichen. Beinahe kein Jahr vergeht, daß dieser See, auch wenn nicht Simon und Judä ist, gewaltig rast und sein Opfer an Menschenleben haben will.

Bis der Kreuzgang wieder die Kirche von Altdorf erreicht hat, wird daselbst nach dem Genossenbeschlusse von 1782 Feiertag gehalten.

Die Kosten der Kreuzfahrt belaufen sich für den Landesfädel auf 110 bis 120 Franken. Diefelbe hat den verdienstlichen, vaterländischen Zweck, an die Gefahren zu erinnern, in welchen einst das Vaterland geschwebt, in welche es möglicherweise wieder gerathen kann, aus denen es mit Gottes Hülfe von den Vätern gerettet worden, und wieder durch uns oder unsere Nachkommen dürfte gerettet werden. Die Feier wirkt sichtlich tief auf das an ihr theilnehmende Volk, und dient zur Kräftigung seiner treuen und lebendigen Vaterlandsliebe.

Gas, Lichtflamme und Gasbeleuchtung.

Von

Dr. Franz Döbereiner.

Als Gas wird in der wissenschaftlichen Sprache jeder Körper bezeichnet, der an und für sich oder durch Einfluß einer erhöhten Temperatur den luftförmigen Zustand einnimmt; so heißt zum Beispiel die atmosphärische Luft auch atmosphärisches Gas, die luftförmige Kohlensäure Kohlen-säuregas, der durch Erhitzen gebildete Wasserdampf und Schwefeldampf Wassergas und Schwefelgas. Im engeren Sinne begreift man aber darunter diejenigen luftförmigen Körper, welche bei mittlerer Temperatur und unter dem gewöhnlichen Luftdruck diesen Zustand behaupten, und im engsten Sinn nur diejenigen Luftarten, welche weder bei der niedrigsten Temperatur noch unter dem stärksten Druck in den flüssigen oder festen Zustand übergehen. Zu den letzteren Luftarten gehören nur drei elementare, das Sauerstoffgas, Wasserstoffgas und Stickstoffgas, und einige zusammenge setzte, zu den Gasarten im engeren Sinn das elementare Chlor und die meisten zusammenge setzten Luftarten, zu den Gasarten in dem weitesten Sinn alle diejenigen, welche mit dem Zurückgehen der Temperatur den bei mittlerer Wärme ihnen zukommenden Zustand wieder annehmen.

In der Technik hingegen bezeichnet man als Gas im Allgemeinen diejenigen Luftarten, welche unter dem Zutritt der atmosphärischen Luft sich entzünden, beim Verbrennen neben einer intensiven Wärmeentwicklung eine mehr oder minder starke Leuchtkraft zeigen und sich billig genug erzeugen lassen, um als Heizmaterial (Heizgas) oder Leucht-

material (Leuchtgas) mit Vortheil gegen die gewöhnlich dafür verwendeten Stoffe benutzt werden zu können. Im Besonderen versteht man in der technischen Sprache als Gas nur diejenige Luftart oder dasjenige Luftgemenge, welche oder welches beim Verbrennen hinreichend Licht entwickelt, um als Leuchtmaterial verwendbar zu sein, und bezeichnet sie, namentlich die Luftgemenge, nach ihrer Abstammung als Steinkohlengas, Braunkohlengas, Torfgas, Holzgas, Harzgas, Delgas, Knochengas u. s. w.

Diejenige Luftart, welche für sich beim Verbrennen den höchsten Lichteffect gewährt, ist eine chemische Verbindung von Kohlenstoff und Wasserstoff im Verhältniß von 6:1. Dieses Gas wird im Besonderen Leuchtgas, auch nach der Eigenschaft, mit Chlorgas zu einem ölartigen Körper zusammen zu treten, ölbildendes Gas, oder nach seinen Bestandtheilen und wegen der größeren Dichtigkeit, die es im Verhältniß zu einer anderen, aus gleichen Bestandtheilen zusammengesetzten Luftart zeigt, schweres Kohlenwasserstoffgas genannt. Es hat die Eigenschaft, bei einer hohen Temperatur in reines Wasserstoffgas, in das kohlenstoffärmere leichte Kohlenwasserstoffgas und in Kohlenstoff zu zerfallen, und eben auf diesem Verhalten beruht die beim Verbrennen hervortretende starke Leuchtkraft. Entzündet man nämlich einen aus einer engen Röhre hervortretenden Strom des Leuchtgases, so findet die Verbrennung nur oberflächlich Statt, da die atmosphärische Luft oder vielmehr deren das Verbrennen bedingende Sauerstoffgas nicht den Gasstrom durchdringt. Durch diese oberflächliche Verbrennung und dadurch bedingte hohe Erhitzung wird aber das Zerfallen des inneren Theiles des Leuchtgasstromes in reines Wasserstoffgas, leichtes Kohlenwasserstoffgas und Kohlenstoff veranlaßt; letzteres tritt dabei in höchst feinertheilter Form auf, bleibt deshalb schwebend, wird durch die wirkliche Flamme bis zum Weißglühen erhitzt, verursacht deshalb das intensive Leuchten der Flamme, und verbrennt endlich an der Spitze derselben durch den hinzutretenden Sauerstoff der atmosphärischen Luft, während die beiden anderen Zerzeugungsprodukte des Leuchtgases sich nach außen hin verbreiten und verbrennen, wo sie in dem nachströmenden Leuchtgas dieselben Zerzeugungen und Erscheinungen hervorgerufen. Wir haben ein einfaches, für Jedermann zugängliches Mittel, uns von diesen Erscheinungen zu überzeugen und dadurch zugleich zu erkennen, daß jede Flamme aus mehreren Theilen zusammengesetzt ist. Schon der einfache Anblick einer Leuchtgasflamme zeigt, daß sie am Grund und nach der Spitze hin weniger leuchtend als in dem übrigen Theil ist; bringen wir in die verschiedenen Theile der Flamme einen Platindraht, so finden wir, daß diejenigen Theile, die am wenigsten leuchten, jenen am stärksten erhitzen, weil sie eben keinen Kohlenstoff zu erhitzen haben, was in dem leuchtenden Theil der Fall ist; halten wir aber horizontal in die Flamme hinein ein den Verhältnissen der Flamme entsprechendes Gewebe von Eisendraht, so wird für einige Zeit die Flamme wie abgeschnitten erscheinen, und wir finden beim Beschauen derselben von oben herab, daß sie aus einer wenig leuchtenden äußeren Hülle, einem stark leuchtenden Ring und einem dunklen Kern besteht; bei längerer Erhitzung, bis das Gewebe heiß genug geworden ist, schlägt die Flamme endlich durch und zeigt sich wieder als Ganzes.

Bei den Flammen der gewöhnlichen Leuchtmaterialien haben wir ganz dieselben Erscheinungen; auch hier läßt sich zum Beispiel die Flamme eines Talglüchtes durch ein Drahtgewebe horizontal abschneiden, und man bemerkt innerhalb der wenig leuchtenden Hülle den leuchtenden Ring und in diesem den dunklen Kern, der hier durch die Gasarten gebildet wird, die sich durch die Einwirkung der Flammenerhitzung aus dem an dem Docht in die Höhe gepumpten Talg (oder Del) bilden, und wegen des Gehaltes an Leuchtgas mit leuchtender Flamme verbrennen, währenddem aber immer neue Quantitäten Talges zerfließen. Auch an der Flamme des Talglüchtes oder einer Dellampe tritt bald die

Erscheinung ein, daß sie wieder durch das sie abschneidende Drahtgewebe schlägt und als Ganzes erscheint.

Das Leuchtgas läßt sich rein auf die Weise darstellen, daß man entweder starken Weingeist und concentrirte Schwefelsäure in gehörigen Verhältnissen mischt, und bis zum Dunkelwerden und Schäumen erhitzt, oder in erhitzte Schwefelsäure Weingeistdämpfe einführt, und das dabei auftretende Gas zur Beseitigung einiger Nebenerzeugnisse zuerst durch in Wasser vertheilten Kalk und hierauf durch concentrirte Schwefelsäure leitet. Es ist diese Methode aber gar nicht billig, und wir würden uns des schönen Lichtes des Leuchtgases weit seltener zu erfreuen haben, wenn wir keine billigeren Materialien dafür hätten. Deren gibt es aber sehr viele, und namentlich sind es die gewöhnlichen Heiz- und Leuchtmaterialien, das Holz, der Torf, die Braunkohlen und Steinkohlen, die Del- und Fettarten, die Harze und Wacharten, die sich zur Darstellung des Leuchtgases eignen. Die flammende Verbrennung derselben ist im strengen Sinn nichts Anderes als eine Gasverbrennung; denn jene Körper brennen nicht etwa als solche, sondern schlagen nur dadurch in Flamme aus, daß aus ihnen durch die für die Entzündung nöthige Erhitzung durch andere brennende Körper neue brennbare, luft- und dampfartige Stoffe erzeugt werden, die bei der hohen Temperatur durch den Sauerstoff der atmosphärischen Luft in Entzündung übergehen, und nun auf die in ihrer Nähe befindlichen rohen Heiz- und Leuchtmaterialien erhitzen und in derselben Weise umsetzend wirken. Alle die genannten Stoffe und alle diejenigen organischen Körper, welche als Ganzes nicht flüchtiger Beschaffenheit sind, geben bei der Erhitzung in verschlossenen Räumen unter Rücklassung von Kohle Dämpfe und Gasarten aus, welche sich beim Zutritt der Luft entzünden lassen und dabei eine mehr oder minder leuchtende Flamme geben. Geschieht diese Erhitzung in einer Vorrichtung mit schließlichen und gut wirkenden Verdichtungsgefäßen, so erhält man in letzteren die Dämpfe als eine wässrige und eine theerartige Flüssigkeit verdichtet, und die nicht verdichtbaren Gasarten entweichen. Diese letzteren sind je nach der Natur des ursprünglichen Körpers und nach dem Grade der stattgefundenen Erhitzung qualitativ und quantitativ verschieden, und bestehen im Allgemeinen aus reinem und kohlehaltigen Wasserstoffgas, Kohlenoxydgas, Kohlenäuregas und einigen nicht kondensirten Dampfarten, im Besonderen noch aus Stickstoffgas, Ammoniakgas, Cyan-, Schwefel- und Phosphorverbindungen und einigen anderen Stoffen.

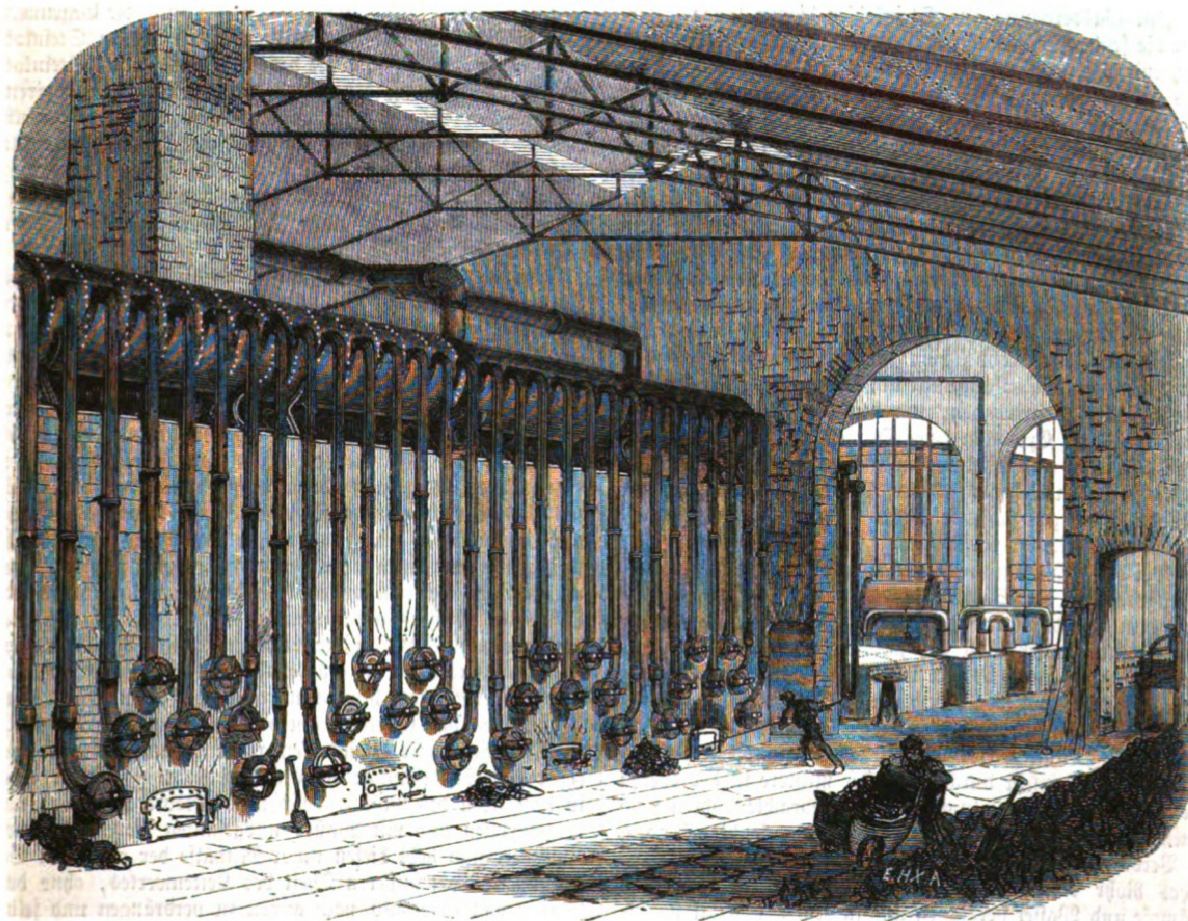
Bereits im siebenzehnten Jahrhundert war von Clapton beobachtet worden, daß sich aus erhitzten Steinkohlen eine Luftart sammeln lasse, die mit leuchtender Flamme brennbar sei, aber erst im Jahr 1787 wurden durch Lord Dundonald Versuche angestellt; aus den Steinkohlen durch Destillation, das heißt durch trockene Erhitzung der Steinkohlen bei Abschluß der Luft, ein Gas zu gewinnen und zur Beleuchtung zu benutzen. Bald darauf, im Jahr 1792, wurde durch den Schotten Murdoch eine Fabrik und achtzehn Jahre später ein öffentliches Theater durch Steinkohlengas beleuchtet, und währenddem, im Jahr 1801, von einem Deutschen, von Lampadius, die Idee der Beleuchtung mit Steinkohlengas ausgesprochen, aber in unserem Vaterland, wie so viele andere Beobachtungen, unberücksichtigt gelassen, bis ein Vierteljahrhundert später von außen her der Anstoß und die Ausführung kam. Die Franzosen wollen die Entdeckung der Gasbeleuchtung einem ihrer Landsleute, dem Kriegsbaumeister Lebon, zuschreiben, weil derselbe zwar erst im Jahr 1802 öffentliche Versuche damit anstellte, aber weit früher das Erfindungspatent dafür gelöst habe. Ihm ist jedoch der Anstoß zu verdanken, andere Körper für die Gasbereitung zu verwenden, und er suchte mittelst seiner Thermo-lampe die Holzgasbeleuchtung einzuführen, die jedoch sehr unvollkommen war, und erst in der neuesten Zeit durch Bettendorfer mit Erfolg in Ausführung gekommen ist.

Obgleich nun das Steinkohlengas diejenige der Leucht-

gasarten ist, welche die meisten auf die Leuchtkraft derselben störend einwirkenden Beimischungen enthält, und wir bis jetzt nur einige derselben entfernen können, hingegen das Del- und Harzgas weit reiner auftritt und leichter gereinigt werden kann, so sind doch jetzt die Materialien für letztere zu kostspielig, um mit den Steinkohlen konkurrieren zu können, und nur in seltenen Fällen finden noch schlechtere Arten von Del, Fischthran, Fett, Harz, Pech u. s. w. Anwendung zur Leuchtgasfabrikation, und noch vereinzelter findet man die der Braunkohlen und des Torfes, da deren Gase nur eine geringe Leuchtkraft besitzen. Das Steinkohlengas hingegen hat man unter Benutzung der immer mehr sich sammelnden Erfahrungen so gut darzustellen und zu einigen gelernt, daß es den anderen guten Leuchtgasarten nicht nachsteht, und die Beleuchtung damit ist von England aus

seit dem Ende der zwanziger Jahre nach Deutschland durch besondere Gesellschaften verpflanzt worden, die bald bei uns selbst eine bedeutende Konkurrenz in Einzel- oder Gesellschaftsunternehmungen fanden.

Anfangs war man bei uns der Meinung, daß die neue Beleuchtungsart nur in großen Städten mit Erfolg einföhrbar sei; als man aber die drei wichtigsten Gesichtspunkte, welche für die Gasbeleuchtung sprechen, nämlich die Möglichkeit des reinen und schönen, leicht und sicher zu erzielen des Lichtes, die Verwendung eines höchst billigen Materiales, und die Einführung einer gemeinsamen und deshalb billigeren Beleuchtungsweise allgemein würdigen lernte, als ferner die Einrichtungen verbessert, vereinfacht und minder kostspielig wurden, von da an drang die Gasbeleuchtung bis in die kleinsten Städte, und selbst bis in vereinzelter indu-



Die Gasbereitungsmaschine.

strielle oder öffentliche Anstalten und Privathäuser. An einzelnen, durch Lokalverhältnisse begünstigten Orten kann das Steinkohlengas so billig geliefert werden, daß man es nicht allein fast durchgehends als Beleuchtungsmaterial, sondern auch schon häufig zum Heizen und zu verschiedenen technischen Zwecken verwendet; ja trotz der in der Neuzeit aufgetretenen anderweiten schönen und effektreichen Leuchtmaterialien ist die Verwendung des Steinkohlengases nicht vermindert worden, vielmehr immer noch im Steigen begriffen. Es ist also das Steinkohlengas von einer solchen allgemeinen Bedeutung geworden, daß es für Jedermann von Interesse sein muß, die Operationen und Vorrichtungen bei der Darstellung und Verwendung desselben in seinen Umrißen zu kennen, und wir wollen davon im Nachstehenden ein möglichst instruktives Bild in den kürzesten Zügen zu geben suchen.

Für die Darstellung des Leuchtgases aus Steinkohlen verwendet man eine Sorte derselben, welche am reichsten an Bitumen ist, weil eben davon nicht allein die Quantität, sondern auch die Qualität des zu erzielenden Gases abhängig ist. Unsere deutschen Steinkohlen, selbst die der besten Qualität, eignen sich nicht so gut für die Gasbereitung wie die englischen, und auch bei diesen zeigen sich sehr wesentliche Verschiedenheiten in der Gasausbeute, die nach den Versuchen von Madenzie mit 32 Sorten von 20 an bis herunter auf nur $1\frac{1}{4}$ Prozent beträgt. Die schottische Kannelkohle, die durch und durch pechartig erscheint und angezündet wie ein Licht brennt, wird vorzugsweise in England und in den meisten Gasanstalten des Kontinents verwendet.

Aber nicht allein die Beschaffenheit der Steinkohlen, sondern auch der Grad der Erhitzung derselben hat bei der Bereitung des Gases einen wesentlichen Einfluß auf die Quan-

tität und Qualität derselben; denn bei zu niedriger Erhitzung der Steinkohlen bilden sich fast nur Wasser und Theer, aber wenig Gas, bei zu starker Erhitzung, bei der Weißglühhitze, zwar viel Gas und wenig Theer, aber Ersteres enthält dann kein oder nur wenig schweres Kohlenwasserstoffgas, weil dasselbe im Bildungsmoment durch die hohe Temperatur sogleich wieder in reines Wasserstoffgas, leichtes Kohlenwasserstoffgas und Kohlenstoff zerlegt wird. Im Allgemeinen nimmt man an, daß bei richtiger Leitung der Erhitzung der guten Steinkohlen diese 20 Prozent Gas, 40 Prozent Wasser und Theer, und 40 Prozent Coals geben. Diese Nebenprodukte lassen sich gut verwerten, indem das Wasser auf Ammoniaksalze, und der Theer auf Benzoin, Anilin, Photogen, Paraffin und Asphalt verarbeitet wird, die Coals aber als Heizungsmaterial dienen, obgleich sie wegen ihres Schwefelgehaltes nicht überall wie die auf gewöhnliche Weise gewonnenen Coals benutzt werden können.

Zur Gasbereitung aus Steinkohlen dienen lange Retorten, die früherhin nur aus gußeisernen Zylindern bestanden, während jetzt meist elliptisch runde oder Δ geformte Gefäße aus feuerfestem Thon und aus mehreren zusammengeklebten Stücken bestehend verwendet werden, da man gefunden hat, daß in Thongefäßen sich ein besseres Gas als in Eisengefäßen erzeugen läßt. Solche an dem hinteren Ende verschlossenen Retorten werden nach dem Bedürfnis an Gas einzeln, zu 3, 5 oder — wie unsere Illustration zeigt — zu 7 in einem Ofen mit gemeinschaftlicher Feuerung eingesetzt. Sie sind an dem an der Vorderseite des Ofens hervorragenden Ende mit einem aufsteigenden (wohl auch abwärts gehenden) Rohr verbunden, das aus jeder Retorte nach einem gemeinschaftlichen weiten Rohr führt, welches horizontal liegt und zur Hälfte mit Theer angefüllt ist, in welchem alle Röhren einige Zoll tief einmünden, um dem Zutritt der Luft und einer möglichen Explosion beim Öffnen der Retorten behufs der Entleerung und Wiederanfüllung vorzubeugen. Die nach außen stehenden Oeffnungen der Retorten werden nach der Füllung durch gut passende Dedel unter Mithilfe von passendem Kitt luftdicht verschlossen.

Bei der Erhitzung der Retorten gehen die flüchtigen Zersetzungserzeugnisse der Steinkohlen durch die Ableitungsröhren nach dem horizontal liegenden Rohr, wo sie einen Theil des Theers und Wassers abgeben, welche bei einer gewissen Anhäufung nach einem Vassin mittelst einer Röhre abfließen, die ebenfalls in die hier befindliche Flüssigkeit eintaucht, um die Entweichung der nicht verdichteten Dämpfe und der Gasarten nach hierhin zu verhindern. Diese Dämpfe und Gasarten treten vielmehr durch eine oder mehrere in der oberen Seite des ersten Verdichtungsrohres angebrachte Röhren nach einem freistehenden System von mehreren aufrecht stehenden, in Verbindung gesetzten und am Boden in ein gemeinschaftliches Rohr einmündenden Röhren, worin sich wiederum Dämpfe und Wasser verdichten und in dem horizontal liegenden Rohr ansammeln. Von letzterem Röhrensystem gehen die Dämpfe und Gase in einen Zylinder, der mit Coals gefüllt ist, und mit einem fein zertheilten Strom Wasser fortwährend gespeist wird, um den Rest der verdichtbaren Theerdämpfe zu verdichten.

Nach dem Passiren des Steinkohlengases durch den Coalszylinder ist die mechanisch mögliche Reinigung desselben beendet, und es beginnt die Behandlung mit chemisch wirkenden Körpern. Das Steinkohlengas enthält nämlich nun noch neben den beiden Kohlenwasserstoffgasen und einigen dem bildenden Gas analogen Verbindungen, welche für die Erhöhung der Leuchtstärke des Gases noch wesentlich beitragen, auch Stickstoffgas, Wasserstoffgas und Kohlenoxydgas, für welche wir keine praktisch ausführbaren Mittel zur Beseitigung haben, und Kohlenäuregas, sowie kohlen-saures Ammoniak, Schwefel- und Cyanammonium (oder schwefelwasserstoffsaures und blausaures Ammoniak) und Schwefelkohlenstoff, die durch folgende Operationen entfernt werden: Das Gas tritt nämlich aus dem Coalszylinder in ein Gefäß mit ver-

dünnter Schwefelsäure, welche alle Ammoniakverbindungen in der Weise zerlegt, daß schwefelsaures Ammoniak (das mit dem Theerwasser, welches ebenfalls mit Schwefelsäure zur Fixirung des in ihm enthaltenen Ammonials behandelt worden ist, auf nuzbare und werthvolle Ammoniaksalze verarbeitet wird) entsteht, und Kohlenäure, Schwefelwasserstoff und Blausäure abgeschieden werden und in den Gasstrom treten. Dieser geht aus dem Schwefelsäuregefäß nach einem Zylinder, in welchem gewöhnlich gelöschter Kalk auf Horben ausgebreitet oder in Wasser durch ein Röhrwerk schwebend vertheilt ist; hier wird die Kohlenäure, der Schwefelwasserstoff und die Blausäure von dem Kalk gebunden, und hiermit ist meist die Reinigung des Steinkohlengases beendet (auf unserer Illustration sehen wir wegen der Zwischenwand nur einen Theil des Röhrensystems, dagegen die weiteren Reinigungsgefäße in Form von durch Röhren verbundenen Kästen). Hat hingegen das Steinkohlengas einen zu bedeutenden Gehalt von Schwefelkohlenstoffdämpfen, die durch die Gegenwart über-schwefelter Metalle (von Schwefelkies) in den Steinkohlen bedingt werden, und bei der Verbrennung des Steinkohlengases die Bildung der auf Metallgegenstände corrodirend einwirkenden Schwefelsäure veranlassen, so muß dasselbe noch durch eine lange, mit zerstückeltem Schwefel angefüllte Röhre geleitet werden; dieser nimmt die Schwefelkohlenstoffdämpfe sehr begierig auf und bildet damit eine Flüssigkeit, welche beim Erhitzen in einem Destillationsgefäß den Schwefelkohlenstoff rein gibt.

Bei richtiger Auswahl der Steinkohlen, bei gehöriger Leitung der Hitze und bei rechtzeitiger Erneuerung der Reinigungsmittel erhält man aus dem rohen Steinkohlengas ein Gasgemenge, das beim Entzünden mit schön weißem Licht verbrennt. Um nun dasselbe für den Konsum in ausreichender Menge vorrätig zu haben und abgeben zu können, wird es in großen Gasbehältern angesammelt, die unrichtigerweise Gasometer (was Gasmesser bedeutet) genannt werden. Der Gasbehälter besteht aus einem Vassin von durch wasserdichten Mörtel verbundenem Steinbau, in welchem bis fast auf den Grund herab ein ringsförmiger Raum leer gehalten ist, weit genug, um einen oben verschlossenen und sonst dicht gemachten Zylinder von starkem Eisenblech und eine hinreichende Quantität Wassers aufnehmen zu können. Dieser Zylinder ist am oberen Rand an verschiedenen Stellen mit Kettenwert versehen, das über an Säulen befindlichen Rollen wegläuft und außerhalb noch hinreichend belastet ist, und füllt beim Niederlassen den inneren Kern des Steinbaues genau aus.

Das gereinigte Steinkohlengas tritt aus dem Kalkgefäß (oder den Schwefelstücke enthaltenden Röhren) mittelst einer in dem Kern des Vassins befindlichen Röhre unter den niedergelassenen und mit Wasser ausgefüllten und umgebenen Zylinder, und hebt diesen unter Mithilfe der gehörigen Belastung an dem äußeren Theil des Kettenwertes, ohne das Wasser von innerhalb nach außen zu verdrängen und selbst zu entweichen, oder durch eine übermäßige Spannung auf das nachströmende Gas auf den Gang der Erzeugung und der Reinigung des Gases störend einzuwirken.

Diese Gasbehälter, von denen sich auf unserer Illustration einer außerhalb der Fenster zeigt, sind oft von ungeheuren Dimensionen, und nicht selten finden sich in den bedeutenderen Gasanstalten mehrere vor, um darin den täglichen Bedarf an Gas zu sammeln und daraus zu entlassen. In dem Kern befinden sich neben der Zuleitungsröhre auch eine oder mehrere andere Röhren, durch welche das nöthige Gas entlassen wird und die außerhalb des Vassins mit Hähnen versehen sind, welche selbstredend während der Füllung der Gasbehälter verschlossen gehalten werden. Von diesen Röhren gehen die Hauptstränge der Gasbeleuchtung aus; doch werden nicht selten und namentlich da, wo während des Winters strenge Kälte herrscht, Zwischenglieder aus einer sehr weiten und langen, freiliegenden Röhre angebracht, um hierin die von dem Gas aufgelösten Wasserdämpfe als Eis verdichten zu lassen, weil sie sonst in dem eigentlichen Leitungs-

strang eine Verstopfung veranlassen könnten. Die Hauptstränge der Gasleitung bestehen aus gußeisernen Röhren, welche zur gehörigen Gasdichtigkeit mit Steinkohlentheer überzogen, und an den schraubenartigen Zusammenfügungsstellen verbleit und so tief in die Erde eingelegt werden müssen, daß sie möglichst gegen Frost und gegen die Erschütterung durch darüberfahrende Geschirre geschützt bleiben. An die Hauptstränge schließen sich die Nebenstränge und Ableitungen nach den Orten hin, wo das Gas konsumiert werden soll, an, und sind letztere schmiedeeiserne oder bleierne Röhren, welche endlich in die mit Hähnen versehenen messingenen Brenner ausmünden.

Zur Zeit, wo der Verbrauch des Gases eintritt, werden an dem Gasbehälter die Einleitungsröhren geschlossen, die Austrittsröhren geöffnet, und das Kettenwerk an dem Zylinder nach Bedürfnis entlastet; das Gewicht des Zylinders ist bedeutend genug, um das darunter befindliche Gas durch die Haupt- und Nebenstränge bis zu dem entferntesten Punkt der Gasleitung zu drängen, und bei dem Öffnen der Hähne an den Brennern in einem der Öffnung und dem Druck entsprechenden Strom herauszutreiben. Die Brenner selbst sind von verschiedener Einrichtung, und geben deshalb beim Entzünden des Gasstromes verschiedene Flammen. Hat das Ansaßstück an dem Brenner eine schneideborstenähnliche Öffnung, so bildet sich eine Strahlflamme; hat es einen Spalteneinschnitt, so entsteht die Fledermausflamme; sind solcher Spalten zwei an einander und so eingeschnitten, daß sich die Flammen in einem Winkel von 45 Grad begegnen, so zeigt sich die Fischschwanzflamme; ist es mit etwa zwanzig kreisförmig angebrachten Öffnungen versehen, so entsteht die Atraxflamme u.

Zur Regelung der Flamme dienen weniger die Hähne der Brenner, obgleich durch mehreres oder minderes Öffnen sich schon Vieles dafür erzielen läßt, als vielmehr ein besonderer Regulator von der Art der eigentlichen Gasbehälter, aber in den dem Lokalverbrauch an Gas entsprechenden Verhältnissen und so vorgerichtet, daß er unter gleichförmigem Druck auf das nach dem Brenner hinströmende Gas wirkt. Dieser Regulator befindet sich gewöhnlich im Keller, und mit ihm steht diejenige Vorrichtung in Verbindung, an welcher der Produzent die Masse des in dem Lokal verbrauchten Gases zu jeder beliebigen Zeit bestimmen und hiernach den Preis feststellen kann. Gewöhnlich bedient man sich hierzu der Gasuhr; diese besteht aus einer Trommel von Eisenblech und bestimmtem Rauminhalt, enthält vier Kammern, ist leicht um eine Ase drehbar und in ein Gehäuse eingesetzt, in welchem sich bis zu einer gewissen Höhe Wasser befindet. Das Gas tritt in die Kammern, veranlaßt eine Drehung der Trommel, und geht dann durch das Gehäuse nach dem Ableitungsrohr, während bei jeder Drehung der Trommel ein Zeigerwert in Bewegung gesetzt wird, dessen Stellung man nur abzulesen braucht, um die Menge des die Trommel passierten und verbrauchten Gases zu bestimmen.

Indem wir schließlich auf die Bedeutung der Beleuchtung mit Steinkohlengas kommen, müssen wir zugestehen, daß trotz mancher noch herrschenden Mängel, verschiedener Nachteile und Gefahren, diese Beleuchtungsweise einen hohen Einfluß auf die Volkswirtschaft ausübt; denn abgesehen davon, daß sie uns die Mittel gewährt, ein schönes, fröhliches, leicht zu regulierendes, billiges und gemeinsames Licht zu benützen, also auf den Volkswohlstand hebend zu wirken, so ermöglicht sie es durch die Verwendung der verhältnismäßig sehr billigen, in ungeheuren Massen vorkommenden Steinkohlen, den Grund und Boden, den wir früherhin für den Anbau von Delfrüchten behufs der Brennölgewinnung verwenden mußten und noch verwenden würden, sowie die Fettmast des Schlachtviehes für die Talg- und Stearinzerzenfabrikation mehr und mehr einzuschränken und jenen für andere Fruchtarten zu verwenden, das Schlachtvieh aber mehr auf die Fleischmast zu stellen, und dadurch den durch die steigende Bevölkerung vermehrten Bedürfnissen nach Pflanzen- und Fleischkost zu genügen.

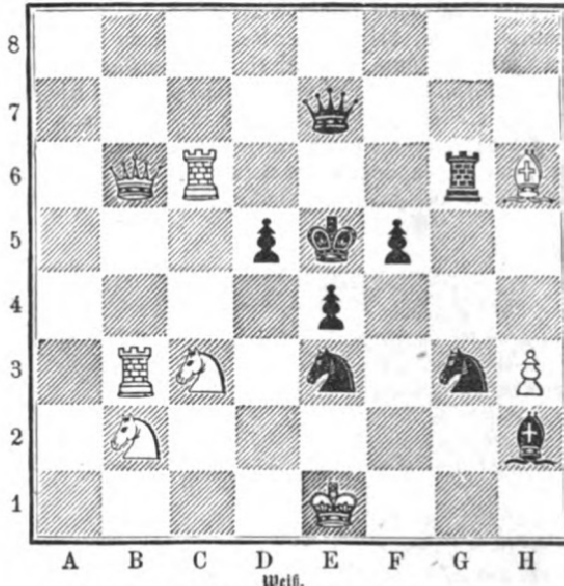
Schach.

Redigiert von Dufresne.

Aufgabe Nr. 2.

Von Herrn F. T... in Berlin.

Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung von Nr. 1.

Weiß.

Schwarz.

- 1) D. C 2 — F 5 + . . . 1) S. F 3 nimmt G 2 oder A.
 - 2) D. F 5 — D 3 . . . 2) S. G 2 — G 1.
 - 3) D. D 3 — F 1 Schach und Matt.
- A.
- 1) . . . 1) S. F 3 — E 3.
 - 2) L. G 2 — D 2 . . . 2) L. A 1 — E 4.
 - 3) D. F 6 — F 2 Schach und Matt.

Der Rechenberg.

Von

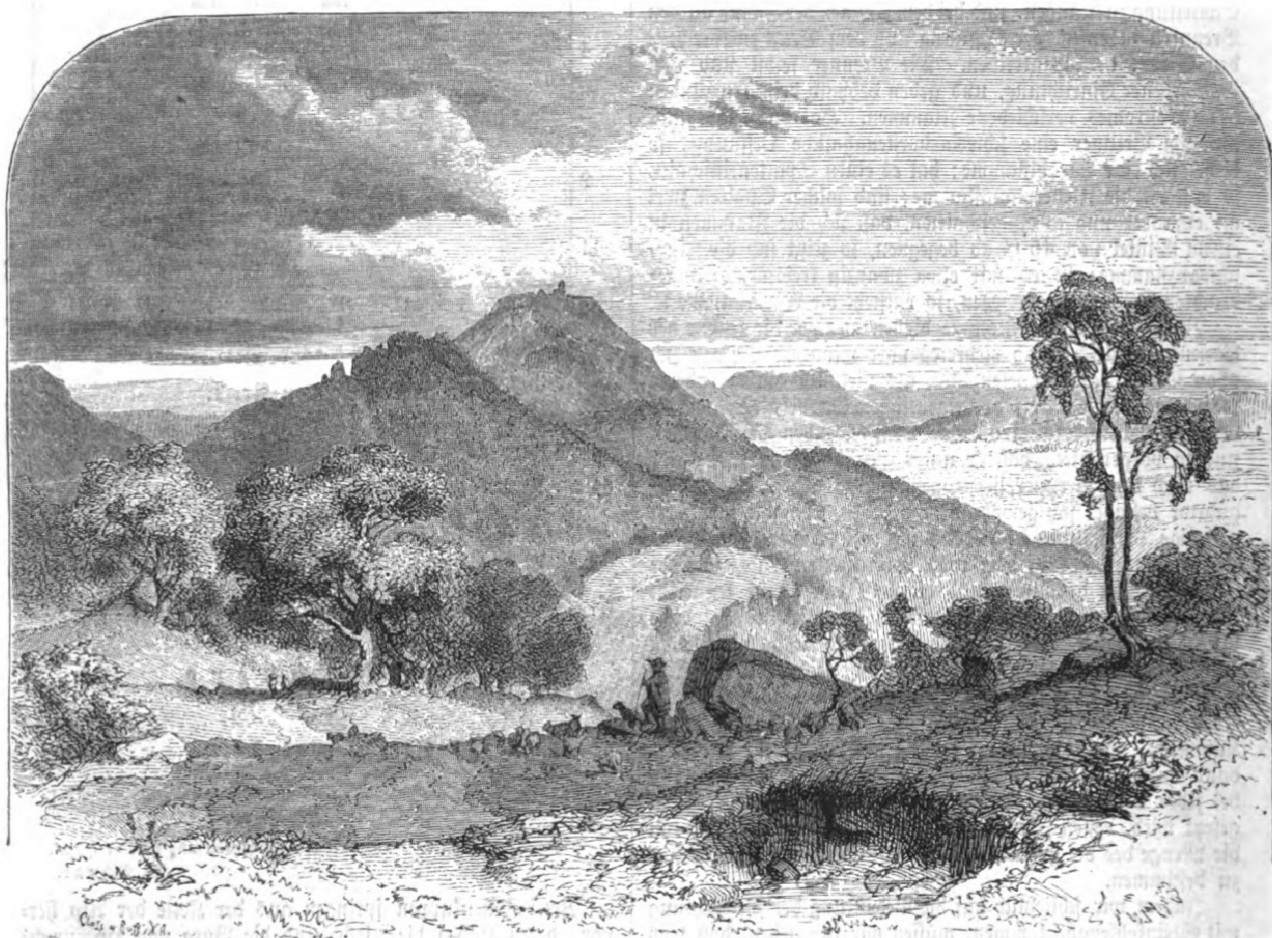
Alexis Rohrstatt.

Sonnenschein und Bald und Thal,
Grüner kühner Windesflügel,
Schneegebirg und Abendstrahl,
Ringsum grün und gold'ne Hügel.
G. Schwab.

Zwei Felsenkuppen springen aus der Kette der Alp hervor, deren Höhen die Kirche und die Burg von Hohenrechberg krönen. Der Name Rechenberg gehört einem altschwäbischen Geschlechte, das sich im Felde wie am Fürstenthofe auszeichnet und noch heute viel genannt wird. Von Rechen, welche sich einst zahlreich in den Nadelhölzern des Gebirges aufhielten, stammt der Name des Verges und der Burg. Auf der einen der beiden Kuppen, der höheren, liegt die Kirche sammt dem Pfarrhause, auf der andern die Burg. Da, wo jetzt die Kirche steht, war vor Zeiten die Klausen eines Waldbruders, der neben ihr eine hölzerne Kapelle erbaute, in der er ein aus Lindenholz geschnitztes Bild der heiligen Jungfrau aufstellte. Aus weiter Ferne wallfahrte man zu dieser Kapelle, und der Andrang war bald so groß, daß ein förmlicher Markt an einzelnen Tagen entstand, der noch vor neunzig Jahren stark besucht war. 1488 baute Ulrich von Rechenberg eine steinerne Kapelle, in der Mönche von Gmünd den Gottesdienst versahen. Das Bild, das in die neue Kapelle übertragen werden sollte, holten Nachts die Engel wieder, und so blieb es in der Holzkapelle. 1767 ward eine eigene Pfarrkirche

errichtet, und heute finden wir beim freundlichen Pfarrer gastliche Aufnahme und einen Tubus, mit dem man die ganze Alpflette überblickt, und bis in die Vogesen und die vorarlberger Schneegebirge hineinschaut. Nachdem wir uns an der prachtvollen Aussicht und dem trefflichen weißensteiner Bier, das der geistliche Herr schenkt, genugsam gelabt, steigen wir von der höheren Berggruppe auf die tiefer gelegene, und gelangen nach einer kleinen Viertelstunde über eine große steinerne Brücke, die sich über die Thalschlucht schwingt, in den Vorhof der Burg, von dem eine hölzerne Grabenbrücke zu einem zweiten, dritten und vierten Thore führt, bis wir endlich im Hofe der Burg selbst stehen, die in Hufeisenform gebaut ist und das Gepräge hohen Alters trägt. Das erste Stockwerk, aus großen Sandsteinquadern des Berges gebaut, trägt zwei andere aus getriebelten Balken. Die innere Einrichtung

ist durchaus modern. Im untern Stock befinden sich die Gefindestuben, im zweiten Beamtenwohnungen und Kapelle, im dritten Herrschaftsgemächer. 1585 starb jedoch der letzte Rechberg, der die Burg bewohnte. Seitdem wohnen Beamte und der Jäger des Grafen hier. Die Burg war eine der festesten der ganzen Alp, und an der äußersten Mauer standen nicht weniger denn zwölf Thürme, die alle bewohnbar waren; jetzt ist die Burg nur noch ein Schatten des Einst. Das Geschlecht der Rechberge wird zuerst im siebenten Jahrhundert in einer Schlacht erwähnt, als der Herzog Ruelius gegen den Heidenkönig auf der Leck zu Felde zog und ihn besiegte. Unter den Gefangenen waren vier Brüder, die einen rothen Löwen auf den großen Schilde führten. Sie traten zum Christenthum über, und das Geschlecht führt noch heute dieses Wappen und den Namen Rothenslöwen. Urfund:



Der Rechberg (schwäbische Alp).

lich erscheinen die Rechberge aber erst zu Ende des zwölften Jahrhunderts. Sie waren treue Partisane der Staufer und des württembergischen Hauses, und haben sich in den Kreuzzügen wie in den Kämpfen der beiden genannten Häuser stets rühmlich ausgezeichnet.

Der Rechberg ist mit Recht ein Lieblingspunkt der Alpbesucher, die seine Aussicht der von Hohenstaufen vorziehen. Zwei Wege führen heute dahin: mit der Ulmerbahn über Göppingen oder mit der Remsbahn über Ömünd. Von beiden Orten ist der Berg in nicht vollen zwei Stunden zu erreichen. Verbindet der Wanderer damit den Besuch des ehrwürdigen Staufens, so hat er eine der schönsten Alptouren gemacht, die von der schwäbischen Residenz einen einzigen Tag in Anspruch nimmt.

Hindeloopen.

Von

Eugen Arnolds.

Wenn Du nie, mein lieber Leser, den Namen gehört, den dieses Blättchen als Titel führt, so darfst Du Dich nicht wundern. Die meisten Besucher von Holland kennen ihn so wenig als Du. Auf der Westküste von Friesland, beinahe gegenüber dem Mars Diep, einem Kanal, der die Einfahrt zur Südersee bildet, dort wo die Stadt Helber und die Insel Texel liegen, findet man ein kleines Städtchen, das ist Hindeloopen, ein Stück jener Provinz Hollands, welche weitaus die interessanteste und doch die wenigst gekannte ist, wir meinen

Friesland. Die Touristen folgen immer nur der großen Heerstraße, machen immer einen und denselben Weg, von Arnheim nach Utrecht, von Utrecht nach Amsterdam, von Amsterdam nach Harlem, von Harlem nach Leyden, von Leyden nach dem Haag, vom Haag nach Rotterdam und so wieder zurück. Aber an die Provinz Friesland denkt Niemand. Und doch bietet das Land so viel des Originellen wie kein anderes, es ist eine Welt für sich. Und an einem Endpunkte dieser klei-

nen Welt liegt ein Ort, der so verschieden von Friesland, wie Friesland von Holland, und das ist Hindelopen, wo ich mich einen ganzen Tag aufhielt. Ich hatte ganz Friesland durchreist und wollte nach dem Helder übersehen; das Schiff ging erst am andern Tage, so blieb ich im Gouden Leeuw, wo mir ein gastfreundlich Dach wurde. Ein gar wunderlich gekleidet Volk trieb sich auf den Gassen des reinlichen Städtchens umher. Es war große Bewegung in dem



Frauen aus Hindelopen (Friesland).

Orte: von der ganzen Umgegend waren die Leute gekommen, um dem heute stattfindenden Wettlauf auf dem Eise beizuwohnen, der eine Art Volksfest bildete. Diese Tracht hatte ich in ganz Holland nicht gesehen; sie stammt aus unvordenklichen Zeiten, von der wir während unseres ersten Spazierganges rasch eine Skizze zu Papier brachten. Auf allen Kanälen rings um die Stadt herrschte gleichfalls das bewegteste Leben; auf Wagen und Schlitten, von Pferden

gezogen, oder auf kleinen, niedrigen Schlitten, welche die Insassen selbst lenkten, kamen Männer und Frauen, unter welchen ich die schönsten Gestalten und Gesichter sah, nach der Stadt gefahren. Am anmutigsten aber erschienen mir die Schlittschuhlaufenden Frauen, welche in den elegantesten Bindungen und Kreisen wie spielend über die Eisdecke des Kanals dahinslogen, und leicht erröthend mir ihren freundlichen Gruß zunickten. Das Schlittschuhlaufen ist dem Frie-

sen so leicht wie das Gehen, und man sieht ihn auch mehr mit dem Schlittschuh, als auf den Füßen. Kaum kann ein Kind gehen, schnallt man ihm schon die Schlittschuhe an die Füße. Aber der Frieße behauptet, daß man diese Kunst nicht vor dem zwanzigsten Jahre vollkommen verstehe. Am Nachmittage fand bei hellem, heiterem Wetter ein Wettlaufen auf einem der Kanäle Statt, der zu beiden Seiten abgesperrt und in der Mitte getheilt war, damit sich die Läufer nicht stoßen. In kleinen Bozen, ähnlich unsern Kirchständen, mit dem Buerbad zu Füßen, saßen die Frauen, während die Männer dahinter stehen. Nicht geringer als bei unsern Wettrennen fand ich die Aufregung, die unter der Menge herrschte. Jeder der Läufer hat eine Nummer, bei der er aufgerufen wird. Sobald der Ruf ertönte, warfen die beiden Rivalen Hut und Rock ab, und im nächsten Augenblick gab der Stadtkommissär das Zeichen mit dreimaligem Handschlag, dem ein Schuß folgte, und die Läufer durchglitten blitzschnell die Bahn. Kaum ist es möglich, ihnen mit dem Blick zu folgen; die eine Hand vor, die andere zurück, fliegen sie auf dem glatten Eise hin, und der Jubel bricht von Neuem los, so oft der Eine den Andern überholt; schwer ist's vorauszusagen, wer den Preis gewinnt. Die List ist mit im Spiele, die halb schwächer, halb stärker laufen läßt, um den Gegner zu täuschen. Aber nur der ist Sieger, der sechzig und oft achtzig Gegner hinter einander überwunden. Dem Sieger, den ich an jenem Tage fünfundsechzig Gegner hatte schlagen sehen, wurde eine silberne Kanne von großem Werthe überreicht. Mich reizte jedoch noch mehr das Wettlaufen der Frauen, das diesem folgte. Die Grazie der Bewegungen, welche hier entfaltet wurde, läßt sich kaum beschreiben; was ihnen an Schnelligkeit gebricht, ersezt sie durch Leichtigkeit und Eleganz; ein Mädchen von fünfzehn Jahren siegte an jenem Tage über alle ihre weit älteren Gegnerinnen. Im Triumph wurde sie nach Hause geführt, und da sie zufällig die Enkelin unserer Wirthin war, versammelte sich der größte Theil der Zuschauer im goldenen Löwen, wo die Lust kein Ende nehmen sollte. Das war ein lustiger Tag in Hinkelopen.

Wolf Isebrand, der Ditmarsche.

(Fortsetzung.)

Am 11. Februar rückten die Fürsten über Hanerau in die Mitte des Landes ein, wandten sich nordwärts und besetzten Alversdorp. Das war ganz verlassen. Das war aber auch der Weg zu den Hammen, dem gefährlichsten Schlachtfeld für Jeden, der des Landes nicht gewohnt war. Es hat zur Zeit des Griechen Leonidas Verräther im eigenen Volke gegeben. Es gab solche im Deutschen zu allen Zeiten; es fanden sich ein paar sogar im Lande Ditmarschen, die um schnödes Geld und in der Hoffnung, etwas zu werden, wenn Ditmarschen königlich dänisch würde, zum Heere der Feinde ihres Vaterlandes sich gemacht hatten. Die waren es, die den Fürsten abriethen, auf dieser Straße weiter zu gehen; da drohe Verderben. Die waren es, welche das Fürstenheer am 12. Februar auf einem Wiesenwege zurückführten auf die melborper Straße, gerade dahin, wo die Ditmarschen den Feind gar nicht erwarteten, nach Windbergen.

Arglos waren die Leute hier. Festmusik und Gesang klang auf der Straße; es war ein Hochzeitszug, in den die Feinde hineingerietten, und der auseinanderstob. Am Donnerstag den 13. Februar erschienen die Fürsten von Melbörp. In dieser Stadt war keine Seele, als hundertzwanzig so greise Männer und Frauen, so schwache Wöchnerinnen und kleine Kinder, daß sie in der grimmen Kälte, auf den hochbeschnittenen Wegen nicht fortgebracht werden wollten oder konnten; neben ihnen waren darin nur noch jene Söldlinge als schwache Besatzung. Dieselben schossen ein paarmal, dann nahmen sie Reißaus, und schrien in's Land hinein, Alles sei

verloren. Das Fürstenheer stach die hundertzwanzig Greise, Weiber und Kinder bis auf die letzte Seele nieder. So lautete der Fürstenbefehl: das System des Schreckens sollte die Bauern bändigen. Noch heute kennt man die Namen dieser Gemordeten; der Gott der Geschichte hat die Liste Derer aufbewahrt, welche, als Opfer eines solchen Königs und solcher fürstlichen Genossen, also fielen. Noch heute wird jährlich ihr Gedächtniß gottesdienstlich gefeiert.

Hoch flatterte vom melborper Klosterkirchthurm die dänische Königsfahne, und die Flammen von drei auf des Königs Befehl angezündeten Dörfern leuchteten in die Marsch hinein. Dort saßen die Ditmarschen beisammen in der Gegend von Oldenwörden. Da war die Bevölkerung von Jung und Alt, da die Streitmacht, da die Landesversammlung. Von den Häuptern des Landes sah man aber den und jenen nicht dabei. Als Nachts die brennenden Dörfer den Himmel rötheten, argwöhnte Mancher, die Fehenden seien in's Königslager gegangen, und haben für sich ihren Sonderfrieden gemacht; und Mancher fing an zu zagen. Beifall fand der Vorschlag, mit Weib und Kind und Gut hinüber zu fahren nach der Insel Büsum, dort zu bleiben, bis das feindliche Kriegsvolk sich verlaufe, und dann das Land wieder einzunehmen. Aber es obfiegten die entschiedenen, festen Männer, voran Wolf Isebrand.

Diese Männer waren eben so schlagend mit dem Wort, als mit dem Schwert. „Der Feind,“ sprach Wolf Isebrand, „hat sich bis jetzt durch nichts hervorgethan, als durch Mord an Kranken, Greisen und Weibern. Der Feind möchte die Welt mit Worten fressen. Jede Mannslänge unserer Hammen hat schon die Leiche eines Edelmanns getragen. Jeden Augenblick, sobald wir wollen, können wir die wilde See auf den Feind durch unsere Schleusen loslassen. Der Feind hat den Kaiser gegen sich und Gott, der ungerechte Kriege straft. Sollten wir uns von so einem Feind in die Schande bringen lassen, daß wir, die Freigebornen, ihre Knechte werden, während überall, wer in Unterthänigkeit oder Leibeigenschaft geboren ist, mit allen Kräften darnach ringt, sich frei zu machen?“ — Dieser Dänenadel hatte oft dänische Bauern verlaßt gegen Jagdhunde, durch Tausch. So mußte das Wort, das euch gesprochen wurde, am schnellsten treffen: „Wollt ihr die Schande ertragen, denen anzugehören, bei welchen ein Bauer und ein Hund gleichen Preis haben?“ Den Ausschlag gaben die Frauen. Die traten in den Ring der Landesversammlung hinein: „Wir selbst wollen mit im Kampfe sein, wir werden mitschlagen,“ sprachen sie. — Das entschied.

Der König saß mit seinen Fürsten noch immer im Kloster zu Melbörp, in Erwartung, daß sein Kindermord und sein Dörferverbrennen wirke. Er schickte Rundschaffer aus, keiner kam wieder. Alle wurden erschlagen von der Hand der Ditmarschen, bis auf Einen, der sein Leben rettete durch einen Schwur, die Anschläge der Dänen den Bauern zu offenbaren. Sie hatten ihn am Sonnabend gefangen. „Nächsten Montag,“ gestand er, „bricht man von Melbörp auf über Hemmingstadt nach Heide.“ —

Heide ist ein Hauptfleden in Nordditmarschen, in der Süderhamme. Hier stieß anfänglich an die Wallfestung eine weite hohe Haide; auf der lag nichts als eine Schenke. Bald aber erwuchs daraus der Fleden und das Kirchspiel Heide, und das Oberlandsgericht, der Rath der Achtundvierziger nahm hier seinen Sitz. Heide liegt kaum drei Stunden von Melbörp, und zwischen beiden liegt Hemmingstadt. Der einzige Verbindungsweg zwischen Hemmingstadt und Melbörp führt durch die Marsch. Der Weg ist schmal, und hat zu beiden Seiten Wassergräben. Gerade im letzten Sommer hatte die fleißige Landwirthschaft der Ditmarschen hier ein Rettungsmittel bereitet. Die Landleute, deren Felder an diese Wassergräben stießen, hatten jetzt eben mit großen Kosten diese Gräben reinigen lassen. Die zähe Marscherbe war auf den Weg geworfen worden. Dadurch war diese Straße bei nassem Wetter vollends grundlos.

Wüßschnell hielt der Scharfbild Wolf Jsebrand's die Offenbarung des gefangenen dänischen Kundschafters, eines Friesen aus Eperstedt, zusammen mit dem Bodenvorteil dieses Weges. Er ging stehenden Fußes hin, am Ort selbst zu beaugenscheinigen, was derselbe sonst auch für weitere Vortheile böte; denn hier wollte er dem ahnungslosen Feinde die Schlacht liefern. Da ersieht er einen alten Erdaufwurf. Der hieß der „Tausendteufelswurf“, und war ein verrufener Punkt. Der Volksmund erzählte sich darüber mancherlei Spudgeschichten. Hier läßt er eine Schanze herstellen. Die ganze Nacht von Sonntag auf den Montag arbeiten drei Kirchspiele an dieser Schanze. Wolf Jsebrand leitet nicht nur, er greift selbst mit an. So wird in Einer Nacht dieses Werk vollendet, und Geschütz aus den nahen Hammen in die Schanze gebracht. Tausend Mann stellt er hierher zur Vertheidigung der Schanze. Die anderen Streitkräfte vertheilt er, wie es ihm am Besten erscheint. Aus Lunden, sechs Stunden weit her, kommt ein Greis, der heißt Russe, und bringt fünf Söhne mit, in der Schanze mitzusechten. Eine Jungfrau aus Oldenwörden gelobt der himmlischen Jungfrau ewige Jungfrauschaft, und nimmt es auf sich, den Streikern in der Schanze das Kreuzifix vorzutragen als geweihtes Panzer beim Angriff.

Was hier Wolf Jsebrand angeordnet hatte, war so rasch und so geheim ausgeführt worden, daß kein Feind, daß selbst die Bürger von Heide nicht etwas davon wußten, daß der Weg nach Heide in Einer Nacht durch ihn gesperrt war. Selbst unter den Ahtundvierzigern fand sich ein Verräther. Karsten Holm aus Heide schlich sich Sonntags in das Lager des Königs, und bot sich zum Wegweiser an. Der wußte aber nichts von dem, was Jsebrand in der Nacht darauf thun wollte und that.

So kam der Montag, der 17. Februar 1500. Ihr Gott, auf welchen Wolf Jsebrand seine Ditmarschen hingewiesen, zeigte am Morgen schon, daß er mit ihnen war: Wind und Wetter war plötzlich umgeschlagen. Auf die Kälte war es jetzt Thauwetter; ein undurchdringlicher Nebel legte sich auf das Land, und der Nordwestwind trieb den Dänischen Hagel und Regen in's Gesicht. Marschall Hans Alefeldt, der die dänische Reichsfahne trug, rieth dem Könige, den Ausbruch zu verschieben; auch Thomas von Schleinitz fiel ihm bei. Die andern Hauptleute der schwarzen Garde aber heulten, und ebenso die dänischen und die deutschen Ritter, wollten vorwärts. Denen folgte der König und brach auf. Die schwarze Garde voran mit Geschütz, mit Faszinen und Brettern für die Wassergräben; dann die dänische Mannschaft aus Stadt und Land; hinter diesen die Ritterschaft und ihr Gefolge; und hart an diesen ein dichter Zug von Packwagen. In die Marsch hinein scholl durch Nebel und Regen das Geschrei der schwarzen Garde: „Wahr' Dich, Bauer, die Garde kommt!“

So wälzte sich der Zug vorwärts im Nebel. Es geht langsam. Für die zu Fuß ist es ein Waten, die Reiter sinken ein bis an die Knie der Hölle. Die Theile des Zuges sind sich selbst verborgen. Das Nebelgeriesel entzieht die Garde den Ritters, die Ritter der Garde. Die Ritter verlassen sich auf die Garde. Nachmittag ist eben vorüber; der Nebel noch so wußt wie am Morgen. Plötzlich blitzt's, donnert's, pfeift's. Es sind die Geschütze Wolf Jsebrand's, deren pfeifende Kugeln schlagen ein. Das gibt lange Gesichter bei Gardisten und Ritters. Der Weg ist versperrt; man spürt in allen Gliedern den Feind, und kann ihn vor dem Nebel nicht sehen. Sie vermögen die Schanze nicht zu erkennen, aber das fortpeifende Geschützfeuer überzeugt sie vom Dasein einer gutgeleiteten Batterie. Junker Schleinitz läßt sein Geschütz auffahren, Espiege zusammen und Faszinen darüber legen. Er will die Schanze mit dem Geschütz umgehen, indem er sich über die Seitengräben durch die Faszinen einen Weg zu bauen sucht. Zugleich hofft er, indem so seine Garde rechts und links abschwemmt, sie dem Kugelregen der Schanze zu entziehen. Alles ist umsonst. Der Boden zeigt

sich ganz von Gräben durchschnitten, einer ist hinter dem andern. Der Zug ist und bleibt auf den schmalen Weg eingekengt, zusammen geleilt, Leib an Leib gepreßt. Der eine hindert den andern, die Natur hat sich wider die Dänen verschworen. Der Wind wird zum Sturm, das Geriesel zum strömenden Regen; den schlägt der Sturm ihnen kalt in's Gesicht, und die furchtbaren Regengüsse machen das Geschütz der Dänen unbrauchbar, es sinkt ein und geht nicht los. Die Ditmarschen fallen heraus, dieses Geschütz umzuwerfen. Die Garde schlägt den Ausfall zurück. Aber jetzt beginnt wieder das Feuer der gebückt stehenden Ditmarschen in den Schanzen mitten in den Knäuel der Dänischen hinein, Tod verbreitend. Die Wuth der alten Soldaten ist grenzenlos, aber unmächtig. Ihre Füße starren vor Kälte und Nässe, sie steden im Morast. Zum zweiten Mal versucht die Garde, mit verzweifelter Anstrengung, sich seitwärts einen Weg zu bahnen, und die Schanze zu umgehen. Dazu läßt es Wolf Jsebrand nicht kommen.

Aus der Schanze hervor brechen auf seinen Wink an vierhundert todentschlossene Ditmarschen, die Jungfrau voran, im Helm, mit dem Bilbe des Gekreuzigten und mit der Lanze. Es sind nur vierhundert, aber gewaltig nervige Männer, mit langen Wärten nach Landesart; ihre Füße sind den Boden gewohnt, für ihre Gewandtheit sind die Gräben kein Hinderniß. So werfen sie sich auf eben so viel Tausende, auf die schwarze Garde vor ihnen. Sie haben den eisernen Brustharnisch abgelegt, ebenso Eisenhut, Schild und Schuhe. Barfuß, und darum um so sicherer eingreifend, springen sie mit ihren Springstöcken, flink und leicht, über die Gräben, stürzen sich auf die verblüffte zage Garde, und schleudern Mann für Mann mit Niesenarmen in die Wassergräben hinab. Wie die Uebermacht auf sie einbringt, fliehen die Ditmarschen zurück, ebenso schnell. Sie kommen zum zweiten Mal, und füllen wieder die Wassergräben mit schwarzer Garde. Sie kommen zum dritten Mal so, und mit ihnen kommt, als ihr Verbündeter, der schreckliche Tod, in Gestalt der reisenden Flut.

Die Stunde ist da, wo die See als Flut zum Strande zurückkehrt; die Ebbezeit ist längst während der Schlacht vorbei. Die Wachen auf den Deichen im Norden des melder Kreises haben den Geschützdonner aus der Schanze ihrer Brüder vernommen. Das war das verabredete Zeichen, daß es Zeit sei, auch an ihrem Ort mit zu handeln. Sie öffnen die Strandschleusen; die salzige See flutet herein; die Flut, vom Sturm aus Nordwesten landeinwärts gepeitscht, braust daher, und in der ganzen Marsch zwischen Melbörp und der Schanze ist Alles ein Wasser; Land und Wassergräben lassen sich nicht mehr unterscheiden. Jetzt erschallt das Siegesgeschrei der Ditmarschen, und daraus heraus hört mit Schreden Garde, Ritterschaft und dänisches Volk den umgekehrten eigenen Schlachtruf: „Wahre Dich, Garde, der Bauer kommt!“

Unter den Ditmarschen voran ist ein prächtiger Kämpfer, „der lange Reimer von Wimerstedt“, aus dem Kirchspiel Neuentkirchen. Das ist ein gewaltiger Schlachtmann, eine hochgewachsene Urgestalt, und zugleich ein Dichter und Sanger. Der hatte „lange, gelbe, krause Haare“, wie er gezeichnet wird in einem der Siegeslieder, welche nach der Schlacht gesungen wurden, und welche Jahrhunderte lang die Ditmarschen nachsangen. Da hält Junker Thomas Schleinitz unter den Wogen der Noth, die ihn als Bauern und Wasser umrauschen, er, der Oberst der schwarzen Garde. Von seinem gewaltigen, hochschienlichtigen Schlachttroß herab schreit er, zwischen Verzweiflung, Wuth, Wahnsinn und Stolz hin und her geschüttelt, unaufhörlich: „Komme nur Einer mit heran, und nehm' es mit mir auf!“ Der lange Reimer von Wimerstedt bezieht sich den Landsknechtsobersten. Der ist ihm gerade der Rechte. Wie ein Donnerkeil schlägt die wuchtige Hellebarde des riesigen Bauern und Sängers den langen Ritterspeer des Schleinitz zur Erde, er trifft den Junker dabei so, daß die Hellebarde in dessen Panzer festbleibt, und Kopf und Mann zu Boden reißt. Der lange Reimer springt

mit dem Fuß auf die Hellebarde, daß sie sich tief in die Brust des Gefallenen einpreßt. Andere treten zu ihm, und sie stoßen miteinander Mann und Roß in den nächsten Graben. So endet der Oberste der schwarzen Garde.

Mit dem Fall ihres Anführers entfällt den Resten der Garde jeder Widerstand; sie suchen sich seitwärts durch die Flucht zu retten. Die Ditmarschen warfen sich jetzt auf das so entblöhte zweite Treffen der Dänischen, auf die kampfungeübten Bürger und Bauern. Die sind bis jetzt so wenig wie die Ritter in's Gefecht gekommen, und konnten nicht dazu kommen, schon der Lage des Kampfplatzes wegen. Die Flucht ist ihnen aber auch nicht möglich gewesen, wegen der Ritter hinter ihnen. Hier ist es kein Schlagen, sondern ein Schlachten; Bürger und Bauer wird leicht hingewürgt oder ertränkt im Wasser, daß sich die Gräben füllen und die Flut gestaut wird durch ihre Leichen. Aber auch die Ritter können nicht vorwärts, nicht seitwärts, am wenigsten rückwärts. Der lange Wagenzug hinter ihnen, der Knäuel des Troßes, den sie hinter sich drein geführt, sperrt ihnen den Weg rückwärts, wie die Schanze und die Ditmarschen den Weg vorwärts und seitwärts. Und eben jetzt stoßen neue Streitkräfte zu den Ditmarschen, Verstärkungen von Osten her.

Die Ditmarschen, so von ihren fernernwohnenden Landsleuten verstärkt, sind nicht von vorn, sondern von den Seiten her an den Rittern. Ihre Hellebarben, ihre Streitärte stoßen und schlagen, aber nur nach den Rössen der Ritter und Reifigen. Die verwundeten Pferde bäumen sich, sie schleudern ihre Reiter ab. Drei Stunden hat die Schlacht schon gedauert. Es ist nordischer Winter, es dunkelt schon. Zusammen gedrückt, Leib an Leib, Mensch und Roß, qualmt Alles. Der Pulverdampf, der durch die Nebel- und Regengluft nicht hinauf kann, lastet am Boden, und Menschen, Thiere, Himmel und Erde vermischen ihren Dunst mit dem Pulverdampf. Die Augen der Ritter sahen nichts mehr. Einem Heil der Reiterei werden die Leichen des die Gräben ausfüllenden Fußvolks zur Rettungsbrücke, und dieser rennt nach der Seite hin fliehend davon, das heißt, diejenigen Reiter, welche solche Menschenbrücken finden. Was in der Mitte des dänischen reifigen Zeugs ist, findet einen unähnlichen Tod, ohne Schwertschreich. Die Ginen stürzen, und werden von den Rössen ihrer eigenen Leute zertreten, auf dem Wege. Die Andern werden in die Wassergräben gezogen und ertrinken. Wieder andere finden im Fluchtversuch den Tod in der reißenden Flut oder in Gräben. Die Rügeln der Schanze schlagen auch noch in die Mitte der Ritter hinein. Der Ritter Verderben vollendet das verwundete Zugvieh. Das wirft im Schmerz die Wagen um, und bildet willenlos eine Barrikade gegen die eigenen Leute. Auch der, welcher dem König abgerathen hat, muß sein Leben hier lassen, Hans Mefeldt, der Marschall der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Er hält die dänische Reichsfahne, bis er fällt. Aber er muß fallen und büßen; denn er hat, einer der grimmigsten Feinde der Volksherrschaft, wider des deutschen Reiches Recht, verpfändete freie deutsche Bauern der Grafschaft Stade mit harter Gewalt in seine adelige Hörigkeit hinabgebrückt.

Der König und sein Bruder, Herzog Friedrich von Holstein — wo sind sie während der Schlacht? Eines der Siegeslieder der Ditmarschen sang nachher: „Wäre der Strandsmann zwei Stunden früher zur Stelle gewesen, weder König noch Herzog wäre davon gekommen“. Es scheint, König und Herzog waren nicht zur Stelle, sondern ritten ganz hinten drein, hinter dem Wagenzug, und flohen davon, wie die ersten Ritter davon flohen.

Zur Stelle aber waren die beiden deutschen Reichsfürsten, die jungen Grafen von Oldenburg. Die waren unter den Erschlagenen, ebenso, wie mehr als dritthalbhundert vom Adel des dänischen Reichs. Und neben diesen lagen als Leichen gebettet gegen hundert Edelleute aus der Mark, aus Mecklenburg, Lüneburg, Hildesheim und andern deutschen Landen. Das Volkthum, das bürgerliche und bäuerliche

Wesen in Schleswig-Holstein kam zu blühendem Wachsthum durch das Blut des schleswig-holsteinischen Adels, das auf dem Schlachtfeld von Hemmingstadt die Wurzeln der Volksherrschaft tränkte. Bei zweihundert edle Herren Schleswig-Holsteins deckten als Leichen die Wahlstadt, zwanzig Bogwische, darunter der arge Missethäter am Volk, Wulff von Jarwe; elf Mefeldte; sechs Sehnstätt, Reventlow's, Kantzow's, Buchwalb's, von der Wische und andere Namen lagen zu zwei, drei, vier, fünf ihres Geschlechts todt da. An den wenigsten adeligen Leichen fand man Wunden. Mehrere Tausend Leichen begruben die Ditmarschen, aber keine adelige. Nach dem Beschluß der Landesgemeinde mußten sie auf freiem Felde liegen bleiben und verwesen. Gold, mit welchem die Leichen abgelauft werden wollten, wiesen die Bauern zurück. Sie sollten liegen, den Vögeln und Füchsen frei, als die, über welchen des Kaisers Acht und Aberacht hing, über welchen des Papstes Bann lag, und die Behme des Volkes; die dänische Ritterschaft dafür, daß sie gekommen war, wider Recht freie Menschen zu unterdrücken; die deutschen Ritter und Fürsten dafür, daß sie hochverrätherisch am deutschen Reich in den Sold des Fremdling, des Dänen, sich gegeben hatten; dafür, daß sie helfen wollten, einen deutschen Freistaat um seine Freiheit zu bringen und in's Joch des Dänen zu beugen. Alle wurden den Raubthieren zum Fraß.

Gegen drei Fünftheile des Heeres, das der Däne gegen Ditmarschen geführt, der niedersten dänischen Schätzung über 6000 Mann, blieben allein auf dem Schlachtfeld, erschlagen oder ertränkt. Und die Sieger zählten nicht mehr als zwei- und fünfzig Tödt unter den Ditmarschen, acht unter ihren Söldnern. Acht Fahnen erbeuteten die Landleute, darunter das Danebrog, die berühmte dänische Reichsfahne Walbemar's II.; alle Geschütze des Feindes, all' sein Kriegsgeräthe und seine Kriegsvorräthe, unzählige Wagen mit Lebensmitteln und mehrere Tausend Pferde. Der König von Dänemark und sein Bruder, Prinz Friedrich, schlugen selbst, allein ihren eigenen Verlust auf mehr als 200,000 Gulden an, nämlich das, was von der übergroßen Beute, welche Eigenthum der siegreichen Bauern wurde, ihrem fürstlichen Haushalt angehörte. In dem bösen Geiste, der sie verblendete, hatten sie einen wahren Schatz an goldenen und silbernen Geschirren in Wagen sich nachführen lassen. Man hat dieses Unbegreifliche dadurch zu erklären gesucht, daß der Dänenkönig und sein Bruder, weil sie des Sieges gewiß waren, den oldenburgischen Fürsten und dem ganzen Adel ein großes Siegesbannlett auf der Wahlstatt haben geben wollen, den Fuß auf dem Nacken der edeln und unedeln Bauern in Ditmarschen. Aber Gott der Allmächtige und der Gerechte ließ thauen und regnen, und die Bauern siegten.

Und staatsklüger, als später deutsche Völker, waren nach dem Siege die Landleute von Ditmarschen. Nicht thallos tranken, jubelten und ruhten sie jetzt, sondern sie gingen vor, eroberten, rissen Zwingburgen nieder, und besetzten mit ihren besten Leuten das eroberte Land. Das zwang, so sauer es ihm ward, den Dänenkönig, nebst anderen Umständen, zum Frieden mit den Ditmarschen.

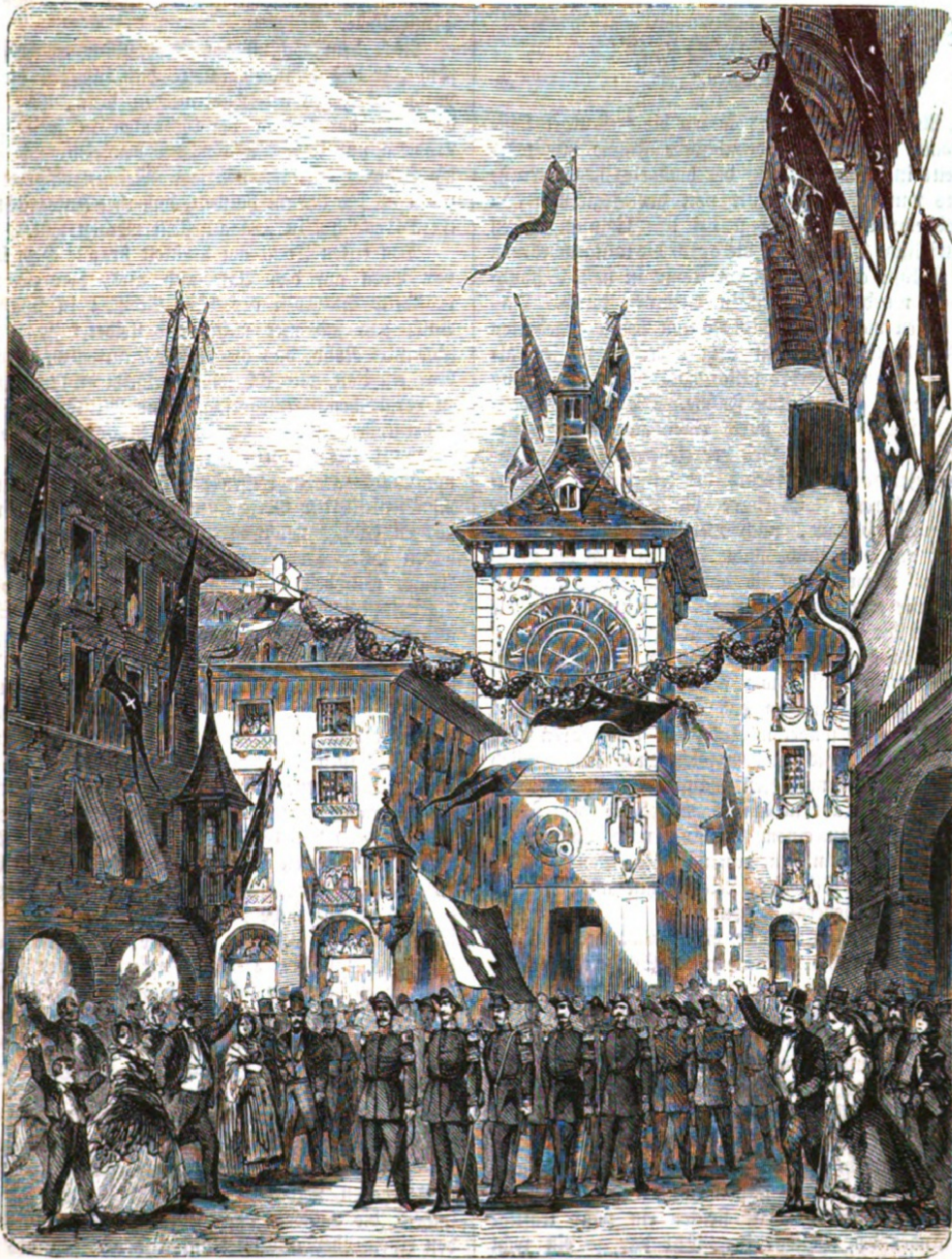
Das ist die Schlacht bei Hemmingstadt mit ihren Folgen, am Montag nach Sanct Valentinstag, am 17. Februar 1500, geschlagen von Wolf Mefeland, dem holsteinischen Bauer in Ditmarschen, gegen den Dänenkönig und sein dreifach überlegenes Heer. Der Antritt der neuen Zeit, die mit dem sechzehnten Jahrhundert beginnt, ist wunderbar glorreich eröffnet durch diesen großen Sieg des Volkes über fürstlichen und adeligen Despotismus. Gott wollte damit zeigen, daß jedes Volk zu seinem Rechte komme oder darin bleibe, wenn es wehrhaft, wenn es dabei glaubensstark, und darum opferfähig, wenn es einig sei.

Das eidgenössische Offiziersfest in Bern.

Von
Ernst Stäffli.

Das eidgenössische Offiziersfest konnte seiner Natur nach bisher nicht als ein eigentliches Volksfest gelten. Wie die

geschichtsforschende, die naturforschende Gesellschaft, der Verein der Aerzte und Apotheker und so weiter ihre Jahresversammlungen in bestimmt abgegrenzten Kreisen feiern, und ihr Festprogramm im Allgemeinen nur wir möchten sagen für die Kunstgenossen Interesse hat, so war dieß bisher so ziemlich auch bei den eidgenössischen Offiziersfesten der Fall — namentlich in den Zeiten des tiefen Friedens. Höchstens war es etwa ein Ball, der diese Versammlungen mit einem



Der Einzug der Offiziere in Bern.

anderen Elemente als bloßen Standesgenossen in Verbindung brachte, und dem einen und anderen der angehenden Ballherren die lodende Aussicht eröffnete, im süßen Wettstreit der Liebe vielleicht bald ein siegender Eheherr zu werden.

Das dießjährige Offiziersfest, das im August in der Bundesstadt Bern abgehalten wurde, unterschied sich zu seinem Vortheil sehr wesentlich von seinen Vorgängern. Seine erhöhte Bedeutung vorausahnend, schmückte sich die altherwürdige, in grauem Sandstein aufgebaute Stadt auf's Prachtigste

zum Empfang der eidgenössischen Wehrmänner. Alle Häuser waren mit Waldegrün, mit bunten Kränzen und Guirlanden verziert, in allen Straßen waren Triumphbogen errichtet, kriegerische Embleme grüßten überall friedlich entgegen, und zeitbezügliche Sinnsprüche sprachen in Scherz und Ernst die einmüthige Stimmung der Feststadt aus. Bemerkenswerth war besonders, daß die meisten Sinnsprüche in den drei Sprachen der Schweiz abgefaßt waren, und daß hiebei dießmal namentlich das Italienische sich auffallend hervor-

that. Von den deutschen Sinnsprüchen möge hier derjenige am Bahnhof mitgetheilt werden; er lautete:

„Jetzt beherrscht das All
Eisen und Metall,
Metallumspannen
Sind all' unsere Schmerzen und Wonnen.“

Freigeist und frommer Mann
Sind ihnen unterthan,
Selbst der allmächtige Blitz
Ist durch des Menschen Witz
Briefträger worden.
Drum, Brüder, im Süden und Norden,
Wollt frei sein, laßt euch befehren,
Haltet das Eisen in Ehren.“

Am 16. August Nachmittags kamen die freiburger Offiziere und bald darauf die eidgenössische Fahne mit zahlreichem Geleite in Bern an. Auf der hochgelegenen Terrasse des Münsters wurden die Festgäste von der Regierung von Bern offiziell empfangen. Schon bei den Empfangsreden tönte die patriotische Stimmung, die durch die lautgewordenen italienischen Gelüste auf den Kanton Tessin in hohe Schwung gebracht wurde, in kräftigen Akkorden durch. Das vorige Offiziersfest war nämlich im Kanton Tessin abgehalten worden. Von dorthier kam mit dem abtretenden Zentralkomitee und mit einer außerordentlich zahlreichen Begleitung tessiner Offiziere die eidgenössische Fahne. Die Letzteren wollten den italienischen Gelüsten durch einen massenhaften Besuch des Festes antworten. Bei der Uebergabe der Fahne an das neue Zentralkomitee sprach der tessiner Oberst Fogliardi unter Anderem: „Es habe die Tessiner wie alle Offiziere besonders gefreut, nach Bern zu kommen, denn Bern sei nicht nur die Bundesstadt, sondern auch die Bundesfestung; nach Bern haben sie daher die Fahne gebracht, und ihr seien alle gern gefolgt, denn die Annexion an die Bundesfahne sei die einzige, die sie verlangten.“

Am Abend des ersten Festtages fand in der Kavalleriekaserne ein glänzender Ball Statt, der die heitere Einleitung zu den ernstlichen Verhandlungen des Sonntags war. Dieselben sind nicht von besonderem Interesse, und waren auch sehr halb abgewidelt. Bis zu dem solennen Festmahl blieb den Söhnen des Mars noch Zeit genug übrig, die zu ihren Ehren geschmückte Feststadt zu besichtigen. Nach dem Wahl versammelten sie sich zu einem Ausflug nach Thun. Es mochten etwa 1500 Mann sein, darunter die ersten militärischen Notabilitäten der Schweiz. Leider fehlte aber diesmal der allverehrte große General Dufour.

Die Festfahrt nach Thun legte ein sprechendes Zeugnis dafür ab, wie Bürger und Militär in der Schweiz sich Eins wissen und ihre Interessen gemeinsam sind. Schon von Bern selbst fuhr der Extrazug unter dem Jura einer zahllosen Menschenmenge, welche die Räume vom Bahnhof bis zur Eisenbahnbrücke und weiter hinaus angefüllt hatte, ab. In allen Dörfern und Flecken, durch die er dahinbrausete, wurde er von Völkerschüssen begrüßt, und von den Volksmassen mit Jubelruf empfangen. In einer Gemeinde hatten sich die sämtlichen Einwohner in langer, regelmäßiger Reihe aufgestellt, vor der Front einen stilklichen Zell mit Armbrust und Hellebarbe, an seiner Seite stellten ein paar kräftige berner Oberländer den Schwur im Rütli dar — ein recht hübsches lebendes Bild, das die Herren Offiziere mit lautem Hurrah begrüßten. Das Städtchen Thun hatte es sich besonders angelegen sein lassen, den militärischen Gästen freundliche Eindrücke und frohe Genüsse zu bieten. Namentlich schienen den Thunern die cari fratelli Ticinesi an's Herz gewachsen zu sein. Sowohl in offiziellen Reden als in Sinnsprüchen waren sie die Helden des Tages, und wurde dem gefährlichen Virio übel mitgespielt. Auf dem Rathhause selbst zeigte sich das eidgenössische Kreuz, das den Kanton Tessin mit eisernen Ketten an sich gefesselt hielt. Erst spät trennte man sich von dem freundlichen Thun. Wie die Offiziere in Bern anlangen, fanden sie es in ein Flammen-

meer umgewandelt; prachtvoll war besonders das Bundespalais beleuchtet.

Am Montag den 18. fand im Münster die Hauptversammlung des Offiziersvereins Statt. Von den gefaßten Beschlüssen sind bemerkenswerth, daß das Offiziersfest künftig nur alle zwei Jahre abgehalten werden soll, und daß Sitten nächster Festort ist. Die interessantesten Vorträge, die in der Versammlung gehalten wurden, waren derjenige des Herrn Oberstleutnants Lecomte über den amerikanischen Krieg und derjenige des Herrn Gonzenbach über die Vereinfachung der Offiziersfeste.

Nach dem Schluß der Verhandlungen begann Abends fünf Uhr das Offiziersbankett, das insofern als der Glanzpunkt des Festes bezeichnet werden kann, als jetzt erst aus der Fülle der Herzen die Gedanken in freier Rede hervorströmten und neuerdings wieder bewiesen, wie einmüthsvoll die Schweiz dasteht, wie jede Meinungsdivergenz schwindet, wenn es sich darum handelt, daß ihre Integrität von irgend einer Seite her in Frage gestellt werden will.

Den ersten Toast am Bankett brachte Herr Oberst Meyer von Bern auf das Vaterland aus, den zweiten Bundespräsident Stämpfli auf die „Schweiz in Waffen“. „Ein Volk, das sich nur nährt und kleidet,“ sagte er, „ist ein schwaches Rohr, das die nächste Sturmeswoge wegschwenmt. Nur ein Volk, das sich selbst vertheidigen kann, ist dem Mann zu vergleichen. Bürgerschule und Militärschule sollen ineinander greifen, um die bewaffnete Nation darzustellen.“ Kommandant Veroldingen, ein Tessiner, entwickelte Namens seiner Landsleute in treffenden Zügen die Anschauung, welche man jenseits der Berge, und nicht nur dort, sondern in der ganzen Eidgenossenschaft, von der Theorie der Nationalität haben soll. Oberst Egloff toastierte auf die Disziplin der Armee und des Bürgerthums. Das Thema der modernen Nationalitätentheorie wurde dann von Oberst Schurz wieder aufgenommen. „Nach dieser Theorie,“ sagte er, „wäre einzig die Sprache das notwendige Prinzip der Nationalität, und die natürliche Folge einer solchen Behauptung, auf die Schweiz angewendet, wäre dann die, daß die Schweizer keine Nation bilden, sondern bloße zusammengewürfelte Theile anderer Nationen, der deutschen, französischen und italienischen, seien. Diese neue Lehre sei grundfalsch; nicht Abstammung und Sprache bilden das unerläßliche Element der Nationalität, sondern das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Einheit des politischen Bewußtseins, und so gewiß die Schweizer dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit besitzen, so gewiß gebe es eine schweizerische Nation, eine durch die Vorziehung geschaffene, durch Gottes mächtige Hand seit Jahrhunderten beschützte, mit dem Herzblut unserer Väter fest zusammengekittete Nation, die sich durch gleiche politische Anschauungsweise, durch gleiche Interessen und Bedürfnisse, durch gemeinschaftliche Erinnerungen und Schicksale, durch gemeinsame Liebe zum Vaterland, durch Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit auszeichnet. Wenn man in Paris und Turin über die Begriffe von Nation und Nationalität nur Theorie treiben wolle, so könne es den Schweizern gleichgültig sein, was dort darüber für Ansichten herrschen; wolle man aber weiter gehen, was vielleicht die Absicht sein dürfte, und versuchen, die Schweiz nach jener Theorie zu behandeln, und den einen oder andern Kanton oder Theil als solchen von der Schweiz loszutrennen, dann hätten die Schweizer nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, ein Wort mitzusprechen; dann handle es sich um die Existenz der Schweiz, und jeder derartige Versuch müsse mit allen zu Gebote stehenden Mitteln belämpft werden. Man habe zwar zu verstehen gegeben, wenn es zur Nothwendigkeit werden sollte, einige Theile von der Schweiz loszutrennen, so müsse sie für ihre Gebietsverluste anderswo entschädigt werden. Die Schweizer dankten aber für solche Großmuth, und protestirten gegen einen solchen schmachvollen Handel; sie würden nie zu einem solchen Abkommen die Hand bieten, sondern einen solchen Völkerver- und Länderhacker stets mit Indignation zurück-

weisen. Die Schweizer seien nicht lüßern nach Eroberungen, sondern verlangen bloß Anerkennung ihrer Rechte und Meister im eigenen Hause zu bleiben. Ihre Losung sei: Alle zusammen bleiben oder für einander und miteinander zu Grunde gehen. Lugano soll nicht Hauptort eines italienischen Distrikts werden, so wenig als Genf Hauptort eines französischen Departements oder Kantons. Kein Fuß breit der heiligen Schweizererde, kein Mann, in dessen Brust ein Schweizerherz schlägt, soll ohne Kampf preisgegeben werden."

Das war allen anwesenden Offizieren, allen Schweizern aus den Herzen gesprochen; diese mutige Entschlossenheit, die Integrität der Schweiz bis auf den letzten Blutstropfen zu wahren, war der Herzensgedanke, der dem dießjährigen Offiziersfest in Bern seine höhere Weihe, seine vollständige Bedeutung gab. Der Protest, den die Bundesversammlung und die Presse gegen die Anwendung der Nationalitätstheorie auf die Schweiz erhoben, hat in der Offiziersversammlung seine Sanktion erhalten. Den Männern des Rathes stehen die Männer der That zur Seite.

Ludwig Uhland.

Von

Dr. Joh. Gühr.

Der Nestor der deutschen Dichter, dessen Lieder Volkslieder geworden, dessen Namen jeder deutsche Mund mit Verehrung nennt, mag man denken wie man wolle, einer Partei angehören, welcher man wolle, — mit einem Worte der populärste Mann Deutschlands, der ehrwürdige Johann Ludwig Uhland, wurde als der Sohn des Universitätssekretärs Joh. Fr. Uhland am 26. April 1787 zu Tübingen geboren. Seine erste Jugendzeit verlebte er in dem gemüthvollen Elternhause mit einem Bruder und einer Schwester. Schon frühzeitig machte sich bei ihm die Anlage jenes Charakters bemerklich, durch den der ehrenfesteste Uhland wie wenige deutsche Dichter, ähnlich einem Fichte, als echt deutscher Mann besteht. Wie der Jüngling Fichte seinen Charakter stärkte und stählte durch die selbstüberwindende Übung dessen, was er nicht gerne that, so suchte schon der Knabe Uhland sein Handeln an ein selbstgewähltes, festes Gesetz zu binden. „Ich will des Teufels sein, wenn ich dieses oder jenes nicht thue,“ pflegte er zu sagen, und an der Ausführung dieser Handlung war dann auch nichts mehr im Stande ihn zu hindern. Frühzeitig auch erwachte bei ihm ein lebhafter Rechtsinn, den er einmal auf die unerforschteste Weise betheiligte. Als nämlich bei einem Gedränge um ein herzogliches Gastmahl im sogenannten Collegium illustre, bei dem das Publikum Zutritt hatte, ein junger Schreiber Uhland's Schwester auf brutale Weise hinwegschob, umfaßte dieser den Mann mit kräftigem Arm um den Leib, trug ihn an die Treppe und setzte ihn dort auf eine etwas unsanfte Weise ab. Aber wie ein kräftiger Baum auch auf blühendem Wiesenplan erwächst, so gründete ebenso dieser Charakter, dieser Rechtsinn in einem zartgestimmten Seelenleben, das sympathisch erklang im Mitgefühl an den Freuden und Leiden der ihn umgebenden Menschen, das einen hellen Blick und ein tiefes Verständniß zeigte für die anmuthigen und erhabenen Offenbarungen der Natur. In einem, freundschaftlichen bestimmten Briefe vom Oktober 1807 preist Uhland die Genüsse dessen, der frühe der Natur, als seiner Vertrauten, sich angeschlossen, den noch nicht mannigfache Zerstreuungen ihrem sanften Umgange entfremdet.

In der Schule machte er sich bald durch seine hervorragenden Geistesgaben bemerklich und zeichnete sich durch anhaltenden Fleiß aus. Derselben stand damals Rektor Kauffmann vor, der es in hohem Grade verstand, die Individualität der Schüler sich aus sich heraus auf naturgemäße Weise

entwickeln zu lassen. Bei Aufstellung irgend eines Themas pflegte er es oft den Schülern zu überlassen, in welcher Form, ja in welcher Sprache, und ob in Prosa oder in Versen sie es bearbeiten wollten. Die Arbeiten selbst ließ er dann in der Schule öffentlich vortragen. Das war namentlich für unsern Uhland eine sehr fördernde und geisterweckende Methode, welche die ersten Blüten seiner poetischen Phantasie in vielversprechender Weise zum besondern Beifall des Lehrers hervorrief. Insbesondere wurde sein poetischer Sinn und sein deutsches Herz auf der Schule auch durch die deutsche Vorzeit und Sage erfaßt, und dadurch der Grund gelegt zu jenem so ergebnisreichen Studium altdeutscher Sprache, Geschichte, Sage, Mythologie, Rechtsalterthümer u. s. w., dem nicht nur viele seiner herrlichsten Dichtungen ihr Dasein verdanken, sondern das auch die Wissenschaft um ein Namhaftes bereichert hat.

Die ersten Dichtungen Uhland's, Lieder, Elegieen und Balladen, datiren schon aus den Jahren 1803 und 1804. Doch sind von denselben außer den „Sterbenden Gelben“ und dem „Blinden König“ keines in seine später gedruckte Sammlung aufgenommen worden. Aber von jetzt an strömte klar und frisch der Quell seiner unsterblichen Lieder während einer ganzen Reihe von Jahren hindurch. 1815 erschien die erste Ausgabe seiner Gedichte, die seither in so vielen Auflagen wiederholt worden ist. „Kraft, Adel und Grazie,“ sagt Gottschall, „eine nicht zur Weichlichkeit abgestumpfte Weichheit, sanfte, doch nicht verschwimmende Umrisse der Zeichnungen und anmuthige Melodie des Ausdrucks charakterisiren die Uhland'schen Dichtungen“, die schon längst ein theurer Schatz des deutschen Volkes geworden sind.

In der Vorbereitungsschule für die Universität machte der junge Uhland solche Fortschritte, daß er schon in seinem vierzehnten Lebensjahre die letztere beziehen konnte. Er hatte sich für das Studium der Rechtswissenschaft entschieden. Derselben lag er mit großem Eifer ob, ohne indeß seine germanistischen Studien zu vernachlässigen oder seinen poetischen Drang durch die juristische Prosa zu beeinträchtigen. Während seiner Universitätsjahre bewährte er sich als einen sinnigen Freund der Einsamkeit — nicht um auf mönchische Weise der Welt abzustehen, sondern um auf einsamen Spaziergängen durch schöne Gegenden die Wunder der Natur ungestört auf sich wirken zu lassen. Doch nahm er von Zeit zu Zeit wieder gerne an den gesellschaftlichen Freuden des akademischen Lebens Theil. Seine Neigung zu innerlichem, einsamem Leben schloß eine hohe Empfänglichkeit für Freundschaft nicht aus. Stets bescheiden von sich selber denkend, wußte Niemand wärmer die Geistes- und Gemüthsanlagen Anderer neidlos zu schätzen wie er. Besonders in seinen letzten Universitätsjahren hatte er sich einem engeren Kreise von Universitätsfreunden angeschlossen, zu denen namentlich die beiden Dichter Justinus Kerner und Karl Mayer gehörten. Die jungen Freunde gaben zusammen ein handschriftliches „Sonntagsblatt“ heraus, in welchem ihre poetischen Produkte zuerst schüchtern in die Öffentlichkeit traten. Das größere Publikum machte die Bekanntheit der Dichter Uhland und Kerner zunächst aus den Musenalmanachen des im Feld umgekommenen Leo v. Sedendorf zu Wien für die Jahre 1807 und 1808. Von Uhland erschienen um diese Zeit auch Beiträge in Sedendorf's und Stoll's Zeitschrift: „Prometheus“, in der „Heidelberger Einsiedler-Zeitung“ von Achim von Arnim und Clemens Brentano, in Cotta'schen und mannheimer Almanachen, im „Pantheon“ u. s. w.

Nachdem Uhland seine Universitätsstudien vollendet hatte, unternahm er eine Reise nach Paris, wo er mehrere Landsleute traf und sich mit dem Dichter Chamisso befreundete. Hier arbeitete er fleißig auf der kaiserlichen Bibliothek, um deren mittelalterliche Literaturschätze auszubenten. Die Früchte dieser Arbeiten waren für ihn nicht unbedeutend; die altfranzösischen Gedichte und ein Aufsatz über die altfranzösische Poesie verdanken dem achtmonatlichen pariser Aufenthalt ihren Ursprung.

Nach seiner Zurückkunft von Paris fühlte er sich in Tübingen so ziemlich verlassen, da die meisten seiner Freunde weggezogen waren. Doch traf er hier den jungen Dichter Gustav Schwab, mit dem er einen herzlichen Verkehr anknüpfte. Mit den ihm befreundeten Dichtern gab Uhland 1812 und 1813 Musenalmanache heraus, die zum Theil sehr werthvolle Gaben enthielten.

Zugleich trat unser Dichter im Jahr 1812 in dem Bureau des damaligen Justizministers von der Lütke in Stuttgart ein, wo er sich mit Berichten und Anbringen an den König in Strassachen zu beschäftigen hatte, was bei den damaligen Rechtszuständen für ihn keine besonders aufmunternde Thätigkeit war. Im Sommer 1814 brach er das aussichtslose Verhältniß mit dem Justizminister ab, und widmete sich bis zur Zeit, da er als Volksabgeordneter in Anspruch genommen war, der Advokatur. Daneben nahm er an den Angelegenheiten des engeren und weiteren Vaterlandes den lebhaftesten Antheil. Die Wärme seines Patriotismus schlägt auch in so vielen seiner Gedichte begeisternd

durch. Ungefähr gleichzeitig mit dem Gedicht „Ein Gebet eines Württembergers“ erließ er an die Volksvertreter einen Aufruf, worin er sich gegen eine Adelskammer ausspricht. Von jetzt an begann sein Kampf für das gute altwürttembergische Recht gegen die Regierung.

Für das Unangenehme dieses Kampfes entschädigte ihn der innige Verkehr mit seinen dichtenden Freunden, wie mit Gustav Schwab, Albert Schott, Paul Pfäfer, Gries, Waiblinger und anderen. Von seinen dramatischen Plänen reiften vom Jahr 1816 an „Herzog Ernst von Schwaben“ und nicht zu lange nachher „Ludwig der Bayer“ ihrer Vollendung entgegen.

Im Jahr 1819 wurde er in die nach Ludwigsburg ausgeschriebene verfassungsgebende Ständeversammlung gewählt, der er die gewissenhafteste Thätigkeit widmete.

Im Mai 1820 vermählte er sich mit Fräulein Emilie Bischof von Calw. War dem trefflichen Ehepaare die Geburt von Kindern ver sagt, so blieb die Verbindung dennoch eine äußerst glückliche.



Ludwig Uhland.

Im Jahr 1820 erschien die Gedichtsammlung Uhland's mit besonders starker Vermehrung; aber jetzt trat allmählig eine Pause in seinen poetischen Productionen ein. Erst im Jahr 1834 wurde dem Publikum wieder eine neue (leider die letzte) größere Gruppe bisher unbekannter, an Trefflichkeit mit den früheren wetteifernder Gedichte gespendet. Im Jahr 1830 erfolgte sein Umzug von Stuttgart nach Tübingen, wo er die akademische Professur für deutsche Literatur antrat. Bald sollte aber die friedliche Beschäftigung des Gelehrten und Dichters wieder unterbrochen werden. 1831 wurde Uhland wieder als Abgeordneter in die Kammer gewählt, wo er sich auf die Seite der Opposition stellte. Als die Kammer aufgelöst wurde, ward er von Neuem Abgeordneter, allein da er jetzt keinen Urlaub erhielt, nahm er seine Entlassung als Professor. Im Jahr 1838 zog er sich von der parlamentarischen Thätigkeit zurück, und lebte von nun an in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien, die, wie er selbst ein echter Dichter des Volks ist, dem Volksliebe ausschließlich gewidmet waren, und deren schöne Frucht die Samm-

lung „Alt-, hoch- und niederdeutsche Volkslieder“, Stuttgart 1844, war. 1848 rief die Politik den ehrwürdigen Sänger und Kämpfer wieder in die Schranken; er ward zu einem Mitglied des Vorparlaments in Frankfurt und zu einem der von den Regierungen ernannten siebenzehn Vertrauensmänner ausersehen. Seine Thätigkeit im frankfurter Parlament, seine politische Anschauungsweise, die er dort vertrat, sowie sein Ausharren in dieser Versammlung, bis sie in Stuttgart aufgelöst wurde, sind noch in freihem Andenken.

Seitdem lebt der edle Dichtergreis in seiner stillen tübinger Abgeschiedenheit seinen Studien, die sich fortwährend vorzugsweise auf das Altdeutsche beziehen. Möge es ihm noch vergönnt werden, das Ideal eines großen, freien Vaterlandes, in welchem Kunst und Wissenschaft blühen und jede deutsche Tugend fröhlich gedeiht, verwirklicht zu sehen.

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.



Des
Knaben Berglied.

Von
Ludwig Uhland.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Etrennes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich sang' ihn mit den Armen auf;
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da zieh'n die Stürme rings herum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Eine Bliz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier,
Ich kenne sie und rufe zu:
Lach' meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglöck' einst erschallt,
Manch' Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' in's Gied,
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Thomas Salsö.

(Schluß.)

Ein Saal ward mit Hülfe geraubter Kirchenschätze zur Kapelle umgestaltet. Bräutigam, Braut, Beistand, Brautführer und Dienerschaft reichten sich um den Altar, an welchem der gottesfürchtige Priester harrte. Furchtbare Enttäuschung! Wohl erhob der Greis das Kreuz, aber nicht um den Bund zu segnen, nein, um den Bannstrahl der Kirche zu schleudern, und die Freuler mit Leib und Seele dem ewigen Verderben preiszugeben. Die Räuber ergriffen wüthend den Priester und drohten ihm mit Qualen, gegen welche der Lohn der Hölle als Labsal erscheine. Der Seelsorger blieb standhaft, küßte das Kreuz und ergab sich, betend seine Arme ausbreitend, in das furchtbare Schicksal. Man faßte den Greis bei der Brust, schleppte ihn durch alle Gänge, doch siehe da, Gott erbarmte sich seines Dieners, und der Ärmste athmete nicht mehr, als man ihn auf die Folterbank legte. Eine Ader im Kopfe war ihm gesprungen. — In diesem Augenblicke erscholl ein Horn vor dem Thore, und die Thurmwärter meldeten mit ängstlichem Gesichte, daß sich auf der Zugbrücke ein königlicher Herold zeige und Einlaß begehre. — „Stoß ihn in den Schloßgraben!“ rief Samson. Die ausgebrachte Mannschaft schickte sich an, dem Befehle Folge zu leisten, was Thomas jedoch verhinderte. — „Ruhig, ihr Jungen,“ sprach er, „man muß das Schwert nicht ziehen, so lange noch ein anderer Ausweg offen steht. Viele Thore öffnet der Dietrich, der Haupt Schlüssel, welche die Streitart nicht gesprengt hätte. Die Gefahr ist groß, und wir sind nicht im Stande, auch nur eine dreitägige Belagerung auszuhalten.“ — „Weil Du,“ rief Samson erzürnt, „das Gold immer höher schätzest als Eisen, und statt Waffen anzuschaffen geizig Potale sammeltest, aus den Glocken lieber falsches Geld als Kanonen gießen liebst; weil Du, statt die Kammern mit Pulver zu füllen, sie mit Silber vollhäufest. Jetzt suche Dir statt des Kampfplatzes einen Galgen, um daran zu sterben.“ — „Stille, Samson! Mit kleinen silbernen Kugeln trifft man leichter in's Schwarze, sie tragen auch weiter als zentnerschwere Steine aus Deinen Mörsern. Belaste drei Wagen mit Gold, mit echten Silbermünzen aus der Schatzkammer. Verstehe mich wohl, mit keinem Gepräge von unsern Händen. Dann geleite Bernat die Wagen zu dem General, uns seiner Gnade empfehlend.“ — „Warum aber ich,“ rief erblichend Bernat, „warum nicht Du oder Samson?“ — „Weil Du am wenigsten beinzigst bist. Dein Name kommt nur selten in den Älten vor; Du saßest ja zu Hause wie eine Spinne, auch hast Du keine persönlichen Feinde.“ — „Weil ferner,“ sprach Samson, „an Dir am wenigsten verloren ist, wenn man Dich festnimmt.“

— „Auch kannst Du uns in der Burg nicht nützlich sein. Der schwächste Reifige erschlägt Dich mit der Stange seiner Hellebarbe. Die Bereitwilligkeit, Dich zu übergeben, wird gleichfalls berücksichtigt werden. Das Uebrige überlasse ich Deiner Berechtigung und den drei Wagen.“ Bernat schritt leichenblau zu den Wagen, ließ die Thore öffnen und erklärte dem Herold, er sei bereit, im Namen seiner Brüder vor dem Felsherrn zu erscheinen. In kurzer Zeit stand er auch sammt seinen Schätzen vor dem Zelte Salm's. Dieser empfing den Antömmeling in der Mitte mehrerer Magnaten, die Bernat zu seinem größten Troste Alle unbekannt waren. Sein Schrecken war also um so peinlicher, als Salm vortrat, ihn bei seinem Namen nannte und also sprach: „Du bist dieser Bernat Vasco, der mit seinen Brüdern diese Gegend verwüthet.“ —

„Glaube es nicht, hoher Herr! böhmische Räuber streifen in der Umgegend, und ihre Verbrechen werden uns in die Schuhe geschoben.“ — „Und wer raubt dann die Gloden, um falsche Münzen daraus zu prägen?“ — „Man klagt uns, das weiß ich, auch dieses Verbrechen an, weil uns die benachbarten Burgherren beneiden, daß wir als gute Wirthe keinen Mangel leiden. Sieh' übrigens selbst und überzeuge Dich, ob wir mit falschem Gelde zahlen!“ Bei diesen Worten schlug er die Dedeln der Wagen zurück, und ließ das aufgehäufte Gold und Silber sehen, indem er gleichzeitig mit demüthigem Lächeln flüsterte: „Diese Kleinigkeit wage ich den Herren Soldaten zu verehren.“ — „Glaubt ihr denn, ihr Nichtswürdigen,“ rief Salm, dem das Blut in das Gesicht stieg, „ich sei ein türkischer Pascha, bei dem man Krieg oder Frieden um Geld erkaufte?! Ich kam nicht eurer geraubten Schätze willen, ich kam eurer Köpfe willen, die dem Gesetze verfallen sind.“ — „Nie haben wir das Gesetz verlegt.“ — „Noch rauchen die Mauern des Elisabethinerklosters.“ — „Das Kloster selbst ist Schuld. Man verweigerte mir die Auslieferung meiner Braut, meiner nunmehrigen Gattin, Maria von Tornallhay, man wollte mich dadurch ihres Erbes berauben. Ich verteidigte mich daher nur, als ich das Nonnenkloster berannte.“ — „Ist Maria von Tornallhay,“ frug Salm streng, „am Altar Dein Weib geworden?“ — „Ich bin bereit, darauf zu schwören.“ Salm befahl den Feldprediger zu bringen und ermahnte Bernat, seine Worte mit einem Eide zu erhärten. Dieser trat vorwegen zu dem Altar, legte eine Hand auf das Evangelium und erhob die andere gegen den Himmel. Als er aber den Schwur aussprechen wollte, faßte Jemand seine ausgestreckte Hand, und als er sich umwandte, verstummte er wie vom Bliz getroffen, wie vor Entsetzen erstarrt. Laßlo von Tornallhay stand an seiner Seite. Bernat wankte. Eine Hälfte seines Körpers rührte vor Furcht der Schlag, so daß seine Zunge keinen verständlichen Laut mehr von sich gab, während gleichzeitig seine ausgestreckte Hand und ihre zum Eide erhobenen drei Finger zu Stein erstarrten. Salm sandte dieß Schredenbild nach Murany zurück, eine halbtobte Menschengestalt, die weder ihre ausgestreckte Hand zurückziehen, noch mit ihrer gelähmten Zunge die entsetzlichen Gedanken auszusprechen vermag, unter deren Last ihr Geist erliegt.

V.

Die drei Zeugen.

Als Salm vor Murany erschien, eilte Laßlo von Tornallhay, der sich bisher als Ziegenhirt verkleidet in den Bergen verborgen gehalten, in das Lager, und erzählte dem laienlichen Felsherrn die wunderbare Geschichte seines Lebens und seines falschen Todes. Dem General bedünkte die Historie unglaublich. Er ließ daher Mehrere herbeirufen, die Laßlo früher gekannt hatten, unter ihnen einige alte Diener, Leute, denen er Gutes gethan, Reifige, die er befehligt hatte; im Verlaufe der drei Lebensjahre war aber eine solche Veränderung in den Gesichtszügen des Jünglings vorgegangen, daß ihn nicht einmal seine treueste Dienerschaft erkannte. An seinem angeblichen Begräbnistage getraute sich ja Nie-

mand nach Murany zu gehen, um an seiner Leiche zu beten, wer konnte also glauben, daß dieser halbvertümmerte Mann jener blühende Jüngling vor drei Jahren sei. — „Ich werde,“ sprach Lasko, „drei andere Zeugen stellen, die mich gewiß erkennen werden. Es sind die drei Brüder Baco selbst. Ich will sie im Getümmel der Schlacht auffuchen, und wenn sie bei meinem Anblick erbeben, wenn dem Verwegensten das Schwert aus der Hand fällt, so wie es sich mit dem meinigen kreuzt, dann werdet Ihr wohl glauben, daß ich der bin, den sie begruben.“ — Das Schicksal wollte, daß Vornat der Erste war, der Lasko erblickte, und siehe da, ihn traf der Schlag, als er eben einen falschen Eid schwören wollte, und seine verbrecherische Hand jene des für todt gehaltenen Erben der Tornallhay erfaßte. — Als man den Sünder in diesem Zustand in die Burg sandte, erschrafen die Brüder über seinen Anblick. Vornat konnte weder sprechen noch deuten; er stammelte mühsam und starrte seine Helfershelfer bebend an, während ein stetes Bittern seiner Hand eine fürchterliche Drohung kund zu geben schien, bis er verschied. Niemand konnte auch nur im Entferntesten ahnen, was geschehen sein möge, was dem Verunglückten fehlte. Staunen und Schrecken gingen durch die Reihen der Reifigen, die Wachen verließen flüchtend bei Nacht und Nebel die Wälle. — Da entschloß sich Samson zu einem verzweifeltsten Wagnisse. Spät Abends rief er seine Leute zusammen, berauschte sie mit starkem Weine und befeuerte sie so zu einem nächtlichen Ausfall, um die durch Umzingelung der Veste gelichteten Reihen der Kaiserlichen zu durchbrechen, kurz, sich mit seinem Heerhaufen nach Polen durchzuschlagen. — Thomas ließ indessen mehrere Wagen mit seinen Schätzen beladen und die Hälfte seiner Mannschaft auf den Wällen schilbernd auf- und abwandeln, um einstweilen die kaiserlichen Truppen zu täuschen, später aber im Tumulte des Ausfalles mit seinem Mammon und seiner Bedeckung dem durchbrechenden Bruder zu folgen. — Die Stunde zur Ausföhrung des Planes rückte heran. Der Himmel war finster und ungewölkt, nach Mitternacht ging auch der Mond unter, und ein gewaltiges Gewitter stieg am Horizont empor, dessen Brausen bald von dem Waffengeöse des Ausfalles übertäubt werden sollte. — „Das ist ein günstiger Zeitpunkt zu einer Lieberumpelung.“ Also sprach Salm, der in der Nacht persönlich die Runde längs der Vorpostenlinie machte. Plötzlich durchflammte der Blitz eines Kanonenschusses die Finsterniß, und die vom Walle abgeschossene Kugel fuhr nur wenige Zoll über seinem Haupte unheimlich saugend durch die Luft. — „Ich wußte es wohl,“ meinte der General gelassen, „daß die Nacht nicht ohne Scharmüel ablaufen werde.“ Nach diesen Worten ordnete er sein kleines Heer und ließ jeden Ausgang aus der Burg sorgfältig besetzen. Es ward Ernst. Alle Kanonen der Veste wurden auf einmal gelöst, die Räuber lärmten gewaltig mit Trompeten und mit Trommeln, kurz, sie schienen von allen Seiten auf den Feind losstürmen zu wollen, während Samson's Kernvöll still bis an den Fuß der Veste rückte und dort Salm's Vorposten zum Weichen brachte. — Der wilde Häuptling schwang ein zweischneidiges Beil in den Händen und streckte Alles zu Boden, was sich ihm in den Weg warf. Die über-raschten Lanzknechte erbeben vor seiner Riesengestalt, die alle Reifige um einen Kopf, ja um doppelte Kopflänge überragte, falls Samson eben seinem Gegner das Haupt vom Kumpfe gehauen. In wenigen Augenblicken waren auch die Reihen der Lanzknechte durchbrochen und der Weg nach den Bergen stand offen; man hörte schon den Lärm der Wagen, die Thomas seinem Bruder nachführte, und die Kanonen verstummten allmählig auf den Wällen, als plötzlich ein kleines, kaum halb so starkes Häuflein Kaiserliche herbeieilte, und ihr Anführer, ein geharnischter Ritter von hoher, schlanker Gestalt, Samson schon von weitem zurief: „Stehe, Samson! Ich habe ein Wort mit Dir zu reden!“ — „So viel Worte als Dir beliebt! Also,“ entgegnete Samson, schwang sich auf sein Streitroß und sprengte gegen seinen Gegner. Seine Leute, die er in seinem raschen Laufe weit zu-

rückließ, sahen aus der Ferne, wie der fremde Ritter, als Samson in seine Nähe kam, ruhig das Visir küstete. Der Räuber stieß einen Schrei des Entsetzens aus, wankte im Sattel und stürzte, ehe er sich ermannen und von seinen Waffen Gebrauch machen konnte, mit zerspaltem Haupte vom Pferde. Seine Krieger eilten bei diesem Anblick über Hals und Kopf in die Festung zurück und rissen den eben ankommenden Thomas mit sich fort, der seine Rettung nur dem Umstande verdankte, daß seine Verfolger über die im Stich gelassenen Wagen stürzten und durch die Plünderung ihrer Schätze ihm Zeit zur Flucht gönnten.

Mit dem Tode Samson's war übrigens der Muth der Belagerten gebrochen, Niemand dachte mehr an die Vertheidigung, sondern einfach an die sicherste Art und Weise, sich aus dem Staube zu machen. Thomas erkannte, daß er sich nicht eine Woche mehr halten könne. In dieser Nothdrangniß wagte er einen letzten entscheidenden Versuch. Er ließ dem kaiserlichen Feldherrn sagen, er wollte, falls man ihm Gnade zusichere, die Burg und ihre Schätze übergeben, auch Maria ansliefern; im Falle einer verneinenden Antwort hingegen werde er die Jungfrau in das verborgenste, tiefste Verließ sperren, sich selbst aber sammt der Veste in die Luft sprengen. — Sein Heerold und die Antwort ließen lange auf sich warten. Es ward Abend, es ward Mitternacht, kein Bote lehrte zurück. Da kam Thomas der teuflische Gedanke, das Mädchen vor seinem sicheren Untergang zu tödten, doch die Art und Weise des Todes ihrer eigenen Wahl anheim zu stellen. — Verzweiflung ist oft ein weiser Rathgeber. Maria bat den Mörder, sie am Sarge ihres Geliebten sterben zu lassen. Sie wußte wohl, daß sie von dort durch den unterirdischen Gang entweichen könne. — Baco bewilligte diese Bitte und führte die Jungfrau selbst in die Ahnengruft. — „Meinen Gruß,“ sprach er, den Schlüssel umbrehend, mit Bitterkeit — „an Lasko, falls Du eher stirbst als ich! Sage ihm auch, daß wir uns bald in der Hölle treffen.“ Er wollte die Thüre öffnen, bemerkte aber zu seinem Entsetze, daß sie Jemand von innen herauströste. Seine Haare standen zu Berge. Die Thüre flog auf und auf der Schwelle erschien ein blasser Mann mit gezücktem Schwerte an der Spitze wohlbewehrten Heervolkes. „Baco,“ rief er, „der jüngste Tag ist da!“ — Thomas stürzte mit einem weithin gellenden Schrei zu Boden und fiel in tiefe, regungslose Ohnmacht. — „Das ist der dritte Zeuge, daß ich Lasko von Tornallhay bin!“ Also sprach der blasse Mann, indem er den Reifigen, die er durch den unterirdischen Gang in das Innere der Veste geführt, die zusammengebrochene Gestalt des letzten Baco wies. — „Und der vierte bin ich!“ lispelte Maria, sich zärtlich an die Brust ihres neuerstandenen Geliebten schmiegend.

Im Verlaufe der nächsten Stunde befand sich die Burg Murany in den Händen des kaiserlichen Heeres, wankte Thomas Baco zum Tode, lag Maria namenlos selig auf's Neue als Braut in den Armen des rechtmäßigen Erben des Geschlechtes Tornallhay von Torna.

Die Baumwollnoth.

Von

Dr. E. F. H. N.

Die Journale Europas diskutieren mit Eifer die Frage der Baumwollnoth, die auf einmal über den Continent sich verbreitet hat und so vielen Tausenden von Arbeitern die Beschäftigung, und somit den Lebensunterhalt entzog, und sie ergehen sich in Erörterungen darüber, was Alles daran wohl Ursache gewesen sein mag. Allein so sehr sie auch die Sache dem Haffe des Bruder Jonathan gegen seinen Vetter John Bull in die Schuhe zu schieben suchen, und den Sezessionskrieg im Grunde auf die Sympathieen Lord Palmer-

stou's für die südlichen Staaten zurückführen möchten, so liegt die Ursache doch tiefer; denn auch ohne diese gelegentlichen Ursachen wäre die Baumwollenoth Europas doch früher oder später einmal hervorgetreten, sie beruht einfach auf der Verkennung und Vernachlässigung eines der wichtigsten volkswirtschaftlichen Grundsätze, auf welches hinzuweisen in der That schon lange Bedürfnis gewesen wäre. Es ist nämlich unbedingt nothwendig, daß jede größere Industrie oder Massenproduktion nicht mehr, wie bisher, sich auf einen Markt für den Antausch der Rohprodukte und den Absatz der Fabrikate verlasse, weil die geringste Störung dieses Marktes äußerst empfindlich zurückwirken muß, sondern daß sie von dem Augenblick an, wo die Produktion einen größeren Umfang annimmt, bedeutende Kapitalsummen darin festgelegt, und Tausende von Arbeitern nur für dieselbe Arbeit erzogen sind, sich nach verschiedenen Märkten umsieht, und mehrere in Reserve zur sofortigen Ausbeutung zu halten sucht, um beim Versiegen des einen Marktes, sei dieses nur vorübergehend oder dauernd, sofort an einem andern möglichststen Ersatz zu finden. Gerade diesen wichtigen Grundsatz haben aber die Engländer außer Auge gesetzt, und der Eifer, in der Konkurrenz und Billigkeit es allen Andern möglichst zuvor zu thun, hat sie bewogen, sich fast nur an den Verbrauch der nordamerikanischen Baumwolle zu halten, und um die Kultur der Baumwolle in Indien fast gar nicht zu bekümmern, so oft auch warnende Stimmen auf die Wichtigkeit dieses Landes für die Baumwollenkultur hingewiesen hatten und selbst die Möglichkeit vorführten, daß einmal der Baumwollbezug aus Nordamerika für England abgeschnitten werden könne.

England fühlte sich einerseits so eng mit Nordamerika verbunden, andererseits auf der See so stark und übermächtig und war auf die Erhaltung dieser Uebermacht so eifersüchtig, daß es niemals glaubte, ein Krieg könne ihm die Zufuhr nordamerikanischer Baumwolle auf dem kaum zweiwöchentlichen Wege abschneiden, während der Weg aus Indien zur See zu lang und zu Land leichter verlegbar sei. Aber es dachte nicht daran, daß im Innern Nordamerikas selbst Schranken erwachsen könnten, welche die Baumwollausfuhr verhinderten, oder daß gar die Baumwollpflanze selbst ihr Erzeugniß lieber verbrannten, als es exportiren ließen. Noch weniger aber dachte es daran, daß die Sklavereifrage doch endlich einmal zum Durchbruch gelange und die Baumwollkultur gefährde, oder daß überhaupt die raschen Kulturfortschritte der Nordstaaten selbst die Baumwollindustrie in die Hand nehmen und so das exportirbare Quantum Baumwolle auf ein Minimum reduciren könnten. Ja diese Verblendung der Spinner von Manchester ging sogar so weit, daß mehrmalige Verlegenheiten und zeitweiliges rasches Steigen der Baumwollpreise sie zu keinen nachhaltigen Schritten zu bringen vermochten, sondern bloß Klagen gegen die indische Compagnie hervorriefen, weil sie nicht sofort durch indische Baumwolle den Ausfall deckte, während sie es doch so lange nicht im Stande war, als indische Baumwolle nicht auf einen sicheren Markt in England rechnen und man also die Baumwollkultur nicht in großartiger Weise ausdehnen konnte. Die geringen Vorräthe (280,000 Ballen) und die starke Preissteigerung (von 4 $\frac{3}{8}$ auf 10 $\frac{1}{2}$ Den. per Pfund) im Jahr 1835 zeigten zwar die volle Höhe der Gefahr und richteten sofort die Blicke auf Indien, aber die reichen Ernten Nordamerikas in den Jahren 1837 bis 1845 ließen alle Besorgnisse wieder so in den Hintergrund treten, daß die geringe Ernte von 1847 nur als außergewöhnliches Ereigniß galt, und man allen Hinweisen auf die indische Baumwollkultur keine Beachtung schenkte, obschon im Jahr 1856 der Preis wieder die Höhe vom Ende 1835 erreichte, 1857 eine besondere Gesellschaft zusammentrat, um die Baumwollkultur in den englischen Kolonien zu fördern, und die englische Baumwollindustrie eine so riesige Ausdehnung gewonnen hatte, daß auch schon ein nur mäßiger Ausfall sie in große Verlegenheiten bringen und Tausende von Arbeitern auf halben Lohn setzen mußte.

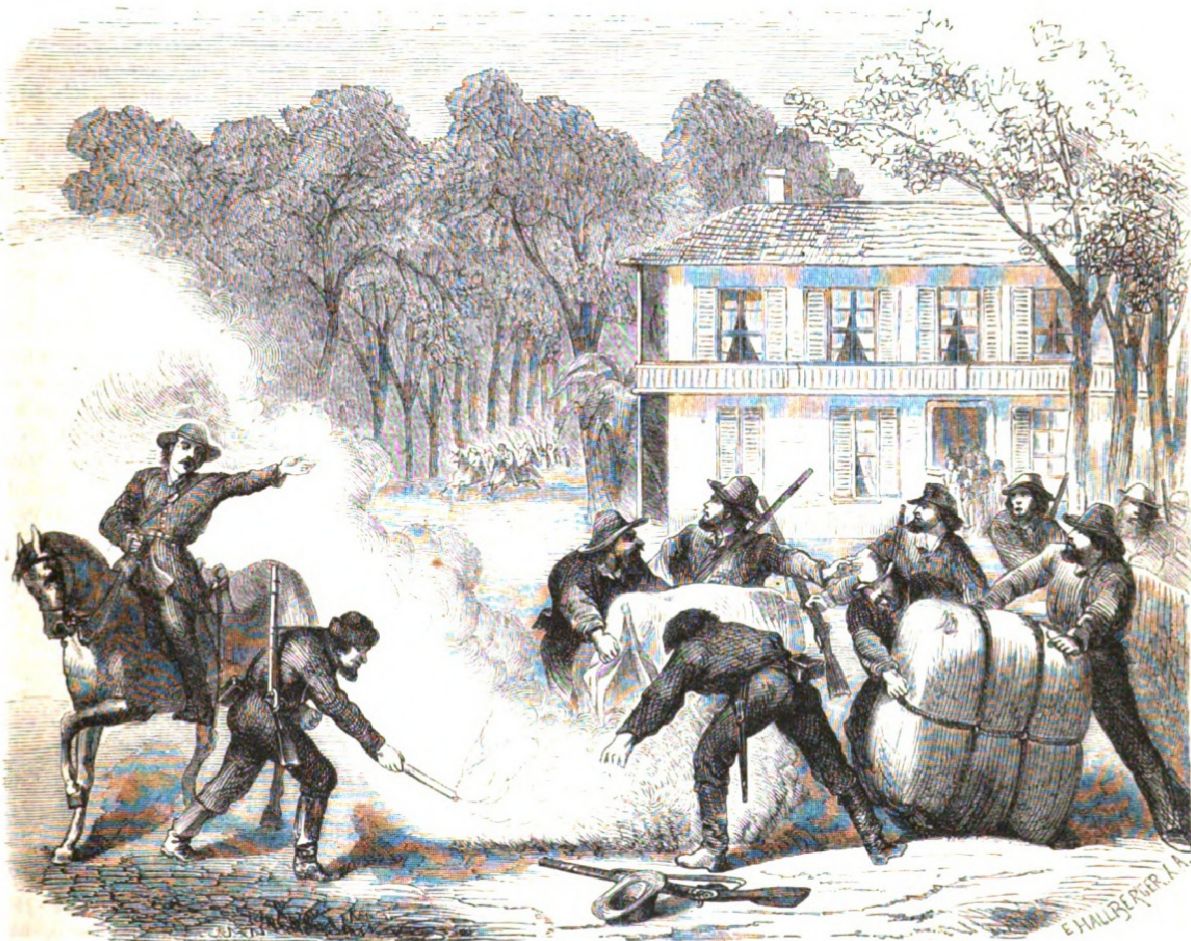
Erst der nordamerikanische Sezessionskrieg hat nun den großen Fabrikanten von Lancashire die Augen geöffnet und sie gezwungen, sich nach anderen Einkaufsplätzen für Baumwolle umzusehen, so daß man hoffen darf, künftig ähnliche Kalamitäten für immer vermieden zu sehen, zumal Indien, Afrika und Egypten im Stande sind, weitaus mehr Baumwolle zu liefern und selbst die Qualität der nordamerikanischen zu erreichen, wenn nur tüchtige Männer die Sache in die Hand nehmen und sie von großen Kapitalien unterstützt werden, was für England eben nicht schwer ist. Aber die Noth ist einmal da, und wie groß und bedeutend sie ist, wollen wir in den nachfolgenden Zeilen zeigen.

Baumwolle selbst ist in Asien seit uralten Zeiten gesponnen und zu Geweben verwendet worden, und die Araber brachten den Artikel zuerst im zehnten Jahrhundert nach Spanien. Im Laufe der späteren Zeit, und die ältesten Nachrichten davon stammen aus dem Jahre 1430, verbreitete sich die Baumwollweberei auch nach dem Venetianischen und nach Antwerpen, Brügge und Gent, deren Waare weit hin berühmt wurde. Nach England kam dieser Industriezweig erst durch flandrische Flüchtlinge, die sich um 1585 bei Manchester niederließen und dort zu der riesenhaften Textilindustrie Großbritanniens den Grund legten, denn vorher verarbeitete man dort nur Leinen und Wolle. Aber lange währten die ersten Anfänge, bis endlich die wachsende Seemacht Englands in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts auch dieses Industrie einen großen Markt eröffnete und sie dann rasch emporschwang. Um das Jahr 1700 arbeiteten darin schon 25,000 Arbeiter und verbrauchten jährlich 10,000 Zentner Baumwolle. Von da an stieg der Verbrauch fast alljährlich, dem überseeischen Absatz entsprechend, denn er betrug 1720 20,000 Zentner, 1764 38,700 Zentner, und 1775 48,000 Zentner. Aber die zahlreichen englischen Kolonien und der ungemein stark zunehmende Absatz verlangten weit mehr Waaren, als Menschenhände liefern konnten, zumal aber der steigende Arbeitslohn zu ertragen vermochte, und daher waren die tüchtigsten Techniker unaufhörlich bemüht, neue Maschinen ausfindig zu machen, um die Produktion zu verdoppeln und zugleich möglichst billig zu machen. Zuerst wurde die Weberei verbessert und gelangte man bald dahin, daß für deren Befriedigung nicht genug gesponnen werden konnte. Als aber die Erfindungen von Wyatt, Hargreaves, Arkwright und Crompton erfolgten, und namentlich die Arkwright'sche mechanische Spinnmaschine 1769 allgemein eingeführt wurde, da konnte so ungemein viel gesponnen werden, daß die Weberei nicht mehr nachzukommen vermochte, bis endlich Cartwright's mechanischer Webstuhl (der erste 1785, der verbesserte 1788) auch die Weberei auf eine bisher ungeahnte Höhe brachte und nun die Industrie sich riesenmäßig entfalten konnte. War der Baumwollverbrauch in der Zeit von 1775 bis 1787 von 48,000 auf 226,000 Zentner gestiegen, so hatte er 1790 schon 300,000, und 1800 sogar 505,000 Zentner erreicht, eine Höhe, die man sich ein halbes Jahrhundert vorher noch nicht hätte träumen mögen. Ungeachtet dieser Ausdehnung erstreckte sich aber noch ein großer Theil der Baumwollindustrie auf Docht- und Strumpfwaren oder gemischte Stoffe, und kaum zu zwei Dritttheilen auf ganz baumwollene Gewebe. Im Jahr 1787 gab es 143 Spinnereien mit 1,654,000 Spindeln und 20,000 Arbeitern; im Jahr 1860 aber zählte man bereits 30 Millionen Spindeln mit 60,000 Spinnern, und die Gesamtzahl der in der Spinnerei und Weberei in der letzten Zeit beschäftigten Personen beträgt an 420,000, während 1787 im Ganzen nur etwa 100,000 Personen in dieser Industrie arbeiteten, wobei aber außerdem zu berücksichtigen ist, daß in letzterem Jahre es fast noch gar keine Maschinen gab, und jetzt die Hauptarbeit von Maschinen verrichtet wird. Der gewaltige Unterschied in der Industrie von damals und jetzt ergibt sich noch schlagender aus der Thatfache, daß 1787 erst 226,000 Zentner Baumwolle verbraucht wurden, jetzt aber jährlich an 9,650,000

Zentner, wornach sich also der jährliche Verbrauch mehr als 13fach vermehrt hat.

Bliden wir von dieser riesenmäßigen Industrie der Gegenwart nur um etwa neunzig Jahre zurück, so tritt erst recht schlagend hervor, wie sie eigentlich die gewaltigen Fortschritte des Erfindungsgeistes dokumentirt, der allein es ermöglichte, daß nun die halbe Menschheit sich in Baumwollstoffe kleiden kann; denn beständen diese Erfindungen nicht, müßte man dieselbe Menge Waaren mit der früheren Handarbeit herstellen, so wäre die ganze Bevölkerung von England, Frankreich, dem Zollverein und von Oesterreich nöthig, um sie liefern zu können, während jetzt neben den Maschinen eine halbe Million Menschen genügt, um dasselbe Bedürfnis dauernd zu befriedigen. Es ist übrigens nicht zu vergessen, daß auch andere Länder an der Baumwollindustrie theilneh-

men, und sie zusammen etwa ebensoviel Arbeiter und Kapital, sowie 18 bis 20 Millionen Spindeln beschäftigen mögen, woraus zugleich hervorgeht, daß dieselbe Menge Kapital und Arbeiter etwa um ein Drittel weniger leistet als in England. Dabei ist jedoch diese andere Baumwollindustrie auf viele Länder und weit auseinander vertheilt, so daß eine Krisis im Geschäft lange nicht so intensiv wirken kann wie in diesem Inselreiche, wo damit der siebente Theil der Bevölkerung direkt oder indirekt beschäftigt ist, und daraus an Gewinn, Zinsen und Arbeitslohn jährlich die Summe von fast einer halben Milliarde Gulden erhält. Es ist gewiß nicht zu hoch angeschlagen, wenn wir sagen, daß an vier Millionen Menschen allein vom Gedeihen dieser Industrie abhängen und von jeder Störung darin auf das Tiefste verlegt und erschüttert werden.



Verbrennung der Baumwolle durch die Südländer.

Wie bereits erwähnt, hatten sich schon mehrere Anzeichen für solche tiefgehende Erschütterungen geoffenbart; allein man beachtete sie weniger, weil sie einzig aus dem geringeren Ernteaussall hervorgingen, frühere Vorräthe den Ausfall etwas ausgleichen, und er überhaupt nur als ein momentaner erschien; denn die jährliche Produktion Nordamerikas war in der letzten Zeit auf 17,970,000 Zentner angestiegen, und schien der englische Bedarf von nicht ganz 10 Millionen Zentnern immer doch wenigstens zum größeren Theile gesichert. Allein nun zeigte die neueste Krisis, daß auch bei der besten Baumwollernte der Bedarf fast ganz ausbleiben kann, und ein Krieg diesen Ausfall sogar auf Jahre hinaus zu erstrecken vermag, und daraus entwickelte sich denn auch sofort die große Noth in England, indem die Vorräthe nur auf kurze Zeit reichten und dabei auch gewaltig im Preise gesteigert wurden, so daß also die ganze in dieser Industrie thätige

Bevölkerung nicht bloß auf kurze Momente, sondern für eine ganz unbestimmte Zeit brodlos ist, und sich um so weniger einen andern Verdienst sichern kann, als die von England sonst für sein Baumwollfabrikat erhaltenen 720 Millionen Gulden nun größtentheils ausbleiben, und auch die ganze übrige Industrie mehr oder weniger darunter leidet, namentlich aber solche, welche bisher dafür arbeitete, eine Gegengabe für die 240 Millionen Gulden in der rohen Baumwolle darzubieten.

Diese Krisis hat nun freilich das Gute wieder gehabt, daß man den begangenen Fehler einsieht und jetzt bestrebt ist, sich von dem Hauptrohstoffmarkt Nordamerika mehr und mehr zu emanzipiren; aber wenn es auch mit der Zeit gelingt, dies zu erreichen, so ist doch inzwischen die Noth gewaltig genug geworden, und ein ungeheurer Kapitals- und Gewinnverlust für das Inselreich entstanden, den es sehr schwer verschmerzen wird und nur langsam wieder einbringen

kann, denn noch steht das Ende des nordamerikanischen Kriegs nicht in Aussicht, und liefern die andern Produktionsländer nur ein verhältnißmäßig sehr kleines Quantum Baumwolle. Während nämlich England im Jahr 1858 aus Nordamerika 1,855,000 Ballen bezog, erhielt es aus andern Ländern bloß 567,386 Ballen, und zwar aus Ostindien 350,248, Brasilien 108,886, Egypten 101,405, und Westindien 6,847 Ballen Baumwolle, welche noch dazu von viel geringerer Qualität ist, und von den Spinnern entweder nicht gern oder mit den vorhandenen Maschinen gar nicht einmal gesponnen werden kann.

Hätte England in seinen übrigen Besitzungen schon vor Jahren der Baumwollkultur die nöthige Fürsorge gewidmet, so wäre nicht bloß das nöthige Quantum Rohstoffe fortwährend vorhanden, und die indische Baumwolle zu derselben Güte wie die nordamerikanische geblieben, sondern auch der Preis so niedrig wie in den vierziger Jahren, und dadurch die Möglichkeit gegeben, die Industrie zu verdoppeln und einer weit größeren Anzahl Menschen den Verbrauch von Baumwollstoffen zu ermöglichen; denn damals kostete das Pfund nordamerikanische Uplands 4 $\frac{1}{4}$, und ostindische Suvale 3 Den., während sich nun der Preis verdoppelt und verdreifacht hat. Die nöthigen Vorbedingungen für eine tüchtige Baumwollkultur haben viele Länder, zumal Ostindien und Afrika, und es ist kein Zweifel, daß ein nachhaltiger Wille auch bald zu günstigen Resultaten kommen wird. Nicht zu feuchtes oder zu trockenes Klima und die Möglichkeit eines tüchtigen Kanalsystems sind ganz besonders auch in Ostindien vorhanden, und namentlich die früheren künstlichen Kanalisationen ohne zu große Kosten wieder herzustellen. Was dagegen Indien fehlt, ist eine gute, sorgfältige Behandlung der Baumwolle, gute Verkehrswege und ein tüchtiges Landbesitzrecht. Besonders schadet Indien die Länge der gerade in die Hauptarbeitszeit fallenden Hüliseste, welche die Arbeit unterbrechen und erst aufhören, wenn ein großer Theil der Baumwolle aus der Kapfel zu Boden gefallen und mit den Blättern der Pflanze verwickelt ist, so daß sie schwer zu reinigen, auch durch Thau und Regen mit Erde vermischt und daher ihrer reinen Farbe beraubt wird. Wird dann die Wolle geerntet, so ist gewöhnlich die Hülse so zerbrechlich, daß Stücke davon sich in der Wolle verwickeln, und ist es so kein Wunder, daß Ostindien bisher keine so gute und reine Baumwolle zu liefern vermochte als der Süden von Nordamerika, wo der Sklave in der passenden Zeit zur Arbeit angehalten wird und überhaupt die Pflanze im Besitze aller möglichen Erfahrungen sind, um das beste Produkt zu liefern und dem Abnehmer auch Sicherheit für dessen möglichste Reinheit zu bieten. Wenn daher Ostindien gleich gute Waare liefern soll, so sind ihm zum Theil auch andere Arbeiter zuzuführen, und besonders muß das System der Mäler oder Bankiers abgeschafft werden, welche die Pflanze sich durch Vorschüsse dienstbar und verschuldet machen, so daß diese mehr auf die Quantität als die Qualität des Produkts sehen müssen.

Für das Gedeihen der ostindischen Baumwollkultur ist es unbedingt eine weitere Hauptsache, daß der unfreien asiatischen Domänenwirtschaft ein Ende gemacht und das Aufkommen einer freieren Bauernwirtschaft ermöglicht werde; denn die Regierung oder vielmehr die ostindische Kompagnie spricht das ausschließliche Besitzrecht von allem Grund und Boden unter ihrer Gerichtsbarkeit an, und beläßt das Land den Leuten bloß, so lange sie die alljährlich oder auch auf längere Zeit daraus bestimmte Landlage bezahlen. Dies zu ändern erfordert aber Zeit und eine größere Verbreitung der Volksbildung, auch tüchtige Beamte, deren es bisher nur wenige gab, so daß die meisten, so ferne von dem Regierungssitze, lange Zeit hindurch die stärksten Mißgriffe machen konnten. Wenn wir daher in Ostindien auch günstigere Vorbedingungen für die Baumwollkultur als in Afrika oder andern Ländern finden, so werden doch unstreitig noch Jahre vergehen, bis England sich bezüglich dieses Rohstoffes auf

Ostindien stützen kann. Bei der Fortdauer der nordamerikanischen Wirren muß man sich also darauf gefaßt machen, daß die große und gewaltige Störung dieser Riesenindustrie Englands noch länger andauern und die unheilvollen Folgen stärker anhäufen wird; denn waren Anfangs noch Vorräthe vorhanden und Aussicht auf baldiges Ende der Kriege, so sind erstere nun so ziemlich verbraucht, der Rest zu theuer und der Krieg in einem gänzlich ungewissen Stadium. Ja, wenn solcher auch zu Ende geht, so war doch die Baumwollkultur inzwischen gestört, ist ein weiteres Jahr und eine neue Ernte abzuwarten, und kann die Noth nur erst langsam wieder überwunden werden. Selbst wenn es sich bestätigen sollte, daß nun ein ausreichendes Surrogat für Baumwolle gefunden worden, was aber zu bezweifeln ist, so müßte dasselbe erst in Menge angepflanzt, die Ernte abgewartet und die Maschinen abgeändert werden, was Alles noch Jahre erfordern würde. Die Krisis ist daher noch lange nicht am Ende, eine andere Beschäftigung der Arbeiter nicht wohl so bald möglich, und da hiedurch die Lebensexistenz einer halben Million Arbeiter auf dem Spiele steht, und noch weitere vierthals Millionen englischer Unterthanen in ihrer Geschäftsthatigkeit mehr oder weniger bedroht sind, so ist es kein Wunder, wenn mit immer größerem Nachdruck darauf gedrängt wird, den Wirren in Nordamerika auf diese oder jene Weise ein Ende zu machen, so daß die Regierung zuletzt nicht mehr freie Hand hat, sondern dem Volkswillen folgen muß. Bei der ungeheuren Ausdehnung des englischen Absatzmarktes würde ein Krieg und andere Unfälle in dieser Richtung wenig schaden, da der kluge Geschäftsgeist dieser Nation schon wieder Auswege finden wird; die Achillesferse dieses Industrielandes besteht aber in den monopolisirten Märkten für seine Rohstoffe, und wer diese abzusperren vermag, kann zuletzt auch England tief und auf den Tod verwunden. So schlimm daher diese Krisis für England ist, so wird sie doch es veranlassen, künftig die Lehren der Volkswirtschaft genauer zu beobachten, und sich auch bezüglich des Rohstoffbezugs nicht mehr von einem einzigen Lande abhängig machen.

Die Brüder Mathieu.

Novelle

von

Moriz Hartmann.

Erstes Kapitel.

Die drei glücklichen Häuser.

Dieselbe Gegend bei Waterloo, welche im Jahre 1815 der Schauplatz des letzten Aktes des großen Dramas gewesen, war zu Anfang der vierziger Jahre die Szene eines Verbrechens, das, obwohl einfach in seiner Natur, nicht aus gemeinen Beweggründen hervorgegangen, und ursprünglich nur einen Nord zum Gegenstand hatte, wie die Gerichtsurtheile aller Länder, man kann sagen leider wöchentlich, von einem solchen zu berichten haben; doch durch die Folgen, die es hatte, durch die zahlreichen Opfer, die es nach und nach in den Abgrund zog, durch die höchst merkwürdigen psychologischen Vorgänge, die in der Folge zum Vorschein kamen, mit zu den bedeutendsten und mehr für den Psychologen als für den Juristen interessanten Ereignissen gehört. Das Drama wird in seinem Verlaufe so traurig, ja mörderisch, daß der Erzähler es für nothwendig hält, die Versicherung von der Wahrhaftigkeit dieser Geschichte vornehin zu stellen; sie ist ihm, kurz nachdem der Vorhang über das letzte Opfer des Trauerspiels gefallen, im Jahre 1847 von Herrn van den Hofen, dem öffentlichen Ankläger von Brüssel, der in dieser Affaire sein Amt verrichtete, mitgetheilt worden. Uebrigens kann sich

der Leser leicht selbst überzeugen, wenn er in den betreffenden Jahrgängen der belgischen Gerichts- und anderer Zeitungen nachschlägt: dort wird er gewiß noch interessante Einzelheiten finden, welche dem Aufzeichner dieser Geschichte entfallen sein mögen.

Im Jahre 1840 hatte das Schlachtfeld, auf welchem einst der Titanenkampf ausgelämpft worden, das friedlichste und glücklichste Aussehen von der Welt, das gehügelte Land ringsumher grünte und blühte, und an jene Katastrophe, an die Wunden von Tausenden und an das Todesröcheln von Zehntausenden erinnerte hier nichts mehr, als höchstens die und da eine Kugel, die zum Andenken in eine Wand gemauert worden, und in der Mitte der gewellten Ebenen der Löwe, den die Sieger daselbst errichtet haben. Doch nein, die Landleute behaupten, daß die ganze Blüte und Ueppigkeit der Pflanzenwelt und des Erdrreiches eine sich jährlich erneuernde Erinnerung an die Schlacht von Waterloo seien, denn dem Menschenblut danke die Erde jene Fruchtbarkeit und lachende grüne Farbe, die heute den Bewohner der historischen Gegend erfreue und seinen Speicher fülle. Die Menschen vergessen so leicht vergangenes Leid, mit den Geschlechtern wird ihr Unglück begraben, und auf ihren grünen Gräbern und auf dem Boden, den ihr Leid fruchtbar gemacht, freut sich ein neues und glückliches Geschlecht.

Uebrigens wissen wir nichts Ausführliches über das Glück oder Unglück der Bewohner Waterloos und der Umgegend; wir kennen nur die Geschichte dreier Häuser, mit denen wir es hier allein zu thun haben, und die in ziemlicher Entfernung von einander, mehr und weniger prächtig, mehr und weniger bescheiden, sich auf dem welthistorischen Boden erhoben, von diesen drei Häusern allein wissen wir, daß sie im Jahre 1840 und bis zu diesem Jahre in der That vom Glücke bewohnt waren, wenn auch das Glück, das so viele Geschlechter hat als es Menschengeschlechter gibt, in den drei verschiedenen Häusern, in verschiedenen Formen, in verschiedene Verhältnisse und Zustände getheilt, austrat.

Das Eine derselben ist mehr ein Schloß als ein gewöhnliches Haus zu nennen. Es lag am Abhange eines kleinen Hügels, und hob sich mit seiner Fassade und seinen zwei kleinen Thürmchen, die mehr den adeligen Reigungen des Besitzers als der Nothwendigkeit und der Zweckmäßigkeit ihre Entstehung verdankten, glänzend von dem dunklen Hintergrunde ab, den ein rückwärts über den Hügel hinlaufender Park mit seinen Waldbäumen jeder Art bildete. Vor dem Schlosse lag ein frischer Rasenplatz den sanften Abhang hinab, bis wo er sich mehr und mehr ländlich verlaufen und unmerklich an den Mäandern der Fruchtfelder verlor, so daß die Feldraine eine Fortsetzung der Sandwege bildeten, die sich vom Schlosse in die Ebene hinabzogen. Graf Eugene Belpport liebte es, hier seine Sommer zu verleben, denn hier war er geboren, und hier erinnerte ihn der Löwe und die ganze Gegend an den merkwürdigsten Tag seines Lebens, an den Tag, an welchem er seine Jugend als Freiwilliger im Heere der Verbündeten mit Ruhm bedeckte. Graf Belpport lebte in den angenehmsten Verhältnissen; reich und im ganzen Lande wegen einer flectenlosen, ehrenhaften Vergangenheit geachtet, war er auch einer der würdigsten Vertreter seines Volkes, welche die durch die Revolution des Jahres 1830 errungenen Institutionen im Senate ausbauen halfen. Er besaß nicht nur das Vertrauen der höhern besitzenden Klasse, die ihn in den Senat abgeordnet hatte, er war auch der Liebling des Volkes, für das er bei jeder Gelegenheit eintrat, und seiner Nachbarn, die er gerne mit Rath und That unterstützte. Wie mit seiner öffentlichen Stellung, hatte er Ursache mit seinem häuslichen Glücke zufrieden zu sein. Fünf gesunde und kräftige Kinder umgaben ihn, in denen er mit Glück schon frühzeitig die Keime zu trefflichen Menschen entdeckte, und vorzugsweise war es sein Sohn Alfred, auf den er seine Hoffnung baute. Mit einem kräftigen Charakter verband sich in diesem Knaben ein weiches Gemüth, das sich gerne liebend angeschlossen, ein instinttmäßiges Erkennen von Gut

und Böse, und endlich ein heftiger Wissensdrang, der alle Hoffnung gab, daß die angeborenen guten Eigenschaften des Kindes durch Bildung noch bedeutend erhöht und geträgt werden können. Was diesen Knaben vorzugsweise auszeichnete, war eine Art von Divination, von Errathen des Charakters anderer Menschen, selbst bei kürzestem Umgang, ja auf den ersten Blick. Sein Vater, der in dieser Beziehung mit ihm schon die überraschendsten Erfahrungen gemacht, pflegte zu sagen, daß er einen Fremden seinem Alfred nur durch eine Thürspalte zu zeigen brauche, um zu wissen, ob er sich mit ihm in irgend ein Verhältniß oder Geschäft einlassen solle oder nicht. Freilich brachte dieses Wesen des Kindes seinen Vater wie das ganze Haus oft in Verlegenheit, denn Alfred äußerte seine Sympathie und Antipathie auf's Unverhohlenste; er behandelte wildfremde Menschen, die ihm Vertrauen einflößten, sofort wie alte Bekannte, wie Familienangehörige, und weichte sie oft in allerlei Dinge ein, die man vor Fremden, selbst wenn es die unschuldigsten Anlässen betrifft, nicht immer gerne entschleierte; ebenso stieß er Andere mit der größten Rücksichtslosigkeit von sich und verhehlte es nicht, daß er von ihnen den übelsten Eindruck empfangen: Eigenthümlichkeiten, welche im gesellschaftlichen Leben, das oft zum Umgang mit den verschiedensten Charakteren zwingt, dem Grafen manche komische und ernste Verlegenheit bereitete.

Die guten Anlagen Alfred's waren es, welche den Grafen bewogen, im zwölften Lebensjahre des Kindes sich nach einem Hofmeister umzusehen, dem er dessen Ausbildung mit Ruhe anvertrauen könnte; er war so glücklich, bald einen jungen Mann zu finden, der ihm Vertrauen und seinem Kinde sofort eine wahrhaft leidenschaftliche Liebe einflößte. Herr Edoard Conscience hatte in Gent und Brüssel in seinem zweiundzwanzigsten Jahre die Studien mit Ehren vollendet. Er wollte sich dem Lehrfache an einer dieser Universitäten widmen, hatte aber nicht die Mittel, die Zeit einer Anstellung ruhig abzuwarten, sah außerdem ein, daß er für eine solche Stellung zu jung war, und hielt sich bescheiden auch nicht für genugsam ausgerüstet, um als Lehrer an einer Hochschule so auftreten zu können, wie er es wünschte; ein Mittel über einige Jahre wegzukommen, eine Stellung, in der er eine Pflicht zu erfüllen und dabei Muße genug hätte, um seine Studien fortzusetzen, mußten ihm willkommen sein, und er ergriff den Antrag des Grafen, die Erziehung seines Kindes zu übernehmen, mit um so größerer Freude, als neben dem guten Rufe, dessen sich dieser erfreute, auch das Familienleben des Grafen als ein glückliches und gemüthvolles bekannt war, und als der herrliche Knabe, den er erziehen sollte, ihm einen ebenso guten Eindruck machte, als er von dem jungen Hofmeister selbst empfangen hatte. Herr Edoard Conscience war nunmehr schon seit zwei Jahren im Hause, und er hatte nichts von den Bitternissen geschmeckt, die sonst das Antheil solcher Stellungen zu sein pflegen, nichts von der Unterordnung, die man sonst verlangt, nichts von dem Gefühl der Fremde, das selbst bei Stellungen, welche die größte Innigkeit voraussetzen, nicht fehlt, sobald diese Stellungen bezahlt sind; nichts endlich von jenen kleinen demüthigenden Vorkommnissen, auf die sich ein Bürgerlicher meist gefaßt machen muß, wenn er sich an den Tisch eines Adligen setzt. Nicht nach diesen zwei Jahren, schon nach den ersten zwei Tagen war Herr Edoard Conscience ein Glied der Familie, und es sah in der That aus, als ob er seine beabsichtigte Laufbahn in der Zukunft aufgeben müsse, weil man sich nicht mehr vorstellen konnte, wie er einen andern Weg als die Familie und getrennt von dieser gehen sollte. Selbst wenn Graf und Gräfin Belpport nicht ihr eigenes Herz und Einsicht gedrängt hätte, ihren Hofmeister wie einen Sohn des Hauses zu behandeln, wie das in der That der Fall war, sie hätten es schon aus Rücksicht für Alfred gethan, der eine andere Behandlung nicht begriffen, ja nicht geduldet haben würde.

Edoard, denn nur so hieß er noch im Hause, der, eine

Waise, seine Jugend in Einsamkeit verlebt hatte, war dem Schicksale und den neuen Freunden dankbar für so viele Liebe, die er mit Zinsen zurückgab. Jeder, der ihn kannte, mußte zugeben, daß er sein Glück wie diese Liebe verdiente. Schon sein Aeußeres nahm für ihn ein. Eine schlankte, etwas schwächliche Gestalt mit einem edlen, blassen Gesichte, dem man es ansah, daß sein Träger sich sein Leben lang vorzugsweise geistig beschäftigt, und daß er vor Allem zu solchen höhern Beschäftigungen berufen sei, flößten sogleich eine mit Achtung gemischte Sympathie ein; das blasser von schwarzen Haaren eingerahmte Gesicht schien durch ein mildes und bescheidenes Lächeln den geistigen Ausdruck verbergen zu wollen, so wie überhaupt sein stilles Auftreten, seine etwas gebückte Haltung glauben machen konnten, daß er sich all' der trefflichen Eigenschaften, die schon sein Aeußeres verrieth, gewissermaßen schämte. Doch hatte er, wie man nach dem eben Gesagten glauben könnte, nichts Gedrücktes; man brauchte bloß wenige Worte mit ihm auszutauschen, um sich zu überzeugen, daß er den Muth seiner Meinung hatte, und er durfte über welche Streitfrage immer nur zu sprechen anfangen, um keinen Zweifel übrig zu lassen, daß er für seine

Ueberzeugungen, sei es gegen wen immer, einzutreten verstehe. Die mit ihm lebten wußten, daß dieser noch so sehr junge Mann bereits unverrückbare Grundsätze hatte, und daß diese Grundsätze nicht bloß in der Theorie bestanden, sondern wirklich und wahrhaftig im Leben bethätigt wurden. Doch gab ihm dieses so weit fertige und in sich abgerundete Wesen nicht im Geringsten einen dogmatisch starren Charakter; bei all' diesem Wesen war die Bezeichnung eines bon enfant, wie man ihn in und außer dem Hause nannte, eine treffende.

(Fortsetzung folgt.)

Konstanz und die Insel Meinau.

Von

Heinrich Szabrowsky.

Der Anblick der Stadt Konstanz mit dem herrlichen hohen Münsterthurne ist, wenn man mit dem Dampfboot über den Bodensee herangefahren kommt, außerordentlich schön und groß-



Ansicht der Insel Meinau (Baden).

artig. Das Innere der Stadt, obwohl freundlich, stimmt dann weniger zum interessanten äußern Anblick. Konstanz hat eine reiche Vergangenheit und lebt eine stille Gegenwart. Im vierten Jahrhundert gegründet, war sie im Mittelalter eine blühende und mächtige freie Reichsstadt mit 40,000 Einwohnern, die während des großen, so berühmt-berücktigten Konzils 1414 bis 1418 über 100,000 Fremde beherbergte, und sonst noch öfters der Sitz der Kaiser und Reichstage war. Die fanatische Verurtheilung und Verbrennung des Johann Huß, trotz kaiserlichen Geleitsbriefes und versprochenen Schutzes, hat die Stadt traurig-berühmt gemacht. Nach der Reformation sank die Stadt, die Blüte des Handels schwand allmählig immer mehr, und gegenwärtig mag sie etwa 7000 Einwohner zählen, — ein Schatten der einstigen Blüte und des in alten Urkunden vielfach gerühmten Wohlstandes. Fremde bezeichnen Konstanz als den gesellschaftlich angenehmsten Ort am ganzen Bodensee. Die Ereignisse des 48er Jahres zogen schwer über ihn hin, und der große Riß jener tief einschneidenden Tage, mit den für Konstanz besonders so bitteren

Folgen, ist heute noch nicht verwischt. Interessante, historisch merkwürdige Gegenstände und Gebäude besitzt Konstanz viel, wie sie überhaupt eine geschichtlich merkwürdige Stadt ist, mit reichen Erinnerungen an vergangene und selbst weltbewegende und erschütternde Ereignisse. Unter den Sehenswürdigkeiten zeichnet sich vor Allem der herrliche Dom aus mit einer gothischen Thurmspitze, einem restaurirten, ausgezeichnet schönen Kreuzgang, vortrefflichen genialen Holzschnitzereien im Chor des Domes von einem Simon Vaidler aus der Zeit von 1740. Von demselben sollen auch die schönen Eichenholzschnitzereien sein am Hauptportal. Von künstlerischem Interesse sind die Steinbilder der Apostel Petrus und Paulus, Joseph's und Maria's, welche in einem Hause in Kreuzlingen eingemauert gewesen. Wahrscheinlich sind sie aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert, gehören also zu den ältesten Bildwerken der Schweiz, wenn sie nicht anders in früheren Zeiten aus Deutschland nach der Schweiz kamen. Das Innere des Domes ist einfach großartig, mit großen monolithen Säulen und kostbarem Hochaltar. Im Innern

zeigt man auch noch die Steinplatte, auf der Johann Huf gestanden bei seiner Verurtheilung zum Flammentode 1425. Eine majestätische Aussicht genießt man auf dem Altan des schönen Thurmes. Die Kuriosa im sogenannten Konziliumsaal sind kaum der Besichtigung werth. Unter den vielen andern Merkwürdigkeiten heben wir noch hervor das Leo'sche Café mit der Inschrift: Curia pacis, in welchem Hause Friedrich Barbarossa vom 11. bis 23. März 1153 tagte

und den bekannten Frieden schloß mit den lombardischen Städten.

Konstanz, die größte Stadt am Bodensee, blieb hinter der Rührigkeit ihrer Schwestern am See zurück. Handel und Verkehr sind nicht mehr so bedeutend als früher, obgleich die Konstanzer selbst ein rührig Volk sind. Die Grenzpollbewachung hat hier sehr schädlich gewirkt. Reisende sind mehr Passanten, und die sehnlichst erwartete Eisenbahn, die jetzt



Ansicht von Konstanz.

keine „Ente“ mehr ist, braucht zu ihrer endlichen Verwirklichung noch einige Jahre. Vollendet steht jetzt die Brücke am Ausflusse des Rheins aus dem Bodensee zur Bahnverbindung mit Schaffhausen. Nebst der gothischen Stephanskirche mit schönen Skulpturen von Hans Morning (1560 bis 1610) ist der Besuch der Stadtbibliothek zu empfehlen, mit guten Manuskripten und Bildnereien aus der Zeit des Konzils, worunter bemerkenswerth die Handschrift

des Ulrich von Richenthal, mit vielen Malereien, welche die Geschichte des konstanzer Konzils enthält; eine alte deutsche Gesegesammlung auf Pergament von Andreas Frauenlob aus dem fünfzehnten Jahrhundert. In der Lyceumsbibliothek soll sich auch eine ausgezeichnete Biblia pauperum befinden, aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührend, auf feinem Pergament mit schätzenswerthen Miniaturen. Ueberhaupt ist Konstanz auch an interessanten Privatsammlungen

reich. Künstler und Alterthumsfreunde finden viele und schöne Glasgemälde aus früheren Jahrhunderten sowohl einzeln als in Sammlungen, zum Beispiel im Antiquitätenkabinet des Herrn Vincent u. A. Die ausgezeichnete und kostbare Gemäldesammlung Wessenberg's hofft man für Konstanz zu erhalten. In der Nähe des Hafens befindet sich eine große und schöne Schwimmschule und Badeanstalt, wohl die besteingerichtete am ganzen Bodensee.

Der Besuch der Meinau durch das Dampfboot geschieht nur bei Lustfahrten und außergewöhnlichen Anlässen. An den andern Tagen bleiben nur zwei Vermittlungen übrig: eine angenehme Gondelfahrt dahin, oder der Landweg. Wir wählten letzteren, um zugleich die aussichtsreiche Friedrichshöhe zu besuchen. Für Freunde einer schönen Waldpartie ist der Landweg um so mehr zu empfehlen, als die Friedrichshöhe, über welche der Weg führt, eine großartige, ausgedehnte Rundsicht bietet über den ganzen Bodensee, die tyroler und graubünder Alpen, Appenzell mit der imposant aufsteigenden Säntiskette, den Churfirsten, bis zum Glar-nisch; im Norden graut das malerische Hügelland Thurgaus, und zu Füßen die Stadt Konstanz, wunderbarlich von dichten Baumgruppen eingeschlossen. Auf schönen Waldeswegen schlenderte ich hinunter an den See und betrat die Meinau. Die Insel, über welche die Natur mit verschwenderischer Hand große Schönheit und Anmuth ausgegossen, steigt terrassenförmig aus dem See empor, und bietet in phantasievollster Mischung Alles, was Natur zum Genuße und zum Nutzen gewähren kann: üppige Wiesen, fruchtbare Felder, Weinberge, schöne Gartenanlagen, reizende Gruppen von Obstbäumen, dunkelschattige Laubgänge mit heimelnden Ruheplätzen — und aus diesem reizenden Naturkleide erhebt sich der schöne moderne Palast der ehemaligen Deutschherren, jetzt Eigenthum des Großherzogs von Baden, der öfters in diesem lieblichen Idyll weilt. Die Insel mag kaum eine halbe Stunde im Umfang betragen. Der Anblick derselben von der Seeseite ist überaus malerisch.

Seufried Schweppermann.

(Schluß.)

Es war das am Abende des 23. Septembers 1322, als der nürnberg'sche Bürger die österreichischen Stellungen untersuchte. Er war sehr nachdenklich und unruhig bei seiner Zurrückkunft in das Lager. Das Auge des erfahrenen und bechutamen Kriegsobersten hatte Zahl, Stellung und Anstalten der Feinde gewürdigt, und deren Vortheile ließen ihn nicht ohne Sorge für seinen König. Drüben im österreichischen Lager ging es sehr fröhlich her. Im Auftrage König Friedrich's schlug der Erzbischof von Salzburg dreiundneunzig Edle zu Ritttern, und dieser Ritterschlag wurde festlich begangen. Hüben im bayrischen Lager waren die jungen Adligen und auch der Böhmenkönig Johann unzufrieden mit König Ludwig, und sehr übel zu sprechen auf den „kraftlosen“ Alten von Nürnberg. Vier Tage noch lagen die Heere einander gegenüber: so lange brauchte Schweppermann, bis er alle seine Anstalten und Verfügungen getroffen, bis er für die einzelnen schwachen und bedrohten Punkte der bayrischen Stellung Aenderung und Sicherheit gefunden, bis er das Ganze dieser vielartigen Heeresbestandtheile zu einem Gesamtstoß in seiner Hand zusammen hatte. Schweppermann hätte gerne die Oesterreicher aus ihrem Vortheil in die Ebene herausgelockt, und die Bayern ließen es nicht an Ausforderungen fehlen. König Friedrich setzte auch den Tag des Angriffs auf den 29. September fest: fünfzig Jahre vorher war Rudolph von Habsburg, sein Großvater, zum Könige der Deutschen erwählt worden. Dieser Tag schien ihm von guter Vorbedeutung.

Auf Seite der Bayern aber geschah der Angriff schon mit Sonnenaufgang des 28. Septembers. Man wußte, am nächsten Tage konnte Leopold da sein. Dem mußte man zuvorkommen. Und Schweppermann hatte den Vortheil der Oesterreicher mit seiner klugen Kriegskunst durch Gegenanstalten ihren Werth genommen, ja sie in Nachtheile verwandelt. Die Oesterreicher hatten, da sie über den Inn gegangen waren, diesen Strom jetzt links, die Anhöhen am Flußchen Isen rechts, vor sich die Ebene von Ampfing und das bayrische Heer, im Rücken das Schloß Dornberg am Isen und Dettin-gen am Inn. Schweppermann hatte den Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit 400 Reitern am Isenfluß nördlich hinziehen und das feindliche Heer umgehen lassen. Dort lag er im Rücken der Oesterreicher; die Anhöhen beim Schlosse Zangenberg verbargen ihn dem Auge der Feinde, und diese hatten keine Ahnung, daß ihr Heer umgangen war. Die Schösser Dornberg und Dettingen waren stark mit bayrischen Leuten auf Schweppermann's Anordnung besetzt. Die Oesterreicher waren also, wenn sie geschlagen wurden, verloren; denn sie hatten, im Falle des Rückzugs, Feinde im Rücken, und während der Schlacht konnten die Bayern von dieser ihrer Stellung aus ihnen in den Rücken fallen. Ein sicherer Rückzug war den Oesterreichern überhaupt nur über die einzige Brücke von Mühlhof offen, und gelang Schweppermann's Anschlag, so war eben dieser für sie unmöglich.

Schweppermann ordnete den Böhmenkönig und die Ritterschaar seines Eidams, des Herzogs von Niederbayern, auf den linken Flügel; in den Mittelpunkt und auf den rechten Flügel stellte er die bayrischen Ritter, und die aus dem Reiche zu Ross und zu Fuß; die Grafen von Montfort und Hohenlohe namentlich waren auf dem rechten Flügel. Als zweite Linie, als Hinterhut, stellte er das Fußvolk von Ober- und Niederbayern auf. Den Befehl über das wichtige Mittel-treffen vertraute der alte Kriegshauptmann nicht einem der Fürsten oder Grafen: um solche Standesrücksichten zu nehmen, stand in seinen Augen zu Großes auf dem Spiel. Er vertraute die Führung darüber einem schlichten Edelmann, dessen Ahnen auch nicht sehr alt waren, dem Ritter Albrecht Rindsmaul, seinem guten Freund und Gefellen in manchem Waffengang. Er hatte Güter in der Nähe von Altdorf, hart an denen Schweppermann's, und war wohl auch im Besitze des nürnberg'schen Bürgerrechts. Dieser so hoch von Schweppermann betraute Ritter war ein Dienstmann des Burggrafen von Nürnberg und zugleich bayrischer Pfleger zu Neustadt an der Donau. Sonst war er nichts; in den Augen mancher unerfahrenen oder dünnköpfigen Leute wenig genug, in den Augen des alten Feldhauptmanns aber sehr viel, und vor Allem der rechte Mann an diesem seinem Plaz. Der Feldhauptmann wog den Kopf desselben, seinen Kriegsverstand und seine Erfahrung; die hatte er an ihm kennen lernen, und so einen brauchte er, wenn, was er, der Oberfeldherr, ausgedacht, in raschem und sicherem Zusammenwirken der Unterbefehlshaber glücklich ausgeführt und vollzogen werden sollte. Darum vertraute er auch die Führung des rechten Flügels keinem aus den Prinzen an, sondern auch wieder einem schlichten Rittersmann, dem Konrad von Bayrbrunn. Diesem letzteren und seinem andern Kriegskameraden, Albrecht Rindsmaul, gab Schweppermann die heimliche Weisung, sie sollen hauptsächlich ein Auge auf König Friedrich haben und ihn zu fangen suchen. König Ludwig selbst befehligte gar nicht; er hatte Alles an den Mann seines Vertrauens, an Schweppermann, abgegeben. Doch war er in der Schlacht da, wo man die Tapfersten auch braucht, beim Reichspanier. Dieser führte der Graf von Schlüsselburg.

Vor einem Vierteljahrhundert hatte Albrecht von Oesterreich, der Vater des jetzigen Königs Friedrich, den rechtmäßigen Kaiser Adolph von Nassau in der Schlacht zwischen Gelnheim und Rosenthal, unweit Worms, ermorden lassen, als er vom Pferde gestürzt am Boden lag. Man fürchtete oder hatte gehört auf Seiten Ludwig's des Bayern, die Söhne Albrecht's, Friedrich und Leopold, wollen Ludwig gleichfalls

in der Schlacht tödten. So war Ludwig nicht als König, nicht mit königlichen Abzeichen im Heere, sondern verkleidet, daß Niemand ihn kannte als die Eingeweihten. Er hielt sich zum Mitteltreffen, hatte zwölf seiner Getreuesten um sich, und war gekleidet in einen blauen mit weißen Kreuzen besetzten Wappenrock, wie ein gemeiner Reiter. So war er sicher gegen einen verrätherischen Anschlag aus der Mitte seines eigenen Heeres, sicher gegen das Schicksal Kaiser Adolph's von Nassau durch die österreichischen Prinzen oder Adligen.

Der siegesichere Gegner Friedrich auf der andern Seite war königlich angethan in herrlicher Rüstung, auf prächtig geschmücktem Streitroß. Er hatte seine Oesterreicher in vier Rotten aufgestellt. Die zwei ersten auf dem rechten Flügel, Oesterreicher und Ungarn mit den barbarischen Völkern unter dem Banner von Oesterreich, führte der Marschall Dieterich von Willichdorf; bei ihm befand sich König Friedrich's jüngerer Bruder, Heinrich, Herzog in Steiermark. Den dritten Haufen, das Mitteltreffen, wo ebenfalls die Reichsfahne mit dem Adler flatterte, befehligten die beiden Brüder von Waldbsee. Hier befand sich König Friedrich selbst; auf dem linken Flügel mit dem Banner von Salzburg bildeten die Bischoflichen von Salzburg, Passau und Gurk den vierten Haufen.

Als der ungeduldige und stürmische Böhmenkönig Johann mit Sonnenaufgang den Angriff eröffnete, hatte er es zunächst mit den barbarischen Bogenschützen, mit den Wallachen, Rajen, Rumanen und den Ungarn zu thun. Seine Böhmen und die niederbayrische Reiterei überrannten zuerst die Oesterreicher hier, welche unstät an den Anhöhen vor Mühldorf herumwogten, um ihre Stellungen einzunehmen. „Da sah man Heldenwerke,“ sagte nachher ein Oesterreicher, der dabei war, und von dem man eine kurze Schlachtbeschreibung hat. Es wurde von beiden Seiten gefochten, „als ob die Krone mitten auf dem Plage läge.“ Bis gegen Mittag kämpften die Böhmen auf ihrer Seite ausharrend, wie das ganze bayrische Heer. Aber länger vermögen die Böhmen nicht sich zu halten gegen die Pfeile, gegen die immer wiederkehrenden Anfälle der leichten ungarischen und barbarischen Reiter, welche mit der österreichischen Linie zusammenwirkten, und hauptsächlich darauf geben, die Rittersperde niederzustoßen, daß sie mit ihren eisenbeladenen Reitern zu Boden stürzen. Selbst dem Böhmenkönig Johann wird das Pferd unter dem Leib niedergestoßen, aber wieder auf ein anderes Pferd geholfen, von einem ihm unbekannten Herrn. An 500 pferdegeschwungene Reiter werden gefangen, viele finden den Tod. Der Böhmenkönig sieht sich so zurückgeworfen, daß er froh ist, mit den Uebrigen seiner Böhmen sich auf einen Hügel zu ziehen und da sich zu verteidigen. Die Oesterreicher juchzen schon als Sieger hier.

Da sprengt der Alte heran, der nürnbergische Bürger, der „Krautlose“, auf den der Böhmenkönig und seine Junker so schlecht zu sprechen waren. Schweppermann hatte vornherein mit in seine Rechnung genommen, die Oesterreicher und Ungarn und die tartarischen Bogenschützen könnten dem brauselöppigen Böhmenkönig und seinen düntelvollen Rittern eine Lehre geben. Als die Unordnung auf diesem Flügel auch unter die leichtbewaffneten sich verbreitete, die Niederbayern auch ergriff und hier offene Flucht werden wollte; da war er zur Hand. Das Feldherrnauge des nürnbergischen Bürgers war dem Gange der Dinge hier immer gefolgt; blitzschnell setzt er sich selbst an die Spitze der zurückgeworfenen Niederbayern, fordert die Böhmen zum Wiedervordringen auf, und zieht die leichtbewaffnete bayrische Hinterhut, das Fußvolk aus Ober- und Niederbayern, zur Unterstützung auf den linken Flügel vor, gegen die in Unordnung verfolgenden Oesterreicher und Ungarn, die eher Alles erwartet hätten, als einen neuen Kampf mit frischen Truppen.

In Unordnung weichen nun und fliehen die Oesterreicher hier, die Ungarn und die Tartaren; die Böhmen schließen sich wieder fest zusammen und gehen auch wieder vor hinter Schweppermann und seinen vordringenden Bayern. Es ist Mittag. Schweppermann gibt dem ganzen bayrischen Heer

eine Schwentung auf die linke Seite. Der Alte nimmt die Aequinoctialwinde zu seinen Bundesgenossen und in seine Berechnung. Diese treiben den stark aufgewirbelten Staub gegen die österreichischen Schaaren. Auch die Sonne haben die Oesterreicher jetzt gegen sich, und sie blendet ihre Augen. An ihrer Flanke zieht sich ein Haufe mit fliegenden Fähnlein hin. Jubel erschallt aus den Reihen König Friedrich's. Das ist Herzog Leopold's Reiterei, das ist die Vorhut seines Heeres von Schwaben her. König Friedrich selbst, da der lang-ersehnte Bruder nun da ist, läßt den Kampf stille stehen, um sich mit ihm zu vereinigen. Das mächtige Reitergeschwader rückt nah und näher heran, und stürzt sich plötzlich wie eine losbrechende Hagelwolke auf den angebognerten rechten Flügel der Oesterreicher; das ist nicht Leopold, das ist der Burggraf von Nürnberg; das sind nicht die österreichischen Ritter der oberschwäbischen Lande, das sind die Franken.

Im rechten Augenblick hatte Schweppermann dem hinter den Anhöhen beim Schloß Jangenberg harrenden Hinterhalt das verabredete Zeichen gegeben. Burggraf Friedrich war mit seinen 400 Reitern hervorgebrochen, hatte den Isenfluß durchwatet, und sich auf die Oesterreicher geworfen. Plötzlich ist der rechte Flügel derselben gänzlich zerprengt. Die früher gemachten 500 Gefangenen aus dem Böhmenheer, die im Rücken der Oesterreicher nicht hinlänglich von diesen bewacht sind, befreien sich, nehmen ihre Waffen wieder auf, und fallen den in der Flanke und vorne gefassten Oesterreichern ihrerseits auch in den Rücken. Die Ungarn werden meist zusammengehauen, kaum die Hälfte rettet sich durch die Flucht. Es gibt keinen österreichischen rechten Flügel mehr. Unaufgehalten stürzen die Sieger in die Flanke und auf den Rücken des österreichischen Mitteltreffens.

Im Mitteltreffen war bis jetzt hartnäckig fortgekämpft worden, ohne daß hier eine Partei im Vortheil war. König Friedrich that Wunder der Tapferkeit, überall suchte er seinen Gegner Ludwig, überall suchten den gekrönten Bayer die von Friedrich dafür angewiesenen Ritter; aber er wurde nicht erkannt, weil Ludwig tapfer aber im Aufzug eines gemeinen Reiters focht. Fünzig Feinde soll König Friedrich mit eigener Hand erlegt, viele gefangen haben. Da sah er die Ungarn fliehen und die Tartaren, fliehen den Erzbischof von Salzburg, den Bischof von Passau und ihre Leute. Der Angriff der Bayern, der die Oesterreicher zugleich im Rücken, in der Flanke und in der Fronte packte, drängte das Mitteltreffen Friedrich's und seinen linken Flügel nach dem Innstrom hin. Ungeheuer wurde die Verwirrung und die Muthlosigkeit jetzt unter den Oesterreichern. Viele gaben sich gefangen, weil das Würgen und das Erschlagen zu groß wurde. Denn Rückzug war nicht möglich: eben den Rückzug zur Brücke von Mühldorf hatte Schweppermann's Kriegskunst abgeschnitten durch die in den Rücken gesandten Franken.

Als König Friedrich rechts und links die Seinen in Schaaren fliehen sah, wollte er wenigstens mit einem Kernhaufen den Kampf fortsetzen; stolz wie sein prächtig geschmücktes Streitroß, hielt er aus. Es scheint, er wollte zuerst diese Niederlage nicht überleben, da er das Schlachtfeld nicht verließ. Es fielen um ihn seine Getreuesten. Es stürzt sein stolzes Streitroß, von einem fränkischen Ritter durchstoßen, vom Schwert Albrecht Rindsmaul's. König Friedrich vertheilt sich noch immer zu Fuß. Der Ritter, der ihm sein Roß erstakt, ruft ihm zu, sich zu ergeben. „Wer bist Du?“ fragt der König; so einfach war Schweppermann's Waffenfreund, daß der König ihn für das ansah, was er war, für einen Dienstmann. Als Friedrich hörte, er sei ein Dienstmann des Burggrafen von Nürnberg, sagte er stolz: „Rufe Deinen Herrn.“ Eben kam der Burggraf herbei. Dem gab der König sein Schwert mit den Worten: „Dein Gefangener bin ich, schone meines Lebens.“ Mit ihm wurde sein Bruder Heinrich und Viele vom hohen und niedern Adel Oesterreichs gefangen.

„Besser, es freut mich Euch zu sehen,“ sagte Ludwig

schonend und gütig, als der gefangene Friedrich ihm vorgestellt wurde. Der menschenfreundliche Ludwig dachte nicht daran, seinen Vetter zu tödten. Ohne Antwort, betroffen und in sich gelehrt, das Auge zum Boden gesenkt, stand Friedrich; er hatte wirklich erwartet, Ludwig könnte und werde ihn tödten. Da er im Getümmel gefangen worden war, erhob sich Streit zwischen den hohen bayrischen und fränkischen Krieger; Mancher rühmte sich der Ehre, den König gefangen zu haben, und hohe Herren wollten dem niederen Kriegermann sein Verdienst streitig machen. „Bringt mir her,“ sagte der gefangene König, „ein Jeder seinen Wappenrock und seine Auszeichnungen, die er in der Schlacht getragen hat.“ Sie brachten sie. Da klopfte er auf einen Schild mit einem schwarzen Büffelkopf in gelbem Felde. „Dieses Rühmaul,“ sagte er, „kohnt' ich heute weber mit Stechen noch Schlagen von mir bringen, dem hab' ich mich ergeben.“ Es war der Schild des Ritters Albrecht Rindsmaul.

Wie mag der hochadelige und hochfahrende Sinn Friedrich's erst verwundert gewesen sein, daß dieser schlichte Dienstmann, den er zu ring gehalten, ihm sein Schwert abzugeben, der zweitoberste Heerführer an diesem Tage gewesen war! Wie mag es ihm gewesen sein, wenn er jetzt unzweifelhaft erfuhr, daß es ein einfacher Bürger von Nürnberg war, welcher ihm, dem Sohne des Kaisers Albrecht, dem Onkel Rudolph's von Habsburg, dem stolzen Könige, der sich für einen Feldherrn von Geburt hielt, durch die Ueberlegenheit seines Geistes und seiner Erfahrung die schreckliche Niederlage beigebracht hatte, ein unansehnlicher Alter, der schlechtweg Seyfried Schweppermann hieß, und nichts dahinter und nichts davor! Friedrich hatte bis zur Stunde geglaubt, er sei von Königen geschlagen; er hielt den Böhmenkönig für den Oberfeldherrn.

Der Tag kostete den Oesterreicher Friedrich für immer die deutsche Krone und die Freiheit; die österreichische Partei erholte sich nicht wieder: ohne den Verlust des Fußvolks, waren über 5000 Pferde gefallen, bei 1400 edle Herren und ganze Schaaeren gemeinen Volks gefangen, Tausende auf der Wahlstatt getödtet. Zuletzt erst, nach Allen, hatte sich der Willibrodorfer gefangen gegeben.

Das ist die Schlacht bei Ampfing oder Mühlhof. Eine Viertelstunde von Ampfing zeigte eine einsame Feldkapelle, an deren Gemölde die Schlacht angemalt wurde, dem Wanderer, was hier geschehen war. Hier war es, wo Rindsmaul König Friedrich gefangen nahm; hier, wo der Gefangene dem siegreichen König Ludwig vorgestellt wurde. Die Folgen dieses großen Sieges werden in einem späteren Artikel erzählt werden. Sie hatten alle dazu beigetragen, der Burggraf von Nürnberg und der Graf von Henneberg, und viele edle Herren; das Meiste aber Schweppermann, Rindsmaul und Konrad von Bayrbrunn, und mit ihnen die waderen Bürger sowohl der Reichstädte, als der bayrischen Städte. Unter den Letzteren waren in besonders ausgezeichnete Zahl erschienen und fochten besonders glücklich die Landshuter und die Weißbäder von München. Die Letzten erhielten dafür von Ludwig einen Adler in ihr Zunftbanner; die Landshuter hatten schon früher für ihre guten Dienste in einem andern Treffen drei Helme in ihr Stadtwappen bekommen. Es waren das Belohnungen, wie sie der große Sinn der antiken Welt einst für edle Thaten gab.

Dem hohen Adel unter seinen Königsfreunden lohnte Ludwig, der jetzt allein König war, durch Vertheilung der Gefangenen, die hohes Lösegeld daraus zogen. Burggraf Friedrich von Nürnberg ließ seine Gefangenen alle frei, aber gegen Eidschwur, daß sie und ihre Nachkommen für alle Zukunft ihre Güter von ihm und seinem Hause zu Lehen tragen wollen. So wohl wußte er seinen Siegespreis für sein Haus zu verwerten: in der mühlhof'schen Schlacht errang sich das brandenburgische Haus die Lehensherrlichkeit über viele österreichische Herrschaften. — Andere Edle lohnte Ludwig mit Zöllen und Pfändern.

In ewigem Andenken aber bleibt, wie er Schweppermann gleich am Abend der Schlacht zu belohnen verstand. Selbst für die königliche Tafel war nach neunstündigem Schlagen im Felde nichts Leckeres zu finden, als Eier, und auch von diesen nur ein sehr kleiner Vorrath. Den vertheilte König Ludwig unter seinen Kriegsrath eigenhändig. Bei der Abzählung fand sich Ein Ei mehr, als Gäste da waren. Der König fing seine Vertheilung bei Schweppermann an mit den Worten: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei.“ So sah sich der Held des Tages durch den zarten Sinn des sonst so königlich lohnenden Ludwig selbst in dieser kleinen Gabe ausnehmend geehrt vor dem Könige von Böhmen, vor dem Henneberger und dem Burggrafen, vor den bayrischen Prinzen. Dieses Königswort lebt seitdem in Bayern und dem ganzen deutschen Lande. Diese Worte sind noch heute zu lesen auf dem Denkmal, das die Dankbarkeit dem weisen Feldherrn und Bürger Schweppermann zu Kastel bei Amberg auf sein Grab setzte.

Denn dort liegt der schlichte Mann begraben seit dem Jahre 1337. Wie er seinen König und sein Vaterland gerettet und gesichert hatte, ging er wieder vom Hofe weg in die Zurückgezogenheit, die er liebte; bis heute unvergessen im deutschen Volke.

Die Hand des Schicksals.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Leona's Gesicht war blaß, aber in ihrer ganzen Erscheinung lag etwas so Energisches und Muthiges, wie es Clayton noch nie gesehen. Es bedurfte nur eines Blickes von seiner Seite, um sich zu überzeugen, daß sie Zeugin der Begegnungen der letzten halben Stunde gewesen. Er machte keinen Versuch, sie auf eine falsche Fährte zu bringen und das Gesprochene abzuleugnen, sondern lehnte sich in seinem Stuhl zurück und sagte in scheinbar gleichgültigem Tone: „Was hattest Du hier zu schaffen, Leona? Was willst Du?“ — „Ich erwarte,“ antwortete Leona feierlich, „den Rest Deiner Begegnnisse. Da Du Marston so Vieles mitgetheilt, was nicht speziell ihn betrifft, so wäre es wohl in der Ordnung, daß Du mir Geheimnisse offenbarst, die mich so nahe betreffen.“ — Clayton sah sie lang und mit ernster Miene an. „Warum sollte ich nicht offen gegen Dich sein?“ fragte er, halb mit sich selbst sprechend. „Aber sage mir zuerst, was Du gehörest.“ — „Das hat nichts zu bedeuten,“ antwortete sie, „ich würde gerne vergessen, was ich gehörest, und Du hast mein Wort, daß keine von Deinen Mittheilungen je über meine Lippen kommen wird. Alles, was ich wissen will, betrifft nur mich selbst, und dazu bin ich berechtigt.“ — „Gut, gut, mein Kind, ich kann Dir in drei Minuten Alles sagen, was Dich und Deine Mutter betrifft. Es ist eine kurze Geschichte, aber laß mich ruhig reden und ich will ganz offen sein. Es war von je meine Absicht, sobald Du das geeignete Alter erreicht hättest.“ — „Nun, Vater, — Mr. Clayton — die Zeit ist gekommen.“ — „Um mit dem Anfang zu beginnen, laß Dir sagen, daß ich so unglücklich war, vor vielen Jahren in der Trunkenheit einen Mann zu erschließen; es gelang mir jedoch zu entfliehen. Ich floh, zuerst nach einem armseligen Dorfe an der atlantischen Küste, wo ich einige Zeit blieb, in einer Einsamkeit und Verlassenheit, die einen Hund zur Verzweiflung gebracht hätte.“ — „Nun?“ unterbrach ihn Leona, die ihn mit forschendem Blicke gefesselt hielt. — „Nun, eines Nachts, nachdem ich zwei Jahre auf solche Weise verbracht, wurde bei einem furchtbaren Sturm ein Schiff an die Küste geschleudert und barst. Die Schiffplünderer waren sogleich zur Stelle und ich unter ihnen, nach Werthfachen suchend, die die Wogen an's Land spülen wür-

den, als eine hohe Welle eine Frau mit einem Kinde auf den Armen auf den Sand warf. Ich sah sogleich, daß die Mutter todt war, obgleich sie noch nicht ganz erstarrt. Ich konnte das Kind nicht tödten, nachdem das Meer seiner geshont, und da ich solch' einjames, verlassenes Leben führte, nahm ich das unschuldige Geschöpf in meine Hütte, nahm eine alte Frau zu mir, um es aufzuziehen, und am nächsten Tage begrub ich die Leiche seiner Mutter nach christlicher Sitte, nachdem ich ihr einige Ringe und Juwelen abgenommen. Dieses Kind, Leona, das ich aus den Wogen rettete, warst Du selbst." — "Sagst Du die Wahrheit?" fragte das Mädchen, ihre Aufregung kaum bemeisternd. — "Ich schwöre Dir. Auch habe ich die Beweise. Nachdem ich in dem Dorfe noch zwei Jahre gelebt, war ich des Handwerks müde, und da ich mir ein kleines Stämmchen erpart, zog ich mit Dir hieher und kaufte diesen Platz, wo wir seit jener Zeit gelebt. Das

ist meine ganze Geschichte." — "Aber die Beweise?" — "O, ich vergaß zu sagen, daß ich einige Briefe in Deiner Mutter Taschenbuch fand, aus welchen hervorgeht, daß sie in New-York zu Besuche gewesen, während Dein Vater in New-Orleans Geschäfte besorgte, und daß er ihr geschrieben, sie solle mit einem Badetboot ihm nachkommen, was sie denn auch that. Dieses Boot erlitt Schiffbruch — doch Du kannst Alles selbst lesen, ich habe die Briefe noch und werde sie Dir morgen heraussuchen." — Leona's Gesicht glühte vor Freude, denn sie sah, daß Clayton ihr Alles gesagt, was er von ihrer Mutter wußte. — "Was Deinen Namen betrifft," schloß Clayton, "so war es derselbe, der auf dem Medaillon steht, das ich bei Dir fand und das Du noch trägst. Dein wahrer Name ist Rivers. Ich hoffe, mein Kind, Du wirst schweigen," fügte er in finsternem Tone hinzu. — "Fürchte nicht, daß ich irgend etwas von dem erzählen werde, was ich diese Nacht



Die Parole.

erfuhr," sagte Leona, ihre Hand auf die Schulter des unglücklichen Mannes legend und freundlich sprechend, denn sie hatte wirklich Mitleid mit ihm. "Ohne Dich wäre ich mit meiner Mutter umgekommen, und ich werde nimmer vergessen, daß Du so viele Jahre für mich gesorgt. Wenn ich auch nicht mit Deinem Thun und Treiben einverstanden sein kann, werde ich doch immer beten, daß es Dir wohl ergehe." — "Still, mein Kind, ich glaube, ich höre Marson aus dem Keller kommen. Ich möchte nicht, daß er Dich sähe. Geh zu Bette!" — Leona zog sich auf ihr Zimmer zurück, und im nächsten Augenblicke erschien Marson mit einem schmutzigen Kästchen. Er machte den Vorschlag, er wolle das Geld mit nach Hause nehmen, forderte jedoch Clayton auf, sich zu vor soviel anzueignen, als er brauche. Der Letztere nahm einige Goldstücke und Marson war im Begriffe zu gehen, als man auf dem steingepflasterten Gange vor der Thüre Schritte

hörte und im nächsten Augenblicke angeklopft wurde. Die Verbündeten sahen sich schweigend an und dann auf die Uhr, während sich das Pochen wiederholte. "Es ist besser, wir öffnen, da wir ein Licht haben, und also noch nicht zu Bette sein können," sagte Marson und stellte das Kästchen an einen verborgenen Platz.

Clayton ging nach der Thüre, öffnete, und ein anständig gekleideter Herr von ungefähr fünfzig Jahren mit feinen Manieren trat in das Zimmer, indem er sagte: "Ich hoffe, Sie werden mich entschuldigen, meine Herren, daß ich Sie störe, aber ich wollte mich erkundigen, wo ich Jemand finde, der mich über die Bucht setze; im Fall dieß aber nicht möglich, ob ich wohl ein Untertommen für die Nacht finden könnte." — "Es bedarf keiner Entschuldigung," sagte Clayton, indem er dem Herrn einen Stuhl anbot. — "Offen gesagt," fuhr der Fremde fort, indem er höflich dankend den

Stuhl annahm, „ich habe mich den ganzen Nachmittag nach einem Boote umgesehen, aber keines entdecken können; und da führte mich das Licht zu Ihnen.“ — „Sie wollen nach der feindlichen Seite hinüber?“ fragte Clayton. — „Nicht in dem Sinne, auf welchen Ihre Worte hindeuten scheinen,“ erwiderte der Fremde, während eine leichte Röthe sein Gesicht überflog. „Ich kann Ihnen wohl sagen, daß ich viele Jahre in New-Orleans Geschäfte trieb, die mit der jetzigen Krisis aufhören mußten. Ich bin ein guter Bürger, wo ich auch wohne, und so gehe ich nach New-York rein in Privat- und Geschäftsangelegenheiten. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Ihre Privatinteressen durch die Gefälligkeit, die Sie mir erweisen, nicht im Geringsten alterirt werden.“ — „Nun, was wollen Sie bezahlen, wenn wir Sie an das östliche Ufer oder nach Fort Monroe bringen?“ fragte Clayton. — „Ich denke, wir sagen fünfzig Dollars.“ — „Gut denn. Sie können sich darauf verlassen, daß wir Sie heute Nacht oder morgen früh, wie Sie wollen, nach dem andern Ufer führen. Wir glauben Ihnen, daß Sie kein Spion sind, sondern ein Mann des Südens und ein reicher Kaufmann.“ Der Schatten von Angst wich von dem Gesichte des Kaufmanns, während die beiden Verbündeten sich im Geheimen Blide des Einverständnisses zuwarfen und Clayton sagte: „Mein Freund war eben im Begriffe zu gehen, als Sie kamen, und er will nun fort: machen Sie es sich bequem, Mr. — wie heißen Sie?“ — „Rivers — Mr. Rivers.“ — „Ah, Mr. Rivers, ich werde augenblicklich wieder kommen.“ — „Gute Nacht, Sir,“ sagte Marson, indem er das Kästchen verstohlen aufnahm. Die beiden Verbündeten verließen das Zimmer und gingen Arm in Arm nach dem Wasser, bis endlich Marson das Schweigen brach. „Nun, Clayton!“ — „Da ist etwas für uns zu machen,“ lautete die Antwort. „Ein reicher Kaufmann aus New-Orleans mit vielen Tausend Dollars. Du weißt, der Kriegssekretär hat allen Südländern verboten, nach dem Norden zu gehen und ihr Vermögen mit sich zu nehmen, er verweigerte ihnen die Pässe. Deshalb ging der Mann auf diesen Schleichwegen und nicht die gewöhnliche Route. Das ist ein reicher Junge, der sein Geld in's Sichere bringen will.“ — „Ich glaube auch und werde ungefähr um zwei Uhr kommen, bis dahin wirst Du Dir etwas ausgedacht haben.“ Nach einigen Worten trennten sich die beiden Genossen, und wenn der Mond auf das Gesicht des heimkehrenden Clayton fiel, so zeigte es einen triumphirenden Ausdruck, der darauf zu deuten schien, daß er sich einen günstigen Plan ausgedacht.

Fünftes Kapitel.

Marson war auf seinem Wege noch nicht zwölf Schritte weit gekommen, als er am Ufer einem jungen Mann von seinem Alter, einem „armen Weißen“ aus der Nachbarschaft mit Namen Conger, begegnete, welcher ihn mit den Worten anredete: „Sind Sie es, Lieutenant? Wie geht's mit Ihrer Kompagnie?“ — „Ganz gut, wollen Sie sich an uns anschließen?“ — „Das läme auf die Stellung an, die Sie mir geben.“ — „Nun, ich werde mein Bestes thun.“ — „Und wie geht's mit Ihrer Partie mit Miß Leona?“ fuhr Conger fort. — „Fragen Sie nicht darnach,“ antwortete Marson ungeduldig. — „Ich hoffe, sie hat Sie so lieb als ihren neuen Liebhaber, den Nankeespion.“ — „Was?“ fragte Marson rasch, indem er stehen blieb. — „Ich meine, sie steht in Beziehungen zu einem Galant von der feindlichen Seite.“ — „Sie scherzen?“ — „Keineswegs. Ich habe mit eigenen Augen ihn sich hier herumtreiben sehen, und es ist noch keine halbe Stunde, daß ein Boot in der Bucht lag, das ihm gehörte.“ — „Ist das Ihr Ernst?“ — „Gewiß. Es ist ein hübscher Mann mit dunkler Gesichtsfarbe, Schnurr- und Wadenbart, und als ich ihn zuletzt sah, war's in einer kloufberirtenuniform, in dem verwünschten Schmutzgrau.“ — „Ich habe ihn auch gesehen!“ rief Marson, während ihm ein neues Licht aufging. „Er trägt ein C. S. A. auf

seinem Schilde und sieht gerade so aus, wie Sie ihn beschrieben.“ — „Ich glaube, er hat ein ganzes Lager von Bekleidungen und kommt so oft hierher als ihm beliebt, um mit Miß Leona zu lösen. Am Ende braucht er sie gar als Spionin und erfährt, was Sie und Ihre Freunde im Sinne haben, durch das Mädchen.“ Das Gesicht Marson's wurde leichenblau vor Zorn, als er diese spitzigen Bemerkungen Conger's geduldig hinnehmen mußte. „Wenn das, was Sie mir sagen, wahr ist, so soll er sich hüten. Ich merke allerdings, daß ihr Vater nicht mehr so freundlich gegen mich als früher, aber sie sollen finden, daß man mich nicht ungestraft so behandelt.“ — „Nun, nun, ich hoffe, Sie werden mich zur Hochzeit einladen. Es soll mich freuen, wenn Ihnen der Wind von Nutzen ist. Gute Nacht.“ Marson verabschiedete sich und ging unter heftigen Verwünschungen seiner Heimat zu. Als er bei seinem Hause angekommen und an dem Zimmer vorüberging, wo sich seine Sklaven aufhielten, fragte er die Weiden, welche bei seinem Erscheinen rasch aufsprangen, ob sie nichts Verdächtigtes in der Umgegend gesehen. Sie antworteten jedoch verneinend. „Nun, so kommt herein, Jungens, und trinkt etwas Whisky mit mir; ich habe einen Auftrag für euch, der vielleicht einen Theil der Nacht kostet.“ Nachdem Marson sein Kästchen in Sicherheit gebracht, setzte er sich zu den Trinkenden und forderte sie auf, mit ihm nach der Bucht hinab zu gehen, bewaffnet bis an die Zähne, um sich eines Spions zu bemächtigen, der sich nach dem andern Ufer einschiffen werde. „Wenn ihr mir treulich beisteht, bekommt ihr Whisky vollauf und Geld; thut ihr aber eure Pflicht nicht, so lasse ich euch auspeitschen.“ Sie erklärten sich natürlich bereit, ihm ganz zu Willen zu sein, und halfen ihm bereitwilligst bei seinen Vorbereitungen, bis sie endlich alle Drei wohlbewaffnet den Marsch antraten. Sie schlugen den Weg ein, der Marson bezeichnet worden, und nach einer halben Stunde waren sie an Ort und Stelle. „Halt!“ rief der Anführer ihnen zu, „da ist das Boot und dort der Mann.“ Aber die armen Bursche sahen wenig aus, als ob sie sich in einen Kampf einlassen wollten, denn ihre Augen rollten wild und ihre Glieder zitterten. „Was habt ihr?“ fragte Marson. „Da versteckt euch in die Büsche und verhaltet euch ruhig, bis ich meinen Befehl gebe. Was habt ihr denn?“ — „Ein Geist, Massa!“ — „Was Geister, dummes Zeug.“ — „Cäsar und ich haben sie gesehen. Eine alte Frau, ganz schwarz gekleidet, mit feurigen Augen, treibt sich hier umher und trägt den Kopf unter dem Arm.“ — „Nun, wo ist der Geist?“ fragte Marson fluchend. — „Wir sahen ihn bei der verlassenen Hütte im Walde.“ — „Nichts mehr von diesem Unsinn!“ befahl Marson ungeduldig. „Geht Nacht, was ich euch befehle!“ Die Neger betheuereten, daß sie bereit seien, für ihn ihr Leben zu lassen, und stellten sich an dem Flußufer so auf, daß man sie nicht sehen konnte, aber jeden Augenblick den erwarteten Fremden zu überfallen im Stande waren. „Stille!“ flüsterte Marson, und ringsum herrschte die tiefste Ruhe.

Sechstes Kapitel.

Als Clayton wieder in seine Wohnung zurückgekehrt, fand er Mr. Rivers halb eingeschlafen bei dem Lichte. Der Fremde entschuldigte sich, er habe seit mehreren Nächten nicht mehr geschlafen. „Dann wird Ihnen die Ruhe wohl thun, die Sie in meinem Hause finden: morgen ist es Zeit genug, daß Sie über die Bucht fahren. Alles, was ich habe, steht zu Ihren Diensten. Ueber einer Treppe finden Sie ein beschagliches Zimmerchen.“ — „Wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe machte, möchte ich Sie wohl um etwas zu essen bitten,“ versetzte der Fremde. — Clayton wartete ihm auf, was in seinen Kräften stand, und begann mit ihm zu plaudern. „Sie tragen denselben Namen, wie einer meiner Bekannten, aber Sie haben wohl keine Verwandten in dieser Gegend?“ fragte Clayton. — „Ich habe überhaupt, joviel ich weiß, keine Verwandten,“ antwortete der Fremde mit finsternem Tone,

als wenn dieß Wort schmerzliche Erinnerungen in ihm weckte. — „Wie steht es in New-Orleans?“ — „Schlimm, sehr schlimm! Man spricht sehr viel von Kriegsglück und Unabhängigkeit. Aber der größte Theil verweist doch an dem Gelingen! Wie steht es denn hier?“ — „O sehr gut. Wir sind hier gewissermaßen auf neutralem Boden, und halten die Fäden beider Parteien in der Hand. Siegt die Union, so bin ich ein treuer Unionist, inzwischen aber muß ich der Konföderation meine Steuern zahlen, und respektire sie als meine Regierung. Es herrscht hier große Aufregung durch den Krieg, aber wir haben noch kein wirkliches Gefecht gesehen; jedenfalls hoffe ich meinen Nutzen aus der Sache zu ziehen.“ — „Es ist für beide Theile eine schlimme Geschichte,“ sagte Mr. Rivers, indem er seinen Stuhl zurückschob, „ich hoffe indeß, daß die Union noch herrlicher aus dem Sturme hervorgehen werde.“ — „Wie kamen Sie denn bis hierher?“ fragte Clayton. — „Meist zu Pferde. Es war ein schlimmer Ritt, und mit großer Gefahr verbunden. Ich habe beschlossen, nicht wieder in meine Heimat zurückzulehren, selbst wenn sich das Kriegsglück wenden sollte, denn mich binden keine innigeren Bande an sie.“ — Der Schattent von Trauer legte sich wieder auf Mr. Rivers' Gesicht, als er diese Worte äußerte: Clayton achtete kaum darauf, denn er war ganz nur mit dem Gedanken beschäftigt, wie viel Geld der Fremde wohl bei sich haben möge. Dieser stand endlich auf, und Clayton führte ihn nach dem kleinen Zimmer, das neben dem von Leona lag. Von der Behaglichkeit, die ihm Clayton versprochen, war nicht viel zu bemerken: der Fremde war indeß so müde, daß er sich leicht genügen ließ, und als Clayton sich verabschiedete, war er schon halb entkleidet. Dieser war so sehr mit seinen verbrecherischen Gedanken beschäftigt, daß er ganz vergaß, dem Fremden gute Nacht zu wünschen. Als er an Leona's Zimmer vorüber kam, lauschte er jedoch einen Augenblick, ob sie schlief, und war nicht wenig erstaunt, als er ein leises Gemurmel vernahm. Die Thüre war verschlossen, obgleich er nie gewußt, daß sie ein Schloß gehabt; aber durch einen Spalt, der über der Thüre war, konnte er einen Blick hineinwerfen, und der Mond beleuchtete das Zimmer so hell, daß er sah, Leona lag auf dem Bette, aber in so unruhigen Träumen, daß sie unverständliche Worte ausstieß. Nach und nach wurden diese jedoch deutlicher, und zuletzt vernahm er die Worte: „Viktor, Viktor Thorne!“ Clayton war's, als ob ihn eine Kugel trafe, und er zog sich rasch von der Thüre zurück, eilte die Treppe hinab und schloß hinter sich. „Der Name, der verwünschte Name!“ stieß er hervor, während er in einen Stuhl sank. „Noch einmal diesen Namen. Bin ich denn verrückt, oder ist es Wahrheit, was ich gehört? Es kann nicht sein.“ fuhr er auf und ging nach seinem Schlafzimmer, wo er sich unausgekleidet auf sein Lager warf, auf dem er sich unruhig hin- und herwälzte, ohne die ihm so nöthige Ruhe finden zu können. Die beiden Gedanken an den Offizier und den Fremden durchkreuzten sich, bis endlich der an den Letzteren die Oberhand gewann. „Er muß reich sein, sehr reich,“ waren die ersten Worte, die er laut werden zu lassen wagte, „und hat sicher alles Geld bei sich.“ Er lauschte einen Augenblick. Alles war still. „Müde, wie er ist,“ sagte sich Clayton, „wird er wie ein Aloy schlafen, warum sollte ich ihm nicht einen Besuch abstatten. Ich muß wissen, wie viel Geld er bei sich hat. Geld muß ich haben, Geld, alles was ich in den nächsten Tagen aufreiben kann; dann fliehe ich in ein anderes Land, und kann meine alten Tage endlich in Ruhe und Behagen zubringen. Halt, sollte Marson zurückkommen?“ aber Alles war still. „Der verwünschte Marson! Er braucht keinen Theil an der Beute zu haben. Kann ich ihm nicht sagen, der Fremde sei in der Nacht entflohen, da er vermuthlich Verdacht geschöpft: er habe das Fenster erbrochen und sich so einen Weg gebahnt, dann brauch' ich das Geld nicht mit ihm zu theilen. Aber sie, sie, mein Kind, denn das ist sie, soll mein Schicksal mit mir theilen: ich will nicht allein sein und verlassen mit meinem Gelde.“

„Oder hänge ich mich, als daß ich sie dem verwünschten Marson gäbe!“

Siebentes Kapitel.

„Halt, wer da! Gebt die Parole!“ rief die Rebellenwache und der Hahn klappte, als Lieutenant Thorne aus dem Gebüsch trat. Dieser ließ sich jedoch nicht aus der Fassung bringen, obgleich er die Parole nicht kannte. „Ist das die Art, sein Gewehr zu halten, die linke Hand über dem Hahn?“ fragte er in trozigem Tone, indem er stehen blieb. — „Nicht gerade,“ murmelte der Soldat, „aber es gilt mehr auf der Hut zu sein, als das Reglement von Poise zu beobachten.“ Er nahm das Gewehr nach der Regel, und wiederholte seine Aufforderung. „Die Parole!“ — Lieutenant Thorne trat etwas näher und antwortete: „Palo Alto!“ — „Nein, das ist falsch!“ sagte die Wache, mit ihrer Waffe drohend. „Bringen Sie mich nicht in's Gefängniß. Ich weiß, Sie sind einer von unsern Offizieren, obgleich ich Sie nicht genau kenne. Ich war schon einmal im Loch und möchte nicht wieder hinein.“ Der Lieutenant bog sich vor, wie um die Parole zu geben, aber im selben Augenblick packte er die Mustete, drückte sie auf die Seite und sagte: „Ein Wort, Wache, und Ihr seid des Todes.“ — „Lassen Sie mein Gewehr los, oder ich schieße!“ — „Langsam, mein Junge, ich will Dir nur zeigen, wie man einen Yankee anfällt,“ und im selben Augenblicke hatte er ihm die Waffe entrisen, und hielt sie ihm auf die Brust. — „Nun, nun Lieutenant,“ bat die Wache, „der Scherz ist weit genug gegangen! Sie wissen, ich habe meine Schuldigkeit gethan, und werden mich nicht melden.“ — „Gewiß nicht. Aber ich bin noch nicht mit Dir fertig. Offen gesagt, ich weiß die Parole nicht und brauche sie doch nothwendig; ich gebe Dir fünf Dollars, wenn Du sie mir sagst.“ — „Sie werden doch einen armen Soldaten nicht in's Unglück bringen wollen. Nicht um eine Million Dollars sage ich die Parole. Sie gingen fort und würden mich melden. Geben Sie mir meine Mustete oder ich rufe die Wache heraus!“ — „Halt noch einen Augenblick, ich muß die Parole wissen, und wenn Du einen Laut von Dir gibst und Dich nicht ganz ruhig verhältst, so schieße ich Dich nieder. Sage mir augenblicklich die Parole.“ Der arme Junge stand ganz verbunzt da: aber er ließ sich doch nicht so weit einschüchtern, daß er die Parole gesagt hätte. Der Offizier packte ihn statt dessen am Hals und hatte ihn im nächsten Augenblicke zu Boden geworfen, Hände und Füße gebunden, obgleich er sich mit allen Kräften mehrte, und schleppte ihn nun in ein Gebüsch, wo er ihm die Mütze, Patronentasche und Säbel abnahm, und sie rasch anzog. „Ich will Dir armen Teufel die Parole nicht abpressen, aber Du schweigst, was auch geschehen mag, und verhältst Dich ruhig.“ Thorne marschirte vor dem Gebüsch auf und ab. Der Lieutenant hatte Zeit, sich seinen Plan zu überlegen, denn die Wache war kaum erst auf ihren Posten aufgezoogen, und er mußte nicht weniger als anderthalb Stunden ausharren in der Ungewißheit, ob es ihm gelingen würde, von der Ablösung nicht erkannt zu werden. Nach Verlauf dieser langen Zeit sah er endlich ein paar Gewehre durch die helle Mondnacht blitzen: es war die Ablösung, welche um das nächste Gebüsch bog.

In diesem Augenblicke überkam den sonst so muthigen Mann doch ein unheimliches Gefühl, als er „Wer da?“ rief. — „Ablösung.“ — „Halt, Korporal vor zur Parole.“ — Die Ablösung hielt und flüsterte über das Bajonnet: „Beaurgard!“ — „Richtig!“ sagte Lieutenant Thorne, als ob er das Selbstgeschrei genau gekannt. „Vorbei!“ — Und die Wache trat vor und No. 4 löste den Lieutenant ab, der sich schon zu dem gelungenen Streiche glückwünschte, als sein Gefangener im Gebüsch ein furchtbares Geschrei erhob. „Was ist das, No. 4?“ fragte der Korporal den Lieutenant. „Seht nach und macht Rapport auf der Wache,“ und damit marschirte er sammt der Wache weiter. Der Lieutenant war zu

Markgraf Georg Friedrich von Baden und die vierhundert Pforzheimer.

Ein Lichtbild aus dunkler Zeit.

Von

Dr. Wilhelm Zimmermann.



Markgraf Friedrich von Baden in der Schlacht bei Wimpfen.

*

Nicht das sind die wünschens- und bewundernswürthen Zeiten, wo unter dem Schwertergerell und den Flammen des Krieges einzelne Menschen sich einen Namen machen auf Kosten Aller, sondern die, in welchen Frieden, Eintracht und Ordnung ist, eine ungehemmte allseitige Lebensentwicklung des Volkes und des Staates, und damit Freude und Glück und frischer Muth zum Schaffen und Wirken, allgemeines Wohlfühl. Dieses Glück der Zeiten wird den Völkern werden, mehr und voller, als es jemals da war. Denn das Scherzwort: „Auf der Eisenbahn kommt das goldene Zeitalter, das tausendjährige Reich“, ist mehr als Scherz und Traum. Aber vorerst leben wir noch in den Zeiten des Kampfes, und der Waffen und der Waffenübung bedarf dieses Geschlecht, wenn nicht das Köstlichste verloren gehen soll, was wir schon haben, und wenn herrliche Preise gewonnen werden sollen, die erst noch zu erringen sind. Auch die Betrachtung derjenigen Kämpfe und Kämpfer, für welche eine heilige Sache, eine erhabene Idee das Bewegende war, hat wie ihr Belehrendes, so ihr Begeistrendes und Stählendes.

Aus einer Zeit voll Geistesnacht und politischer deutscher Noth hebt sich das Bild des Markgrafen Georg Friedrich von Baden hervor, aus den blutigen Tagen des ersten Abschnitts des dreißigjährigen Kriegs.

Georg Friedrich hatte viele Jahre lang seine Erblande mit Gerechtigkeit und in aufklärtem Geiste verwaltet, ein wahrer Vater seines Volkes, und zwar nicht im Sinne, wie dieses schöne Wort Schmeichelei und Selbsttäuschung so oft schon mißbraucht haben. Wie sehr Fürst und Volk sich liebten, wird sich gleich zeigen. Unter ihm schien Baden das glücklichste unter den deutschen Ländern zu werden. Da kam der dreißigjährige Krieg, und zerstörte auch dieses Glück, wie so vieles andere.

Die österreichischen Ferdinand wollten die Einheit in ihrer Art über Deutschland heraufführen, Einheit der Herrschaft und des Glaubens. Das war wohl auch eine Einheit, aber die traurige Einheit des Despotismus, wie er in Asien ist, und wie diese Einheit bisher in Rußland war. Es sollte wieder die Nacht der Unwissenheit und der rohen Willkür in Deutschland zurückgeführt werden: man wollte zuerst die politische Freiheit der einzelnen Glieder des Reiches unterdrücken, und darauf dann auch die Geistesfreiheit, die Freiheit des Denkens und des Gewissens, und jede Art von Volksfreiheit. Es war eben erst ein Jahrhundert dahin, seit der Geist auf deutschem Boden angefangen hatte sich zu befreien. Es galt also für die, welche sich dem wideretzten, den Kampf für die heiligste Sache, für die Freiheit des Denkens und Glaubens, wie für die bürgerliche Freiheit; es galt den Kampf für die ganze Bildung der neuen Zeit; denn die Fortentwicklung der Menschheit hing eben davon ab, daß der Geist immer mehr sich befreite, und daß er nicht wieder gebunden und in die alte Nacht zurückgeworfen wurde; daß man Fürsten und Völker nicht wieder zur blinden Masse machen ließ.

Markgraf Georg Friedrich hatte alle seine Landestheile ohne Unterschied des Glaubens mit gleicher Liebe und Gerechtigkeit bisher regiert; er wußte, daß Duldung und Anerkennung jeder heiligen Gewissensüberzeugung den innersten Kern des Christenthums ausmachen, und daß es eines christlichen Fürsten und jeder wahren Kirche wesentliche Aufgabe ist, das Licht des Geistes und allgemeine Bildung auszubreiten, nicht denselben hemmend entgegen zu treten. Es war allen seinen Badenern wohl unter ihm, und dieses Land zeigte damals, wie heute, wie schön und glücklich unter einem weisen und volksfreundlichen Fürsten die verschiedenen Völker neben einander wohnen und mit einander leben können. Selbst ein Mann, der die Freiheit liebte, achtete er die Freiheit eines Jeden.

Als nach der Niederlage des von den Böhmen zu ihrem König erwählten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz die

Stände des deutschen Reiches feige sich beugten, und die Heerschaaren des Despotismus schon die Neckargegenden überschwemmten, da trug es Markgraf Georg Friedrich nicht, die Schmach der deutschen Fürsten und Reichsstädte muth- und thatlos zu theilen. Er hatte in seinen jüngeren Tagen nicht bloß wie Andere sich in den Waffen geübt, sondern in des Reichs und des Kaisers freiwilligen Diensten sich Ruhm und Erfahrung als Kriegermann erworben, und selbst in weiter Ferne einen Türkenzug mitgemacht. Durch seine kriegerischen Gaben und Thaten hatte er sich die Gunst Kaiser Rudolph's II. in ganz besonderem Grade erworben. Er hatte zwar, seit ihm der Beruf zu regieren geworden war, seinen Ruhm darin gesucht, friedlich sein Land zu beglücken; er zog die Lorbeeren des Friedens denen des Krieges weit vor, und mißachtete jeden Kampf, der aus gemeiner Kriegslust unternommen und geführt wurde, und Jeden, der nichts war als ein Streithahn, ein Kriegersknecht bloß für Sold und aus Kriegslust, ein treuer, dienstwilliger Mithling eines jeglichen Herrn. Die heilige Idee des Kampfes, der erst begonnen hatte, und so unglücklich eben für dieselbe ausgefallen war, durchglühte seine Brust, und obwohl er bereits längst ein halbes Jahrhundert an Jahren hinter sich hatte, und die jungen Fürsten um ihn her nichts wagten, zog er das Kriegswappen an. Er wagte den Kampf aufzunehmen für die ihm heilige Sache, obgleich kein deutscher regierender Fürst sich dazu mit ihm verband. Da trat er, ein kleinerer Fürst, er ganz allein, auf die Bahn gegen die ungeheure Macht Habsburgs und die Verbündeten dieser Macht, im Vertrauen auf die Gerechtigkeit und Heiligkeit der Sache, und in der Hoffnung, daß, wenn er und sein treues Volk dafür einstände, Fürsten und Städte des deutschen Reiches schamroth werden und sich an ihn anschließen würden.

Damit sein Wagniß seinem Hause keinen Nachtheil bringe, falls es mißlänge, dankte er ab zu Gunsten seines Sohnes Friedrich. Dann erst warb er ein Heer von 15,000 Mann, meist aus dem abgedankten Kriegsvolk der deutschen Fürsten und Städte, welche die deutsche Sache schmachvoll aufgegeben hatten. An Geschütz und Geschützleuten brachte er Treffliches zusammen. Sein Name als deutscher Mann, als kriegsverständiger, und als ein Fürst von Mitteln, hatte guten Klang und Anziehungskraft. Entweder guter sicherer Friede oder Untergang, war seine Lösung. Mit dieser Lösung und mit dieser Macht stieß er zu dem Mansfelder.

Das war kein regierender deutscher Fürst. Ernst von Mansfeld war ein tapferer Parteigänger, der allein im Felde geblieben war, auch noch, als der neue Böhmenkönig, dem er im Glücke seine Dienste angeboten hatte, der Kurfürst von der Pfalz gestürzt, geächtet und aus dem deutschen Reich flüchtig geworden war. Das Heer des Despotismus bestand vorzüglich aus Spaniern und Italienern, aus Oesterreichern und Bayern. Der Mansfelder, ein ritterlicher Degen von großem Kriegsnamen aus Kriegen der Gläubigen und der Ungläubigen her, ein Magnet für solche, welche das Kriegswesen handwerkemäßig trieben, aber er selbst, wie diese seine Söldner, ohne Begeisterung für die deutsche Sache und die heilige Idee, hatte gegen 20,000 Mann Kriegsvolk, theils durch das Geld des geächteten Kurfürsten von der Pfalz, theils durch Aussicht auf Beute, so eben am Rheine zusammengebracht. Der Markgraf war vorerst mit einem Theile seiner Leute zu ihm gestoßen, und im Vereine mit einander schlugen beide den Oberfeldherrn des Despotismus, Tilly, seine Spanier und Italiener, seine Erzbischöflichen, Bayern und Oesterreicher unweit Wiesloch in der Pfalz. Bei Malsch hatten sie ihr Geschütz aufgepflanzt. Tilly hatte sich durch einen verstellten Angriff und Rückzug aus seinen Verschanzungen auf einer walbigen Anhöhe herauslocken lassen, und fiel bei Mingolsheim in die Feuer der vereinigten Gegner. Tilly hatte bald über zweitausend Mann eingebüßt, er litt so sehr, daß er sich eilig zurückzog und den Weg nach Wimpfen am Neckar nahm, um sich zu ordnen und zu ergänzen.

Wenn die Mansfelder und der Markgraf vereinigt blie-

ben, so waren sie dem Tilly und dem spanischen General Cordova überlegen. Statt mit dem Markgrafen vorzugehen, dem geschlagenen Tilly auf dem Fuße zu folgen, und ihn wo möglich in den Neckar zu sprengen, trennten sich die Mansfelder von dem Markgrafen, und gaben sich mit der Einnahme von Sinsheim und Eppingen, und dann, zurückgehend, mit der Belagerung Ladenburgs ab. Der Markgraf zog sein übriges Kriegsvolk, das sich indeß zu dem Staffort gesammelt hatte, an sich, und rückte rasch durch die Pfalz hinab gegen Heilbronn. Es galt, diese schönen deutschen Lande zu bedecken, ehe Tilly's Heer noch einmal mit Raub und Druck auf sie warf; es galt, Heilbronn und den Herzog von Württemberg, es galt, die schwäbischen Reichsstädte zum Anschluß zu bewegen.

Die reichen Städte Schwabens und auch der Württemberger Herzog Johann Friedrich waren ganz muthlos geworden: freilich hatten die Rathhausherren, die längst über dem Geldzählen das Waffenwerk hintangesezt, und es hatten ebenso der Herzog zu Stuttgart und sein Hof zuvor schon wenig Muth zu verlieren gehabt. Es war aus alter Zeit ein wohlverdienter Ruhm der Söhne des Hauses Württemberg, Kriegsmänner zu sein, wenn es Kampf galt, und im Frieden gute Fürsten, sparsame, ihr Volk schonende Herren. Nur ein paar Ausnahmen hatte es bisher von dieser Regel gegeben. Herzog Johann Friedrich aber war in dem, was einem Fürsten, und besonders einem in seiner Zeit, nöthig war, fremd, und mehr zu Hause im theologischen Disputiren. Er war so schwach, so phlegmatisch, so sehr Ruhe und Genuß liebend, daß er dadurch alle Selbstständigkeit verlor und die Beute seiner Günstlinge war. Er stand ganz unter der Herrschaft seiner lutherischen Hoftheologen, der unbulbsamsten, unverschämtesten, widerlichsten und verstandlosesten Schreier, welche das Heilige und Schöne der Religion entweihen, und selbst zur Verfolgung eines Helden der Wissenschaft die Hand boten. Der große Johann Kepler, als er schon die Geseze der Bewegung des Himmels gefunden hatte, und in ganz Europa als der größte Mathematiker seiner Zeit berühmt war, wurde von diesen stuttgarter Herren excommunicirt, weil er einen gewissen Lehrsatz derselben in ihrer Fassung nicht glauben wollte. Sie waren es, welche des frommen Arndt's Bücher vom wahren Christenthum als revolutionär und lesterlich verschrienen. Unter ihrem Regiment war es, daß Kepler's fromme Mutter als Hexe eingekerkert ward, und nur durch des Sohnes schwere Mühen vor schrecklicher Folter bewahrt wurde. Dieselben waren es auch, welche den Herzog Johann Friedrich abhielten, dem hartbedrängten Glaubensgenossen, dem Kurfürsten von der Pfalz, Hülfe zu schicken. Er sei ja ein Calvinist, sagten sie; und ihr Rath war, die Reformirten vielmehr zu verfolgen, als ihnen beizustehen. Die deutsche Sache, die Sache des Vaterlandes, die heilige Idee, für die der große politische Kampf begann, waren für sie gar nicht vorhanden. Unter ihrer Herrschaft über Johann Friedrich und den Hof war binnen vier Jahren eine Million neuer Schulden gemacht worden in dem damals so kleinen Württemberg, und nur der Himmel und die herrschende Partei wußten, wohin all' das Geld gekommen war. Solche Hofumgebungen waren freilich nur ihrer Natur nach bedacht gewesen, nicht die deutsche Sache, sondern ihr eigenes Haupt und Interesse zu sichern, und engherzig eine Sonderstellung zu nehmen. Wer über einen Lehrsatz zänkisch, unbulbsam und verfolgungsfüchtig wird, ist immer ohne Vaterlandsliebe; denn zu der Vaterlandsliebe gehört Liebe überhaupt; die Quelle der Verfolgungssucht aber ist Lieblosgkeit. Die wahre Liebe hat ein weites Herz, und neben der Nation hat die Menschheit Raum darin, und sie hat auch ein weitsehendes Auge. Die Lieblosgkeit ist immer bornirt.

Diese Bornirtheit, diese spießbürgerliche Engherzigkeit, diese Lieblosgkeit zeigten sich auch bei den schwäbischen und andern deutschen Reichsstädten um diese Zeit recht widerlich. Die schwarzen Parteen in der Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts sind oft so stark, daß sie sich nur ansehen und er-

tragen lassen vom jetzigen glücklichen Standpunkte aus; und gerade auf dem dunkeln Grunde des Früheren hebt sich unsere Gegenwart um so wohlthuernder ab, und man freut sich, daß das Enge weit, daß so Vieles besser geworden ist, und daß der Strom der Geschichte, breiter und heller zugleich, vorwärts geht. Die alte Stadt des deutschen Reiches, Heilbronn am Neckar, war immer, wie sie es heute ist, eine von der Natur reizend hingelegte, geschäftsfliegige und reiche Stadt. Aber jetzt ist der Sinn ihrer Bürger weit und opferfähig, deutsch, vaterlandsliebend und waffenfreudig: damals, im dreißigjährigen Kriege, war er eng und schmutzig, schwach und feig.

Diese herrlichen schwäbischen Lande hatten, wenn sie nachdachten und überdachten, keine Wahl vor sich als die: entweder männlich und ehrenhaft mit Opfern mäßiger Art für die allgemeine deutsche Sache in den Kampf einzutreten, oder den Feinden derselben sich schimpflich preiszugeben, und das Tausendfache zu verlieren. Die Sache, die der Markgraf verteidigte, war ihre eigene Sache. Auf die Einladung des Markgrafen saßen die Herren vom Rathe in ihrem Rathhause, hinter ihren Mauern und festgeschlossenen Thoren; sie dachten an nichts, als an das Gefährliche des Anschlusses an den Markgrafen, da ja doch nur ganz allein die Uebermacht des Kaisers gegenüber stehe. Sie wußten schon, daß gestern auch der Herzog von Württemberg abgelehnt hatte. Die Mehrheit auf dem Rathhaus kam zu dem Schluß, „sie kaufe kein Pulver und thue keinen Schuß; neun Wagen für ein Pfund Pulver sei doch gar zu viel Geld“. Dieser altmännigen Aeußerung und Ansicht trat die Mehrheit bei. Man findet nicht, daß die Bürgerschaft in Masse entrüstet davor sich erhob, daß die Zünfte, wie sie sonst wohl thaten, zumal die biebern, gesunden Weingärtner, bei unehrenhafter oder unpopulärer Aufführung des Rathes mehr als einmal früher Miene gemacht hatten, auch jetzt droheten, die Herren vom Rathhaus herabzuwerfen. Wenn es nicht urkundlich wäre, so wäre es unglaublich, daß ein Rath einer altberühmten freien deutschen Stadt des Reiches sich nicht schämte, so etwas unter sich, und gar den Voten eines edeln deutschen Fürsten zu sagen.

Zwischen Heilbronn, auf dem rechten Neckarufer, und Wimpfen am Berg, das damals, wie Heilbronn, eine Reichsstadt war, aber viel kleiner, und auf dem linken Ufer des Neckars, anderthalb Meilen unterhalb Heilbronn, dehnt sich eine große Ebene, auf welcher die Dörfer Biberach, Bonfeld und Wimpfen im Thal liegen. Diese Ebene, Wimpfen zu, heißt das breite Feld. Hier nahm der Markgraf sein Lager in der Absicht auf den heranziehenden Tilly unversehens zu fallen. Tilly aber erhielt Kunde von der Nähe des Markgrafen. Er zog seine Streitkräfte zusammen, und nahm eine sehr vortheilhafte Stellung auf einer wohl gelegenen Anhöhe, und durch einen Wald geschützt, gerade dem Markgrafen gegenüber. Mit Sonnenaufgang begann die Schlacht mit dem Donner des Geschüzes, am 26. April 1622.

Den ersten Kampf focht die beiderseitige Reiterei mit einander. Und während diese in heißem Gefecht sich schlug, daß Viele auf dem Plage blieben, ließ der Markgraf durch sein Fußvolk den Feind angreifen, um ihn aus seiner Stellung zu werfen. Die Markgräflichen hatten hier einen schweren Stand. Tilly hatte alle Vorthelle für sich, und sie hatten lange, ohne allen Schirm, gegen Sonne, Anhöhe und Geschütz auf der Anhöhe zu sechten. Die Begeisterung im Heere des Markgrafen ist so groß, daß der Sieg auf den Flanken ihm sich zuneigt. Geschlagene und zerprengte Bayernhaufen jagen dem Neckar zu.

Das Alles sehen die Bürger von Heilbronn von ihren Mauern und Kirchtürmen. Noch heute kann Jeder von jedem Thurme Heilbronn's das ganze breite Feld übersehen. Sie sahen ruhig zu, wie ihre Brüder, die Markgräflichen, für die deutsche Freiheit sich schlugen und bluteten gegen das Heer des Despotismus; sie sahen es, und blieben hinter ihren Mauern spießbürgerlich ruhig. Ein Streiter für die deutsche

Sache, ein Markgräflicher, vielleicht auch ein Württemberger, kommt vom Schlachtfeld, wo der Markgraf und Tilly schlugen, aus schweren Wunden blutend, auf seinem Roß daher geprenzt, vor's fest verschlossene Thor Heilbronn's, und bittet hinaufsend um Einlaß, „nur um sich verbinden zu lassen“. Es wird den Herren des Rathes gemeldet. Aber der Rath läßt ihn nicht ein, „weil,“ wie er dem Ritter der deutschen Sache hinausjagen ließ, „noch mehr kommen könnten“.

Vielleicht ein Württemberger, wurde gesagt: denn einzelne ehrenhafte und heldenmuthige Württemberger waren dem Markgrafen zugezogen mit einem wahren Helben, des Württemberger Herzogs eigenem Bruder, dem Prinzen Magnus von Württemberg. Dieser, ganz das Gegenstück des regierenden Herzogs, konnte das theilnahmlose und feige Benehmen der schwäbischen Stände in der deutschen Sache nicht ertragen. Da es ihm nicht gelang, seinen regierenden Bruder auf die Bahn der Ehre und der Pflicht hinauf zu heben, so stieß er wenigstens mit seinen Freunden zum Markgrafen wider den Willen seines Bruders. Er wollte nicht, auch schweigend und leidend nicht, Mitschuldiger an solcher unauslöschlichen Schmach sein.

Genau Mittag ist Tilly so im Gebräng, daß er um kurzen Waffenstillstand bittet. Der Markgraf, dessen Leute auch schwer gelitten haben, nimmt ihn an, statt Tilly, den Schwächern und fast schon Geschlagenen, ohne Aufenthalt zu vernichten. Tilly hat damit Zeit gewonnen, und in den zwei Stunden des Waffenstillstandes hat ihm der spanische General Cordova alle seine Spanier im Eilmarsch vollends zugeführt. Diese Verstärkung hat Tilly erwartet, ersehnt. Sie ist da, und mit dem Ablauf der zweistündigen Mittagsruhe greift Cordova mit seinen frischen Truppen an. Die Markgräflichen kämpfen wie am Morgen.

Ganz unwahr ist, daß Tilly durch einen verstellten Rückzug den Markgrafen verleitet habe seine Wagenburg zu verlassen — im Gegentheil war Tilly durch so eine Täuschung bei Wiesloch geschlagen worden — und daß Cordova mit seinen Spaniern dem Markgrafen unversehens in den Rücken gefallen sei. Ein Blick auf die Karte, die Stellungen der Kämpfenden und die eigenen Worte des feindlichen Berichtes decken die Unwahrheit davon auf, und die Wahrheit der andern Berichte, mit denen selbst die feindlichen Berichte ganz zusammenstimmen, über den noch mehrere Stunden dauernden Gang der Schlacht, der geradezu unmöglich gewesen wäre, wenn der spanische General dem Markgrafen „unversehens in den Rücken gekommen“ wäre. Thatsache ist nur, daß der Kampf zwischen der beiderseitigen Reiterei fortwährend unentschieden schwankte, und so dagegen die Artillerie und das Fußvolk des Markgrafen mit solchem Erfolg die Tilly'schen beschossen, daß drei feindliche Regimenter fast völlig zu Grunde gingen.

Die Bayern fliehen, die Spanier weichen. Mit jedem Erfolg wächst der Muth der Markgräflichen, der Sieg neigt sich auf ihre Seite. Da erfolgt ein furchtbarer Knall, ein schreckliches Krachen: fünf Pulverwagen in der Wagenburg des Markgrafen sind in die Luft geflogen, mit Mann und Roß, unter grausiger Verwüstung weithin. Dichter Rauch und erstidender Staub, Schrecken, Verwirrung, Muthlosigkeit, zuletzt allgemeine Flucht der Reiterei, wirft sich auf das übrige babylonische Heer. Doch hält dieses noch Stand, das Fußvolk beschämt Ritter und Reiter; Prinz Magnus von Württemberg durch seinen Heldenmuth den ganzen Adel. Er und der Markgraf und das Fußvolk, namentlich das waffengeübte Volk der Bürger der markgräflichen Städte und Flecken, kämpfen mit all' dem Muth fort, welchen Begeisterung für eine heilige Sache, Verzweiflung und das Fehlen für das eigene Haupt und Leben, miteinander dem Kämpfer geben. Da gelingt es den Tilly'schen sich einer markgräflichen Batterie von zehn Kanonen zu bemächtigen. So aus seinem eigenen Geschütz beschossen, sinkt oder flieht auch das Fußvolk.

Noch stehen vierhundert Bürger von Pforzheim wie eine Mauer unter ihrem Bürgermeister Däumling; Prinz Mag-

nus von Württemberg, der Held, der, wo die meisten verwirrt erschralen, unerschrockene Führer, ist gefallen; der Markgraf ist von der Wahlstatt gewichen, um der Gefangenschaft zu entgehen, und die flüchtigen Trümmer zu sammeln zu einem geordneten Rückzug. — Die pforzheimer Bürger stehen, um ihm, ihrem geliebten Fürsten, einen Vorsprung zu sichern. Sie allein halten verblutend den Siegestrom Tilly's auf, während das übrige Heer in wilder Flucht ist.

Diese Vierhundert bildeten die Leibwache des Markgrafen, und führten den Namen: „das weiße Regiment“. Erschreckt und bewundernd stand Tilly vor dieser todesmuthigen Schaar, der Bürgergarde von Pforzheim. Zweimal bietet er ihnen Gnade an; zweimal schlagen sie dieselbe aus mit der Todesverachtung der Helben der alten Welt. Sie stehen und fallen theils, theils verwundet, Mann für Mann, auf dem Plage, wo sie kämpften. Ihr Zweck ist erreicht. Der Markgraf ist der Gefangenschaft entkommen.

Von Staub und Blut bedeckt, sprengt er an die heilbronner Landwehr, und ruft, von Durst gequält, hinaus: „Gibt mir einen Trunk, ihr Leute; ich bin der alte Markgraf von Baden!“ Ein Becher Wasser ward ihm herab gereicht. Er stürzt ihn hinab und mit dem flüchtigen Koffe vorüber. Aber viele der Seinen werden fliehend in den wagenversperrten Gassen von Nedargartach durch die bayerischen Reiter geschlachtet. Das Blut rinnt durch die Gassen. Angezündet von den Bayern stehen bald mehr als fünfhundert Häuser, Hütten und Ställe in vollen Flammen. Heulend fliehen die Bauern mit Weib und Kindern. Was nicht fortkommt, oder ergriffen wird, fällt als Opfer dem feindlichen, besonders dem spanischen Muth. Weiber und Jungfrauen werden entehrt, nach vollbrachter That auf den Kopf gestellt und mit dem Säbel gespalten. Von ihren Mauern und Thürmen sehen das die Bürger von Heilbronn, und die Auszugen der Augenzeugen sind im heilbronner Archiv erhalten. Aber diese Bürger sehen zu, ohne ihre Thore ihren fliehenden Brüdern zu öffnen. Ihre feste Stadt hätte dem geschlagenen Markgrafen einen sichern Halt und Sammelplatz gegeben: so mußte er bis Durlach fliehen, und vermochte dort erst die Ueberbleibsel zum Theile wieder zu sammeln. „Wenn der Herzog von Württemberg,“ gestand nachher Tilly, „nur einige geringe Bewegungen gemacht hätte, so wäre es um meine ganze Armee geschehen gewesen.“ Die württembergische Ehre rettete und verherrlichte Prinz Magnus durch seinen Heldentod: „ganz zerhackt und durchstochen“ wurde sein Leichnam auf dem Schlachtfelde gefunden.

Das Fest

des tausendjährigen Bestehens des russischen Reichs in Nowgorod.

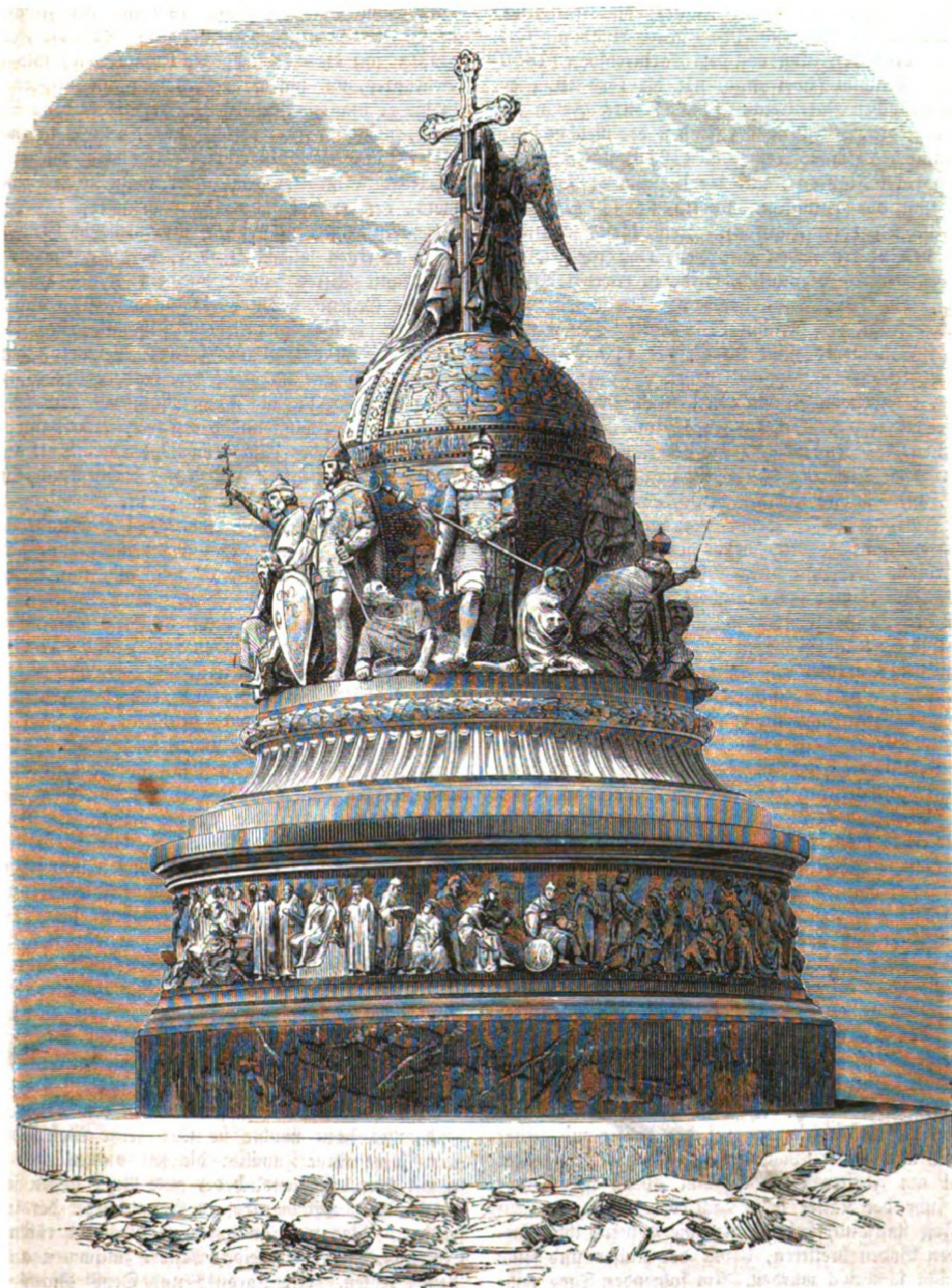
Von

Alexis Waroff.

Am siebenten September neuen Stils des Jahres 1862 feierte Rußland sein tausendjähriges Bestehen. 862 war es, als der Waräger Rurik, der zum Schutz für die Stadt Nowgorod herbeigerufen worden, sein siegreiches Banner an jener Stelle aufpflanzte, wo später die Sophientirche erbaut wurde. Rurik schlug hier seinen Herrschaftssitz auf, — da die Stadt durch den Wolchow und die Nähe des Zimensee's eine große Bedeutung als Handelsplatz erlangt hatte — nachdem er die Länder der Wessen und der Kriwischen mit dem Lande der Tschuden seinem bisherigen Reiche unter ein Szepter vereinigt hatte. Dieses Reich nannte er das Reich der Russen, das damals die heutigen Gouvernements Petersburg, Nowgorod, Pskow, Esthland, Witepsk, Wladimir und Nischnei-Nowgorod umfaßte. Rurik, der somit Begründer des Reichs und Schöpfer seines Namens ist, eines Namens, dessen Deutung schwer wird, Rurik ist jedem Russen ein erhabenes, begeistertes Idol, zu dem er verehrend aufschaut. Seine Ge-

stalt steht darum im Vordergrund auf dem Denkmal, das Rußland und sein Kaiser zur Feier des tausendjährigen Bestehens des russischen Reichs auf dem Kreml von Nowgorod errichtet. Dieses Denkmal, nach dem Plane und Modelle des russischen Bildhauers Mitejchin ausgeführt, ist in Folge einer Preisbewerbung, an der sich dreiundfünfzig Künstler beteiligten,

entstanden und mit einem Aufwand von 480,000 Silber rubeln zu Stande gebracht. Es hat eine äußerst originelle Form. Es repräsentirt nämlich von allen Seiten, von denen der Beschauer es betrachten mag, die Gestalt einer riesigen, oben mit einem Kreuz versehenen, nach dem Piedestal hin sanft geschweiften russischen Kirchenglocke, ähnlich der, welche



Das Denkmal des tausendjährigen russischen Reichs in Nowgorod.

zu Füßen des Iwan Wolikij (des großen Glockenthurms im Kreml zu Moskau) auf einem granitnen Sockel liegt, und auch dieser Sockel ist gewissermaßen bei dem Denkmale Mitejchin's in ähnlicher Art wiedergegeben worden. Die einzelnen Theile des Denkmals sind nämlich folgende: das granitne Denkmal besteht aus einem Sockel von serdobol'schem Granit, über welchem Basreliefs angebracht sind, einem Kar-

nies aus demselben Granit, und einem mit Bronze belleideten Postament. Auf diesem ruht die obere bronzene Hälfte des Denkmals, welche außer dem Reichsapfel sieben Gruppen mit neunzehn Figuren umfaßt. Diese Gruppen sind folgende: Die obere Gruppe besteht aus zwei Figuren, deren eine unter dem Bilde eines Engels, welcher das griechische Kreuz umklammert, den orthodoxen Glauben personifizirt, als die

Hauptgrundlage der sittlichen Erhebung des russischen Volkes, während die andere unter dem Bilde einer Jungfrau die Entwicklung der weltlichen Macht Rußlands darstellt, indem sie knieend an ein Schild sich lehnt, auf welchem der russische Doppelaar seine Flügel ausbreitet. Die folgenden sechs Gruppen, welche um den Reichsapfel, das Symbol der Herrschermacht, angebracht sind, verkörpern die sechs Hauptepochen der russischen Geschichte, nämlich die Gründung des russischen Staates (862) durch Rurik (eine Figur); die Einführung des Christenthums in Rußland (988) durch Wladimir (drei Figuren); die erste Befreiung von dem Tartarenjoch (1380) durch Dimitri Donskoi (zwei Figuren); die Gründung der Einheit des russischen Zarenreiches (1462) durch Iwan III. (fünf Figuren); die Herstellung der Einheit des Reiches durch die Ermählung des Hauses Romanow (1613) unter Michail Fjodorowitsch (drei Figuren), und die Umbildung Rußlands und Gründung des russischen Kaiserthums (1721) durch Peter den Großen (drei Figuren). Jede dieser neunzehn Figuren in den oberen sieben Gruppen, wodurch gewissermaßen der Glockentisch verfinnlicht wird, ist etwa 5 Arschin (genau $11\frac{1}{2}$ bis $12\frac{1}{2}$ Fuß) hoch; der Durchmesser des Reichsapfels beträgt $6\frac{1}{8}$ Arschin (15 Fuß). Der mittlere Umfang des Postaments misst 30 Arschin (70 Fuß) und seine Höhe 2 Arschin 14 Werschet (gegen 7 Fuß); die Höhe des Gürtels, an welchen die Vasreliefs und Schilder angebracht sind, etwa 2 Arschin (5 Fuß), und sein Umfang $37\frac{1}{2}$ Arschin ($87\frac{1}{2}$ Fuß); die Höhe des ganzen Piedestals 9 Arschin, und die Höhe des ganzen Denkmals $21\frac{2}{3}$ Arschin (gegen 51 Fuß). Rings um die Mitte des Piedestals sind, wie bereits erwähnt, die Vasreliefs von solchen Russen und Russinnen angebracht worden, welche sich um den russischen Staat unsterbliche Verdienste durch Lehre oder Thaten erworben haben. Ihre Zahl beträgt hundert und sieben. — Die Enthüllung des Denkmals fand am 20. September statt. Der Kaiser und die Kaiserin waren am Tage vorher auf dem Wolchow mit dem Dampfer angekommen, und auf dem Wege von dem Jubel der harrenden Menge, welche überall Ehrenpforten errichtet hatte, empfangen worden. Nowgorod war in das herrlichste Festkleid gehüllt, das der alten Stadt gar prächtig stand, und die Bevölkerung wogte in der freudigsten Feststimmung durch die Straßen. Der Kaiser nahm im Kreml Wohnung. Abends war die Stadt illuminirt. Am frühen Morgen war Alles schon wieder auf den Beinen und strömte nach dem Kreml. Die Feier begann mit einem Gottesdienst in der Kathedrale, von wo der Festzug, die Geistlichkeit voran, die Kaiserin mit dem Thronfolger, die Großfürstinnen und die Gäste, und endlich der Kaiser hoch zu Ross und gefolgt von seinem Stabe nach dem Platze zog, in dessen Mitte das Denkmal stand, das inzwischen enthüllt worden war. Hier fand unter freiem Himmel — für die Kaiserin war auf der einen Seite des Denkmals ein Prachtzelt errichtet — die kirchliche Weihe statt, deren Andacht der schöne Gesang nicht wenig steigerte. Einundsechzig Kanonenschüsse verkündigten der Stadt das Ende der Feier. Eine Parade von 20,000 Mann schloß die Festlichkeit, worauf der Kaiser mit seiner Gemahlin sich nach seiner Wohnung zurückbegab und später noch einmal am Fenster erschien. Am Abend war Tafel; und später fuhr der Kaiser noch nach Goroditsche, wo ein ländliches Fest stattfand, bei welchem die Bauern ihre Kastane über den Boden breiteten, damit der Kaiser und seine Gemahlin nicht schmutzig würden. Am folgenden Tage reichten sich wegen des Geburtsfestes des Großfürsten Thronfolgers noch einige Festlichkeiten an die gestrigen; der Kaiser empfing am Morgen die Bauern auf dem Platz vor dem Palast und ermahnte sie, von keinen weiteren Konzeptionen sich einflüßern zu lassen, dagegen möglichst rasch die Auseinandersetzung mit den Gutsbesitzern zu Ende zu bringen. Am dritten Tag kehrte der Kaiser nach Tarskoje-Selo zurück und das Fest hatte ein Ende.

Die Brüder Mathieu.

(Fortsetzung.)

Aber wir wollen uns nicht lange bei der Schilderung eines Charakters aufhalten, der frühzeitig von der Bühne zu verschwinden bestimmt ist.

Eduard war in der Gegend von Waterloo schon so bekannt, wie irgend ein anderes Glied der Familie Belpont. Wenn er seinen Abendspaziergang durch die Felder machte, grüßten ihn die Arbeiter, die heimkehrten, wie einen alten Bekannten, und wurde er ebenso in den Häusern empfangen, in die er manchmal einkehrte. Er machte diese Spaziergänge meist, während sein Schüler auf einem Pony neben seinem Vaters in's Land hineinritt. Eduard pflegte wohl diese Spazierritte mitzumachen, aber während des zweiten Sommers, den er bei Waterloo verbrachte, zog er diese einsamen Fußwanderungen vor, und vielleicht hätte ein Späher, wenn es einen solchen gegeben, herausgefunden, warum er, dem sonst Alfred immer wie ein treues Hündchen folgte, jetzt die Gegend lieber allein durchstreifte, und sich freute, wenn er die sonst so geliebte Gesellschaft seines Zöglings entbehrte. Dem Schlosse des Grafen Belpont gegenüber, von diesem durch eine ungefähr eine halbe Stunde lange Entfernung getrennt, lag die Farm Mathieu. Auf halbem Wege, zwischen dem Schloß und der Farm, erhebt sich mitten aus Getreidefeldern der Löwe von Waterloo. Dort am Fuße des Monumentes pflegte Eduard mit einem Buche in der Hand auszuruhen. Das war ihm so zur Gewohnheit geworden, daß man fast sicher war, ihn um diese Stunde dort sinnend oder lesend zu finden. Erst wenn die Sonne sich schon den Hügeln zuneigte, machte er sich auf, um weiter nach der Farm Mathieu zu wandern. Die Meierei, wenn das Hauptgebäude derselben nicht in einer Menge von Wirthschaftsgebäuden verschwunden wäre, und wenn sie sich mit Thürmchen herausgeputzt hätte wie das Landhaus des Grafen Belpont, hätte sich ebenso wie dieses den stolzen Titel eines Schlosses beilegen können; so aber, wie sie war, obwohl mäßig und aus großen Quadersteinen gebaut, und auf einen ziemlich alten Ursprung deutend, verrieth sie doch zu sehr die unmittelbare Beschäftigung mit dem Landbau, und den Betrieb desselben durch die Besitzer selbst. Es war nach der Ansicht der ganzen Gegend eine schöne Farm, eine prachtvolle Farm, größer als manches Schloß und jedenfalls mehr werth, aber sie ein Schloß zu nennen, wäre keinem noch so liberalen oder aristokratischen Einwohner von Waterloo eingefallen. Daran mag allerdings der sehr bürgerliche Name ihres Besitzers mit Schuld gewesen sein; denn im Jahre 1840 waren noch nicht so viele belgische Schlösser und ehemals adelige Landhäuser im Besitze von Bürgerlichen wie heute, und war man noch nicht so sehr an den Gedanken gewöhnt, ehemalige Edelfitze von Bürgerlichen bewohnt zu sehen.

Die Brüder Mathieu gehörten zu den Notabeln der Gegend, und dazu machte sie ihre große Wohlhabenheit, der gute Name ihrer Familie, die seit undentlichen Zeiten hier sesshaft war, und endlich der gute Ruf, dessen sich die jetzigen Besitzer, mit die größten Grundbesitzer der Gegend, erfreuten. Was man an ihnen vorzugsweise rühmte war die Eintracht, in der die beiden Brüder zusammen auf demselben Besitze lebten. Als Jacques und Denis Mathieu das Gut zugleich mit einem baaren Vermögen von ihrem Vater überkamen, fiel es ihnen nicht einen Augenblick ein an eine Theilung zu gehen, sie verwalteten Bewegliches und Unbewegliches nach wie vor gemeinschaftlich, und an diesem Verhältnisse wurde nichts geändert, als Jacques sich verheirathete und Kinder bekam. Der jüngere Denis lebte mit ihm weiter, und dieses innige Familienleben schien ihm so sehr zu genügen, daß er an seine eigene Verheirathung gar nicht dachte; so viel war wenigstens gewiß, daß er jetzt schon tief in den Dreißigen stand, ohne sich, so viel man wußte, um

die Hand irgend eines Mädchens beworben zu haben. Als sich Jacques verheirathete, prophezeiten die guten Nachbarn, daß es mit dem liebevollen Einverständnis der Brüder jetzt wohl bald ein Ende nehmen werde; eine Frau bringe ja gewöhnlich solche Veränderungen in's Haus; zwei Junggesellen könnten leicht ruhig neben einander leben; ein Junggeselle und ein Ehemann, das sei etwas ganz Anderes. Und warum sollte Denis die Herrschaft im Hause mit Zweien theilen, und sich mit einem Drittheile des Einflusses begnügen, da er ein Recht auf die Hälfte habe? Aber es war nichts mit diesen Prophezeiungen der besorgten Nachbarn. Die Frau, die Jacques heimführte, war eine gute Frau und eher geeignet, die Eintracht zwischen den Brüdern, wenn diese nicht bestanden hätte, herzustellen, als irgendwie zu stören. Die guten Nachbarn schoben die Prophezeiungen hinaus auf die Zeit, da Kinder kommen würden; denn warum sollte der gute Denis mit seiner Arbeit und mit seinem Vermögen eine Familie ernähren, die nicht die seinige war? Aber, es war auch mit dieser Prophezeiung nichts. Auch als Kinder da waren, hörte man nichts von Mißverständnissen oder Zwietracht, und Denis erwies sich als eben so vortrefflicher Oheim, als er sich als Bruder und Schwager erwiesen hatte. Die Kinder Jacques' wuchsen heran, Denis wurde älter, man hatte nie von Mißheiligkeiten in der Farm Mathieu gehört, wohl aber war im Laufe der Zeit die brüderliche Liebe, welche die Beiden verband, nahezu sprichwörtlich geworden. Seit dem Tode der Madame Mathieu, welcher nach ungefähr zwölfjähriger glücklicher Ehe erfolgte, nannte der Volkswitz die beiden Brüder Mann und Frau, und abgesehen von dem Unglück, eine gute Frau und Mutter verloren zu haben, lebten sämtliche Einwohner der Farm Mathieu, die beiden Brüder und die drei Kinder des Ältern, nachdem die Wunde vernarbt war, ruhig weiter, Denis, der die Rolle, die ihm der Volkswitz auferlegt hatte, bereitwillig annahm, vorzugsweise den mütterlosen Kindern seines Bruders lebend, während dieser, der in seiner Jugend studirt hatte, sich mehr der Geschäfte annahm, wenn diese nicht den Landbau sondern die Verbindung mit Fremden, mit der Stadt oder mit Geschäftsfreunden betraf. Die Farm Mathieu ist das zweite glückliche Haus von den Dreien, die wir genannt haben. Edouard richtete, wie gesagt, seine Schritte meistens dahin. Kurz nach seinem Eintritt in das Haus des Grafen hatte er von den Brüdern Mathieu sprechen hören und sie, da die beiden Häuser in Verbindung waren, bald kennen gelernt; er wurde in der Farm mit großer Freundlichkeit aufgenommen, und kehrte gerne dahin zurück, denn dort trieb sich ein kleines, zartes, kaum fünfzehnjähriges Geschöpf herum, das von dem plumpen großen Haufen ebenso wohl, wie von den derben, vom Sonnenbrand gebräunten Gestalten der Herren und der Knechte auffallend abstach, und die Aufmerksamkeit jedes Fremden sogleich auf sich lenken mußte. Es war Marion, die älteste Tochter Jacques Mathieu's, eines jener interessanten schwächlichen Geschöpfe, von denen man sich sagt, daß eine Ueberfülle des Gemüthes, oder eine zu frühe Reife des Geistes die körperliche Entwidlung nicht aufkommen lassen. In der That drängte sich bei ihr auf den ersten Blick alles Dasjenige hervor, was das Urtheil nur auf Geist und Charakter lenkt: ein großes blaues Auge, das im ersten Momente schwarz, und sozusagen die Hälfte des Gesichtes, das es ganz beherrschte, einzunehmen schien; eine Stirne, die trotz der Jugend schon von einigen feinen, feststehenden Fältchen durchfurcht war, und ihr den Ausdruck ununterbrochenen Nachsinnens gab; zwei ferne Lippen, die geschlossen fest aufeinander lagen, bei der Rede aber, oder wenn Marion einer sie interessirenden Mittheilung horchte, plötzlich wie zwei Rosentropfen anschwellen. Erst wenn man diese Beobachtungen gemacht und auf gleich reglesames Gemüth wie Geist geschlossen, bemerkte man, daß Marion auch äußerlich schön war, eine feine, überaus zarte Gestalt, die schon als solche auch ohne jenen Ausdruck würde gefallen haben. Ein Pädagoge und ein Mensch wie Edouard

Conscience, der überall das Beste voraussetzte und sich gerne nützlich machte, mußte sich beim Anblick eines solchen Geschöpfes sagen, daß daraus etwas zu machen wäre. Mit Vergnügen bemerkte er, wie sie seinen Reden horchte, die allerdings in Form und Inhalt sehr verschieden waren von den Reden, die sie von ihrer ländlichen Umgebung zu hören gewohnt war. Sie las und lernte Mancherlei, und er hatte Gelegenheit ihr Rath und Lehre zu geben. Und es machte sich im Laufe weniger Wochen wie von selbst, daß seine freie Abendstunde eine Lehrstunde für Marion und er ihr Lehrer wurde, doch dauerte dieses Verhältniß nicht lange. Herr Jacques Mathieu erklärte ihm, daß er so viel Gefälligkeit nicht annehmen könne, und daß außerdem eine Bildung, wie Herr Conscience sie seiner Tochter geben könnte, für seinen und ihren Stand zu viel wäre. Edouard war aufrichtig betrübt; die Stunden waren ihm lieb geworden und er hatte außerdem bemerkt, daß das Mädchen wegen des plötzlichen Verbotes ihres Vaters nicht minder, ja vielleicht noch mehr betrübt war als er selbst, obwohl sie in Gegenwart des Vaters, als er jene Abschiedsworte aussprach, das gleichgültigste Gesicht machte. Erst als er im Hofe sich noch einmal umsah, bemerkte er, wie Marion, die am Fenster stand, zwei große Thränen die Wangen herabrollten, und es war ihm, als ob sie ihm ihren Schmerz gar nicht verhehlen wollte. Des Abends theilte er das Vorkommniß der Gräfin Belpont mit, welche Marion liebte und ihn aufgemuntert hatte, ihr zu einer Bildung des Geistes zu helfen, die mit ihrem, wie sich die Gräfin ausdrückte, aristokratisch seinen Wesen übereinstimme. Die Gräfin lächelte zu dieser Mittheilung: „Sie sind zu bescheiden, lieber Edouard,“ sagte sie, „daß Sie die Worte Herrn Mathieu's, die pure Ausflucht sind, für baare Münze nehmen. Die eigentliche Ursache Ihres Abschiedes ist, daß der besorgte Vater für die Herzensruhe seines Töchterleins fürchtet. So junge Lehrer, wie Sie, lehren so junge Geschöpfe, wie Marion, und noch viel jüngere beim besten Willen noch etwas mehr als Geschichte und Literatur.“

Edouard wollte diese Erklärung nicht gelten lassen, er behauptete, Herr Jacques Mathieu betrachte seine Tochter noch zu sehr als Kind, als daß er an dergleichen denken könnte: „Nein,“ sagte er, „ich bin überzeugt, daß die Ursache meines Abschiedes von meinem Bruder Denis kommt. Ich bemerke seit einiger Zeit, daß er mich und meine Besuche mit scheelem Auge betrachtete, überhaupt, daß er mich nicht leiden mag.“ — „Das ist Einbildung,“ lachte die Gräfin, „was sollte Denis gegen Sie haben? Man läßt sich,“ fügte sie lächelnd hinzu, „immer lieber von einem bösen Onkel als vom Vater der Heuern die Thüre weisen, und darum ziehen Sie es vor, sich die Sache so zu erklären.“ — „Nein! nein!“ erwiderte Edouard kopfschüttelnd, „ich wüßte keine Gründe anzugeben, aber ich bin vom Hasse Denis Mathieu's überzeugt; noch mehr, so oft ich mit ihm in einer Stube bin, überkommt mich ein unheimliches Gefühl, es fröstelt mich, ich habe Ahnungen, mit einem Worte, es ist mir in seiner Nähe nicht wohl.“

Die Gräfin wollte wieder lachen, als Alfred, der während der letzten Worte seines Lehrers eingetreten war, ausrief: „Da haben Sie ganz recht, Edouard, hüten Sie sich vor diesem Menschen! Es ist mir bei dem letzten Besuche, den ich mit Ihnen bei Mathieu machte, auch aufgefallen, daß Sie Denis nicht so ansieht, wie man Sie ansehen soll.“ — Und seine Stirne in ernste Falten legend, fügte er altklug hinzu: „Ich traue diesem Menschen nicht.“

Indessen schreckte diese Warnung Alfred's und die eigene Ahnung Edouard von ferneren Besuchen der Farm nicht ab. Nur der Unterricht, nicht die freundschaftlichen Beziehungen waren ihm abgesagt worden. Er hatte ein Recht wiederzukommen, und so folgte er gerne dem Bedürfnisse, es so oft zu thun, als es der Anstand gestattete. Freilich ging er jetzt öfter als sonst an der Farm vorüber, und begnügte er sich Marion von Ferne zu grüßen. Er bog dann in einem großen Halbkreise um das Ackerland der Brüder

Mathieu, das sich breit und üppig vor ihrem Hause ausdehnte, um auf der Landstraße nach dem Schlosse zurückzufahren. Auf diesem Wege kam er dann an dem dritten der Häuser vorbei, von denen wir sagten, daß sie im Jahre 1840 zu Anfange unserer Geschichte von der Zufriedenheit, vom Glücke bewohnt waren.

(Fortsetzung folgt.)

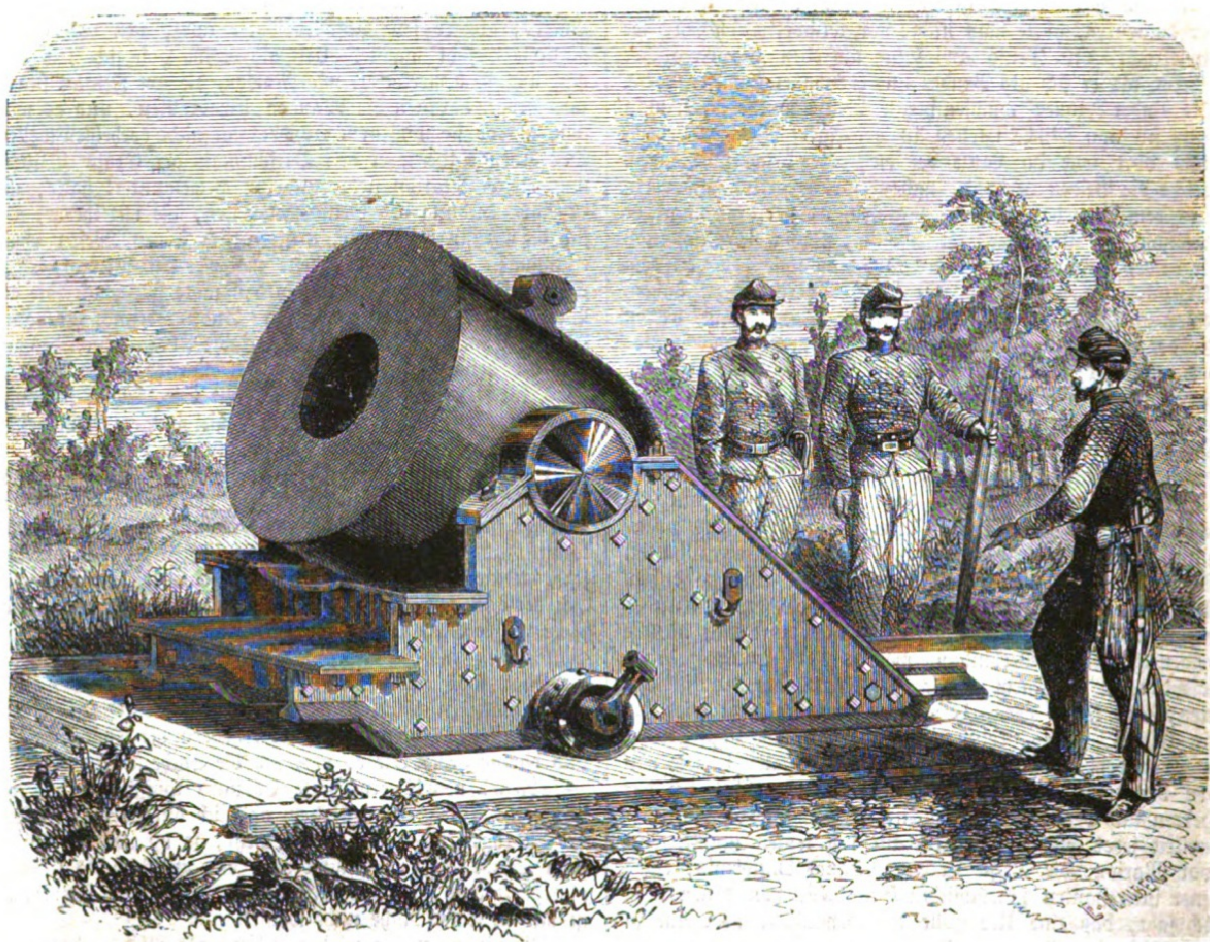
Die amerikanischen Wurfgeschosse.

Von

Arnold Müller.

In Zerstörungswaffen sich zu überbieten ist Aufgabe und Streben der Kriegskunst, und jeder Krieg fördert neue Waf-

fen und Zerstörungsmittel zu Tage. Im Landkriege hat der amerikanische Feldzug hauptsächlich den Mörsern sein Augenmerk zugewandt. Mörser oder Böller sind kurze, weite Geschütze, aus denen Bomben geschossen werden. Diese sind gegoffene eiserne Hohlkugeln, welche mit Sprengladung oder Brandsatz gefüllt sind. Der Zünder, welcher eine hölzerne, mit Brennsatz gefüllte Röhre ist, die in die Sprengladung der Bomben hineingeht, wird, je nach der Entfernung, in welcher die Bombe platzen soll, kurz oder lang abgeschnitten. Früher bediente man sich steinerner Kugeln zum Schießen oder Werfen aus den Mörsern, und deshalb entstand bei der deutschen Artillerie die Gewohnheit, das Kaliber, gleich den Haubitzen, nach Steingewicht zu bestimmen, so daß z. B. die fünfundsanzig- oder fünfzigpfündige Bombe einer steinernen Kugel von demselben Gewichte gleich ist. Die Franzosen, Spanier, Amerikaner u. s. w. bestimmen hingegen ihre Mör-



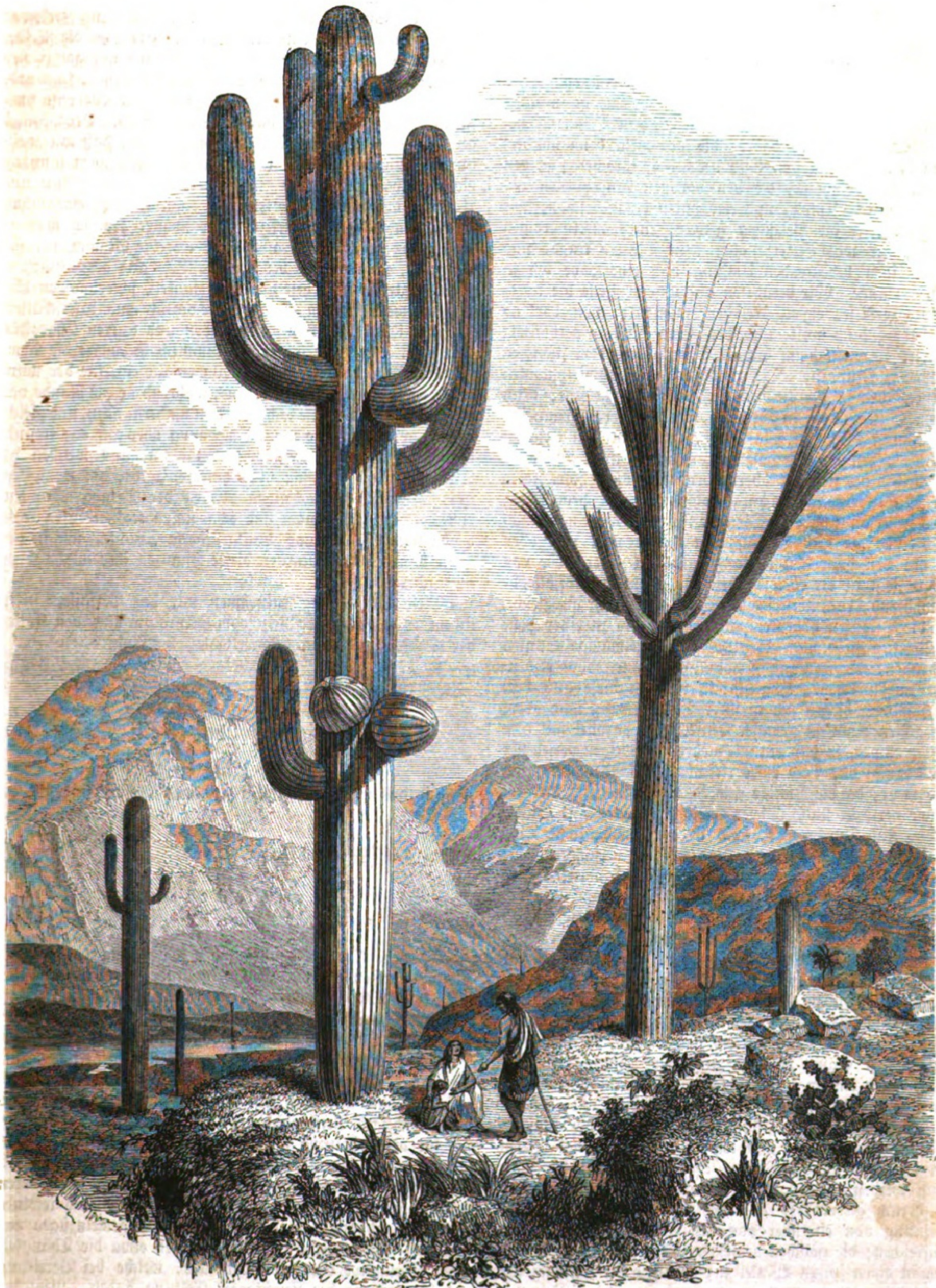
Der kolossale Mörser (amerikanische Erfindung).

ser nach der Mündungsweite derselben, so daß sie sechs-, zehn-, zwölfschüssige Mörser haben. Die größten Mörser früherer Zeit wurden in Frankreich unter Ludwig XIV. angefertigt, und nach einem großen und biden Kammerherrn desselben Comminges genannt. Dieselben warfen achtzehnschüssige Bomben, die fünfshundert Pfund wogen und achthundvierzig Pfund Pulver faßten. Auch zur Belagerung von Cadix wurden besonders große Mörser gegoffen; jedoch bei der Belagerung von Antwerpen bedienten sich die Franzosen des größten in Europa gesehenen Mörsers; er selbst wog vierzehntausend Pfund, seine Bombe tausend Pfund. Wie in so manchen andern Dingen hat die neue die alte Welt auch in der Größe ihrer Mörser überboten. Die dreizehnschüssi-

gen Mörser, welche jüngst vor Fort Darling am Jamesflusse aufgestellt wurden, wiegen ohne den Wagen siebenzehntausend Pfund und werfen eintausend fünfshundert Pfund schwere Bomben. Jeder derselben erfordert sieben Mann zur Bedienung. Die ersten Bomben, die Pandulf Malatesta, Fürst von Rimini, in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erfunden haben soll, bestanden aus zwei metallenen Halbkugeln, die mit Haken an einander befestigt wurden. Sie wurden Sprengkugeln und ihr Zünder Bomba genannt, was später die ganze Kugel bedeutete.

• Der Riesenkakthus.

Von
Salbun Möllhausen.



Das Riesenkaktusthal des Bill Williamsfort (*Cereus giganteus*)

*

In den Bill Williamsbergen, in einem Engpasse, dem die Reisenden den Namen Rattuspaß gegeben, hatten wir zum ersten Male den Anblick der Riesenaktus (*Cactus giganteus*), die hier erst vereinzelt und in geraden Säulen auf der Einfassung des Thales umherstand; bei unserem Weiterstreiten aber erblickten wir dieselbe häufiger und in anderer Form, größtentheils als riesenhafte Randelaber von der ungewöhnlichen Höhe von 36 Fuß, die zwischen Gestein und in Fels-spalten Wurzel gefaßt hatten, und auf den Abhängen der Berge und Felsen einsam und verlassen emporragten.

Cereus giganteus, die Königin der Kaktus, ist in Kalifornien und Neu-Mexiko unter dem Namen Petahaya bekannt. Schon die Missionäre, die vor mehr denn hundert Jahren den Colorado und Gila bereisten, sprachen von den Früchten der Petahaya, die den dortigen Eingebornen als Nahrungsmittel dienten, und erwähnten damals schon, wie in neuerer Zeit die Pelzjäger gethan, eines merkwürdigen Baumes, der wohl Zweige aber keine Blätter trage, und trotzdem einen bedeutenden Umfang und eine Höhe bis zu 60 Fuß erlange. Wir berührten auf unserer Reise die nördliche Grenze dieser eigenthümlichen Kaktusart; von dort ab ist dieselbe südlich weit über den Gila hinaus verbreitet; auch wird sie vielfach im Staate Sonora und dem südlichen Kalifornien gefunden. Die wildesten und unwirthsamsten Regionen scheinen die Heimat dieser Pflanze zu sein; denn zwischen Gestein und in Spalten, wo man bei genauester Untersuchung kaum im Stande ist, ein Stäubchen Erde zu entdecken, haben diese fleischigen Gewächse Wurzel geschlagen und gedeihen bis zu einer überraschenden Größe. Ihre Form ist verschieden, und gewöhnlich abhängig von dem Alter, welches sie erlangt haben. Die erste Form ist die einer mächtigen Keule, die aufrecht auf dem Boden steht und oben mehr als den doppelten Umfang hat. Bei einer Höhe von 2 bis 6 Fuß ist die eben beschriebene Form am auffallendsten, während der Unterschied der Stärke sich mehr ausgleicht, wenn die Pflanzen höher emporstehen. Bis zu einer Höhe von 25 Fuß sieht man dieselben als regelmäßige Säulen hervorrage, wo sie dann gewöhnlich beginnen ihre Nebenzweige auszuwerfen. Kugelförmig wachsen diese aus dem Hauptstamme, biegen sich in ihrer Verlängerung nach oben, und wachsen dann in gewisser Entfernung parallel mit dem Stamme empor, so daß ein mit mehreren Zweigen versehener *Cereus* genau das Bild eines riesenhaften Randelabers zeigt, um so mehr, da die Zweige gewöhnlich symmetrisch an dem Stamme vertheilt sind. Dieser erreicht mitunter eine Stärke von $2\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser, doch ist die gewöhnlichste Dicke nur $1\frac{1}{2}$ Fuß. In der Höhe sind sie sehr verschieden; die höchsten, die wir an der Bill Williamsfort fanden, maßen 36 bis 40 Fuß, doch sollen sie weiter südlich am Gila bis zu 60 Fuß hoch werden. Wenn man diese kolossale Kaktus auf der äußersten Spitze eines überhängenden Felsens erblickt, wo ihr nur eine Fläche von wenigen Quadratzollen zur Stütze dient, so kann man nicht umhin sich zu verwundern, daß der erste Sturm sie nicht von ihrem lustigen Standpunkte hinabstürzt. Doch erhält sie ihre Kraft, den Stürmen zu trotzen, durch einen Kreis von Rippen, die innerhalb der fleischigen Säule sich bis zur Spitze hinaus erstrecken, und die zwar einzeln nur 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser haben, doch dicht und fest sind wie das Holz aller Kaktus. Nach dem Absterben der Pflanzen fällt das Fleisch allmählig von den Holzsäfern ab, und wie das Gerippe eines Riesen stehen lektäre noch viele Jahre, ehe sie ein Raub der Verwesung werden. Der Stamm sowohl wie die Zweige sind rund herum gelerbt, so daß die Furchen in regelmäßiger Entfernung von einander von der Wurzel bis zur Spitze hinaufreichen; die zwischen denselben stehen gebliebenen Theile laufen in einen spitzen Winkel zu, wodurch die Bildung der äußeren Rinde dieser Kaktus eine entfernte Ähnlichkeit mit einer Orgel erhält. Die scharfen Kanten sind dicht mit gleich

weit von einander entfernten Büscheln von grauen Stacheln besetzt, zwischen welchen dann die hellgrüne Farbe der Pflanze selbst hindurchschimmert. Im Mai oder Juni schmücken große, weiße Blüten die Spitzen der Zweige wie des Hauptstammes, und wohlriechende Früchte nehmen deren Stelle im Juli und August ein. Diese haben getrocknet im Geschmack große Ähnlichkeit mit Feigen; sie werden von den dort lebenden Indianern gesammelt und dienen ihnen zu einer ihrer beliebtesten Speisen; auch bereiten sie daraus durch Zerstoßen in irdenen Gefäßen eine Art Syrup. Erregten die kleineren Exemplare des *Cereus giganteus*, deren wir am frühen Morgen ansichtig wurden, unser ganzes Erstaunen, so wurde dieses noch gesteigert, als wir bei unserer Weiterreise diese stattliche Pflanze in ihrer ganzen Pracht sahen. Der Mangel an jeder andern Vegetation war die Ursache, daß wir weiterhin jede einzelne dieser Pflanzensäulen wahrnehmen konnten, die, scheinbar symmetrisch geordnet, besonders die Höhen und Abhänge der Berge bedeckten und dadurch einen eigenthümlichen Eindruck hervorriefen. Ein schöner Anblick war es keineswegs; denn wenn auch jeder einzelne Stamm, für sich betrachtet, ein wahrhaft bedeutendes Bild aus dem Pflanzenleben zeigte, so verliehen diese imposanten, schweigamen Gestalten, die selbst im Orkan unbeweglich und unerschütterlich blieben, ihrer Umgebung einen oden und starren Charakter. Wie versteinerte Riesen, die in stummem Schmerze die Arme zu den Wolken emporstreckten, nahmen sich einzelne der wunderlichen Figuren von fernher aus, während sie am Rande von Abgründen wie einsame Schildwachen umherstanden, und gleichsam trauernd auf ihre wüste Umgebung oder auf das freundliche Thal der Bill Williamsfort blickten, aus welchen die Schaaren der Vögel sich nicht hinauswagten, am wenigsten, um sich auf den stacheligen Armen der Petahaya auszu-ruhen. Nur zu kranken und schadhaften Kaktus eilten leicht beschwingte Wespen und buntgefiederte Spechte, um in den alten Wunden und Narben dieser Pflanzen ihre Wohnungen aufzuschlagen.

Diese Schilderung entnehmen wir des Verfassers trefflichem „Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee“. Leipzig, Mendelssohn, 2 Bände.

Briefe für das Volk

zur

Runde des menschlichen Körpers und Gesundheitspflege.

Von

Dr. R. Rols.

Erster Brief.

Die thierische Wärme und ihre Quellen.

Es gehört zu den alltäglichen Erfahrungen, daß der Mensch Dasjenige, was beständig unter seinen Augen vorgeht, als eine sich von selbst verstehende Sache keiner Aufmerksamkeit würdigt, und sein Denkvermögen lieber an fernere liegenden Phänomene, an den Wundern des Himmels zum Beispiel oder an dem mehr und mehr sich steigenden Aufschwung der Mechanik übt, als an der Betrachtung der Prozesse, die ohne Unterlaß sein eigener Körper vollbringt, und deren richtiges Verständniß in so hohem Grade geeignet ist, sich für die Erhaltung sowohl als für die genussreiche Verwendungs des Eigenlebens die entsprechenden Lehren zu bilden. Und doch ist ein großer Theil der Vorgänge, von deren vernünftiger Beachtung so häufig unsere geistige und leibliche Wohlfahrt abhängt, in seinen nützlichen Allgemeinzügen wenigstens nicht schwerer zu verstehen, als etwa die Thätigkeit einer Lokomotive oder die Grundzüge, welche bei Bereitung und Vertheilung des Leuchtgases Geltung finden. Liegt der Grund vielleicht in der Abneigung, Schriften zu lesen, die

in größerem Rahmen ein wissenschaftlich interessant gewordenes Thema systematisch zusammenfassen, und daher bei Ausschluß reinen Unterhaltungsstoffes die geistige Thätigkeit in einem Grade beanspruchen, welche nicht in Harmonie steht mit dem in der tohten Natur so mächtigen Geseß der Trägheit, einem Geseß, das leider so vielfältig wie ein Alp auch auf geistig entwicklungsfähigen Naturen lastet? Erlaube mir, lieber Leser, Dir aus dem Füllhorn der „Illustrierten Welt“, das an Blumen so reich ist, Dir gelegentlich eine oder die andere für Deine Person nuzbare Frucht darzubieten.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die leblosen Naturkörper ihre Temperatur oder Wärme den sie umgebenden luftartigen, tropfbar-flüssigen oder festen Medien anpassen, insofern auch künstlich erhitzt und erkältet werden können. Anders verhält sich dieß mit vielen oder vielmehr mit allen Thieren, denn sie zeigen sich insgesamt fast unter allen Verhältnissen in einem Zustand, welcher mit dem Wärmemaß ihrer Umgebung nicht ganz im Gleichgewicht steht, oft sogar in sehr hohem Grade von demselben abweicht. Wenn das Wasser, in welchem sich Infusionsthierchen befinden, gefriert, so werden diese nicht sogleich zerstört, sondern jedes lebt noch eine Weile in einem kleinen nicht erstarrten Raume fort und liefert damit den Beweis, daß es Eigenwärme ausstrahlt, welche eine Zeit lang das Gefrieren des zunächst befindlichen Wassers hindert. Bringt man in einen Haufen von Regenwürmern, Blutegeln oder Schnecken ein Thermometer, so steigt es um einige Grade; auch können sie eine Weile dem Einfluß einer Kälte widerstehen, welche eine mit ihren Säften homogene Flüssigkeit zum Gefrieren bringen würde. Bei den Fischen macht der Wärmeunterschied ihres Blutes gegen das Wasser, in welchem sie leben, einen halben oder einen ganzen Thermometergrad aus, und wir finden sogar noch größere Differenzen bei einigen Seefischen, die sich durch die Lebhaftigkeit ihres Blutumlaufs, durch die dunkle Färbung ihres Bluts und durch das Vorhandensein ihrer Fleischfaser auszeichnen. An diesen Fischen, unter welche der Thunfisch gehört, hat man wahrgenommen, daß sich ihre Eigenwärme um vier bis fünf Grad Reaumur über die des umgebenden Wassers steigerte. Der bei den Fischen im Allgemeinen vorkommende geringe Unterschied gegen das umgebende Medium kommt bei mittleren Temperaturgraden auch in der Klasse der Lurche vor, während niedrigere Wärmegrade bedeutendere Differenzen wahrnehmen lassen. So besitzen namentlich die Frösche und ihre Zungenossen ein merkwürdiges Vermögen, ihre Temperatur über dem Gefrierpunkt zu erhalten, wenn das Wasser um sie her nicht nur gefroren, sondern sogar weit unter den Nullpunkt herab erkältet ist. Man hat gefunden, daß der eßbare Wasserfrosch in Eis von -6 Grad eine Eigenwärme von $+2\frac{1}{2}$ Grad, in Eis von -12 Grad eine Wärme von $+1$ Grad zeigte. Dagegen bemerkt man an den Froschthieren, wenn man sie bei mittlerer Temperatur aus dem Wasser nimmt, häufig nur eine ihrer Umgebung gleiche, oder wohl gar eine niederere Wärme als die umgebende Luft, ein Umstand, der in der nassen, feuchten Haut und der auf ihr stattfindenden Verdunstung (es wird nämlich bei jedem Verdunstungs Wärmegrade gebunden und Kälte erzeugt) seinen Grund hat, während bei der mit Schuppen gegen den Verdunstungsprozeß geschützten trockenen Haut der grünen Eidechse zum Beispiel die Eigenwärme dieses Thieres gegen seine Umgebung sich um 4 bis $5\frac{1}{2}$ Grade steigern kann. Noch höhere Unterschiede findet man in dem Brutraum unter den Ringeln der Schlange oder in der Höhlung des Bienenstods; doch ist hier die Ursache nicht ausschließlich in den Lebensprozessen der Thiere, sondern in der Abgeschlossenheit des Raums zu suchen, in welchem die Luft durch die thierische Wärme allerdings erwärmt wird, in dem Zustand der Erwärmung aber auf die Thiere selbst zurückwirkt, und damit eine bis zu einem gewissen Maße sich steigende Temperatur veranlaßt.

Die höchste Eigenwärme findet sich bei den Vögeln und bei den Säugethieren, am höchsten bei den ersten, bei welchen sie unter geringen, durch die Arten bedingten Schwan-

kungen zwischen 32 und 35 Grad wechselt, während bei den Säugethieren die Temperatur auf einem Niveau von 29 bis 32 Grad steht. Wir bemerken bei diesen beiden Klassen die weitere Eigenthümlichkeit, daß ihre Eigenwärme auch durch sehr bedeutende Veränderungen in der Temperatur des umgebenden Mediums nicht wesentlich beeinflusst wird, und im Winter zum Beispiel sich nahezu ebenso verhält wie im Sommer, während sie in den anderen Klassen des Thierreichs mit den Temperaturgraden der Luft oder des Wassers, worin sie leben, steigt und fällt. Man ersieht daraus, daß die frühere Einteilung des Thierreichs in kalt- und warmblütige Thiere kein stichhaltiger Einteilungsgrund ist, indem zum Beispiel sogenannte Kaltblüter in den Tropen einen weit höheren Thermometergrad angeben können, als der Mensch in seinem normalen Zustand zeigt, während dagegen dieser unter der glühenden Sonne des Äquators unter der Höhe der ihn umgebenden erhitzten Luftschicht bleibt. Aus diesem Grund ist von den Zoologen die Einteilung in Thiere mit veränderlicher und in Thiere mit ständig gleicher Temperatur beliebt worden, obschon auch sie nicht allen Verhältnissen Rechnung trägt, indem bei den letzteren manche Umstände, namentlich solche, welche die Respirations- und Zirkulationsprozesse betreffen, modifizierend einwirken, und ein in Winterschlaf befindliches Säugethier zum Beispiel, an dem Athem und Herzschlag fast nicht bemerklich vor sich geht, zur Temperatur seiner Umgebung sich nur ungefähr wie ein Reptil verhält. Freilich greifen die verschiedenen Lebensformen mit ihren einzelnen Auskäufern so mannigfach in einander über, daß eine Scheidung nach einzelnen Merkmalen sich meist nicht streng durchführen läßt, und es muß genügen, durch eine anknüpfende Erklärung den Rahmen abzugrenzen, mit dem ein Sammelbegriff umschlossen werden soll. Unter den Warmblütern oder den Thieren mit ständig gleicher Temperatur verstehen wir solche, bei welchen im normalen Zustand bald nach der Geburt Athmungsprozeß und Kreislauf die vollkommenste Ausbildung zeigen, und die Zirkulation des Arterienbluts von der des Venenbluts durch ein dazwischen tretendes System von haarfeinen Gefäßen (Kapillaren) in einer Weise geschieden wird, daß nirgends ein unmittelbarer Uebergang von der einen in die andere stattfindet.

Betrachten wir nun diese Wärme in ihrer Erscheinung am Menschen und, sofern sich vergleichende Thatsachen daraus erheben lassen, bei den Säugethieren etwas näher; sie verdient es um so mehr, weil alle Lebensprozesse unter ihrem Einfluß von statten gehen, und sie namentlich das Küchenfeuer ist, welches im Organismus die Nährstoffe zur Lösung bringt und zur Aufnahme in die Säftemasse vorbereitet. Als in die Natur hineingestellter Körper hat der Mensch nach allgemein physikalischen Geseßen das Streben, seine Temperatur mit der seiner Umgebung in's Gleichgewicht zu bringen und an die kältere Luft von seiner Wärme abzugeben; soll also der höhere Stand der Eigenwärme erhalten bleiben, so muß sie stetig erneuert und das durch Ausstrahlung Verlorene wieder ersetzt werden. Es ist auch begreiflich, daß diejenigen Körperteile, welche mit der kälteren Umgebung in Berührung stehen, nicht ganz dieselbe Temperaturhöhe zeigen können, als die, welche sich in einer geschützteren Lage befinden, und man hat die betreffenden Unterschiede erfahrungsmäßig durch An- und Einbringen von Thermometern und thermoelektrischen Nadeln zu ermitteln gesucht. Aus diesen Untersuchungen ergibt sich, daß das Blut, namentlich das aus den Bauchorganen dem Herzen zufließende Venenblut die größte Wärme besitzt; im rechten Herzbeutel kühlt es sich schon etwas ab um der unmittelbaren Nähe des Arterienblutes willen, das durch die Berührung mit der Athmungsluft in der Lunge Einiges von seiner Wärme eingebüßt hat. Die Wärmeabnahme des Bluts mehrt sich, je näher seine Kanäle gegen die Oberfläche (der Haut) rücken und dadurch dem abkühlenden Einfluß der Atmosphäre zugänglicher werden. Niedriger als im Blut steht die Temperatur in den Geweben des Körpers, und auch hier um so mehr, je näher

sie der Oberfläche liegen, namentlich wo diese einer schützenden Kleidung entbehrt. Hände und Füße sind gewöhnlich um 4 oder 5 Grade kälter, als die zentralen Theile (nicht über 26 Grade), während die Temperatur in der Achselhöhle 29, in der Mundhöhle 30, in der Harnblase 30 bis 31 Grade beträgt. Eine Durchschnittsberechnung der an verschiedenen Körperteilen genommenen Messungen ergibt für den Menschen eine Mittelzahl von 30 Grad Reaumur.

Diese Allgemeinverhältnisse erleiden weder durch Alter, noch durch Geschlecht oder Rassenverschiedenheit erhebliche Änderungen; wenn man daher von dem heißeren Blut des Jünglings oder des Südländers spricht, so hat man dies nur als einen poetischen Ausdruck aufzufassen. Das neugeborene Kind zeigt dieselbe Wärme, wie der Erwachsene, sein kleiner Leib aber ist, wie jeder kleine Körper, einer schnelleren Abkühlung ausgesetzt, bedarf deshalb eines größeren Schutzes, und muß seine Wärme mit weit mehr Energie erneuern. Dennoch gibt es von dem Organismus abhängige Momente, welche ermäßigend oder steigend auf die Eigenwärme einwirken. Im Schlaf gehen die Ernährungsfunktionen langsamer vor sich; Athem und Puls werden langsamer, und die Körpertemperatur sinkt um ungefähr einen Grad. Ungenügende oder gänzlich fehlende Nahrung zieht beträchtliche Temperaturermäßigung nach sich, da dadurch, wie wir bei dem Abschnitt Ernährung näher beleuchten werden, den Wärmeherden das Brennmaterial entzogen wird. Starke Bewegung steigert nicht nur das Wärmegefühl, sondern auch die Eigenwärme selbst, so daß diese bei angestrengtem Laufen zum Beispiel, bei welchem auch die Herz- und Athmungskraft sich als eine gesteigerte erweist, um einen vollen Grad sich heben kann. In Krankheiten steht die Erhöhung der Körpertemperatur im Verhältnis zur Beschleunigung des Pulses, und kann sich um drei bis fünf Grade erhöhen; doch ist das Wärme- oder Kältegefühl des Kranken selbst nicht immer ein Beweis von wirklich gesteigerter oder erniedrigter Leibeswärme. In der Frostperiode des Wechselfiebers erscheint die Eigenwärme nicht vermindert, sondern im Gegenteil gemeinlich erhöht. Ohnmacht und Scheintod, in welchem Kreislauf und Athem unmerklich vor sich gehen, werden von wirklicher Temperaturermäßigung begleitet, und es ergibt sich aus diesem Umstand ein Mittel, die verstellten Ohnmachten mancher Frauen von den wahren zu unterscheiden, indem man sich zwar daran gewöhnen kann, für eine Weile den Respirationprozeß auf ein Kleinstes herabzusetzen, das Erkalten des Leibes aber nicht in seiner Gewalt hat. Auch mit der Nähe des Todes, sofern sie unter Erlangsamung von Puls und Athem auftritt, ermäßigt sich die Wärme; zuerst erkalten die äußersten Theile, Hände, Füße, Nase und Ohren. Nach dem Tod erfolgt die Abkühlung nach den gewöhnlichen physikalischen Gesetzen, indem die Schnelligkeit des Erkaltes sich nach der äußeren Temperatur, der Leitungsfähigkeit der Hüllen und organischen Gewebe für die Wärme, dem Zustand der Abmagerung u. s. w. richtet.

Werfen wir nun einen Blick auf die äußeren Einflüsse, so bemerken wir, daß die meteorologischen Temperaturwechsel nur einen sehr geringen Einfluß auf die Eigenwärme des Menschen üben, indem der strengste Winter dem heißesten Sommer, die kalte Zone der heißen gegenüber nur etwa einen Unterschied von einem Grad bedingt. Natürlich kommen hierbei unterstützende Momente (Kleidung, Feuerung und Ernährung) in Betracht, durch die der Mensch sich in die Lage versetzen kann, sein Klima selbst zu schaffen, und von außen kommende feindselige Einwirkungen abzuwehren.

So das gewöhnliche Verhalten. Anders ist's, wenn der Mensch in eine Lage kommt, in welcher das Maß der feindseligen Einwirkung übermäßig ist oder die Schutzmittel nicht ausreichen. Man hat mit Einwirkung von Kälte Versuche an Thieren gemacht. Wurde die Luft unter den Gefrierpunkt ermäßigt, so minderte sich auch allmählig die Eigenwärme, und das Thier konnte das Experiment nicht lange aushalten. Wird ihm mehr Wärme entzogen, als es zu produziren ver-

mag, so unterliegt es, sobald es etwas mehr als ein Drittel seiner normalen Wärme (11 bis 12 Grad) verloren hat. Dieser Verlust ist die Grenze, die bei einem Säugethier nicht überschritten werden darf, ohne daß es zu Grunde geht; es stirbt dann an Entkräftung oder an nachfolgenden Krankheiten. Auch bei Menschen sind die Beispiele des Erfrierens oder einer Erstarrung mit gefährlichen Folgen nicht selten, und finden um so leichter statt bei Kindern, ausgehungerten, blutarmen Personen und abgelebten Greisen; auch steigert sich die Gefahr bei bewegter Luft, weil in diesem Falle das den Körper umgebende Medium stetig sich erneuert, und der ausstrahlenden Leibeswärme stets frische, kalte Berührungsschichten bietet. Die Geschichte gibt wiederholt Beispiele, daß größere Truppenkörper, ja sogar ganze Heere unter dem Einfluß einer Temperatur zu Grunde gingen, welche gut genährten und gekleideten Personen nichts anhaben konnte. Beim Erfrieren erlangsam die Temperaturabnahme, welche zunächst die nicht durch Kleider geschützten Theile betrifft (Ohren, Nase, Gesicht, Hände), den Blutumlauf in den feineren Gefäßen; die Hautstellen, durch die das Blut der Kapillaren durchschießen kann, werden zuerst roth und später blau. Der Erkalungsprozeß greift später auch auf belebte Theile, die Füße, über, und es bilden sich in den Geweben Eistheilen, die indes noch nicht hindern, daß die ergriffenen Partien wieder in den normalen Zustand zurückkehren. Freilich darf dann die Wiedererwärmung nur allmählig (am zweckmäßigsten durch Reiben mit Schnee oder kaltem Wasser) geschehen, da bei Anwendung von rascher Wärme die Gase, welche im Moment des Erstarrens aus der gefrierenden Flüssigkeit austreten, sich vor dem Schmelzen der Eistheile in einer Weise ausdehnen, daß die sie umschließenden Haargefäße bersten, und in Folge der Gewebezerrümmung Brand herbeigeführt wird. Die weiteren physikalischen Bedingungen des unmittelbar tödtlichen Erfrierens sind nicht erforscht, da die Eisbildung auch bei dem schon tobtten Menschen noch fortgeschritten kann, und die Gewebezerrümmungen, welche sich vorfinden, wahrscheinlich Folge des Aufstauens sind; dagegen bemerkt man ein frühzeitiges Ergriffenwerden des Nervensystems, indem die Sinne ungeordnet zu funktionieren anfangen, Delirien eintreten und eine unüberwindliche Schlassucht Platz greift, in welcher die tragische Szene zum Schluß kommt.

(Schluß folgt.)

Hans Holbein.

Von

Ludwig Rössler.

Hans Holbein, unter dem Beinamen „der Jüngere“, wurde um das Jahr 1498 in Augsburg geboren, überlebte aber schon als ungefähr fünfzehn Jahre alter Nabe mit seinem Vater (Hans Holbein dem Älteren) nach Basel. Hier wurde er der Gehülfe desselben, und stand ihm zur Seite, um das dortige neue Rathhaus mit Wandgemälden zu schmücken, welche leider, bis auf wenige Reste, dem Vanalismus und der Zeit verfielen.

Unter Entbehrungen mancherlei Art, denen er, trotz seines Fleißes, ausgesetzt war, in einem Eheverhältnis lebend, das ihm, dem heiteren Künstler, zur lästigen Kette wurde, blieb er bis zum Jahr 1521 in Basel, folgte aber dann einer früheren Aufforderung des englischen Gesandten, Grafen Arundel, nach England.

Thomas Morus war dort noch der mächtige Kanzler. An ihn war Holbein empfohlen, in ihm fand der Künstler seinen Protektor, bei ihm wurde die Werkstatt aufgeschlagen. Zwei seiner größten Wandgemälde, „Der Triumph des Reichthums“ und „Der Triumph der Armuth“, entstanden in dem Hause seines großen Beschützers; eine Feuersbrunst zerstörte auch diese.



Hans Holbein der Jüngere vor Heinrich VIII. von England.

Der Aufenthalt wurde öfter gewechselt, und die drückende Atmosphäre des Hofes mit der reinen Luft von Chelsea vertauscht. Morus hatte dort ein Landhaus, in welchem ihm öfter die Ehre zu Theil wurde, den Besuch seines königlichen Herrn zu empfangen. Einen solchen benutzte er eifrig, um einen Theil der Skizzen und Bilder seines Freundes vorzulegen. Heinrich VIII. war entzückt und rief aus, ob der Künstler noch lebe und für Geld zu haben sei. Sofort wurde derselbe geholt und vorgestellt, und die Sonne des bluthürstigen Landesvaters leuchtete ihm. Er mußte im Palaste wohnen; ein Ehrensold ward ihm außer der Bezahlung seiner Arbeiten bewilligt, und die Hofschrangen überschütteten ihn mit Bestellungen und Zuverlässigkeit, und trocken hündisch um den neuen Günstling.

Wiederum in einem Brand von Whitehall wurden die besten dieser Werke ein Raub der Flammen; darunter der König selbst, lebensgroß — in ganzer Figur; auch Anna Bullen, Johanna Seymour, Katharine Howard, die unglücklichen Opfer des sinnlichen Monarchen, die, unter dem höhnernden Begriff „Gemahlinnen“ dem Henterbeile verfielen.

Trotz des mantelmüthigen Charakters Heinrich VIII. hielt sich Holbein dennoch bis zu dem Tode desselben in höchster Gunst. Auch unter Edward VI., dem jungen Sohne Johanna Seymours, bestand dieselbe, schwand aber unter der Regierung seiner ihm folgenden Schwester Maria. Mehrere Male schon hatte der Maler durch Griffel und Pinsel seine Neigung zu dem neu auftauchenden Protestantismus kund gegeben; ihm konnte die bigotte Herrscherin nicht gewogen sein, welche die Geschichte als „die katholische“ bezeichnet. Dreimal besuchte er von England aus seine zweite Heimat; zum letzten Male im Jahre 1538. Doch immer wieder zog es ihn zurück nach der grünen Insel; er blieb daselbst und starb 1554 zu London an der Pest.

Außer den vielen Gemälden, welche Holbein lieferte, fertigte er Risse für Goldschmide, zeichnete, modellirte, malte Miniaturen, schnitzte und schnitt in Holz, und hinterließ der Nachwelt durch letztere Kunst eines seiner berühmtesten Werke: „Den Todtentanz“.

Die Brüder Mathieu.

(Fortsetzung.)

Dieses Haus im Norden des Schlachtfeldes und in ungefähr gleicher Entfernung vom Schlosse, vom Waterlooölöwen und von der Farm Mathieu gelegen, dieses Haus, oder vielmehr dieses Häuschen trug das Aushängeschild des Glückes in Gestalt eines jungen, ewig lachenden Mädchens, das man zu jeder Stunde des Tages am Fenster sehen konnte. Das Haus war die bescheidene, aber überaus liebliche Wohnung des Steuereinknehmers der Gegend, Monsieur Foulquet, und das ewig lachende Mädchen war seine Tochter, Mademoiselle Cölestine Foulquet. Der alte Steuereinknehmer war, wie Graf Belpport, unter dem er als Sergeant-Major gedient hatte, ein Veteran von Waterloo und hatte sich außerdem, trotzdem er nur noch den linken Arm besaß, in der brüsseler Revolution der Septembertage als tapferer Kämpfer für die belgische Freiheit ausgezeichnet. Dieser seiner Vergangenheit dankte er die Protektion des Grafen Belpport und die Rücksicht, die das Ministerium Rogier-Lebeau, ein Kind der Septemberrevolution, für ihn hatte, und beiden zusammen die ruhige und einträgliche Stellung eines Steuereinknehmers des ganzen Kantons von Waterloo. Er mietete das kleine Häuschen mit drei Fenstern Front, welches seine Tochter Cölestine bald so auszumüden und mit Schlingpflanzen jeder Art zu umgeben mußte, daß es mehr einem großen, im Gebüsch versteckten Vogelneste, als der profaischen Wohnung eines profaischen Steuereinknehmers ähnlich war. Der alte Soldat bildete sich ein, daß er in diesem Hause, von dessen Fenstern aus er das Waterloo-Monument, das er als sein eigenes

betrachtete, und den Schauplatz seiner Thaten überblicken konnte, sehr glückliche alte Tage hinpinnen werde. Bald aber fand er, daß der beständige Anblick des Schlachtfeldes ihn zu lebhaft an jene französische Kanonentugel erinnere, die ihm den rechten Arm weggerissen, und er versicherte hoch und theuer, daß er in Folge dieser beständigen Erinnerung während desselben Schmerzes empfinde, den er damals empfunden, als sein Arm dreißig Schritte weit davon flog, als ihn der Chirurg verband, und als er wochenlang im brüsseler Hospital im Fieber lag. Er war der Ueberzeugung, daß er dieser Qual auf die Länge erliegen müsse, und er zog es vor, um sich zu retten, nach Brüssel, und in Brüssel alltätlich in die Wierschenke der Rue de France zurückzukehren, wo er in Gesellschaft altgewohnter Kameraden glückliche Stunden verlebte, verraucht und vertrunken hatte, bevor ihn seine Septemberhelbenthaten auf die Höhe eines königlichen Steuereinknehmers erhoben. Doch war mit seiner Rückkehr nach Brüssel sein Amt nicht ausgegeben. Als seinen Stellvertreter ließ er unter dem Schutze einer alten Tante und der ganzen Bevölkerung von Waterloo seine Tochter Cölestine zurück, welche, im Besitze ihres rechten Armes und einer vortrefflichen Handschrift, doch auch schon während seiner Anwesenheit die Pflichten seines Amtes erfüllt hatte. Er behauptete, damit der Regierung einen Dienst zu erweisen. Das Steuereintreiben sei von jeher eine beim Volke unbeliebte Operation; wenn diese noch dazu von einem alten Soldaten mit braunem Gesichte, großem Schnurrbart und gewohnten Flüchen ausgeführt werde, bekomme diese Operation überflüssiger Weise noch einen brutalen, gewaltthätigen Anstrich, der ein freies konstitutionelles Volk empören, und die Regierung unkluger und ungerechter Weise verhaßt machen müsse; wenn aber ein junges, heiteres und schönes Geschöpf, wie seine Cölestine unstreitig eines sei, die Steuern entgegennehme, so bekomme eine an sich nothwendige aber nichtbestoweniger unangenehme Sache einen ganz gemüthlichen Charakter, und er leiste der Regierung mit Substituierung eines solchen Substituts betreffs der Stimmung des Kantons Waterloo einen wesentlichen Dienst.

Man muß sagen, daß sich der alte Soldat nicht verrechnete. Es hat wohl nie einen beliebteren Steuereinknehmer gegeben, als Cölestine Foulquet war. Ewig am Fenster an der Landstraße sitzend, mit jedem Vorübergehenden, der dazu Lust hatte, plaudernd, kannte sie alle Welt und war sie aller Welt bekannt, und mehr als bekannt. Diese ewige Heiterkeit, die aus dem von Schlingpflanzen umgebenen Fenster hinter Blumen hervorlachte, mußte selbst Unbekannte für sie einnehmen, die nicht Gelegenheit hatten, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, um wie viel mehr mußte sie auf jene wirken, denen Cölestine im Vorübergehen ein freundliches Wort zuwarf oder die Hand entgegenstreckte. Trotz ihrer beinahe schußlosen Einsamkeit und, was mehr ist, trotz ihrer wirklich großen und auffallenden Schönheit wagte sich die Verläumdung nicht an ihren Ruf, der rein und unbefleckt blieb, wie zutraulich sie auch Jedermann entgegenkam, wie ungezwungen sie sich auch in Wort und Benehmen gehen ließ. Die Verläumdung ahnte wohl, daß Cölestine in der ganzen Bevölkerung der Gegend zahlreiche Vertheidiger gefunden hätte. Ihre beste Vertheidigung aber war das glückliche, muntere Wesen, hinter dem selbst das ärgste Mißtrauen nichts Verwerfliches oder Tadelhaftes zu suchen gewagt hätte. Solche Unbeangenehmheit konnte nur mit dem reinsten Bewußtsein verbunden sein.

Es gibt unglückliche Mädchen, die sich nicht ein einziges Mal in ihrem Leben selbst die unschuldigste Liebschaft erlauben dürfen, ohne um ihren Ruf zu kommen, während andere vom Schicksal so begünstigt sind, daß sie sich von jedem Vorübergehenden dürfen den Hof machen lassen, ohne dadurch ihren Namen im Geringsten befleckt zu sehen; ja, je größer die Zahl der Anbeter, desto höher steigen die Begünstigten des Schicksals in der Achtung ihrer Umgebung. Man sagt von ihnen: Seht, wie man ihr schmeichelt, wie man ihr schön

thut, wie man sie belagert — und doch —. Cölestine war unstreitig von der Zahl dieser Begünstigten. Dazu trug höchst wahrscheinlich die Oeffentlichkeit bei, die sich bei allen Hofmachereien von selbst ergab. Viele ihrer Verehrer kannten nur ihren schönen Blondkopf, ihre wohlklingende Stimme, ihre volle Wüste, ihren Geist und Witz; von ihrer schlanken und üppigen Gestalt wußten nur Diejenigen, welche sie zufällig einmal in der Kirche, oder auf einem ihrer seltenen Spaziergänge gesehen. Man kannte ihr Fenster und die Blumen davor, das Innere ihrer Stube war ein unbekanntes Land, ein unzugängliches Paradies, vor welchem kein Cherub mit flammendem Schwerte, keine Lante mit wüthenden Augen stand, in das aber trotzdem ohne die Erlaubniß Cölestinens kein Anbeter einzudringen gewagt hätte, und es war bekannt, daß sie diese Erlaubniß bis auf den heutigen Tag nicht erteilt hatte. Jedermann mußte sich damit begnügen, sich von der Landstraße aus mit ihr zu unterhalten; jeder Vorübergehende konnte diese Unterhaltung belauschen; die höchste Gunst, deren sich ein Freund rühmen konnte, war, daß Cölestine die Arbeit für einen Augenblick ruhen ließ, und ihre Hand zwischen den Blumen dem Kommenden oder Gehenden entgegenstreckte.

Schon bevor Herr Jacques Mathieu Edouard Conscience als Lehrer seiner Tochter entlassen, konnte man bemerken, daß ihm diese Gunst von Cölestine öfter als allen andern Bekannten gewährt wurde, und bald hieß es auch, daß zwischen den Beiden ein ziemlich inniges Verhältniß bestehe, und endlich unterlag es, so viel man versicherte, keinem Zweifel, daß die beiden jungen Leute die Sache ernst nehmen. Man hatte nichts dagegen einzuwenden; man sollte selbst dem vorausgesetzten Verhältniß seinen ganzen Beifall. Warum, fragte man, sollten die Beiden einander nicht lieben? Und mit der gewöhnlichen Logik fügte man hinzu: Sie sind Beide arm, sie passen zu einander. Die Wahrheit an der ganzen Sache war, so viel wir wissen, daß Edouard Anfangs, wenn er von Mathieu's auf dem Umwege nach dem Schlosse zurückkehrte, an dem kleinen Häuschen ganz gleichgültig vorüberging. Das schöne Mädchen im Rahmen des umschlungener Fenster unter den Dolben und hinter Blumen war auch ihm ein schönes Bild, aber die auffallende, in ihrer vollen und üppigen Jugendblüte gewissermaßen lärmende Schönheit Cölestinens war nicht der Art, um auf sein Wesen, welches das Stille und Sinnige liebte, irgend welche Anziehungskraft auszuüben. Aber immer wieder vorbeikommend, immer von den ewig freundlichen Augen so angeblickt, als ob sie ihn grüßten, war es ihm, noch ehe er mit Cölestinen ein Wort gewechselt, als ob sie alte Bekannte wären. Unwillkürlich zog er eines Abends seinen Hut, und da war es beinahe zur Nothwendigkeit geworden, daß er auf einmal wie jeder Andere vor dem Fenster stehen blieb. Und nachdem er dieses einigemal gethan, setzte er seine Besuche mit Vergnügen fort. Das Wohlwollen, das Cölestine der ganzen Welt gegenüber empfand, die Offenheit ihres Charakters, die fortwährend ihre geheimsten Gedanken über die Lippen brängte, und mit der sie ihn versicherte, wie aufrichtig sie sich seiner Bekanntschaft freue; ein gesunder heller Verstand, und alle die guten Eigenschaften, die mit den genannten gewöhnlich verbunden sind, stößten ihm eine so innige Freundschaft für das Mädchen ein, daß sich bald jenes innige Verhältniß einstellte, welches das Gerede der Nachbarn rechtfertigte. Nur wenige Tage vor jener schon mehrmals erwähnten Abschiedsszene in der Farm Mathieu, eines Abends, da Edouard, an das Fenster Cölestinens gelehnt, mit dieser zugleich über einen Scherz aufachte, wurde er auf unangenehme Weise durch einen unartikulirten Laut gestört, der plötzlich von der Landstraße her ertönte und der sich, von einer andern Stimme kommend, wiederholte, noch ehe Edouard sich umsehen konnte. Der Ton hatte etwas Widerliches, etwas von verhaltener Wuth, und Edouard sah mit Staunen Denis Mathieu und den Knecht der Farm, Augustin, die höchst wahrscheinlich eben aus Brüssel vom Markte kamen. Sie standen, ihre großen

Stöcke in der Hand, wie zwei Wilsäulen da, und starrten das Fenster an; nach einiger Zeit murmelte Denis Etwas zwischen den Zähnen, worauf sein Begleiter auch dieses nachahmte, und als gleich darauf der Herr sich in Bewegung setzte, folgte ihm sein Knecht in gleichem Schritte und in gleicher Haltung, die eiserne Spitze des Stodes in den Boden stoßend, den Kopf vorgebückt, Alles wie sein Herr Mathieu, daß es aussah, als ob diesem sein Schatten in aufrichter Stellung folge. Nach ungefähr hundert Schritten sah sich Mathieu um, sofort that es auch sein Begleiter; dann gingen Beide raschen Schrittes vorwärts, bis sie hinter den Vorwerken der Farm verschwanden.

„Was war das?“ fragte Edouard, indem er sich mit erstauntem Gesichte Cölestinen zuwandte. — Cölestine lachte. Anstatt die Frage zu beantworten, rief sie aus: „Sonderbare Leute, diese Mathieu's! Nicht wahr?“ — „Diese Szene und das ganze Benehmen des Herrn und des Knechtes hat allerdings etwas Sonderbares,“ erwiderte Edouard, „aber sonst habe ich nichts an ihnen bemerkt, was mir auffiel.“ — „Glauben Sie mir,“ sagte Cölestine, „wie eben und rechtschaffen Alles in diesem Hause aussieht, so ist doch etwas Schiefes da, Etwas, was nicht so ist wie überall und alle Tage.“ — „Sind es nicht brave Leute?“ — „Vortreffliche Leute! Sie thun sehr viel Gutes und sind in der ganzen Gegend beliebt, und mit Recht beliebt... und doch...“ — „Nun? was haben Sie gegen diese Leute, Cölestine?“ fragte Edouard, erstaunt, sie, die er immer nur mit Wohlwollen von aller Welt hatte sprechen hören, zum Ausspruch eines verwerfenden Urtheils bereit zu sehen. „Ich,“ fügte er hinzu, „habe, seit ich in's Haus komme, nichts Uebelnwerthes bemerkt, und wenn mir Herr Denis Mathieu auch nicht gerade sympathisch ist, so muß ich doch sagen, daß ich ihn sowohl wie seinen Bruder bewundere wegen der Liebe, die sie Beide zu einander...“ — „Das ist es eben,“ unterbrach ihn Cölestine, „diese brüderliche Liebe, sie ist gewiß höchst ehrenwerth, schön, rührend, Alles was Sie wollen. Einer würde für den Andern durch's Feuer gehen, durch Dick und Dünn, durch Gut und Böß. Merken Sie wohl, Herr Conscience, ich sage durch Gut und Böß. Glauben Sie mir, das Haus hat etwas Unheimliches, und diese Liebe, die alle Bewohner so wunderbar eigenthümlich verbindet, diese gerade hatte für mich das Unheimliche. Sehen Sie nur diesen Knecht, den Augustin! Er ist der Milchbruder Denis', und er hängt an dem Hause gerade so wie die Brüder aneinander hängen. Dem Jüngern folgt er wie ein Hund, ahmt ihn in Allem und Jedem nach, empfindet Alles was er empfindet, und würde sich für ihn in Stücke hauen lassen.“ — „Das ist Alles ganz hübsch,“ sagte Edouard in einem Tone, der ein Verweis für den Ton des Vorwurfs sein sollte, in dem Cölestine soeben gesprochen. — „Allerdings ist das ganz hübsch,“ sagte sie zugehend, „aber ich kann nichts dafür, daß es mir doch nicht ganz gefällt, und daß mir die Sache so vorkommt, als ob da irgend ein Fauber dahinter stecke.“ — Edouard lächelte. Er erlaubte Cölestinen einigen Aberglauben, er fragte nur noch: „Und Marion?“ — „Marion ist ein Engel,“ rief Cölestine, „aber doch auch ein Geschöpf, von dem ich nicht glaube, daß sein Leben so einfach dahinfließen werde, wie das Leben anderer ordentlicher Leute. Sie macht mir den Eindruck, als müßte sie einmal in irgend einem großen Ereigniß zu Grunde gehen, verbrennen wie ein zartes Reis, das in eine Flamme geworfen wird.“ — „Sie sprechen ja ganz poetisch,“ lächelte Edouard, „und prophetisch obendrein; da Sie Alles wissen, so sagen Sie mir auch, was die Szene bedeutete, die wir eben erlebten, dieses gewisse Gewieher von Herrn und Knecht, diese starren Blicke, kurz das Alles zusammen?“ — Cölestine lachte laut auf, „das errathen Sie nicht?“ rief sie lachend, „das war Eifersucht, die simpelste Eifersucht.“ — „Eifersucht?“ sagte Edouard erstaunt. — „Ihr Staunen,“ sagte Cölestine mit komischem Zorn, „ist beleidigend und benimmt mir jede Hoffnung, die ich auf Ihre Liebe gebaut

habe, aber ich will Ihnen verzeihen, denn Sie sind ein Gelehrter und ein Träumer, und als ein solcher sehen und hören und wissen Sie nichts von Allem, was um Sie herum vorgeht, selbst wenn es Ihre eigene Person, Ihr höchstes Glück betrifft. So erfahren Sie denn von mir, was jedes Kind in und um Waterloo weiß, daß wir Zwei uns leidenschaftlich lieben, und daß wir einander heirathen, sobald nur Herr Graf Belpport eine gute und einträgliche Stellung für Sie gefunden. Ist es nun nicht natürlich, daß Denis Mathieu eifersüchtig ist. Seit zwei Jahren hat er die beste Absicht mir den Hof zu machen, und kommt immer nicht dazu. Da fällt so ein kleiner Gelehrter ohne Gut und Habe vom Himmel, ist liebenswürdig und droht, ohne die geringste Liebeserklärung, ihm mein Herz vor der Nase wegzuschnappen. Muß ihn das nicht sehr unglücklich machen, den ar-

men Denis?" Und ernsthafter fügte sie hinzu: "In der That ist der Mann unglücklich, glauben Sie mir es. Er hat ein Herz voll Leidenschaften, und diese kochen um so wilder in ihm, als er in seinem Leben nicht den Muth hatte, irgend eines seiner Gefühle oder eine seiner Leidenschaften in Wort oder That zu äußern. Er ist einer jener Unglücklichen, die sich selbst verzehren und eher zu Grunde gehen, bevor sie ein Wort sprechen, das sie mit Leichtigkeit retten könnte. Wer spricht nicht mit mir?" fuhr Célestine, wieder in ihren heitern Ton fallend, fort. "Wer hält sich nicht an meinem Fenster auf, wer macht mir nicht den Hof, und weiß Gott, man kann nicht sagen, daß ich es den Leuten schwer mache, nur Denis Mathieu hält sich seit einem Jahre fern von mir, richtet kein Wort an mich, ja sieht mich kaum an, und das ist mir ein Beweis, daß er mir etwas zu sagen hat."



Vor dem Steuerhäuschen.

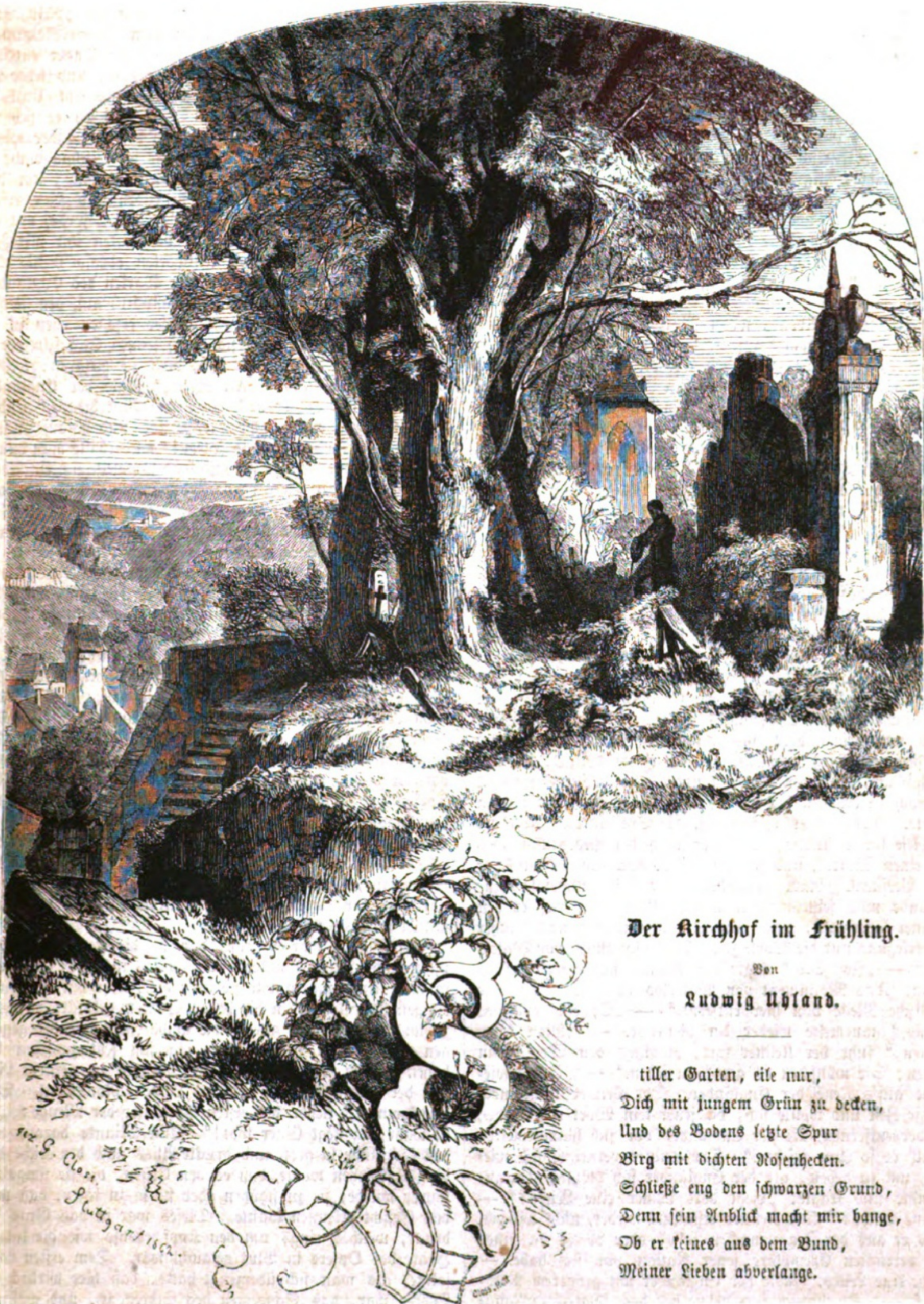
Wer Denis Mathieu an jenem Abende gefolgt wäre, hätte sich überzeugt, wie sehr Célestine in allen Stücken Recht hatte. Während sein Begleiter in den Pferdestall ging, eilte er mit großen Schritten über den Hof und die Treppe hinauf in seine Stube. Herr Jacques Mathieu sah ihn so von der unteren Wohnstube über den Hof eilen und war erstaunt, ihn, gegen seine Gewohnheit, nicht in die Wohnstube eintreten, ihn ohne Gruß so am Fenster vorüberreisen zu sehen. "Was mag er haben?" sagte Jacques zu Marion gewendet, mit der er allein im Zimmer war, und während er sich umwandte, um nach einigem Nachdenken zu seinem Bruder hinaufzugehen, hörten sie über sich einen dumpfen Schall wie vom Falle eines schweren Körpers, es erzitterte die Decke über ihren Köpfen. Jacques Mathieu fuhr erschrocken zusammen, war aber gleich darauf mit wenigen Sägen die

steinerne Treppe hinaufgeklommen und in das Zimmer seines Bruders gestürzt. Marion folgte ihm, blieb aber auf dem Flur des ersten Stockwerkes stehen, da sie die beiden Brüder sprechen hörte. Und sie wollte wieder die Treppe hinabsteigen, da sie sich gleich nach den ersten gehörten Worten sagte, daß das Gespräch von Vater und Onkel nicht für sie war, als sie den Namen Edouard von dem Vektern mit Wuth und Grimm rufen hörte. Sie blieb stehen und blickte durch die Thüre, welche der Hut Denis', der an der innern Seite der Schwelle lag, halb offen erhielt. Sie sah ihren Onkel, der ausgestreckt auf dem Boden lag, mit der Stirne den Estrich schlug, und den Bemühungen seines Bruders, der ihn aufzureißen suchte, widerstand.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.



Der Kirchhof im Frühling.

Von

Ludwig Uhland.

stiller Garten, eile nur,
 Dich mit jungem Grün zu decken,
 Und des Bodens letzte Spur
 Birg mit dichten Rosenhecken.
 Schließe eng den schwarzen Grund,
 Denn sein Anblick macht mir bange,
 Ob er keines aus dem Bund,
 Meiner Lieben abverlange.

Die Brüder Mathieu.

(Fortsetzung.)

Plötzlich richtete Denis Mathieu sich auf und rief: „Deine Schuld, Jacques, Deine Schuld! Du bist an meinem Unglück schuld, Du wolltest, ich solle heirathen. Nun habe ich meine Gedanken auf dieses Mädchen gesetzt, nun habe ich es mir in den Kopf gesetzt, sie zu heirathen, und Du weißt, daß ich nicht mehr los kann, wo ich mich einmal anklammere. Das zehrt an mir... das frist mich auf, und wenn ich sie nicht haben kann, schneide ich mir den Hals ab.“

Jacques beugte sich zu ihm hinab, und wollte ihm Trost zusprechen, aber Denis ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Kein leeres Gerede!“ rief er grimmig, „der Student, der Gelehrte... freilich der kann die Worte besser setzen als ich, es ist Alles richtig zwischen ihnen, ich habe es selbst gesehen. O, könnte ich ihn mit diesen Händen erwürgen.“ — Jacques Mathieu blickte um sich, und als er die Thüre offen sah, schob er mit dem Fuße den Hut bei Seite und drückte sie leise zu. Marion hörte und sah nichts mehr, sie drückte beide Hände vor die Augen und ging wie eine Nachtwandlerin die Treppe hinab.

Seit jenem Abend, wenn Marion den Hofmeister des Grafen Belpont vom Hause fort: oder am Hause vorübergehen und den Weg nach des Steuereintnehmers Häuschen einschlagen sah, rief sie jedesmal den Onkel, und wies stumm nach dem Wege. Denis schlich dann durch Hecken und über die Fußwege, zwischen den Kornfeldern nach der Richtung, die ihm Marion angedeutet hatte. So viel wissen wir vom Stande der Dinge und von den Beziehungen der drei Häuser zu einander im Sommer des Jahres 1840.

Zweites Kapitel.

Das Verbrechen.

Am Abend eines der ersten Julitage desselben Jahres trat in die Gaststube des größten Hotels zu Waterloo ein Reisender, den man sogleich als einen der hundert Söhne Altenglands erkennen mußte, welche alljährlich den Schauplatz jenes Sieges besuchen, den sie nur Britannien und dem eisernen Herzog zuschreiben. Er blieb eine Zeit lang an der Schwelle des Speisesaales stehen, und musterte einen Tisch nach dem andern, bis er sich nach langer Ueberlegung an dem entferntesten niederließ, in einem Winkel, in dem er sich am einsamsten fühlen konnte, und dessen Einsamkeit er noch zu erhöhen suchte, indem er dem Saal den Rückenkehrte. Der Kellner reichte ihm die Speisefarte. Nachdem er diese lange studirt, fragte er nach der Bedeutung jedes einzelnen Wortes, und nachdem dieses geschehen, verlangte er ein Beefsteak. Nach vollendeter Mahlzeit, ungefähr eine Stunde nach seinem Eintritte in's Gasthaus, rief er den Kellner abermals, und murmelte ihm wieder nach langer Ueberlegung nur die Worte zu: „Das Monument von Waterloo.“ — „Ja, Sir,“ sagte der Kellner mit einer Verbeugung, „das Monument von Waterloo ist etwas über eine englische Meile von hier entfernt.“ — „O, eine englische Meile,“ murmelte wieder der Reisende. — „Man kann Ihnen,“ fuhr der Kellner fort, „morgen den Weg dahin zeigen; Sie wünschen es gewiß zu sehen.“ — „O,“ erwiderte auf's Neue der Engländer. Der Kellner stand noch einige Zeit und wollte sich, da jener kein Wort mehr sagte, wieder entfernen, als der Engländer vor sich hinhinmurmelte: „hab' es so eben gesehen.“ Der Kellner verneigte sich wieder, um zu gehen, als der Engländer sich plötzlich ihm zuwandte und fragte: „Liegt dort immer eine Leiche?“ — „Eine Leiche?“ Der Kellner erstaunte wieder, nicht wissend, was er aus der Frage machen solle, oder ob er da eines der verrückten Exemplare jener Nation vor sich habe. — „Ja, eine Leiche,“ sagte der Engländer mit größerem Nachdruck. — „Ob immer eine Leiche bei dem Waterloo-Monument“

mente liege?“ wiederholte der Kellner und fügte hinzu: „Sie meinen wohl, ob man dort noch Todtengebeine findet? Jetzt ist das seltener der Fall, aber sonst stieß man allerdings mit dem Pfluge auf allen diesen Feldern der Gegend sehr oft auf menschliche Knochen.“ — „Nein,“ sagte der Engländer mit der früheren Ruhe, „ich frage, ob dort bei dem Löwen immer ein tochter Mann liegt?“ — Der Kellner war wieder erstaunt, sah sein Individuum etwas besorgt an, und sagte dann mit einer Stimme voll Entschiedenheit: „Nein, Sir, es liegt nie ein tochter Mann bei dem Löwen-Monument Niemals.“ — „Niemals?“ fragte der Engländer entrüstet über die Entschiedenheit des Kellners wieder, und setzte mit größerer Lebhaftigkeit hinzu: „Jetzt, gerade jetzt liegt ein frischer tochter Mann dort.“ — „Dann, als ob er sich seiner Lebhaftigkeit schämte, wandte sich der Engländer wieder dem Tische zu, und fing an in seinem Reisehandbuche zu blättern. Der Kellner zuckte die Achsel und ging, um dem Gastwirth über den sonderbaren Reisenden und seine Worte Bericht zu erstatten; einige Gäste, die das Gespräch mit angehört hatten, umgaben ihn und bestürmten ihn mit Fragen. Da man aus seinen Antworten ebenso wenig klar werden konnte, als er es aus den Worten des Engländer geworden war, forderte man den Gastwirth auf, den Reisenden noch einmal zu befragen: dieser erschien eben in der Thüre der Gaststube, um sich nach seinem Schlafzimmer zu begeben, der Gastwirth bat ihn, doch zu erklären, was er vorhin gemeint habe. „All right,“ sagte der Engländer, „dort liegt ein Todter noch ganz vom Blut bedeckt,“ und so sprechend ging er auf die Treppe los und hinauf in seine Stube. — „Ein Todter beim Löwen!“ wiederholte man da und dort in und vor dem Hause, und bald sammelte sich ein Volksgebränge vor der Thüre, und Jeder fragte und Jeder wollte etwas Näheres wissen, und Niemand konnte Auskunft geben. Die Worte: „Ein Todter beim Waterloo-Monument,“ verbreiteten sich mit außerordentlicher Schnelligkeit durch die Gruppen, welche vor allen Thüren der Hauptstraße Waterloo saßen, um nach dem heißen Tage die frische Nachtlust einzuathmen. Und nach kaum einer Viertelstunde strömte eine unenbliche Menge aus den Straßen Waterloo lärmend, schreiend, aus Männern, Weibern und Kindern bestehend, nach der Gegend des Löwen-Monumentes. Die Menge schwoll immer mehr an, da die Ausruf: „Ein Todter beim Löwen!“ immer neue Neugierige anwarben. Es war wohl die große Mehrheit der Bewohner Waterloo, welche da hinausdrängte. An der Farm Mathieu, an der man vorüber mußte, angekommen, rief man auch da hinein: „Ein Todter am Monument!“ Augustin stand am Hofthore mit den Händen in den Taschen und regte sich nicht, als die ersten Neugierigen mit dem Rufe an ihm vorbeikamen. Da aber der Strom immer dichter und der Ruf öfter wiederholt wurde, stieß er seine Hände tiefer in die Taschen und stürzte sich, indem er vor sich hinhinmurmelte: „Ich gehe mit,“ mitten in das Gedränge.

Die Menge war so groß, daß sie die Raine und Feldpfade nicht fassen konnten; rücksichtslos in ihrem Eifer und in ihrer Ungebuld, stürzte sie über die Felder hin, und nach einigen Minuten lagen die hohen Saaten geknickt, zertreten, zerstampft darnieder, als ob die wilde Jagd darüber gegangen wäre. Ein breiter Weg zog sich jetzt zwischen den hohen Aehren wie zwischen zwei Mauern in gerader Linie von der Farm Mathieu bis zum Löwen-Monument. Dort angekommen, riefen die ersten Vorläufer der Menge: „Es ist wahr, da liegt Einer todt!“ Eine Minute darauf war das Gedränge so groß und drückte Alles nach der Leiche hin, die Jeder sehen wollte, daß es den Ersten, die sie umgaben, schwer wurde, sie zu schützen oder sie so zu legen, daß man das Gesicht erkennen konnte. Dieses war in das Gras gedrückt, welches rings um den Kopf ebenso wie die langen Haare des Opfers in Blut getaucht war. Dem ersten Lärm folgte, als man sich überzeugt hatte, daß hier wirklich ein Todter war, das Schweigen des Schreckens, und während

dieser Zeit wurde es einigen Männern auch möglich, den Todten aufzuheben, und ihn bis an die Stufen des Waterloo-Monumentes zu tragen. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und in der ersten Eile hatte Niemand in dieser Menge daran gedacht, eine Laterne, ein Licht, welcher Art immer, mitzubringen, so daß die Vordersten, welche die Leiche umstanden, den dringenden Fragen nach der Person des Todten, die fortwährend aus den hintern Reihen erschollen, nicht antworten konnten. Endlich brachten einige Männer mit Hilfe ihrer Feuerzeuge eine Beleuchtung zu Stande, die zwar kurz war, aber doch lange genug, um das bleiche Gesicht des Todten erkennen zu lassen. „Herr Conscience aus dem Schlosse! der Hofmeister des Grafen Belpport!“ so lautete der Entsetzensruf, der sich jetzt vom Monumente aus durch die ganze große Menge verbreitete. Bald darauf wußte man auch, daß der Unglückliche eine tiefe Wunde am Halse hatte, und daß sein Kopf an mehreren Stellen gespalten war. Die Neugierde, und was sonst bei solchen Gelegenheiten die Menge bewegt, war verschwunden und machte dem unmittelbaren Mitleide Platz. Alle Welt hatte den jungen, schönen Mann gekannt, alle Welt ihn geliebt. Ein Schrei aufrichtigen Schmerzes erhob sich aus dieser Menge, und scholl durch die Nacht über die Ebene hin, und wiederholte sich, so oft neue Berichte über das Aussehen des Todten, über die Grausamkeit, mit der er offenbar getödtet worden, in die Menge gelangten. Die Kinder, die mit herausgekommen waren, und weniger das Entsetzliche der That begriffen, als das Schreckliche dieses Lärmens und Gewirres empfanden, brachen vor Angst in Weinen aus, und ihnen folgten die Weiber und Mädchen. Indessen diskutirten die Männer, die die Leiche umgaben, was mit dieser anzufangen. Die Einen meinten, man müsse sie hier liegen lassen, ja sogar sie auf dieselbe Stelle und gerade so hinlegen, wo und wie sie da gelegen hat, um der Justiz die Nachforschungen und die Entdeckung des Mörders zu erleichtern. Die Andern meinten, es sei unmenschlich, den armen Herrn Conscience so auf freiem Felde liegen zu lassen, und man solle ihn nach dem Schlosse des Grafen Belpport tragen, oder wenigstens die Nachricht von dem traurigen Ereignisse dahin schicken und anfragen lassen, was mit der armen Leiche anzufangen sei.

Aber diese Verhandlungen zeigten sich bald als überflüssig, das Geschrei war durch die Nacht bis in das Schloß gedrungen. Alfred, der auf der Terrasse saß und seinen Lehrer erwartete, verwundert, daß er heut so lange ausbleibe, fuhr erschrocken auf, als er die ersten Rufe und den ersten dumpfen Lärm vom Löwen-Monumente her vernahm. Als sich dieser Lärm wiederholte und vermehrte, rief er durch die offenen Fenster in das Schloß: „Beim Monumente ist ein Unglück geschehen,“ und lief dann selbst den Abhang hinunter, dem Lärm entgegen. Mit unwiderstehlicher Gewalt drang er durch die Menge, und wie eine Wilsäule stand er plötzlich vor der Leiche, die, mit dem Gesichte dem hellen Mondlichte, das indessen aufgegangen war, zugewandt, ihm noch milde aber schmerzlich zuzulächeln schien. Keines Wortes fähig und keiner Bewegung, stand er da, während es rings um ihn murmelte: „Das ist der junge Graf, das ist der Schüler des Todten!“ Mit einem Male sank er auf die Leiche nieder und lag, ohnmächtig selber wie eine Leiche, auf der Brust seines geliebten Lehrers. Die Nachstehenden glaubten, daß sie ihm im Fall den Namen Mathieu hätten aussprechen hören.

Man mußte den Knaben zu seinen Eltern zurüchbringen, und da verstand es sich jetzt von selbst, daß man auch die Leiche in's Schloß tragen müsse. Ein tüchtiger Arbeiter nahm den bewußtlosen Alfred in seine Arme; Andere hoben Conscience auf ihre Schultern, und so setzte sich der traurige Zug in Bewegung, und ihm folgte die ganze Menge, die so lärmend gekommen war, schweigend durch die stille Nacht. Auf halbem Wege kam ihnen Graf Belpport mit mehreren Anketen entgegen. Der Platz, auf welchem die Leiche gefunden wurde, war wieder verlassen, bald verhallte der letzte

Lärm in der Nähe des Schlosses. Aber so ganz verlassen war die Umgegend des Monumentes doch nicht. Als der letzte Laut auch aus der Ferne nicht mehr vernnehmbar war, bewegten sich plötzlich die Aehren eines Feldes, an dem vorherhin die Menge vorbei getobt war, und hervor schlich ein altes Mütterlein, gebeugt, in ärmlicher Kleidung, zitternd und ängstlich. Sie sah scheu um sich, wandte über die zertretenen Halme dorthin, wo die Leiche gelegen hatte, sank daselbst in unmittelbarer Nähe der Blutspuren auf die Knie, erhob beide Hände zum Himmel, und murmelte kaum vernnehmbar und doch inbrünstig: „Heiland der Welt und du allerheiligste Jungfrau Maria, Mutter Gottes, seib gnädig und gewähret mir die Gnade des Schweigens, daß ich nicht mit Willen und ohne Willen das Schreckliche verrathe, das ich gesehen habe. Verzeih', o lieber Heiland, daß ich schweige, wo ich sprechen sollte; vergib, daß ich nicht als Anklägerin aufträte gegen Diejenigen, die mir Gutes erzeigt;“ — dann zu dem Blute, welches vor ihren Knien die Gräser färbte, niedergebeugt, murmelte sie weiter: „Und du unschuldig vergossenes Blut, das zum Himmel aufschreit um Rache und Gerechtigkeit, vergib, daß ich dir Rache und Gerechtigkeit nicht verschaffe, vergib deinen Schuldigen, wie der Herr dir vergeben möge deine Schuld. Amen.“

Sie erhob sich und schwanke dem Fleden entgegen. Es war schon Mitternacht, als sie dort ankam. Trotzdem schellte sie noch an der Thüre des Kirchendieners, und bevor dieser öffnete, zog sie ein kleines Beutelschen aus ihrer Tasche und leerte den ganzen Inhalt in die hohle Hand. So wartete sie, bis er, verschlafen und verdrießlich fragend, wer da sei, am Fenster erschien. Sie streckte ihm die Hand mit dem Gelde entgegen und sagte: „Hier, Meister Mehner, meine ganze Ersparniß, drei Franken und fünfzehnzig Centimen, nimm sie und ziehe sogleich das Todtenglöcklein zum Heile einer armen Seele.“

Wenige Minuten darauf erschien der Kirchdiener vor dem Hause und öffnete die Kirchenthüre, die kaum drei Schritte von seinem Hause entfernt war. Die Alte schlüpfte ihm nach, und während das Todtenglöcklein durch die Nacht erschallte, lag sie in der dunklen Kirche vor dem Altar auf den Knien und betete für den Ermordeten — vielleicht auch für die Mörder.

Drittes Kapitel.

Die Blutspuren.

Da wir bloß die Hauptbegebenheiten dieser merkwürdigen Geschichte, so weit sie nach Außen bekannt worden, erzählen wollen, und nur sie erzählen können, wenn wir nicht aus einem bloßen Berichte einen Roman machen sollen, so können wir auch nichts Näheres über die Vorgänge in den Gemüthern der Schloßbewohner und in Andern mittheilen. Was die gräßliche Familie bei dem Verlusfe eines so theuren Mitgliedes gefühlt, kann sich Jedermann vorstellen, und daß das glückliche Haus durch das blutige Ereigniß in eine Wohnung der Trauer verwandelt wurde, läßt sich denken — einer doppelten Trauer, da Alfred sich in einem Zustande befand, der die höchste Besorgniß erregte. Aus seiner Ohnmacht erwacht, verfiel er in ein heftiges Fieber, in dem er die schrecklichsten Gesichte und Erscheinungen hatte. Verließ ihn das Fieber für Momente, so war es, als ob es nur einem noch viel traurigern Zustande, dem tiefsten Schmerze, Platz machen wollte. Im Orte selbst war die Aufregung groß. Seit Jahren war daselbst kein Verbrechen vorgekommen, und nunmehr trat eines mitten in das friedliche Leben, und zwar ein Verbrechen, das eine beliebte Persönlichkeit vernichtete und in das Glück einer ebenso beliebten Familie eingriff. Den ganzen folgenden Tag sah man in den Straßen und auf den Feldern Gruppen, die das Ereigniß diskutirten, und Vermuthungen über die Thäter und die Ursachen der That aufstellten. Man war beinahe einig darin, daß die That ein gemeiner Raubmord, wenn nicht ein unglückseliges

Mißverständnis sein mußte. Denn wer in der ganzen Gegend sollte gegen den guten, liebenswürdigen Herrn Conscience etwas gehabt haben? Wer konnte ihn hassen? Wen hat er je beleidigt? Nur irgend ein verzweifelter, fremder Strolch konnte die That gethan haben, um sich des wenigen Geldes in seiner Tasche oder seiner Uhr zu bemächtigen. Oder war die That auf Jemand Andern abgezielt, und der Mörder hat in der Dunkelheit den armen Conscience fälschlich für diesen Andern gehalten. Aber war es auch gewiß, daß Herr Conscience im Dunkeln ermordet worden? Der Engländer fand ihn allerdings, als die Nacht schon hereingebrochen war — doch kannte man die Gewohnheiten des Ermordeten und wußte, daß er das Löwen-Monument meist vor Sonnenuntergang oder höchstens mit Sonnenuntergang zu verlassen pflegte. Auch fand man sein Buch „Vacon's Essays“, das er an diesem Tage mitgenommen hatte, in der Nähe des Monumentes aufgeschlagen, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn er bis zum Einbruch der Dunkelheit gelesen hätte. Er würde es dann, wenn er nicht mehr lesen konnte, zugeschlagen haben. Alle diese Fragen und Räthsel trugen nur zur Erhöhung der Aufregung bei. Es ist natürlich, daß die Justiz sich der Sache sofort bemächtigte. Schon mit frühem Morgen erschienen ihre Vertreter auf dem Schauplatz der That, aber die genauesten Durchforschungen der Verlichkeit führten zu keinem Ergebnis. Die große Menge, die Abends vorher sich da zusammengebrängt, hatte alle Spuren verwischt. Das Getreide, die Gräser, die Feldwege, die zeigten alle nur die Spuren der Hunderte von Füßen, die sich da herumgetrieben. Im Gedränge wurden Manche bis in die Blutlache geschoben, und ihre Füße verbreiteten dann Blutspuren nach allen Seiten. Die Justiz erkannte, daß sie von der Verlichkeit der That am wenigsten lernen könne. Sie begab sich in das Schloß und mit ihr der Arzt, der die Wunden untersuchen sollte. Das ärztliche Erkenntniß ergab, daß die Wunde am Halse vermittelst eines gewöhnlichen Taschennessers, wie es alle Männer des Volkes in Brabant und Flandern zu tragen pflegen, beigebracht wurde. Die Wunden am Kopfe rührten offenbar von gewaltigen Schlägen mit harten Knütteln her. Der Schädel war zersplittert, und die Zahl der Schläge, die er empfangen, nicht zu ermitteln. Das Eine schien klar, daß die That nicht von Einem, sondern von Zweien oder Mehreren begangen worden, da die Wunden von verschiedenen Seiten und so zahlreich beigebracht waren. Ob Einer oder Mehrere die That begangen — so viel schien am Abend dieses Tages gewiß, daß es ein Raubmord gewesen; denn, obwohl sich in den Taschen des Ermordeten eine kleine Baarschaft vorfand, so fehlte doch die Uhr sammt Kette, die ihm Graf Velpport letztes Neujahr zum Geschenke gemacht hatte.

Im Schlosse machte man Vorbereitungen zum Begräbniß, und die ganze Angelegenheit schien auf diesem Standpunkte stehen bleiben zu wollen. Die Autoritäten Waterloos schickten reitende Gendarmen nach allen Seiten aus, um verdächtiges, fremdes Volk, dem sie etwa begegnen würden, zu beobachten, und Mittheilungen an sämtliche Aemter in der Umgegend, die zugleich zu ähnlichen Beobachtungen aufforderten.

Am Abend selben Tages kam in Waterloo der Procureur des Königs aus Brüssel an. Er benützte den Rest des Tages, um noch den Engländer und andere Zeugen, die gestern auf dem Schauplatz gewesen, zu verhören, und dem Grafen Velpport einen Besuch zu machen. Die Verlichkeit der That selbst zu untersuchen, war für heute zu spät. In die Stadt zurückgekehrt, erfuhr er von den Agenten, die ihm von Brüssel aus gefolgt waren, daß man hier und da in der Bevölkerung den Namen Mathieu nenne, obwohl Niemand die Ursache angeben könne, warum dieser Name in der Affaire mitgenannt werde. Es war in der That eigenthümlich, wie dieser Name oft ohne Zusammenhang in die Geschichte gemischt wurde. Niemand war sich der eigentlichen Ursache dieser Erscheinung bewußt, die doch allem Anscheine nach daher

kam, daß Alfred im Momente, da ihn die Ohnmacht überfiel, diesen Namen aussprach, und daß er von der Umgebung wiederholt wurde. Trotzdem nun dieser Name, man wußte nicht wie und warum, im Munde des Publikums fortwährend mit dem Verbrechen in Verbindung gebracht wurde, fiel es doch Niemand ein, das Verbrechen selbst zu irgend einem Träger dieses Namens in Beziehung zu setzen, das verhinderte die hohe Respektabilität der Familie.

Anderes war es mit Herrn van den Hofen, dem königlichen Procureur aus Brüssel. Diesem, der aus der Fremde kam, war der Name Mathieu so fremd und gleichgültig, wie jeder andere Name irgend eines Bewohners von Waterloo. Er hatte kein Vorurtheil zu Gunsten oder Ungunsten deselben; er hörte ihn nur bei dieser Gelegenheit nennen und er vergaß ihn nicht. Als er am andern Morgen in Begleitung des Maire von Waterloo, des Friedensrichters und des andern Beamten- und Agentenpersonals den Schauplatz des Verbrechens besuchte, fragte er den Maire zuerst nach den Bewohnern verschiedener Häuser, die er von seinem Standpunkte aus sehen konnte. „Wer bewohnt jenes kleine Häuschen dort, uns gerade gegenüber?“ — „Des Steuer-einnehmers Tochter, Mademoiselle Foulquet,“ erwiderte der Maire. — „Welche Art Person ist Mademoiselle Foulquet?“ — „Ein sehr achtungswerthes, schönes junges Mädchen.“ So sprechend blickte der Maire mit größerer Aufmerksamkeit und angestrengtem Auge nach dem Häuschen hinüber. „Tiens! Tiens!“ rief er dann verwundert, „eine große Veränderung! ihre Fensterläden sind geschlossen und sie selbst ist unsichtbar.“ — „Hat das etwas Auffallendes?“ fragte der Procureur. — „Allerdings,“ erwiderte der Maire, „denn das ist noch nicht vorgekommen, seit Mademoiselle Foulquet das Haus bewohnt. Sie sitzt sonst den ganzen Tag am Fenster und plaudert mit jedem Vorübergehenden, der sie oder den sie anhören will.“ — „Sie irren, Herr Maire,“ verbesserte der Friedensrichter, „auch gestern war das Häuschen schon geschlossen und Coëstine unsichtbar.“ — „Also ungefähr seitdem das Verbrechen geschehen,“ bemerkte Herr van den Hofen. „Stand Fräulein Foulquet denn in irgend welcher Beziehung zu dem ermordeten Herrn Conscience?“ — „Wenn das Gerücht wahr erzählte,“ antwortete wieder der Friedensrichter, „so stand Mademoiselle Foulquet zu Herrn Conscience allerdings in ziemlich intimen Beziehungen. Man sagte, daß sie beinahe im Verhältniß von Verlobten zu einander standen.“ — „Gut! ... und dort in jener Farm? wer wohnt dort?“ fragte der Procureur weiter. „Die Brüder Mathieu, zwei der angesehensten und achtbarsten Männer des Kantons,“ nahm wieder der Maire das Wort. Der Procureur schien nur den Namen gehört zu haben. Prüfend betrachtete er den zerstampften und von geknickten Halmen bedeckten Weg, der zur Farm Mathieu führte; dann gab er Befehl, daß das zertretene Getreide, welches auf den Feldweg herabgebrückt werde und ihn bedeckte, entfernt, und der Feldweg so viel als möglich in den Zustand zurückversetzt werde, in dem er sich am vorgestrigen Tage, bevor ihn die Volksmasse so zu gerichtet, befunden hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Krieg in Amerika.

Von

Arthur Scholl.

Kein Krieg hat je solche Massen von Menschenleben gekostet, kein Krieg hat in so kurzer Zeit eine solche Zahl von Schlachten geliefert, kein Krieg wurde mit solcher Hartnäckigkeit und Vernichtungswuth geführt, als der amerikanische, und noch ist an kein Ende zu denken. Wir sehen lauter Schlachten, die tagelang mit beispielloser beiderseitiger Zähigkeit fortgesetzt werden, bis einer von beiden Theilen durch die

absolute physische Erschöpfung gezwungen wird, das Schlachtfeld dem Gegner zu überlassen, der dann ebenfalls vor Erschöpfung zusammenbricht, außer Stande, den errungenen Vortheil weiter zu verfolgen? Jenes Bild eines Prozesses, auf welchem der Gewinner im Hemd, der Verlierer nackt dargestellt ist, paßt auf den Sieger wie den Besiegten in diesen amerikanischen Schlachten. Mit alleiniger Ausnahme der Schlacht bei Fort Donelson hat bis jetzt keine einzige dem Sieger wirklich große strategische Vortheile gebracht. Die dreitägige Schlacht bei Pea-Ridge, die zweitägige bei Pitts-

burg Landing, die zweitägige bei Fair Oaks, die siebentägige bei Chidabominy, die erste neunstündige und die zweite zweitägige bei Bull Run — keine von allen diesen hat irgend eine wesentliche Entscheidung zu Gunsten desjenigen Theils, der das Schlachtfeld behauptete — und nur darin bestand bis jetzt in allen diesen Schlachten der Sieg — herbeigeführt. Dazu kam in der jüngsten Zeit eine dreitägige Schlacht im westlichen Maryland, die zwar dem Offensivfeldzug der Rebellen gegen den Norden ein Ende macht, aber keineswegs, wie man gehofft hatte, eine definitive Zertrümmerung der



Die Truppenwerbungen in Philadelphia.

feindlichen Ostarmee herbeigeführt hat. Im vollen Ernste kann man behaupten, daß kein europäisches Land, vielleicht Rußland ausgenommen, Armeen von so unverwundlicher Brauour und Fähigkeit in's Feld stellen kann, wie die Vereinigten Staaten Nord und Süd. Diese Armeen fassen den Krieg nicht als ein strategisches Schauspiel auf, sondern als ein entsetzlich blutiges Handwerk, dessen Aufgabe die Vernichtung des Feindes ist. Sie kämpfen so lange, bis die Ueberlebenden, seien es viele oder wenige, unfähig sind, noch ein Gewehr abzudrücken. Mit einer solchen Schlacht, wie sie in

diesem Kriege hundertweise vorgekommen sind, entschied Napoleon die Geschicke großer Königreiche; hier entschieden sie kaum eine einzelne strategische Bewegung. Die Opfer an Menschenleben, welche auf solche Weise gebracht werden, sind fürchterlich. Von den zweihundert und dreißigtausend Mann, welche im März 1862 die Potomacarmee des Bundes bildeten, waren im September kaum mehr als sechzigtausend Mann übrig; den Gegnern geht es nicht besser. Bei dieser Lage der Dinge bedarf es außerordentlicher Mittel, um eine Armee aus der Erde zu stampfen, außerordentlicher

Verlodungen, um Freiwillige unter das Sternenbanner zu führen. Wir sahen durch die Straßen von Philadelphia ein solches fliegendes Werbebureau unter Pauten- und Trompetenschall fahren, und sahen Hunderte zu der Fahne schwören, die doch nur tobbringend über den Häuptern ihrer Getreuen weht. Aber der entfesselte Kriegsgrimm eines Volkes von achtzig Millionen läßt sich nicht so leicht bändigen — und wer wül das Ende des über ein so ungeheures Terrain verbreiteten Bürgerkrieges prophezeien?

Briefe für das Volk.

zur

Runde des menschlichen Körpers und Gesundheitspflege.

Erster Brief.

(Schluß.)

Ein besonderes Interesse bietet das Verhalten der Eigenwärme, wenn diese niedriger steht als die Temperatur der umgebenden Atmosphäre, da letztere nach dem allgemeinen physikalischen Gesetz bemüht ist, den kälteren Körper mit sich in's Gleichgewicht zu bringen, während zugleich in dem Organismus selbst die wärmebildenden Funktionen fortgehen. In den Tropen herrscht nämlich nahezu sechs Monate hindurch, bei ewig klarem, reinem Himmel, den Tag über fast ununterbrochen eine Temperatur von 22 bis 26 Grad Reaumur im Schatten, und in Afrika und Ostindien sieht man das Thermometer selbst bis 32 und 38 Grad steigen, während dagegen Nachts nicht selten ein Fallen von 12 bis 15 Grad stattfindet. In der Sonne ist natürlich die Hitze noch viel mächtiger. Gleichwohl macht eine solche Wärme den Strich nicht unbewohnbar. Hier tritt, um die Eigenwärme auf dem normalen Niveau zu erhalten, die Natur dadurch in's Mittel, daß sie die Schweißdrüsen stärker ausschütten läßt; der Körper überzieht sich mit Flüssigkeit, welche durch ihr Verdunsten die überschüssige Wärme bindet, und die tierische Wärme in ihrem ordnungsmäßigen Maß erhält. Daß die Verdunstung hierzu vollständig ausreicht, haben de la Roche und Berger in einem sinnreichen Versuch bewiesen. Wenn man nämlich Frösche und nasse Schwämme in einen bis zu 40 oder 48 Grad erhitzten trockenen Raum bringt, so haben nach Ablauf von einer Viertelstunde die Thiere und die Schwämme so ziemlich die gleiche Temperatur (12 bis 16 Grad weniger, als die sie umgebende Luft). Die Verdunstung entzieht also den Schwämmen mehr Wärme, als die Gleichgewichtsbestrebung der Atmosphäre ihnen mittheilt. Nun zeigt sich aber die interessante Erscheinung, daß die Temperatur der Frösche, nachdem sie sich wie die der Schwämme auf 30 Grad gehoben hat, stationär bleibt. Der Frosch ist mit einer feuchten Haut bedeckt, und die Verdunstung, die auf seiner Leibesoberfläche vor sich geht, hindert eine weitere Steigerung seiner Eigenwärme. Aus diesem Umstand erklärt sich auch, daß Thiere und selbst Menschen eine Weile eine sehr hohe Temperatur aushalten können. Tillet erzählt von einem Mädchen, welches es im trockenen Schwitzbad bei 112 Grad Reaumur zehn Minuten aushielt. In solchen Fällen ist Trockenheit der Luft stets eine unerläßliche Bedingung, da eine mit Wasserdampf gesättigte Luft keine weiteren Dämpfe mehr aufnimmt und, indem sie der Verdunstung auf der Oberfläche des Thierkörpers Widerstand entgegensetzt, denselben schnell in einem Maß erhitzt, bei welchem das Leben nicht mehr bestehen kann. Ist die Eigenwärme um 5 bis 6 Grad über ihr normales Niveau gesteigert, so tritt der Tod ein. — Man kann einen Wärmegrad von 30 Grad als die Scheidelinie betrachten, die der Mensch ohne Gefahr nicht überschreiten darf. Ist die Außenwärme größer, so nimmt man seine Zuflucht in den Schatten des Hauses, und sucht da die Temperatur künstlich abzukühlen. Zu Peking starben

vom 14. bis 23. Juli 1743 bei einem Thermometerstand von 32 Grad Reaumur 11,400 Menschen vor Hitze. Ja, selbst viel geringere Temperaturen haben bisweilen ebenso schlimme Folgen, wenn der Mensch unmittelbar der Sonne ausgesetzt ist; man macht diese Erfahrung häufig genug auf Truppenmärschen und bei in den Plantagen arbeitenden Sklaven. Der meist plötzlich eintretende Tod ist wahrscheinlich die Folge einer tiefen Störung des Nervensystems, die entweder von einem durch die Zirkulationsbeschleunigung bewirkten Kongestionszustand oder von dem Druck abzuleiten sein dürfte, welchen das durch die Hitze ausgebehnnte Blut innerhalb des nicht ausdehnbaren Schädels auf die Gehirnmasse übt. Immerhin ist gewiß, daß der Mensch weit eher eine Verminderung als eine Steigerung seiner Eigenwärme ertragen kann, wie es denn auch Thatsache ist, daß man sich weit eher an ein kaltes als an ein heißes Klima gewöhnt, und in letzterem der Akklimatisationsprozeß in der Regel nicht ohne ernstliche Krankheiten vor sich geht.

Wir haben gesehen, daß sich der innere Mensch nur um einige Grade über den normalen Zustand erhitzen kann, wenn nicht der Tod eintreten soll, und eine solche Wärme ist noch lange nicht im Stande, die thierischen Gewebe, selbst wenn sie, wie man bei habituierten Branntweinsäufern annimmt, von leicht brennbaren alkoholischen Produkten durchtränkt wären, zu entflammen. Der Leser mag daher sich selbst ein Urtheil bilden über die sogenannten Selbstverbrennungen, von denen man hin und wieder hört, und unter deren Maske, wie in dem Fall der Herzogin von Brasilien, sogar Verbrechen zu bemänteln versucht wurden. Solche Fälle sind natürlich im Alt nie von Augenzeugen konstatiert worden, und man hat gemeiniglich nur das Resultat, den verbrannten Körper, vor sich; kein Wunder, daß die Phantasie in der Deutung sich einen weiten Spielraum erlaubt hat. Man wird die entzündende Ursache meist in äußeren Momenten suchen müssen, die auf die Bekleidung einwirken; denn wie leicht läßt sich ein Funke, glimmende Asche, brennende Zündmasse von einem Schwefelhölzchen verschleppen, ohne daß nach der Verbrennung die Veranlassung nachgewiesen werden könnte.

Ueber die Ursachen der thierischen Wärme hat man sich vor noch nicht langer Zeit die Deutung gar leicht gemacht — es ist die Natur, die Lebenskraft. Vergleichene Phrasen mußten der Denkfaulheit abhelfen, und man appellirte an ein unantastbares Prinzip, um, dem Gespensterförmigen gleich, nicht in einem bequemen Wahn gestört zu werden. Indes braucht man wahrlich nicht zu Geistern seine Zuflucht zu nehmen, wo die Erklärung aus physikalischen Ursachen nahe liegt.

Anderer suchten die Quelle der thierischen Wärme im Nervensystem, das gleichfalls überall den Rothnagel der Unwissenheit machen muß. Die Nerven sind allerdings Ordner für die Funktionen des Lebens und so auch für die Wärmebildung, vermögen aber keineswegs als Heizapparat zu wirken. Wo man Nerven durchschneidet, nimmt die thierische Wärme in den von ihnen versorgten Theilen nicht ab, wofür nur die Ernährung noch fortgeht. Den maßgebendsten Gegenbeweis liefert aber der Versuch einer Abtragung der Zentralthetheile des Systems. Wenn man nach Unterbindung der Halsarterien ein Thier köpft, somit das Gehirn wegnimmt, und durch abwechselndes Aufstecken und Zusammendrücken des Brustkorbs den Athmungsprozeß künstlich unterhält, so lebt es noch eine Weile fort, und seine Temperatur sinkt viel langsamer, als bei einem sich selbst überlassenen todtten Thier.

Ebenso hat man die Hauptquelle der Thierwärme in der Reibung des Bluts an den Wandungen der von ihnen durchströmten Kanäle, und in der Bewegung und Reibung der Muskel gesucht. Für das erstere Moment ist durch Versuche nachgewiesen, daß eine gleich schnelle Bewegung von Flüssigkeiten in ihren Kanälen keine merkliche Wärme zu erzeugen im Stande ist, und wenn es auch seine Wichtigkeit hat, daß angestrengte Gliederbewegung die Wärme erhöht, so ist doch dieser Umstand für die Allgemeinheit nicht hoch anzuschlagen. Auch träge Personen zeigen die normale Thier-

wärme, die selbst im Schlaf nur um ein Geringes sich mindert. Ein weiteres Moment ist das Licht, das, wie in der unbelebten, so auch in der belebten Natur als Wärmequelle dient, bzw. sogar in ergiebigster Weise (Sonnenlicht); doch ist sein Beitrag nur als untergeordnetes Theilstück aufzufassen, sofern sein Fehlen (Nacht) nicht sehr bemerklich auf die Ermäßigung der Thierwärme einwirkt.

Alle diese nur periodisch wirkenden Einflüsse können daher nimmermehr als die Hauptquelle der in ihren Allgemeinzügen so gleichmäßig sich verhaltenden thierischen Wärme betrachtet werden, und wir müssen uns nach einem stetigeren Einfluß umsehen. Dabei kann uns zunächst die Wahrnehmung leiten, daß diejenigen Momente, welche den Prozeß des Kreislaufs und des Athmens beschleunigen oder herabsetzen, sich deutlich in den kleinen Schwankungen, welche man in der Eigenwärme bemerkt, zu erkennen geben. Wenn wir athmen, so geht, wie in einem späteren Brief näher ausgeführt werden soll, aus der in die Lunge eingezogenen atmosphärischen Luft ein Theil des Sauerstoffes an das in der Lunge befindliche venöse oder verbrauchte Blut über, welches dadurch die rothe Farbe des Schlagaderbluts gewinnt, und statt des aufgenommenen Sauerstoffgases kohlensaures Gas abgibt. Dieses neubelebte Blut kehrt nach dem Herzen zurück, und wird von diesem kräftigen Muskel in die Organe und nach den äußersten Theilen des Körpers getrieben, um, nachdem es die Kapillargefäße durchsetzt hat, von den Blutadern gesammelt und wieder dem Herzen zugeführt zu werden, das es aufs Neue nach den Lungen hinschickt. Dort angelangt zeigt es aber eine ganz andere Beschaffenheit; es ist nicht mehr das sauerstoffreiche Blut wie zur Zeit seines Ausgangs; der Sauerstoff ist verschwunden und an seine Stelle Kohlensäure getreten, welche nun abermals gegen Sauerstoff umgetauscht wird — ein Prozeß, der stetig sich wiederholt, bis das Leben erlischt. Wir haben also hier den Eintritt von Sauerstoff, den Austritt von Kohlensäure, den Anfangsmoment und das Produkt einer chemischen Aktion. Der aus dem Blut verschwundene Sauerstoff hat sich mit den kohligen Elementen verbunden und zu demselben Resultat geführt, das wir unter Lichtentwicklung in der raschen Verbindung des Sauerstoffs mit der Kohle (einem Kohlenfeuer) vor sich gehen sehen. Es hat eine Verbrennung der Kohle stattgefunden. Allerdings ist der Kohlenstoffgehalt des thierischen Organismus nicht das einzige Element, welches sich mit dem Sauerstoff verbinden, mit anderen Worten verbrennen kann; denn auch der Wasserstoff theilhaft sich an diesem Prozeß und bildet dadurch Wasser. Da wir jedoch dem Leser nur ein Gesamtbild vorzuführen beabsichtigen, so mag es genügen, wenn wir uns einfach an das bestimmt faß- und wägbare Element halten, das die Lungen wieder ausstoßen, und dabei auch auf die unvollständigeren Verbrennungsprodukte, welche durch die drüsen Organe ausgeschieden werden, keine Rücksicht nehmen.

Also auf dem Weg von der Lunge aus durch die Gefäße nach der Lunge zurück hat der eingeathmete Sauerstoff mit der Kohle des Thierkörpers einen Verbrennungsprozeß durchgemacht. Manche Naturforscher behaupten, dieß geschehe in Folge eines elektrischen Prozesses, in welchem die Blutkügelchen nach Art der Platten einer galvanischen Batterie wirken. Mag sein, die Frage ist noch nicht abschlußreif; so viel aber ist gewiß, daß die Verbrennung stattfindet, und daß Verbrennungsprozesse von Wärmeentwicklung begleitet werden. Der erwachsene Mensch athmet im Durchschnitt binnen vierundzwanzig Stunden 23 Unzen Kohlensäure aus, zu deren Bildung der Körper $6\frac{1}{10}$ Unzen Kohle abgeben muß. Verbrennt man die gleiche Menge Kohle, so erhält man dadurch nach Weclard eine Hitze, welche 39 Holspfunde auf dem Gefrierpunkt stehendes Wasser zum Sieden bringen würde. Ein solcher Wärmemaß ist nun wohl geeignet, nicht nur die Differenz zwischen der atmosphärischen Luft und der Thierwärme zu erhalten, sondern auch die Wärmeverluste zu decken, welche durch das Einathmen kühlerer Luft, den Genuß kälter Spei-

sen und namentlich Getränke, die Ausstrahlung und die Verdunstung von Wasser herbeigeführt werden. Welchen besonderen Beitrag bei sehr kalter Atmosphäre die Nährstoffe zu leisten haben, wird am geeigneten Ort gezeigt werden.

Wir haben gesagt, der Sauerstoff beginne seine Aktion in der Lunge, respektive auch auf der Haut, die gleichfalls ein respiratorisches Organ ist, nur in geringerem Grade. Doch ist hier noch nicht von einem Verbrennungsprozeß, sondern nur von einem Gasaustausch die Rede, der allerdings von Wärmebildung begleitet sein mag, aber nur etwa in der Ausdehnung, um den Wärmeverlust zu decken, welcher durch das Einathmen der kälteren atmosphärischen Luft und durch die Bildung der mit dem Ausathmen verbundenen Wasserdämpfe veranlaßt wird. Das zum Herzen zurückkehrende sauerstoffige Lungenblut ist nicht wärmer, ja sogar um einen Gradbruchtheil kühler, als das venöse Blut in der rechten Herzkammer. Der eigentliche Verbrennungsprozeß geht durch den ganzen Organismus und zwar in den Kapillargefäßen vor sich, in welchen der animalische Stoffwechsel stattfindet. Der Sauerstoff findet in der Umgebung derselben verbrauchte, für die Verbrennung reife Elemente vor, verbindet sich mit ihnen und geht dann mit ihnen in den venösen Blutstrom über, dessen Kohlensäure erst in den respiratorischen Organen durch den Umjaß gegen Sauerstoff wieder frei wird.

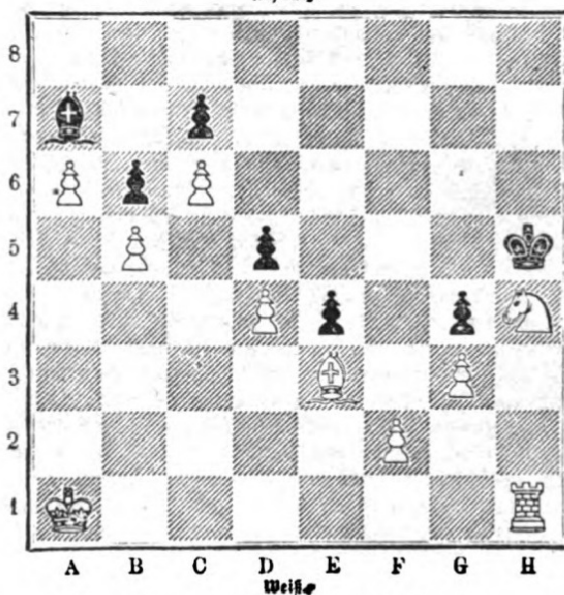
Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 3.

Von Herrn Theodor Hertin in Risse.

Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem fünften Zuge Matt.

Die unterirdische Eisenbahn in London.

Von

Dr. Leonhard Hansen.

Die interessanteste Eisenbahn, welche bis jetzt gebaut wurde, ist wohl unstreitig die unterirdische, die unter der Oberleitung der Ingenieure J. Fowler und Maon Johnson auf Kosten der beiden Unternehmer John Jay und Smith

& Knight ausgeführt wurde. Die ganze Bahn erforderte ein Kapital von 1,125,000 Pf. St. oder 7,425,000 Thlrn.; sie verbindet die vier wichtigsten Bahnhöfe auf der Nordseite der Themse mit einander, hat eine Länge von 4,5 englischen Meilen, beginnend bei Paddington, der Endstation der Great-Westernbahn, und bei Finsbury Birkus in der City endend. Die Bahn hat sechs bis sieben Zwischenstationen, und liegt da, wo die in die Bahnlinie fallenden Gebäulichkeiten um billige Kosten zu kaufen waren, in offenen Einschnitten; auf den andern Strecken ist sie in Tunnels geführt, die mit Gas beleuchtet werden. Der Bahn fehlt es demnach an der gehörigen Ventilation nicht. Die End- und Zwischenstationsbahnhöfe haben 200 Fuß lange und 10 Fuß breite Perrons, und sind als Tagebauten ausgeführt. Fast die ganze Bahn

liegt in Kurven, wovon die stärkste 600 Fuß Halbmesser hat. Die Tunnels, in elliptischer Querschnittsform ausgeführt, sind ungefähr 28 Fuß breit und 17 Fuß, an manchen Stellen auch 19 Fuß hoch, und bestehen aus sechs $4\frac{1}{2}$ Zoll breiten in hydraulischen Kalk und, an sehr feuchten Stellen, in Portland-Cement gemauerten Backsteinrolllichtern. Die größte Steigung der Bahn beträgt 1 auf 100 Fuß, und die größte Tiefe unter der Erdoberfläche 54 Fuß. Die Bahn hat zwei Schienengeleise. Die neuen Lokomotiven, welche ihren Rauch und Dampf selber verzehren, bewähren sich vollkommen, und bei der guten Lüftung und Beleuchtung der Tunnels fallen die meisten Unannehmlichkeiten der gewöhnlichen unterirdischen Eisenbahnfahrten weg. Die Passagierwagen werden mit Gas beleuchtet, und der Apparat ist ein sehr einfacher. Längs



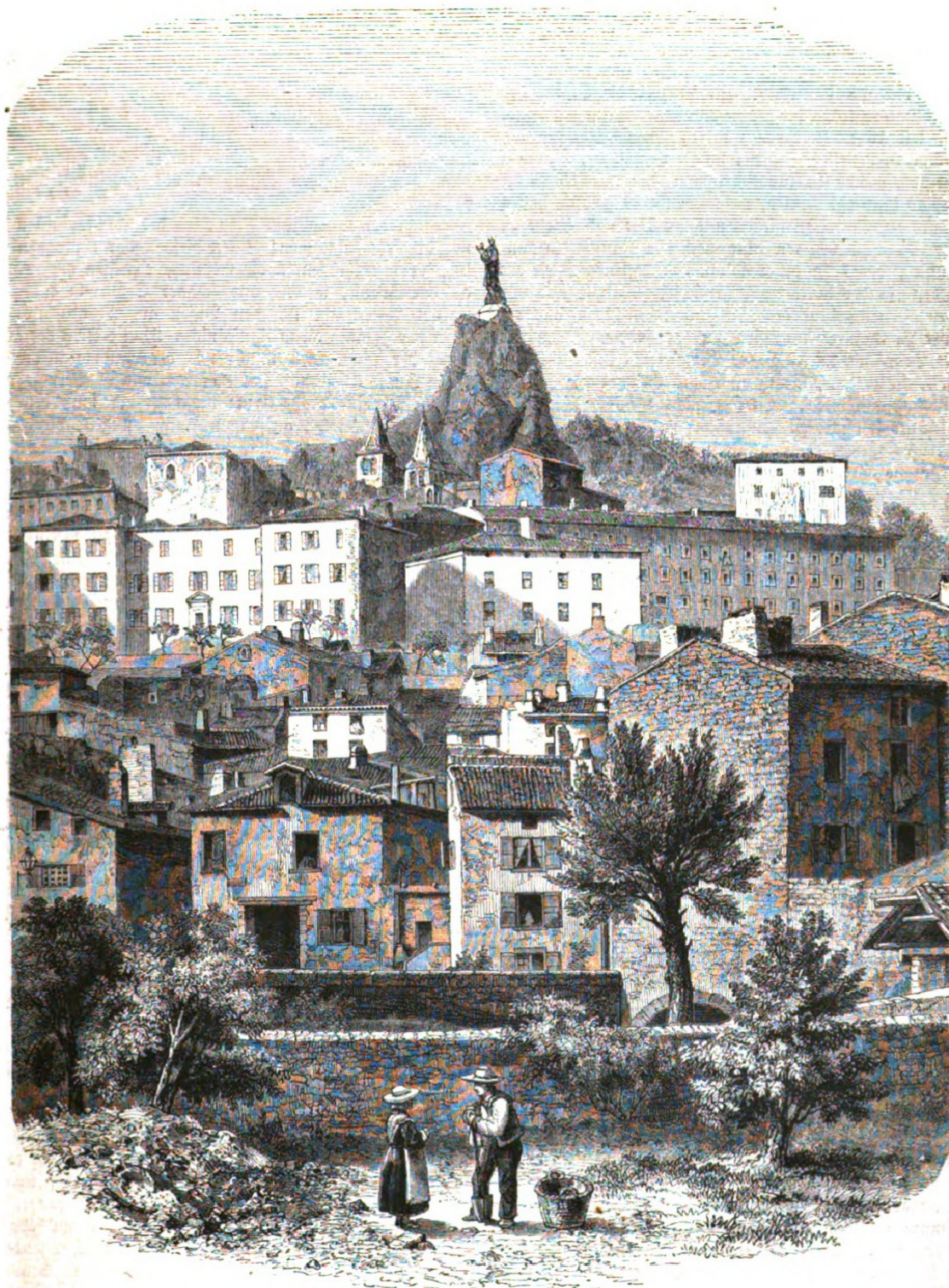
Die unterirdische Eisenbahn in London.

eines jeden Wagendaches läuft nämlich in der Mitte ein hölzerner, etwa 3 Fuß breiter und 2 Fuß hoher Trog hin, in diesem liegt ein langer, mit Brenngas gefüllter Kautschucksack, und auf letzterem ein schweres Brett, um einen gleichmäßigen Druck auszuüben; der Sack, dessen Schlauch in die Wagenlampen mündet, enthält Brenngas, um zwei Lampen drei bis vier Stunden lang zu speisen, läßt sich mit Leichtigkeit in wenigen Minuten füllen, und erspart das ewige Putzen und Docht herrichten der Lampen. Es soll auf dieser Bahn von sechs Uhr Morgens bis Mitternacht alle zwanzig Minuten ein Zug hin- und zurückgehen, und wird die Fahrtare jedenfalls billiger als die der Omnibusse gestellt sein. Die Ausführung zeigte sich als eine sehr schwierige, sowohl wegen der alten Wasser-, Gas- u. s. w. Leitungen, auf welche man stieß, als auch wegen des sehr wasserhaltigen Grundes, der

keine genügende Konsistenz bot, was Alles mitunter besondere Bauten nöthig machte. Man hofft durch diese Bahn einerseits den außerordentlich lebhaften Verkehr auf der Straße von Oxford-Holborn und Newgatestreet zu mindern, andererseits rechnen aber die Unternehmer auch auf eine gute Rente. Prinz Napoleon ließ sich bei seinem letzten Besuch in alle Details dieses merkwürdigen unterirdischen Baues einweihen, und in Folge seines Berichts darüber hat der Kaiser bereits angeordnet, daß der Bau einer unterirdischen Bahn in Paris vom Montmartre nach dem Louvre in Angriff genommen werde. Anfangs October 1862 ist die Bahn dem Verkehr übergeben worden.

Die kolossale Jungfrau von Puy.

Von
Alexander Rost.



Notre Dame de France in Puy, die größte Statue Europas.

Die Loiregegenden sind ein Schmuck Frankreichs, und die Wanderungen der französischen Touristen sind gern nach jenem herrlichen Flusse gerichtet. In der Auvergne und Vionnaise reist man überdies gar billig. Aber auch in den Neben-

thälern finden sich reizende Punkte, und die Schritte wenden sich, wenn man Sinn für romantische Gegenden hat, am liebsten dem Gebirge zu, das in seinen wunderbaren Trachytformen gar prächtige Bilder bietet. Während im Thale, das

die Loire durchfließt, laute Geschäftigkeit ihr geräuschvolles Wesen treibt, herrscht hier die Stille der Einsamkeit. Es ist, als ob die Mächte der Erde ihr furchtbares Handwerk hier getrieben und die Felsentolosse durch einander gewälzt: man sieht sich auf dem Schauplatz der größten vulkanischen Zerstörungen. Aber mitten in diesem Chaos ruht still und friedlich das Städtchen le Bug, und hinter ihm thürmen sich schroff und finster die Kuppel des 5000 Fuß hohen le Dome und der niedrigere Regel gleichen Namens auf. Die letztere Spitze krönt eine Wallfahrtskirche, eine der ältesten und besuchtesten Frankreichs, während die erste seit kurzem die Statue der heiligen Jungfrau trägt, die größte gegossene Statue Europas, denn sie hat 16 Meter Höhe und 17 Meter Umfang da, wo sie am breitesten ist; die kolossale Gestalt der Bavaria bei München, welche ihr zunächst kommt, hat nur 15 Meter Höhe. Man kann sich denken, welche Mühe es gekostet haben mag, dieses Kunstwerk zu gießen und an Ort und Stelle zu schaffen. Mehr werden wir aber noch den Künstler bewundern müssen, der trotz dieser kolossalen Massenhaftigkeit der Statue den Zauber echter Jungfräulichkeit erhalten, und wir dürfen es als ein gelungenes Meisterwerk betrachten, das der Bildhauer Bonnassieux konzipierte und ausführte. Wenn wir oben die Größe als Maßstab der Gewaltigkeit des Denkmals anführten, so wollen wir nur noch das Gewicht des Kopfes des Jesuskindes nennen: er wiegt nicht weniger als 2200 Pfund. Diese kolossale Gestalt auf der Felsenspitze überschaut von ihrem erhabenen Standpunkt ganz Frankreich, und mit Recht trägt sie darum den Namen Notre Dame de France.

Deutschlands nächste Aufgabe zur See.

Von

Robert Waldmüller.

Es sind nahezu zwei Jahre verstrichen, seit durch alle deutsche Gauen der Ruf nach einer Flotte das allgemeine Feldgeschrei war. In Heidelberg, unweit des berühmten Fasses, war er mit Pojannentönen erklingen; der trauere Nedar vernahm ihn und trug ihn dem Rheine zu; das heidelberger Schloßecho vervielfachte die Parole nach allen Seiten hin; ein französischer Gast jener denkwürdigen Tage, hingerissen durch die plötzliche Begeisterung unserer sonst so bedächtigen Nation, prophezeite: das Unmögliche werde in Wahrheit geschehen, Deutschland werde eine Flotte haben! Und als die englischen Zeitungen theils in Spottreden, theils in Unverschämtheiten über uns Flottenberauschte herfielen, winkten wir einander nur um so zuversichtlicher zu — jetzt erst recht! und geschähe es dem feinsten John Bull auch nur zum Vorschein!

Und heute? Lassen wir uns denn wirklich einreden, nur mit einem liberalen preussischen Ministerium sei eine Flotte möglich? Wälzen wir die Schuld mit gutem Glauben auf die Reaktionen in Potsdam und Babelsberg? Haben wir in der That eine Sache begonnen, die ohne Sinn und Bedeutung ist, sobald die politische Atmosphäre uns mit kalten Niederschlägen heimsucht?

Wenn dem so ist, so haben wir alle Sticheleien reichlich verdient, die uns von jenseits des Kanals wurden.

Glücklicherweise ist dem nicht so. Nein, ob ein Ministerium Bismarck-Moon oder ein Ministerium Schulze-Walbed die Schnüre des Marinesädels hält, das ist für die deutsche Flotte keine Lebensfrage, und in Wahrheit sind wir, wenn morgen die Fortschrittspartei an's Ruder kommen sollte, noch keinen Schritt weiter.

Die einfache, unerblühte Sachlage ist, daß wir auf dem eingeschlagenen Wege allein überhaupt nie und nimmer unsern Zweck erreichen werden. Diese Erkenntniß auszusprechen hat mehr als Beinliches. Keiner will sich zum Unglücksraben machen. Es ist weit unversänglicher, auf ein liberales Lüftchen zu spekulieren, und sich einstweilen bei dem Gedanken,

der Nationalverein werde schon für gute Verzinsung Sorge tragen, wieder zu Bier und Nettig niederzulassen.

Darüber verstreicht aber kostbare Zeit. Jede seetüchtige Nation wächst von Monat zu Monat an Kraft und Wehrhaftigkeit, und was wir heute versäumen, muß für den doppelten Preis morgen nachgeholt werden. Wenn wir nur eine der Schiffswerften, wo englische und französische Kriegsschiffe gebaut werden, täglich vor Augen hätten, mit ihrem betäubenden Lärm und ihrer unermüdlich rührigen Ameisenbevölkerung, wir würden nicht so gelassen auf unserem Wandkalender Monat für Monat durchstreichen, und uns nicht so binnenländisch gemüthlich einreden lassen, daß unser Bierspesspfennig ja schon ganz hübsch in der Flottenbüchse klappere, und daß vor der Hand schon ein Großes geschehe, wenn man den preussischen Ministern mit zugeknöpften Taschen gegenüber sitze.

Nicht den Berg zum Verdrachten der Schiffsplanken haben wir bis jetzt zusammen! Allen Respekt vor dem guten Willen, der allenthalben in die Geldtase gegriffen hat, und Gut ab vor Jedem, welcher aus schöner Sehnsucht nach einem starken Vaterlande sich den Bissen am Munde abknappte. Aber der Pfennig allein thut's nicht. Thut's etwa der Thaler? Auch der nicht. So wenig wie der Landmann durch die bloße Aussaat — und steckte er sein ganzes Vermögen hinein — sich eine große Ernte verschafft, er muß den Boden selbst zur Thätigkeit anspornen, muß pflügen, düngen und nochmals pflügen — ebenso wenig schafft sich ein Volk durch bloßes Schiffebauen und Matrosenbezahlen eine lebensfähige Flotte. Sie wächst aus andern Bedingungen heraus.

Diese zu studiren ist eine Pflicht für Jeden, dem der ideale Zug in unserem Nationalcharakter zu werth ist, als daß er ihn mit dem nüchternen Verwirklichen einer Idee unvereinbar schelten lassen mag. Wir schwärmen gern, und wohl uns, daß wir's thun. Andere Nationen thun's uns schwerlich darin nach. Aber daneben gilt es offene Augen zu behalten, und die rechten Mittel zu unsern idealen Zwecken mit zäher Energie uns zu Nuzen zu machen. Diese Fähigkeit schützt uns erst gegen den Vorwurf der unpraktischen Träumerei. Worin bestehen nun jene Vorbedingungen?

Es sind ihrer mancherlei. Für heute wollen wir nur eine derselben in's Auge fassen. Das Beispiel anderer Nationen kommt uns dabei zu Statte. Wir brauchen ja nicht um jeden Preis original sein zu wollen. Wenn wir nur zum Ziele gelangen und zwar ohne Erschöpfung, vielmehr robust und wohl auf dem Zeuge wie sie, so ist es gleichgültig, ob wir auf die Ehre verzichten müssen, eine eigene Methode zum Schaffen einer Flotte erfinden zu haben.

Sehen wir uns also einmal nach dem unentbehrlichsten Nährbruder jeder ordentlichen Flotte um, nach dem Fischfang auf hoher See. Es lohnt sich die Mühe besser und nachhaltiger, als wenn wir den Merrimac oder den Monitor in zwanzig gepanzerten Sonetten besängen. Fassen wir den Gegenstand ohne Umschweife von der prosaischen Seite.

Fünfzehn Jahre sind verflossen, seit in England alle Zeitungen von dem beschämenden Zurückbleiben des englischen Wallfischfanges redeten. Jonathan hatte John Bull überflügelt. Man war, ohne es zu ahnen, von Jahr zu Jahr mehr und mehr in Rückstand gegen ihn gekommen. Die glückliche Lage Englands bietet ihm eine solche Auswahl an lohnender Seethätigkeit, daß es kaum bemerkt worden war, wie sich der Handel in andere Richtungen gewandt hatte. Aber der Fischfang allein verknüpft den Menschen unlösbar mit dem salzigen Elemente; aus Fischerhütten wächst jenes widersteheste Geschlecht heraus, welches in Nacht und Sturm wie die Eichelhägen im Mastbaum umherklettert und die Segel einräfft, während der seetranke Passagier unten in seiner Koje mit dem Gott, der „Herz und Nieren prüfet“, um Athem und Leben ringt. Der Wallfischfang zumal hat eine tiefer liegende Bedeutung als die, unsere Stallampe mit Thran zu versorgen, unsere Damenwelt mit Fischbein. Es ist die eigentliche Rabettenschule für die Ungrabiurten unter der Mann-

schaft der englischen Flotte, und liefert auch selbst in die höchsten Rangklassen gebiegene Aushilfe. Ein Zurückgehen des Wallfischfanges hieß daher so viel wie ein Zurückgehen der englischen Flotte.

Im selben Jahre (1847) bildete sich denn auch ein Verein von Kapitalisten, Parlamentsmitgliedern, Rhedern und andern national gesinnten Männern. Sie traten mit dem ausgesprochenen Zweck zusammen, den Fischfang auf hoher See nach Möglichkeit zu heben, und die Folge hat gelehrt, daß sie ihr Ziel zu erreichen verstanden.

Da England das Land der Öffentlichkeit ist, so konnte ein solches Unternehmen nicht füglich der Aufmerksamkeit anderer Staaten entgehen.

Frankreich vor allen sah nicht ohne Verwunderung, wie seine nüchternen Nachbarn jenseits des Kanals ohne irgend eine Regierungsvollmacht eine Sache von so staatlicher Bedeutung in die Hand nahmen und wirklich in Gang brachten, als habe der Minister selber die ganze Regierungsmaschine dazu in Bewegung gesetzt. Man wartete in den Tuileries eine Weile, ob in Frankreich nicht aus dem Volke selbst ein ähnlicher Anstoß erfolgen werde. Aber die Bevormundungstheorie hat dort gar Mancherlei im Keime erstickt, und so nahm die Regierung die Angelegenheit denn selbst in die Hand. Schon ehe Louis Philipp zu seinem Reiseschirm griff, waren 800,000 Fr. für die Hebung des französischen Stodfisch- und Wallfischfanges mittelst königlicher Ordonnanz flüssig gemacht worden, und Louis Napoleon hatte kaum den Präsidentenstuhl bestiegen, als er die Prämienvorwilligung der vorigen Regierung verdoppelte.

Aber auch anderswo fand die in England hervorgerufene Bewegung ihren Widerhall. In Rußland unter Anderem antwortete man dem in England laut gewordenen Kolonisationsplan der Auslandsinseln mit einem gleichen Unternehmen, das sich die Kolonisierung der russisch-amerikanischen Insel Sticha zur Aufgabe stellte. Diesem Zwecke widmete sich ein unabhängiger Verein ganz wie in England. Von Abo aus begann er sofort seine heilsame und erfolgsgekrönte Wirksamkeit.

Auch in Deutschland, dessen bedeutendster Seehafen vor 100 Jahren an der Spitze des ganzen Wallfischfanges stand (noch zeugen davon die weit in die Umgegend Hamburgs zerstreuten Wallfischrischen, damals die billigste Art Wegeinfassung, und statt der Ecksteine lange Zeit im Gebrauch), auch in den Hansestädten rührte man sich. Eine sehr wertvolle Arbeit: „Der Wallfischfang und seine Beförderung in Deutschland“ von Dr. Ologer verdankt jener Zeit ihr Entstehen. Sie ist durch die Ungunst der Verhältnisse ziemlich unbeachtet geblieben, und kaum 150 Exemplare haben Käufer und Leser gefunden. Denn ehe diese Schrift dem in den deutschen Häfen rege gewordenen Eifer zu Hülfe kommen konnte, traten die lokal-politischen Forderungen des Frühjahr 1848 allenthalben in den Vordergrund.

Jetzt, nachdem leider eine kostbare Zeit unwiderbringlich dahin gegangen ist, erwirbt sich der ehemalige Generalkonsul Sturz das Verdienst, diesen hochwichtigen Gegenstand in vortrefflich anschaulicher Weise nochmals in Anregung zu bringen. Seine Broschüre: „Der Fischfang auf hoher See“ (Berlin, Hugo Rastraw & Comp.) entrollt ein Bild der während unseres Zuwartens von andern Nationen gemachten Anstrengungen und errungenen Erfolge, und legt in überzeugendster Art die Unmöglichkeit dar, bei einem ferneren Vernachlässigen dieser eigenlichsten Vorbedingung jeder Kriegsflotte, zu einer wirklichen deutschen Flotte zu gelangen.

Wir wollen dieses letzte Ziel aller derartigen Anstrengungen hier nur noch mit wenigen Worten berücksichtigen, da die Zusammengehörigkeit des Einen und des Andern von selbst in die Augen fällt und es wesentlich ist, die Vernachlässigung des deutschen Fischfanges in ihren nachtheiligen Folgen auf den nationalen Wohlstand — ganz abgesehen von seiner Wichtigkeit für unsere derzeitige Flotte — zu voller Anschauung zu bringen. Der Wallfischfang erzieht den Seemann zur Selbstständigkeit und übt seinen Muth in viel

höherem Grade, als irgend eine Waaren befördernde Art Thätigkeit. Er erfordert und verschafft einen weit größeren Schatz von nautischen, astronomischen und geographischen Kenntnissen.

Aber das Alles bedarf keiner weiteren Beweisführung, und man dient der Fischfangsfrage schlecht, wenn man ihre Wichtigkeit einzig auf das Flottenbedürfnis zurückführen will. An sich ist sie schon berechtigt, lieber heute als morgen geldt zu werden. Denn es ist ein Zustand der freiwilligen Auszehrung, in dem wir seit Langem leben, und je eher wir uns einer ersten Kur unterwerfen, desto besser. Wir wenden uns demnach von dem Wallfischfang, auf den wir weiter unten zurückkommen, zu dem ganzen Gebiete der Fischerei.

Zwei Seiten verdienen hiebei in erster Linie hervorgehoben zu werden. Die eine gilt unserer mangelhaften Ernährungszweise, die andere gilt der durch handelspolitische Brandstiftung an uns verübten Kraftentziehung.

Was die Ernährungsfrage betrifft, so lassen wir uns die ledern und billigen Witten, welche auch für uns mit Floren und Riemen geschaffen wurden, aller Orten und seit langer Zeit entgegen. Wir essen keinen frischen Fisch oder, verglichen mit andern ähnlich gestellten Nationen, so gut wie keinen frischen Fisch. Unsere Flüsse haben wir durch Dampfboote, Mühlwehren, Fabrikunsauberheiten so gründlich unwohnbar gemacht, daß kaum noch für die Fasel der Reichen spärliche Gerichte aufzutreiben sind. Was im Meere für uns schwimmt, lassen wir unsere Nachbarn fischen, oder wir beruhigen uns dabei, daß die Seehäfen allein in der Lage sind, frische Seefische verspeisen zu können. Jene Fischarmuth unserer Flüsse betreffend, so wollen wir hier nur auf die in England und Frankreich gemachten Anstrengungen verweisen, deren die Broschüre gedenkt, und die den tröstlichen Beweis liefern, daß eine rationelle Anwendung der anderswo auf diesem Gebiete gemachten Erfahrungen noch einmal wieder Zeiten des Fischreichthums heraufbringen werde gleich jenen, wo die Fehzungen der Fluß- und Seefläche gegen Ueberfütterung mit Lachs und Karpfen revoluirten. Ansätze zum Besserwerden sind gemacht worden. In Westphalen ist Einiges geschehen. In München besteht ein Klub zur Förderung der Fischzucht.

Aber während wir uns allmählig der frischen Flußfische gebulbig entwöhnen haben, lassen wir uns im Inlande bis jetzt auch kaum mit dem Seefische ein, es sei denn, er komme gefalzen, getrocknet oder geräuchert in englischen, holländischen oder nordischen Tonnen zu uns herüber. Und dennoch wissen wir oder könnten wir wissen, daß längst das Problem gelöst wurde, mit welchem Richard Steele vor 150 Jahren nicht fertig werden konnte — der massenweise Transport frischer Fische auf nahezu beliebige Entfernungen. Am Weitersten hat es Amerika in diesem Vertriebe gebracht. Täglich empfangen Städte wie Cincinnati und Indianapolis, letzteres 400 Miles vom Erie und von New-York entfernt, ganze Waggons mit frischem See- und Süßwasserfisch. Eine Masse feinen Hallibuts geht in Eis verpackt bis nach New-Orleans hinab. Großhändler in Baltimore schicken täglich acht bis zehn Tons Austerfleisch in Blechlisten oder Holzkästen nach allen Richtungen des Inlandes. 250 Fahrzeuge sind regelmäßig mit dem Austerfang für Newhaven beschäftigt; zwanzig Kaufmannshäuser widmen sich einzig diesem Handel, und viele Hundert Arbeiter verdienen sich täglich mit Austeröffnen zwei Dollars. Man hofft nächstens auch den frischen Salm aus Columbia auf allen Tafeln zu finden. Da er in New-York oft 1 Dollar per Pfund kostet, in Columbia aber nicht selten nur 10 Sgr. per Zentner, so ist der Sporn zur Lösung dieser Aufgabe kein geringer. England weiß sich die Vortheile der Eisenbahnen und Telegraphen auf gleiche Weise zu Nutzen zu machen. Die Zufuhr von frischen Fischen, Austern und Hummern in London beträgt gegen 230,000 Tons (à 23 Zentner jede), und zwar bringen die Eisenbahnen mehr als die Hälfte. Es kommen auf Londons Hauptfischmarkt Billingsgate wöchentlich 4 bis 600 Waggons mit Fisch, der Waggon zu 69 Zentner. 124 Millionen Auster

verkauft man jährlich aus erster Hand in Londons Straßen. Paris, nicht viel näher dem Meere gelegen als Berlin, ist Tag für Tag mit frischem Fisch überschwemmt. Der Konsum, welcher 1815 noch kaum $6\frac{1}{2}$ Kilogr. per Kopf und Jahr betrug, war denn auch 1851 schon auf 9 Kilogr. gestiegen und hebt sich fortwährend. Austern, noch vor fünf Jahren nur 1 Thlr. $19\frac{1}{2}$ Sgr. per Kopf und Jahr betragend, belaufen sich jetzt schon auf volle 2 Thlr.

Rechnet man die Bevölkerung Londons auf $3\frac{1}{2}$ Millionen, so beträgt der Konsum täglich 6 Loth frischen Fisch per Kopf; das ist so viel, als der ganze berliner Fleischkonsum beträgt; und dabei verbraucht London außer seinen 6 Loth Fisch auch noch täglich dreimal mehr Fleisch, als der Berliner. Paris, obwohl noch weit hinter dem Fischkonsum Londons zurück, verpeißt doch täglich wenigstens 2 Loth Fisch per Kopf.

In Deutschland ist der Konsum von frischem Fisch, wie allgemein bekannt, seit Langem so verschwindend gering, daß sich die Zahlenbruchtheile nahezu nicht ausdrücken lassen.

Bedenkt man nun, daß auch für den deutschen Fischer das Meer weit und breit offen daliegt, daß über drei Meilen von der Küste hinaus weder Frankreich noch England das Meer als ihnen allein gehörig betrachten, daß die Nordsee von Fischen wimmelt, und wir mittelst der Dampfer auch, wenn's sein müßte, den Heimtransport der in fernen Gewässern erbeuteten Fische vermitteln könnten; daß wir ferner alle größeren Seestädte durch ein geschlossenes Eisenbahnnetz uns näher gerückt haben; daß wir Telegraphen besitzen, um Bestellungen rasch zu übermitteln oder die Unterbringung und Vertheilung massenhafter Zufuhr zu beschleunigen; bedenkt man dieß Alles, und wirft dahingegen einen Blick auf die Speisekarte unserer Gasthöfe, auf die Winzigkeit unserer Fischmärkte, auf die Resignation, mit der sich der deutsche Hausvater Tag für Tag bei dem Gedanken an einen ledernen Fischbissen den Mund wischt; faßt man diese Wunderlichkeiten zusammen und sagt sich endlich, wie unser Volk sich mit Salzheringen am Leben erhält, die wir auch noch nicht einmal selbst fischen, sondern wofür wir jährlich Millionen an Dänemark, an England, an Holland, an Schweden bezahlen — da schüttelt man denn doch in der That den Kopf über die jämmerliche Dauer so elend beschaffener Verhältnisse.

Gestützt auf die Erfahrungen anderer Nationen entwickelt Herr Sturz nun eine Reihe von Vorschlägen, welche darauf abzielen, auch uns in möglichst rascher Zeit das Versäumte nachholen zu lassen. Da das Interesse jedes Einzelnen hierbei theilhaftig ist, und durch Zusammenwirken am sichersten ein günstiges Ergebnis gewonnen werden kann, so verweisen wir auf die Broschüre selbst. Ihr heißblütiger Ton erhebt die scheinbare Nüchternheit des ganzen Themas zu der Höhe nationaler Bedeutung.

Wir kommen von der Auszehrung auf die zweite Seite der Fischfangfrage, auf die an uns durch andere Nationen verübte Kraftentziehung.

Wenn wir „Gemüseesser“ oder sonstige Sonderlinge wären, die aus irgend einer Schrulle sich von Gottes Gaben nur die mindest schmackhaften aussuchten, so ließe sich zur Noth über unsere unzumuthbare Ernährungsweise streiten, aber unsere freie Wahl rechtfertigte zuletzt das Abgeschmackteste. Wir sind aber durchaus keine Kostverächter. Was mehr ist, wir sind Fischesser par excellence, denn im Konsum von gefalzenen Heringen leisten wir nahezu Unglaubliches. Wenn London allein auch dreimal so viel Heringe als der ganze Zollverein verzehrt, so ist doch unsere Leistung eine weit schwierigere, denn die in London jährlich konsumirten 1225 Millionen Heringe sind frisch, die bis zu uns gelangenden dagegen sind gefalzen. Diesen ganzen Bedarf — kaum sieben Millionen gefalzene Heringe ergibt der preussische Ostseefang — nehmen wir dem Auslande ab. Warum? Weil die Heringzüge nicht zu uns gelangen! Aber die Holländer, die Franzosen fangen ihren Hering ebenso wenig zu Hause, sie suchen ihn nördlich von Schottland, und wo immer er

sich in ihre Netze verirren will. Niemand hindert unsere Fischer, ihn an der Seite der holländischen Heringsskotte zu fangen.

Unter denjenigen Mitteln, welche Herr Sturz, als in andern Ländern mit Erfolg angewandt, zur Hebung des Wallfisch- und Heringfanges empfiehlt, stehen Prämien obenan. Die englische Heringfischerei hob sich von 1809 an durch die vom Parlament dekretirte Prämie. Sie betrug Anfangs 2 Schill. per Faß, wozu noch 3 Schill. Ausfuhrprämie per Faß kam; seit 1826 sogar 4 Schill. Diese Aufmunterung hatte so gute Folgen, daß vier Jahre später die Heringfischerei ohne alle Unterstützung und Prämie selbstständig fortschritt.

In der That hat Friedrich der Große sich schon mit solchen Plänen getragen. Wenigstens ist ein Befehl vom Jahr 1768, der leider nie zur Ausführung kam, vorhanden, ein Befehl, nach welchem auf Staatskosten Wallfischjäger nach Grönland und Spitzbergen ausgerüstet werden sollten, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß wir durch eine friedensbegünstigtere Regierungszeit des großen Preußenkönigs auch von dem fremden Heringsmopol befreit worden wären.

Uneins wie wir waren und geblieben sind, ohne Kopf und Stirn trotz übervollzähliger Glieder, befinden wir uns heute nicht nur in der nämlichen Abhängigkeit von dem feindlichen Auslande wie damals, wir erschöpfen uns auch Jahr für Jahr in immer größeren Tributen für die durch uns selbst verabsäumte Ausbeutung des Meeres; und nun die Forderung an uns herantritt: durch Vereine zu erzwingen, was, in Ermangelung eines Hauptes, doch einmal von keiner Zentralkasse aus beschafft werden wird, nun sehen wir die vor fünfzehn Jahren noch verhältnißmäßig leichte Arbeit zu einer in's Ungeheure erschwerten Aufgabe herangewachsen.

Wie weit wir durch Prämienbewilligung noch im Stande sind, unsere Heringsnachbarn allmählig auszustechen — wenigstens bei uns selbst, als die Käufer — das kann nur eine sehr gründliche Untersuchung aller einschlagenden Beziehungen einigermaßen feststellen. Die Broschüre bietet auch in diesem Betreff das reichste Material. Aber mit weit leichter Mühe, scheint es, können wir jenen andern Betrieb, den wir uns entwinden ließen, zurückerobern, den Wallfischfang. Der Verbrauch von Thran ist in steter Zunahme begriffen, und unter den 185 Millionen Thälern, welche der Zollverein in den letzten sechsundzwanzig Jahren für Seeprodukte aller Art an's Ausland verausgabte, nimmt die Rubrik Thran eine sehr gewichtige Reihe ein.

Nun stehen wir gegen keine der Nationen, welche uns die Erzeugnisse des Wallfischfanges zuführen, im Nachtheil. Die größere Entfernung, welche uns etwa, durch die Nordseefahrt, bei der Ausreise gegen England zurücksetzt, ist nicht mehr erheblich, seit die neuerlich so glänzend bewährte Benützung von Schraubendampfern überhaupt den Wallfischfang mit Segelschiffen überflügelt hat. Unser billiger Schiffsbau, wie die Ostseehäfen ihn bieten, bringt uns aber sogar in namhafter Beziehung in Vortheil. Dennoch beweist der verhältnißmäßig kümmerliche Betrieb des von Hamburg und selbst von dem im Südseehandel besonders rührigen Bremen ausgehenden Wallfischfanges, daß gegen die durch Prämien begünstigten Franzosen und Amerikaner nur mühsam aufzukommen ist, des großen Vorwurfs der Engländer nicht einmal zu gedenken. Es fehlt an nationaler Aufmunterung, an Schutz, an Zusammenhalten vieler.

Man verstehe uns nicht falsch. Es ist nicht auf eine Schutzzöllnerei abgesehen. Der Verfasser selbst bekennet sich zu den Freihandelsprinzipien. Aber wenn man gegen eine künstliche Vertheuerung von Bedarfsgegenständen ist, wie sie uns die Schutzzöllner und ihr Gefolge, die Fabrikproletariat, zumuthen, so braucht man sich noch nicht der Zweckmäßigkeit eines Geldopfers zu verschließen, welches nichts weiter ist als Schulgeld für unsere Seearmee und der Schlüssel zu der großen Vorrathskammer des Meeres, aus welchem wir uns jetzt durch Andere auf unsere Kosten speisen lassen. Sehen wir ein jedes auf den Wallfischfang hinausgehende Schiff

als ein Uebungsschiff für unsere künftige Flotte an — und so in der That betrachtet man ja in Amerika, England und Frankreich diese „männerzüchtende“ Jagdart — und sparen wir dafür lieber an Kadettenschulen und Kommandeursepauletten. Amerika, ohne Kolonien wie wir, fischt alljährlich für 48 Millionen Dollars aus dem Meere, und das mit einem jährlichen Prämienaufwande von nur 340,000 Dollars. England hat seinen Heringhandel durch eine von 1809 bis 1830 bewilligte Prämie so mächtig gehoben, daß es heute ohne alle Prämie fertig wird. Und jetzt eben bietet sich in der unlängst aufgefundenen, und heute schon von Engländern, Amerikanern und Franzosen ausgebeuteten Bank von Rodall ein Feld für unsere neue Thätigkeit, wie es nicht besser gewünscht werden kann.

Ein Beispiel statt vieler zum Schluß, um darzuthun, wie wenig die Bedeutung des Fischfangs in Deutschland begriffen wird. In England, Frankreich und Amerika ist nichts der allgemeinen Förderung gewisser, als die Anlage eines Fischer-

dorfes. Nun, „vor einigen Jahren noch,“ berichtet der Verfasser der Broschüre, „wurde die Anlage eines Fischerdorfes bei Darszerort vom königlichen Fischmeister zu Stralsund bei der Regierung beantragt und abgewiesen — aus Rücksicht für die dortigen Forste und wegen Abneigung gegen kleinere Besitzthümer.“

Oliva.

Von

Ernst Wallraff.

Die Königin des Nordens, das schöne Danzig, hat der freundliche Leser vorlange mit mir bereist. Machen wir eine Wanderung in die Umgebung, die zwei prächtige Aussichtspunkte bietet, wie wir sie nur im Süden, am mittelländischen



Ansicht von Oliva bei Danzig.

Meere oder am adriatischen Meerbusen finden zu können glauben. Auch der Norden hat seine großen Reize, die nicht genug gewürdigt sind. Wir wandeln zum olivaer Thore hinaus durch die herrliche Doppelallee hoher Linden, die ihren Duft, vom Seewinde getragen, weithin senden, und nach einer Stunde sind wir in dem Dorfe Langfuhr angelangt: eine breite Straße mit hübschen, hellangestrichenen Häusern durchschneidet es, während die Nebenstraßen nach den dichtbewaldeten Höhen führen. Mitten im Orte biegen wir ab und steigen zum Johannisberge hinan, der überall, rechts und links, zwischen Buchen, Birken, Kastanien und Nichten reizende Wege zum Spaziergehen und an einzelnen Punkten eine herrliche Aussicht bietet. Vom Gipfel des Berges schweift unser Blick über Danzig, über die Hügel südöstlich nach dem fruchtbaren danziger Werder, links in der Tiefe das anmuthige Jäschenthal, in dem am Johannisabend oft mehr als 20,000 Menschen zu Lust und Heiterkeit versammelt ein Volksfest feiern, und nach Osten viele Meilen weit über das Meer, das hier eine große Bucht bildet, links von

dem sechs Meilen langen Gela begrenzt, auf dessen äußerster Spitze der hohe Leuchthurm steht, rechts im Vordergrund Neufahrwasser und Weichselmünde, und weiter die frische Nehrung bis zu den Hügeln des Samlandes: bei Sonnenuntergang an schönen Sommertagen ein über alle Beschreibung herrlicher Anblick. Nachdem wir unser Auge lange genug an diesem Fernbild geiebt, schreiten wir wieder hinab und haben nach einer Stunde den Marktfleder Oliva erreicht. Am Wege hat uns manches Heiligenbild, ein religiöses Gemälde an diesem und jenem Hause gemahnt, daß wir auf katholischem Boden wandeln.

Am Fuße des Karlsbergs liegt die 1824 aufgehobene, ehemals sehr reiche Cisterzienserabtei Oliva, jetzt die Pfarrkirche des Ortes, die ihren Namen von mons olivarum ableitet. Die große Kirche hat noch nichts von ihrer Pracht verloren: zwei sechseckige Thürme mit eiserner Spitze ragen hoch in die Lüfte. Die Kirche datirt aus dem Jahre 1581 und ist 300 Fuß lang, 100 Fuß breit und 75 Fuß hoch. Das schöne hohe Mittelschiff wird von zwei sehr niedern

Seitenschiffen flankirt — ein Zeichen der Cisterzienserkirche. 24 Altäre verleihen ihr eine ungemeine Großartigkeit, die durch die herrliche Orgel noch erhöht wird. Im Chor hängen die lebensgroßen Bildnisse von sechs Königen von Polen, und fünf Bildnisse pomerellischer Herzoge; das niedliche Kreuzschiff schmückt ein sehr schönes Holzschnitzwerk aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Das durch drei Säulen gestützte und gewölbte Refektorium ist mit den Brustbildern sämtlicher Äbte von 1170 an geziert. Im Friedenssaal neben dem Kreuzgang war 1660 am 3. Mai der Frieden zwischen Schweden und Polen geschlossen, welcher dem langjährigen Krieg im Norden ein Ende machte. Karl Gustav war während der Unterhandlungen gestorben, und der Reiter, welcher in Hochrelief über der Thür angebracht ist, gilt als der schwedische Todesbote. Preußen wurde durch diesen Frieden unabhängig. An die Klosterkirche schließt sich der prachtvolle Park mit dem Schloß der ehemaligen Äbte, deren letzter, Fürst von Hohenzollern, 1831 starb. Leppige Rasen, kleine Seen, hohe Lindenhecken, Wäldchen von Buchen, Tannen und Kastanien bilden ein reizendes Ganze und ein unschätzbareß Juwel des danziger Landes, das die Annehmlichkeiten des Meeres und des Binnenlandes auf so kleinem Raume vereinigt.

Die Brüder Mathieu.

(Fortsetzung.)

Sofort machten sich die Agenten und mehrere Leute aus dem Volke, die als Zuschauer die Magistratspersonen umstanden, an die Arbeit. Während die Einen die Halme entfernten, prüften einige Agenten den Erdgrund des Weges, und zwar mit der Anstrengung und dem Eifer von Spürhunden, obwohl Maire und Friedensrichter während der ganzen Zeit den Procureur von der Nutzlosigkeit der Arbeit zu überzeugen suchten. Der Maire zählte ihm die vielen guten Eigenschaften der Brüder Mathieu und die vielen Wohlthaten auf, welche die Armen der ganzen Gegend sozusagen alltäglich von ihnen erfahren, und war eben daran, auch ihre exemplarische brüderliche Liebe zu erwähnen, als einer der Agenten auf dem Boden knieend ausrief: „Eine Blutspur!“ Der Procureur eilte auf die Stelle zu, während Maire und Friedensrichter einander erstaunt ansahen. Doch faßte sich der Erstere, näherte sich der Blutspur, die sich in der That auf einem Steine des Weges deutlich genug zeigte, und erklärte dem Procureur, daß diese wie die andern Blutspuren rings um das Monument von den in das Blut des Unglücklichen getauchten Sohlen herkommen müsse. „Möglich,“ sagte der Procureur. — „Nicht möglich,“ behauptete rasch der Agent, der die Blutspur gefunden hatte, „das Blut befindet sich unter den Halmen, die darauf niedergetreten wurden, während die Halme selbst nicht im Geringsten vom Blute bedeckt sind. Als man die Halme niedertrat, mußte das Blut schon auf dem Steine gewesen sein, und zwar in getrocknetem Zustande.“ — „Die Halme können auch später niedergebrüht worden sein,“ erklärte der Maire, „nachdem das Volk mit den blutigen Füßen über diesen Weg gelaufen.“ — „Das ist nicht wahrscheinlich,“ entgegnete der Agent; „denn das Volk verlief sich von der Blutlache aus nicht nach der Seite der Farm, sondern nach der entgegengegesetzten des Schlosses, da es der Leiche folgte.“ — Während dieser Diskussion hatte ein anderer Agent einige Schritte weiter eine zweite und halb eine dritte der ersten ganz ähnliche Blutspur entdeckt. Man arbeitete mit größerem Eifer weiter, und siehe da, die Blutspuren führten geraden Weges an den Eingang des Hofes der Farm Mathieu. Die Magistratspersonen, die ihnen gefolgt waren in dem Maße, als sie aufgedeckt wurden, kamen so bis an das Thor der Farm Mathieu. Procureur und Agenten ließen ihre Blicke über den Hofraum schweifen, aber ohne Erfolg, die

Blutspuren waren hier verschwunden. Trotzdem trat Herr van den Hofen mit seinem Gefolge in den Hof, und war eben im Begriffe in das Haus zu gehen, als ihm Herr Jacques Mathieu entgegenkam, und ihn nach höflicher Begrüßung fragte, was ihm zu Diensten stehe. „Wir kamen,“ antwortete der Procureur, nachdem er sich genannt hatte, „unwillkürlich über die Schwelle Ihrer Wohnung, Herr Mathieu, denn eine Blutspur führte uns geraden Weges vom Orte des Verbrechens hieher. Können Sie mir vielleicht eine Erklärung dieses Umstandes geben?“ — „Herr Procureur,“ erwiderte der so Angeredete mit Stolz, „ich bin Jacques Mathieu und dieses hier ist mein Haus.“ — „Herr Mathieu,“ sprach wieder der Procureur im verbindlichsten Tone, „ich frage Sie nur meiner Pflicht gemäß, ob Sie mir diesen höchst auffallenden Umstand erklären können?“ — „Ich kann es nicht!“ antwortete Jacques Mathieu mit Nachdruck. Alles sah nach jener Seite, und Augustin, der Pferdeknecht, trat hervor und sagte: „Herr Procureur und Sie, meine Herren, wenn Sie mir folgen wollen, bin ich gerne bereit, Ihnen die Fortsetzung der Blutspuren zu zeigen. Es thut mir leid, daß ich gestern das Pflaster des Hofes gewaschen und Sie so um das Vergnügen gebracht habe, selber bis an das Ende desselben vorzubringen.“ So sprechend wandte er sich dem Pferdestall zu und die Andern folgten ihm. Er that zwei Schritte über die Schwelle, und auf einen großen Blutfleck am Stallpflaster zeigend, sagte er: „Hier, meine Herren, sehen Sie die Fortsetzung jener Blutspuren.“ — „Und woher kommt dieß Blut?“ fragte Herr van den Hofen. Augustin faßte den Hinterfuß eines Pferdes, das unmittelbar an diesem Fleck stand, hob ihn in die Höhe, und einen Verband ablösend zeigte er auf eine kleine Wunde: „Diesem Hofs haben wir vor wenigen Tagen, wie man das in der heißen Zeit zu thun pflegt, zur Abdrück gelassen; vorgestern habe ich mit diesem Pferde auf dem Felde rechts vom Monumente gearbeitet. Bei der Heimkehr auf dem steinigen Feldwege ist der Verband abgefallen, hat sich die Wunde wieder geöffnet, und daher die Blutspuren, die Sie noch gestern morgen bis in diesen Stall herein hätten verfolgen können.“ So sprechend ließ der Knecht den Fuß los, gab dem Pferde einen Stoß und ging achselzuckend aus dem Stalle. Maire und Friedensrichter waren durch diese Lösung offenbar wie von einem Alpdrücken befreit und sichtbar erzürnt, daß der Procureur trotz der genügenden Erklärung eine Hausdurchsuchung anordnete.

Um kurz zu sein, wollen wir nur sagen, daß man, wie es alle Anwesenden, Bewohner oder Beamte von Waterloo, nicht anders erwarteten, im ganzen Hause und in allen Nebengebäuden nichts fand, das auf die Brüder Mathieu oder irgend einen ihres Gefindes auch nur den Schatten eines Verdachtes hätte werfen können. Ein trauriger Anblick aber wurde den Magistratspersonen nicht erspart. In einer der Stuben lag Marion mit geschlossenen Augen, und unverkennbar sehr krank. An ihrem Bette saß Denis Mathieu gebeugt, wie von einem unendlichen Schmerz niedergebrüht, die Hände vor beide Augen gepreßt. Er bewegte sich nicht, er that auch die Hände nicht von den Augen, als die Magistratspersonen eintraten. Das Krankenbett des jungen Mädchens achtend, zogen sich diese rasch wieder zurück. Draußen im Hofe konnte der Friedensrichter nicht umhin, Herrn van den Hofen an das schmerzzerfüllte Aussehen Denis' zu erinnern: „Sie haben,“ sagte er, „da ein kleines Beispiel, wie die Mitglieder dieser Familie aneinander hängen. So verzweifelt haben Sie, Herr Procureur, wohl noch keinen Onkel am Krankenbette seiner Nichte sitzen sehen. Die Mathieu's sind auch in der ganzen Gegend ihres ungewöhnlich starken Familiengefühls wegen berühmt. Solche Menschen,“ fügte der Friedensrichter mit einem Tone leisen Vorwurfs hinzu, „solche Menschen sind selten Verbrecher, und ich fürchte, daß es die hiesige Bevölkerung der Justiz lange nicht vergeben wird, das Haus Mathieu auch nur einen Augenblick lang verdächtigt zu haben.“

Die Magistrate hatten das Haus kaum verlassen, als sich oben in der Stube Marion in ihrem Bette erhob, die Augen öffnete und sagte: „Ich weiß sehr wohl, wer die Männer waren, die eben durch's Haus gingen und in diese Stube blickten. Es sind die Sendboten der göttlichen Gerechtigkeit! Sie suchen nach den Mördern dessen, den ich geliebt habe und der mich geliebt hat. Ja, ja, Onkel Denis, mich hat er geliebt! Mich, wisse es!“ rief sie mit einer Stimme voll Kraft, die man bei diesem blaffen, kranken, erschöpften Aussehen nicht für möglich gehalten hätte, und die deshalb desto unheimlicher klang. Denis fuhr zusammen und saß zusammengekauert da wie ein Knäuel. Sie hatte die Worte: „Mich hat er geliebt!“ seit der ersten Nachricht von der Ermordung Edouard's wohl schon zehnmal, so oft sie aus ihrem halb bewußtlosen Zustande erwachte, ausgesprochen, sie machten jedesmal die gleiche, niederschmetternde Wirkung auf Denis. Jetzt aber streckte sie noch den Arm aus und rief gebieterisch: „Fort, Onkel Denis, fort von meinem Bette!“ Er stand auf und schwankte, immer die Hände vor dem Gesichte, aus der Stube.

Viertes Kapitel.

Das einfache Kreuz.

Als die Nacht wieder einbrach, erhob sich vor der Stelle des Verbrechens ein kunstloses Kreuz, ungefähr wie es die ersten Missionäre in den Wildnissen mögen ausgerichtet haben; ein einfacher Stab, der das Getreide der Felder ringsumher etwas überragte, und an den nicht ferne der Spitze der kleine Querstab mit einer einfachen Schnur befestigt war. Niemand sah es errichten und Niemand konnte sagen, von wem es errichtet worden; aber warum sollen wir nicht annehmen dürfen, daß die fromme Seele, jene Alte, die an dieser Stelle gebetet und die mit ihren wenigen Pfennigen das Todtengeldlein bezahlte, auch diese fromme That gethan?

Um Mitternacht wurde dieses Kreuz der Mittelpunkt einer eigenthümlichen Versammlung. An seinem Fuße lag eine weiße, kleine, schwächliche Gestalt, die wenige Minuten vorher gleich einem Geiste von der Farm Mathieu hervorgehuscht war. Ungefähr um dieselbe Zeit kam, langsamem Schrittes und gesenkten Hauptes, Cölestine von ihrem Hause herbei. Als sie aus den Kornfeldern heraustrat und die Gestalt am Fuße des Kreuzes liegen sah, fuhr sie einen Schritt zurück, lispelte „Marion“, und blieb ruhig hinter den hohen Aehren stehen. Traurig betrachtete sie das arme Kind, das regungslos am Kreuze lag und dessen Fuß umflammerte. Nur wenn manchmal Marion's Leib wie in Krämpfen zuckte, seufzte die Lauscherin leise auf.

Bald bewegte sich auch etwas vom Schlosse her. Cölestine erkannte im Mondschneie eine höhere und eine kleinere Gestalt, die sich bald deutlicher als die Grafen Welpport Vater und Sohn erkennen ließen. Cölestine schlich an Marion vorüber und stellte sich an das Ende des Raines, über den die Weiden daherkamen, wo dieser auf den Platz des Kreuzes mündete. Als sie sich näherten, machte sie ihnen ein Zeichen des Schweigens, und als sie dem Zeichen folgend leise hervortraten, deutete sie auf Marion und lispelte dem Grafen in's Ohr: „Es ist Marion Mathieu. Sie hat Herrn Conscience geliebt — Herr Conscience hat auch sie geliebt.“

Alfred vernahm auch die Worte, die nur für das Ohr des Vaters bestimmt waren. Die Hände in einander gelegt, sah er durch Thränen auf das Kreuz und auf die Gestalt, die wie vernichtet an dessen Fuße lag, nieder; dann wandte er sich und eilte einige Schritte zurück in den Gang zwischen den Feldern, und wenn Marion nicht so tief in ihr Elend versunken gewesen wäre, sie hätte ihn ebenso wie seinen Vater und wie Cölestine schluchzen hören.

Cölestine nahm den Grafen am Arm und führte ihn ebenfalls desselben Weges zurück. Fern genug vom Kreuze, daß ihre gedämpfte Stimme dort nicht gehört werden konnte, sagte sie zum Grafen: „Herr Graf, Sie haben das unglück-

selige Geschöpf gesehen. Marion ist rein wie ein Engel, und doch gibt es heute auf Erden vielleicht kein elenderes Wesen als sie. Herr Graf, was Sie immer denken, welchen Verdacht Sie immer haben mögen, sprechen Sie Ihre Gedanken nicht aus, haben Sie Erbarmen mit dem Kinde, das den Todten geliebt hat. Ueberlassen Sie die Rache dem unsichtbaren Richter und rufen Sie nicht die irdischen Gerichte an. Rachen Sie Marion nicht zur Rache oder vielleicht zur Tochter eines Hingerichteten.“

Der Graf sah Cölestine in's Gesicht und erschrak über den Ernst, ja die unendliche Trauer, die es bedeckte. Cölestine war in diesen zwei Tagen um Jahre gealtert. Sie bemerkte den Schreden, den ihr Anblick dem Grafen einflößte, und schmerzlich lächelnd sagte sie: „Ja, Herr Graf, ich habe auch viel verloren, vielleicht so viel als Sie und Alfred. Doch werde ich schweigen — und ich bin die Einzige, die mit furchtbarer Anklage auftreten könnte. Niemand kennt die Gründe dieser That, Niemand als ich und die Thäter. Aber da ich trotzdem schweigen werde, so lassen auch Sie von Verfolgung ab um Marion willen.“ Der Graf streichelte gerührt ihren Scheitel: „Du bist ein gutes Mädchen,“ sagte er. „Du wirst jetzt sehr einsam sein, komm' zu uns in's Haus, wo Du mit Trauernden trauern kannst.“ Cölestine schüttelte den Kopf. „Mein Platz,“ sagte sie, „ist nun dort bei dieser. Gehen Sie jetzt, Herr Graf, und lassen Sie mich mit Marion allein, daß ich sie aufrichte und nach Hause bringe.“ Der Graf gehorchte, und nach einiger Zeit sah er von einer kleinen Anhöhe, wie die beiden Mädchen, die Eine auf die Andere gestützt, der Farm Mathieu entgegen gingen.

Cölestine's Barmherzigkeit und ihre Bitten schienen vergebens, obwohl der Graf aus Rücksicht für das unschuldige Kind darauf eingegangen war. In dieser selben Stunde war der Verhaftsbefehl, lautend auf die beiden Brüder Mathieu und den Pferdbedienten Augustin Feldmann, bereits unterzeichnet. Der königliche Procureur, als er des Morgens in die Stadt zurückkehrte, sprach seine Absicht, die Genannten verhaften zu lassen, gegen Maire und Friedensrichter unverhohlen aus. Die Weiden zeigten sich darüber im höchsten Grade entrüstet, und ihre Entrüstung theilte sich bald dem ganzen Orte mit, der in wahrhafte Aufregung gerieth. Es bildeten sich überall Gruppen, man diskutirte, man wagte selbst Ausfälle gegen die Justiz. Es werde sich, hieß es, die Unschuld der Brüder Mathieu unschulbar herausstellen. Aber der Schandfleck, einmal auf solchen Verdacht hin verhaftet gewesen zu sein, werde doch immer am Namen der ehrenvollen Männer haften. Man begriff nicht, wie der königliche Procureur nur auf den Gedanken kommen konnte, solche Männer zu verdächtigen. Die Sache sei klar, die abhanden gekommene Uhr sei ein sprechender Beweis, daß der Mord ein Raubmord sei, und einen Raubmord werde man doch den reichen und ehrenwerthen Mathieu nicht in die Schuhe schieben wollen? Und wenn nicht dieses, welches andere Motiv zur That sollten sie gehabt haben? Der Procureur sah die Aufregung, wurde schwankend, und gab endlich die Idee der augenblicklichen Verhaftung auf. Cölestine wurde noch vorgeladen, und da sie beim Verhöre aus ihrer Liebe für den Todten kein Geht machte, ihrer Klage freien Lauf ließ, aber doch nicht das Geringste äußerte, was eine Anklage begründen konnte, so entschloß sich der Procureur, sich mit den in solchem Falle gebotenen polizeilichen Vorsichtsmaßregeln und Instruktionen zu begnügen, und die Sache für jetzt, ehe nicht andere Anzeichen hinzukommen, auf sich beruhen zu lassen, und noch diesen Abend nach Brüssel zurückzugehen.

Der Engländer war von den Autoritäten ersucht worden, seine Abreise bis zur Beendigung wenigstens der Voruntersuchungen aufzuschieben. Er zeigte sich bereitwillig; um aber die Zeit in Waterloo auf eine ihm angenehme Weise zu verbringen, holte er aus seinem Reisegepäck die Angelinstrummente hervor, wanderte vor den Fledern hinaus und blieb am ersten Wasser, dem er begegnete, regungslos sitzen. Es

war dieß ein Kanal, wie Belgien ihrer so viele besitzt. Vor einer der Schleusen, an der sich ein weites, ruhiges Bassin ausbreitete, konnte man ihn die zwei Tage in jener starren Ruhe sitzen sehen, die man bei dieser Beschäftigung in allen Ländern Europas an seinen Landsleuten bewundert. Selbst das Essen mußte ihm aus dem Gasthause hinausgeschickt werden, damit sein Vergnügen keine Unterbrechung leide. Erst nach Sonnenuntergang des ersten Tages kehrte er in die Stadt und in's Gasthaus zurück; am zweiten Tage kam er etwas früher, und diesmal von einer großen Menge Volkes begleitet, das ihn nicht in's Gasthaus, sondern vor die Wohnung des Maire, in welcher der Procureur abgestiegen war, drängte. An seiner Schulter hoch aufgerichtet trug er die Stange, und am Ende der Leine, die um die Stange verwickelt war, am Angelhaken selbst, hing ein Gegenstand, der

nicht ein Fisch sein mußte, da ein Fisch an der Angel schwerlich so große Aufmerksamkeit erregt, so großen Aufruhr hervorgebracht und so viele deutende Finger auf sich gelenkt hätte. An der Angel hing eine goldene Taschenuhr mit Kette und Siegel, und als man diese vor dem Hause des Maire von der Angel loslöste, sah man, daß in das Siegel die beiden Buchstaben E. C. eingravirt waren. Der Engländer hatte diese Uhr anstatt eines Fisches aus dem Kanal gezogen; kein Zweifel mehr, daß jener Mord kein Raubmord gewesen, daß dem Unglücklichen seine Uhr nur genommen worden, um das Verbrechen zu einem Raubmorde zu stempeln und den Verdacht abzulenken. Diese Ueberzeugung stand in der Menge fest, bevor sie vor der Mairie angekommen. Wie sollte sie der Procureur nicht zur seinigen machen, da er das Siegel mit den Anfangsbuchstaben des Namens Edouard



Die kranke Marion.

Conscience in Händen hielt; Maire und Friedensrichter wagten keinen Widerspruch mehr, als er den Verhaftsbefehl unterzeichnete.

Als Marion von Célestine geführt an der Farm Mathieu anlangte, jagte eben ein großer, schwarzer, geschlossener Wagen dahin. Rechts und links am Schlage des Wagens galoppirten zwei berittene Gendarmen. Marion erhob bei diesem Anblick beide Arme gen Himmel und sank dann bewußtlos auf den Boden hin. Célestine hob sie auf und trug sie wie ein Kind auf den Armen in's Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Giuseppe Garibaldi.

Von

Alfred Meigner.

Kein Mann aus dem Volke erfreut sich in neuerer Zeit einer größeren Popularität als Garibaldi. Von der Zeit an, als er auf eigene Faust auf die Eroberung von Sizilien und Neapel losging, und das Königreich der Bourbonen dem König von Italien zu Füßen legte, ist er der gefeierte Held des Tages geworden — nicht nur in Europa, sondern selbst jenseits des Ozeans.

Ueber die italienische Bewegung und die italienische Politik der letzten Jahre kann man verschiedener Ansicht sein,



Garibaldi im Gefängniß von Spezia.

je nach der politischen Anschauungsweise; aber Freunde und Geyner Garibaldis werden in dem Lob seiner antiken Einfachheit, seiner humanen Leutseligkeit und seiner seltenen Uneigennützigkeit übereinstimmen. Es gibt gewiß Viele, welche sein revolutionäres Vorgehen nicht bloß vom Standpunkt des positiven Rechts, sondern auch von demjenigen der politischen Klugheit tadeln; aber Jedermann, der ohne partielle Voreingenommenheit ihn beurtheilen will, muß zugeben, daß er nur im Dienste einer von ihm für heilig gehaltenen Idee gekämpft hat und jetzt dafür leidet.

Garibaldi ist kein Schwärmer in der Weise Mazzini's, er hat nie geheime Gesellschaften gestiftet, nie den Dold gewetzt zum Mordmord, nie in dem erborgten Gewande eines Mönchs oder Bettlers konspirirt; immer ging er offen, hochgetragenen Hauptes und heitern Mutes zu Werke. In Amerika hat er sich mit seinem tapfern Weibe in redlicher Thätigkeit ernährt. Als der Tag der Befreiung seines Vaterlandes gekommen schien, eilte er über den Ocean nach Italien und wirkte durch Wort und That für seine Befreiung. Mit einem Heer, dem an Zahl, Disziplin und Kriegsmitteln aller Art das französische Expeditionsgeschwader weit überlegen war, das zu Gunsten des Papstes Rom belagerte, leistete Garibaldi geraume Zeit einen Widerstand, auf den sich die Belagerer nicht gefaßt gemacht hatten. Endlich mußte er freilich der Uebermacht weichen, allein sein Rückzug war ein wohlgeordneter, und sorgte er zuerst für seine Mitkämpfer, bevor er an die eigene Sicherheit dachte. Fast wäre er mit seiner treuen Gattin den verfolgenden Feinden in die Hände gefallen; sie standen dicht hinter ihnen, und vor ihnen wälzte der Po seine wilden Wogen daher, der keine Miene machte, seine Wasser zu theilen, damit die Verfolgten trockenen Fußes weiter ziehen konnten, wie die Kinder Israel durch das rothe Meer. Garibaldi warf sich mit seiner gesegneten Frau in den Strom, und glücklich erreichten sie, von den Angeln der Nachsejenden vergeblich verfolgt, schwimmend das jenseitige Ufer. Sie waren gerettet. — Bald aber verlor Garibaldi die treue Lebensgefährtin; die Strapazen, die sie an der Seite ihres Gemahls ausgehalten hatte, waren die Ursache einer tödlichen Krankheit geworden.

Garibaldi mußte nun wieder das Brod der Fremde essen. Er suchte sich dasselbe durch fleißige Arbeit zu verdienen. Lange wußte man nichts Sicheres mehr von ihm; ja es hieß sogar, er sei im Po auf seiner Flucht ertrunken. Aber im letzten italienischen Kriege tauchte er wieder auf, wo er bekanntlich an der Spitze eines fliegenden Korps gegen die Oesterreicher kämpfte. — Erst nach diesem Kriege jedoch beginnt die Glanzzeit des Mannes. In einer sternhellen Nacht schiffte sich Garibaldi mit einer kleinen Schaar von Waffen-gefährten in Genua ein und fährt nach den sizilianischen Gestaden. Er hat kein Geheimniß daraus gemacht, daß er Sizilien erobern will. Die Regierung von Neapel weiß es; sie hat Anstalten getroffen, die Landung des unwillkommenen Gastes zu verhindern. Vergeblich; die kleine Flotte des Privatmannes spottet den Seerüstungen des Königs von Neapel; siegreich steigt er mit den Seinen an das Land; die Dörfer und kleinen Städte empfangen ihn mit Jubel, und nicht lange steht es an, so zieht er triumphirend in Palermo ein und feiert mit den Bewohnern das heiterreligiöse Fest der heiligen Rosalia. In der Kirche segnet ihn der Bischof; auf dem Stadthause empfängt er die Huldigungen des Volkes.

Dann geht's weiter. Messina wird eingenommen; weder Scylla noch Charybdis werden für den wunderbaren Mann gefährlich. Er landet im Neapolitanischen, die Sympathie des Volkes empfängt ihn und bahnt ihm den Weg in die Hauptstadt. Ohne bewaffnete Macht, ohne irgend ein nennenswerthes Gefolge macht der Furchtlose in seinem rothen Hemd, das Tuch leicht um den Hals geschlungen, einen Versuch in der Residenz. Die Arme, die ihn greifen sollen, winken ihm freudigen Empfang zu. Ueberall Jauchzen, Vivatrußen, Lärmschwenken, beläunte Häuser und Paläste.

Bei so unzweideutigen Kundgebungen verließ König

Franz II. mit seinen Getreuen die Residenz, ohne indeß die Hoffnung auf eine baldige Rückkehr aufzugeben. Inzwischen huldigten aber Neapel und Sizilien Viktor Emmanuel, „dem König von Italien“. Franz II. mußte sich nach Gaeta zurückziehen und suchte sich hier noch einige Zeit zu halten. Endlich mußte er die Festung an die sardinischen Truppen übergeben.

Nachdem nun Italien, mit Ausnahme von Rom und Venedig, zu einem einheitlichen Königreich umgewandelt war, trat Garibaldi in das Privatleben, und widmete sich auf Caprera in anspruchloser Einsamkeit der ländlichen Beschäftigung, ohne indeß die Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten aus dem Auge zu verlieren. Der römischen Frage hatte sich inzwischen die Diplomatie bemächtigt, aber nach wie vor blieb die Sache resultatlos. Garibaldi ging die Geduld aus. Wieder landete er mit einer kleinen Schaar auf Sizilien, setzte von da in's Neapolitanische über, um von hier nach Rom zu marschiren. „Rom oder Tod!“ das war die Losung, die er auf seine Fahne geschrieben hatte. Die Regierung des Königs von Italien setzte sich dem Unternehmen mit bewaffneter Macht entgegen, während zugleich auch Frankreich gegen die Absicht Garibaldi's militärische Vorkehrungen traf. Die Umzingelung der Schaar Garibaldi's von den Regierungstruppen, seine Verwundung und Gefangennahme sind bekannt.

Die Kugel, die so lange die Ansichten der Aerzte theilte, ist aus der Wunde genommen, aber sein Zustand ist noch immer nicht viel besser. Er ist aus Spezia inzwischen nach Pisa gebracht, hofft aber bald nach Caprera zurückkehren zu können.

Die Brüder Mathieu.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Veränderungen.

Man erzählte, daß, als die drei Verhafteten in den Wagen stiegen, Augustin, der Pferdebefechter, das Gesinde, welches sich im Hofe versammelt hatte, angerebet habe. Er forderte die Knechte und Mägde auf, nichts in der Wirtschaft zu vernachlässigen, das Vieh gut zu versorgen, und die Ernte zu einem guten Ende zu bringen, dann sagte er: „Eure beiden Herren werden bald wieder zurückkehren, das verspreche ich euch, wenn auch vielleicht ohne mich.“

Aber Tage vergingen und die Brüder Mathieu lehrten nicht zurück, auch schienen die Worte Augustin's auf das Gesinde keinen großen Eindruck gemacht zu haben. Viele der Knechte und Mägde verließen sich, weil sie in dem Hause nicht mehr dienen wollten, und andere Diener waren in dem Momente schwer auszutreiben. Ein alter Vetter, der herbeigekommen war, um die Interessen der abwesenden Brüder wahrzunehmen, und der auch vom Gerichte als ihr Vertreter in der Verwaltung des Gutes anerkannt wurde, war nicht im Stande, das Wesen so, wie es bisher gewesen, fortzuführen. Er sah sich gezwungen einen Theil des Viehstandes zu verkaufen, überhaupt Alles zu thun, was Arbeitssträfe ersparte, da es an diesen immer mehr mangelte. Die Ernte kam heran, auf allen Feldern regte sich die größte Vertriebsamkeit, nur auf denen der Mathieu's war es stille, viele Frucht konnte erst spät, viele nur verdorben heimgebracht werden. Der Leser ersieht daraus, wie rasch sich die öffentliche Meinung seit Auffindung der Taschenuhr Edouard's und seit der Verhaftung gegen die Mathieu gewendet hatte. Selbst das alte, massive Haus hatte jetzt, so redete man sich ein, ein unfreundliches Aussehen. Man ging nicht gerne daran vorüber, man machte einen Umweg, um ihm auszuweichen. Es sah in der That auch anders aus als ehemals; das Auge,

arbeitsame Leben war aus diesen Räumen verschwunden, und sie blickten um so einsamer und so öder, je weitläufiger sie waren. Sonst schollen um diese Zeit die Melodien unzähliger Drecksflegel aus den Scheuern, und klangen auf den abgemähten Feldern rings um die Meierei die großen und kleinen Gloden der Rinder- und Schafheerden. Jetzt hörte man den traurigen Takt höchstens zweier Drescher, und irrten auf den Feldern die kleinen Ueberreste der Heerde zerstreut umher. Es war, in der That, als wäre ein Fluch auf dieses Haus herabgefallen; das Schöne, das Mitleideinsflößende, das es beherbergte, war unsichtbar. In einer Seitenstube des ersten Stockwerkes wohnten wie zwei trauernde Wittwen oder wie Anachoretinnen Marion und Cölestine.

Aber nicht nur hier hatte sich Vieles verändert, auch das kleine Häuschen gewährte jetzt einen andern Anblick. Das grüne Fenster war zwar wieder geöffnet, aber anstatt des lebenden schönen Mädchentopfes sah jetzt das braune, schnurrbärtige Gesicht des alten Veteranen, den Cölestine aus Brüssel herbeigerufen hatte, daß er sein Amt selbst übernehme, vertrieben und gelangweilt über die Ebene hin, und anstatt des holden Geplauders und des frischen Gelächters, das sonst hier herausfoll, stiegen jetzt Rauchwolken aus der Thonpfeife des Invaliden auf.

Im Schlosse beeilte man sich, gleich nach dem Begräbnisse Edouard's, dem Rathe des Arztes folgend, welcher für Alfred eine rasche Veränderung zuträglich hielt, aufzubrechen und früher als sonst in die Stadt zurückzukehren. Die grauen Jalousien waren verschlossen; die Wetterfahnen auf den Thürmchen schrilten im Winde, der über die Stoppelfelder fuhr, und sämtliche drei Häuser, die wir Eingangs dieser Erzählung als die glücklichen bezeichneten, blickten jedes in anderer Art, das eine gespenstisch, das andere vertrieben, das dritte traurig, auf das einfache Kreuz, welches jetzt, da die hohen Saaten gefallen waren, hoch, einsam und mager aus der Ebene hervorragte und im Herbstwinde zitterte.

Plötzlich verbreitete sich durch Waterloo die Nachricht, daß sich Augustin, der Pferdeknecht, im Gefängnisse erhängt. Er hatte Tags vorher ausgesagt, daß er allerdings Edouard Conscience ermordet habe, und zwar nur, um sich in den Besitz seiner schönen Uhr zu setzen, obwohl er diese nach der That aus Furcht, daß sie ihn verrathen könne, in den Kanal geworfen.

Kein Mensch in Waterloo glaubte diese Aussage; man kannte das Verhältniß des Pferdeknechtes zu den Brüdern Mathieu zu genau, um ihr Glauben zu schenken; man wußte, daß Augustin, wenn er Lust nach einer solchen Uhr verspürte, es nur seinem Herrn sagen durfte; man wußte, daß es nur von ihm abhing, daß er als Knecht bei den Pferden im Stalle, und nicht mit seinen Milchbrüdern wie ein Bruder im Hause lebte. Namenlich Denis Mathieu versagte ihm nichts, der an ihm hing wie er selbst an Denis. Man wußte ferner, daß Augustin im Stande war, für Denis sein Leben hinzugeben. Man wußte das von der brüsseler Revolution her, welche Beide als junge Leute unter dem Zuzug vom Lande her mitnahmen. Augustin stürzte sich damals mitten in einen Haufen holländischer Soldaten, um Denis, der von ihnen umgeben war, mit außerordentlicher Tapferkeit herauszuheben, und stellte sich mitten im Kugelhagen immer vor ihn, um ihn mit seinem Leibe zu bedecken. Daß er sich nun für den Mörder Edouard's ausgab, daß er für eine That eintrat, zu der man keine Gründe finden konnte, galt den Einwohnern Waterloos für einen Beweis, daß Denis der Mörder war. Aber die Advokaten der Brüder Mathieu schienen in Brüssel, wo man Personen und Verhältnisse nicht kannte, den Tod Augustin's gut benützt zu haben, und bald darauf erschienen sie wieder in ihrer Farn, entlasten wegen Mangels an Beweisen.

In der Nacht traten sie leise in ihr Haus, und erst am andern Morgen merkte der Rest des Gefindes, daß die Herren wieder da waren. Jacques Mathieu ging schweigend durch das Haus, durch Stallungen und Scheunen, betrach-

tete den Verfall des Hauswesens, ohne zu fragen, ohne irgend eine Bemerkung zu machen. Anders war es mit Denis. Dieser schien im Gefängnisse sein ganzes Wesen verändert zu haben. Er trat lärmend auf, redete Jedermann an, und erzürnte sich sofort mit dem Vetter, der das Gut indessen verwaltet hatte, als mit einem nachlässigen Bevollmächtigten. Er wollte nichts von Entschuldigungen hören, schrie und sprach laut, als ob er die Aufmerksamkeit des ganzen Gefindes und der Nachbarschaft auf seine Anwesenheit lenken wollte. Ebenso wie er mit dem Einen böse, war er mit dem Andern ungewöhnlich freundschaftlich; er that, was er früher nie gethan hatte, er scherzte und lachte laut, und machte selbst einige Spässe über das Gefängniß.

Ähnlich benahmen sich die Brüder den Kindern gegenüber. Jacques Mathieu setzte sich an den Frühstückstisch und ließ, wie ehemals, die Kinder herabrufen; als die beiden jüngeren eintraten, schloß er sie schweigend in seine Arme, als aber Marion, die erst durch den Diener von der Anwesenheit des Vaters erfuhr, zur Thüre hereinschwankte, erhob er erschrocken die eine Hand, während er sich mit der andern an seinem Stuhle festhielt. Marion sah in der That schlecht genug aus, um einen heimkehrenden Vater zu erschrecken, und das Gemisch von Freude und Angst, das sich bei ihrem Eintreten auf ihrem blassen Gesichte malte, und das sich auch in einem krampfhaften Zittern des ganzen Körpers ausdrückte, erhöhte noch das Krankhafte und Barmhertigkeitswerthe der ganzen rührenden Erscheinung. Ihre Wangen waren eingefallen, und ihre dunklen Augen erschienen in dem abgemagerten Gesichte noch größer als ehemals. Jacques war unfähig, ihr einen Schritt entgegen zu thun, und als sie an seine Brust sank, drückte er einen Kuß auf ihren Scheitel, der in demselben Augenblicke von Thränen überschwemmt war. Dann setzte er sie neben sich und hielt ihre Hand in der seinigen, ohne daß Vater und Kinder ein Wort gesprochen hätten. Erst als Denis eintrat, wurde es lebendiger. Er küßte die Kinder mit einer stürmischen Hast, auch Marion, bei der er that, als ob er ihr Sträuben gegen seine Umarmung nicht bemerkte, indem er ihr, während er sie auf die Stirne küßte, wie unwillkürlich beide Arme, die ihn abwehren wollten, herabdrückte. Er sprach viel und scherzte mit den Kindern, was diese, an dergleichen von ihm nicht gewohnt, mit Staunen aufnahmen, indem sie einander mit großen Augen ansahen. Sein hastiges Wesen, mit dem er Denis und Jenes angriff, die Beweglichkeit, die ihm sonst so sehr abgegangen war, und von Zeit zu Zeit ein lautes Gelächter, das er bald über das Geringfügigste, bald ohne alle Ursache erschallen ließ, erfüllte sie sichtbar mit großer Angst, und dieß um so mehr, als dieses Benehmen so sehr von der Schweigsamkeit und Trauer des Vaters abwich. Es schien übrigens auch Denis am Familientische nicht wohl zu sein, und es war, als ob er die erste Gelegenheit sich zu erheben ergriffe, als er aufsprang, um einem Knechte, den er im Hof erblickte, etwas zu sagen. Draußen angekommen, vergaß er den Knecht und starrte einer Person nach, die eben, mit einem Bündel unter dem Arm, an der Hofmauer vorsichtig dahinschlüpfte, als ob sie von dem Zimmer aus, in dem gerührt wurde, auf ihrer Flucht nicht bemerkt werden wollte. Es war Cölestine. Als sie plötzlich Denis Mathieu in ihrer Nähe und sich von ihm bemerkt sah, hielt sie einen Augenblick inne, wie unfähig, ihre Flucht fortzusetzen. Denis schien eben so unfähig, sie zu verfolgen; aber als sich Cölestine doch aufraffte und plötzlich weiter eilte, erwachte er aus seiner Erstarrung und flog ihr eben so rasch nach, als sie von ihm eilte. Er gab seine Verfolgung nicht auf, bis er an der Thüre des kleinen Häuschens stand, auf deren Schwelle Cölestine hochaufathmend inne hielt.

„Warum stehen Sie so vor mir, Mademoiselle Cölestine?“ fragte er mit einem Ruthe, den er einem weiblichen Geschöpfe gegenüber sonst nie gezeigt hatte. — Cölestine antwortete nicht und er fuhr fort: „Ich habe Ihnen etwas zu sagen, was ich seit mehr als einem Jahre auf dem Her-

zen habe." Celestine wandte sich, um in das Innere des Hauses zu gehen. "Bleiben Sie," rief er wieder dringender als vorher, "das Gericht hat uns ja frei gelassen — ich bin kein Mörder." In demselben Augenblicke fiel die Thüre zu und wurde von innen ein Riegel vorgeschoben, und gleich darauf öffnete sich das Fenster, und erschien hinter den verwelkten Blumen das braune Gesicht des alten Veteranen, das mit zusammengezogenen Augenbrauen düster auf Denis Mathieu und dann von ihm auf das ferne Kreuz blickte, als ob er auch seine Blicke dahin lenken wollte. Denis Mathieu verlor mit einem Male den Muth, mit dem er das Mädchen verfolgt hatte, und ging mit immer rascher werdenden Schritten nach der Farm zurück.

Er blieb, wie er aus dem Gefängnisse zurückgekommen war; Jedermann bemerkte die gewaltige Veränderung. Während Jacques Mathieu, der ältere Bruder, ehemals der Leutselige, der Jedermann freundlich anredete, jetzt die Gesellschaft der Menschen scheute und die Schwelle seines Hauses kaum überschritt, mückte sich der ehemals menschenfreundliche Denis überall in die Gesellschaft. Wo er zwei, drei Menschen in der Straße, auf dem Felde, vor einer Schenke zusammenfand, sogleich näherte er sich, um ein Gespräch anzuknüpfen. Er war jetzt weniger zu Hause als auswärts, und selbst daheim verbrachte er ganze Stunden vor der Thüre des Hauses, um jeden Vorübergehenden anzusprechen. Bald bemerkte man, daß er, ehemals der Häuslichkeit aller unverheiratheten Männer der Gegend, ganze Nächte, ja oft die Tage in den Schenken, wenn auch nicht Waterloo, doch der ferneren Umgebung verbrachte. Wenn er nach Brüssel auf den Markt ging, kehrte er oft erst nach zwei oder drei Tagen zurück. All' dieses Neue und Ungewohnte an den Brüdern Mathieu verstärkte im Sinne ihrer Mitbürger den Verdacht, der auf ihnen lastete, und wie man am zweiten Tage nach dem Morde die Justiz zu großen Mißtrauens anklagte, so machte man ihr jetzt das Gegentheil zum Vorwurf. Es hieß übrigens, daß die göttliche Gerechtigkeit die Strafe übernommen habe. Im Innern des Hauses Mathieu sollte es sehr traurig aussehen, die Brüder hatten zwar nach ihrer Heimkehr die Lücken ihres Viehstandes durch Ankäufe wieder ausgefüllt, das Gefinde war durch Anwerbung neuer Leute, die man gut bezahlte, wieder vervollständigt; die Verluste, die man bei der Vernachlässigung der Ernte, überhaupt bei der Verwirrung, die im Haushalte nach der Verhaftung eintrat, erlitt, waren bei der großen Wohlhabenheit der Brüder nur gering anzuschlagen. Trotzdem wollte es, wie man erzählte und wie das Gefinde bestätigte, im Innern nicht recht vorwärts. Denis war oft abwesend, und Jacques, wenn er den Verfall des Hauswesens merkte, zuckte nur traurig die Achsel, und schien sich über diesen Zustand, als eine unbedeutende Nebensache, wenig zu härmern. Ebenso nahm er es leicht, wenn er bei seinen Dienern, was jetzt oft vorkam, Widerspruch oder Ungehorsam fand. Zu All' dem kam, daß man fortwährend eine Kranke im Hause hatte. Marion sickte dahin trotz aller Aerzte, die man herbeirief, und die für ihre Krankheit vergebens nach einem Namen suchten.

Alles das machte, daß man sich von dem Hause der Brüder Mathieu ferne hielt, obwohl diese alles Mögliche thaten, um das alte Wohlwollen wieder zu gewinnen. Niemand war so rasch bereit, den Nachbarn mit aller Hülfe beizuspringen, wie sie. Die Armen bezogen von ihnen mehr als je, und wo es irgend eine öffentliche Wohlthätigkeit betraf, standen sie immer mit großen Summen an der Spitze. Je mehr sie der Art thaten, desto mehr Beweise lieferten sie dem Sinne der Menschen nach von ihrer Schuld, und als Denis Mathieu, den die Einheimischen flohen, in den Schenken solche Bekanntschaften machte, denen es genügte, daß er ihre Zechen zahlte, und als nach und nach mehrere dieser Bekannten in der Farm heimlich wurden, fand man, daß er sich jetzt in der ihm natürlichen Gesellschaft befinde.

So verging der Winter, so kam der Frühling heran, und die Saaten begannen wieder zu sprossen und am Kreuze

hinaufzuwachsen, als ob sie es, das so traurig mahnend in die Gegend sah, bedecken, und damit nach und nach die Erinnerung an die schauerhafte That verschleiern wollten.

Nach auf dem Grabe Edouard's wuchs Gras; bald aber auch Blumen, welche in stiller Frühlingsnacht zwei Mädchen rings um den Marmorstein pflanzten, den Graf Belpont auf den Hügel hatte setzen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Dettler.

Von

Dr. Joh. Gehr.

Für eine Idee mit der Feder zu kämpfen, jahrelang, auf ungünstigem Terrain, zunächst ohne praktischen Erfolg, ohne namhafte Stütze, dagegen von allen Seiten angegriffen, offen und hinterlistig — so zu kämpfen bloß um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen, und in diesem geistigen Kampfe unerschütterlich fest auf Seiten der guten Sache, wie gesagt, jahrelang stehen zu bleiben, das ist ein Beweis einer Tapferkeit, die ohne Frage weit höher anzuschlagen ist, als diejenige, welche den blutigen Säbel in nerviger Faust wild in die Feinde hineinwettert. Eine solche hiebste Tapferkeit hat ein deutscher Zeitungsschreiber bewiesen, dessen Name Friedrich Dettler ist.

Friedrich Dettler wurde am 9. April 1809 zu Mehren, einem Dorfe in der Grafschaft Schaumburg, geboren, der Sohn eines schlichten Müllers. Bis zu seinem 16. Lebensjahre genoß er den Unterricht auf der Dorfschule. Da der Knabe außerordentliche Fähigkeiten zeigte, so beschloßen die Eltern, ihn studiren zu lassen. In seinem 17. Lebensjahre kam er auf das Gymnasium zu Hildesheim. Hier lag er seinen Studien mit beharrlichem Fleiße ob, wenngleich damals schon bei ihm jene Kränklichkeit, namentlich eine hartnäckige Heiserkeit zu Tage trat, welche die schlimme Begleiterin seines Lebens blieb, und in den letzten Jahren zu ernstern Besorgnissen Veranlassung gab. Hundert Andere würden, wenn sie der Krankheit auch nicht erlegen wären, durch dieselbe in ihrem geistigen Streben erlahmt, in ihrem Manneswirken kampfunfähig gemacht worden sein. Bei Dettler siegte aber eine wunderbare Kraft des Willens über das körperliche Leiden; in seinen Studienjahren so wenig wie in seinem thatkräftigen Mannesalter ließ er den Schmerz des Körpers über die Energie seines thatkräftigen Geistes Meister werden. Das war aber auch nur möglich bei einer äußerst nüchternen und regelmäßigen Lebensführung, die Alles ausschloß, was wir verwöhnte Menschenkinder Lebensgenuß nennen.

Zu Ostern 1831 bezog Dettler die Universität Marburg, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Unter seinen Mitbüchern treffen wir hier auch Dingelstedt, mit dem er mit noch mehreren Genossen einen „Literarischen Verein“ gründete, auf dessen Anregung eine längere poetische „Aufgabe“, „Der sterbende Jüngling“ (abgedruckt im Hessischen Album von 1836), von ihm allein auf befriedigende Weise gelöst wurde. Von nun an lebte Dettler ausschließlich seinen Rechtsstudien. Nach gut bestandener Fakultäts- und Staatsprüfung trat er im Frühjahr 1835 zu Kassel in den Vorbereitungsdienst ein; zuerst wurde er Rechtspraktikant am Stadtgericht, dann am Obergericht. Wieder fand er sich hier mit Dingelstedt und andern Schöngeltern zusammen. In diese Zeit fällt auch seine erste Bekanntschaft mit Heinrich Roenigk, mit dem er später durch politische Freundschaft in gemeinsamen Kämpfen verbündet blieb. Damals waltete Hassenpflug noch in seiner ersten Periode als Minister in Kurhessen und machte den Versuch, Dettler für seine Absichten zu gewinnen, aber vergeblich, an seiner Charakterstärke scheiterte jeder Verführungsversuch. Von nun an galt Dettler als eine „verdächtige“ Persönlichkeit, und als er im Jahr 1837 um eine Anwaltsstelle sich bemühte, erklärte ihm Hassenpflug

rundweg, „daß er ihn nicht zum Anwalt machen werde“. Erst nach Hassenpflug's Abtreten wurde Dettter seinem Wunsche entsprechend zum Anwalte bestellt, jedoch auch jetzt nur „provisorisch“, d. h. auf beliebigen Widerruf.

Nahm Dettter an den politischen Kämpfen der damaligen Periode auch keinen offenen Antheil, so blieb seine Thätigkeit in der Hauptstadt Kurheffens doch nicht ohne Bedeutung. Von ihm ging die Gründung der „Abendunterhaltung“ oder, wie sie das Publikum nannte, der „Dettterei“ aus, in welcher die künstlerischen, literarischen und sozialen Bestrebungen der Gebildeten ihren Mittelpunkt fanden, und die eine nicht zu

unterschätzende Wichtigkeit für das gesellige und ästhetische Leben der Stadt gewann. Daneben vernachlässigte er seine Rechtsstudien nicht, im Gegentheil erwarb er sich durch wissenschaftliche Arbeiten den auch von den Gegnern nie bestrittenen Ruf eines guten Juristen.

Erst mit dem Jahr 1848 beginnt die Periode von Dettter's eigentlicher politischer Wirksamkeit. Zunächst erlangte er jetzt die definitive Anstellung; das war Alles, was er damals vom Staate beanspruchte. Seine Hauptthätigkeit galt nun der freien Presse. Gleich in den ersten Märztagen erschienen von ihm mehrere Flugblätter („Blättchen, weil ich



Friedrich Dettter.

noch kein Blatt habe“), in denen er bestrebt war, die von der vormärzlichen Regierung so oft und schwer verletzte und mit dem Untergange bedrohte Landesverfassung gegen künstliche Uebergriffe sicher zu stellen. Sodann gründete er die „Neue Hessische Zeitung“, in welcher er mit Entschiedenheit die Grundsätze der konstitutionellen Partei vertrat, innerhalb welcher er bald eine bedeutende Stellung einnahm. Unabhängig kämpfte er fortan für den besonnenen Fortschritt auf verfassungsmäßigem Boden und machte Front gegen alle Extreme. Die Bürger Kassels wählten ihn zum Mitglied ihres Stadtraths, die schaumburger Städte bei den im Herbst stattfindenden Neuwahlen zu ihrem Vertreter auf dem Landtage. Auch im Rathssaale kämpfte er für die näm-

lichen Grundsätze, für welche er seine Zeitungsartikel schrieb. Einerseits konsequenter Ausbau der Verfassung, andererseits strenges Festhalten an Gesetz und Recht, das waren die Positionen, die er vertheidigte. Hierbei konnte ihm nicht entgehen, daß ein gesundes Verfassungsleben in Kurheffen nur unter dem Schutze einer zeitgemäßen Gesamtverfassung für Deutschland gedeihen könne. Daher war seine Thätigkeit in Schrift und Wort auch der deutschen Frage gewidmet. Mit der deutschen Verfassung war denn auch das Schicksal der kurheffischen verknüpft: mit der Wiederherstellung des Bundestags fiel auch die kurheffische Verfassung, und unter den Auspizien des wieder in's Ministerium berufenen Hassenpflug traten in Kurheffen jene Zustände ein, die wir hier nicht mehr

näher zu charakterisiren brauchen. Offen erklärte nun Friedrich Detler in der Kammer, daß zwischen dem Lande und dem Ministerium Hassenpflug nur ein „Krieg auf Leben und Tod“ sein könne. Unablässig greift er in seinem Blatt dieses Ministerium an, unablässig fordert er die Volksrechte zurück; mehrere Male in Anklagezustand versetzt, wurde er immer wieder freigesprochen.

Dann trat der bekannte Kriegszustand ein; Detler's Blatt flüchtete sich nach Gotha, von wo aus dasselbe nun erschien. Bald darauf wurde er gefangen genommen und in den Kerker abgeführt. Ungeachtet sich kein Gericht fand, welches den Verhafteten eines Vergehens hätte schuldig sprechen mögen, ließ man ihn erst dann wieder frei, als dem inneren Wirrwarr durch das Abschiedsgesuch der Officiere ein jähes Ende bereitet war, als die hessischen Truppen von Kassel weggogen, um den einrückenden Preußen auszuweichen. Als diese wieder abzogen und die Bayern nun in Kassel einrückten, mußte Detler der Gewalt weichen; er begab sich zunächst nach Braunschweig, und als von dort seine Auslieferung begehrt wurde, auf freien englischen Boden, nach Helgoland.

Hier lebte er drei Jahre lang in dürftigen Umständen, oft von Krankheit heimgesucht. Daß sein Blatt unterdrückt wurde, versteht sich von selbst. Inzwischen verließ ihn seine Energie auf dem Felsenland nicht. Er beschäftigte sich mit dem Studium der Insel und ihrer Bewohner; die Frucht davon war sein im Jahr 1855 erschienenes Werk „Helgoland“, das beste, was über diese Insel existirt, und wofür ihm später die Universität Tübingen die Doktorwürde ertheilte. — Im Herbst 1854 siedelte er nach Brüssel über, wo er sich mit Studien des belgischen Volkslebens beschäftigte. Ein Schriftchen über den Sprachenstreit ward 1857 in's Blamische, 1858 in's Französische übersetzt.

Nachdem man in Kurhessen nach vierjähriger Dauer den Kriegszustand eingestellt, und Hassenpflug vom Schauplatz abgetreten war, durfte Detler im Sommer 1856 wieder nach Kassel zurückkehren. Allein hier waren die Zustände so hoffnungslos, daß er den Wanderstab von Neuem ergriff, wieder nach Belgien zurückeilte und sich dann später einige Zeit in Paris aufhielt. Erst im Jahr 1859 traf er wieder mit ungeschwächtem Muth in Kassel ein; es war dieß die Zeit, wo in Kurhessen die ersten öffentlichen Kundgebungen zu Gunsten des alten Verfassungsrechts an den Kurfürsten gerichtet wurden. Mit seinen Freunden gründete Detler wieder ein Organ, die „Hessische Morgenzeitung“, in welcher er in gemessener, aber offener und entschiedener Sprache die Ansicht vertrat, daß die Beseitigung der Verfassung von 1831 ein jeder Rechtfertigung entbehrendes Unrecht sei, welches nur durch vollständige Wiederherstellung gesühnt werden könne. Unter den schlimmsten persönlichen Verhältnissen, in einem kleinen Stübchen mit erborgten Geräthen, von der einfachsten Kost sich nährend, oft von körperlichen Leiden gestört, ohne jede sonstige Lebensfreude, begann er durch sein Organ eine friedliche Agitation, die sich bald über das ganze Land verbreitete. Bald wurde das wohlfeile, populär geschriebene Blatt in Tausenden von Exemplaren in Kurhessen verbreitet und von Bürger und Bauer begierig verschlungen. An Verfolgungen gegen den Redakteur fehlte es zwar nicht, allein die Bewegung für die Verfassung wuchs lawinenartig heran. Dreimal mußte das Volk Kurhessens nach der neuen Verfassung zur ständischen Wahl schreiten, und dreimal stellte es der Regierung eine Kammer gegenüber, welche fast einstimmig es ablehnte, sich als die rechtmäßige Vertreterin des Landes anzuerkennen. Diese Bewegung wurde hauptsächlich durch die „Morgenzeitung“ gefördert und getragen. In derselben vertrat Detler von Anfang an mit Entschiedenheit die Ansicht, daß zunächst das volle Recht wieder herzustellen und erst dann Dasjenige, was etwa an der Verfassung von 1831 bundeswidrig, auszuscheiden sei. Er drang daher stets auf die Nothwendigkeit, eine neue Ständeversammlung zunächst nach dem Wahlgesetz von 1849 zu berufen, weil er nur hiedurch den nothwendigen Rechtszusammenhang gewahrt fand. Dieser

Standpunkt trug, wie bekannt, schließlich den Sieg davon. — Mit welchen Schwierigkeiten Detler in den letzten Jahren mit seiner Zeitung zu kämpfen hatte, durch die er Gegenstand des glühendsten Hasses seiner Gegner wurde, wissen unsere Leser wenigstens theilweise. Aber er kämpfte unerschrocken fort für Recht und Wahrheit. Dabei war er fortwährend krank und sah sich im Jahr 1861 genöthigt, ein südliches Klima aufzusuchen. Er verweilte einige Zeit am Genfersee, von wo er die Entwicklung der Dinge in seinem Vaterlande auf's aufmerksamste verfolgte, und in täglicher Korrespondenz mit den politischen Gesinnungsgenossen unter seinen Landsleuten verkehrte. Als endlich auf den preussisch-österreichischen Antrag das bekannte kurhessische Wahldebt erschien, und bei den Verfassungsfreunden der gefährliche Zweifel entstand, ob man auch ohne Protest zur Wahl schreiten oder nicht vielmehr sich ganz der Wahl enthalten solle, da war Detler nicht länger mehr in der Fremde zu halten; er eilte herbei, um großes Unheil, d. h. das Zustandekommen einer Minoritätskammer, abzuwenden und alle, die es anging, zur Wahl zu treiben. Die bisherige Wendung zum Bessern in Kurhessen ist bekannt.

Mit Recht erfreut sich Detler der größten Hochachtung und Liebe seiner Freunde und Mitbürger, die sie bereits schon auf mehrfache Weise, namentlich durch Ertheilung von Ehrenbürgerrechten, durch seine mehrseitige Wahl in die Kammer u. s. w., bethätigt haben. Die Verdienste, die er sich um die gute Sache in Kurhessen erworben, sind unschätzbar; die Unabhängigkeit seines Charakters, die beharrliche, aufopferungsvolle Hingebung seiner Person für das als recht und gut erkannte Ziel mögen jedem Deutschen zum nachahmenswerthen Vorbild dienen.

Ludwig Uhland.

Von

A. Reinhard *).

„Für unser Volk ein Herz.“

So ist denn im deutschen Dichterwalde der edle, dreifache Stamm der schwäbischen Liederfürsten gefallen! Der rauhe Winterhauch, der einst allzu früh die eine, in voller Frische grüne Krone jähnen Sturmes gebrochen, hat nun, kurz nach einander, auch die zwei andern, in knospende Kraft und Fülle ergrauten Wipfel niedergelegt. Fast an demselben Tage, wie vor zwölf Jahren Gustav Schwab (4. November 1850) — nur wenige Monate aber nach Justinus Kerner (21. Februar 1862) — ist zuletzt, am 13. November 1862, Ludwig Uhland aus unserer Mitte geschieden. So sind sie auch im Tode vereint geblieben, die Säger von Weinsberg und von Tübingen, die, von ihrer schönsten Jugendzeit an, achtundfünfzig Jahre lang zusammengehört haben, wie einst Schiller und Goethe — zwei Geister und ein Herz, und denen das Leben, wie nur wenigen Freunden, einige seiner seltensten Gaben vereint geboten: Beiden ward ja das Glück eines mehr als vierzigjährigen Bundes mit dem früh gesunden Ideale der ersten, einzigen Liebe — Beide feierten das fünfzigjährige Erinnerungsfest ihrer akademischen Ehren — Beide überschritten in jugendlicher Geistesfrische und Herzensglut das fünfundsiebenzigste Lebensjahr, und durften scheiden aus ihrer Zeit in dem Bewußtsein, das Werk ihrer Tage vollbracht zu haben, nicht allein mit dem, was sie thaten, sondern auch durch den Segen dessen, was sie waren.

Johann Ludwig Uhland, 26. April 1787 geboren, ist ein Tübinger und auch dort erzogen. Wie er schon frühzeitig Proben jenes festen, freien Sinnes gab, der die Grundlage seiner späteren politischen Charaktertreue bildete, so offenbarte sich auch bald der poetische Genius in ihm; seine ersten

*) Der Tod des Dichters, den diese Blätter erst jüngst besprochen, wird es natürlich erscheinen lassen, daß wir noch einmal unsere Spalten öffnen, das Bild des Geschiedenen an uns vorüberzuführen, um zur Stener zu seinem Denkmal anzuregen. Gerne nehmen wir Beiträge in Empfang.
Die Red.

Gedichte entstanden in den Jahren 1803 und 1804. Die herrlichste Entfaltung nahm der Dichter von letzterem Jahre an, als er, kaum im siebenzehnten Lebensalter stehend, die hohe Schule seiner Vaterstadt zum Studium der Rechtswissenschaft bezog, dem er bis 1807 mit eiserne Fleiße oblag. Hier war es, wo ihm sein guter Stern in Justinus Kerner, Karl Mayer und einigen Andern, nicht nur treue Freunde für das ganze Leben, sondern auch gleichgesinnte Genossen zuführte, die nun zusammen — wie einst der von Uhland so schön besungene Goethe — für „deutsche Art und Kunst“ erglühend, mit „des Knaben Wunderhorn“ den versenkten Nibelungenhort der altdeutschen Poesie für sich selbst wieder heben sollten, um ihn aus dem heiligen Feuer der eigenen, begeisterten Brust als neue „goldene Lieder“ für ihr Volk erstehen zu lassen. Aus Kerner's Stube im sogenannten Neubau, wo die Freunde ihre poetische Tafelrunde hielten, kam mit dem Jahre 1807 ihr erstes Lebenszeichen: ein nur für den engern Kreis berechnetes, handschriftliches „Sonntagsblatt für ungebildete Stände“, das, gegen die damalige antirromantische Tendenz des eben gegründeten Morgenblattes gerichtet, mehrere Monate lang, nicht ohne einiges Aufsehen nach Außen zu erregen, fortgesetzt wurde.

Gleichzeitig mit dem „Sonntagsblatt“ waren die Freunde zum ersten Male öffentlich als Dichter in Leo von Sedendorf's Musenalmanach für 1807 und 1808 aufgetreten. Was er in dieser Universitätszeit den Freunden war, hat am treffendsten der Ende 1808 nach Tübingen gekommene Barnhagen in folgenden Worten seiner „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“ ausgesprochen: „Hier hat sich Justinus Kerner sehr an mich angegeschlossen, und auch Ludwig Uhland hab' ich nun erst recht kennen gelernt. Zwei liebe, herrliche Menschen, echte, urprüngliche Seelen, reich begabt mit innerem Leben und äußerem Talent... Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handschriftlicher Gedichte: da tauchte mir wirklich die Seele in frische Dichtungsflut! Seine Lieder sind goethisch; das heißt aber nicht Goethen nachgeahmt, sondern von gleichem Werthe wie dessen Lieder: ebenso wahr und rein, so frisch und süß! Uhland behilft sich nicht mit Worten und Redensarten, nur das Gefühl spricht und die Anschauung, daher ist sein Ausdruck immer echt. Die Natur, die ihn umgibt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis seiner Dichtung; aber sein Geist ist doch aus unserer Zeit, sein Gemüth umfaßt die ganze Bildung derselben, und so ist er der Auffassung und Wirkungsk nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchströmen ihn, und auch dieß macht mir ihn werth. Umgang hab' ich nicht viel mit ihm und nur durch Kerner's Vermittlung, denn er ist der entschlossenste, hartnäckigste Schweiger, der mir noch vorgekommen... keine Verlegenheit, keine Angst wirkt auf ihn, er wartet es ab, was daraus werden möge, und schweigt. Redet er aber — so ist, was er sagt, gediegen, klar, zweckmäßig und möglichst kurz; ohne alle Absicht und Bitterkeit ist es so, aus freier Natur heraus. Ist das nicht schön? Und so ist der ganze Mensch. Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preist Jeder, der ihn kennt, als unerschütterlich und probenhaltig.“

Nachdem Uhland im Frühjahr 1810 mit einer Dissertation als Doktor beider Rechte promovirt hatte, unternahm er gleich darauf, einem längst gehegten Wunsche folgend, eine wissenschaftliche Reise nach Paris, wo er auf den verschiedenen Bibliotheken die zahlreichen Manuskripte mittelalterlicher Kunst- und Volkspoesie studirte, und sowohl aus altdeutschen wie aus altfranzösischen und altspanischen Dichtern manchen Stoff für einige seiner späteren Romanzen schöpfte; nach achtmonatlichem Aufenthalte daselbst kehrte er in die Heimat zurück. Während er nun einerseits zu Stuttgart als Advokat thätig war, und daneben, von 1812 bis 1814, auf dem Bureau des Justizministers im Kriminalfache arbeitete, schuf er andererseits in dieser, bald von der Begeisterung der Befreiungs-

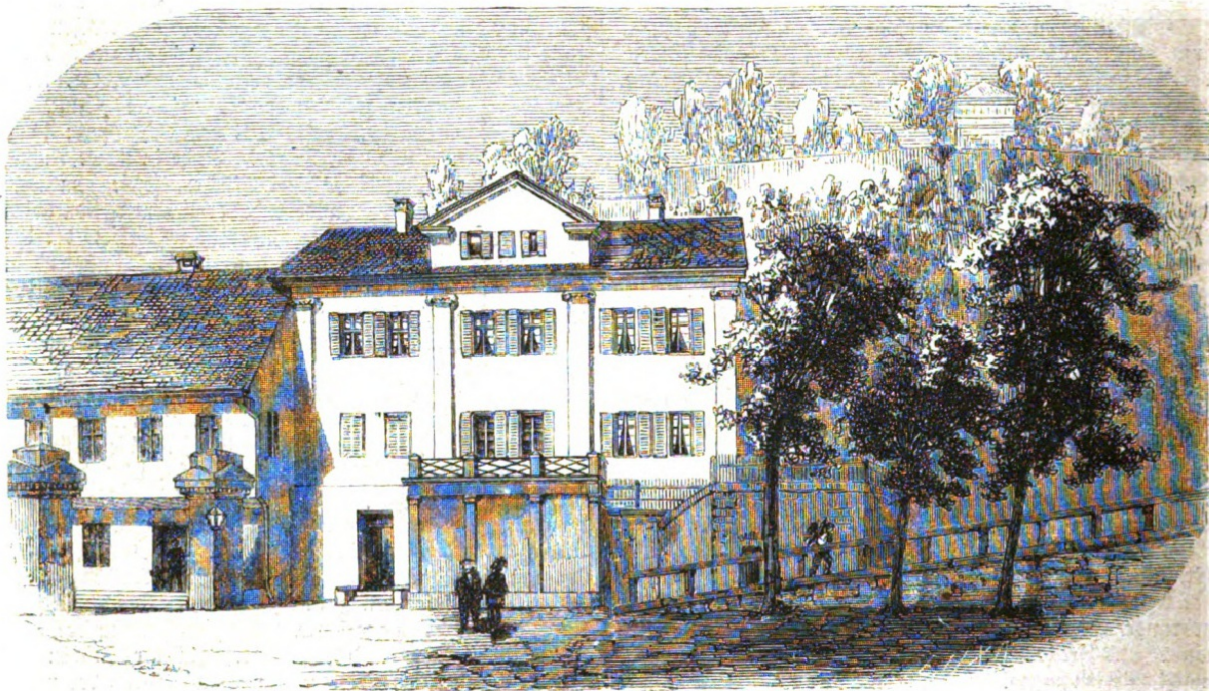
kämpfe mächtig bewegten Zeit viele seiner schönsten Lieder, die schnell nach einander ihren Weg in die Öffentlichkeit fanden. Dieß geschah zuerst durch die von ihm in Verbindung mit Kerner und andern Freunden, zu denen jetzt auch Gustav Schwab zählte, veranstaltete Herausgabe zweier Taschenbücher, welche unter dem Titel: „Poetischer Almanach“ und „Deutscher Dichterwald“ auf die Jahre 1812 und 1813 erschienen, und der Nation die jungen schwäbischen Sänger in ebenbürtiger Reihe mit älteren, schon bekannteren Dichtern, wie Fouqué und Chamisso, vorführten. Entscheidend aber für Uhland's Ruhm wirkte die, Ende 1814 erfolgte erste Gesamtausgabe seiner Gedichte, die ihn mit einem Male zum Haupt der romantischen Schule in Schwaben, und zu dem, bei Lebzeiten Goethe's, bedeutendsten Liederfürsten Deutschlands erhob.

Uhland's berühmte „vaterländische Gedichte“, welche aus und mit den 1815 begonnenen Verfassungskämpfen in Württemberg entstanden, und zuerst als einzelne Flugblätter, dann 1817 gesammelt erschienen, bezeichnen den Uebergang des Sängers zu jener politischen Thätigkeit, in welcher er, ein fester Kämpfer für das auch im Liede verherrlichte „alte gute Recht“, stets sich selbst und seinen Grundsätzen unerschütterlich treu blieb, und sich die Achtung auch der gegnerischen Parteien errang. Der patriotische Geist, der die „vaterländischen Gedichte“ hervorgerufen, schuf auch die zwei Werke, welche denselben unmittelbar folgten; das Trauerspiel: „Ernst, Herzog von Schwaben“ erschien 1818, das Schauspiel: „Ludwig der Bayer“ 1819 im Trude. Beide in neuer Auflage vereint 1847. Mit diesen zwei Stücken, sowie dem leider nebst andern Fragmenten unvollendet gebliebenen „Konradin“, hat Uhland die vollgültige Meisterprobe im Gebiete der dramatischen Poesie abgelegt, und das er die so glänzend betretene Laufbahn eines nationalen Schauspielers so bald wieder verlassen, bleibt um so mehr zu bedauern, als ihm gerade in diesem einen Punkte die volle Gerechtigkeit nicht zu Theil geworden.

Die erste Aufführung des „Herzog Ernst“ fand, zum Verfassungsfeite, am 18. Oktober 1819, auf dem stuttgarter Hoftheater Statt, wobei der berühmte Gclair die Rolle Werner's von Kyburg spielte. So verherrlichte Uhland mit seiner Dichtung die poetische Wiegegeburt seines Vaterlandes, an welcher er zum ersten Mal, als Vertreter des Oberamts Tübingen, redlich mitgearbeitet hatte. Auch am weiteren Ausbau derselben nahm Uhland thätigen Antheil, da er während der folgenden zwanzig Jahre der Ständeverammlung ununterbrochen angehörte. Inzwischen hatte unser Dichter sich einen eigenen Herd gegründet. In der gleichen Zeit wandte sich Uhland entschieden dem schon während des pariser Aufenthaltes betretenen Felde der poetischen Literatur des Mittelalters zu, und gab im Jahr 1822, als erste Frucht seiner historischen und kritischen Forschungen, die ebenso gründlich als liebevoll ausgeführte Monographie: „Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter“ heraus. Zu Ende des Jahres 1829 ward er zum ordentlichen Professor der deutschen Literatur an der hohen Schule seiner Vaterstadt ernannt. Seine akademische Thätigkeit erfreute sich des schönsten Erfolges; neben den für die studierende Jugend bestimmten, von ihr mit wahrer Begeisterung besuchten Vorlesungen hielt er deren auch öffentliche vor Zuhörern verschiedener Stände. Als er im Jahre 1833, nach der Auflösung des sogenannten „vergeblichen Landtags“, 19. Januar bis 22. März, abermals gewählt worden, von der Regierung aber keinen Urlaub erhielt, bot er, um sich den ständischen Arbeiten zu widmen, seine Entlassung an, die ihm vom Ministerium mit dem bezeichnenden Besatze „sehr gern“ (!) ertheilt wurde. Die gelehrten Studien hatten indessen ihren ungestörten Fortgang; im Jahr 1836 erschien, als erstes Stück einer Reihe von „Eagenforschungen aus dem Gebiete der skandinavischen Götterlehre“, die Schrift: „Der Mythos vom Thor, nach nordischen Quellen“. Nach dem Schlusse des Landtags 1838 verzichtete Uhland auf eine Neuwahl und zog sich für das

nächste Jahrzehnt in das Privatleben zurück, das in seinem wohlbekannten Hause an der Neckarbrücke und dem dahinter am Oesterberge mit Laubgängen aufsteigenden Garten und Weinberg sich, zwischen Familienpflichten, Gastfreundschaft und unausgesetzter Thätigkeit, still schaffend weiter spann, und nur durch öftere, auch für wissenschaftliche Zwecke benötigte Erholungsreisen unterbrochen wurde. Die Frucht dieser arbeitsvollen Muße, zugleich Uhland's bedeutendste Leistung in der Erforschung der Literatur des Mittelalters, war die 1844 und 1845 unter dem Titel: „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder“ erschienene Sammlung, die, nebst der Angabe ihrer einzelnen Quellen, in zwei Bänden nicht weniger als 457 Lieder jeglichen Inhalts zählt. Dieselben rühren zum größten Theil aus Urkunden, Handschriften und Drucken vom 15.—17. Jahrhundert, nur einige aus mündlicher Ueberlieferung; „das Ganze,“ wie der Herausgeber selbst sagt, „ist weder eine moralische, noch eine ästhetische Musterammlung, sondern ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens.“

Zum letzten Mal, in den bewegten Jahren 1848 und 1849, trat Uhland auf den politischen Schauplatz als Mitglied des Vorparlaments und der Nationalversammlung; er war einer der von den Regierungen ernannten siebenzehn Vertrauensmänner, die den Entwurf der Reichsverfassung ausarbeiten sollten. Allein das Parteitreiben der Linken wie der Rechten ward ihm bald zum Ekel, sein Ruf zur Versöhnung verhallte ungehört in der sturmdurchbrausten Paulskirche, und, nachdem der edle Kämpfer, bis zur Sprengung des „Rumpsparlaments“, treu ausgeharrt auf seinem verlorenen Posten, trat er für immer in die Stille des heimischen Herdes zurück. Das Wort aber, das er in Frankfurt umsonst gesprochen, noch einmal sprach er es zu seinem Volke an jenem 10. November des Dichterjubiläums, als er, der beste Gast bei der stuttgarter Schillerfeier, den vom „ganzen Deutschland“ in heiliger Andacht vernommenen Toast auf die „Concordia“ — „die Einigung der Herzen“ — ausbrachte. Bis an sein Ende setzte er seine literarische Thätigkeit fort, und nun hat sein ältester Freund, Karl Mayer, den reichen Nachlaß



Ludwig Uhland's Haus in Tübingen.

zu ordnen, zu welchem auch noch Lieder des Sängers gehören. Erst im letzten Lebensjahre befahl den rüstigen Greis, der es bis dahin rühmen durfte, daß er zweiundvierzig Jahre keinen Arzt gebraucht, ein schweres Leiden, dessen Keim der kalte Nord am Grabe seines vorangegangenen Justinius in seine Brust gesenkt. Die Genesung, deren freudige Kunde in die allgemeine Theilnahme an seinem fünfundsiebzigsten Geburtsfeste fiel, war nur eine scheinbare; das Uebel verschlimmerte sich, trotz einer Badekur zu Jartfeld, im Sommer und Herbst immer mehr — so brachte die neunte Abendstunde des 13. November dem edlen Dulder die irdische Erlösung! Und wie am 24. Februar zu Weinsberg, in schlichter Weise und lautloser Stille, den Dichter von der Weibertreue, so geleitete am 16. November — dem „Tag des Herrn“ — ein großer Trauerzug, mit wehenden Sängerkahnen und ernsten Liebern, die unter Lorbeerkränzen gebettete Hülle des Meisters von Tübingen zur letzten Ruhestätte.

Chemals, wenn ein Ritter als der Letzte seines Hauses gestorben, wurde über der Gruft sein Wappenschild zerbro-

chen — an Uhland's Grabstein mag wohl die Harfe der Romantik zerschellt werden. Will das deutsche Volk im Ernste den großen Preis der Einheit erringen, so muß es den irdischen Göttern entsagen, und allein zu allen den Idealen aufschauen, die sein Sänger in Geistesfreiheit und Herzenstreue heilig gehalten hat sein Leben lang. Dann, dann erst kann der Tag aufgehen, wo um den Kufshäuser die Raben nicht mehr trübselig fliegen, wo der alte Rothbart über die goldenen Auen in das Land hinaus schreitet, um aufzurichten des neuen deutschen Reiches Herrlichkeit — und dann endlich wird der Geist Ludwig Uhland's, der sie hienieden nur erhoffen sollte, auf einer neuen, schöneren „Wanderung“ sie zu schauen,

Als Schatten noch durchschweben
Sein freies Vaterland.

Die Kinderpredigt um Weihnachten in Ara Coeli zu Rom.

Von
Arnold Weisser.



Die Kinderpredigt vor der Krippe in Ara Coeli zu Rom.

*

Steigen wir in der Weihnachtszeit zum Capitol hinauf, so begleitet uns eine Masse Menschen namentlich aus den untern Klassen, welche sich nach der hochgelegenen Franziskanerkirche Ara Coeli begibt. Dort ist der Bambino das ganze Jahr ein Gegenstand frommer Verehrung, vorzüglich aber um Weihnachten. In einer großen Seitenkapelle wird die heilige Nacht in Wachfiguren dargestellt, Jesus liegt in der Krippe, an der Seite sitzt die Mutter im himmelblauen seidenen Gewande, um die Krippe knien die Hirten; hinter Maria steht Joseph im groben Mönchsgewande auf einen langen Stab gestützt. Im Hintergrunde befindet sich Bethlechem mit Wirthshaus und Kaufladen. Hoch auf einem Berge segnet ein Kapuziner die Gegend, während ein Prediger im Ornate sich mit dem Ortsvorstand von Bethlechem unterhält. Die römischen Kinder drängen sich zu dieser Szene; aber sie sind nicht bloß Zuschauer, sondern selbst thätig. Jeden Tag zwischen ein und vier Uhr halten sie auswendig gelernte Predigten, und es macht einen gar eigenthümlichen Eindruck, sie die Menge der Gläubigen mit südlischer Lebendigkeit haranguiren zu sehen. Die Zuhörer klatschen Beifall, wenn sich der kleine Mönch recht erhitzt und in Eifer spricht. Die Knaben werden von Mädchen in diesem Predigtamt abgelöst. Die Predigt gilt dem Lob des Bambino oder Christustindes, denn in Ara Coeli wird ein wunderthätiger Bambino aufbewahrt. In Rom ist es Sitte, daß zur Weihnachtszeit in jedem Hause, jeder Kapelle und Kirche auf dem Altar eine kleine Krippe errichtet, und darin eine in Windeln gehüllte Puppe niedergelegt wird. Vor dieser Krippe wird täglich mehrmals gebetet. Am dritten Tage nach Weihnachten verschwindet das Bambino, um anzudeuten, daß er vor den von Herodes ausgesandten Mördern entflohen sei. Nach einem in Rom gedruckten Büchlein hot es mit dem Bambino von Ara Coeli folgende Bewandniß. Ein frommer Franziskaner von Jerusalem that das Gelübde, aus einem Delbaumstamme von Gethsemane ein Jesuskind zu schnitzen, es fleischfarben anzumalen und auf seinen Armen nach Rom zu tragen. Aber nachdem er das Kind glücklich geschnitzt, konnte er keine Farbe aufstreichen: er hielt nun eine neuntägige Andacht, und der heilige Lukas kam, als der Mönch einschlief, selber vom Himmel und malte das Bild an. Mit seinem kostbaren Schätze machte er sich von Rom auf den Weg. Auf dem mittelländischen Meere litt er jedoch Schiffbruch und verlor sein Leben. Aber der Bambino schwamm an's Land. Das hölzerne Kind trat nun seine Wanderschaft selbstständig an, und obwohl zweimal angehalten und mit göttlichen Ehren überhäuft, blieb es doch nirgend, sondern wanderte nach Rom, und erschien an der Kirche Ara Coeli. Als der Klosterbruder öffnete, ging das Kind sogleich nach dem Hochaltar und setzte sich dort nieder. Die Mönche eilten herbei, erkannten das Wunder und stimmten Lobgesänge an. Das Volk, unter das die Kunde drang, strömte nach Ara Coeli, wo der Bambino Wunder an den Kranken verrichtete. Selbst als der Bambino einst von einer frommen Frau gestohlen wurde, kam er wieder nach Ara Coeli; nun wurde er mit eisernen Schrauben an die heilige Jungfrau befestigt und beide in einem sichern Schrein aufbewahrt. Wenn vornehme Kranke sich nach dem Bambino sehnen, wird er losgeschraubt und unter Begleitung von zwei Mönchen in einem eigenen Galawagen zu ihnen gebracht. Das Volk kniet nieder und die Wachen präsentiren, wenn er vorüberkommt.

Büge aus Ferdinand v. Schill's früherem Leben.

(Schluß.)

Aus Enthusiasmus sammelten sich tapfere Männer, hohe und niedere, zu Schill, darunter namentlich der tapfere Forst-

meister Otto, und der treffliche, mit einem prächtigen Organisations-talent ausgestattete Kaiser. Der letztere Freiwillig-errichtete in Schill's Schaar eine Jäger- und Schützenabtheilung; der Erstere nahm bald zwei Oberschiffe mit neun Stücken Geschütz und großen Vorräthen, die für die Franzosen bestimmt waren. Das thaten sie aber unter Schill's Leitung, von Schill dazu aufgefordert, als seine Unteroffiziere. Zu solchen Blitzen, welche Schill dahin und dorthin richtete, gehörten auch seine Unteroffiziere Poppe und Joch, sein Feldwebel Kretschell. Nicht Schill selbst, sondern einer seiner Unteroffiziere nahm den französischen General Viktor, den nachmaligen Herzog von Belluno, gefangen. Aber Schill war es, welcher seinen Unteroffizier mit nur drei versuchten Leuten ausgesandt hatte, den Franzosen wegzulapern, der arglos reiste, weil die ganze Gegend von Franzosen besetzt war. Das war ein Gang von großer Bedeutung für Deutschland. Es war einer von Napoleon's besten Generalen, und gegen diesen wurde der von den Franzosen gefangene — Blücher ausgewechselt, der nachmalige Marschall Vorwärts.

Unter den ersten Offizieren, die sich bei Schill als Gemeine zu dienen einfinden, waren seine Freunde v. Blanckenhorn und v. Petersdorf. Die glüheten, unter Schill als Adelige die Scharten des Adels auszuweichen. Schill selbst war überall mit seinem Geist oder seiner Person. So sehr Dummheit, Feigheit und Scheelsucht von Vorgesetzten und Höheren auch jetzt noch ihn hemmte und anseindete, Schill, der Lieutenant, wirkte Wunder in Schaffung einer mit jedem Tage wachsenden Freischaar, trotz aller Hemmnisse, und that Wunder mit diesen seinen Leuten; zwar nur im Kleinen, weil er in sehr untergeordneten Verhältnissen stand. Es war nur ein kleiner Krieg, es waren nur Schöpfungen im Kleinen, diese Streifzüge Schill's, diese Errichtung seiner Freischaar zu Ross und zu Fuß. Aber sie sind groß für die Geschichte durch Dreierlei.

In der ungeheuren Nacht, welche auf dem preussischen Heere lag, wo man nur von Flucht, Verrath, sittlicher und geistiger Unfähigkeit hörte, weckten die Thaten Schill's bei unzählig vielen Menschen in und außer Preußen wieder den Glauben an deutsche Waffenerfolge, wieder das Vertrauen in die Zukunft; in der Festung Kolberg selbst beim Bürger wie beim Soldaten einen ganz neuen Geist und Muth. Zweitens zeigte Schill durch die That der Welt, wie ungeheuer viel der rechte Mann am rechten Platz mache, — die begeisternde, die magnetisch anziehende, die herzensgewinnende und dabei die begabte Persönlichkeit, der geborene Kriegsführer, das sittliche und militärische Talent. Drittens wurde Schill für Preußen und Deutschland bedeutend — und das ist vor seinem Tode die größte Bedeutung seines Daseins und Wirkens gewesen — dadurch, daß er der Erste war, welcher den Gedanken faßte, und sofort seinen Gedanken schöpferisch zur That machte, nämlich den Gedanken, aus Nichts ein Heer zu schaffen. „Schill ist nicht bloß der erste Freischaarschöpfer“, sondern im Kleinen der erste Volksherrschöpfer in Deutschland, ehe irgend Jemand etwas dafür that, auch Gneisenau nicht, auch Scharnhorst nicht.

Und Schill that und vollbrachte das als ein Einzelner. Er hatte nicht einmal eine höhere öffentliche Stellung, ja er hatte nicht einmal einen amtlichen Charakter zu seiner Unterlage und Förderung. Er hatte keine Stütze dabei, als seine eigene innere Kraft. Er hatte schon das Schwerste vollbracht, seine Freischaar zu Fuß und zu Ross gebildet, als er von seinem Könige eine Vollmacht erhielt. Die kam erst am 22. Januar 1807, für das allgemeine Beste und manchen kostbaren Augenblick zu spät. Sie kam nicht einmal aus eigener Bewegung des Königs und seiner Räte: die Stände Pommerns wirkten bei dem Könige die Vollmacht aus.

Dadurch war Schill ermächtigt, „ein Freicorps zu errichten, und in Uebereinstimmung mit dem Gouvernement in Kolberg, nach Ermessen der Umstände selbstständig, zur Dedung des Landes Pommern zu operiren“. — Jetzt strömten noch

mehr Freiwillige Schill zu. Nur an Waffen fehlte es. Schill wandte sich um solche an den schwedischen Befehlshaber in Stralsund. Es kamen zweitausend Feuergewehre und sieben Stüde schweres Geschütz mit dem Zusatz, „der König von Schweden bestimme Schill und seiner Freischaar diese Waffen zum Geschenk, überzeugt, daß ein guter Gebrauch davon gemacht werde“. Solchen Klang hatten Schill's Namen und Thaten sogar schon drüben im Schwedenlande. Zugleich erließ Schill an alle Behörden, Gutsbesitzer und Schulzen in Pommern einen Aufruf um Waffen. „Brüder,“ sagte er darin, „leih mir eure Waffen; mein und der Meinigen Arm wird für euch streiten.“ Inzwischen ließ Schill eine Menge von Riten schmieden. Es kamen auf seinen Aufruf viele Waffen, aber noch lange nicht genug. Nicht einmal für Bekleidung seiner Leute that der Königshof etwas. Vaterlandsfreundliche Männer Pommerns, namentlich in Kolberg, waren es, welche für die rauhe Jahreszeit seine Schaar mit einer Anzahl von Mänteln versehen.

Die Offiziere flossen ihm jetzt auch zahlreich zu; der Lieutenant von Gruben diente ihm besonders tüchtig bei der Bildung seines Fußvolks, das in leichte Truppen umgeschaffen wurde. Lieutenant Jabe betraute er mit der Ausrüstung der Artillerie; auch Jabe wie Gruben leistete mit den unzulänglichsten Mitteln das Außerordentliche. Freilich, wer in die Reihen dieser Braven eintrat, war des schönsten Eisens voll, wiewohl Viele in ihrer Bekleidung nicht das Ansehen von Soldaten hatten. Der hatte einen Rod, der ein Kamisol, andere wieder hatten Bauernmittel von jeder Farbe. Pelzmützen, runde Hüte, Dreispitze, Schlapphüte sah man neben einander in einer Reihe. Das seltenste waren Tornister und Patronentaschen. Aber der Geist, der in diesen Truppen war, lehrte sie, sich über das Gewöhnliche erheben; der Geist, der von Schill und seinen Freunden ausging, besenkte auch den Letzten in der Schaar. Der ließ sie Ungemach und Entbehrungen vergessen.

Als Schill zwei Bataillone zu Fuß und vier Schwadronen Reiter unter sich hatte, da war das eine herrliche Truppenmasse, wie keine im deutschen Land, obgleich Mancher zerrissene Schuhe hatte, Mancher nur in Pantoffeln marschirte, welche mit Striden an die Knöchel fest geschnürt waren. Paradesoldaten waren das nicht, aber Kriegerleute, das wußte schon der gedrungene Körperbau und der kriegerische Anstand aus. Die bisher gewöhnlichen Militärstrafen wurden in der Freischaar abgeschafft. Sich selber achten und in Ehren halten, das war die Losung in der Freischaar. Was nicht pakte, schied sich gleich wieder von ihr aus oder wurde ausgeschieden. Selbst für ihren Unterhalt mußte Schill allein sorgen; weder der König noch Loucadou thaten etwas dafür.

In einem weiten Halbkreis breiteten sich Schill's Streizüge aus. Während er organisierte, blieben die Unternehmungen gegen den Feind unausgesetzt in raschem Gang. Was heute ausgerüstet war, eilte schon am nächsten Morgen in den Kampf. Schill war die Seele von Allem, und sein Ruf stand so fest, daß selbst Unfälle nichts mehr davon abbrehen konnten. Verlassen vom preussischen Hofe, gehemmt von Loucadou, sandte Schill am 18. März seinen Adjutanten Petersdorf, für sich und in tiefster Heimlichkeit, nach London. Der englische Minister Canning hatte Sinn für Schill's Vorschläge, und am 19. Mai trafen die „Gesandten der brittischen Nation an Ferdinand Schill“ in Kolberg ein. Dreißig Kanonen und zehn Haubitzen mit dreihundert Ladungen für jedes Stüd, zehntausend Flinten mit drei Millionen scharfen Patronen, sechstausend Reiterfäbel, sechzehntausend Monturen und anderweitiges Feldgeräth.

Währenddem hatte Schill in Kolberg von der Schwachköpfigkeit Loucadou's das Allerste zu leiden. Mehrmals wäre die von den Franzosen bedrängte Festung Kolberg genommen worden, hätte Schill nicht durch sein Eingreifen wider Willen Loucadou's sie gerettet. Schill schiffte sich plötzlich nach Schweden ein, und gewiß war es mehr Schill's persönliche Anwesenheit, den der schwedische König Gustav

schwärmerisch bewunderte, als die Diplomatie des preussischen Gesandten, was den Schwedenkönig bestimmte, die Feindseligkeiten gegen die Franzosen in Pommern wieder zu erneuern. Ein preussisches Hülfsheer sollte unter Blücher nach der Insel Rügen gesandt werden, und dem kühnen Schill und seiner Freischaar war eine bedeutende Theilnahme an diesen kräftigen kriegerischen Thätigkeiten in Vorpommern bejtimmt. Am 8. Mai traf er mit sieben Schiffen in Kolberg ein, seine Schaar überzuführen.

In dieser Festung war endlich Loucadou beseitigt worden auf den Klageschrei des guten Bürgers Nettelbed, den er nach Memel an seinen König ergehen ließ, und der Major v. Gneisenau war am 29. April als der neue Befehlshaber der Feste angelangt. In Schill's Abwesenheit hatte Gneisenau einen königlichen Befehl ausgewirkt, der das Fußvolt Schill's sammt einer Schwadron Reiterei zur Verfügung des Festungskommandanten stellte. Ein volles Halbjahr war Schill der Rettungengel der Festung Kolberg gewesen; mit und neben ihm der gute Bürger Nettelbed. Der Letztere war auch der Brod- und Trankspender der Schill'schen Freischaar in der „Maituhle“. Hier, auf dem bedrohlichsten Punkte der Festung, im Herzen ihrer Verteidigung, hatte Schill sein Fußvolt aufgestellt. Jeder Witterung bloß, lagen sie hier Tag und Nacht unter freiem Himmel. Bei Tag den Platz umschanzend, bei Nacht das Gewehr im Arm hatten sie die ersten drei Wochen hier zugebracht. „Der Platz ist ein Ehrenposten, der lebend nicht verlassen werden darf,“ hatte ihnen Schill hinterlassen. In Schill's Abwesenheit hatte Nettelbed diese Braven versorgt: „seine Schill'schen Kinder in der Maituhle“, wie er zu sagen pflegte.

So mußte Schill die Hälfte seiner Freischaar zur Verteidigung Kolbergs zurücklassen. Mit den übrigen drei Schwadronen schiffte er sich am 12. Mai in Schwedisch-Pommern ein; schwärmerische Liebe und Bewunderung von ganz Kolberg begleiteten ihn. Aber seine zurückgelassenen Braven sorgten in vielen blutigen kleinen Gefechten und kühnen Streifereien dafür, daß Schill's Name in der Gegend nicht in Vergessenheit gerieth. Gneisenau leitete die Verteidigung Kolbergs nur zwei Monate, freilich waren das die gefährlichsten Wochen. Seine besten Helfer aber bei der Verteidigung waren für ihn die Männer der von Schill gebildeten Freischaar. Der Friede von Tilsit rettete Kolberg vor dem Fall, durchschnitt aber auch alle kühnen Pläne Schill's in Schwedisch-Pommern: dieser Friede drückte ihm das gezogene Schwert in die Scheide zurück.

Aber einen warmen Freund hatte er sich in dieser kurzen Zeit gewonnen, einen Bewunderer, und das war der alte Fufarengeneral Blücher. Loucadou hatte in Schill's Ideen und Plänen nichts zu sehen vermocht, als „Ausgeburt“, wie er sagte, „eines Strudeltopfes“. Für Blücher war Schill „Feuergeist“. Ein Feuertopf war Blücher selbst, so greis seine Veden waren, und der bescheidene, aufrichtige, große Held und General der Kavallerie ehrte und anerkannte an dem Lieutenant Schill, was Blücher nicht so hatte, den erfindenden und schaffenden Geist, Schill's schöpferische Gedanken, ohne allen Reib auf diese geistige Ueberlegenheit des Lieutenants. Mit Blücher zog sich Schill, dessen Freischaar sich in Schwedisch-Pommern in wunderbarem Zulauf verstärkt hatte, von der Insel Rügen auf preussischen Boden zurück, beide heiligen Hornes voll. 30,000 Engländer waren eben gelandet, das schwedische Heer stand schlagfertig, am 13. Juli wollten Preußen, Schweden und Engländer vereint, von Stralsund aus, die Franzosen angreifen, und den gemeinsamen Feind, Napoleon, in seinem Rücken, an der verwundbarsten Stelle, treffen: da lähmte die Friedensbotschaft Blücher's und Schill's Hand.

Schill fuhr im Frieden fort, seine Freischaar auszubilden, namentlich den Soldatengeist darin auszubilden, die Kluft zwischen Krieger und Volk auszufüllen, und das Heerwesen in seinem Theil zur Vaterlandswehr zu machen. Im Jahr 1808 erhielt Schill den Rang und Titel eines Majors, seine Schaar,

als ehrende Anerkennung ihrer großen Dienste, eine feste und bleibende Gestalt unter den Kerntruppen des preussischen Heeres. Die Königin Louise stückte mit eigener Hand eine Brieftasche für Schill, und schrieb darin: „Für den braven Herrn v. Schill; Königsberg den 21. Mai 1808.“ Ihm und seiner Schaar wurde die weitere Ehre, die ersten unter den vaterländischen Kriegsvölkern zu sein, welche in das endlich von den Franzosen geräumte Berlin einziehen und fortan einen Theil der Besatzung der Hauptstadt bilden sollten.

Wo Schill mit seiner Schaar auf seinem Zuge nach Berlin durchkam, schwärmte das Volk und empfing ihn mit festlichem Jubel; in Berlin ging ihm die halbe Bevölkerung entgegen. Vom Thor an stand die berliner Nationalgarde im Gewehr, als er am 10. Dezember 1808 mit seiner Schaar in Berlin einzog. Er bot den Nationalgardien, so weit er reichen konnte, die Hand, und begrüßte sie als „Kameraden“ und „Freunde“. Für ganz Berlin war Schill das Ideal des Muthes und der Vaterlandsliebe, das Ideal eines Offiziers. Schill blieb die Bescheidenheit und die Anspruchslosigkeit selbst, obgleich diese Begeisterung für ihn nicht eine vorübergehende, sondern eine bleibende war, und das ganze Land ergriß. Auf das Günstigste wirkte die Aufführung der Schill'schen Schaar. Keine Spur von Uebermuth zeigte sich in deren Betragen gegen die Bürger. Das war neu für Berlin: an Offizieren und Gemeinen der Besatzung der Hauptstadt hatten die Bürger sonst ganz Anderes gesehen. In einem Parabebefehl von früher schon hatte Schill gesagt: „Wer am ehrenvollsten gegen den Feind gekämpft hat, muß auch am anspruchlosesten in den bürgerlichen Verhältnissen auftreten.“

Die Natur hatte Schill mit einem kraftvollen Körper und einer männlichen Gestalt, voll Feuer und Leben in allen Zügen, und dabei mit jenem Zauber ausgestattet, welchen das Leben in Ideen und Studien, die Geistigkeit dem Kopf einer Helbiggestalt gibt. Aber selbst in Berlin vermochte weder die Schönheit noch die Liebe der Damen so viel über ihn, daß er etwas Anderem gelebt hätte als seinen Ideen, der Erweiterung seiner Kriegskenntnisse und der täglichen Einübung seiner Truppen, seiner Husaren, seiner reitenden Jäger, seines Fußvolks. Alle diese wurden in jeder Hinsicht Musterruppen für das preussische Heer.

Die öffentliche Meinung schrieb allen Ruhm der Vertheidigung Kolbergs Schill allein zu, und vergaß fast ganz das große Verdienst Gneisenau's. — „Mag das die Welt immerhin glauben; für den Staat ist das desto besser,“ schrieb der weitsehende und patriotische Gneisenau an einen Vertrauten. „Schill ist noch jung, und kann der großen deutschen Sache noch wichtige Dienste leisten. Durch seine Popularität und seinen weitverbreiteten Namen können noch schöne Dinge gethan werden. Wir müssen daher solchen verherrlichen, so viel wir können.“ Gegen Schill selbst äußerte sich Gneisenau in auch noch vorhandenen Schreiben: „Fahren Sie fort, die Gemüther zu erfrischen, wo das Blut etwas stocken will. Meine treue Mitwirkung für Ihre Pläne sage ich Ihnen von Herzen zu.“

Schill war damals dreißig Jahre alt, und so sprach Gneisenau zu ihm im Namen des geheimen Bundes „der Vaterlandsfreunde“, zu welchen Stein, Scharnhorst, Blücher, Fichte und die ausgezeichnetsten Männer und Frauen gehörten, auch die Königin Louise. Ihre Entwürfe trafen mit Schill's Gedanken und Plänen zusammen: das trieb ihn in den Kampf, dahin, daß er die Fahne der Nationalbefreiung erhob, die unzufriedenen gebrühten deutschen Völker um sich zu versammeln. Das trieb ihn in den frühen Tod für's Vaterland, in den Heldentod zu Estralsund, wo er endete, treu seinem Wahlspruch: „Nie ein Ende mit Schreden, als Schreden ohne Ende!“

Die Hand des Schicksals.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Ungewöhnlich müde schlief Mr. Rivers bald ein, aber es war kein erquickender Schlaf, denn ihn störten fieberhafte Träume, die ihn all' die Gefahren noch einmal durchmachen ließen, denen er auf seinem Weg bis zu diesem Lager mit Mühe entgangen. Wie lange er geschlafen, wußte er nicht, als er plötzlich von einem Lärm aufgeschreckt wurde, der vor seiner Thüre entstand, und als er sich auf seinen Ellbogen erhob, sah er in sein Zimmer Licht dringen. „Wer ist da?“ fragte er, sich aus seiner Letargie aufreißend und seine Hand auf ein Pistol legend, das er neben sich hängen hatte. Er erhielt keine Antwort und Alles ringsum war still, obwohl das Licht sich leise bewegte. Der Kaufmann hatte sich nur halb entkleidet, und es bedurfte daher kaum eines Augenblicks, um wieder in den Kleidern zu sein. Da er sich erinnerte, daß sein Wirth gesagt, nur seine Tochter schlafe noch auf demselben Boden, und da ihm die beiden Männer etwas verdächtig erschienen waren, was ihm um so peinlicher, als er eine große Summe Geldes bei sich hatte, so hielt er es für besser, auf jeden Fall gerüstet zu sein. Er warf einen Blick vor das Fenster, und sah an der Stellung des Mondes, daß es dem Morgen zu gehe. „Ein Fenster,“ sagte er, „ist da, durch das ich mich im Nothfalle retten kann.“ Er ergriff eines der Pistolen und schlich zur Thüre: aber es kostete Mühe, sie leise zu öffnen, da sie ganz rostig war und schwer in den Angeln ging. Er schritt leise über den Gang nach dem Gemach, das er erhielt fand, und als er durch eine Ritze der Thüre blickte, gewahrte er ein junges Mädchen im Morgengewande, das rührig in einem Kasten umherstöberte und jedes einzelne Papier mit großem Interesse durchlief. „Ich muß die Papiere finden!“ murmelte sie nicht ganz unverständlich vor sich hin. „Ich muß sie finden!“ Der Kaufmann wußte nicht, was er von dieser nächtlichen Szene denken sollte. Er konnte das Mädchen nur vom Rücken sehen. Plötzlich aber wandte sie sich um, indem sie die Thüre des Kastens zuwarf. — „Traum' ich oder wach' ich? Ist dieß Wahrheit? Wie seltsam gleicht sie meiner verstorbenen Frau, ganz dasselbe Bild wie an jenem Tage, als ich sie zum ersten Male sah. Es muß ihre Tochter sein,“ sagte er zu sich, „ich kann nicht zu Bette gehen, ehe ich mir Gewißheit verschafft; ich will zu ihrem Vater hinabgehen und ihn davon unterrichten.“ Er schlich die Treppe hinab und öffnete unten die Thüre, welche in die Küche führte. Seine Blicke fielen auf Clayton, der an einem Fenster saß und auf Jemanden mit Ungeduld zu warten schien. Eben als der Kaufmann einzutreten im Begriff stand, hörte er rasche Tritte auf dem Sande, und im nächsten Augenblicke wurde heftig an der äußern Thüre gerüttelt. — „Öffne, Clayton, öffne!“ sagte eine aufgeregte Stimme. Clayton stand auf und ließ den ungestümen Pöbel ein, nicht wenig erstaunt über das aufgeregte Wesen seines Genossen. „Nun?“ fragte Marjion in größter Unruhe. „Wie steht's mit Deinem Gaste?“ — „Er ist entflohen, ich war eben im Begriff es Dir zu sagen.“ — „Entflohen?“ wiederholte Marjion. — „Ja, er scheint Wind von unserm Plane bekommen zu haben, und ist durch das hintere Fenster seines Zimmers entflohen.“ — Marjion stieß einen unterdrückten Wuthschrei aus. „Weißt Du auch, Clayton,“ rief er, „wie wir düpiert worden sind? Dieser sogenannte Kaufmann von New-Orleans ist kein Kaufmann, sondern ein verkleideter Yanteespion — derselbe verkleidete Yankee, der das Herz Deiner Tochter gestohlen!“ — „Gott im Himmel! ist das möglich!“ antwortete Clayton, im höchsten Grade erstaunt. — „Ja, und ich habe vergeblich stundenlang ihm aufgepaßt. Aber er ist mir doch nicht entkommen. Ich werde Alles nach ihm durchsuchen, bis ich ihn finde,“ und er schritt rasch nach der Treppe. — „Halt,

bis ich Licht angezündet!" In der Zwischenzeit schlich sich Mr. Rivers, der durch das Gehörte auf's Höchste betroffen war, wieder die Treppe hinauf, und hörte auch schon im nächsten Augenblick, wie sie hinter ihm drein kamen. Rasch trat er in eine Nische, die mit Holz verbarricadirt war, und die beiden Freunde kamen an ihm vorüber und traten in das Zimmer, während Clayton auf das Bett deutete. "Du siehst, ich sag' es Dir, er ist fort, der Vogel, er war schlauer als wir."

Neuntes Kapitel.

Die beiden Freunde sahen sich bei dieser Entdeckung lange an, und es lag in dem Blicke Marjon's ein nicht geringes Mißtrauen. "Wie mag er nur entkommen sein?" fragte der Letztere endlich. — "Durch das Fenster natürlich!" antwortete

Clayton. Dieses war in der That so weit emporgeschoben, daß ein Mann durchkommen konnte. "In diesem Falle müssen sich Fußspuren vorfinden, laß uns deshalb hinabgehen und nachsehen." Dies geschah, aber man fand nirgends eine Spur. Der Kaufmann aber rührte sich nicht von der Stelle, da ihm kein Weg einfiel, wie er aus diesem Labyrinth sich hinausfinden sollte. — Die beiden Genossen kamen alsbald wieder zurück. "Ich jage Dir," sprach Marjon, "wir waren beide thörichte Narren. Dieser Mann war nicht nur ein Yantespion, sondern er ist auch der Liebhaber Deiner Tochter und hat sie am Ende gar entführt." — "Was sagst Du, laß uns gleich nachsehen!" Leona, welche, durch die Unruhe im Hause von ihrem Schlafe aufgeschreckt, aufgestanden war und sich angekleidet hatte, öffnete gerade in diesem Augenblicke die Thüre. "Ah, Du bist auf!" rief Clayton. — "Sie weiß vermuthlich von der ganzen Geschichte," flüsterte Marjon



Zwei Rundschaffer.

seinem Gefährten zu. "Sie ist nicht umsonst um diese Stunde schon auf. Wir wollen ihr Zimmer durchsuchen." Clayton hatte doch so viel Achtung vor dem Mädchen, um keinen Eindringling in ihr Zimmer zu lassen. "Laß das nur!" rief er und eilte in das Zimmer, fand jedoch keine Contrebande. — "Was wollt ihr, daß ihr so ungestüm in mein Zimmer dringt?" fragte Leona. Clayton erzählte ihr, was geschehen, und das Mädchen sah so unschuldig und der Geschichte so fremd dabei aus, daß ihr Vater keinen Zweifel hatte, sie sei bei der Flucht unbetheiligt. Marjon freilich war davon nicht überzeugt und wollte das arme Mädchen mit Vorwürfen überhäufen. Clayton aber zog ihn mit sich fort die Treppe hinab. Sie kamen so dicht an dem Schlupfwinkel des Fremden vorüber, daß dieser unwillkürlich sein Pistol aus der Brusttasche nahm. Aber die Gefahr war eben so rasch vorüber. Als die beiden Genossen unten waren, litt

es den Kaufmann nicht länger in seinem Versteck: er schlich die Treppe hinab, um zu erfahren, was sie mit einander beriet. Aber kaum hatte er sein Ohr an die Thüre gelegt, als er Clayton rufen hörte: "Was ist das?" Man vernahm das Galoppiren eines Pferdes, das plötzlich vor dem Hause hielt. Hastige Schritte kamen näher, und auf Clayton's Herein trat ein Lieutenant von der konföderirten Kavallerie in sichtbarer Aufregung ein. "Meine Herren," sagte er, "ich suche einen Mann, dessen Spur ich bis hierher verfolgt. Hatten Sie in den letzten beiden Tagen keinen Fremden hier? einen Kaufmann aus dem Süden, in mittleren Jahren, von angenehmen, vornehmen Manieren. Er reist zu Pferde und sein Name ist Rivers: vielleicht hat er jedoch, um seine Flucht zu begünstigen, einen fremden angenommen." Marjon und Clayton sahen sich an, aber sie waren unschlüssig, was sie antworten sollten. Endlich sagte der Letztere: "Wir kön-

nen Ihnen vielleicht dienen, Lieutenant. Was wollen Sie von diesem Manne?" — "Wie ich annehmen darf, sind Sie gute Bürger der Konföderation," antwortete der Offizier, "und so habe ich keinen Grund Ihnen zu mißtrauen. Dieser Rivers hat viele Jahre in New-Orleans Geschäfte getrieben und sich ein großes Vermögen gemacht. Jetzt im Augenblicke unserer größten Noth will er nach dem Norden fliehen und sich so der Kriegsteuer entziehen. Er hat sein ganzes Vermögen in Diamanten, Wechsel, Papiere und Gold umgesetzt, und mehr denn eine Viertelmillion Dollar bei sich." — "Ist es möglich?" rief Clayton, der bei jedem Worte Mund und Augen weiter aufgerissen. — "Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß Mr. Rivers keinen Paß hat, er wurde ihm sogar ausdrücklich verweigert, und er angewiesen seine Steuern zu zahlen. Statt dessen floh er bei Nacht von Richmond fort und kam bis hierher, mehreremal von unsern Pikets verfolgt, die er jedesmal durch Pistolenschüsse zurückzutreiben wußte. Ich wurde deshalb mit seiner Verfolgung beauftragt und ermächtigt, fünftausend Dollars Dem zu bieten, der seine Gefangenennahme bewerkstelligt." Clayton schlug sich mit der Faust vor die Stirne, während Marson das Bild trauriger Verzweiflung war. Der Lauscher war im ersten Moment auf's Höchste betroffen, als er hörte, welche Gefahr ihn drohte; aber schon im nächsten Moment hatte er seine Fassung wieder. — "Es ist abscheulich," wüthete Clayton, "solch' eine günstige Gelegenheit sich aus den Händen schlüpfen zu lassen. Dieser Mann war die letzte Nacht hier — hier in diesem Hause, aber wir haben eben entdeckt, daß er entflohen. Er muß sich am Fenster herunter gelassen haben. Noch ist's jedoch nicht zu spät, ihn zu pürschen. Er kann kaum einige Stunden weit sein, und am ganzen Ufer ist kein Boot, da sie alle nach Portsmouth und Norfolk fortgebracht worden." — "Wenn ihm die Nacht nicht durchhilft," versetzte der Offizier, "so ist's zu spät. Hor. Lecher ist bereits mit einer Batterie auf dem Wege hierher, und die Infanterie hat die ganze Küste besetzt. Wir wollen uns vertheilen. Ich gehe südwärts, Sie nordwärts. Um zehn Uhr treffen wir uns wieder hier." Der Offizier bestieg sein Pferd und ritt nach dem Ufer zu. Die beiden Verbündeten sahen ihm nach und wandten sich dann nach einander um. "Wir wollen nicht lange warten," sagte Clayton, "bedenke die fünftausend Dollars." — "Bist Du ein Narr?" fragte Marson, "kriegen wir den Kerl, so drehen wir ihm den Hals um, machen uns die Viertelmillion zu eigen und begraben ihn in aller Stille." Clayton antwortete nicht auf den Vorschlag, war aber von Herzen damit einverstanden, und sagte nur: "Laß uns gehen und den Vogel bald in die Schlinge zu bekommen suchen." Sie verließen zusammen die Cottage. Der Fremde sank auf eine der Stufen hinter ihm nieder und wischte sich den Schweiß ab, den ihm der Schrecken aus allen Poren getrieben. "Fort!" stöhnte er, "sie sind fort. Gott sei Dank!" Die Gefahr und Aufregung, die er gerade durchgemacht, in Verbindung mit den schlaflosen Nächten der letzten Zeit, ließen ihn momentan so schwach wie ein Kind erscheinen. Endlich aber ermannte er sich und rief: "Ich will ihnen begegnen, wie es meinen Jahren ziemt!" Geräuschlos stieg er die Treppe hinauf und überlegte sich, auf welche Weise er am besten entkäme; aber es schien ihm doch zuletzt, als wenn er gerade hier im Hause am besten verborgen wäre. Da fiel ihm das Mädchen ein, und wie er gesehen, daß zwischen den beiden Genossen und ihr nicht das beste Einvernehmen herrschte: sollte er sich nicht in dieser Noth an sie wenden? Diese Gedanken beschäftigten ihn, während er wieder in sein Versteck kroch.

Rehtes Kapitel.

Marson — um wieder den Faden des siebenten Kapitels aufzunehmen — war, nachdem er mehr als zwei Stunden gewartet und manden Fluch über seine Sklaven hineingewortert, die doch an Allem unschuldig, auf den Gedanken

gekommen, ob er nicht von seinem beabsichtigten Opfer hintergangen worden, und ob der Kaufmann nicht ein Rival in einer jener zahlreichen Verleibungen sei. Augenblicklich war auch sein Entschluß gefaßt, die Sklaven zurück zu lassen und sich nach Clayton's Hause aufzumachen. Er befahl den Schwarzen ihre Gefangenen auf's Strengste an und gebot ihnen, den Weißen das Hirn zu zerschmettern, wenn sie es wagen sollten sich zu rühren. Sie waren dazu gerne bereit, aber Marson hatte zu große Eile, um die Versicherungen ihrer Dienstpflichtigkeit abzuwarten, und war, wie wir gesehen, unerwartet früh bei Clayton erschienen. Aber kaum hatte man ihn aus dem Gesichte verloren, als Lieutenant Thorne aus einem Gebüsch ganz in der Nähe auftauchte und langsam zu ihnen hinschlich, um das Terrain zu rekonoszieren. Im nächsten Augenblicke aber stand er wie ein Geist vor den Schwarzen, und als die beiden Gefangenen wie mit einer Stimme riefen: "der Lieutenant!" entstand eine so plötzliche Verwirrung, daß der Offizier nichts Eiligeres zu thun hatte, als diese zu benützen, die Stride der Gefangenen zu durchschneiden und die bestürzten Neger mit den Befreiten zu überfallen. Das Ganze war die Sache eines Augenblicks, und die Neger, welche in der Ferne jene Gestalt sahen, die ihnen schon einmal so großen Schrecken eingejagt, stürzten in wilder Hast davon, als ihnen Thorne die Freiheit gab. Der Lieutenant drängte zum Ausbruch, und man machte sich auch alsbald auf den Weg. "Aber sage uns doch," rief Gibson, "wie Du so lange ausbleibst und gerade im rechten Augenblick erscheinen konntest?" — "Das sollt ihr wissen. Nachdem ich meinen guten Pegasus in sein Quartier zurückgebracht und hierher die Schritte lenkte, begegnete ich einer geheimnißvollen Frau, welche mich auf eine höchst sonderbare Weise vor der Gefahr warnte, die mir hier drohe, und dann verschwand, ehe ich sie über das Nähere befragen oder sie näher in's Auge fassen konnte. Ich schlich mich deshalb vorsichtig heran und rekonoszirte das Terrain; natürlich wagte ich mich nicht herzu, bis die Streiktrast sich vermindert; dann trat ich hervor und so seid ihr frei." Die beiden Freunde drückten ihm die Hand und eilten nun dem Orte zu, wo das Boot lag. Als sie nach einigen hundert Schritten dasselbe erreicht, stiegen sie ein, und während Thorne sich des Ruders bemächtigte, zog Gibson das Segel auf. Sie waren Alle zu glücklich über ihre Befreiung, um darauf Acht zu haben, was um sie her vorging, sonst würden sie die seltsame Frau bemerkt haben, welche Thorne gewarnt und die sich nun in dem Gebüsch am Ufer setzen ließ.

Die drei Freunde waren noch nicht lange in der Richtung des Hauptquartiers gefahren, als sie zu ihrem nicht geringen Schrecken in der Ferne — denn es war heller Mondschein — eine Schaluppe beobachteten, die gerade auf sie zugefahren kam, und die sie sogleich als ein Rebellen Schiff erkannten, das so rasch fuhr, daß es sie in kürzester Zeit einholen mußte. Im selben Augenblick wurde auch von einem Kanonenboot, das vor Hampton Road lag, gefeuert, und so war kein Zweifel mehr, daß es ein Rebellen Schiff sei. "Wir müssen umkehren!" rief Thorne, nachdem er sein Perspektiv auf die Schaluppe gerichtet hatte, "es sind ein Duzend oder mehr Burche auf Deck, und daß sie nichts Gutes im Sinne haben, ist deutlich zu erkennen." Der Lieutenant änderte seinen Kurs und fuhr so dicht am Ufer hin, daß er hoffen konnte, der Verfolger werde an ihm vorüberfahren, ohne ihn zu beachten. Aber man sah auf Deck große Bewegung und Waffen blitzen, die bewiesen, daß er ein armitirter Kreuzer war. Das Boot konnte nicht die geringste Bewegung machen, ohne daß der Kreuzer ihm in derselben Richtung gefolgt wäre. Es dauerte auch nicht mehr lange, so war er ihm so nahe, daß der Kapitän ihnen vom Bugspriet aus zurufen konnte: "Legt augenblicklich an und kommt an Bord! Ich werfe euch in's Wasser, wenn ihr nicht sogleich meinem Befehle gehorcht!" — "Werft uns nur!" rief Gibson den Rebellen zu, während Reynolds rieth nach dem Ufer zu steuern, das in drei Minuten zu erreichen war. Aber dazu

war's zu spät, denn die Schaluppe lag schon dicht neben ihnen. Der Lieutenant hatte seine Flinte ergriffen, und im selben Augenblick, als der Kapitän „Feuer!“ rief, brückte Thorne an dem Gahnen. Aber die Kanonenkugel hatte das Boot zerschmettert und die drei Männer lagen im Wasser. „Laßt euch ergreifen, Jungen, wenn ihr noch lebt!“ rief Thorne in seiner gewöhnlichen Kalibütigkeit, „ich werde mich retten. Die Schaluppe hatte ihn erreicht, ehe er weiter sprechen konnte, und er verschwand unter dem Bug, während auf dem Deck des Schiffes große Bewegung entstand, denn die Kugel Thorne's hatte den Kapitän getroffen. Der erste Steuermann befahl, augenblicklich ein Boot hinabzulassen, und nach kurzer Zeit wurden Reynolds und Gibson halbtot aus dem Wasser gezogen. „Es waren ihrer drei!“ rief der Kapitän, erschöpft von seiner Wunde, obgleich er es nur für eine Kleinigkeit erklärt hatte. „Wo ist der Andere? Ich will sie Alle haben.“ Man machte noch einen Versuch ihn aufzufinden, aber vergeblich.

Elftes Kapitel.

Die Schaluppe nahm ihre Fahrt wieder auf, und nachdem der Kapitän verbunden war, fragte er Gibson und Reynolds nach ihrer Stellung und ihren Absichten. Als sie ihm jedoch jede Antwort verweigerten, wurde der Kapitän zornig und erklärte, daß er sie als Nankeesplone nach Richmond senden werde, und donnerte seine Verwünschungen über sie los, Ab Lincoln sei ein tyrannischer Usurpator, Frankreich und England würden die Konföderation in zwei Monaten anerkennen, und die Nordstaaten dann von den erobernden Armeen des Südens übereschwemmt und ausgeplündert werden; in solchen Prophezeiungen erging sich die Wuth des Kapitäns. Dann befahl er, die Gefangenen in Sicherheit zu bringen, und sandte einen Mann in einem Boot an's Land, um einen gewissen James Marson in Kenntniß zu setzen, daß sein Bruder ihn so bald als möglich an Bord seiner Schaluppe zu sehen wünsche. „Zehn Jahre“, sagte der Kapitän, „sind vorüber, seit ich diese Ufer nicht mehr gesehen, und ihr könnt euch denken, mit welcher Freude ich auf sie schaue. Ich schied von hier in großer Noth, und komme als Kapitän zurück. Wenn mich nicht Alles täuscht, sehe ich dort Männer und Frauen am Ufer.“ Der Kapitän hatte Recht. Marson und die seltsame Frau, die Thorne gewarnt, waren Zeugen der Jagd gewesen, welche die Schaluppe angestellt, und wollten nun auch den Ausgang der Sache kennen lernen. So traf es sich, daß der Bote, der von der Schaluppe abgefaßt war, nicht lange zu suchen hatte, da er auf sein Erkundigen eufuhr, daß er mit dem Gesuchten selber spreche. „Wie?“ rief Marson. „Mein Bruder Kapitän einer Schaluppe, und er wünscht mich zu sehen? O, wie glücklich trifft sich das!“ Er verlor keine Zeit.

Der Kapitän befand sich in der Kabine, als sein Bruder an Bord kam; aber bald hörte man die heftigsten Ausbrüche der Freude von dort erschallen, als sich die beiden Brüder nach so langer Trennung umarmten. Der Kapitän ließ sogleich Wein bringen, und nun kam's zu tausend Erklärungen. Endlich rief der Kapitän: „Auf das Wohl Deiner Frau! Du bist doch verheirathet?“ — „Noch nicht, aber nahe daran, wenn Du mir Deinen Beistand angebreiten lassen willst. Erinnerst Du Dich noch Clayton's?“ — „James Clayton's? Freilich.“ — „Und seiner Tochter Leona?“ — „Des kleinen Dings? Gewiß.“ — „Sie ist jetzt zur Jungfrau herangereift. Clayton hat sie mir zur Frau versprochen, macht aber jetzt Schwierigkeiten. Ich muß sie haben. Diese Schaluppe wäre das rechte Ding, mit ihr zu entfliehen.“ — „Wann gedenkst Du das zu thun?“ fragte der Kapitän. — „Noch diese Nacht. Sie hat einen Geliebten, einen Nankee, der sie heirathet, wenn ich ihm nicht zuvorkomme. Könntest Du mir einige von Deinen Leuten geben?“ — „Gerne, aber was soll aus Deiner Farm werden?“ — „Hättest Du nicht Lust, Dich einige Zeit darauf niederzulassen? Der alte Dicks

ist todt, Du hast also von dieser Seite nichts zu fürchten. Ich überlasse Dir die Farm für die Schaluppe!“ — „Top, eingeschlagen! Es ist mir ganz recht! Wie viel hast Du Keger?“ — „Zwanzig.“ — „Nun so behalte fünf und ich zahle Dir die übrigen.“ Der Kapitän brachte die Sache sogleich in's Reine. Plötzlich aber wurde er so blaß, daß sein Bruder unruhig fragte: „Was fehlt Dir, Georg?“ — „Nichts, eine Wunde“, antwortete der Kapitän stöhnend. „Ich habe ein Boot in Grund gebohrt.“ — „Ja, ich sah es und wollte Dich schon mehrmal fragen.“ — „Einer der Nankee schloß mich in die Seite, zwei nahm ich gefangen; willst Du sie sehen?“ Marson's Gesicht leuchtete vor Freude auf, als er seinem Bruder nach dem Gefängnisse folgte. „Der Dritte ist ertrunken“, sagte der Kapitän. Marson erkannte seine Gefangenen, und seine Augen bligten, als er sagte: „Ah, seh' ich euch so wieder? Was willst Du mit ihnen anfangen?“ — „Die Schaluppe gehört nun Dir, ich wollte sie nach Richmond als Kriegsgefangene senden.“ — „Ich werde es ebenfalls thun, sobald ich das Mädchen an Bord habe“, sagte Marson, während sie wieder auf Deck gingen. Sie setzten sich nieder in die Kabine und plauderten über die Ereignisse der letzten zehn Jahre. Endlich aber brachen sie auf, gingen auf Deck, und nun wurde der Schlachtenplan entworfen. Und ehe eine halbe Stunde vergangen war, segelte Marson mit einer Anzahl Matrosen nach der Küste über.

Zwölftes Kapitel.

Clayton lehrte kurz nach Tagesanbruch zurück und fand sein Frühstück auf dem Tische, und Leona hübsch angekleidet seiner harrend. Er verzehrte das Mahl schweigend, und schob dann Stuhl und Platte zugleich zurück, indem er sagte: „Ich erwarte Marson und einen Offizier von den Konföderirten: ich gehe jetzt fort, um den Kaufmann aufzuspiüren, der diese Nacht hier war. Wenn ich um zehn Uhr nicht zurück bin, so sage ihnen, daß mein Bemühen erfolglos war, und daß ich nicht vor Nacht zu Hause kommen werde.“ — „Du verprachst mir heute Morgen die Briefe“, sagte Leona freundlich, indem sie aufstand und auf ihn zuging. — „Nichtig! ich werde sie holen.“ Man hörte im Nebenzimmer Kasten und Kommoden öffnen und schließen, und das Knistern von Papieren, bis Clayton nach Verlauf von zehn Minuten mit einem kleinen Rosenholzästchen wieder in das Zimmer trat. „Hier, Kind, ich habe sie gefunden.“ Er öffnete das Kästchen, nahm eine Uhr und eine Kette von feinsten Arbeit, und einen schweren aber einfachen Hochzeitsring heraus, in welchen die Initialen R. R. und C. R. gegraben waren. „Das sind noch nicht alle!“ sagte er, indem er ihr die Sachen gab, und nahm aus dem Kästchen noch einen kleinen Ring, an dem ein Diamant flimmerte, der in einer Königin Diadem zu glänzen würdig gewesen wäre. Er steckte ihr den Ring an den Finger, worauf sie den goldenen als Schutz darauf steckte. „Der Hochzeitsring gefällt mir doch besser!“ sagte sie mit einem Seufzer. — „O, das ist ganz natürlich für ein Mädchen“, versetzte er lächelnd. „Aber das ist auch Alles, was ich habe,“ und damit nahm er zwei Briefe heraus, alt und fett, welche Leona rasch ergriff, wobei sie sogleich bemerkte, daß sie von einer männlichen Hand herührten. „Und das ist Alles, was von meiner Mutter zurückblieb?“ fragte sie. — „Alles; es mag Geld in der Börse gewesen sein, aber das wurde wohl zur Bestreitung der Beerdigungskosten verwendet. Geh' nun auf Dein Zimmer und lese die Briefe.“ Leona ließ sich das nicht zweimal sagen und eilte mit hochklopfendem Herzen nach ihrem Zimmer. Er aber ging nach der Vorrathskammer, trank ein tüchtig Glas Brandy, setzte seinen Hut auf und verließ das Haus. Inzwischen las Leona ihre Briefe, und die Thränen fielen wie Sommerregen auf die Versicherungen innigster Liebe, die sich in diesen Briefen ihres Vaters aussprachen; in einen Strom von Thränen aber brach sie aus, als sie ihren eigenen Namen erwähnt sah. „Meine arme, arme Mutter, sie

ruht in der Ferne. Und mein Vater? Denkt er meiner? Ist er vielleicht auch schon bei ihr?" Sie sank auf einen Stuhl, und während das Blatt auf ihren Schooß fiel, schweifte ihr Blick durch das offene Fenster.

Mr. Rivers hatte Leona die Treppe heraufkommen und die Thüre sich hinter Mr. Clayton schließen hören. Aber er wagte es doch noch nicht, aus seinem Versteck hervorzukommen, da er Tante Dolly in der Küche unten hantieren hörte. Um zehn Uhr kam Marson, der Offizier einige Minuten später. Leona gab ihnen in kurzen Worten Auskunft, worauf sie sich wieder entfernten. Clayton kehrte nicht zum Mittagessen zurück, und Leona beschäftigte sich mit dem kleinen Haushalt, bis sie gegen Abend in ihr Zimmer zurückkehrte. „Ich darf nicht länger säumen,“ flüsterte Rivers vor sich hin, „Frauen sind immer mitleidig, und sie sah meiner Frau so ähnlich, daß sie ein gutes Herz haben muß.“

Geräuschlos stahl er sich aus seinem Versteck hervor, schlich über den Gang und pochte leise an ihr Zimmer. Auf ihre Aufforderung trat er ein; sie erschrak und fuhr von ihrem Stuhle an dem Fenster auf, als sie einen fremden Mann gewahrte. Aber die edle Gestalt und der freundliche, wohlwollende Ausdruck des Gesichtes beruhigte sie einigermaßen wieder, und wenige Worte genügten, um dem Mädchen die Lage des Verfolgten auseinander zu setzen. Sie wußte, was in diesem Augenblick das Wichtigste, und verließ das Zimmer. Nach einigen Minuten kehrte sie mit einer Platte zurück, auf der mehrere kalte Speisen und Wein standen. Sie setzte das Mahl auf einen kleinen Tisch vor den Kaufmann und sagte: „Sie sind hier sicherer als andernwärts. Man verfolgt Sie in diesem Augenblick, und wenn Sie gegessen, thun Sie besser, wieder in Ihren Schlupfwinkel zurückzukehren. Ich werde Sie mit meinem eigenen Leben schützen.“ Der Muth,



Der Ring.

mit dem das Mädchen diese Worte sprach, rührte des Hörers Herz. „Ich bin nicht waffenlos,“ sagte er, „aber mir fehlt durch die lange Schlaflosigkeit die Kraft, und es sind ihrer drei gegen einen.“ — „Bleiben Sie noch zwei Nächte,“ sagte sie, mit einem leichten Erröthen auf ihren Wangen, „und ich kann Ihnen einen sichern Weg zeigen, um nach der Beste Monroe zu kommen. Ich erwarte hier einen Freund — einen jungen Offizier von der Union — einen tapfern, ritterlichen Soldaten, der Sie nach dem Lager der Föderirten bringen wird.“ Thränen standen in den Augen des Fremden, als er sagte: „Ich danke Ihnen mehr, als ich auszudrücken im Stande bin; diese Stunde wird mir ewig unvergeßlich bleiben.“ Leona stand auf, und nachdem sie ihm noch einmal Speise angeboten, die er dankend ablehnte, wandte sie sich wieder nach ihm um. In diesem Augenblicke blitzte ein in tausend prismatischen Farben prangender Diamant an ihrem

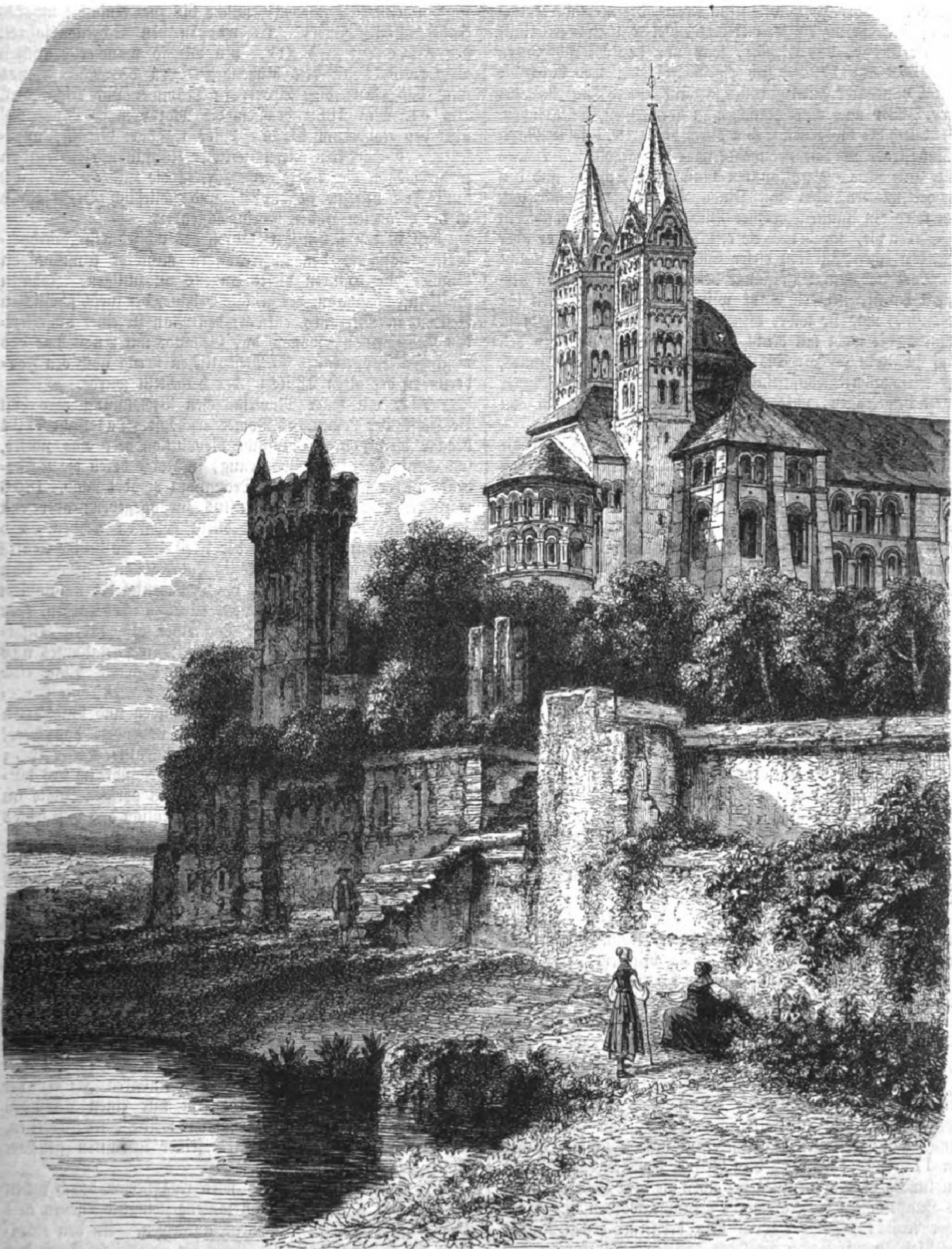
Finger: es war das Bild eines gefangenen Sternes. Der Kaufmann sprang von seinem Stuhl auf und ergriff ihre Hand. Einen Augenblick sah er ihr in's Gesicht und dann auf ihren Finger. „Mein Gott!“ rief er, „diese Aehnlichkeit mit meiner verstorbenen Leona. Dieser Diamant, den ich nur zu wohl kenne, und unser Ehering, mein Gott!“ Ein leises Räuspern in dem Gang machte das Mädchen und den Kaufmann sich erstaunt umwenden. Sie erblickten Clayton, der den Kaufmann mit triumphirendem Lächeln ansah. „So haben wir Sie gefunden?“ sagte er in einem Tone, dessen Ruhe etwas Beängstigendes hatte. — „Schieß ihn nieder!“ rief die Stimme Marson's von unten. „Laß ihn nicht entkommen.“ — „Macht ihm ein Ende!“ rief der konsöderirte Offizier, „wenn er Widerstand leistet.“

(Schluß folgt.)

Der Dom von Speyer.

Von

Dr. Karl von Lühow.



Der Dom von Speyer von der Ostseite.

*

An dem Fleckchen Erde, welches unser Bild schön und treu wiederpiegelt, hängen tausend Erinnerungen an des deutschen Volkes alte Herrlichkeit; aber auch mancher düstere Schatten mag an des denkenden Beschauers Geist vorüberziehen, wenn er den schmalen Strandweg vom Rheine her den altersgrauen Umwallungen zugewandert, die sich dort als Wöschung des hochliegenden Domplatzes vor unsern Blicken erheben. Dieser Platz und seine Krone, die herrliche Kathedrale, sind ja die einzigen Ueberbleibsel von Speyers einstmaliger Größe, das Einzige, was vor den Nordbrennern von 1689 und 1794 durch eigene Festigkeit und durch die Pietät dankbarer Enkel glücklich bis auf unsere Tage bewahrt blieb. Wer nach einer Umschau in der kleinen, freundlichen, aber durchaus modernen Stadt durch die breite, belebte Maximiliansstraße vor die prangende neue Portalhalle des Domes tritt, und dann die gebräunten Massen des Schiffes und den reichgeschmückten Chor mit seinen Thurmriesen umschreitet, dem wird ein staunenswerthes Bild jener Zeit, die solch' ein Werk erdachte, vor der Seele erstehen; zugleich wird er aber auch den edlen Pflägern dieser Stätte, den Königen, welche den Dom vor dem Untergange bewahrt und prachtvoll hergestellt haben, innigen Dank wissen. Mag ihre Arbeit für die Kunst, mag sie wider dieselbe ausschlagen — es gibt ja Manche, die wohl mit Recht über das viele Restauriren den Kopf schütteln — zur Stärkung des geschichtlichen Sinnes, des nationalen Bewußtseins haben wenigstens die Männer wacker beigetragen, welche das verlassene Kaiserdenkmal von Speyer mit neuem Glanz umgaben.

Die freundlichen Leser der Illustrierten Welt haben die Hauptakte des weltgeschichtlichen Dramas, dessen Schauplatz der Dom zu Speyer war, bei früherer Gelegenheit kennen gelernt (1860, S. 209). Sei es uns daher gestattet, mit dem Auge des Kunsthistorikers das merkwürdige Denkmal unserer Kaiserzeit etwas näher zu betrachten. Eine kurze baugeschichtliche Wanderung durch das Gebäude mag unserer Schilderung zur Grundlage dienen.

Der älteste Theil des Ganzen ist die Krypta nebst der darüberliegenden Chornische, deren reizvolles Obergeschloß wir auf unserem Wlbe links am Ende des Domes über die Wipfel der umstehenden Platanen emporsteigen sehen. Kaiser Konrad II. soll aus Anlaß von seines Sohnes Tod am 12. Juli 1030 den Grundstein dazu gelegt haben. 1039 wurden seine Gebeine in der eben fertig gewordenen Kaisergruft beigesetzt. Aber mit dem Weiterbau der Kathedrale ging es recht langsam vorwärts. Heinrich III. vollendete den Chor mit seinen beiden Thürmen und baute auch das Querschiff wohl zum größten Theile aus. Erst Heinrich IV. ging an die Vollendung des Langhauses. 1061 erfolgte die Weihe des Ganzen. Der letztgenannte Kaiser war es auch, welcher zu Ehren der heiligen Austra, von der im Jahre 1064 eine Reliquie nach Speyer kam, die hübsche kleine Kapelle an der Nordseite des Domes auführte. 1106 kann der Bau seine Weihe noch nicht gehabt haben; denn es wird uns berichtet, daß Heinrich's Leiche darin beigesetzt war, was nur an ungeweihtem Orte geschehen konnte, da der Kaiser bekanntlich im Bann gestorben war. Fünf Jahre lang blieb die nach damaligen Begriffen furchtbare Straße über dem Todten verhängt. Dann wanderte Heinrich's Leichnam entführt zu seinen Ahnen in die Kaisergruft des Domes.

Hiermit schließt die erste Epoche der Geschichte unserer Kathedrale ab. Im Verlaufe der nächsten Zeit ward dieselbe, wie fast alle mittelalterlichen Dome, von mehrfachem Brandunglück betroffen. Darunter sind namentlich die Brände von 1137 und 1159 aus dem Grunde bemerkenswerth, weil von lundiger Seite an einen derselben die erste Ueberwölbung des Hauptschiffes der Kathedrale geknüpft worden ist. Nach dieser Ansicht wäre der Dom also bei seiner ersten Anlage eine Basilika mit flacher Holzdecke gewesen. Wir können auf die nähere Untersuchung dieses noch immer strittigen Punktes

hier nicht eingehen. Nur so viel sei bemerkt, daß gegen die späte Einwölbung neuerdings gewichtige Zweifel erhoben worden sind, so daß es unversehrt bleibt, uns den Bau Heinrich's IV. gleich als einen mächtigen Gewölbebau mit drei rundbogig überdeckten Schiffen vorzustellen. Die Brände werden hienach den hölzernen Dachstuhl zerstört, aber die Gewölbe selbst im Wesentlichen unbeschädigt gelassen haben.

So stand der Dom in alter Pracht und Herrlichkeit bis gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Um diese Zeit begann seine Leidensepoche, welche bis zum Anfange unseres Jahrhunderts dauerte. Es war in den Schreckensjahren der Kriege Ludwig's XIV., als mit so mancher deutschen Schwesterstadt an den blühenden Ufern des Rheinflusses auch das ehrwürdige Speyer in Trümmer und Asche sank. Am 31. Mai 1689 brachen die Nordbrenner Montclas' über den Kaiserdom herein. Alles tragbare Geräth, unerseßliche Kostbarkeiten mittelalterlicher Kunstindustrie, wurden fortgeschleppt, die Altäre verwüstet, ja die Kaisergräber selbst auf's Freventlichste geschändet, und schließlich Brandsadeln in die verödeten Hallen hineingeschleudert.

Erst in den siebenziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts gelang es den Bestrebungen mehrerer kunstsinigen Bischöfe, die Spuren dieses Unheils auszutilgen. Johann Balthasar Neumann, der geniale Erbauer der fürstbischöflichen Residenz in Würzburg, entwarf den Plan zu einer umfassenden Restauration, wonach das Gebäude mit Ausnahme des westlichen Kuppelbaues im Wesentlichen streng nach den Forderungen der alten Theile wieder hergestellt wurde.

Aber mit jener Montclas'schen Verwüstung war erst die Hälfte der Leiden des Domes erschöpft. Das Jahr 1794 brachte durch das französische Revolutionsheer eine zweite, fast ebenso schreckliche Zerstörung, in Folge deren die Kathedrale wieder länger als ein Decennium verödet stand. 1806 ward sie dem katholischen Kultus zurückgegeben; aber erst 1822 konnte der erste Gottesdienst gehalten werden. So furchtbar hatten die „Helden der Freiheit“ die heilige Stätte zugerichtet. Endlich unter König Ludwig von Bayern, von dessen echter Begeisterung für die Bewahrung der nationalen Denkmäler wohl hundert Stätten seines Reiches zeugen, kam auch für den Kaiserdom der Tag einer glänzenden Auferstehung. An der Stelle des interimistischen Portalbaues aus dem vorigen Jahrhundert wurde nach Hübsch's Plan eine prächtige Vorhalle mit zwei Thürmen der Westfronte vorgelegt, und das ganze Innere mit Gemälden und Bildwerken reich verziert. König Maximilian II. vollendete das Werk seines Vaters; auch andere Potentaten, darunter Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, steuerten zur Durchführung des kostspieligen Planes bei, so daß der Dom im vorigen Jahre im vollen Prachtornate der jüngsten Restauration das Fest seines achthundertjährigen Bestehens feiern konnte.

Es geschieht nicht willkürlich, weiß der freundliche Leser nun, wenn wir ihn jetzt bitten, sein Auge noch einmal auf die westlichen Theile der Kathedrale zu richten. Tritt man um die Nordseite des Querschiffes herum, da wo die drei gewaltigen Strebepfeiler mit ihren merklich geböckten Stirnflächen aus den Mauermassen vorspringen, so befindet man sich vor einer von König Ludwig gesetzten Gedenktafel, welche, an einem Rest uralter Bogengänge angebracht, die Lage des zerstörten Kaiserpalastes kennzeichnet. So war die zeitliche Wohnung der Beherrscher des Reiches mit ihrer ewigen Ruhestätte in unmittelbare Verbindung gesetzt. Denn hier blickt zur Seite öffnen sich die unscheinbaren Fenster der Kaisergruft. Wir haben dafür jetzt nur einen flüchtigen Blick, und lassen das Auge zunächst weiter emporzuschweifen, um den Aufbau des Chores und seiner Anbauten genauer kennen zu lernen.

Die halbrunde Chorapsis wird ringsherum durch sieben Blendarkaden gegliedert, deren säulengeschmückte Lisenen aus einem reich profilirten Basament aufsteigen. An den Kapitälern der Säulen zeigt sich theils die romanische Form des abgeflachten Würfels, theils eine wunderbar barbarisirte

Composita mit Voluten und Blattwerk. Ein ähnlicher Wechsel der Detailirung findet sich an der schönen offenen Gallerie, welche oben unter dem Dache herumläuft. Sie bildet ein für die romanischen Bauten der Rheinlande besonders charakteristisches, höchst gemüthvolles Motiv, dessen belebende Wirkung durch die einfache Massenhaftigkeit der anstoßenden Partien uns nur um so frappanter in's Auge springen. Betrachten wir von den Letzteren zunächst die beiden Thürme. Dieselben erheben sich aus einem schlichten, oben abgeflachten Unterbau anfangs in Gestalt roher vierseitiger Mauerkörper, deren Monotonie durch die kleinen rundbogigen Fenster kaum merklich unterbrochen wird. Je mehr wir aber in die Höhe steigen, desto mannigfaltiger wird ihr Aussehen. Erst kommen zwei, dann drei Fenster auf jeder Seite, gruppenweise zusammengeordnet und in horizontaler Linie durch zierliche Rundbogenfriese getrennt. Ebenso sind auch die vier Giebel, welche die Zeltdächer der Thürme umstehen, durch Gruppen von säulengeschmückten Fenstern belebt. Das allmähliche Schlanterwerden des Thurmlörpers, wie es der gothische Styl bei kunstvoller Durchbrechung der Massen einführte, war zu dieser Zeit noch nicht bekannt. Man wird aber gestehen müssen, daß jene Auflösung der Flächen durch Fenster und Schallöffnungen, rhythmisch durchgeführt, ein ansprechender Ersatz jener kühneren Thurmabauweise ist, der sich auch bei modernen Kirchenbauten empfehlen dürfte, wo man sich des gothischen Stylprinzips aus irgend welchem Grunde nicht bedienen will. Nach einem flüchtigen Blick auf die achteckige Kuppel mit ihrem seit neuerer Zeit nicht mehr geschweiften Dach, unter welchem sich wieder jene offene Rundbogengallerie herumzieht, wenden wir uns nun zu der Betrachtung des Querschiffes. Schon bei der Chorapsis traten uns einzelne Anzeichen entgegen, welche auf einen beträchtlichen Unterschied in der Bauzeit zwischen den oberen und unteren Theilen schließen lassen. Hier am Querhaufe wiederholt sich dieselbe Erscheinung nur um so augenfälliger. Während alle unteren Partien desselben wahrscheinlich noch in Heinrich's III. Zeit hinaufreichen, lebt in der Behandlung der abschließenden Gallerie mit ihren phantastischen Thiergestalten und Pflanzenverzierungen und mit dem eigenthümlich antikisirenden Hauptgesims der phantasievolle Geist des späteren Romanismus. Weit schlichter sind die Langhausmauern der Kirche gehalten. Namentlich unten, an den Wänden der Seitenschiffe, deren Rundbogenfenster nur durch Ansätze flacher Eisen und einen Rundbogenfries am Dache belebt sind, gleitet das Auge rasch über die langen, gleichförmigen Massen dahin. Etwas reicher ist die Behandlung der Oberwände, als deren oberer Abschluß uns wiederum die von Pfeilern unterbrochene Zwerhgallerie entgegentritt. Dasselbe Motiv hat hübsch naturgemäß auch bei dem westlichen Vorbau zur Anwendung gebracht. Dieser wiederholt auch den Kuppelbau der östlichen Kreuzung mit seinen zwei Thürmen, wodurch der Reiz der Silhouette des Ganzen außerordentlich gesteigert ist. Der Portalbau legt sich in Gestalt eines zweiten Querschiffes, nur ohne die beträchtliche Ausladung des östlichen Querschiffes, der Westfront vor, unten eine tiefe Portalhalle bildend, zu der man auf Treppen durch drei reichgeschmückte Rundbogenportale hineingelangt. Die Ausstattung dieser Halle ist eine überaus glänzende. Ringsum an den Wänden in goldenen Nischen stehen die acht in der Gruft des Domes beigesetzten Kaiser, von Dietrich und Fernorn in Sandstein gemeißelt. Die Schmalseiten tragen vier große von Bly ausgeführte Reliefs, auf die Gründungsgeschichte des Domes und einzelne Momente der Kaisergeschichte bezüglich. Dazu kommen noch sechs Brustbilder in Relief, welche die Hauptwohlthäter des Bisthums von Karl dem Großen bis auf König Ludwig darstellen. Endlich über dem Kirchenportal eine von Schraudolph gemalte Madonna. Die architektonische Decoration zeigt denselben Wechsel von rothen und weißlichen Steinen, den der moderne Architekt, nach dem Vorbilde mancher italienischen Bauten des Mittelalters, auch am Aeußeren des westlichen Neubaus durchgeführt hat.

Wir betreten jetzt das Innere des Domes. Die kirchliche Baukunst unseres Vaterlandes hat wenige Leistungen aufzuweisen, welche diesen Raum an Würde und Eleganz der Gesamtwirkung überbieten, und welche zugleich so durchaus deutsch und so kirchlich uns anmuthen, als dieses Innere. Denken wir uns vorläufig den Prachtschmuck der modernen Bemalung fort, so überblicken wir eine Halle von etwa 360 Fuß innerer Länge, ungefähr am Ende des zweiten Drittels ihrer Ausdehnung von einem einschiffigen Querhaufe durchschnitten, dessen Länge, abgesehen von den anstoßenden Kapellen, 150 Fuß im Lichten mißt. Das Langhaus, westlich von diesem Querbau, zerfällt in drei Schiffe, von denen das mittlere etwa 45 Fuß weit und in sechs gleiche quadratische Gewölbefelder getheilt ist, deren jedem in den anstoßenden Seitenschiffen je zwei nicht ganz regelmäßig quadratische Felder entsprechen. Für die Längewirkung dieser Anlage, deren schöne kräftige Proportionen die edelste Wirkung thun, ist es nun ganz besonders bedeutsam, daß die östlichen Theile des Domes, unter denen sich die Kaisergruft befindet, beträchtlich höher liegen als die Schiffe. Schon im vorletzten Gewölbequadrat des Mittelschiffes steigt man auf einer breiten zehnstufigen Treppe zu dem sogenannten Königsthor hinan, und von hier führen dann wieder neun Stufen in den Kuppelraum, während schmälere Treppen die Seitenschiffe mit den Querhausflügeln in Verbindung setzen. Dieß verdoppelt die Höhe der Wirkung des Kuppelraumes und des Chores, indem es gleichsam den Blick nöthigt, langsam und gemessen zu den geweihtesten Theilen des Ganzen anzusteigen. Auf das Detail der Durchbildung und architektonischen Decoration genauer einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur das mag hervorgehoben werden, daß der speyerer Dom in der Behandlung des Gewölbesystems, namentlich in der Pfeilerbildung und in der Komposition der Oberfenster des Langhauses, einen interessanten Fortschritt gegenüber dem Dome von Mainz deutlich erkennen läßt, während sich in dem Dome zu Worms wieder Elemente zeigen, welche auf den zu Speyer entwickelten Formen beruhen. Dieses Altersverhältniß der drei großen mittelhheinischen Dome wird auch anderweitig historisch bestätigt.

Dem Laien, dessen Blick für architektonische Formen weniger empfänglich und geschult ist, pflegt beim Eintreten in den Kaiserdom vor Allem die glänzende moderne Ausmalung in's Auge zu fallen. Und wir gestehen, daß wir dieß nicht ganz auf seine Rechnung, sondern vielmehr auf die der Malerei zu schreiben geneigt sind. In dieser drängt sich ohne Zweifel das figürliche Element, drängt sich die historische Komposition als solche zu stark vor. Wenigstens gilt dieß von dem Langhaufe; in der Kreuzung und im Chore ist der Eindruck ein durchaus harmonischer und wahrhaft großartiger. Die Kuppelgemälde beziehen sich auf den Opfertod Christi, als auf den Gipfelpunkt der christlichen Glaubenslehre. Darunter befinden sich verwandte Darstellungen des alten Testaments, dann die vier großen Propheten und die Evangelisten. Chor und Querhausflügel enthalten einen Zyklus von Gemälden, welche der leidenden, streitenden und triumphirenden Kirche gewidmet sind. Den Mittelpunkt der Chorgemälde bildet eine Krönung der Maria. Alle diese Bilder, welche auf Goldgrund gemalt und mit reichen ornamentalen Mustern umzogen sind, wurden in den Jahren 1846—50 nach Joh. Schraudolph's Entwürfen und meistens von ihm selber ausgeführt. Den decorativen Theil leitete Jos. Schwarzmann. In den folgenden Jahren schritt man an die Ausmalung des Langhauses. Außer Schraudolph waren mehrere seiner Schüler an diesem Werke mit eigenen Kompositionen thätig. An den Wänden des Mittelschiffes unter den Oberfenstern ziehen sich vierundzwanzig große Gemälde aus dem Leben der Maria und aus dem alten Testamente hin. Jos. Schwarzmann zierte das Gewölbe mit einer blauen, goldgestirnten Decke, und überzog die Pfeiler und Seitenwandungen mit reichen romanischen Ornamentmustern. Die Mittel zu diesem Theile der Ausmalung spendete König Maximilian II.

Die beiden hübschen Kapellen, die der heiligen Altra und die Taufkapelle, näher in Augenschein zu nehmen, bleibt uns hier leider keine Zeit. Aber dem ehrwürdigsten Theile des Domes, der uralten Kaisergruft, müssen wir zum Schluß noch einige Bemerkungen widmen. Treppen führen aus den Seitenschiffen in die Krypta hinunter. Dieselbe nimmt den ganzen Raum unter dem Querhause und dem Chore ein, und zerfällt demgemäß in zwei Theile, von denen der östliche die Gestalt einer besonderen kleinen Unterkirche hat. Die architektonische Durchbildung ist hier ausnehmend fein und elegant, während uns in dem westlichen Theile besonders die gewaltigen kuppeltragenden Mittelpfeiler in's Auge fallen. Die Grabdenkmäler der Kaiser findet man leider jetzt in der Krypta nicht mehr. Nur das Monument Kaiser Rudolph's von Habsburg, ein mächtiger Steinsarkophag, steht in einer Nische der westlichen Wand; außerdem findet sich noch das Denkmal der Tochter Heinrich's V., Adelheid, und eine Anzahl von Bischofsgräbern. Als Grabstätte der Kaiser dient dagegen eine besondere Gruft, zwölf Fuß tief unter dem Boden des Königschores, der jetzt oben durch die modernen Statuen Rudolph's von Habsburg und Adolph's von Nassau geziert ist. Im Jahre 1739 wurde diese Gruft zum letzten Male geöffnet. Man fand damals, in Gräbern von acht Fuß Länge und vier Fuß Breite beigesetzt, die Leichname Konrad's II., Heinrich's III., Heinrich's IV., Heinrich's V., Philipp's von Schwaben, Rudolph's von Habsburg, Adolph's von Nassau, Albrecht's von Oesterreich, und die der Kaiserinnen Gisela, Bertha, Beatrix und der letzteren Tochter Agnes. Die Särge Albrecht's von Oesterreich und der Beatrix waren bei der Zerstörung von 1689 auf das Schändlichste verstümmelt, die übrigen wohl erhalten. Den herausgerissenen Schädel Albrecht's erkannte man an einem Spalt, den ihm das Schwert eines Grafen von Palm zugefügt haben soll. Seit jenen Tagen ruhen die Särge der Kaiser in ungestörtem Frieden.

Die Brüder Mathieu.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Das Erntefest.

Die Saat, die am Kreuze hinaufwuchs, die Blumen, die den Grabhügel bedeckten, wurden bald geknickt, ein frühes Hagelwetter verwüstete rings um Waterloo Alles, was der Frühling hervorgebracht hatte, und mit den Saaten und Blumen wurde auch das einfache und schwache Kreuz gestürzt, das sich unsern dem Ehrenmonumente erhoben hatte. Die Hoffnungen der Landleute waren vernichtet, und man hatte sich von diesem Unglücke kaum erholt, als in Folge eines Dammbrechens sich die Wasser des Kanals über die tiefer liegenden Theile der Gegend ergossen, und fortzuschwemmten, was das Hagelwetter übrig ließ. Wir wissen nicht, was an den Erzählungen von den rasch auf einander folgenden Unglücksfällen, welche in diesem Jahre die Gegend heimsuchten, wahr, was von der Phantasie in späteren Jahren hinzugefügt. So viel ist gewiß, daß noch heute der Einwohner von Waterloo, wenn man ihm von jener Zeit spricht, alle Uebel aufzählt, vor denen vorzugsweise der Landmann erschrickt. Für uns ist nur das von Wichtigkeit, daß man jene Heimsuchungen, die man jedenfalls erfahren, für eine Strafe des Himmels hielt für das auf der Gegend lastende ungeahnte Verbrechen. Um das vergossene Blut, so viel wenigstens in ihren Kräften stand, zu sühnen, beschloßen einige fromme Seelen Waterloos — man ist hier, wie im übrigen Belgien, sehr fromm katholisch — auf der Stelle des Verbrechens, dort wo das einfache Kreuz gestanden hatte, dessen Urheber Niemand kannte, ein anderes großes und

schönes Kreuz zu errichten, dessen Inschrift das Andenken des unschuldig Ermordeten erhalten und zum Gebet um Entdeckung des Mörders auffordern sollte. Der Gedanke fand außerordentlichen Anklang, und die Subscriptionsliste, die von Haus zu Haus ging, ergab bald eine so bedeutende Summe, daß man mit dem Gelde ein kunst- und prachtvolles Kreuz errichten konnte. Demgemäß gab man einem Künstler den Auftrag, eine Zeichnung zu entwerfen, und setzte man sich mit einer Eisengießerei in der Nähe von Mons in Verbindung. Die Ausführung des Monumentes verlangte jetzt allerdings längere Zeit, und war damit Denjenigen, die mit Errichtung des Kreuzes eine fromme Schuld abtragen wollten, nicht ganz genug gethan; aber man tröstete sich mit dem Gedanken, daß die Größe und Schönheit des Kreuzes dem allgemein verbreiteten Gefühle, dem Wunsche, den Todten zu ehren, mit dem größeren und schöneren Opfer, mit der größeren Hier des heiligen Zeichens mehr entsprechen werde.

Das Monument war noch lange nicht aufgerichtet, und es hatte schon den Anschein, als ob das Gebet um Entdeckung des Mörders, das man dem Kreuze als Inschrift anzufügen beabsichtigte, bereits in Erfüllung gehen sollte.

Graf Belpont war im Frühling auf sein Landhaus wieder zurückgekehrt. Diesmal ohne Alfred, welcher, da er nach Edouard keinen Hofmeister mehr haben wollte, in einem College der Hauptstadt untergebracht war. Er folgte seiner Familie erst im Hochsommer, als es seine Ferien gestatteten. Man sah und hörte wenig von ihm und seiner Familie; das Schloß und seine Bewohner schienen den Einwohnern jetzt bei weitem mehr entrückt als vorher. Den alten Grafen sah man höchstens seine Felder bereiten, und Alfred wurde nur selten und dann vielleicht nur von Celestine gesehen, wenn er spät am Abend, wie ehemals Edouard, zu dem Monumente wanderte, um dort eine oder zwei Stunden in Gedanken vertieft zu sitzen. Der früh entwickelte Knabe hatte seit dem Tode seines Lehrers und Freundes, seit dieser zu frühen und schrecklichen Erfahrung, ein ernstes Wesen angenommen, das mit seiner Jugend — er war jetzt vierzehn Jahre alt — traurig kontrastirte. Auf seinem Gesichte lag ein Ausdruck von Energie, der Denjenigen, welcher sein im Grunde milbes Wesen nicht kannte, beinahe unangenehm auffallen mußte, ein Ausdruck, der wie eine fortwährende Kampfbereitschaft gegen alle Welt ausstrahlte. Er war es auch, der vorzugsweise an der Zurückgezogenheit, in der jetzt die Familie lebte, schuld war. Er gestand seinem Vater, daß er seiner nicht sicher sei, daß, wenn er den Mathieu begegnete, er etwas thun oder sagen müßte, was er vielleicht später bereuen würde. Dem wollte er ausweichen, weil es ihm war, als hätte er in jener Nacht am Kreuze mit seinen Thränen Celestinen das Versprechen gegeben, nichts zur Verfolgung der Mathieu beizutragen, und in Erinnerung an die unglückliche Marion, wie er sie am Kreuze liegen gesehen, wo das Mädchen, das seinen unglücklichen Lehrer so sehr liebte, und, wie er wußte, langsam dahinsiechte, nahm er sich vor, jenes schweigende Versprechen aufrecht zu erhalten. Merkwürdigerweise suchte man von Seiten der Mathieu's immer wieder anzuknüpfen und sich dem Hause des Grafen zu nähern. Bei jeder Gelegenheit waren sie dem Grafen zu Diensten bereit. Wenn die Arbeiten auf seinen Feldern dringend schienen, sofort boten sie ihre Knechte und Pferde mit Hintansetzung ihrer eigenen Arbeiten an; man hörte einmal, daß der Graf einen Hügel in seinem Parke mit jungen Bäumen bepflanzen wollte, sofort wurden im Garten Mathieu's die jungen Bäume entwurzelt und nach dem Schlosse geschickt. Solche Gelegenheiten wußten die Mathieu's mit merkwürdigem Scharfsinne aufzufinden, nur um mit dem Grafen wieder in irgend welche Verbindung zu treten. Aber da war Alfred immer gerüstet, um seinen Vater zur Zurückweisung dieser Gefälligkeiten zu bestimmen.

Inbessenen fand der Graf, daß man sich im Ganzen ungerecht und unfreundlich gegen die gute Bevölkerung benehme, und als das Erntefest herankam, welches in Waterloo

immer gefeiert wird, war er entschlossen, mit seiner ganzen Familie an dem populären Ball Theil zu nehmen. Um die Vernachlässigung, welche man bisher von ihm erfahren und die ihm im Grunde Niemand übel nahm, wieder gut zu machen, schickte er an das Komitee des Festes ein Faß guten Weines mit der Bitte, ihm und seiner Familie Plätze bereit zu halten.

In der That war die Freude groß, als er am Nachmittage des Festes an der Seite seiner Frau, von seinen Kindern gefolgt, in den mit Blumen und Kornähren geschmückten Saal eintrat. Sofort wurden die beliebten Gäste von der Menge umgeben, und streckte man ihnen, nach der Sitte des Landes, von allen Seiten die Gläser zum Begrüßungstrunk entgegen. Nur mit Mühe machten die Festkommisäre Raum, um die Familie an ihre Plätze im obern Theile des Saales

zu bringen. Auch dort oben waren sie vor der freundlichen Zudringlichkeit nicht sicher; immer wieder drängte sich Jemand hervor, der mit der Familie Belpont noch nicht angestossen hatte. Von einem Halbkreise freundlicher Gesichter umgeben, sah die Familie selber vergnügt da. Man plauderte, und selbst das immer ernste Gesicht Alfred's hatte sich aufgeheitert, was von der Gräfin mit besonderer Freude bemerkt wurde, als sich die Szene plötzlich änderte.

Die freundliche, aus vergnügten Gesichtern bestehende Umzäunung, welche den Tisch umgab, wurde durchbrochen — der vergnügte Ausdruck verschwand und machte einem mißvergnügten, ja düstern, Platz; am Tische stand mit einem Male Denis Mathieu, lächelte verbindlich, zutraulich, und indem er sagte: „Mit mir haben Sie noch nicht angestossen,“ streckte er sein Glas über den Tisch hin, mit oder ohne Wil-



Am Denkmal von Waterloo.

len gerade Alfred entgegen. Der Knabe sah ihn eine Minute lang mit gläsernen Augen an. Er sah regungslos da, und regungslos stand ihm Denis Mathieu mit dem vorgestreckten Arm, das Glas in der Hand, gegenüber. Die ganze Gesellschaft schien in Erstarrung verfallen zu sein; das Gelächter und Geplauder verstummte; es war stille rings um den Tisch. Plötzlich bedeckte eine grünliche Blässe Alfred's Gesicht, seine etwas starke, vorspringende Oberlippe zitterte, er erhob sich, und indem er den Arm und den Zeigefinger gebieterisch ausstreckte, im Momente um eine Kopflänge gewachsen, rief er, daß der ganze Saal wiederhallte: „Fort, Mörder, fort!“

Denis Mathieu bog sich unter diesen Worten, als ob ihm eine gewaltige Last plötzlich auf die Schulter gefallen wäre. Mechanisch wandte er sich und folgte der Richtung,

nach welcher der ausgestreckte Arm Alfred's deutete. Es öffnete sich eine Gasse vor ihm, und er ging unhörbaren Schrittes und ohne ein Wort durch die Reihen der Menschen, die sich jetzt nach rückwärts drängten, als ob sie sich scheuten, von ihm berührt zu werden. Die Gasse schloß sich erst, als er die Thüre des Saales hinter sich hatte. Noch immer stand Alfred mit ausgestrecktem Arme. „Wer zweifelt jetzt noch,“ hörte man eine Stimme in der Menge ausrufen; das war wie eine Lösung des Zaubers, die erstarrte Menge fing wieder an sich zu bewegen, ein Stimmengewirr erfüllte den Saal und Alfred sank auf seinen Sitz zurück.

Denis Mathieu war an dem Tag nicht mehr zu sehen.

Auch am nächsten Tage war er unsichtbar, und man erfuhr, daß er auch aus der Farm verschwunden war. Man erfuhr das von den Gerichtspersonen, welche auf die Szene

beim Erntefeste hin in's Haus gedrungen waren, um Denis Mathieu auf's Neue zu verhaften. Aber bald wußte man, daß er, in einer Schenke unfern Waterloo's ausgegriffen, nach Brüssel in's Gefängniß gebracht worden, und daß der Prozeß auf's Neue begonnen.

Siebentes Kapitel.

Das neue Kreuz.

Die Wochen, ja die Monate gingen vorüber, man hätte von dem Prozesse nichts gehört, man hätte ihn und Denis Mathieu vielleicht vergessen, wenn nicht manchmal Célestine oder Jacques Mathieu, oder irgend eine der Personen, die am Abend der Ermordung Edouard's auf dem Schauplatze der That gewesen, als Zeugen nach Brüssel zitiert worden wären. Die Einwohner von Waterloo ärgerten sich über dieß Verfahren der Justiz; man lud, wie während des ersten Prozesses, Zeugen vor, von denen man doch schon wußte, daß sie nichts aussagen konnten, was zur Ueberführung des Verbrechers dienen konnte. Freilich wurde auch der Graf und seine Familie vorgeladen, und andere Zeugen der Szene beim Erntefeste. Diese, meinte man, sollten schon hinreichen, um Denis zu verurtheilen. Ein Mann, der eine solche Anklage, wie sie in den Worten Alfred's lag, so ruhig hinnahm, mußte ein Mörder sein, und man sollte nicht so viel Form und Wesen mit ihm beobachten.

Nach und nach kam man in der Gegend auch von diesen Diskussionen ab. Es war Alles wieder ruhig. Die gräfliche Familie war fort. Aus Mathieu's Hause war Niemand zu sehen, und Nichts war da, um die Erinnerung an das Verbrechen wieder aufzufrischen, als das neue Kreuz, welches inzwischen vollendet und im Laufe des Winters aufgerichtet wurde. Aber es stand außerhalb der Stadt zwischen den Feldern, die im Winter verlassen waren.

Es erhob sich prächtig und vielfach verziert mit breitem Stamm und breiten Armen, glänzend schwarz gefärbt, und die ganze Gegend beherrschend. In bronzenen Lettern war an beiden Seiten die Inschrift angebracht; auf der einen Seite las man:

Hier wurde
Edouard Conscience
ermordet.

Friede seiner Asche!
Seiner Seele selige Auferstehung!

Auf der andern Seite, der Farm Mathieu's zugekehrt, las man:

Betet, dass der Mörder entdeckt werde!

In der That sah man manchmal einen Betenden am Fuße des Kreuzes; aber das Gebet, wenn es wirklich der Entdeckung des Mörders galt, sollte zur Zeit noch nicht erfüllt werden. Man hörte in Waterloo, daß Denis Mathieu vor die Geschwornen gestellt würde; man hörte auch, daß die Mitglieder der gräflichen Familie, die als Zeugen vorgeladen waren, von ihrem ermordeten Freunde in einer Weise sprachen, daß den Geschwornen die Thränen in die Augen traten. Aber weil gerade sie nicht eine direkte Anklage gegen Denis Mathieu richteten, weil gerade sie nicht seine Verurtheilung zu wünschen schienen, weil der Anwalt den Selbstmord Augustin's wieder mit Geschick benützte und den Knecht als den wahrscheinlichen Mörder hinstellte, außerdem geltend machte, daß der unschuldigste Mensch vernichtet und seiner Vertheidigung fähig dastünde, wenn plötzlich, während er sich freundschaftlich nähert, ihm, wie das beim Erntefeste geschehen, das Wort Mörder entgegengeflüstert würde: in Folge aller dieser Ursachen und Erwägungen wurde, wie man in Waterloo noch am Abend desselben Tages erfuhr, Denis Mathieu auf's Neue freigesprochen. Die Entrüstung war allgemein. Man ging, wie das in solchen Fällen zu geschehen pflegt, so weit, daß man das Gesetz selbst wegen jener weisen Vorsicht anklagte, die lieber zehn Schuldige ent-

wischen läßt, als einen Unschuldigen verurtheilt. Man prophezeite, daß, trotz der Blindheit der Geschwornen, Denis Mathieu doch der Strafe verfallen müsse, und als er am andern Tage nach seiner Freisprechung, am hellen Mittage, stolz durch die Straßen Waterloo's seinem Hause entgegenwanderte, wurde ihm manches drohende Wort und mancher Schimpf entgegen geworfen.

Indessen war trotz der herausfordernden Art, mit der er am hellen Tage Waterloo durchwanderte, Denis Mathieu doch anders zurückgekommen, als er gegangen. Er verschwand in seiner Farm, und war jetzt eben so selten sichtbar als sein Bruder. Das Leben in den Schenken mit landstreicherischen Gefellen war aufgegeben; seine Gesprächigkeit, seine Lust sich an Andere zu drängen, war verschwunden; man sah ihn nur manchmal gegen Abend vor seinem Hause stehen und unbeweglich nach dem Kreuze hinstarren, dessen bronzene Worte: „Betet, daß der Mörder entdeckt werde!“ ihm in der Abendsonne entgegen glänzten. Ja man behauptete, daß er manchmal, als die Saaten wieder höher standen und einen herbeischleichenden, gebückten Menschen decken konnten, besonders in der Nacht um das Kreuz herumirrte, selbst stundenlang an seinem Fuße lagerte.

So kam wieder die Zeit heran, daß die Saaten hoch standen, und die gräfliche Familie Belpont und nach ihr auch Alfred das Schloß bezogen. Alfred hatte jetzt schon das Ansehen eines jungen Mannes, und wenn er, seiner alten Gewohnheit gemäß, wieder vom Schlosse herab über die Feldwege dem Monumente zuwanderte, hätte man glauben können, es habe sich in diesen Jahren Nichts verändert, und der Spaziergänger sei derselbe, den man vor Jahren in diesen Feldern an diesem Monumente gesehen. Seine Mutter sah diese Spaziergänge ungern, da sie, wie sie behauptete, die traurige Stimmung ihres Sohnes nährten und sie besorgt machten, daß diese dem Charakter ihres Sohnes eine dauernde Färbung gäbe. Den Bitten seiner Mutter weichend, gab er diese Spaziergänge oft durch mehrere Tage auf, oder unternahm er sie, um die Mutter nicht zu betrüben, in später Nacht, wenn schon Alles im Hause schlief.

Es war der Jahrestag der Ermordung Edouard's. Die Familie hatte sein Grab besucht, dann in der Stadt eine Messe lesen lassen. Die Stimmung der ganzen Familie war den Tag hindurch eine melancholische. Die Mutter forderte am Nachmittage ihren Sohn zu einer Spazierfahrt in's Land auf, und verlängerte diese bis in die Nacht hinein, um seinen Besuch der traurigen Stelle am Kreuze zu verhindern. Alfred ging zu Bette, ohne gerade heute an diesem Gedächtnistage die Erinnerung an seinen geliebten Lehrer in der Einsamkeit so gefeiert zu haben, als er es wünschte. Das Bild Edouard's wurde immer lebendiger vor ihm, die glücklichen Stunden seiner Kindheit lehrten wieder, eine unendliche Sehnsucht nach dem Verlorenen erfüllte sein Herz; es war ihm, als müßte er mit ihm sprechen, und leise erhob er sich aus seinem Bette, kleidete sich an und stieg aus dem Fenster seiner Stube in den Garten. Es war ihm eigenthümlich zu Muthe, es schien ihm, als ob er eilen müßte. Mitternacht war bald da; wenn er nicht eilte, waren die vierundzwanzig Stunden des Jahrestages dahin, ohne daß er die Stelle besucht hatte, die das Blut des Freundes eingeflogen. So wenigstens erklärte er sich das Gefühl, das ihn zur Eile drängte, obwohl es ihm war, als ob noch etwas in ihm spräche und ihm sagte, daß Eile Noth thue.

Rasch lief er den Rain hinab, rasch aber unhörbar und unsichtbar, denn seine Schritte wiederhallten nicht auf dem behaarten und üppigen Grase des Raines, und rechts und links waren schon die Saaten so hoch gewachsen, daß sie ihn bedeckten.

Mit eins, da er eben aus dem Raine auf den Platz heraustreten wollte, blieb er athemlos stehen. Er hatte ein geisterhaftes Schauspiel. Vor ihm am Kreuze, vom Mond hell beschienen, stand Denis Mathieu mit einer langen Art bewaffnet, und mit dieser hieb er mit wahrhafter Wuth auf

die Inschrift: „Weist, daß der Mörder entdeckt werde!“ Unheimlich erklang und seufzte das Metall unter den Schlägen. Mit jedem Hiebe schien Denis' Muth zu wachsen. Er schlug gewaltig auf die Ketten los, unbedacht, daß der Fall immer stärker wurde und aus weiter Ferne gehört werden konnte. So ganz in seine Arbeit versunken, sah er Alfred, der nahe vor ihm stand, ebenso wenig, als er jenes zu bedenken schien, oder selbst den Klang der eigenen Art hörte. Die Muskeln seines Gesichtes zogen sich zusammen, und sämtliche Züge waren starr auf seine Arbeit gerichtet; nur wenn einer der bronzenen Buchstaben, die fest an das Eisen genietet waren, dem Schläge wich und nach der Seite in das Kornfeld flog, oder, auf ein Steinchen fallend, leise aufklang, war es, als ob ein Rätseln, ein Zug der Zufriedenheit über dieses zusammengegernte Gesicht striche. Das Kreuz war hoch, und Denis mußte sich trotz der Länge des Artstieles strecken, um die Inschrift zu erreichen. Desto unheimlicher sah es aus, wie er sich so lang streckte, und wie die Art so hoch durch die Luft flog.

Alfred wußte nicht, ob er Wirkliches sah oder ob er nur träumte. Er war verwirrt, und es war ihm, als ob er darüber lachen müßte, daß der Mörder das Gebet um Entdeckung seiner That vernichten wollte. In der That lachte er wie im Fieber laut auf. Denis fuhr zusammen, und wie er Alfred vor sich stehen sah, wandte er sich mit einem Schrei des Entsetzens um und ergriff die Flucht. Ohne zu wissen, was er that, ohne zu bedenken, daß er waffenlos einen bewaffneten Mörder verfolgte, stürzte ihm Alfred nach, indem er ihm unartikulierte Laute nachschrie. Wir wissen nicht, was in Denis Mathieu's entsepter Seele vorging, daß er sich von einem Knaben wie von einer übermächtigen Gewalt jagen ließ; er lief immer weiter, mit der Art in der Hand, an seinem eigenen Hause vorbei gegen Waterloo zu, bis er mitten zwischen Häusern plötzlich inne hielt, mit der eigenen Art sich nach der Stirne schlug und bewußtlos und im Blut gebadet zusammenstürzte. Alfred, der ihn so liegen fand, schrie unwillkürlich um Hülfe. Die nächsten Häuser öffneten sich, die Einwohner eilten herbei, und bei dem Lärm, den sie erhoben, als sie Denis Mathieu mit der Art in der Hand und blutend zu Füßen Alfred's liegen sahen, öffneten sich bald andere Häuser, und nach wenigen Minuten umstand eine große und erschrockene Menge die eigenthümliche Gruppe. Alfred erzählte, was er eben erlebt hatte. Die Leute standen sprachlos, und sahen in All' dem die Gerichte Gottes. Die Einen erhoben den blutenden Denis und trugen ihn auf die Mairie, die Andern folgten Alfred zum Kreuze, um sich mit ihm, der selber an das Erlebte nicht glaubte, von der Wahrheit seiner Erzählung zu überzeugen. Aber es war wirklich und wahr, die Inschrift war verstümmelt, und mehrere Buchstaben des Gebetes lagen am Fuße des Kreuzes.

Achtes Kapitel.

Fanchette.

Die Ermordung Edoard's selbst hatte wohl nicht so großes Aufsehen gemacht, wie die Entweihung des Kreuzes und die Erzählungen von der Selbstverwundung Denis'. Schon vom frühen Morgen an stand die Menge vor der Mairie, in welcher Denis verwundet und gefangen lag. Zwei Gendarmen standen vor der Thüre, um das Volk abzuhalten, welches den Kreuzentweiher, den Mörder, den von Gott Geschlagenen sehen wollte. Man betrachtete das Ereigniß von allen Seiten, man wunderte sich über die geheimnißvollen Fügungen, man sah in Allem die Hand Gottes, man kam nach und nach aus der Andacht und frommen Betrachtung in eine Art von religiöser Begeisterung, und am Ende nannte man das Ereigniß der letzten Nacht ein Wunder, ein Mirakel. Und wahrhaft biblisch wurde die Szene, als sich durch das Volk eine alte Frau drängte, und mit einem Male auf den Stufen der Mairie stand, über Alle

erhöht, und die Arme ausstreckte, als ob sie zu sprechen, zu predigen beginnen wollte. Ein Ruf der Ueberraschung ging durch die Menge. Alle Welt erkannte die Alte, die arme Fanchette, welche in einem der stillsten Häuschen vor Waterloo lebte, und die man meist an der Seite ihrer Kuh zu sehen pflegte; aber die stille, schweigsame Alte stand jetzt wie eine Prophetin da, mit einem Muth, den man an ihr nicht kannte, vor alles Volk tretend und überhaupt in ihrem ganzen Wesen verändert. Sie schien plötzlich gewachsen, ihr gebogener Nacken erhob sich, ihre Augen glühten, und das Tuch, das sonst die Stirne und das ganze Gesicht beschattete, war zurückgeschoben und ließ die Haare sehen, die grau und schlicht an den Schläfen herabsielen. Das Volk verstummte bei ihrem Anblick, und den Fernsten im Gedränge entging kein Wort, als sie die Hand gen Himmel erhob und so zu sprechen begann:

„Der Heiland weiß es und die Heiligen sind meine Zeugen, wie ich gelämpft habe, wie ich zu ihnen gebetet habe, daß ich nicht auftreten müsse als Zeugin, als Anklägerin gegen meine Wohlthäter Jacques und Denis Mathieu. Von ihren Feldern habe ich die Kuh ernährt, die mich ernährt; wie ein Engel trat Marion in Zeiten der Noth in meine Hütte, um Hülfe zu bringen; ohne die Mathieu's wäre ich und mein Thier längst im Elend vergangen. Soll ich sie anklagen? Soll ich Mörder rufen gegen Diejenigen, für die ich gebetet und den Segen des Himmels herabgesiehet? Aber Gott will es. Sind nicht Wunder geschehen? Ist das Kreuz nicht entweiht? Sprechen nicht die Zeichen, rufen sie nicht, daß ich zeugen soll und sagen, was ich mit diesen Augen gesehen, und anklagen mit lauter Stimme? So hört! Ich habe es gesehen mit diesen Augen, wie Denis Mathieu und Augustin, sein Knecht, zwischen den Feldern über Edoard Conscience mit Knütteln und Messern herfielen, wie der Unglückliche sich verteidigte, wie dann auch Jacques Mathieu herbeieilte, und wie die Dreie ihr armes Opfer mit Messern und Knütteln zu Tode brachten. Ich habe es gesehen, da ich an jenem Abend in den Feldern für meine Kuh Gräser und Unkraut sammelte. Ich habe geschwiegen, weil ich nicht Zeugin sein wollte gegen Diejenigen, auf deren Feld ich eben erntete; ich habe gesündigt, und ich beichte hier vor euch Allen.“

Nach diesen Worten stieg die Alte wieder die Treppe hinab, um sich durch das Gedränge fortzubeben. Aber einige Männer faßten sie und führten sie in die Mairie, daß sie dort vor dem Magistrate wiederhole, was sie eben erzählt hatte. Andere, voraussehend, daß nun auch bald vor der Farm Mathieu's ein Schauspiel zu sehen sein werde, machten sich auf und eilten dorthin, um sich vor dem Hosiore wartend aufzustellen.

(Schluß folgt.)

Die Amerikaner von heute.

Von

Dr. R. Kolb.

Unbunt für empfangene Wohlthaten ist ein zu alltägliches Laster, als daß man viel darüber zu reden brauchte; aber der Unbunt Spaniens gegen seine größten Wohlthäter, gegen die Männer, welche ihm zu seinem Reichthum und seiner Größe verholfen, springt schon bei einem flüchtigen Blick auf die Geschichte Amerikas zu sehr in die Augen, als daß wir ihn ganz mit Stillschweigen übergehen könnten. Cortez beschenkte sein Heimatland mit dem gold- und silberreichen Mexiko — auf die Rechtsfrage wollen wir freilich nicht eingehen, denn es muß genügen, daß ihre thatsächliche Lösung mit dem Zeitgeist im Einklang stand — und starb in Ungnade und Vernachlässigung; das herrliche Reich aber ging durch eine Politik der schlechtesten Art, ein Gemenge von Thorheit, Unwissenheit und Grausamkeit, allmählig dem alten Lande verloren. Die

Lage des neuen Mexikos gibt zu peinlichen Gedanken Anlaß. Von Natur so reich, daß die Armuth für immer daraus hätte verbannt sein sollen, ein fruchtbarer Boden, gesundes Klima und eine für den Handel äußerst günstige Lage, und doch bei allen diesen Vortheilen eines der unglücklichsten Länder in der Welt mit durchaus zerrütteten gesellschaftlichen Zuständen und einer ebenso unsicheren Zukunft, als seine Vergangenheit düster und unheilvoll ist!

Die Bevölkerung von Mexiko läßt sich in vier Klassen scheiden — Spanier, Kreolen, mexikanische Indianer und Mischlinge. Die Kreolen sind die im Lande gebornen Abkömmlinge der weißen Ansiedler, und gelten als die wohlhabendsten und einflußreichsten Bewohner, während die mexikanischen Indianer die Hauptmasse der Landbevölkerung bilden. Die Letzteren theilen sich in zahlreiche Stämme, und scheinen seit den Tagen der Eroberung keine merklichen Fortschritte gemacht zu haben. Sie bewohnen in den Tierras calientes

(Niederungen) und selbst auf dem Plateau mit ihren Familien Hütten von so leichtem Bambusflechtwerk, daß sie darin kaum vor den Blicken der Fremden geborgen sind, und schlafen entweder auf Matten oder, wenn's gut geht, in Laubbetten; ihr Anzug besteht in einem einfachen Paar Hosen oder (bei den Weibern) einem Rod und einem gefärbten wollenen Teppich, der ihnen bei Tag als Mantel, bei Nacht als Bettbede dient. Jeder hat sein Pferd, das im freien Felde selbst sein Futter suchen muß, und die Nahrung der Familie, Bananas, Chili und Mais, wird ohne Mühe in einem um die Hütte her gelegenen Gärtchen gezogen. Die Indianer verbringen ihr Leben in träumerischer Gleichgültigkeit gegen Alles, was um sie her vorgeht, und kümmern sich in dem entspannenen Kampfe weder um die Sieger, noch um die Besiegten. Gelegentlich müssen sie wohl auch Partei ergreifen, kommen aber dabei in der Regel nur zu Schaden, weshalb sie sich lieber auf's Essen, Trinken, Schlafen und Mandolinespielen beschränken. Von



Tanz in einer mexikanischen Honda.

der Thatkraft ihrer Alvordern in der Zeit, ehe noch ein spanischer Soldat seinen Fuß auf mexikanischen Boden gesetzt hatte, ist ihnen nichts verblieben.

Die weißen Ansiedler und Kreolen vermitteln hauptsächlich den politischen und sozialen Fortschritt, der übrigens seit langer Zeit nur ein Fortschreiten zum Schlechteren gewesen ist. So lange Alt-Spanien sein Szepter über Mexiko schwang, suchte es, eiferfüchtig auf die gesunde Entwicklung der reichen Kolonie, die Industrie und die Erzeugung von Artikeln, welche sich am besten für das Land eignete, zu hindern. So war der Anbau von Flachs, Wein und Oliven, desgleichen die Zucht der Seidenraupe verboten, wie denn überhaupt nichts geschehen durfte, was die junge Kolonie von dem Mutterlande hätte unabhängig machen können. Dieß hörte natürlich auf, als sich Mexiko von Spanien losriß; aber der Einfluß der langen Vernachlässigung ist noch immer nicht überwunden. Der Bürgerkrieg trägt nicht zur Förderung des Nationalwohlstandes bei, und Mexiko hat in dieser Beziehung furcht-

bare Krisen durchgemacht. Gelegenheit für Entfaltung des Gewerbesleißes und Unternehmungsgeistes wäre wohl vorhanden, wenn die politische Lage des Landes sie gestattete, denn der Boden eignet sich vorzüglich für Baumwollen- und Seidenzucht, und die Arbeit ist wohlfeil.

Man hat viel von den Hemmnissen gesprochen, die dem mexikanischen Handel im Wege ständen wegen des Mangels an guten Häfen und Straßen; sie ließen sich übrigens durch Thätigkeit und Kapital wohl überwinden. Unter der spanischen Herrschaft hatten die Kaufleute von Veracruz eine prächtige Straße durch die Wildniß und über die Abgründe nach dem Hochland hergestellt; sie ist aber unter den Wirren des Bürgerkriegs so verkommen, daß sie selbst wieder zur Wildniß zu werden droht.

Der Feldbau befindet sich trotz der hohen Fruchtbarkeit und der leichten Bewässerungsfähigkeit des Bodens in einem kläglichen Zustand, und nichts ist im Flor als das Guerilla- und Räuberwesen. Die Minen liefern kein Gold, die Felber

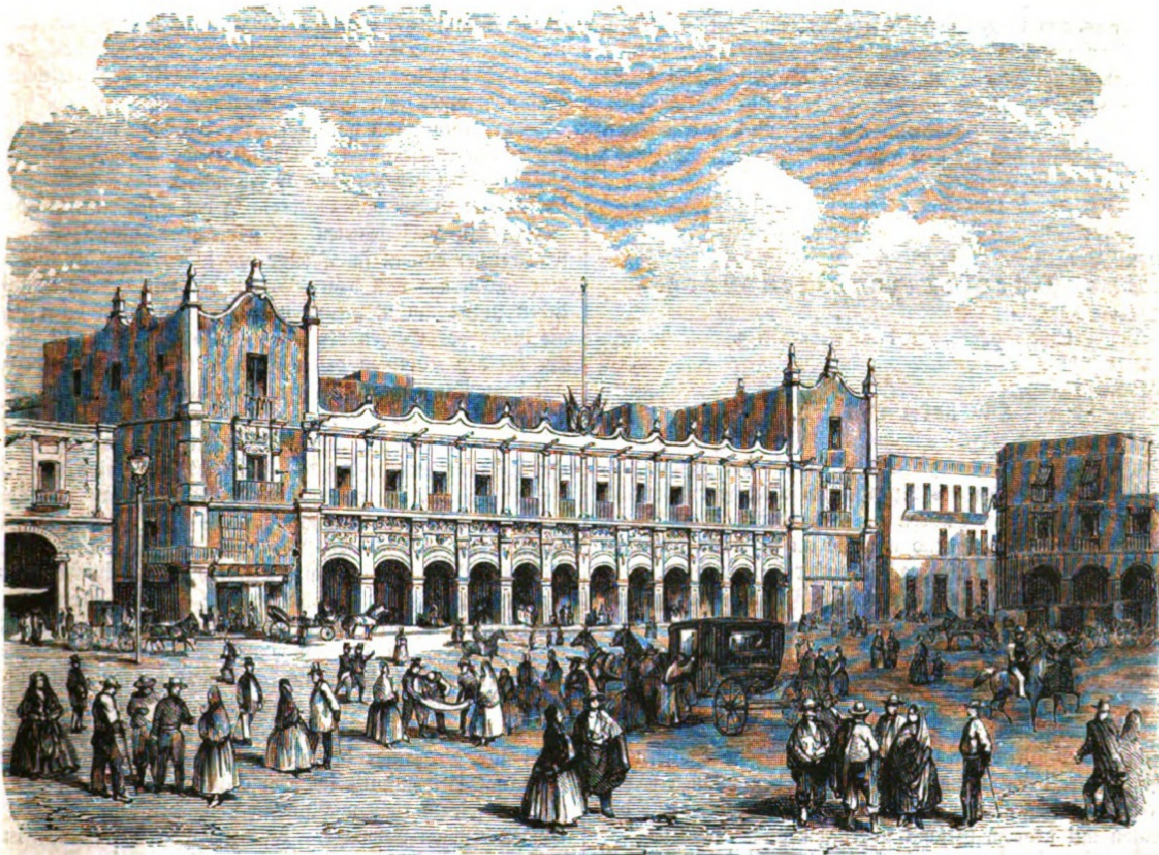
keine Ernten; Gleichgültigkeit und Faulheit sind die charakteristischen Züge eines Volkes, das nur von einem Tag zum andern lebt, und in seinem gefesselten Zustand der Thätigkeit und dem Unternehmungsgeist keinerlei Ermunterung bietet.

Man kann sich denken, daß unter solchen Umständen auch die Erziehung sehr vernachlässigt wird. Was in dieser Richtung geschieht, kommt auf Rechnung der Geistlichkeit, doch ist es wenig genug, sei es, weil es an den rechten Mitteln, an dem kräftigen Geist oder an dem guten Willen fehlt. Die Kirche ist zwar mächtig und reich, und unter geordneten Verhältnissen wäre sie wohl in der Lage, Großes zu leisten; vor der Hand aber sieht sich die zahlreiche Geistlichkeit darauf angewiesen, ihre eigenen Interessen scharf in Acht zu nehmen, weil sie jeden Augenblick von irgend einer väterlichen Regierung ihrer liegenden und fahrenden Habe beraubt zu werden fürchten muß.

In Mexiko wimmelt es von Klöstern und klösterlichen Anstalten; die Mönche sind wohlwollende, gastliche Personen, doch läßt ihre Bildungsstufe viel zu wünschen übrig. Die oft großartigen Kirchenbauten bieten viel Interessantes.

In der Stadt Mexiko allein befinden sich fünfzig bis sechzig Kirchen, darunter die erzbischöfliche Kathedrale und viele Klosterkirchen. Was man sich von den Schätzen erzählt, welche in diesen Gotteshäusern enthalten sein sollen, übersteigt allen Glauben; jedenfalls sind die Mönche klug genug, ihren Reichtum nicht zur Schau zu stellen, und ihn namentlich während der erzwungenen Cinquantierungen zu verstecken, um die Beutegier ihrer ungeladenen Gäste nicht rege zu machen.

Was von der Volkserziehung gesagt wurde, gilt eben so gut von den höheren Unterrichtsanstalten. Es gibt keine guten Schulen für Medizin oder Rechtsgelehrsamkeit, keine Akademie der schönen Künste, keine Militärakademie; Alles ist



Die Deputacion oder das Stadthaus in Mexiko.

im Stillstand oder vielmehr im Rückschritt begriffen, da in der sozialen Lage eines Volkes nie eine völlige Ruhe eintreten kann.

Dem Fremden fällt die verschiedene Beschäftigung der Geschlechter in Mexiko sehr auf, denn man glaubt in eine verkehrte Welt versetzt zu sein. So sieht man häufig in den Kanälen kleine Flotten von Kanoes, die durch stämmige Amazonen, welche ihre Waaren zu Markt bringen, gerudert werden. Das Anfertigen von Frauenputz, Frauenkleidern, künstlichen Blumen u. s. w. wird durch Männer besorgt, welche die Nadel sehr gut zu führen wissen und mit großem Geschmac arbeiten; denn die mexikanischen Damen sind nicht gleichgültig gegen den Zauber der Mode und lieben es, ihre persönlichen Reize auf's Vortheilhafteste zur Schau zu tragen. Den Höhenpunkt der Mode bemerkt man natürlich in den größeren Städten, namentlich in der Hauptstadt selber, wo

man an Sommerabenden in dem Paseo, einer doppelten Allee, und in der Alameda mit ihren geraden Spazierwegen und ihren Fontänen stets Gruppen von prächtig gekleideten Damen zu Pferd und zu Fuß trifft. Sein Hauptvergnügen findet man nach spanischem Vorgang auf der Plaza de Toro (Platz für Stiergefächte) und in dem sehr großen Theater; doch macht das Letztere nicht viel Glück, und manchem Unternehmner ist es, auch mit einer trefflichen Gesellschaft für Schauspiel und Oper, nicht gelungen, das Haus und seine Börse zu füllen. Die Stiere ziehen besser; doch hat Mexiko weder für Theater noch für Stiergefächte viel Zeit übrig, so lang das ganze Land ein einziges großes Kriegstheater ist.

Das Rauchen ist in Mexiko bei allen Ständen und beiden Geschlechtern sehr beliebt. Bei Tag gehen die Damen nur selten aus, sondern bleiben in vollkommenem Deshabille zu Haus, bis Abends die Sterne am Himmel erscheinen;

dann drängen sich auf den Promenadenplätzen Gruppen wohlgekleideter Personen, unter denen das spanische Element vorherrscht. Hin und wieder lenkt, namentlich in den untern Stadttheilen, das Geklirper einer Guitarre und das Geklingel der Tambourine die Aufmerksamkeit der Nachbarbevölkerung auf einen spanischen Tanz, eine gymnastische Uebung, die keine Aehnlichkeit mit unseren Tänzen hat und bei uns gelegentlich nur auf Theatern gesehen wird. Eine solche Szene ist durchaus charakteristisch für das Volk: die Zuschauer stehen umher oder liegen auf dem Boden, die Musikanten sitzen auf dem Pflaster, und die nicht überreinen Tänzer und Tänzerinnen machen ihre Sprünge; sobald aber dieses Geschäft abgethan ist, erscheinen sie eben so trüg wie die übrigen, wofür es nicht etwa zu handeln und zum Messerziehen kommt.

Wenn man eine solche Szene mit ansieht und dabei der zerlumpten, trostlosen Lage des ganzen Landes, wie auch der Gedankenlosigkeit, der Faulheit und der Leidenschaftlichkeit seiner Bewohner gedenkt, welche die alte mexikanische Rasse mit ihrer wilden Grobheit verdrängte, so kann man sich eines bitteren Gefühls nicht erwehren. Vieljähriger stetiger Bruderkampf hat Mexiko in einen sehr elenden, unglücklichen Zustand versetzt. Möge es der Zukunft vorbehalten sein, seine Geschichte mit den Heldenthaten der Industrie und ihren friedlichen Triumpfen zu bereichern.

Das Osterfest zu Weinsberg.

Eine Episode aus dem Bauernkrieg.

Von

Wilhelm Müller.

Im Eisterzienkloster zu Schöndhal an der Jagst ging es in den ersten Tagen des April 1525 nicht sehr klösterlich her. Die aufständischen Bauern waren dort eingezogen, hatten die Klosterbrüder verjagt, und was sie an silbernen und goldenen Kirchengeschätzen noch fanden, unter sich vertheilt. Die fatalen Zinsbücher, die sie so gerne dem Feuer der Vergessenheit übergeben hätten, fanden sie nicht; denn sie waren mit den kostbarsten Geräthen bereits nach Frankfurt in Sicherheit gebracht. Dagegen fanden die Bauern herrliche Weine im Keller, und da sie in diesem Punkt so wenig „links“ waren wie die Klosterbrüder, so waren in wenigen Tagen einundzwanzig Fuder Wein flüssig gemacht, was die Bauern zu solcher Thakraft entflammte, daß sie an den schönen Glasmalereien, Wandgemälden und dem Schnitzwerk die Rolle der Bandalen mit großem Geschick übernahmen.

Die ersten Häufen, welche am 4. April in Schöndhal einrückten, waren die Obenwälder unter Georg Meßler und die 2000 Drenbacher aus der rothenburger Landwehr mit Florian Geyer.

Georg Meßler, der lustige Wirth zu Ballenberg, einem Städtchen bei Krautheim, war vermöge seiner kräftigen Gestalt, seiner imponirenden Kraftausdrücke, seines unverwundlichen Humors und seiner lebenswürdigen Gleichgültigkeit gegen das Soll und Haben der Menschen im ganzen Obenwald bekannt und beliebt. In seinem Hause ging es immer kreuzfidel her; wer zahlen konnte, der zahlte, und wer nicht zahlen konnte, der ließ es bleiben und trank dafür desto mehr. Hier ging es immer ab und zu; die Leiter der Bewegung hatten hier ihr Absteigquartier, und offen und mit natürlicher sowohl als künstlicher Exaltation wurden die zwölf Artikel besprochen, in welchen die Hauptforderungen der Bauern enthalten waren. Der Haß der Bauern war bekanntlich gegen Adel und Geistlichkeit gerichtet, und auch ohne daß die Reformation dazu gekommen, und die Lehre von der evangelischen Freiheit als die Freiheit von Abgaben und

Frohnen mißverstanden worden wäre, wäre es zum Ausbruch gekommen. Denn wenn man sieht, wie Graf Helfenstein und Dietrich von Weiler zu Weinsberg mit den Bauern verfuhr, wie dem Erzbischof von Trier das Niederstechen der Bauern ergötlich „gleichwie eine Schweinhaut“ erschien, wie die Deutschherren zu Mergentheim nach Niederwerfung der Bauern jauchzten, „daß sie nun bald mit Köpfen legeln werden, wie die Knaben mit Schiefstorn spielen“, so bekommt man einigen Einblick in das Verhältniß zwischen Herren und Bauern. Auch konnten es die ballenberger Gäste mit ihrem beschränkten Unterthanenverstand nicht zusammenreimen, daß so mancher Bauer sich mit seiner Familie fast zu Tod schinden mußte, um die vielerlei Abgaben an die Klöster zu entrichten, während die Mönche in träger Unwissenheit ihre fetten Leiber hinschleppten. „Alle Pfaffen müssen fort, haben und reuten sollen sie wie wir, oder soll sie der Teufel holen!“ rief Georg Meßler, nahm eine Trommel, steckte einen Schuh auf eine Stange, zog so als Herold einer neuen christlichen Brüderschaft herum, und alle Bauern strömten dieser Fahne zu. Meßler wurde als Allerweltvertrauensmann zum obersten Hauptmann des „evangelischen Heeres“ ernannt, machte aber von dieser Würde bei den verschiedenen Kämpfen einen sehr bescheidenen Gebrauch.

Ein Hauptmann ganz anderer Art, der Mann vom Fach, der einzige Verständige unter so vielen Köpfen, sowohl im Rath als bei der That, war Florian Geyer, aus dem Geschlecht der Geyer von Geyersburg bei Hall. Er hatte seine Jugend in verschiedenen Kriegsdiensten zugebracht, stand früher auch einmal im Dienste des schwäbischen Bundes, und war dabei, als von dessen Leuten der Ritter Götz von Berlichingen in Rüdmsühl gefangen wurde. Was ihn dazu bewog, die Rolle des Grafen Rudolph von Werdenberg zu spielen, der bei den Kämpfen des tapfern Hirtenvolks der Appenzeller mit dem Abt von St. Gallen und mit Herzog Friedrich von Oesterreich vor die Landsgemeinde der Appenzeller trat, seine Ritterrüstung ablegte, gemeine Hirteneinkleidung anzog, und als ihr Feldhauptmann in der Schlacht am Stoß (17. Juni 1405) barfuß, im leinenen Kittel, Allen voran, die Oesterreicher nach Altstädten hinabjagte, — ist unbekannt. War es Entrüstung über das Benehmen des Adels und Mitleid mit dem Volk, das in seiner Leibeigenschaft schlimmer daran war, als die schwarzen Sklaven, die auf den Plantagen der amerikanischen Barone arbeiten, oder war es zugleich ritterlicher Ehrgeiz, an der Spitze großer Massen Gefahren und Schlachten aufzusuchen, und eine deutsche Republik auf der breiten Grundlage der Menschenrechte zu gründen, ähnlich den kleinen Schweizerrepubliken? Jedenfalls hatte er ein Herz für die Sache der Bauern, hielt treu bei ihnen aus, suchte mit Heldenmuth in dem Schlosse zu Ingolstadt, und fiel mit seinem kleinen Häuflein in ritterlichem Kampfe, von seinem eigenen Schwager, Wilhelm von Grumbach, in der Nähe von Hall überfallen. Sein Name wird stets unter den Tapfersten der Tapferen genannt werden. Zu den Bauern gefellte er sich zuerst, als die Drenbacher an der geyersburgischen Burg Giebelstadt vorbeizogen, und bildete sich unter ihnen einen besonderen Haufen, die schwarze Schaar genannt, die sich durch ihr kriegerisches Wesen vor allen anderen auszeichnete. Im Rath der Bauern verfocht er die Ansicht, daß der Adel wie die Pfaffen abgeschafft und Alles gleichgemacht, und ein einziger Stand gebildet werden solle, daher er auch nicht bloß die Klöster, sondern, wohin er kam, alle Schlösser zerstörte. Der gemeine Mann im Bauernheer, wovon viele den Zug nur gezwungen mitmachten, wußte nur, was er nicht mehr wollte; auch von den Hauptleuten waren wenige des Zieles dieser Bewegung bewußt; Florian Geyer wußte, was er wollte, und mit allem Scharfsinn seines klaren Geistes, mit aller Konsequenz seines muthigen Armes handelte er auch darnach.

Die Nächsten, welche sich in Schöndhal an das evangelische Heer angeschlossen, waren die Bauern des hallischen Gebietes, welche unter Anführung des Hasenstephan aus As-

nach in der Nacht vom 3. auf den 4. April von den haller Stämmern durch den Schuß einer Feldschlange so schmählich in die Flucht gejagt worden waren. Gleich darauf kamen die hohenloher Bauern unter Wendel Hipler und die Redarthaler unter Jakob Rohrbach.

Wendel Hipler war früher viele Jahre lang Kanzler der Grafen von Hohenlohe gewesen, hatte aber schon seit 1515 ihren Dienst verlassen, und da er ein feiner Kopf und gewandter Schreiber war, so hatte es ihm indessen nie an guter Beschäftigung gefehlt. Theils aus Haß gegen die Grafen von Hohenlohe, theils aus angeborener Neigung zu Intrigen jeder Art, theils aus Theilnahme für das Volk, dessen schlimme Lage er als Kanzler gehörig kennen gelernt hatte, schloß er sich der Sache der Bauern an und machte sich zum Mittelpunkt der hohenlohe'schen Bewegung. Die hohenlohe'schen Unterthanen hatten noch von alten Zeiten her das größte Vertrauen zu ihm, und wählten ihn bei ihren Streitigkeiten mit den Grafen häufig zu ihrem Anwalt. Die Unzufriedenheit war in diesen Gegenden groß, und schon 1514, als der arme Konrad sein Wesen im Remsthal trieb, dem Ausbruch nahe. Daher begab sich Hipler in das von ihm lange gemiedene Gebiet der hohenloher Grafen, und fachte den Funken der Empörung zur wilden Flamme an. Uebrigens war seine Thätigkeit nicht eine offene wie die Mezler's, noch weniger eine kriegerische wie die Florian's, sondern es war die Thätigkeit eines Mineurs. Er war mit allen Häuptern des Aufstandes in Verbindung, wußte um alle Pläne, und schmiedete selbst am eifrigsten daran, stellte sich aber nie in den Vordergrund, führte lieber im geheimen Rath der Hauptleute als vor dem großen Haufen das Wort, war viel auf Reisen, um zu rechter Zeit mit der Lunte parat zu sein, schlich sich auch in den bedrohlichsten Gegenden „mit versteckter Nase und Kleidung“ sicher durch, war stets der Ueberall und Nirgend's, „eine Ente, die das Untertauchen versteht“. Er war der Mazzini des Bauernkriegs. Auffallend ist, daß er Florian darin opponirte, daß er nicht, wie dieser, den Adel abgeschafft haben wollte. Er war einer der Doktrinäre, welche glaubten, daß man den Adel als Adel lassen und in das Interesse der Bauern ziehen, und gemeinschaftlich mit ihm gegen Geistlichkeit und Fürsten streiten könne. Den Bauern wollte er alle Lasten abnehmen und den Adel aus den säkularisirten geistlichen Gütern entschädigen, wie dies ein größerer Mann in großartigem Maßstab später durchgeführt hat. Diese Ansicht war so wenig durchführbar, als die Ansicht der Doktrinäre von 1848. Beim gemeinen Manne drang er auch nicht damit durch, hatte aber den größten Einfluß auf den obersten Hauptmann, Georg Mezler. Um seinem Groll gegen die Grafen von Hohenlohe Luft zu machen, bezog sich Hipler selbst in die hohenlohe'sche Stadt Dehringen, organisirte dort den Aufstand, und erließ, wie das in Revolutionszeiten zu gehen pflegt, um auch die Gemäßigten fortzureißen, an seinen Freund, Jakob Rohrbach, die Aufforderung, mit seinem Fugzug schleunigst nach Dehringen zu kommen. Dieser ließ sich das nicht zweimal sagen.

Jakob Rohrbach aber, wie ihn seine Kameraden nannten, Jädle hatte eine Weinwirtschaft in Böttingen, welches Dorf, wie Flein, Redargartach und Franklenbach, zu der freien Reichsstadt Heilbronn gehörte und eine halbe Stunde oberhalb Heilbronn liegt. Er war ein noch junger Mann und das gerade Gegenstück von Hipler. Nicht Diplomatisiren und Ränkeschmieden, sondern drein schlagen, brennen und morden war seine Liebhaberei. Er war der verwegenste, trotzigste Mensch in der ganzen Umgegend, übte einen Streich um den andern aus, führte überall das große Wort, hatte es besonders auf die Deutschherren in Heilbronn und Redarsulm abgesehen, stand stark im Verdacht, mit seinen ehrenwerthen Freunden den aristokratischen Schultheißen von Böttingen, Jakob von Unhausen, 1524 erschossen zu haben, war deshalb von allen Bessergeistigen gefürchtet, aber für die Krakeler der rechte Mann. Wurde er vor Gericht geladen, so benahm er sich im höchsten Grade widerspenstig, ließ sogar Drohun-

gen über baldiges Losschlagen fallen, schalt offen über jedes Gerichtsverfahren, und lobte sich dafür sein Faustrecht. Sein Wirthshaus war, wie das seines Kollegen Mezler, der Sammelplatz aller Unzufriedenen, mit seinem Vermögen ging es immer mehr bergab, und verschuldet und belastet wie Rattolina, glaubte er bei einem Aufstand nur gewinnen zu können. Wir werden bald sehen, daß er der Marat des Bauernkriegs war. Als die Botschaft Hipler's kam, stand er bereits mit 300 entschlossenen Männern, die er meist aus den deutschherrlichen Orten der Umgegend gesammelt hatte, bewaffnet in Flein, zog als „Hauptmann der Bauern im Redarthal“ in allen umliegenden Ortschaften herum, mit Mord und Brand drohend, wenn man ihm nicht eine bestimmte Zahl bewaffneter Leute stellte. Seine Anhänger mußten schwören, Mönche und Pfaffen zu vertreiben, nicht mehr zu frohnen, die großen Gülden nicht mehr zu reichen, den Edelleuten und Herren ein ziemliches Auskommen zu geben, und die Klostergüter unter sich zu theilen. Bei so glänzenden Erbschaftsaussichten wuchs sein Haufen von Tag zu Tag, und er sah sich bald an der Spitze von 1500 Mann.

Mit seinem Namen ist unzertrennlich verknüpft der Name einer alten Heze, der „schwarzen Hofmännin“ von Böttingen. Man glaubte allgemein von ihr, daß sie Zauberkünste verstehe und wahr sagen könne. Ihre neidische Seele konnte es nicht Wort haben, daß die heilbronner Bürger besser daran waren als die bödinger Bauern, und daß die schönen Heilbronnerinnen in prächtigen Kleidern einherstolzten. Sie drohte, sie wolle noch den gnädigen Frauen zu Heilbronn die Kleider vom Leibe abschneiden, daß sie gehen wie die berupften Gänse. Den Bauern sagte sie: „Wenn die von Heilbronn euch Bauern schelten, oder euch etwas thun, so fallet bei den Leiden Gottes zusammen und untersteht euch, auch denen von Heilbronn leibig zu thun, zu erwürgen und zu erstechen, was in der Stadt ist. In Heilbronn darf kein Stein auf dem andern bleiben.“ Auch den Adel haßte sie auf's Heuerste und wollte Alles „gleich haben“. Ihr Liebling war Jädle, und wenn dieser Mensch je noch einen besonderen bösen Geist brauchte, so stand er ihm in der Person der schwarzen Hofmännin zur Seite. Sie ließ nicht von ihm, begleitete ihn überall hin, trieb, schob, spornete, rief das Landvolk zu den Waffen, und wenn ihr Liebling unschlüssig war und nicht bis zur äußersten Grenze der pariser Fischweiber, die den Kopf der Königin zum Spielball und ihre Eingeweide zur Nationalkolarde verlangten, gehen wollte, so entschied sie es durch ein diktatorisches: „Gott will's!“ Wo ein Marat war, durfte es an solchen Damen nicht fehlen. Als Jädle mit seinen 1500 Getreuen nach Dehringen zog, ging sie dem Zuge als Führerin voran, und machte den Bauern das Herz leichter und fröhlicher durch die Versicherung, daß weber Spieß, noch Hellebarde, noch Büchse ihnen etwas anhaben könne; sie habe sie gesegnet.

So zogen sie in Dehringen ein und vereinigten sich mit den Hohenlohern. Von da begaben sich beide Haufen, nachdem sie in Dehringen eine starke Besatzung zurückgelassen hatten, zu dem großen evangelischen Heer nach Schöndhal. Dahin kam in's Bauernlager auch der Ritter Götz von Berlichingen, welcher auf seiner Burg Hornberg am Neckar saß. Verschiedene Umstände waren es, die ihn den Bauern nahe brachten. Als ein entschiedener Feind der Pfaffen und der mächtigeren Fürsten, die den rauhboldischen Ritters zuweilen das Handwerk legten, als abgefangter Gegner des schwäbischen Bundes, und stets aufgelegt, einen Bundesrath „ein wenig über den Kopf zu schüttern“, als ein Freund der Unterdrückten, wenn es galt einem Schneiderlein oder sonst einem armen Tropfen zu seinem Recht gegen die reichen Städter zu verhelfen und dabei wieder neue Händel anzufangen, stand er in dem Rufe eines Volksmannes. Daher sagte man es ihm gerne zu, als er die Hauptleute in Schöndhal bat, daß sie seinen Bruder, der in dem nahen Jagsthausen wohnte, nicht beschädigen möchten. Er redete aber auch von anderen Dingen mit den Hauptleuten und sagte, daß er leicht die

Edelleute zu ihnen bringen könne, da diese von den Fürsten ebenso bedrängt würden wie die Bauern und das gleiche Interesse wie sie hätten, die geistlichen Fürsten und das ganze Pfaffensthum zu stürzen. Diese Worte waren Wasser auf Herrn Hipler's Mühle, und wenn es ihm jetzt noch nicht gelang, den Götz zum obersten Hauptmann der Bauern zu machen, so gelang es ihm später, als der Ritter Florian Geiger sich von ihnen getrennt hatte. Bald nach der weinsberger Katastrophe wurde Götz, trotz des anfänglichen Widerspruchs des großen Hauses, Feldhauptmann der Bauern, zog mit ihnen nach Amorbach und Miltenberg, belagerte vergeblich das Schloß Frauenberg bei Würzburg, und zog sich auf die Nachricht von der Niederlage der Bauern bei Böblingen wieder in das Neckartal zurück. Da er verlangte, daß die Bauern die Schlösser der Edelleute verschonen sollen, die Bauern aber an Plündern und Brennen große Freude hatten, so waren Hauptmann und Heerhaufen bald uneins, und Götz war mehr Gefangener als Feldhauptmann der Bauern. „Stecht ihn von der Mähre herab!“ rief es aus dem Hause. Als er zuletzt den höchst zweideutigen Zug von Neckarfulm nach Dohringen anordnete, wodurch er den Zuzug der 5000 Fränkischen richtig verfehlte, so entwich der ehrenfeste Ritter Götz bei Adolfsfurt mit zehn Begleitern. Dieß war nicht ritterlich; da benahm sich Florian anders. Wenn auch die vierwöchige Hauptmannschaft, zu der er sich verpflichtet hatte, zu Ende war, so hatte er doch nicht bloß als Hauptmann, sondern auch als evangelischer Bruder zur Sache der Bauern geschworen, und nun, als der Truchseß den Bauern auf den Fersen war, ließ er sie im Stich und ritt davon. Florian hielt bei der Sache, der er sich einmal hingegeben hatte, bis zum Tode aus; Götz aber blieb nur so lange dabei, als es seine Interessen erlaubten. Florian war ein Mann von Wort, ein Ritter ohne Furcht und Tadel; Götz war ein schlauer Fuchs, dessen schönste Romantik seine eiserne Hand war. Er darf froh sein, daß das Drama „Götz von Berlichingen“ schon geschrieben ist; es würde jetzt vielleicht nicht mehr geschrieben werden.

Nachdem in Schöndthal der Operationsplan entworfen war, wornach man sich zuerst der Städte in untern Neckartal, vor allen Heilbronn, bemächtigen, dann in's Würzburgische und Mainzische ziehen wollte, Metzler als oberster Hauptmann anerkannt, Hipler zum Kanzler des Bauernheeres ernannt war, zog der „helle Haufe Odenwalds und Neckarthal's“, wie er sich nun nannte, gegen 8000 Mann stark am 10. April gegen das hoheneßelsche Städtchen Neuenstein, besetzte es sammt dem Schloß, und forderte die beiden Grafen Albrecht und Georg auf zu ihnen zu kommen, sonst würden Stadt und Schloß sammt allem darin angezündet. Als die Grafen mit den Hauptleuten im freien Felde unterhandelten, sagte ein Bauer zu ihnen: „Bruder Albrecht und Bruder Georg, kommet her und gelobet den Bauern, bei ihnen als Brüder zu bleiben und nichts wider sie zu thun. Denn ihr seid nimmer Herren, sondern Bauern; wir sind Herren von Hoheneßel, und unseres ganzen Heeres Meinung ist, daß ihr auf unsere zwölf Artikel, welche von Schöndthal euch zugekommen, schwören und mit uns auf zehn Jahre zu halten euch unterschreiben sollt!“ Was war zu machen? Die Grafen schwuren auf die zwölf Artikel, und die Bauern begrüßten ihren Eintritt in die christliche Brüderschaft mit 2000 Flintenschüssen.

Jädle, welcher unter seiner Schaar viele deutschordens'sche Unterthanen hatte, drang darauf, daß der helle Haufe von Neuenstein und Dohringen nach der deutschordens'schen Stadt Neckarfulm zog, und während der Haupthausen über Waldbach, das geplündert wurde, in das Sulmthal marschirte, konnte Jädle der Versuchung nicht widerstehen, mit 400 Mann, die schwarze Hofmännin voran, dem Kloster Lichtenstern, das in lieblicher Umgebung am Saume der das Sulmthal begrenzenden Berge liegt, am 13. April einen Besuch abzustatten. Aber er fand das Nest leer; die Klosterfrauen waren in ihren Pflanzhof zu Heilbronn geflohen. Nun gingen

die Bauern in die Keller, tranken sich toll und voll, stießen den Häusern die Böden ein, zerbrachen und vernichteten Alles, was sie fanden, und warfen beim Weggehen Feuerbrände in's Kloster, die übrigens keinen großen Schaden anrichteten. Hierauf zog Jädle nach dem eine halbe Stunde entfernten Löwenstein, um die beiden jungen Grafen von Löwenstein, Ludwig und Friedrich, aufzufordern, in die christliche Brüderschaft zu treten. Aber auch diese waren entflohen und erhielten unter scharfen Drohungen den Befehl, sich in den nächsten Tagen persönlich im Bauernlager einzufinden. Sie erschienen auch wirklich nach der Einnahme von Weinsberg in dieser Stadt, und als sie durch Weinsberg geführt wurden, und ein Weinsberger, der von einem der Grafen angeredet wurde, aus altem Respekt sich ehrerbietig vor ihm neigte, so stellte sich ein altes Bäuerlein mit seiner langen, verrosteten Hellebarde drohend vor den höflichen Weinsberger, und rief ihm mit latonischem Republikanismus zu: „Was neigst Du Dich? Ich bin so gut als er.“ Auch befehlen die Bauern zur Vernehrung des Humors mehreremal den Grafen, die Hüte vor ihnen abzunehmen, welcher Befehl mit großer Schüchternheit ausgeführt wurde. Dieß erregte viel Spaß. Ihre Grauentleidung mußten sie ablegen und Bauernkleider anziehen, und mit weißen Stöcken in den Händen zogen sie mit dem hellen Hause von Weinsberg nach Heilbronn, und saßen im Thiergarten vor Heilbronn mitten unter den Bauern, „also erschroden, als ob sie todt wären“.

Als die Bauern am Charfreitag, den 14. April, das Sulmthal hinabzogen, forderten sie Weinsberg und die Ritter auf dem Schloße (Weibertreu) zum Beitritt in die christliche Brüderschaft auf, und, die Stadt zur Linken lassend, zogen sie hart an derselben vorbei, durch die Dörfer Erlengbach und Binswangen, und quartierten sich in dem anderthalb Stunden von Weinsberg entfernten Neckarfulm, dessen Bürger in ihnen die Befreier von dem verhassten Joch der Deutschherren sahen, theils in den Häusern der Bürger ein, theils lagerten sie sich auf den Wiesen vor dem Städtchen. So schien sich das Gewitter glücklich nach Westen verzogen zu haben, und in Weinsberg athmete man schon wieder leichter und glaubte, der helle Haufe werde die Stadt ungestört lassen und nach Wimpfen ziehen. Aber der Wind konnte auch wieder umschlagen und die gewittererschweren Wolken rückwärts treiben, und daß er wieder umschlug und der Himmel verderbenprühend über Weinsberg sich entlud, daran waren die Ritter in Weinsberg am meisten schuld.

Weinsberg war damals, wie das ganze Herzogthum Württemberg, zu dem es seit dem Jahre 1504 gehörte, österreichisch und blieb es vierzehn Jahre lang. Nachdem Herzog Ulrich von Württemberg wegen Landfriedensbruch von dem schwäbischen Bund 1519 aus dem Lande gejagt war, wurde das Herzogthum als erobertes Land dem Kaiser Karl V. als Besitzthum zugestellt, „damit nach Willen zu handeln“, 1520. Der Bund ließ sich aber von dem Kaiser für diese Zustellung 222,000 fl. zahlen. Kaiser Karl übergab das Land seinem Bruder Ferdinand als Lehen, und dieser ließ sich 1522 in Stuttgart huldigen. In den Städten und Festungen hatte Ferdinand die Herren vom Adel als Bögte aufgestellt, und sein Liebling, Graf Ludwig Helldrich von Helsenstein, saß als Obervogt auf dem alten Welfenschloß zu Weinsberg. Helsenstein war erst siebenundzwanzig Jahre alt, hatte sich seit seinem fünfzehnten Jahre in deutschen und französischen Diensten ausgebildet, und war seit fünf Jahren mit einer natürlichen Tochter des verstorbenen Kaisers Maximilian, Margarethe von Edelsheim, vermählt, der Wittve des Forstmeisters der Herrschaft Tyrol, Johannes von Hilden. Sie hatten ein einziges Kind, den zweijährigen Maximilian. Graf Helsenstein war nicht blind gegen die Gefahr, die sich in dem Bauernheer gegen ihn heranwühlte, aber er unterschätzte sie, und hatte einen sehr schlimmen Rathgeber und Genossen an Dietrich von Weiler, Obervogt zu Wottwar und Weilstein, einem übermüthigen Junker, der, wie so viele Adelige, den Bauer gar nicht für einen Menschen ansah, mit ihm um-

gehen zu dürfen glaubte wie mit dem Wild in den Wäldern, von den Bauern nicht anders als von „Rohmuden“ sprach, ihre Abgesandten nicht als solche behandelte, sondern als Feinde niederschoss. Aber auch Helfenstein zeigte, daß er nicht über den Vorurtheilen und Anschauungen seines Standes stehe. Als er mit Dietrich von Weiler nach Stuttgart berufen wurde, um mit der dortigen Regierung über die Mittel zur Abwehr der feindlichen Haufen zu berathen, wobei viel beschloffen und versprochen aber wenig ausgeführt, und ihnen nur sechzehn Ritter und sechzig Reifige (Knechte) mitgegeben wurden (was für die aus bloß achtzig Rittern und Knechten bestehende Besatzung von Weinsberg ein sehr geringer Zuwachs war), so wurden von ihnen auf dem Heimritt nach Weinsberg am 12. April alle Bauern, die ihnen unterwegs begegneten, aufgegriffen und erwürgt. Und als

der helle Haufe am 14. April an Weinsberg vorbeizog und die Ritter zur Theilnahme an seiner Brüderschaft einlud, so ließ sich Helfenstein, um Zeit zu gewinnen, bis die versprochene Hülfe von Stuttgart ankäme, zwar in Unterhandlungen mit den Bauern ein, beging aber die höchst unritterliche Treulosigkeit, während der Unterhandlungen mit seinen Reitern den Nachtrab der Bauern anzugreifen, zu verwunden und zu erstechen, wen er erreichen konnte. Die Ritter handelten hier nach dem nämlichen heillosen Grundsatz, dem wir in der Geschichte auf religiösem Gebiet so häufig begegnen. „Einem Keher braucht man sein Wort nicht zu halten“, war bekanntlich so oft die jesuitische Ammenstimme, womit das mahnende Gewissen von Kaisern und Andern zum Schweigen gebracht wurde. Sagt man statt Keher „Bauer“, so haben wir statt eines jesuitischen einen ritterlichen Grundsatz. Aber die Sage



Aufforderung zur Uebergabe von Weinsberg.

von der Burg Nidel: „der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott dafür!“ enthält eine Wahrheit, deren Verkenntung die Ritter dießmal theuer bezahlen mußten.

Als Graf Helfenstein nach seiner Rückkehr von Stuttgart sah, daß alle Dörfer des Amtes, mit Ausnahme von Eberstadt, dem hellen Haufen zugefallen waren, schrieb er nach Stuttgart dringend um Verstärkung, und noch dringender am 15. April, nachdem er bemerkt hatte, daß die Bürger von Weinsberg über die gegen 6000 Mann betragende Stärke des Bauernheeres und über die durch Helfenstein's hinterlistigen Angriff veranlaßte Erbitterung der Bauern sehr erschrocken und zum Theil wankelmüthig waren. An eben diesem Tage entschied sich die Sache im Bauernlager zu Neckarsulm. Die Bauern hatten am Abend des 14. April ein Schreiben nach Weinsberg geschickt, das an den Bürger-

meister der Stadt und an den Obervogt Helfenstein gerichtet war. Dieses Schreiben beantwortete Helfenstein am 15. mit trotzigem, verächtlichen Worten, und schickte zugleich an die Hinterlassenen seines Amtes, die im Bauernlager waren, den drohenden Befehl, sogleich nach Hause zu gehen, oder er werde ihnen ihre Weiber und Kinder nachschicken und ihre Dörfer verbrennen. Als dieß den Hauptleuten angezeigt wurde, waren sie auf's Neue über Helfenstein erbost, um so mehr, da die Bauern des weinsberger Thales riefen, man solle sie heim ziehen lassen oder ihnen Frieden machen. Zugleich kamen Nachrichten aus Oberschwaben, daß der Bauernpriester Jakob Wehe auf Befehl des Georg Truchseß von Waldburg, Feldhauptmann des schwäbischen Bundes, enthauptet, daß ihre Brüder zu Leipheim und Langenau erschlagen, daß bei Wurzach 7000 Bauern hingschlachtet wor-

den seien (es waren kaum 300; aber von Burzach bis Nedarfulm wuchs die Lawine bis auf 7000 an), und da Helfenstein ihren Nachtrab während der Unterhandlungen angegriffen hatte, so kochte es in den Gemüthern dieser Bauern, Rache zu nehmen an den Rittern und ein Exempel zu statuiren. Als vollends ein weinsberger Weib, das sich durch die Thormachen hindurch geschlichen hatte, nach Nedarfulm kam und sagte, daß die und die Bürger sie zu den Bauern geschickt hätten, „sie sollen kommen, sie wollen ihnen die Stadt aufthun, sie sollen sie nicht in den Röhren stecken lassen“, und als der Salzführer Semmelhannes von Neuenstein, der auf der Burg zu Weinsberg gefangen gehalten und entflohen war, den Hauptleuten in Nedarfulm anzeigte, daß nicht mehr als acht Mann oben im Schloß seien, daß die Andern alle in der Stadt seien, und er ihnen den Punkt zeigen wolle, wo man das Schloß leicht stürmen könne, da wurde am Abend des 15. der Zug nach Weinsberg beschlossen, welcher Beschluß große Freude verursachte, am meisten unter den Bauern aus dem weinsberger Thal, welche lustig waren, Stadt und Schloß zu stürmen, damit sie nicht mehr frohnen dürfen. „Auf nach Weinsberg! auf nach Weinsberg!“ rief es durch alle Gassen der Stadt und des Lagers, „Rache für die 7000 bei Burzach Erschlagenen! Rache für die von Helfenstein Erstochenen!“ schrien die Nedarthaler mit Zäcke. „Wir wollen morgen bei den Weinsbergern die Ostereier holen“, rief der ganze Haufe, und die schwarze Hofmännin konnte vor Freude gar nicht schlafen.

Ein heilbronner Bürger, welcher im Bauernlager zu Nedarfulm war, hatte von dem Beschluß gehört und ließ den Grafen noch in der Nacht durch einen Wächter warnen. Auch durch einen Rundschafter wurde dem Grafen vor Tagesanbruch gemeldet, daß die Bauern bereits aus ihrem Lager ausgebrochen seien und auf Weinsberg loszögen. Auf dieß hin hatten sich am 16. April, am Osterfest, die Ritter und Knechte in aller Frühe gerüstet, die Besatzung des Schloßes, die nach des Semmelhannes Angabe nur acht Mann betrug, wurde um volle fünf Mann verstärkt, und der Graf, der seine Frau, sein Kind und all' seine Kostbarkeiten auf dem Schloße hatte, hielt diese Besatzung für genügend. Er hielt es für unmöglich, daß die Bauern ein so festes Schloß erstürmen könnten. Aber er hatte Florian vergessen und war überhaupt von dem nämlichen Wahn befangen, in welchem sich die Ritter bei Sempach, ja auch in neuerer Zeit die preussischen Heere gegenüber den französischen Revolutionsheeren befanden. Wegen des Schloßes unbeforgt, verwandte er alle Kräfte auf die Vertheidigung der Stadt, versammelte Ritter und Knechte und die ganze Bürgerschaft auf dem Marktplatz und ermunterte sie, muthig zu sein und den Sturm mit aller Kraft abzu schlagen. Er selbst werde bei ihnen in der Stadt bleiben und Alles für sie thun. Auch werde ihnen noch heute unfehlbar ein reißiger Zug zu Hülfe kommen. Der Graf traf überall, an den Thoren und Mauern, die nöthigen Anordnungen, und so erwartete man die Bauern. Die Zeit des Morgengottesdienstes rückte heran, und immer noch sah man keine Bauern. Es läutete in die Kirche. Man sagte dem Priester (der in Weinsberg bereits eingeführte evangelische Gottesdienst war natürlich von der österreichischen Regierung aufgehoben, und der wadere Prediger, Doktor Erhard Schnepf, vertrieben worden), daß er sich für dießmal kurz fassen möchte, und mehrere Bürger und Reisige, sowie auch Helfenstein und einige Weiber gingen in die Kirche, um die Messe anzuhören. Während des Gottesdienstes, es war noch nicht neun Uhr Vormittags, bemerkte man einzelne Bauerngruppen auf dem nur durch eine Schlucht vom Schloßberg getrennten und höher als dieser gelegenen Schemelsberg, und größere Haufen diesen nachziehen. Schnell eilte man in die Kirche und meldete es dem Grafen. Der Thurmwächter wollte Sturm schlagen, aber der Graf duldet es nicht, damit sich nicht zu große Angst und Verwirrung der Bürger bemächtige. Er ging überall herum und ermutigte die Vertheidiger. Dietrich von Weiler und der Schultheiß Schnabel

ließen durch Weiber und Mägde ganze Haufen Steine, welche von den Knechten aus dem Pflaster ausgebrochen wurden, auf die Mauer tragen.

Inzwischen schickten die Bauern vom Schemelsberg aus zwei Herolde, welche an einem auf einer hohen Stange befindlichen Hute kenntlich waren, nach der Stadt und ließen am unteren, Heilbronn zu gelegenen Thore die Stadt zur Uebergabe auffordern und den Leuten auf der Mauer zurufen: „Eröffnet Schloß und Stadt dem hellen christlichen Haufen, wo nicht, so bitten wir um Gotteswillen, thut Weib und Kind hinaus, denn beide, Schloß und Stadt, werden den freien Knechten zum Stürmen gegeben, und es wird dann Niemand gespart werden.“ Da die Bürger nicht wußten, was sie den Herolden antworten sollten, so schickten sie nach dem Grafen. Aber bevor dieser am untern Thore ankam, war schon Dietrich von Weiler da. Dieser hielt es für eine Schande, wenn ein Ritter sich mit solchen Koxmuden in Unterhandlungen einlasse, und glaubte, den Koxmuden dadurch am besten imponiren zu können, wenn er ihren Abgesandten eins auf den Pelz brenne. Er ließ von der Mauer und dem Thorhause aus auf die beiden Abgesandten feuern. Einer derselben fiel schwer verwundet zu Boden, raffte sich aber wieder auf und lief mit dem andern dem Schemelsberg zu. „Lieber Freund“, rief Weiler dem Helfenstein zu, „sie kommen nicht, sie wollten uns nur also schrecken und meinen, wir hätten vom Hasen das Herz.“ Aber der Bürgermeister Breßel war anderer Ansicht und sagte zum Grafen, er fürchte, daß auf diese Mißachtung des Gesandtschaftsrechts die Bauern mit Wuth anrücken, und daß es ihnen bei ihrer Uebermacht gelingen möchte, die Thore zu erstürmen. Man solle daher das untere Thor verterrassen und dazu aus dem nahen Spital schnell Fässer und Mist herbeischaffen. Helfenstein, den die Hoffnung bis zum letzten Moment nicht verließ, glaubte einerseits nicht, daß es den Bauern mit dem Sturm Ernst sei, andererseits erwartete er, daß der Marschall von Habern mit den pfälzischen Reitern jeden Augenblick antomme, und wollte diesen den Eingang in die Stadt nicht versperren, gab also die so zweckmäßige Verrammung des Thores nicht zu.

Als die Abgesandten zu ihren Brüdern auf dem Schemelsberg kamen und diese einen derselben so übel zugerichtet fanden, so stürzten sie „mit großer Furie“ gegen Schloß und Stadt. Florian Geyer mit seiner schwarzen Schaar, meist geübten Kriegersleuten von der rothenburger Landwehr, die nicht das erste Mal beim Erstürmen eines Schloßes thätig waren, zog voran und übernahm den Sturm auf das Schloß. Zäcke mit seiner Schreckensschaar zog gegen das untere Thor, seine getreue Gefährtin, die schwarze Hofmännin, rief ihr „Gott will's!“ und sprach den Zaubersegen über die Bauern, daß die feindlichen Büchsen ihnen nichts schaden. Hier ging es am hitzigsten her. Der übrige große Haufe, der noch gegen Erlenbach hin stand, eilte im Sturmstritt herbei, verstärkte die am untern Thor, umzog die ganze Stadt und suchte auch auf den übrigen Seiten, am oberen Thor und am Kirchthor, den Eingang in die Stadt zu erzwingen. In der Stadt hielt sich alles auf's Beste; Ritter, Bürger und Knechte wetteiferten im Vertheidigungskampf: unausgeseht wurde von den Schießlöchern aus von den Mauern des Schloßes und der Stadt auf die Bauern gefeuert und Steine auf sie geschleudert. Drei Bauern fielen, viele wurden verwundet und ihre Wuth kannte keine Grenzen mehr. Zäcke und seine wilde Schaar drohten den Bürgern laut rufend mit Mord und Brand. Solche Drohungen schüchterten viele Bürger ein, und manche sprachen unter sich schon von Uebergabe. Da sahen sie plötzlich auf dem Schloße zwei Fahnen (roth mit einer schwarzen Flügelhaar in der Mitte) aufgesteckt, die Bauernfahnen, die Siegeszeichen Florian Geyer's. Ohne auch nur einen Schuß zu thun, hatte seine schwarze Schaar in kurzer Zeit die Mauern des Schloßes erstürmt, und Alles gefangen genommen oder niedergestoßen. Zugleich wurde das Stürmen am untern Thor immer wüthender; von dem drei-

fachen Thore waren die zwei äußeren von den Bauern bereits eingestiegen, und das letzte Thor konnte dem rasenden Andrang der Bauern, die mit Hämmern und Aexten, mit Balken und Sturmblöden drauf loschlügen und loshieben, nur noch einige Minuten widerstehen. Der Augenblick war fürchterlich. Drinnen ritt Dietrich von Weiler an allen Thoren herum und forderte die Kämpfer zu unerschrockener Gegenwehr auf. Weiberhaufen sprangen auf Helsenstein zu, klagten und schrien und baten ihn, er möchte es nicht auf's Äußerste kommen lassen, er solle sie doch vor Mord und Brand bewahren, aller Widerstand sei umsonst. Die Bürger wollten keinen Gehorsam mehr leisten und verlangten laut und offen die Uebergabe der Stadt „gegen Sicherheit für Leib und Leben“. Auf's Neue stiegen die Ritter und Reisigen auf die Mauern, schossen auf die Anstürmenden und tödteten einen Bauern. Aber die Bürger erklärten, daß sie Leben niederschlagen werden, der wieder die Mauern besteige, und zogen die, welche drohen waren, mit Gewalt herab. Da sah Helsenstein die Unmöglichkeit eines längeren Widerstandes ein und rief: „Ihr habt euch wohl gehalten, ihr Weinsberger, und den Bauern genug gethan; das will ich euch vor Gott und der Welt bezeugen.“ Auch gab er es zu, daß einer der Bürger, der Schwabhanes, mit dem Gut auf einer Stange, den Bauern über eine Rinne des unteren Thores hinaus „Friede!“ zurief und ihnen den Antrag stellte, die Stadt zu übergeben, wenn sie Alles am Leben lassen. Auch der Priester Franz und noch viele Bürger riefen: Friede, Friede!

(Schluß folgt.)

Die Brüder Mathieu.

(Schluß.)

In der Farm Mathieu's war es noch stiller als sonst, von der Familie war Niemand sichtbar, das Gefinde schlich auf den Hehen durch Haus und Hof. Die Abwesenheit Denis' schien Niemand bemerkt zu haben; vielleicht glaubte man, daß er seine nächtlichen Wanderungen von ehemals wieder begonnen. An der großen Ruhe, die da herrschte, konnte man erkennen, daß man in der Farm von dem nächtlichen Ereignisse noch nichts wußte.

Am stillsten war es oben in der Stube Marion's; das arme Mädchen, von dessen langsamem Hinsterven man viel erzählt, schien, wie sie in ihrem Bette dalag, am Ende ihrer Laufbahn angekommen zu sein. Tags vorher, als an dem traurigen Jahrestage, wollte sie sich aufraffen, um mit Cölestine das Graß Edouard's zu besuchen; aber sie kam nur bis an die Schwelle ihrer Stube, dort brach sie bewußtlos zusammen, und es trat von dem Augenblicke ein Zustand ein, der auf das Ende ihrer Leiden deutete. Jacques Mathieu und Cölestine saßen schweigend an ihrem Bette: der Vater, gebrochen und in sich versunken, sah aus, als ob er keiner Theilnahme, keines Gefühles mehr fähig wäre. Cölestine betrachtete unausgesetzt das schöne Gesicht der Kranken, und lauerte auf jede Bewegung, um rasch beizuspringen und einem etwaigen Wunsche zu genügen. Die Szene änderte sich auch nicht, als vom Hofthore her ein Gemurmel und Gesumme drang, und endlich ein Diener eintrat und seinem Herrn in's Ohr flüsterte, was das Gefinde draußen von dem Volke aus Waterloo erfahren hatte, daß nämlich Denis als Gefangener und schwer verwundet auf der Mairie liege. Jacques Mathieu schien nur halb zu verstehen und zuckte gleichgültig mit der Achsel. Der Diener ging wieder; bald aber sollte die Szene sich ändern und Jacques aus seinem Brüten mit Gewalt geweckt werden.

Cölestine sprang mit einem Male von ihrem Siege auf und eilte der Thüre entgegen, die sich öffnete, um einige Personen, die hereintreten wollten, zurückzudrängen. Es waren die Gerichtspersonen. „Um Gotteswillen,“ sagte sie leise, aber

rasch und eindringlich, „um Gotteswillen, treten Sie nicht in eine Sterbestube.“

Aber schon waren zwei Bewaffnete an ihr vorbei und in das Zimmer getreten, und hatten ihre Hände auf die Schultern Jacques Mathieu's gelegt. Er fuhr zusammen und auf von seinem Siege. Doch schien er nicht einen Augenblick überrascht, die Diener des Gerichts vor sich zu sehen; aber daß er jetzt eben fort sollte, das erfüllte ihn sichtbar mit Verzweiflung. In demselben Augenblicke, da er die Gerichtspersonen gesehen, lag er auch schon auf den Knien, faltete bittend die Hände und flehte: „Jetzt nicht, nur jetzt nicht; lassen Sie mich erst mein Kind sterben sehen, dann führen Sie mich gleich fort und geraden Weges auf die Guillotine. Ja, ja, ich bin ein Mörder, ich bekenne es, ich habe Edouard Conscience ermordet; ich bekenne es und werde das Bekenntniß nicht wieder zurücknehmen, aber reißen Sie mich nicht vom Sterbette meines Kindes!“

Das Geräusch, das die eintretenden Gerichtspersonen verursachten, die laut gesprochenen Worte ihres Vaters, hatten Marion geweckt. Sie öffnete die Augen und richtete sich rascher, als ihr erschöpfter Zustand hätte glauben lassen, im Bette auf. Jacques Mathieu, als er sie sich bewegen sah, stürzte sich auf das Bett, begrub sein Gesicht in die Kissen, und die Bewegungen seines Kopfes verriethen es, daß er in Schluchzen ausbrach. Die Gendarmen griffen, wenn auch zögernd, wieder nach ihm; Cölestine faßte den Arm des Einen, um ihn fortzuziehen, und auch Jacques, ohne das Gesicht zu erheben, machte mit dem linken Arm eine heftige Bewegung, um den andern Angreifer von sich zu stoßen, es sah aus, als sollte sich aus diesem Vorgange ein Kampf entwickeln; aber Marion legte ihre Hand auf den Kopf ihres Vaters und er wurde plötzlich ruhig, nur daß das Schluchzen mit großer Heftigkeit zunahm. „Gehe,“ flüpfelte Marion mit schwacher Stimme, indem sie seinen Kopf sanft von sich drückte.

Mathieu erhob sich, als ob er diesem Worte nicht anders als gehorchen könnte, faßte Cölestine an der Hand, setzte sich am Bette nieder und ging dann raschen Schrittes aus der Stube. Die Gerichtspersonen folgten ihm. Marion blieb im Bette aufrecht sitzen und horchte, so lange man Schritte im Hofe und vor der Farm hörte; noch einige Zeit, nachdem die Schritte verhallt waren, dann sank sie auf's Kopfkissen zurück, schloß die Augen und lag so ruhig da wie vorher.

Das Ende dieser Tragödie ist kurz. Denis, den man verwundet nach Brüssel gebracht hatte, versank im dortigen Gefängniß zu wiederholten Malen in eine Art von Raserei. Man konnte ihn nicht verhindern, den Verband von seiner Wunde abzureißen, und diese, die an sich nicht gefährlich war, wurde in Folge dessen und in Folge des Fiebers, aus dem der Gefangene nicht mehr herauskam, vom Brande ergriffen, und er starb nicht ganz vierzehn Tage nach seiner Verhaftung im Wahnsinne, bis in seine letzten Augenblicke von den schrecklichsten Visionen, von einer Schaar von Todten, von dem blutenden Edouard, dem ermürgten Augustin, der hinwinkenden Marion, dem enthaupteten Bruder verfolgt. Der menschlichen Gerechtigkeit blieb nur noch ein Opfer übrig.

Nachdem man noch die alte Fanchette verhört, nachdem man noch eine Kommission nach Waterloo geschickt, die auf dem Schauplatz des Verbrechens, da die Saaten eben so hoch standen wie damals, als das Verbrechen begangen worden, untersuchte, ob man von der Stelle, welche die Zeugin angab, in der That den Vorgang so beobachten konnte, wie sie ihn beschrieb, wurde Jacques Mathieu vor die Geschwornen gestellt. Er läugnete nichts. Er erzählte, was man bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal erfuhr, daß Denis den unglücklichen Edouard aus Eifersucht ermordete, und daß er, der Bruder, und Augustin, der Milchbruder, ihm bei dieser That behülflich gewesen und daran so viel Theil genommen, wie er selbst. Er, Jacques, habe das Verbrechen begangen,

weil er, wie er seinen Bruder kannte, wußte, daß er an diesem Gefühle zu Grunde gegangen wäre. Sein Advokat machte diesen Umstand als einen mildernden geltend. Aber die Geschwornen sprachen trotzdem ihr „Schuldig“ aus. König Leopold, in Anbetracht der vielen Opfer, die in dieser traurigen Geschichte gefallen waren, verwandelte die Todesstrafe in lebenslängliche Haft. Den übrigen Kindern wurde von Gerichtswegen ein Vormund gesetzt, der es aber gerne zugab, daß Célestine, wie sie es der sterbenden Marion versprochen hatte, die Ueberwachung und Erziehung derselben übernahm. Sie war noch mit ihnen, als man nach einigen Jahren erfuhr, daß Jacques Mathieu im Gefängnisse gestorben war.

Marion lag auf dem Kirchhofe von Waterloo, Dank den Bemühungen Célestines, neben Edoard Conscience.

Der Guerillakrieg in Amerika.

Von

Arthur Scholl.

In Amerika wird ein zweifacher Krieg geführt, ein regulärer und ein Guerillakrieg. Dort kämpfen gewaltige Massen von Truppen und beobachten den Kriegsbrauch mit eiserner Strenge, hier überfallen wilde Horden Städte und Dörfer, und plündern und sengen und brennen in so furchtbarer Weise, daß Feder und Griffel im ersten Augenblicke sich scheuen ein Bild davon zu geben, und doch ist es ein Theil des ewig denkwürdigen Kriegs, der den Annalen nicht entzogen werden darf. Ueber drei Staaten des Südens hat sich dieser Guerillakrieg verbreitet: Kentucky, Tennessee und



Plünderung eines Dorfes im Westen durch die Horden John Morgan's.

Missouri. Dort ist große Wohlhabenheit, während die Bewohner der Städte aller Verteidigungsmittel enttrathen, und so den sie überflutenden Horden preisgegeben sind. Die Bandenführer, welche ihr wildes Heer aus „Mißvergnügten“, Arbeitscheuen, Kriegsflüchtigen, dem Auswurf der bunt gemischten Bevölkerung Amerikas rekrutiren, überfallen die Städte unter dem Vorwande, sie für ihre nordischen Sympathieen zu züchtigen. Diese Guerilla hat aber nicht erst jetzt der Krieg erzeugt, es sind die Nachkommen der Bullies, welche schon vor dem Jahre 1860 der Schrecken der Südstaaten waren und in New-Orleans den Namen Thugs führten, von jenen hindostanischen Horden, welche alle Fremden ihren Göttern opfern. So hatten auch diese Bullies es meist auf die Fremden abgesehen. Zwei Bandenführer haben eine besonders traurige Berühmtheit erlangt: John Morgan in Kentucky und Quantrall in Missouri und Tennessee. Sie

besitzen Beide großes militärisches Talent, das leider auf so heillose Weise angewendet wird. Der Erstere rühmte sich, als er zu seinen Rebellenfreunden in Ost-Tennessee zurückkehrte, daß er für zwei Millionen Dollars Besizthum auf seinem Wege nach Kentucky verwüßt habe. Er zählte nicht die Mordthaten und Räubereien seiner Leute auf, aber wir wissen, daß sie ein erschreckliches Register bilden würden. Wo Morgan einfiel, erhob sich der Jammergeschrei mißhandelter Frauen, gemetzelter Kinder, geplündelter Familien, und selbst ihre Sache, die sie zu vertreten sich rühmen, rückt durch ihre wilden Streifzüge um keinen Schritt weiter; sie häufen nur den Fluch ihrer eigenen Landesgenossen auf sich und die Sache, die ihnen zum Vorwande dient. Parson Brownlow hat diesen Guerillakrieg in einem besondern Buche geschildert, bei dessen Lektüre dem Leser die Haare zu Berge stehen.

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.



Die Waldkapelle.

Von

Otto Noquette.

Steht ein Kirchlein tief im Wald
Mit ergrauter Mauer,
Das getropet der Gewalt
Aller Zeitenschauer.
Stürmend manch' Jahrhundert zog
Hast'gen Schritts vorüber,
Doch auch Blütenzweige bog
Jeder Lenz darüber.

Wer bestanden einst Gefahr
Treu mit den Genossen,
Hält zusammen fest und wahr,
Stark und unverdrossen:
Also ringsum auch der Wald
Breitet seine Zweige,
Dass das Kirchlein nicht so bald
Sich zum Falle neige.

68.

Die geborst'ne Schwelle mag
Manch' Geheimniß wissen,
D'rauf manch' Knie gebeugt lag,
Manch' ein Herz zerrissen.
Das bemooste Kreuz von Stein
Bei Mariens Bilde
Linderte so manche Pein
Durch des Glaubens Milde.

Ob im härenen Gewand
Hier der Pilger kniete,
Helfend, daß ihm Gottes Land
Eine Freistatt biete?
Ob zur Morgenandacht hier
Fromm der Mönch schellte?
Lange schweigt das Bildlein stier,
Das so lieblich gellte.

Kränzte hier ein Nigbelslein
Holz mit Maienglöden
Das Marienbild von Stein
Und die eig'nen Loden:
Ihr, der Heil'gen, ward es kund,
Was kein Blick gesehen,
Ihr gestand der süße Mund
Liebliche Vergehen.

21

Krahen hier des Jägers Ohr
 Ferne Waldbornklänge;
 Aus dem grünen Thal empor
 Große Wandersänge;
 War's ein wildes Taubenpaar,
 Das hier nistend girrte;
 War's ein Reh, das vor Gefahr
 Flüchtend hier verirrte:

Kirchlein, immer gabst du Schutz,
 Immer Trost und Segen,
 Immer trat'st mit hell'gem Kreuz
 Du dem Sturm entgegen.
 Und die Hoffnung grünt und blüht
 Noch in deinem Roese,
 Durch den Erheu, nimmer müd,
 Nicht die Waldesrose.

Das Osterfest zu Weinsberg.

(Schluß.)

Die Bauern schossen dem Schwabhannes den Hut von der Stange und riefen, die Bürger sollen am Leben bleiben, aber die Ritter müssen alle sterben. Schwabhannes rief noch einmal, sie sollen wenigstens dem Grafen das Leben schenken; aber die Bauern schrien, daß er sterben müsse, auch wenn er von Gold wäre.

Als dieß Helfenstein, der daneben stand, hörte, brach ihm der Muth, Todeschreden lagen auf seiner Seele, und er dachte an nichts als an Flucht. Aber wo hinaus? Er glaubte durch das obere Thor sich durchschlagen zu können, wenn die Bürger ihre äußersten Kräfte zum Widerstand anbieten, und theilte seinen Plan einigen ihm befreundeten Bürgern mit. Aber er fand das obere Thor fast leer von Vertheidigern und bei der Gewalt der Feinde dem Zusammensturz nahe. „Wo sind meine frommen Bürger?“ rief Helfenstein im Ton der Verzweiflung und eilte mit den Rittern und Knechten dem Marktplatz zu, wo ihre Pferde bereit standen, um durch einen raschen Reiterausfall sich irgendwo Bahn zu brechen. Da entstand ein schreckliches Durcheinanderrennen der Ritter, der Bürger und der Weiber. Mit Angst und Wuth griffen die Ritter nach ihren Schwertern und gaben den Pferden die Sporen; unter Jammern und Heulen sprangen die Weiber den Thoren zu, die Schlüssel in der Hand haltend; mit nervigen Armen stellten sich einige Bürger den Rittern in den Weg und wollten sie nicht entfliehen lassen; laut riefen andere, und zwar gerade die, welche es treu mit den Rittern hielten und von den Bauern am meisten zu fürchten hatten, in ihrer Angst den Rittern zu: „Wollt ihr uns allein in der Brüche stecken lassen?“ Andere rannten unsinnig hin und her, und Flüche und Bervünschungen austossend, schrien sie, durch die Ritter sei die Stadt in dieses Unglück gekommen; zum Entfliehen sei es jetzt keine Zeit. Es war auch so. Der letzte Augenblick war da. Von Durchkommen war keine Rede mehr. Die Ritter hatten keine andere Wahl, als ihr Leben bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, in männlichem Kampfe als Ritter zu sterben, und die Bauern ihren Sieg so theuer als möglich bezahlen zu lassen, oder sich der Gnade eines Jädlers, dem Zartgefühl einer alten Heze zu ergeben und um ihr Leben zu betteln. Sie wählten das Letztere.

Zu allen Thoren stürzten die Bauern rachequaubend in die Stadt. Das kleine Kirchthor auf der Nordseite der Stadt, an dem die Bauern von außen und Jädlers Freunde, einige verrätherische Bürger, von innen hieben, sprang zuerst auf, und ein kleiner Schwarm von Bauern, auch solche, die das Schloß erstürmt hatten, brachen hier ein. Gleich darauf drangen die Bauern auch zum oberen Thore herein, wobei es ungewiß ist, ob sie es selbst sprengten, oder ob die erschrockenen Bürger es ihnen öffneten. Auf der Südseite der Stadt, beim Spital, half ein „einfältiger Mensch“, ein Spitalfründner, einem Bauern über die Stadtmauer herein, und die andern stiegen ihm nach. Am unteren, westlich gelegenen Thore wälzte sich durch das vollends eingebaute dritte Thor gerade in dem Augenblicke, als die Ritter sich auf ihre Pferde geschwungen hatten, die Hauptmasse der Bauern, Jädlers und die schwarze Hofmannin, mit wildem Geheul zur Stadt herein, Mord und Brand in den Ge-
 tern, lechzend nach Blut.

„Geht in eure Häuser mit Weib und Kind, so soll euch nichts widerfahren!“ riefen sie den Bürgern zu, und diese eilten nach Hause und schlossen Thüren und Läden. Die Ritter und Knechte eilten der höher gelegenen Kirche und dem Kirchhof zu, um sich dort noch einmal zur Wehr zu setzen, oder im Innern der Kirche sich zu retten. Ein Priester zeigte dem Helfenstein und anderen Rittern eine Schneckenstiege in der Kirche, durch die sie auf den Kirchthurm entkommen und sich vielleicht noch retten könnten. Ungefähr achtzehn Ritter und Knechte flüchteten sich auf dieser Schneckenstiege auf den Thurm. Aber die Rote vom unteren Thor jagte ihnen nach, die Böttinger voran. Auch Weinsberger waren darunter. Fünf derselben waren schon in Lichtenstern zu den Bauern übergetreten, und drei waren nach Weinsberg mitgezogen und hatten sich bei der Erstürmung des Schlosses und der Stadt betheiligt. Einer von Weinsberg, der vom Schloß herabgekommen war, rief: „Ich habe den Burgpfaffen Wolf erstochen; hätte ich den Klaus Maler, ich wollte ihn gleich erstechen.“ Auf dem Kirchhof wurden mehrere Ritter erstochen oder erschlagen. Auch von den Bürgern wurden im Ganzen achtzehn getödtet, gegen vierzig verwundet. Nun ging es gegen die Kirche. Die verschlossene Thüre wurde aufgesprengt, wer sich im Schiff der Kirche befand niedergestoßen, die Gruft geöffnet und die, welche sich darin versteckt hatten, erstochen. Endlich entdeckten die Bauern auch die Schneckenstiege, und unter freudigem Geschrei: „Hier haben wir das ganze Nest beisammen; schlägt sie alle todt!“ stürzte, wer konnte, die Stiege hinauf. Die Ritter, welche bei der Enge der Stiege noch Duzende von Bauern hätten niederstoßen können, ließen diese ohne die geringste Gegenwehr heraufkommen, und nur auf die Erhaltung ihres Lebens bedacht, trat Dietrich von Weiler auf den Kranz des Thurmes und rief zu den Bauern auf dem Kirchhof hinab, sie wollen sich alle gefangen geben und 30,000 fl. zahlen, wenn man sie am Leben lasse. Aber die Antwort war: „Und wenn ihr uns auch eine Tonne Goldes geben wolltet, der Graf und alle Ritter müssen sterben. Rache, Rache, für das Blut unserer Brüder, für die 7000 bei Würzach Erschlagenen!“ schrien Andere, und in demselben Augenblick fiel Dietrich von Weiler, vom Kirchhof aus durch einen Schuß in den Hals getroffen, rückwärts nieder. Einstweilen waren die Bauern die Schneckenstiege heraufgekommen, stachen mit ihren Schwertern nach ihm, und warfen den noch Röchelnden über den Kranz auf den Kirchhof hinab. Auch andere Ritter wurden vom Thurme herabgeworfen, und Wäckerhannes von Böttingen trat unter gräßlichen Flüchen auf dem Leichnam des herabgeworfenen Forstmeisters Leonhard Schmeltz herum. Der junge Dietrich von Weiler, der Sohn des Ermordeten, erkaufte von Wäckerhannes sein Leben um acht Goldgulden; aber kaum hatte dieser das Geld, so schlug er den Weiler, wie er sich eben umwandte, von hinten mit der Büchse todt. Alle waren dem Tode geweiht. Die Wuthenden wollten Einen um den Andern hinabstürzen.

Da kamen der oberste Hauptmann der Bauern, Georg Mezler, und ein anderer Hauptmann, Andreas Kemp von Zimmern; herbeigeritten und befahlen, man solle keinen Ritter oder Knecht mehr tödten, sondern alle gefangen nehmen. So wurde Graf Helfenstein und die Anderen vom Kirchthurme herabgeführt, mit Striden gebunden und in die festen Thürme an den Thoren gebracht. Ein Bauer konnte beim Vorüberführen es nicht unterlassen, den Helfenstein mit der Hellebarde in die rechte Seite zu stoßen; auch den anderen Gefangenen wurden ähnliche Mißhandlungen zugefügt. Es war Vormittags zehn Uhr. In einer Stunde war Alles erstürmt worden. So fest waren die Bauern das Schloß, so verächtlich der Angriff der „Rothmuden“. Nun waren die Bauern Herren der Stadt, und da sie mehr Pferde erbeutet als Reiter gefangen oder erschlagen hatten, so schlossen sie, daß noch einige Reifige in den Häusern versteckt sein möchten, und ließen unter Trommelschlag bekannt machen, daß alle Bürger sich in ihre Häuser begeben und bei Todesstrafe die

in den Häusern versteckt liegenden Reifigen ausliefern sollen. Mehrere wurden ausgeliefert; nur wenige entkamen. Einer versteckte sich im Backofen und entfloß in Weiberkleidung. Ein junger, schöner Knecht Dietrich's von Weiler, Marx Hengstein, wurde von einigen Weibern im Heu versteckt; sie gaben ihm ihre Kleider, und so entkam er. Große Noth hatten die Hauptleute, die Bauern vom Plündern abzuhalten. Da sie die Stadt unter Lebensgefahr erstürmt hatten, so glaubten die Bauern auch, daß sie nach Kriegsgebrauch ihnen gehöre, und daß sie alle Häuser rein ausplündern dürfen. Nur mit Mühe gelang es den Hauptleuten, sie damit zufrieden zu stellen, daß sie die Häuser der Geistlichen, des Kellers Binder, des Schultheißen Schnabel, des Stadtschreibers Köpflin und des Bürgermeisters Preßel, die es am meisten mit den Rittern gehalten hatten, ausplündern durften. Die übrigen Bürgerhäuser wurden verschont, doch der Befehl hinzugefügt, daß die Bürger die vielen Verwundeten gehörig pflegen und die Bauern mit Wein und Lebensmitteln versehen sollten, so lange sie in Weinsberg seien. Auch die Kirche und Sakristei wurde geplündert, die heiligen Gefäße weggenommen. Am meisten Beute fand man auf dem Schlosse. Silberne Gefäße, seidene Kleider, goldene Ringe und andere Kleinodien, Leinwand, Zinngeräth und viel baares Geld wurde erbeutet. Deutemeister war Hans Wittich von Ingelfingen. Er ließ den reichen Weinorrath des Schlosskellers in die Stadt schaffen, und vertheilte Früchte und Wein. Nun begann ein lustiges Leben, und bis in die späte Nacht dauerte das fröhliche Gelage der siegestrunkenen Bauern. Die Festungswerke der Burg wurden im Laufe des Nachmittags niedrigerissen, die Gebäude in Brand gesteckt, und weithin verkündete der feuerrothe Himmel den Fall des alten Welfenschlosses, die Niederlage des Adels. — Aber die blutdürstige Seele Jädle's hatte keine Ruhe, so lange die Gefangenen noch lebten. Er hatte sich die Bewachung der Gefangenen ausgesetzt, um auch Herr ihres Schicksals zu sein, und hielt mit seiner Rotte von Bödingen und Klein und mit der schwarzen Hofmännin Nachts einen Blutrath in der Mühle. Er hatte absichtlich Niemand etwas davon mitgetheilt, von dem er nicht überzeugt war, daß er für die Ermordung der Gefangenen stimme. Es saßen lauter wilde Gesellen bei einander; „dem Adel ein sonderbar Entsetzen und eine Furcht einzujagen“, war ihre Lösung, und sie waren bald darüber einig, keinen Herrn, keinen vom Adel, keinen Reifigen leben zu lassen, sondern jezt und künftig alle zu erstechen; wer einen Gefangenen nehmen wolle, den solle man niederstechen. Ohrenzeuge dieses Blutraths war der Knecht Marx Hengstein, der in der Mühle in einem Heuhaufen versteckt lag, und so sehr er sich auch der aufopfernden Gunst einiger „treuen Weiber“ von Weinsberg erfreute, so war ihm doch, als er diese Beratung mit anhörte, nicht sehr wohl dabei. Alle schwuren, diesen Beschluß auszuführen und geheim zu halten, und am andern Tag in aller Frühe am untern Thorhaus sich einzufinden.

Am Ostermontag stand mit Tagesanbruch die blutige Rotte auf ihrem Posten. Der große Haufe des Heeres schlief noch seinen Siegesrausch aus; es war ringsum eine unheimliche Stille. Nahe am untern Thorhaus lag eine Wiese und ein Weiser. Graf Helfenstein nebst dreizehn Rittern und sämtliche Knechte und Reiterknaben wurden aus ihrem Gefängniß geholt und auf die Wiese geführt. Die Bauern bildeten einen Ring um sie, und es wurde ihnen das Urtheil vorgelesen, daß sie alle sammt und sonders durch die Spieße gejagt werden sollten. Diese Strafe wurde sonst bloß bei Knechten angewendet, und auch hier nur bei solchen, die eine ehrlose That begangen hatten. Aber gerade deswegen wählte sie Jädle bei den Rittern, „dem Adel zu Schand und Spott“. Helfenstein bot für sein Leben eine Lösummsumme von 30,000 fl. „Und gäbst Du uns zwei Tonnen Goldes, so müßtest Du doch sterben“, entgegnete man ihm. Da kam die Gräfin herbei. Helfenstein hatte ihr vor der Bestürmung den Sohn des Kellers Binder von Weinsberg als Beschützer

zur Seite gegeben; aber der tapfere Kavalier ließ gleich beim ersten Sturm die Gräfin und Alles im Stich und ergriff, seines Pferdes und Kleides beraubt, die Flucht. So kam sie in die Gefangenschaft der Bauern, wurde in die Stadt hinabgeführt, und mit ihrem Gatten in dem untern Thorhaus gefangen gehalten. Als der Graf und die Andern abgeführt wurden, folgte sie von Angst getrieben auf die Richtstätte, ihr zweijähriges Söhnlein Maximilian auf den Armen tragend, und hinter ihr ging ihr Frauenzimmer. Da fiel die zarte Frau, durch Schönheit und Würde ausgezeichnet, noch reizender und erhabener durch das tiefe Leid, das aus ihren Augen sprach, die Tochter des deutschen Kaisers Maximilian, unter einem Strom von Thränen auf die Kniee vor dem Kneipwirth Jädle von Bödingen, und bat ihn und seine Schaar, diesem unschuldigen Kinde, das sie ihnen entgegenhielt, seinen Vater zu erhalten. Es war Alles umsonst. Hier war jedes Wort verloren. Die Unmenschen stießen sie von sich, höllisch lachend stand die alte Hexe daneben und rief ihrem Jädle zu: „Rein, Gott will's!“ und einer stach sogar mit seinem Spieß „das kleine Herrlein“ auf ihrem Arm in die Brust. Verzweiflung im Herzen, das arme Kind fest an sich drückend, wandte sie sich weg und saß in einiger Entfernung auf einem Steine nieder, dem Ort des Todes abgewandt, selbst ein Bild des Todes. — Der Akt begann. Die Bauern bildeten auf Jädle's Befehl, ihre Spieße vorstreckend, eine Gasse, Hans Winter aus dem Obenwald kommandirte die Trommel. Zuerst wurde ein Knecht des Konrad Schenk von Winterstetten unter Trommelschlag in die Gasse getrieben und sogleich niedergestochen. Nach ihm kam sein Herr und erlitt das gleiche Schicksal. Der Dritte war Graf Ludwig von Helfenstein. Ehe er seinen Todesgang antrat, legte er dem Jakob Leuz, der Pfarrverweser zu Wingerhofen und damals Feldschreiber der Bauern war, seine Beichte ab und übergab ihm seinen Rosenkranz, den dieser von da an stets am Arme trug. Urban Mezger von Waldbach und Klaus Schmid's Sohn von Rappach führten den Grafen gegen die Gasse, und wie er langsam herankam, trat der Pfarrer von Jälsfeld, Melchior Nonnenmacher, der die Zinke blies und früher in des Grafen Diensten meist zur Tafelmusik bei ihm zu Tische gesessen, aber seit einiger Zeit aus seinem Dienste entlassen war, auf den Grafen zu, nahm ihm Hut und Feder vom Kopfe mit den Worten: „Das hast Du nun lange genug gehabt; ich will auch einmal ein Graf sein,“ und setzte sich den Hut selbst auf. Hierauf fügte er hinzu: „Habe ich Dir einst lange genug zu Tanz und Tafel gepfeifen, so will ich Dir jezt erst den rechten Tanz pfeifen,“ schritt dann vor dem Grafen her und blies lustig die Zinke bis zur Gasse, wo er sich aufstellte und wild lachend und pfeifend zusah, wie der Mezger und Schmid den Grafen in die Gasse stießen. Beim dritten Schritte stürzte Helfenstein unter den Spießen der Bauern, von denen jeder die Spitze in seinen Körper stoßen wollte. Nach dem Grafen ward sein Knappe und sein Hausnarr und nach einander die übrigen Ritter und Knechte in die Spieße der Bauern gejagt unter Zurufen wie: „Du bist mir über den Samen geritten — Du hast mir das Schwert über den Kopf geschlagen — Du hast meinen Vater im Thurm verschmachten lassen.“ Mit den jungen Reiterknaben wurde noch kürzerer Prozeß gemacht: sie wurden mit Spießen in die Höhe gehoben und so ermordet. — Zu Haufen lagen die Leichname bei einander, aber die Nacht hatte noch nicht genug. Man war nicht damit zufrieden, daß man den Grafen erstochen hatte; man mußte auch seinen Leichnam noch verhöhn und mißhandeln. Melchior Nonnenmacher nahm das Schmalz von ihm und schmierte seinen Spieß damit. Die schwarze Hofmännin stach mit einem Messer in seinen Bauch und schmierte sich mit dem herauslaufenden Fett die Schuhe, rief: „Gelt, Schelm, jezt bist Du hin!“ wandte den Leichnam um und trat mit den Füßen auf ihm herum, fluchend, lachend, lustig singend. Ein Bauer lief tanzend und pfeifend herum, auf seinem Spieße die Kopfhaut eines

der Ermordeten tragend. Andreas Remy von Zimmern steckte die Helmschneidern des Grafen auf seinen Hut, und Jäckle legte den Koller und die damastene Schaulpe des Grafen an, trat damit vor die unglückliche Gräfin und sagte: „Frau, wie gefall' ich Euch jetzt in der damastenen Schaulpe?“ Andere liefen wie Raubthiere auf sie zu, nahmen ihr Geschmeide und Kleider, und zerfetzten ihr noch den letzten Rock, den sie am Leibe hatte. Dann setzten sie sie auf einen Mistwagen mit ihrem Kind und ihrem Frauenzimmer, schickten sie so nach Heilbronn und riefen ihr nach: „In einem goldenen Wagen bist Du in Weinsberg eingefahren, in einem Mistwagen fährst Du hinaus.“ Die edle Frau, der eben verfloffenen Passionswoge gedenkend, sprach: „Ich habe viele Sünden; Christus, mein Herr, ist auch am Palmtag unter dem Jubel des Volkes eingezogen, und bald darauf hat er Spott und Kreuz leiden müssen, nicht um seiner, sondern um Anderer Sünde willen; der tröste mich!“ So fuhr sie, ihr verwundetes Kind, das noch in späteren Jahren die Narbe behielt, in den Armen, von diesem Ort des Schreckens, wo sie so glückliche Tage verlebt hatte, ab und gelobte zu Gott, daß sie, wenn er ihrem Sohne aufhelfe, ihn dem Herrn weihen und zum Priester bestimmen werde. Sie begab sich zu ihrem Bruder Georg von Oesterreich, der in Lüttich Bischof war, und starb dort nach zwölf Jahren; ihr Sohn trat in den geistlichen Stand.

Nachdem die That vollbracht, die Blutrache von Weinsberg von Jäckle und seiner Rottte ausgeübt war, erfuhren mit zunehmendem Morgen allmählig auch der große Haufen des Bauernheeres und die Hauptleute etwas von dem Geschehenen. Es war nicht mehr zu ändern, aber daß es, wenn man den Beschluß vor der That mitgetheilt hätte, geändert worden wäre, dafür zeugt das, was nach der That geschah. Die Hauptleute und Räte hielten gleich Sitzung, und wenn auch nichts darüber überliefert ist, wie Jäckle's That von den Andern aufgenommen wurde, so spricht doch deutlich genug für die Mißbilligung der Bluttat der Umstand, daß der Ritter Florian Geyer von da an mit seiner schwarzen Schaar den hellen Haufen verließ und auf eigene Faust hantelte. Er zerstörte Schlösser, nahm Herren und Gemeinden in die christliche Brüderchaft auf und wandte sich später nach dem Würzburgischen. Andererseits trennte sich auch Jäckle mit seiner blutigen Schaar halb darauf von den Obenwäldern und wandte sich nach einer andern Seite. Metzler und Gipler blieben beisammen; Gipler drang, wie schon in Schöntal und Weinsberg, so nach dem Abgang Florian's, des einzigen Mannes, der das Kriegshandwerk verstand, immer mehr darauf, daß dem Ritter Götz von Berlichingen die Stelle eines Feldhauptmanns übertragen werde. Aber weder Götz noch andere Ritter hatten nach der weinsberger That große Lust zum Uebertritt, und eine Adelsversammlung der fränkischen Ritterschaft, welche Götz und seine Brüder in der ersten Hälfte des April ausgeschrieben hatten, kam auf die Nachricht von der weinsberger Blutrache gar nicht zu Stande, da die Ritter sich unter solchen Umständen lieber an die Fürsten als an die Bauern anschließen wollten, und erst als der helle Haufe von Heilbronn nach Redarjulum und Gumbelsheim „zu seinem Hause“ kam, trat Götz zu ihnen über. So sehen wir, daß die weinsberger Bluttat einen ähnlichen Eindruck machte, ähnliche Folgen nach sich zog, wie die Ermordung Auerwald's und Lichnowsky's im Herbst 1848. Der bessere, der gebildete Theil wandte sich mit Schauer und Ekel ab, und das mittlere Publikum war herzlich froh, daß sich der Abscheß von selbst auskies. — Der von Helfenstein so sicher und so sehnlich erwartete kurfürstliche Marschall von Habern war wirklich mit zwanzig Reitigen dem Grafen zu Hülfe gekommen, aber zu spät. Als er auf dem Schemelsberg ritt, sah er von dort aus, daß die Stadt bereits in den Händen der Bauern war, und ritt stracks nach Mosbach zurück. Unterwegs stieß er auf einen Haufen von sechzig Bauern, die mit einem Kriegswagen dem Bauernlager zuzogen. Schnell verrannte er ihnen den Weg,

griff sie an und erstach die meisten, während er selbst nur eilige Pferde verlor. Als dieß der helle Haufen hörte, so drohte er, mit Anspielung auf den Namen des Marschalls: „Wir wollen den Haber ausdreschen, und sollte darüber das heidelberger Schloß zu Grunde gehen.“ So weit kam es denn doch nicht. Das heidelberger Schloß ging zwar später zu Grunde, aber nicht durch Bauernsiegel, sondern durch andere.

Von Weinsberg zogen die Bauern am 18. April nach Heilbronn. Vor der Stadt wurde Halt gemacht, und die schwarze Hofmännin ermahnte die Bauern, nur frisch drauf loszuziehen, segnete sie und sprach über die Stadt, noch besonders über die Rathsherrn, „die Bismwichter und Buben“, den Fluch aus. Heilbronn mußte die zwölf Artikel annehmen, Rath und Gemeinde huldigten dem Bund der Bauern, und wurden der Bauern „liebe Brüder und gute Freunde“. Die Klöster wurden stark gebrandschaft. Am 22. April zog der helle Haufe von Heilbronn ab und wandte sich nach Franken. Ein freies Jähulein Heilbronner unter Hans Flug ging mit ihm; sogar heilbronner Frauen zogen in blankem Harnisch, die Feldflasche an der Seite, voll Begeisterung für die neue Freiheit mit. Von da an trennte sich Jäckle von dem hellen Haufen und schloß sich mit 200 seiner entschlossenen Anhänger dem großen württembergischen Haufen an, der, von einer Versammlung auf dem Berg Wunnenstein ausgehend, unter der Führung des Rathsherrn Feuerbacher von Böttwar das Neckarthal und das Zabergäu durchzog und sich schnell zur vernichtenden Lavine aufrollte. Am 25. April hielt dieser Haufe seinen Einzug in Stuttgart, und sehr wohlgefällig schauten dabei herum Andreas Remy von Zimmern, der des Grafen von Helfenstein Pferd ritt und dessen Gugelhut mit der wallenden Feder trug, und Jäckle, der in des Grafen damastener Schaulpe paradierte. Dieser Haufe verlangte von der Regierung in Stuttgart gerade nichts Schlimmes; er drang hauptsächlich auf die Verkündigung des reinen Evangeliums, statt des „Dimperlin Dampferlin“. Nach zwei Tagen verließen sie Stuttgart, zogen, Klöster und Schlösser verheerend, in's Remsthal und Jilsthal, wo der gailborfer und gmundener Haufe hauste und die herrliche Kaiserburg Hohenstaufen zerstört hatte. Von da ging es gegen den Schwarzwald und zurück nach Herrenberg und Böblingen. Jäckle hatte sich mit einigen seiner Leute vom württembergischen Haufen getrennt, um im Zabergäu und Kraichgau neue Mannschaft zu sammeln und sie den Württembergern zuzuführen. Nachdem er im Kloster zu Maulbronn, wo sein Hauptquartier war, bei dem herrlichen elfinger Wein und den übrigen Vorräthen schöne und vergnügte Tage zugebracht hatte, stieß er wieder zu dem württembergischen Haufen, der zwischen Böblingen und Sindelfingen ein Lager bezogen hatte. — Die Regierung in Stuttgart hatte bei der ganzen Bewegung so viel als nichts gethan. Auf die Nachricht von der weinsberger Blutrache schickte die Landschaft zu Stuttgart an die Räte des schwäbischen Bundes nach Ulm und bat diese um Hülfe. Aber der schwäbische Bund erwiederte, an all' diesen schlimmen Ereignissen sei der Erzherzog Ferdinand, die Regierung und Landschaft selbst schuld, da sie schon längst gemußt hätten, daß die hohenlohe'schen Bauern im Aufstand seien und gegen das Herzogthum ziehen wollen, und doch keine Soldaten abgeschickt, und weder das weinsberger Schloß besetzt, noch für eine stärkere Besatzung gesorgt hätten. Sie können jetzt keine Soldaten entbehren, da sie von Oberschwaben her selbst in Gefahr seien; erst wenn der Truchseß dort fertig sei, werde er nach Württemberg ziehen. Dieser hatte einstweilen in Oberschwaben die Bauern theils durch seine Siege, theils durch geschickte Unterhandlungen zur Ruhe gebracht, und zog in starken Märschen gegen die Bauern bei Böblingen. Er selbst hatte bei der weinsberger That seinen Vetter Helfenstein, Rudolph von Ehingen seine zwei Söhne, Heinrich Trausch von Butlar seinen Schwager, Dietrich von Weiler und andere Verwandte verloren, und alle dürsteten nach Rache für das

Blut ihrer Verwandten, nach Rache für die Schmach ihrer Standesgenossen. Da die Bauern das Verlangen des Truchseß, daß sie nach Hause gehen, sich auf Gnade und Ungnade ergeben und ihm die Weinsbergischen ausliefern sollten, verwarfen, so kam es am 12. Mai zwischen Sindelfingen und Böblingen zur Entscheidungsschlacht, in welcher das etwa 15,000 Mann betragende Bauernheer drei Stunden lang gegen die nicht geringere Zahl der Bündischen mit glücklichem Erfolg kämpfte. Aber die Bündischen waren an Reiterei und Artillerie weit überlegen, griffen nach dem Ver Rath der böblinger Herren die Bauern auch im Rücken an, und so erlitten diese eine furchtbare Niederlage, 4—5000 wurden in der Schlacht und bei der Verfolgung niedergemacht, die übrigen flohen gegen Stuttgart und zerstreuten sich dort nach allen Seiten. Als der Truchseß zwischen Ein-

delfingen und Maichingen neben der Wahlstatt Abends gelagert war, hörte er, daß einer der Weinsbergischen, Melchior Nonnenmacher, der Pfeifer von Isfeld, in Sindelfingen mit anderen Flüchtlingen sich verborgen halte. Sogleich stieg er zu Pferd, ritt mit einigen Ritttern vor das Thor zu Sindelfingen, forderte die Bürger zu einer Unterredung heraus und sprach: „Ihr habt der Vöfewichter einen bei euch, die zu Weinsberg bei meines Veters Mord gewesen. Gebt ihr ihn nicht in einer halben Stunde heraus, so will ich das Städtchen anzünden und Weib und Kind verbrennen.“ Nun wurden alle Häuser, alle Winkel ausgesucht, eifriger von den Weibern, als von den Männern, und ein Kind und ein Weib fanden in einem Taubenschlag einen Mann, der ängstlich und todtessbläß zusammengekauert war. Man führte ihn heraus und übergab ihn dem Truchseß, der ihn von seinen



Das Spießlaufen.

früheren Besuchen auf dem Schlosse zu Weinsberg gleich als den Pfeifer von Isfeld erkannte. Der Truchseß ließ ihn in's Lager bringen und in der Nähe von Maichingen mit einer eisernen Kette an einen Apfelbaum binden, so daß er zwei Schritte weit um denselben herumlaufen konnte. Dann befahl er, gutes Brennholz herbeizutragen und dieß andert-halb Kasten vom Baum herum zu legen. Der Truchseß selbst, Graf Ulrich von Helfenstein, Graf Friedrich von Fürstenberg und die anderen Ritter trugen jeder ein großes Scheit hinzu. Als so rings um den Baum ein ganzer Wall von Brennholz aufgethürmt war, wurde es angezündet. Es war ein fürchterlicher Anblick. Friedlich glänzten in der lauen Nacht die Sterne, still lagen die Todten auf den Feldern umher, schauerlich stöhnten und röchelten die Verwundeten und Sterbenden, Waffen und Wagen lagen überall

zerstreut, da und dort lärmten die fröhlichen Sieger bei vol-len Bechern, beim Würfelspiel, bei Gesang und Tanz, und am Apfelbaum prasselte und glühte der Holzstoß, züngelte die Flamme, brüllte der Pfeifer von Isfeld, und herum im Kreis von Mordlust heiß lagerten sich die — edlen Herren. Die anderen Gefangenen mußten dem Todtenopfer, das der Truchseß seinem Vetter Helfenstein darbrachte, zusehen, und standen da weiß wie die Wand. Gräßlich tönte in der Nacht das Geschrei des Unglücklichen, der wie ein Rasender im Ring herum sprang, bald Gott und alle Heiligen um Hülfe rief, bald fluchend die Hölle und ihre Teufel herausforderte, jetzt niederfiel, von Ermattung und Qualen erschöpft, dann wieder wahnsinnig aufsprang und die Ritter um Gottes willen bat, ihn doch todt zu schlagen. Aber so oft er diese Bitte wiederholte, mußte auf des Truchseß Befehl ein

Pfeifer die lustigen Stüdchen blasen, die Nonnenmacher einst auf dem Schloß zu Weinsberg und zuletzt dem Grafen zum Tode gespielt hatte. Laut lachten die Ritter über die Sprünge und das Schreien des Verurtheilten, dem ganze Fetzen Fleisch vom Leibe fielen, der schweigend und schäumend noch halb sprang, halb wankte, bis er zusammenbrach, kein Mensch mehr, nur noch ein Gerippe. Der Wille des Truchseß war geschehen: „sein langsam gebraten“ wollte er ihn haben.

Von da zog der Truchseß über Stuttgart nach dem unteren Neckarthal. Als er an der Festung Hohenasperg vorbeikam, schickte ihm der dortige Vogt zwei Gefangene zu. Der eine war ein heilbronner Bürger, der auch bei Weinsberg gewesen war, der andere war Niemand anders als Jäckle. Nach der böblinger Schlacht hatte er auf seiner Flucht bei Asperg gehalten, um die Flüchtigen zu sammeln, und war dabei aufgegriffen worden. Diesen, den Hauptschuldigen bei der Ermordung der Ritter, ihn, den Hauptmann aller Schredensmänner des Bauernkriegs, in ihrer Gewalt zu haben, war für die Ritter ein Vrat, über den ihnen nichts ging. Und er konnte sicher darauf zählen, daß auch er, wie der Pfeifer von Jäckel, sein langsam gebraten werde. Von Asperg ging es über Bönnigheim Heilbronn zu, und am 20. Mai erreichten sie Neckargartach. Alle Dörfer ringsum waren wie ausgestorben, kein Bauer war auf viele Stunden weit zu sehen; denn Alles zitterte vor der Rache des „Bauernjörg“, wie das Landvolk den Georg von Truchseß nannte. Zwischen Neckargartach und Jäckel schlug der Truchseß sein Lager, und hier an den schönen Abhängen des Neckarthales wurde Jakob Rohrbach von Bödingen in der Abenddämmerung an eine Felde mit eiserner Kette gebunden, und unter Trommel- und Pfeisenschall, unter dem Hohnlachen der umstehenden Ritter zu Tod gebraten. Kinder auf den Schultern der Kriegsknechte sahen dem Schauspiel zu.

Am 21. Mai, am Sonntag vor Himmelfahrtsfest, während vier- bis fünftausend Fußgänger und Reiter in's weinsberger Thal zogen, erschien der Trautskircher, ein bayerischer Edelmann, mit einem Haufen Kriegsknechte vor Weinsberg. Er hatte vom Truchseß den gemessenen Befehl, die Stadt Weinsberg mit allem Gut darin zu verbrennen. Weder die Kriegsknechte, noch die ausgetriebenen Einwohner durften vom Vieh und Hausgeräthe auch nur das Geringste nehmen. Die Stadt wurde an drei Enden angezündet und verbrannte bis auf zehn Häuschen und die Kirche. Zu gleicher Zeit wurden von den anderen Schaaen die kaum eine halbe Stunde von Weinsberg entfernten Dörfer: Binswangen, Erlenbach, Ellhofen, Gellmersbach, Sülzbach und andere angezündet, so daß der Himmel über dem Thal wie ein Feuermeer glühte, und das Gebrüll des verbrennenden Viehes und das Geschrei der Weiber und Kinder weithin gehört wurde. Und wie der Truchseß ohne alle Untersuchung, ohne Rücksicht auf die erwiesene Unschuld des bei weitem größten Theiles der Weinsberger dieses vernichtende Urtheil aussprach und vollstrecken ließ, so erklärte die österreichische Regierung, daß dem Adel zur Genugthuung die Brandstätte auf ewige Zeiten wüste liegen, und die Rechte und Einkünfte derer zu Weinsberg dem Kammergut überantwortet werden sollen. Mit Verzweiflung ringend lagen die Einwohner mit ihren Weibern und Kindern in den Wäldern und Feldern, und erst nach langem Flehen erhielten sie am 27. November 1525 die Erlaubniß, auf dem Brandplatze ein Dorf erbauen zu dürfen. Sie mußten aber harte und entehrende Bedingungen eingehen, und auf dem Plage der Bluthat ein steinernes Kreuz und eine Kapelle errichten und eine Tafel darin anbringen, worauf jene That aufgezeichnet war, wurden auch um eine bedeutende Summe Geld gestraft. In diesem Zustande der Acht und der Verfluchung blieben sie neun Jahre lang. Erst mit der Rückkehr des Herzogs Ulrich, 1534, welchem sie in Neckarsulm am 12. Mai ihre Klagen über das erlittene Unrecht an's Herz legten, erhielten sie wieder ihre alten Rechte. Zwar wurden diese ihnen durch die her-

zoglichen Beamten wieder eine Zeit lang entzogen, aber die Regierung Herzog Christoph's brachte ihnen 1553 die vollständige Restituirung. Die Stadt Weinsberg bekam wieder einen evangelischen Prediger. Die Burg wurde nicht mehr aufgebaut.

Aber nicht bloß die Weinsberger, von denen viele durch die österreichische Regentenschaft gefoltert, dreizehn mit dem Schwerte hingerichtet wurden, nicht bloß der Nonnenmacher und Jäckle hatten die Oskereier zu Weinsberg zu büßen; auch die anderen Mitbetheiligten hatten fast alle die Nachwirkungen dieser Katastrophe zu fühlen. Georg Meßler und Wendel Hipler entkamen aus der Niederlage bei Königshofen an der Tauber, die ihnen am 2. Juni der Truchseß beibrachte, nur durch die Schnelligkeit ihrer jungen Rappen. Meßler, dessen Wirthshaus zu Ballenberg vom Truchseß verbrannt wurde, verschwand seit seiner Flucht spurlos. Hipler schlich sich lange unter falschem Namen verkleidet herum, wurde endlich erkannt und starb im pfalzgräflichen Gefängniß zu Neustadt 1526. Der Feldschreiber und Priester Jakob Leuz, der dem Helsenstein die Beichte abgenommen hatte, wurde zu Neckarsulm vom Truchseß gefangen genommen und enthauptet. Der Salzführer Semmelhannes von Neuenstein, der den Bauern das Schloß zu Weinsberg verrathen hatte, wurde in Hall hingerichtet. Ein Bauer, der damit prahlte, daß er den Dietrich von Weiler vom Thurm herabgestürzt habe, wurde von einem Verwandten Weiler's, dem Herrn von Bellberg, auf seinen Burgturm von Bellberg geschleppt und von da in den tiefen Schloßgraben hinabgestürzt. Nur ein Mann von denen, welche bei der Erstürmung Weinsbergs eine hervorragende Rolle gespielt hatten, fand, wie wir gesehen haben, einen schönen Tod: es war dieß aber auch der edelste Kämpfer des ganzen Bauernkriegs, der einzige Mann von politischer und kriegerischer Intelligenz, ein Charakter durch und durch, es war dieß der Ritter Florian Geyer.

Immanuel Kant.

• Von

E. Bucher.

Selten hat wohl ein Mann, dessen wissenschaftliche Wirksamkeit weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus ging, einen gleich unscheinbaren Lebenslauf gehabt, als der Bannerträger der neueren Philosophie, der Weise von Königsberg, Immanuel Kant.

Wie so viele unserer trefflichsten Männer, war Kant dem Handwerkerstande entsprossen, mußte sich durch eine dornenvolle Jugend hindurch arbeiten, und fand erst im hohen Mannesalter die Früchte seiner rastlosen Thätigkeit. Er entstammte einer ursprünglich schottischen Familie, welche am Ende des 17. Jahrhunderts sich in Ostpreußen niederließ; sein Vater Johann Georg Kant lebte als Sattlermeister in Königsberg, nicht eben arm, aber doch in beschränkten Verhältnissen. Der älteste seiner beiden Söhne, Immanuel, war am 22. April 1724 geboren, ein schwächlicher, schüchterner Knabe, welcher aber frühe schon ein so vortreffliches Gedächtniß und so hervorstechende Geistesanlagen besaß, daß ihn die Eltern für den geistlichen Stand bestimmten, so schwer ihnen die Unterstützung während der Studienzeit bei ihrer Dürftigkeit ward. Von Kant's Jugend wissen wir sehr wenig. Besonderen Einfluß hatte auf seine Entwicklung die Mutter, eine sanfte fromme Frau, welche ihre ganze Liebe diesem Sohne zuwandte, ihn oft in's Freie führte, um ihn auf die Herrlichkeit der Natur und die Güte Gottes aufmerksam zu machen, und ihn durch ihr Vorbild zu einem ernsten, streng sittlichen Mann erzog; noch im Alter sprach Kant von der längst geschiedenen Mutter mit leuchtenden Augen und Thränen der Nührung.

Er ward, nachdem er einige Jahre die Volksschule besucht, einer gelehrten Schule übergeben, dem sogenannten Friedrichs-Collegium, wo besonders der Unterricht im Latein und das Lesen der römischen Dichter anregend auf ihn wirkte; sein Mitschüler war David Nunken aus Stolpe, welcher später als Professor der Philologie zu Leyden hochberühmt ward; mit ihm und einem dritten Freund kam Kant wöchentlich mehrmals zusammen, um die Lieblingsdichter zu lesen, und noch als Greis, als er die nähere Vergangenheit vergaß, wußte er viele und lange Stellen aus den Klassikern auswendig herzusagen. Im Herbst 1740, kaum sechzehn Jahre alt, bezog Kant die Königsberger Hochschule; ein Verwandter Namens Richter unterstützte ihn; er selbst verdiente mit Stundengeben soviel, um zu leben, war überaus fleißig, mied alle studentischen Belustigungen, und widmete sich ganz seinen philosophischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen; der Theologie entlagte er und beschloß sich zum akademischen Lehramte zu bilden. Als indeß der Vater 1746 starb, mußte Kant, um drückender Noth zu entgehen, Hauslehrer werden, und verweilte in mehreren solchen Stellungen in dem Hause eines preussischen Pfarrers, dann eines Herrn von Hülsen und eines Grafen Keyserlingk. Doch behielt er die Lehrthätigkeit zu Königsberg stets im Auge, 1755 erwarb er durch mehrere gelehrte Arbeiten die Magisterwürde und das Recht Vorlesungen zu halten. Kant las über Mathematik und Physik, dann aber vornehmlich über die philosophischen Wissenschaften. Obgleich er viele Zuhörer hatte, so blieb er doch fünfzehn Jahre lang in der beschränkten Stellung eines Privatdozenten; erst in seinem sechsundvierzigsten Lebensjahre, im Frühjahr 1770, ward er zum ordentlichen Professor der Logik und Metaphysik ernannt. Und in dieser bescheiden besol deten Stellung blieb Kant sein Leben lang; ehrenvolle Berufungen nach Erlangen, Jena, Halle lehnte er ab, um alle Kraft der Hochschule seiner Vaterstadt zu widmen. So auch hat er nie den Boden Preussens verlassen, verweilte stets in Königsberg, nur selten einige Tage auf benachbarten Landgütern der Freunde. Da ihm so spät eine selbstständige Stellung zu Theil ward, war Kant niemals verheirathet; so konnte er ungestört durch die Welt und das Haus nur seiner Wissenschaft leben, für welche er mit der klarsten und eindringendsten Denkraft ausgerüstet war.

Kant zeichnete sich zunächst aus als Lehrer an der Hochschule. Nicht nur Studirende jeder Wissenschaft, sondern Männer aller Berufsstufen, Beamte, Offiziere, Landwirthe waren seine Zuhörer. Kant sprach frei, und so schwer der Gegenstand war, so folgten alle Hörer mit gespannter Aufmerksamkeit dem bald tief ernst, bald begeisterten oder anmuthig scherzenden Vortrage. Noch wirksamer als seine Lehrthätigkeit war die schriftstellerische. Er verfaßte außer einer Anzahl von kleineren Arbeiten über Fragen der Naturwissenschaft viele philosophische Schriften, von welchen die erste, welche Kant's Ruf rasch über ganz Deutschland ausbreitete, die 1787 erschienene Kritik der reinen Vernunft ist; später folgten die übrigen Hauptwerke, die Kritik der praktischen Vernunft, die Kritik der Urtheilskraft, die Rechts- und Tugendlehre, die Anthropologie, vieler anderer von geringerer Bedeutung nicht zu gedenken. Eine Entwicklung, in wie fern Kant durch diese Schriften das ganze bisher als mustergültig betrachtete Lehrgebäude der Weltweisheit umstürzte und auf den Trümmern ein neues, sinnreicheres und festeres aufbaute, ist hier unmöglich; daß Kant's Lehren von der größten Bedeutung waren, geht schon daraus hervor, daß nach wenigen Jahren an allen deutschen Hochschulen die kantische oder sogenannte kritische Philosophie gelehrt ward, daß Schiller und Goethe mit dem größten Eifer sich in die Schriften des Königsberger Weltweisen vertieften, und wohl auch, daß ein so bedeutender Geist wie Herder es der Mühe werth achtete, sie mit Feuereifer zu bekämpfen. Indes auf gleiche Weise Bewunderung und Anfeindung der neuen Lehre zu Theil wurden, lebte der große Denker fern an der Distanz in fleißiger schriftstellerischer und lehrender Thätigkeit; die Jahre

gingen dahin und das Alter kam. Erst 1797, in seinem vierundsiebzigsten Jahre, stellte Kant seine Vorträge gänzlich ein; sein Geist blieb frisch zur Arbeit, bis im neuen Jahrhundert auch dieser unter den Schwächen des hohen Alters litt. Kant mußte die altgewohnte Lebensordnung aufgeben: die Füße wollten den Körper nicht mehr tragen, so daß der hochbetagte Mann oft hinfiel und hilflos am Boden liegen blieb; die Sprache war undeutlich, Gedächtniß und Sehkraft schwanden auffallend. 1803 feierte er noch im Kreise der Freunde seinen achtzigsten Geburtstag; zwei Tage darauf schrieb er in eines der Erinnerungsbüchlein, worin er zur Unterstützung seines Gedächtnisses Alles aufzeichnete, den Wibelspruch: „Unser Leben währet siebenzig Jahre und wenn's hoch kommt achtzig Jahre, und wenn's köstlich war, ist es Mühe und Arbeit gewesen!“ In seinem letzten Lebensjahre ward der schwache Greis fast kindisch; er konnte nicht mehr lesen, nur sehr undeutlich sprechen, beim Essen die Speise nicht mehr finden, kaum mehr in seinem mit Rißen ausgefüllten Lehnstuhl sich aufrecht halten; die Kraft des Auges erlosch fast völlig; selbst sein Geist war doch so schwach geworden, daß er auch für seine Schwachheit nur geringe Empfindung hatte. Endlich brach auch die hinfällige Hülle des einst so großen Geistes zusammen; ohne Bewußtsein und Schmerz starb Immanuel Kant, fast achtzig Jahre alt, am 12. Februar 1804; unter großen Feierlichkeiten ward er zu Grabe getragen.

Kant's Körper schien keineswegs für eine achtzigjährige Lebensdauer bestimmt. Er war kaum fünf Fuß hoch, der Knochenbau sehr fein und schwach, die Brust eingesunken, die rechte Schulter merklich höher, der Rücken im Alter sehr gekrümmt. Hatte er schon im Leben über seine außerordentliche Magerkeit gescherzt, so war er bei seinem Tode so abgezehrt, daß man den Schenkel mit einer Hand umspannen konnte. Dagegen war Kant's Kopf unverhältnißmäßig groß und schön gebaut, und vor Allem schön waren seine herrlichen blauen Augen, welche zugleich den tiefen Denker und den warmfühlenden Menschen verkündeten. Bei dieser Gebrechlichkeit seines irdischen Theiles ist es um so mehr zu verwundern, daß Kant bis zu jenem Alter gelangte, welches der Psalmist für die Grenze des menschlichen Lebens erklärt. Kant betrachtete es auch als eine Art Kunststück, daß er es so weit gebracht; die Kunst aber bestand wesentlich in der genauen Selbstbeobachtung, mit welcher er seinen Körper unaußgezehrt studirte, und der Selbstbeherrschung, womit er die für gut erkannte und demnach für immer festgestellte Jahres- und Lebensordnung einhielt. Winter und Sommer stand Kant täglich früh um fünf Uhr auf; sein langjähriger Diener Lampe durfte durchaus keine Entschuldigun gen gelten lassen, und es machte dem großen Philosophen unnützes Vergnügen, in der Gesellschaft der Freunde von Lampe sich bestärken zu lassen, in den dreißig Jahren seines Dienstes sei Kant nicht einmal später als fünf Uhr aufgestanden. Zu den zwei Tassen Thee, welche Kant's Frühstück bildeten, rauchte derselbe die einzige Pfeife Tabak, welche er sich täglich gestattete; um sieben Uhr begannen die Vorlesungen, welche täglich zwei Stunden in Anspruch nahmen, dann angestrengte Arbeit bis Mittag. Kant aß lange Zeit im Gasthof; in seinen letzten fünfundsiebenzig Lebensjahren in seinem Hause; um der Gesellschaft willen lud er täglich zwei und mehr gute Freunde zu Tische; das war seine einzige Erholung, der einzige Lebensgenuß, welchen er sich erlaubte. Dann saß er, je nachdem die Unterhaltung belebt war, bis vier, sogar bis sechs Uhr bei Tische; jede schwere philosophische Unterhaltung war unter sagt, desto eifriger dagegen ward über Naturwissenschaft und die Tagesereignisse gesprochen, welchen Kant mit regster Theilnahme folgte. In diesen Unterhaltungen zeigte Kant seine ganze geistreiche Liebenswürdigkeit, und zwischen das ernste Gespräch mischten sich heitere Scherze und Anekdoten, welche er stets bereit hatte. Wie Kant Alles nach festen Grundsätzen that, und was er that, auch gut, so auch das Essen, weßhalb er für einen Feinschmecker galt;

über die Kochkunst wußte er eben so kundig zu sprechen, als über das Wesen der menschlichen Erkenntniß. Als bald nach Tische ging er eine Stunde lang spazieren, dann ward wieder gelesen oder geschrieben bis Zehn; regelmäßig um diese Stunde legte Kant sich zur Ruhe. Ein solches, nur der Wissenschaft und mäßiger Geselligkeit gewidmetes, Tag für Tag mit unverbrüchlicher Ausdauer inne gehaltenes Leben hielt Kant bis in sein hohes Alter frisch und heiter. Er rühmte sich, trotz seines gebrechlichen Körpers, nie einen Tag krank gewesen zu sein, nie Arznei gebraucht zu haben, und die Brustbeklemmung, an welcher er von früh auf wegen seiner flachen Brust und sitzenden Lebensweise litt, überwand er durch den festen Vorsatz, nie sich dadurch verstimmen zu lassen.

Auch Kant's Charakter war höchst ehrenwerth. So scharf sein Verstand war, so ertödtete er doch nicht das warme Herz. Den Freunden war er ein treuer, zu jedem Opfer bereiter Freund, wenn er gleich weiche vertrauliche Ergießungen, wie sie damals beliebt waren, nicht liebte. Ein heiterer und geistreicher Gesellschafter, mied er die Frauen keineswegs, aber wissenschaftliche Gespräche mit ihnen; sonst bewies er ihnen keine Artigkeit. In der Jugend dürftig, gewann er durch Fleiß und Sparsamkeit ein nicht unbeträchtliches Vermögen; zugleich aber war er freigebig wohlthätig. Im Umgange anspruchslos und liebenswürdig, sprach er von sich selbst sehr bescheiden; die Freiheit, welche ihm sein Alleinsein und sein Mangel an Bedürfnissen gestattete, war ihm das höchste Lebensglück; und dieses Leben war mit eiserner



Immanuel Kant, der Philosoph von Königsberg.

Beharrlichkeit dem einen Zwecke gewidmet, die Wahrheit zu erforschen in den tiefsten Tiefen menschlichen Denkens. Diese Forschungen aber führten ihn nicht von Gott ab, sondern begründeten nur immer tiefer die ernste Ueberzeugung von dem Dasein Gottes, die Hoffnung der Unsterblichkeit, die Erkenntniß einer sittlichen Weltordnung und jene Pflicht, sittlich zu handeln, welche jedem Menschen zugemessen ist. Und daß er diese großen Wahrheiten, so weit die menschliche Kraft reicht, wissenschaftlich begründete, daß er ihnen gemäß handelte, darin liegt Kant's nachhaltige Wirksamkeit, darin seine Größe als Weltweiser und Mensch.

Im Wallonenland.

Von

Adolf Erwerß.

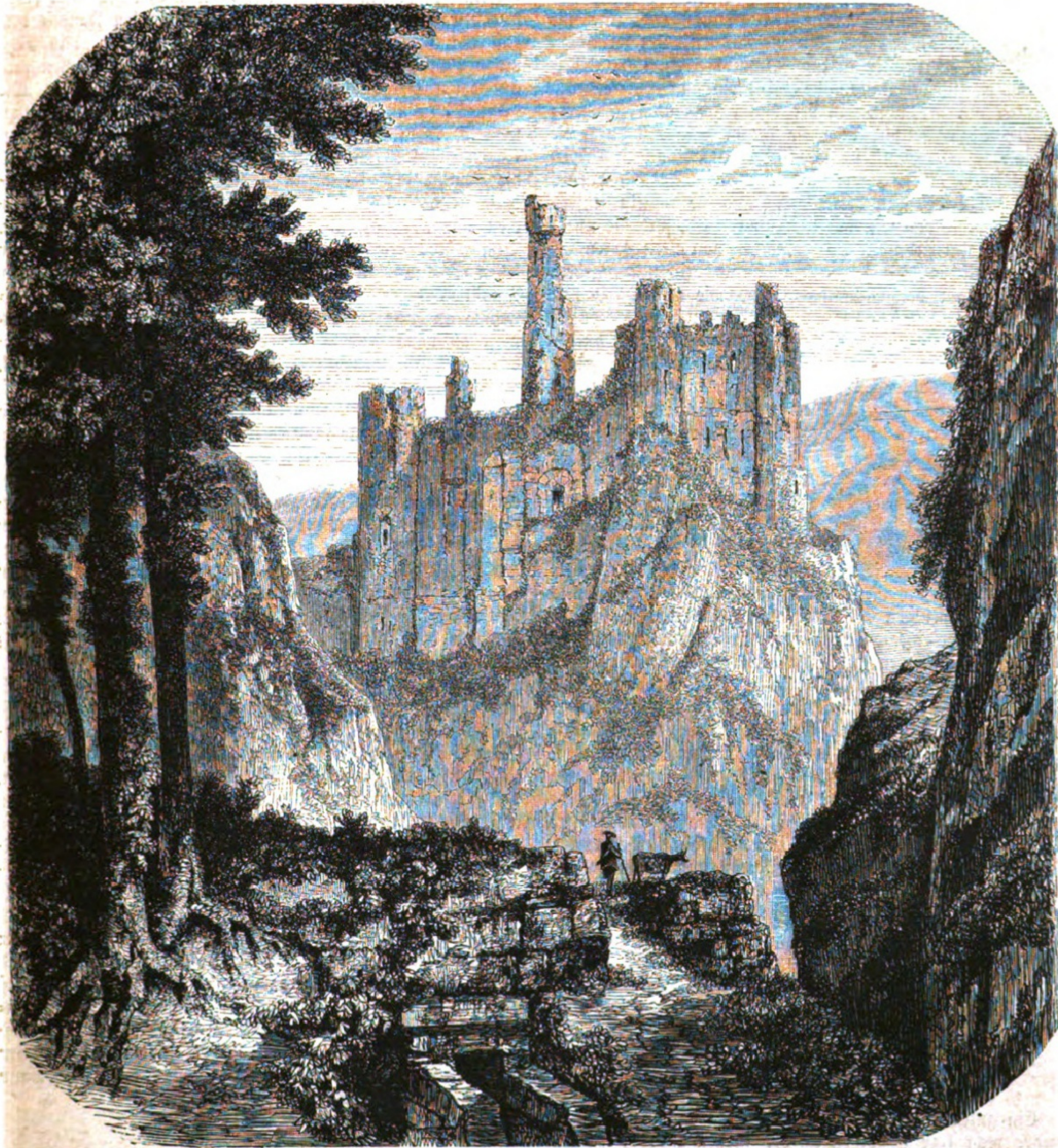
's ist ein Wallon — Respekt vor dem.
Schiller.

Im südöstlichen Belgien wohnt ein wenig gekannter, nicht uninteressanter Volksstamm, der, zurückgedrängt von den später eingewanderten Volksstämmen, sich hier zwischen den Bergen festgenistet. Die Ardennen sind recht eigentlich ihr Vaterland: wir treffen sie aber auch außerhalb Belgiens in Frankreich und Deutschland. Rheims und Aachen sind ur-

früher wallonische Städte. Man kann sich kaum einen größern Gegensatz denken, als den zwischen diesen mageren, aber kernigen, finstern, schwarzhaarigen Wallonen und den lebendigen, wohlgenährten und blauäugigen Flämändern. Es liegt eine Mischung von derber Reckheit und berechnender Klugheit in diesen rohen Gesichtszügen, jede Bewegung deutet auf Kraft und Gewandtheit, der Blick und die ganze Hal-

tung auf Kriegsmuth und Raschheit, daher jenes Schiller'sche Wort:

's ist ein Wallon, Reijst vor den!
Von des Pappenheim's Kürassieren.
Dieß Regiment hat was voraus,
Es war immer voran in jedem Strauß,
Darf auch seine eig'ne Justiz ausüben,
Und der Friedländer thut's besonders lieben.



Schloß Montaigne an der Maas.

Die Frauen sind nur selten hübsch, aber wohlgestaltet, mit lebendigen und feurigen Augen. Die Sprache ist eine Art französisch mit eigenthümlich hohlem Klang, und hat sich nie über die Bauernsprache erhoben, die nur auszudrücken im Stande, was der einfache Mann denkt und fühlt. Wir haben bereits im Vorhergehenden die natürliche Beschaffenheit der Landschaft als eine Abwechslung von Unfruchtbarkeit und üppiger Anmuth bezeichnet. Folgen wir dem Weg

68.

durch das Westertal nach Belgien, so führt uns dieser zuerst längs dem Flusse durch üppige Gegenden; wir sehen überall prächtiges Vieh und kleine Gruppen von hübschen Häusern, die von herrlichen Obstbäumen umgeben sind, denn von je war das Wallonenland ein wahres Obstdland. Plötzlich scheint sich der Strom zwischen ruinengekrönten Felsen, wie jenes Adlernest — Montaigne — das sich zwischen Namur und Dinant auf steilem Tuffelsen erhebt, verbergen zu

22

wollen; er schäumt und braust, hohe dunkle Wälder und braune Fäiden wechseln auf den Bergrücken mit einander ab, endlich öffnet sich vor unserem Blicke eine unendliche Wildniß, wo die Natur wie ausgestorben scheint, und nur einzelne Hütten von Menschenleben sind der tiefsten Armuth Zeugen. Wir schlagen einen Seitenweg ein, und Alles ist wie verwandelt: dort zeigen sich ganze Reihen von Schmelzöfen, überall hört man den Hammer Schlag und das Klappern des Wasserrades, überall gewahrt das Auge die Zeugen menschlicher Thätigkeit. Außerordentlicher Fleiß ist vor Allem das Kennzeichen des Wallonen wie des Flämänders, nur mit dem Unterschiede, daß jene oft auswandern, um Arbeit zu suchen, diese am liebsten in der Heimat bleiben. Im Uebrigen spiegelt sich die wallonische Geistesrichtung und Lebens-thätigkeit am deutlichsten in der berühmten alten, gewerbfleißigen Stadt Lüttich; aber sie bekam doch erst durch die Verbindung mit Frankreich ihre Bedeutung. Nach dem Frieden erhielt sie sich in ihrem Ansehen, als man sich darauf legte, Prachtwaffen zu verfertigen, und sie soll in unsern Tagen so bedeutend sein wie nie zuvor. Es sind die unerschöpflichen unterirdischen Schätze, welche von alten Zeiten her dem wallonischen Fleiß seine eigenthümliche Richtung gegeben. Die Bergwände des Maasthales sind wie ausgehöhlt von Stollen, und läßt man das Auge längs den Buchten des Flusses hingleiten, so sieht man am Ende des Thales die ansehnliche alte Schmiedestadt mit ihren vielen Thürmen, ihren mächtigen Bauten, ihren Tausenden von hohen Schornsteinen in ungeheure Rauchwolken eingehüllt; es ist selbst eine Vergewaltigung, Kohlen und Eisen in ungeheurer Menge füllen Alles an, und die Grubengänge ziehen sich unter der Stadt hin, ja sogar unter der Maas selbst. Die Stadt überhaupt hat ein dunkles, werelttägiges Aussehen, die Straßen sind eng und krumm, die Häuser von Steinkohlendampf geschwärzt, denn nirgends sieht man die wallonische Emsigkeit wie hier. Peinlich aber fällt uns in die Augen, wie das Weib zur härtesten Arbeit verdammt ist, und mit Recht nennt man Lüttich „des Weibes Hölle“. In wenigen Städten findet man eine Bettelei wie hier, überhaupt eine solche Mischung von Armuth und Reichtum. Nichtsdestoweniger ist die lütticher Fabrikthätigkeit in Wahrheit großartig, und in der Nähe der Stadt ist das alte Schloß Seraing zu einer ungeheuren Maschinenfabrik umgewandelt, die 3000 Arbeiter beschäftigt. Die Waffenfabrikation geht bis in die Zeiten der Kreuzzüge zurück, und stimmt mit der Neigung dieses Volkstammes zu Kriegeleben und Waffenhandwerk, dessen böses Blut, die nicht zu bändigende wallonische Festigkeit, wie in Gent der harte, unbeugsame Starrsinn des Flämänders Karl von Burgund so manchen Verdrüß bereitete. Fleiß und Genügsamkeit der Arbeiter, Hand in Hand mit dem Reichtum des Bodens, haben dem Wallonenlande dieses Ansehen als tüchtigstes Erwerbsland erhalten.

Die Erziehung für die Familie.

Von
C. L. Frank.

Ein gutes Buch braucht nicht groß zu sein, das ist uns wieder recht klar geworden an der kleinen Schrift: „Blicke und Winke in die Kinderstube“ von dem obengenannten Verfasser (Nordhausen, Büchling), die wir allen Müttern, denen nun doch einmal unsere Erziehung anheimgegeben ist, dringend an's Herz legen. Wir entnehmen dem Büchlein ein kleines Blatt, das „Die Erziehung für die Familie“ überschrieben ist und einen Blick in das Ganze geben mag.

Das Wesen einer sorgfältigen Erziehung läßt sich verschiedentlich auffassen. Voran steht die Ueberzeugung, daß Laienen oder Lieblings-theorien nicht zur Geltung kommen dürfen, weil daraus kein richtiger Grundsatz entspringt. Anders klingt es schon, wenn wir sagen: Bei jedem Kinde sind

zu entwickeln die natürlichen guten Anlagen, also das Individuum ist nach seiner Individualität zu behandeln.

Es würde nun den Umfang dieser Blätter weit überschreiten, die verschiedenen Kindercharaktere einer Beschäftigung zu unterwerfen und darnach Prinzipien aufzustellen. Deshalb erwähnen wir nur diejenigen Beziehungen, die einer jeden Erziehung Objekt sein sollen. Zuerst die Familie.

Als Mitglied derselben lernt sich ein Kind sehr frühe kennen, — leider sogar oft als Mittelpunkt bei überzärtlichen Eltern. Nicht minder sieht das Kind nach einem bon sens, was zur Freude, zum Frieden, zum Glück der Familie beiträgt, und es ist ebenso leicht wie nothwendig, das Kind mit den Pflichten gegen die Familie vertraut zu machen und auf deren Erfüllung den größten Werth zu legen. Wir nennen hier nur: Verträglichkeit, Gefälligkeit, Aufopferung, Geduld, Offenheit, Geselligkeit. Die Summa der häuslichen Tugenden gibt den schönen Familiensinn. Diesem erscheint die Familie als eine kleine, in sich zufriedene, durch Gegenseitigkeit beglückte Menschheit, gleiche Freude genießend, gleichen Schmerz tragend, zu gleichen Ansprüchen berechtigt. Dem Kinde erwächst dadurch das erste Bewußtsein einer festen Stellung, in der es sich behaupten kann. Soll der Familiensinn geweckt werden durch gemeinschaftliche Theilnahme an guten und bösen Tagen des Hauses, so geht es nicht ab ohne Gedächtnißfeier bei der Wiederkehr von Geburts-, Tauf-, Gedenk-, Errettungs-, Todestagen u. dgl. Je öfter die Wiederkehr und das gemeinschaftliche Eingedenken, desto festere Begründung des Familiensinnes. Ebenso werden wir sagen: Je zahlreicher die Hausgenossenschaft, desto besser. Großeltern, Tanten, Vettern, treue Diener und Dienerrinnen, selbst der alte Pudel, der einst den Dieb verschreckte und am Weihnachtstage „zur Belohnung eine Bratwurst bekam“, müssen und können eine Hauptrolle spielen, um an die Familie zu fesseln. Sogar todt Dinge, werthvolle Gegenstände, die den Eltern als Reminiscenzen heilig, werden es wieder für Kinder und wirken ihr gutes Theil mit. Wenn sollten nicht noch in reiferen Jahren bei dem Rückblick in die Kindheit einzelne heiligende und fesselnde Momente vor die Seele treten?

Freilich nur dann, wenn eine gewisse Gleichmäßigkeit und Stereotypie im Elternhause eingeführt waren. Diese mögen nicht verwechselt werden mit dem ermüdenden häuslichen Schlenbrian, sondern nur als Gegensatz gelten zu dem regellosen, rauschenden Treiben in manchen Familientreifen, wobei Kinder vor der Zeit so unkindlich coulant werden, daß kein schlichter, lieber Eindruck bei ihnen haftet.

Die Hauptfermente zur Hebung des Familiensinnes bleiben: der Mutter echte Weiblichkeit mit unermüdlichem, stillem Walten und Wirken, und des Vaters ernste, würdevolle Männlichkeit, welche beide dem Hause einen imponirenden Zuschnitt geben, bei Kindern aber bewirken, daß diese immer wissen, woran sie sind. Sie lernen die Eltern kennen und lernen von ihnen. Es wird Niemand in Abrede stellen, daß der Familiensinn eine pädagogische Macht wird, ganz heimlich befruchtend wie Morgen- und Abendthau, und stets fröhliche Herzen sammelnd um des Hauses stillen Herd. Eltern haben dann leichte Arbeit, sie brauchen nur dann und wann eingzugreifen in die Speichen der Triebräder.

Die Hand des Schicksals.

(Schluß.)

Dreizehntes Kapitel.

Es entstand eine schreckliche Pause. Clayton stand vor seinem Opfer, allein von dem Gedanken befeelt, wie er seine Genossen um ihren Antheil an der Beute betrügen könnte. Mr. Rivers stützte sich noch immer auf den Arm seiner

Tochter und sah mit schönen Bliden um sich. Marson und der Offizier lauschten unten mit angehaltenem Athem. „Ergeben Sie sich,“ sagte Clayton endlich. „Die Flucht wäre unnütz, denn kein Boot trägt Sie über den Jordan. Die Regierung ist Ihnen auf der Spur und Sie sind ihr Gefangener.“ — „Sie werden sich nicht ergeben!“ rief Leona, „geben Sie mir eines von Ihren Pistolen und ich werde Sie bis zum letzten Blutstropfen verteidigen. Morde mich zuerst, ehe Du ihm ein Haar krümmst,“ setzte sie zu Clayton gewandt hinzu, indem sie sich vor Mr. Rivers stellte. Clayton wagte es nicht, ihr auch nur mit Worten zu drohen, denn er kannte ihre Entschlossenheit; aber es suchte ihm in den Fingern, sie niederzuschleichen. — „Was treibt ihr denn so lange?“ rief's von unten. — „Sie sehen,“ sagte Clayton, „daß Flucht vergeblich wäre. Ich werde mich niederlassen, bis Sie sich eines Bessern besinnen,“ und er sah sich nach einem Stuhl um. Aber im nächsten Augenblicke hatte ihm der Kaufmann einen Schlag auf den Kopf versetzt, daß er zu Boden taumelte, und stürzte nun die Treppe hinab gerade in dem Momente, als die beiden Konsöderirten heraufkamen, so daß sie unwillkürlich an einander prallen mußten. Aber der Hinabfallende war natürlich im Vortheil, und beide Entgegenkommenden stürzten einen Augenblick bewußtlos zu Boden. „Haltet ihn, haltet ihn!“ rief Clayton, als er aus seiner Betäubung erwachte, aber die Warnung kam zu spät: der Kaufmann war frei. — „Auf, ihm nach, hier ist kein Augenblick zu verlieren!“ rief der Offizier, und gesagt war auch schon gethan.

Clayton nahm anfangs an der Verfolgung Theil, aber nur zum Scheine. Denn es mußte ihm Alles daran gelegen sein, seine Beute allein zu überfallen, da er sonst hätte mit seinen beiden Genossen theilen müssen, und wirklich hatte er auch gleich anfangs bei einem dichten Gestrüpp, das in ein lichter Gehölz führte, einen rothen Seidenfetzen hängen sehen, der dem Halstuche des Kaufmanns angehörte, denn ein solches war ihm bei seiner ersten Begegnung mit demselben so gleich in's Auge gefallen. Diesen Weg hatte der Kaufmann also genommen, einen Weg, den er auf's Genaueste kannte, und auf dem ihm der Verfolger nicht entgegen konnte, da er auf einen Felsen führte, der von allen Seiten so dicht umwachsen war, daß nur der Rückweg sicher schien. Nachdem er eine Zeit lang mit seinen Genossen fortgelaufen, verlangsamte er seine Schritte und blieb endlich ganz zurück. Sobald sie aber aus seinen Augen waren, schlich er den Weg nach jenem Gebüsch hin, und nach Verfluß einer athemlos durchlaufenen Stunde, die von lauter Mordplänen durchkreuzt war, sah er in einiger Entfernung vor sich etwas liegen: es schien ein Mann, der ermüdet niedergefunken war. Er schritt leise näher und näher, und erkannte trotz der Dunkelheit, daß dieser plötzlich bei dem Geräusch aufsprang, um sich zur Wehre zu setzen. Aber im selben Augenblicke hatte ihm Clayton mit einem eisernen Hammer einen Schlag auf den Kopf versetzt, daß er wieder zurücksank. Clayton führte noch mehrere Schläge, und da sich der Ueberfallene nicht mehr wehrte, auch keinen Laut von sich gab, so hielt er ihn für todt, und schleppte nun die Leiche an eine Stelle, wo das Mondlicht zwischen den Bäumen hereinsiel. „Ja, er ist todt!“ murmelte er vor sich hin, indem er in das blutende Antlitz und das gebrochene Auge sah, „und nun das Geld!“ Er riß dem Kaufmann Rock und Weste auf, durchsuchte ihn bis auf die Haut, und stieß endlich einen Schrei aus, als wenn ein Wolf heulte. Das Geld war nicht da. Der Wind, der durch die Bäume strich, schien sein Geheul zu wiederholen, während die Aeste die kalten Finger nach dem Morde ausstreckten. Noch einmal durchsuchte er die Kleider des Fremden, die er förmlich in Stücke riß. „Nicht einen Dollar, nicht einen Cent!“ rief er, sich die Haare zerrauend. „Ich werde noch wahnsinnig!“ In wilder Hast stürmte er davon, wie vom bösen Feinde verfolgt, und als sähe er überall das weiße Gesicht, das ihn so gräßlich angestarrt, als er ihn berauben wollte.

Vierzehntes Kapitel.

Als sich der Offizier von seinen beiden Verbündeten trennte, und Clayton seinen eigenen Weg eingeschlagen, ging Marson nicht nach der entgegengesetzten Richtung, wie ausgemacht war, sondern nach dem Ufer hinab. Clayton ist fort und mich vermuthet man auch ganz anderswo: wann wäre also eine günstigere Gelegenheit?“ sagte er sich unterwegs. „Leona allein, wer will meine Pläne kreuzen?“ Er fand ein kleines Boot seiner harren und ruderte nach der Schaluppe, wo er seine beiden Sklavinnen kauend fand, die sich trotz des Sommers an einer Feuerpfanne wärmten. „Ist Alles bereit zur Aufnahme der Dame?“ fragte er barsch. — „Ja, Massa.“ — „Gut, sie wird bald hier sein.“ Als sich Marson von der Wahrheit ihrer Aussage überzeugt, fuhr er wieder nach dem Lande und begab sich raschen Schrittes nach Clayton's Hause, das er offen stehend fand. Er schlich durch die Küche, nach dem obern Gange, und tastete sich an den Wänden fort, bis ihm plötzlich ein Licht entgegenblitzte. Es war Leona, welche in der Meinung, Rivers lehre zurück, die Thüre öffnete; aber im selben Momente umfaßten sie auch schon zwei kräftige Arme, und zwei grinsende Blide starrten ihr in's Gesicht. Sie wehrte sich natürlich mit allen Kräften, aber vergeblich. „Was wollt Ihr hier, Marson?“ fragte sie zornig und stolz. — „Was ich bereits in Händen habe, Euch. Euer Vater hat mich eingeladen, heute Abend Euer Jawort zu holen. Das nehme ich mir nun und Euch mit. Denn Clayton ist nicht zu Hause. Laßt also alles weitere Rufen und Ringen. Es hört Euch doch Niemand. Ich kann Euch so glücklich machen, als Euer Vanteespion; ich bin so hübsch und reicher als er.“ — „Zurück, sage ich, wagt es nicht. Oder fürchtet seinen Zorn.“ — „Was kümmert mich der. Er schläft den Schlaf des Gerechten in der Tiefe der Ruht — also laßt ihn in Ruhe.“ — „Das ist nicht wahr!“ rief Leona und erbläste vor Zorn und Schmerz. — „Es ist wahr, denn ich sah's!“ Im selben Momente aber riß sie sich mit einer furchtbaren Anstrengung aus seinen Krallen los und hatte das Pistol ergriffen, das noch immer auf ihrem Tische lag. Marson's Augen rollten. — „So lang habe ich Euch angehört, fort oder ich schieße!“ — Marson stürzte auf sie zu, sie brühte, aber das Pistol versagte, und ehe sie zum zweiten Mal den Hahn spannen konnte, hatte Marson sie wieder gepackt. „Nun brauch't keine Gnade mehr!“ rief er und riß sie fort. — „Gnade, Gnade!“ — „Ihr könnt eben so gut einen Stein anrufen! Ihr hättet mich ruhig niedergeschossen, nun seid Ihr in meiner Gewalt. Schreit Ihr, so schnür' ich Euch den Hals zu, wehrt Ihr Euch, so binde ich Euch die Hände zusammen. Oft habe ich mir gewünscht, mit Euch nach dem Ufer hinab im Mondlicht zu wandeln, nun kann ich's endlich — also auf!“ — Leona sah, als sie willenlos die Treppen hinab ging und vor das Haus trat, daß keine Seele weit und breit sich zeigte; sie ergab sich darum in ihr Schicksal. — „Nimm Abschied, mein Engel, wir verlassen diese Küste für immer.“ Sie konnte nicht antworten, er aber zerrte sie ungestüm fort, bis sie endlich am Ufer angelangt waren. Im nächsten Augenblick befand sie sich auch schon an Bord der Schaluppe, mehr todt als lebendig, und als sie noch einmal die Augen aufschlug, fielen ihre Blicke auf ein Segel in der Ferne, und Viktor's Name stieg mit einem Seufzer aus ihrer Brust.

Fünfzehntes Kapitel.

Zu gleicher Zeit, während dieß geschah, stürmte Clayton, ein zweiter Rain, fort von dem Orte seiner verbrecherischen That, und eilte nach Hause. Als er endlich dort in Schweiß gebadet anlangte, schlich er wie ein Dieb, sich vor dem Krachen seiner Schritte auf den Dielen fürchtend, durch die Vorhalle und trat in die Küche. Alles war still. Er schloß die Thüren und Läden, als ob er jeden Nichtstrahl, der herein-

drang, fürchtete und meinte, noch nie habe, was er thue, solchen Lärm gemacht. Endlich blieb er am Kamine stehen und horchte. Alles war still, aber noch immer klang ihm der Ton der Gule in den Ohren. Er suchte sich durch einen Trunk starken Brandys Muth zu machen oder zu betäuben, aber immer wieder grollte es aus seiner Kehle hervor: „Abermal's Mörder! Und um welchen Preis?“ Die geistigen Getränke ertödteten weder seine Furcht, noch erheiterten sie seinen Sinn. Er setzte sich an's Fenster, dann trat er wieder vor die Thüre oder starrte in die Finsterniß. Seine Ruhe war hin. Zuletzt zog er sich die Schuhe aus, um das Krachen auf dem Sande nicht mehr zu hören: der leiseste Laut jagte ihm Furcht ein. „Seltsam,“ sagte er, indem er sich in dem Armstuhl niederließ, „was ist aus dem Gelbe geworden? Der Offizier der Konföderirten kann sich unmöglich getäuscht haben, er kann nicht ohne Geld gewesen sein. Was ist daraus geworden? Wo kann er es verborgen haben?“ Er schritt wieder ungeduldig auf und nieder, und schlug sich zu wiederholten Malen vor die Stirne. Plötzlich blieb er stehen und rief: „Nennt er sich nicht Rivers? kam er nicht von New-Orleans, und war er nicht dort viele Jahre Kaufmann, und sagte er nicht, er habe weder Frau noch Kind? Alles trifft zusammen. Er muß Leona's eigener Vater sein, denn das stimmt genau. Er ist ihr von der Verletzung geknallt? wie leicht kann sie dieß Alles verrathen haben? Darum fand ich sie in solchem Zwiegespräch! Ja, jetzt liegt Alles sonnenklar vor mir. Der Ring, den er hielt! Ich muß Gewißheit haben.“ Und mit diesen Worten stürzte er nach Leona's Zimmer, aber es war leer. „Ja, ich bin hintergangen!“ rief er, „bin um das Geld betrogen. Thor, der ich war!“ Er schlug sich zornig auf die Brust und rief: „Wo ist sie? Ich muß sie finden! Ich muß sie haben, zwischen meinen Händen, die mich betrog um all' mein Glück!“ In ungezügelter Hast stürzte er den Whisky hinunter, den er auf dem Tische stehend fand, und eilte über die Treppe und fort durch die Nacht, über Stock und Stein.

Sechzehntes Kapitel.

Lieutenant Thorne durchstreifte den Wald mit seinen Leuten, denn es war diesen wieder während seiner Abwesenheit jene geheimnißvolle Gestalt begegnet, die sie schon einmal gesehen und die seine Retterin geworden war. In seinem Innern zweifelte er keinen Augenblick, daß es seine eigene Mutter, da alle Umstände ihres Verschwindens und ihrer Erscheinung damit zusammentrafen. Aber er sagte seinen Leuten nichts von seinen Vermuthungen, sondern befahl ihnen nur, den Wald nach allen Seiten zu durchstreifen, und die Frau, wenn sie sie fänden, auf's Schonendste zu behandeln und zu ihm zu bringen. Sie schlugen verschiedene Richtungen ein, und der Offizier nahm seinen Weg nach dem dichtesten Theile des Waldes.

Lange war er in tiefem Sinnen dahin geschlendert, von dem Gedanken an sein treues Lieb begleitet, als er plötzlich ein leises Athmen hörte, und als er näher kam, an eine menschliche Gestalt mit dem Fuße stieß. „Wer da?“ fragte der Lieutenant, indem er sich zu dem am Boden Liegenden niederbeugte. „Seid Ihr verwundet?“ — „O gebt mir den Todesstoß und macht meinem jammervollen Zustand ein Ende.“ — „Aber mein lieber Mann,“ sagte Thorne, indem er nach dem Arm und Halse suchte, „diese Art zu tödten ist nicht meine Sache.“ — „Sind Sie kein Rebelle?“ fragte die Stimme aufathmend. — „Nein, nein!“ — „Dann sei Gott gedankt,“ seufzte der Unglückliche mit schwacher Stimme. „Ihr seid nicht mein Mörder, sondern ein braver Mann, der mir helfen will.“ — „Ja, so weit meine Kraft reicht.“ — „So gebt mir Euren Arm und helft mir bis zu der Stelle, wo der Mond scheint.“ Thorne unterstützte den Leidenden und sah in ein blaßes, von Blut überzogenes Antlitz. Er kannte ihn nicht — aber wie unsere Leser bereits errathen — es war Mr. Rivers. Er hatte eine schwere Wunde, aus der

das Blut in Strömen geflossen sein mußte; aber es war doch auch nichts zu entdecken, was darauf hindeutete, daß sie lebensgefährlich gewesen wäre. Der Lieutenant holte Wasser und verband die Wunde, nachdem er sie ausgewaschen. Und als der Fremde sich etwas erholt, begann er seine Geschichte zu erzählen, die den Offizier nicht wenig interessirte, da er die Namen Clayton und Leona darin verwoben sah. Viktor gab sich als den Offizier zu erkennen, von dem ihm Leona gesprochen. Er theilte die Ansicht des Kaufmanns, die sich im Verlaufe des Gesprächs kund gab, daß Leona nicht Clayton's Tochter sei. „Nein, nein,“ schloß Rivers, „mir sagt es meine innere Stimme, daß ich meine verloren geglaubte Tochter wieder gefunden. Darum lassen Sie uns zu ihr gehen. Aber horch, was ich hörte ein Rascheln in den Gebüsch, vielleicht kommen die Schurken wieder.“ Doch im selben Momente war wieder Alles still. Wirklich war Clayton gerade in diesem Augenblicke an die Stelle gekommen, um sein Opfer zu begraben. Aber der Anblick des Offiziers schreckte ihn zurück. Er schlich sich hinter einem Felsen, von wo er Alles sehen und hören konnte, was vorging. Aber die Szene hatte auch noch einen andern Zeugen, obwohl weder Thorne noch Clayton ihn sehen konnten. Es war die fremde Frau, welche der Offizier suchte.

„Es scheint,“ bemerkte Thorne, „dieser Clayton wollte Sie morden, um in den Besitz Ihres Geldes sich zu setzen.“ — „Ja, Sie sehen, wie er mich beinahe entblößt, um zu seiner Beute zu kommen.“ — „Aber wie kam's, daß er das Geld nicht fand?“ — „Ich hatte es nicht mehr bei mir. Im Verlaufe des Tages, während welches ich in jenem Hause verborgen war, kam mir der Gedanke, mein Geld wäre wohl — bis ich ein Boot gefunden — sicherer in dem Hause, als irgendwo sonst; ich verbarg es deshalb in einem Spalt des Bodens unter meinem Bette.“ Clayton lauschte diesen Worten mit gierigem Ohre, und konnte sich kaum vor Freude halten, als er diese Enthüllung vernahm. Die hinter dem Baume verborgene Frau hatte ihn beobachtet und in seinen Blicken gelesen, welche Absicht er schon in seinem Innern mit sich berathschlagte. Sie schlich sich leise fort und war bald im tiefen Walde verschwunden. „Ich bedaure,“ fuhr der Kaufmann fort, „daß ich das kluge Mädchen nicht in's Vertrauen gezogen. Denn mit ihrem Beistande wäre es mir wohl gelungen, das Geld wieder in meine Hände zu bekommen und meine Flucht zu bewerkstelligen.“ — „Ohne Zweifel,“ antwortete Thorne und setzte ihm die Lage der Dinge auseinander. Mr. Rivers sprach ihm seinen Dank aus und erhob sich mit dem Beistand des Offiziers, obwohl er durch den Blutverlust sehr schwach geworden war. „Wo werden wir zuerst hingehen?“ — „Nach dem Hause Clayton's, um uns des Geldes zu versichern. Dann könnten Sie zugleich Leona sehen und hören, wie es mit Ihren Vermuthungen steht. Aber sagen Sie mir, Mr. Rivers, wie es kam, daß Sie nie etwas von dem Schicksal Ihrer Frau und Ihres Kindes erfuhren?“ — „Weil die Küstenbewohner des atlantischen Meeres die Schiffbrüche nicht zur Anzeige bringen sondern sie im Gegentheil zu verheimlichen suchen; so erfuhr ich nie, was aus ihnen geworden.“ — Clayton wartete nicht länger. Mit einem triumphirenden Blicke schlich er leise weg und hatte bald einen großen Vorsprung vor beiden Männern gewonnen.

Siebenzehntes Kapitel.

Das Blochhaus war dunkel und verlassen, als sich die fremde Frau demselben näherte und vorsichtig hineinsah. Sie vernahm keinen Laut im ganzen Hause, durch das sie leise schlich, nachdem sie zuvor in der Küche ein Licht anzündet. Der Ort, wo der Schatz verborgen lag, war bald gefunden. Es war ein Gürtel, in dem sich Papiere und Gold zu befinden schienen. Es war keine Zeit zu verlieren; sie befestigte deshalb den Gürtel um ihre Hüften und schlich auf demselben Wege, den sie gekommen war, wieder aus dem

Hause, wo sie sich hinter dem Fenster verbarg, um hören und sehen zu können, was drinnen vorging. Es dauerte auch nicht lange, so hörte sie Clayton kommen, den es in seiner Unruhe und Hast gar nicht befremdete, daß er ein angezündetes Licht fand. Er eilte mit demselben die Treppen hinauf und begann zu suchen; aber er fand nichts. „Bin ich noch einmal betrogen? Ich kann ihn nicht mißverstanden haben? Nein, es ist nicht möglich. Leona hat den Schatz gehoben und ist damit entflohen.“ Er stürmte im Zimmer auf und nieder und ergoß sich in die heftigsten Betschwörungen. Aber in diesem Augenblicke trat eine hohe Gestalt in das Zimmer: die fremde Erscheinung stand ihm gegentüber. „Ha! Henry Merrifield, Du bist betrogen, betrogen ist der Geizhals um das Geld, um das er einen Wehrlosen zu ermorden gedachte. Glender Spieler und Trunkenbold, was wird aus Dir, wenn Du in die Hände der Gerechtig-

keit fällst. Als ich Dich um Viktor Thorne's willen verwarf, schworst Du mir, Dich an mir zu rächen — und tödtetest ihn! Der Tag der Wiedervergeltung ist nun gekommen! Du sollst Deinen Lohn haben, Deine Tage sind gezählt, mein Sohn Viktor wird mich rächen, er wird Deine Tochter, Deine gestohlene Tochter heirathen — aber Du wirst zu Grunde gehen.“ Ehe er aussah, war die fremde Erscheinung verschwunden; aber er war nicht gebeugt, sondern schrie wild auf: „Ich muß das Geld haben, was kümmere ich mich um Deine Drohungen! Ehe Dein Sohn kommt, bin ich bei unsern Bundesgenossen, die ihm den Strick um den Hals werfen werden.“ Und fort stürmte der alte Mann in die Nacht hinaus, nachdem er sich auf ein Pferd geworfen. Keine Stunde war vergangen, so war auch wirklich Clayton mit berittener Mannschaft von den Rebellen nebst einem Offiziere zurück, und das Haus umstellt.



Der letzte Augenblick.

Achtzehntes Kapitel.

Während Clayton in's feindliche Lager eilte, um Viktor in die Hände der Rebellen zu liefern, war dieser mit Thorne vor dem Hause angelangt. Alles war finster und still. „Der Alte scheint zu Bette oder fort,“ meinte Viktor, „also lassen Sie uns rasch an's Werk gehen.“ Sie treten in das Haus, das Clayton zu schließen versäumt, und stoßen zum Glück an die Lampe, die am Boden lag. Rasch war Licht gemacht, und so stiegen die beiden Männer die Treppe hinauf, wo sie bald in dem Zimmer standen, das den gesuchten Schatz bergen sollte. „Wir haben keine Zeit zu verlieren, lassen Sie uns rasch zu Werke gehen,“ sagte Viktor und half Mr. Rivers suchen. Aber der Schatz war fort, wie unsere Leser wissen. — „Fort! fort! Alles, was ich besaß!“ rief Rivers und sank in einen Stuhl. — „Es kann nicht möglich sein!“

rief Thorne, indem er unter das Bett leuchtete. Aber er sah wirklich die leere Stelle, wo der Gürtel gelegen hatte. „Vielleicht weiß Leona etwas davon,“ warf Thorne hin. „Wenn wir sie sprechen können, so muß sich Alles aufklären.“ — „Das nächste Zimmer ist das ihre, wir wollen anpochen.“ Sie wandten ihre Schritte dahin und klopfen leise an. Keine Antwort. Sie klopfen wieder und lauschten, nichts rührte sich. „Sollte der Schurke ihr ein Leid angethan haben?“ warf Mr. Rivers ein. Der Offizier wurde blaß. „Das müssen wir augenblicklich ergründen.“ Sie pochten heftiger und traten endlich ein. Das Zimmer war leer. Der Mondschein fiel hell herein. Sie gingen wieder nach der Küche hinab und Thorne löschte das Licht aus. In demselben Augenblicke aber, als sie das Haus verlassen wollten, hörten sie ein schrilles Geschrei, und Rivers und der Offizier sahen sich von gewaltigen Fäusten ergriffen. Sie wurden gebun-

den, ehe sie wußten, daß sie in Feindeshand gefallen waren. Clapton jubelte und rief Rivers zu: „So jetzt seid Ihr sicher in den Händen der Konföderierten und braucht nicht um Eure Tochter bange zu haben. Ich werde für sie sorgen. Gute Nacht.“ Noch richtete er an den Offizier, der gebunden am Boden lag, einige rohe Verwünschungen, eilte fort nach dem Ufer und nach der Schaluppe, indem er sich vornahm, zur rechten Zeit wieder zur Entwicklung des Dramas zur Hand zu sein. Man untersuchte die Kleider Thorne's genau, fand aber nichts. Ein Offizier trat nun zu Governor Lecher heran und fragte: „Was beabsichtigen Euer Excellenz mit den Gefangenen zu thun?“ — „Sie können den Kaufmann nach Richmond nehmen, wo er ohne Zweifel gehangen wird, aber diesen jungen Spionen wollen wir sogleich erschießen.“ Der Offizier gab seine Befriedigung nicht unzweideutig zu verstehen und trat zurück. „Junger Mann,“ sagte der Governor, an Thorne sich wendend, „Sie sollen sogleich erschossen werden, bereiten Sie sich auf den Tod vor.“ Er gab dann den Befehl, die Vorbereitungen zu treffen. Zwei Soldaten wurden beordert, ein Grab zu graben, und der Befehl gegeben zu laßen. „Ich gebe Ihnen fünf Minuten Zeit, um mit der Erde abzuschließen,“ sagte der Governor; „ich zähle.“ Damit nahm er seine Uhr heraus. Thorne wurde gebunden an den Rand seines Grabes gestellt. Er zitterte nicht, denn er hatte dem Tod so oft in's Auge geschaut, und ließ sich deshalb auch nicht die Augen verbinden. Seine Gedanken weilten ferne bei der Geliebten, bei der Mutter; aber er raffte sich auf, er starb ja den echten Soldatentod, starb für sein Vaterland. Drei zählte der Governor. Thorne richtete seine Gedanken zum Himmel. Bei dem Worte vier knieten die Hähne, und jedes Ohr erwartete den Befehl zum Schuß.

Neunzehntes Kapitel.

Leona war in Marson's Armen zusammengebrochen und ohnmächtig geworden, als sie die Kajüte erreicht hatten. Aber er wagte nicht mal einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken: es war ihm, als bände ihm ihre Hilflosigkeit alle Sinne, und nachdem er sie auf ein Bett niedergelegt, eilte er nach dem Verdecke, wo Madame Phillis eben mit der Vertilgung ihres Mahles beschäftigt war. So ungerne sie von dieser Lieblingsbeschäftigung sich losriß, wußte ihr doch der Herr die Sache durch Büsse so dringlich vorzustellen, daß sie nicht länger zögerte und ihm folgte. Wirklich gelang es auch Phillis, Leona wieder zum Bewußtsein zurückzubringen. „O rette mich! rette mich!“ rief Leona, und Phillis riß die Augen nicht wenig auf, als sie hörte, daß Jemand glauben konnte, es stehe irgend etwas in ihrer Macht. Marson ließ sie auch nicht zu dem Glauben kommen, sondern hieß sie hinausgehen. Marson betrachtete eine Zeit lang Leona, welche noch immer auf dem Ruhebett lag, und zündete dann die Kajütenlampe an, worauf er sich an sie wandte und sagte: „Ich werde Sie jetzt auf eine Stunde verlassen, um den Mann mit dem Gelde aufzusuchen und mich desselben zu bemächtigen. Ich rathe Ihnen, sich ruhig zu verhalten, während ich fort bin, da ich strenge Wache halten lassen werde. Meine Leute haben Befehl, Sie bei dem geringsten Lärm niederzuschießen.“ Mit diesen Worten verließ er die Kajüte, schloß die Thüre hinter sich, gab seinen Leuten einige Verhaltensmaßregeln und trat dann in das Boot, das ihn an das Ufer brachte. Leona raffte sich auf und sah zu den kleinen Fenstern in der Kajütenhülle hinaus. Als sie aber draußen einen großen Burschen auf- und niederstreichenden sah und über die Wasserfläche hinschaute, die sie von dem Ufer trennte, da brach ihr das Herz und sie warf sich weinend auf den teppichbelegten Boden der Kajüte. „O Viktor, Viktor!“ seufzte sie. „Rette mich, rette mich — es ist nicht möglich, daß Du todt bist.“ Lange Zeit flossen ihre Thränen wie Regenschauer, bis sie in tiefes Schweigen versank und stumpfen Schmerzes vor sich hinblickte. Endlich aber raffte sie doch

all' ihre Energie zusammen, und voll fester Entschlossenheit rief sie: „Nein, er soll mich nicht haben. Ich will mich lieber in der Schaluppe lebendig verbrennen. Einen Augenblick sah sie in die ruhige Flamme der Lampe und schien entschlossen, ihren Plan auszuführen. Sie suchte auch wirklich nach Mitteln, die zu Stande zu bringen, und begab sich zu dem Ende in die Nebentajüte, wo sie nach Holz suchte, als sie plötzlich bemerkte, daß einer von den Riegeln sich bewegte, und während sie noch ganz bestürzt darauf hinblickte, hörte sie eine Stimme, welche flüsterte: „Et! Seid Ihr die Gefangene, welche hier an Bord gebracht wurde?“ — „Ja, ja,“ antwortete Leona mit einem Ausleuchten von Hoffnung. — „Gut!“ versetzte die Stimme, „seht her!“ Als die Augen sich mehr und mehr an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah sie ein Gesicht, das durch eine Oeffnung trat, welche in die Scheidewand gemacht war. Das Gesicht machte einen ungemein gutmüthigen Eindruck, obwohl ein dichter Bart es umgab und ungekämmtes Haar darüber hereinfiel. — „Wir sind ebenfalls Gefangene, wie Ihr, aber wir werden es nicht lange mehr sein, und auch Euch soll geholfen werden.“ — „Was seid ihr? nach eurer Uniform Unionisten.“ — „Ja, zwei von Lieutenant Thorne's Leuten.“ Leona stieß einen Freudenschrei aus. — „Dann sind wir die besten Freunde von der Welt; wißt ihr, wo Lieutenant Thorne ist?“ — „Nein, nicht genau. Aber er kann nicht weit sein. Hört, was ist das?“ — Sie horchten. „Ich glaube, ich höre Jemand unsere Namen rufen. Da, schon wieder, ganz dicht neben uns.“ Aber im nächsten Moment war der Ton verstummt. „Glaubt ihr, daß er gerettet ist?“ — „O, er sank zwar im ersten Moment, aber es war wohl nur zum Schein, denn er ist ein Schwimmer so gut wie ein Wallfisch.“ — „Wer ist der dritte hinter euch, der dritte Mann?“ fragte sie, einigermaßen durch die Auskunft beruhigt. — „Das ist unsere Wache, ein tapferer aber unglücklicher Rebelle, den wir gebunden. Er sollte uns bewachen, aber wir haben ihn so plötzlich überfallen, daß er nicht mal um Hilfe rufen konnte.“ — „Ist die Flucht wirklich möglich?“ — „Ich glaube, wir haben eben auf das Verdeck hinaus gesehen. Die Bursche müssen sich in Whisky übernommen haben und sind nun alle betrunken: sie liegen wie die Ratten auf dem Deck, wir brauchen nur ein Boot; aber Harry und ich können Euch auch ohne das an's Ufer bringen, nur werdet Ihr etwas naß dabei werden. Hört, was ist das?“ — Man vernahm Tritte auf dem Deck: Marson war zurückgekehrt. „Er muß es sein!“ rief Leona bestürzt, „ich will nachsehen.“ Sie schloß rasch die Thüre hinter sich, und im nächsten Augenblicke stand Marson vor ihr, der nicht in der besten Stimmung zu sein schien. „Ich kann ihn nicht finden,“ sagte er zornig, „und werde deshalb, sobald es der Wind gestattet, auch ohne das Geld fortsegeln. Inzwischen mögt Ihr mir die Zeit vertreiben.“ Er wollte sich Leona nähern, aber diese stieß ihn zurück und sah ihm trotzig in's Auge. „Halt, nicht näher; ich bin nicht ganz verlassen und ohne Hilfe.“ — „Doch seid Ihr das, ich kann mit Euch beginnen, was mir beliebt.“ Abermals wollte er sich ihr nähern und hatte bereits den Arm nach ihr ausgestreckt, als sie mit einer geschickten Wendung ihm auswich, in die Nebentajüte ent schlüpfte und die Thüre hinter sich zuschloß. — „Was soll das?“ rief er, mit der Kraft eines Riesen an der Thüre rüttelnd. Aber sie gab nicht nach. Er rüttelte und rüttelte, aber es half Alles nichts. „Gut!“ rief er endlich, „gut, so mögt Ihr in Eurem Gefängniß verschmachten.“ Er schien sich von der Thüre zu entfernen. Ringsum herrschte die tiefste Dunkelheit. Sie stand blaß und zitternd da und hielt noch immer die Thürklinke fest. „Rettet mich, Freund!“ rief sie endlich. „Marson hat mich eingesperrt.“ In demselben Augenblicke drang ein seltsamer Ton an ihre Ohren: das Schiff rollte seitwärts, während Wasser durch die Oeffnung drang, durch welche Gibson hineingesehen, und sie bespritzte. „Was soll das Geräusch bedeuten?“ rief sie in voller Verwirrung. „Sinkt das Schiff?“ Sie hörte Stimmen, welche riefen: „Rasch, rasch! die Schaluppe ist am

Unterfinken.“ Sie glaubte Gibson's Stimme zu erkennen, aber im selben Augenblicke vernahm sie auch das wimmernde Geheul Marson's. Der Schlüssel der Kajüte, den er auf den Tisch gelegt, war bei der Bewegung des Schiffs herabgefallen, die Lampe erloschen. Er war eingeschlossen.

Zwanzigstes Kapitel.

Kurze Zeit lag Leona am Boden des Salons der Schaluppe, sie schien von dem seltsamen Geräusche wie betäubt. Es wurde stärker und stärker, und sie sank seufzend zurück, in dem festen Glauben, daß nun ihr letztes Stündlein geschlagen habe. „Wo sind Sie, Miß?“ hörte sie plötzlich Gibson fragen, der seinen Kopf in die Oeffnung steckte. „Geben Sie mir Ihre Hand. Die Schaluppe sinkt.“ Leona that wie ihr befohlen, und schlüpfte mit großer Anstrengung und nicht ohne bedeutende Verletzungen durch die Oeffnung. Das Wasser stand bereits mehrere Fuß tief in dem Gemach und stürzte zu allen Rissen herein. „Seien Sie ohne Sorgen, Miß,“ sagte Gibson in dem freundlichsten Tone, „wir werden Sie retten. Erlauben Sie.“ Damit nahm sie der starke Mann wie ein Kind auf die Arme und eilte mit ihr nach der Kajütentreppe. Nicht ohne Mühe gelangten sie auf das Verdeck und in das Boot, das Vord an Vord lag, und sogleich unter den kräftigen Ruderschlägen der beiden Männer abstieß.

Als Marson sah, daß sein Opfer die Thüre nicht öffnete, kannte seine Wuth keine Grenzen. Unter den fürchterlichsten Flüchen suchte er nach einem schweren Gegenstand, um damit die Thüre einzuschlagen. Aber er fand nichts und stemmte sich deshalb wieder selbst gegen die Thüre, und diesmal gab sie seinem Drucke nach und er stürzte in die schwellende Flut. Als er sich auferrafft, rief er: „O Himmel, wie glücklich! Wo ist das Mädchen! Wie ist sie entkommen?“ Aber er hatte nicht viel Zeit zum Ueberlegen, denn das Wasser strömte zu allen Oeffnungen herein. Es gelang ihm, wenigstens die Hauptöffnung zu verschließen und zu verstopfen. Aber wie sollte er hinauskommen, da der Schlüssel verloren war. Er versuchte die Thüre zu sprengen, aber hier gelang es ihm nicht so leicht: sie war mit schweren eisernen Bändern befestigt. „Gefangen, gefangen!“ schrie er in seiner Todesnoth. Die Ratten liefen aus allen Löchern hervor und suchten sich an ihm hinauf zu retten. Es war ein gräßlicher Augenblick, den keine Feder zu beschreiben im Stande ist. Endlich gelang es ihm, eines der kleinen Fenster am Bug des Schiffes aufzustoßen, aber er gewährte nur, wie seine Gefangenen dem Ufer zu steuerten, ein Anblick, der seine Verzweiflung auf's Höchste steigerte. „Sie sind frei!“ rief er, „und ich muß hier in meiner eigenen Falle zu Grunde gehen.“ In diesem Augenblicke aber hörte er ein Geplätscher im Wasser dicht bei dem Bug des sinkenden Schiffs, und Clayton, welcher vom Ufer herab gesteuert kam, um Leona zu suchen, erschien an einem der Fenster: „Hallo, Marson, seid Ihr's?“ Der Gefangene stieß einen seltsamen Freudenschrei aus. „Ist Leona fort?“ rief Clayton, indem er sich an das Fenster anklammerte; „ich sah ein Boot in der Ferne, das jetzt am Land angekommen. Die Schaluppe ist ja am Sinken, warum macht Ihr Euch nicht fort?“ Marson stieß einen Schrei teuflischer Freude aus, und packte die Arme Clayton's mit beiden Händen und bog sie über die Fensterbrüstung herein, um sich den Vortheil zu sichern, indem er rief: „Ja, die Schaluppe ist am Sinken und wir gehen mit ihr unter. Mit gefangen, mit gefangen!“ — „Laßt los!“ rief Clayton. „Hol' mich der Teufel, was treibt Ihr denn?“ — Es war ein furchtbarer Kampf, der jetzt folgte. Sie rangen wie Tiger; Marson ließ den wie mit Klammern festgehaltenen Arm um keinen Preis los. Einen Augenblick füllten ihr Geschrei und ihre Flüche die Luft, während das Wasser zum Fenster hineinströmte. Dann trat plötzlich tiefe Blässe auf Marson's Gesicht, er wurde still und man hörte nur noch das Röcheln seines Opfers. Die Schaluppe sank immer tie-

fer und tiefer, bis Clayton endlich von den Wellen überschwemmt wurde; dann ließ Marson seinen Gegner los, und mit einem gräßlichen Schrei sank auch er in die Tiefe, denn das Wasser war ihm bis an den Hals gestiegen und hatte ihn zu sich nieder gezogen. In wenigen Minuten war das furchtbare Schauspiel der Wiedervergeltung zu Ende.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Thorne's Kompagnie war es, die in jenem verhängnißvollen Augenblicke, als Governor Letcher „drei“ rief, auf einer kleinen Anhöhe erschien und im Sturmschritt herbeigeeilt kam, als sie in der Ferne ihren geliebten Anführer gebunden stehen sah. Ehe der Offizier der Rebellen fragen konnte, was das zu bedeuten habe, erscholl das Kommandowort des jungen Unionisten: „Im Sturmschritt, March!“ und die Bajonnette bligten durch die Morgenluft. „Wir sind gerettet!“ jauchzte er Mr. Rivers zu. Der Rebellen-Governor wartete nicht lange, als er erkannte, daß es gegnerische Soldaten waren, und ließ angreifen; aber die Unionisten kämpften diesmal nicht bloß für ihre gute Sache, sondern auch für ihren lieben Offizier, und in wenigen Minuten war das Feld von den Rebellen geäubert. „Bindet mich los, Jüngens!“ sagte der Lieutenant lächelnd; „ihr kommt zur rechten Zeit. Die Kerls wollten mich jaust erschießen.“ Die Kompagnie löste sich auf, um den theuren Anführer zu befreien. Das Gleiche that dieser seinem neugewonnenen Freunde, dessen Freude keine Grenzen kannte.

Raum hatte Leona den Fuß an's Land gesetzt, und Gibson und Reynolds aus tiefster Seele gedankt — sie wollten sich alsbald nach dem Hauptquartier begeben — als sie der fremden Frau begegnete, die sie schon einmal am vorhergehenden Abend gesehen. „Hier, mein Kind,“ sagte sie, indem sie Leona den Gürtel mit den Werthsachen übergab, welcher Mr. Rivers gehörte, „ich gebe es Dir! Es gehört dem Herrn, welcher in letzter Nacht bei euch war und den man ermorden wollte.“ Leona war auf's Höchste überrascht über diese Anekdote, und noch mehr über das, was ihr übergeben wurde. „Nimm es ruhig, Du wirst es sicher in seine Hände liefern.“ Er ist ja, wie er meint, Dein Vater. — „Mein Vater? Meinen Sie Mr. Rivers, den Kaufmann?“ — „Ja. Ich hörte ihn die ganze Geschichte meinem Sohne erzählen. Er weinte, als er von seiner bei einem Schiffbruch untergegangenen Frau sprach, und sagte, sie habe Dir sehr ähnlich gesehen. Und Jedermann kann wissen, daß Henry Merrifield nicht der Vater eines so lieben Wesens ist.“ — „O wer löst dieses Räthsel?“ — „Mein Sohn.“ — „Ihr Sohn?“ — „Ja, Viktor.“ Das Mädchen starrte ihr bestürzt in das Gesicht. „O sagen Sie mir mehr von sich, Mutter!“ versetzte Leona, indem sie der armen Frau die Haare aus dem Gesichte strich. — „Mutter,“ wiederholte die Frau, „wie süß klingt dieser Name aus Deinem Munde. Nun denn, Kind, ich bin Mrs. Thorne.“ Einen Augenblick vermochte Leona nichts zu antworten, die Gefühle stürmten zu heftig auf sie ein. — „O, nun ich das weiß,“ sagte sie endlich, „nun dürfen Sie mich nimmer verlassen. Sie bleiben bei mir, bis Viktor kommt, und Niemand soll Sie tranken.“ — „Er ist hier und bald wirst Du ihn sehen,“ versetzte Mrs. Thorne, die Liebkosungen Leona's erwidern. „Wie glücklich werden wir sein. Die Schaluppe ist gesunken und ich hoffe, die beiden Schurken sind mit ihr untergegangen.“ Leona blickte nach dem Wasser und gewährte nur noch den Mast und die Segel. — „Ja, er ist todt, der Mörders meines Gatten ist todt!“ — „Rächende Mächte des Himmels!“ rief Leona, „war er es, der Viktor's Vater, Ihren Gatten, vor vielen Jahren ermordete?“ — „Ja, ja, ich erkannte ihn auf den ersten Blick.“ — „Nun, so kommen Sie und lassen Sie uns Viktor entgegen eilen; wie wird er sich freuen, seine Mutter zu sehen.“ Leona wollte die Mutter nicht aus den Augen lassen, nachdem sie sie einmal gefunden; denn sie erinnerte sich wohl, was Viktor ihr von

derselben erzählt. Sie ergriff die Hand der Frau und führte sie, indem sie ein Lied sang, das sie oft von Viktor gehört. Die Kaufherin schien ganz bezaubert von diesem Gesang, und der seltsame Ausdruck, den bisher ihr Gesicht gehabt, verschwand mehr und mehr unter dem Eindruck dieser Töne aus einer vergangenen Zeit. Ruhe und Friede trat auf ihre Züge: sie schien gerettet. „Wo bin ich?“ fragte sie endlich, wie aus einem Traum erwachend. „Ist das nicht meine Heimat? Ist es nicht New-York? Bist Du es, Jenny? Nein, Du bist nicht mein Mädchen. Wie kam ich hierher? Wo sind wir nur?“ — „Gott sei gedankt,“ murmelte Leona, da sie fühlte, daß Mrs. Thorne wieder zu Sinnen gekommen. „Welch' ein Glück!“

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

„Nun, Jüngens, Achtung! Wir wollen nach dem Hauptquartier! Marsch!“ Lieutenant Thorne gab diesen Befehl mit schwerem Herzen, denn er hatte keine Spur von dem Gelde des Kaufmanns, noch von dem Aufenthalt Leona's. „Ist keine Hoffnung?“ fragte Mr. Rivers. — „Nein, für den Augenblick nicht. Sie wissen, wir haben jeden Schlupfwinkel durchstöbert, wir müssen wieder kommen.“ Und sie marschirten in der Richtung des Hauptquartiers; aber sie waren noch nicht zwanzig Minuten gegangen, als sie von einer kleinen Anhöhe herab zwei weibliche Gestalten sahen, die ihnen entgegen kamen. Der Fallentbid Thorne's hatte



Der Gürtel.

sie sogleich erkannt: es war Leona mit ihrer neugefundenen Mutter. Wer beschreibt den Augenblick dieses Wiedersehens, das selbst die Soldaten zu Thränen rührte! Mr. Rivers trat zu Leona heran. Als sich die Gruppe einen Augenblick aufgelöst, nahm er ihr das Locket vom Hals, drückte daran, und erblaßte bei dem Anblick, der sich seinen Augen bot. „Es ist dasselbe Locket, das ich meiner Frau am letzten Tage unseres Zusammenseins gab, und Du bist meine Tochter!“ rief er und Leona sah ihm mit dem vollen Glauben an das Gesagte in's Gesicht, indem sie die Briefe, die ihr Clayton gegeben, in die Hände ihres Vaters legte. Nach einer langen Pause, während welcher sich Leona und ihr Vater umarmt hielten, sagte Mrs. Thorne: „Du hast nicht nur einen Vater, sondern auch einen reichen Vater gefunden,“ und dabei machte sie sie auf den Gürtel aufmerksam, den sie um ihre Hüften befestigt hatte. — „Was gilt mir aller Reichtum in diesem Augenblick, da ich meine Tochter gefunden, einen Sohn gewonnen, ich würde ihn wieder zu erwerben wissen! Dank, Dank der ewigen Vorsehung!“

Was sollen wir noch hinzufügen. Leona und Thorne vereinigte bald das eheliche Band, und das Hauptquartier des jungen Offiziers — wie er es nannte — ist jetzt eine hübsche Cottage, welche der reizende Cheapside überschaut. Mr. Rivers und Mrs. Thorne wohnen bei dem glücklichen Paare, und so wollen wir sie ihrem heiteren Glück überlassen, das bald der Friede des Landes krönen möge.

Die Noth in den Baumwollfabrik-Distrikten.

Von

Dr. Leonhard Hansen.

Große und erschütternde Ereignisse drängen den Menschen, seine Bruderhand zu öffnen. Dieß zeigt sich im gegenwärtigen Augenblicke wieder bei dem furchtbaren Elende, das über die Baumwollfabrik-Distrikte Englands hereingebrochen.



Der Schrei des Jammers ist so groß, daß er bis in die entferntesten Theile des Königreichs gedrungen, und es bedarf kaum noch der Zahlen, um alle mißthätigen Hände zu öffnen. Eine große Manufaktur, welche 4,000,000 Menschen beschäftigt, kann nicht plötzlich stille stehen, 180,000 Arbeiter können nicht auf's Tödliche gesetzt werden, nicht 134,000 die Arbeit verkürzt werden, ohne daß das gräßlichste Elend wie eine verheerende Pest über die ganze Gegend hereinbricht. Das ist aber der Zustand in den Baumwollen-Distrikten von Lancashire und Cheshire. Von den 355,000 Arbeitern, welche gewöhnlich mit Spinnen und Weben beschäftigt sind, arbeiten nur noch 40,000 die volle Zeit. Es war schlimm genug, als vor sechs Monaten nur 92,000 Arbeiter die volle Zeit, 199,000 kurze Zeit arbeiteten und 57,000 ganz unbeschäftigt waren. Aber die Unbeschäftigten haben sich von $16\frac{1}{2}$ auf $50\frac{3}{4}$ Prozent gesteigert. Etwas Ähnliches hatte man vor dem nie gekannt, und selbst die, welche sonst sehr fruchtbar in Erfindung von Linderungsmitteln all' des Elendes waren, sind nun am Ende ihres Wises. Die Fabriken können nicht in Thätigkeit gesetzt werden, bis man Baumwolle bekommt, und das ist unmöglich, so lange die konföderirten Häfen blockirt sind. Wer soll aber die Masse der Unbeschäftigten erhalten? Die Fabrikherren: diese sind meist durch das Stillestehen ihrer Fabriken ruiniert; die Bevölkerung von Lancashire: das sind ja eben meist die Arbeiter, die bereits Alles erschöpft haben. Aus bequemen Wohnungen sind sie längst in elende Spelunken ausgewandert, wo sie des Nothdürftigsten entbehren.

Die Wohlthätigkeit des ganzen Landes hat sich hier in's Mittel geschlagen, und bereits sind die umfassendsten Maßregeln getroffen, um dem Hunger wenigstens zu steuern. Besondere Komites haben sich dem Hauptkomite untergeordnet, und besorgen die einzelnen Zweige der Beschäftigung und Ernährung der Unglücklichen. Es ist eine Suppentüche, eine Nähsschule, ein Leseinstitut eingerichtet. Von der Ersteren füge ich dieser Schilderung ein Bild an. In dem Kochhause von Manchester, das der Quäkergesellschaft gehört, wird eine exzellente Suppe gemacht, welche 70 Pfd. Ochsenfleisch, 50 Pfd. Gerste, 65 Pfd. Bohnen, nebst Grünzeug und Wurzeln auf 100 Gallonen enthält. Die Suppe wird für einen Penny das Quart verkauft, weniger als der Stoff kostet. Die Gesellschaften der Wohlthäter kaufen Billete und vertheilen sie umsonst an die Bedürftigen, welche sich nun nach dem Lokale der Suppenanstalt begeben, und in Reih und Glied durch ein Vorzimmer in die Küche zum Empfang der Suppe eingelassen werden. Täglich werden 1000 Gallonen Suppe vertheilt. Andere Komites sorgen für Betten und Kleider, welche von England an sie gesandt werden. Kurz, was nur irgend das Elend mildern kann geschieht: ein Mittel aber nur kann wirklich helfen — der Friede.

Der Sch ü k e n k ö n i g.

Eine Kriminalgeschichte.

Mitgetheilt von

F. F. Engelberg.

Im Frühjahr 1834 wurde mir die Verwaltung des Gerichtsamts zu Reisch übertragen. Reisch, eine Stadt en miniature, hat eine allerliebste Lage. Ein geräumiges Thal, durch welches sich ein schiffbarer Fluß in bald größeren, bald kleineren Biegungen hindurchwindet, nimmt an seiner breitesten Stelle etwa 300 Wohnhäuser und die erforderlichen Wirthschaftsgebäude auf, welche sämmtlich in einer länglichen Rundung mit einer alten, zum Theil verfallenen Mauer umgeben sind und die Stadt bilden. Die Mauer ist auf der Nord-Ost- und Westseite mit Thürmen versehen. Mauer und Thürme haben ihre einstige Bestimmung ver-

loren. Die Gefahren, vor denen sie Schutz gewähren sollten und gewiß auch viele Menschenalter hindurch gewährt haben, sind durch andere Regierungsformen beseitigt; es ist kein räuberischer Ueberfall mehr zu befürchten, keine äußere unvorhergesehene Gewaltthat mehr abzumenden. An der Mauer lehnen jetzt Spaliere, an welchen Wein, Aprikosen und Pflaumen gepflegt worden, und in den Thürmen, deren Benutzung gegen Zahlung eines äußerst mäßigen Preises verdingungen ist, werden vom Frühjahr bis zum Herbst Festelichkeiten veranstaltet. Einige neuere Gebäude, welche nicht zur eigentlichen Stadt gehören, befinden sich außerhalb der Ringmauer auf einem Plateau des unmittelbar hinter derselben sanft aufsteigenden Berges, und ragen über die älteren Häuser hoch hinweg. Die das Thal einschließenden Berge sind zum Theil mit Wein, zum Theil mit Obstbäumen bepflanzt, nur auf der nördlichen Seite befindet sich eine dichte Laubholzwaldung von etwa zwei Stunden Umfang.

Man kann sich kaum eine Gegend denken, welche größere Annehmlichkeiten bietet. Frisches Wasser, grüne grasreiche Wiesen, Berge, die eine weite Fernsicht gestatten, eine schattige Waldung, und dieß Alles in nächster Nähe, ohne besondere Mühe und Beschwerden erreichbar.

Ich war ganz entzückt über die Umgebungen meines eigentlich unfreiwilligen Aufenthalts, und fand gerade in dem Abgeschlossensein desselben von allem großstädtischen Verkehr einen befriedigenden Genuß. Meine Einrichtungen hatten nicht viel Zeit hinweggenommen, ich hatte mich bald zurechtgefunden, war bald heimisch geworden. Das Leben in kleinen Städten bietet ja wenig Abwechslung, wenig Zerstreuung. Es gibt kein Theater, keine Konzerte, keine Konditoreien, keine Wein-, auch keine Frühstückstuben; es gibt dort nur eine regelmäßig wiederkehrende Einkerlei. Am Tage wird gearbeitet im Hause und auf dem Felde, und am Abend finden sich die Männer bei dem Better oder der Ruhme — die Verwandtschaften sind dort nämlich allseitig — in irgend einer Bierstube zusammen, um Karten zu spielen oder auch über Verkehrs- und Erwerbsverhältnisse zu sprechen. Die Frauen dagegen machen sich gegenseitig Besuche und unterhalten sich, während sie mit Spinnen, Nähen oder Stricken beschäftigt sind, nur durch Nacherzählen der Erlebnisse in bekannten und unbekannten Familien.

Die Ansprüche, die dort an das Leben gemacht werden, sind einfach, beschränkt, sie bleiben selten unerfüllt; die Erwartungen, die von der Zukunft gehegt werden, unterliegen selten einer Täuschung. Da die kleinen Städte in der Regel außerhalb der Verkehrsstraßen liegen, und die Reiseflust dort eine unbekannte Reizung ist, so werden selten neue Gewohnheiten angenommen und neue Bedürfnisse kennen gelernt. In Reisch war es so. Vielleicht ist es jetzt auch anders geworden, denn meine Erlebnisse datiren aus dem Jahre 1834, und seit dieser Zeit mag sich selbst dort Vieles geändert haben.

Um mir ein Bild zu verschaffen von dem Umfange der Arbeit, die ich zu bewältigen hatte, ließ ich mir sogleich nach meinem Eintreffen die Listen über die eingeleiteten Prozesse und Untersuchungen vorlegen. In diesen Listen waren außerordentlich wenig Prozesse, und Untersuchungen noch gar nicht verzeichnet. Mir schien das nicht in Ordnung zu sein. Der erste Bureaubeamte, von dem ich Aufklärung forderte, versicherte jedoch mit der größten Bestimmtheit, daß die Listen richtig geführt wären, und daß dieß schon lange so sei, weil sich die Leute vor dem Gericht fürchteten. Ich verstand damals den Sinn dieser Bemerkung nicht, wollte aber auch keine Frage weiter stellen. Erst später, als ich die Verhältnisse der Gerichtseingesessenen näher hatte kennen lernen, wurde mir es klar, was der Beamte hatte sagen wollen. Die Furcht vor dem Gericht war eine Art Volksjustiz, die unparteiisch und mit eiserner Strenge gegen Diejenigen geübt wurde, welche wiederholt in Prozesse verwickelt gewesen waren, die sich in Untersuchung befunden hatten, gleichviel ob eine Verschuldung vorlag oder nicht, und endlich gegen

Diejenigen, welche zum Eizen gekommen waren, welche im Gefängnisse Strafe hatten verbüßen müssen. Diese Justiz — es gibt in Wirklichkeit keine passendere Bezeichnung — stützte sich auf Grundsätze, welche in einer einfachen aber bewundernswürdigen Moral feste, unausreißbare Wurzeln geschlagen hatten, und von den Eltern auf die Kinder vererbt waren. Die Folgen, welche die Ausübung dieser Justiz mit sich führte, waren von einer entsetzlichen Härte. Der davon Betroffene hatte das Loos eines Pestkranken, eines Aussätzigen. Er wurde, wie dieser, gemieden, Umgang und Verkehr mit ihm abgebrochen, Arbeit und Erwerb ihm entzogen, und selbst in den gewöhnlich besuchten Lokalen ein Platz ihm nicht gestattet. Nur Wenige vermochten dieser Strafe zu widerstehen, und die dieß nicht konnten, mußten Reichthum verlassen und anderwärts ein Untertommen sich suchen.

Die Furcht vor dieser Strafe hielt allerdings von dem Prozeßiren und von der Verübung eines Verbrechens oder eines Vergehens zurück; sie führte aber die Verurtheilten nicht zur Besserung, erweckte keine Reue und keine Buße, erfüllte vielmehr das Gemüth mit Bitterkeit und die Brust mit Haß gegen Diejenigen, welche als Urheber angesehen wurden. Ich sollte leider diese Wahrnehmung machen. Der Fall erregte damals eine so allgemeine Theilnahme, ein so lebhaftes Interesse, daß er des Nacherzählens wohl werth ist.

In Neißch bestand damals nur eine geschlossene Gesellschaft, die Schützengilde. Jeder unbescholtene Einwohner hatte das Recht, Aufnahme zu fordern. Der Aufnahme selbst ging eine Prüfung des Lebenswandels und des Charakters des Nachsuchenden voraus. Für die Aufnahme mußten sich mindestens sieben Axtel der Mitglieber ausgesprochen haben, während die Ausweisung erfolgte, wenn ein Axtel der Mitglieber diese forderte oder dafür stimmte. Die wenigen im Orte lebenden Beamten waren Ehrenmitglieber. Das Königsschießen, welches zu Pfingsten abgehalten wurde, war die Hauptfestlichkeit nicht allein für die Gesellschaft, sondern auch für die Stadt und die nahe liegenden Ortschaften, und die Königswürde zu erlangen das eifrigste Bestreben eines jeden einzelnen Mitgliebes. Der König hatte viele Vorrechte, namentlich im Laufe eines ganzen Jahres den Vorsitz bei allen Verhandlungen, das Anordnen der Festlichkeiten, die Kontrolle über die Vermögensverwaltung und dergleichen mehr. Man wird es daher auch erklärlich finden, daß, so lange diese Vorrechte Geltung hatten, dem Inhaber derselben im Orte eine gewisse Bedeutung beigelegt wurde.

Der Zufall hatte mich in dem Hause des Schützenkönigs Wohnung nehmen lassen. Mein Wirth war ein junger, strebsamer Handwerker, dem Anscheine nach wenig mit Glücksgütern gesegnet. Er stand allein, sorgte aber mit einer rührenden Sorgfalt für seine alte, gebrechliche Mutter, die selten das Bett verlassen konnte. Er schien nur für die Mutter zu leben, nur darauf bedacht zu sein, dieser Freude zu machen, ihr Alles an den Augen abzusehen, alle seine Wünsche ihr zum Opfer zu bringen, und sich unaussprechlich glücklich zu fühlen, wenn er Anerkennung erntete, wenn er durch einen freundlichen Blick, durch ein Lächeln, durch einen Händedruck für seine Mühen gelohnt wurde. Eine solche Innigkeit, eine so Alles verläugnende Kindesliebe hatte ich noch nicht kennen gelernt. Ich machte aber noch eine andere Bemerkung. Der Mann, welcher der Mutter gegenüber sich stets sanft und nachgiebig zeigte, wurde in dem Verkehr mit Andern leicht leidenschaftlich erregt, und selbst bei geringfügigen Anlässen zum Zorn gereizt. Einigemal war ich Zeuge, daß er sich über äußerst unbedeutende Vernachlässigungen seines Dienstmädchens so in den Zorn hineinredete, daß er zuletzt die Sprache verlor, in konvulsische Zuckungen gerieth, und gewiß nur durch mein Hinzukommen von Gewaltthatigkeiten abgehalten wurde. Die Zuneigung, die ich für ihn gefaßt hatte, wurde dadurch um Vieles verringert, ohne daß ich eigentlich wußte, wie das kam. Vielleicht war es nur Verdruß über die Täuschung, die mir ge-

worden war, weil ich den Mann für frei von großen Fehlern gehalten hatte.

Schon lange vor Pfingsten beschäftigte sich Groß und Klein mit dem Feste, das heißt mit den Festlichkeiten, welche die Schützengilde zu veranstalten pflegte. Es wurde überall für neue oder doch wenigstens für reinliche Kleidung gesorgt; fast sämtliche Häuser erhielten äußerlich einen neuen Anstrich, und im Innern wurde meist das Unterste zu Oberst und das Oberste zu Unterst gelehrt, in jeder Haushaltung die Vorräthe in Küche und Keller reichlich ergänzt, und mehrere Tage vorher der unvermeidliche Kluchen in den verschiedensten Sortiments gebaden.

Auch die Schützen rührten sich. Am meisten bemerkbar machten sich zwei alte Männer, anscheinend Krieger der Freiheitskriege, welche, jeder mit einer gewaltigen Trommel auf dem Rücken, allabendlich vor das Thor hinaus gingen, um dort die steifen Arme und Hände abzumühen, den Trommeln eine Art Marsch zu entlocken. Es war ein Heidenlärm, den die alten Kerls machten, und die Grimassen, welche sie dabei schnitten, und welche ihnen durch die ungewohnten und deshalb anstrengenden Bewegungen entlockt wurden, erregten häufig die Lachlust und den Jubel der Zuschauer, hauptsächlich des jugendlichen Theils derselben. Der Stadtmusikus mit seinen Leuten, im Ganzen sieben Mann, zog gleichfalls allabendlich zum Thore hinaus, um Uebungen auszuführen. Musik bekam man bei diesen Uebungen wenig zu hören, die große Trommel, welche einen außerordentlich großen Umfang und einen furchtbar lauten Ton hatte, spielte die Hauptrolle, nur hin und wieder kam ein Quak der Posaune, wie ein Schmerzensschrei, zum Durchbruch. Die Thätigkeit der übrigen Instrumente konnte man nur sehen, aber nicht hören. Diese musikalischen Leistungen, wenn man so sagen darf, sollten das Fest verherrlichen.

Ich muß das Alles erwähnen, selbst auf die Gefahr hin weitläufig zu werden, weil die Vorbereitungen zum Feste einen Schluß auf die Bedeutung und den Werth des Festes zulassen. In Neißch wurden alle Kräfte, die man kannte, und über die irgendwie verfügt werden konnte, aufgeboten. Das Fest mußte daher den größten Werth haben, und der König dieses Festes zu sein, für dessen Dauer alles Erreichbare in sich fassen.

Am Freitag vor Pfingsten war ich nach dem Mittagessen von Hause fortgegangen. Ich hatte mir die Walburg als Ziel gesteckt, wollte einige Stunden darinnen verweilen, um von dem Rumoren und Spektakeln in der Stadt nichts mehr zu hören. Nachdem ich lange hin- und hergelaufen und müde geworden war, warf ich mich unter eine schattige Eiche zur Erde nieder, und ließ meiner Phantasie freies Spiel. Mutter und Schwestern, die ich so lieb hatte und die so fern waren, standen mir vor der Seele, und all' die glücklichen Stunden, die ich in ihrer Gemeinschaft genossen, kamen mir in klare Erinnerung. Dieß sehnüchtige, wundervolle Träumen, zu welchem die tiefe Einsamkeit des Waldes hinführt, hatte mich mit magischer Gewalt unter der alten Eiche festgehalten und Alles vergessen lassen. Es bedurfte einer gewissen Aufwendung von Kraft, mich loszureißen und den Rückweg anzutreten. Etwa fünf Minuten vor der Stadt kam mir der Gerichtsbote entgegengefahren. Er war fast athemlos und rief, als er noch weit entfernt war: „Ach, Herr Assessor, wir haben Sie schon überall gesucht. Kommen Sie schnell, ein Unglück!“ — Ich war erschrocken und fragte: „Was ist denn geschehen?“ — „Ich weiß es nicht,“ war die Antwort, „der Förster ist außer sich, Spektakel in einem Fort, schreit ohne Aufhören: ‚der Millionenbund ist verloren, er muß krepiren!‘ — „Aber so sagen Sie doch, weshalb der Förster Spektakel; er muß sich doch darüber ausgeprochen haben.“ — „Kein Wort hat er gesagt, mit Ihnen will er reden, mich überkam eine Angst, daß ich fortgelaufen bin, um Sie zu suchen, ein Unglück ist jedenfalls passiert.“

Da ich von dem Manne nichts erfahren konnte, beschleu-

nigte ich meine Schritte. Im Gerichtszimmer traf ich den Förster, einen alten, berben, kernigen Jäger, dessen Wörterbuch voller Fuchswörter sein mußte, wenigstens machte er von solchen Wörtern einen äußerst umfassenden Gebrauch. Auch diesmal war es so. Mit einer Stimme, die in der Gerichtsstube viel zu laut war, schrie er: „Kreuz Millionen Donnerwetter, das heißt warten. Herr Assessor, welche Sünde hat Sie denn heute im Gärne gehalten? Vier Stunden schon stehe ich auf dem Anstande. Verdammt der Diensteifer.“ — Diese rohe Aeußerung, die nicht im Geringsten zu meiner vorigen Stimmung paßte, machte mich verdrüsslich, und eine Zurechtweisung nothwendig. Ich erklärte, daß es einer Rechtsfertigung nicht bedürfe, konnte aber nicht vollenden, denn der Förster unterbrach mich mit den Worten: „Assessor, Gerichtsmann, thun's keinen Fehlschuß. Mohren-Element, sparen Sie das Pulver und Blei. Gericht muß offen, der Beamte am Plage und zugänglich sein, das weiß ich.“ — Der Förster hatte vollkommen Recht, ich durfte mich auf einen Streit nicht einlassen; mir blieb auch keine Zeit, einen Ausweg zu suchen, da der Förster nach einer kleinen Pause fortfuhr: „Der Millionenhund könnte schon brummen. Kreuzschwernoth, wissen's denn nicht: rasche Justiz, gute Justiz. Das kennt ja mein Hans, und der hat nicht gestudirt, straf mich, auch das Pulver nicht erfunden.“ — „Nun,“ frug ich ärgerlich, „was führt Sie, Herr Förster, denn eigentlich hierher?“ — „Kriegens wohl Stand, Assessor? Na warten's.“ — Der Förster besah einige Minuten aufmerksam meine Fußbekleidung. Er wurde auffallend ernst, schüttelte wiederholt mit dem Kopfe und frug dann: „Assessor, haben's gestern die Stiefel an den Läusen gehabt?“ — Ich besah mehr als ein Paar Stiefel, traf in der Regel keine besondere Wahl, und war so außer Stande anzugeben, ob ich am Tage vorher dieselben Stiefel benutzt hatte. Während mir das durch den Kopf fuhr, waren einige Minuten im Schweigen verfloßen. Der Förster war einigemal im Zimmer hin und her gegangen, er blieb plötzlich vor mir stehen, sah erst nochmals auf meine Stiefel, dann mir fest in's Gesicht und frug endlich: „Assessor, sind's gestern Abend bei mir im Forst gewesen?“ — Diese Frage mußte ich verneinen, denn ich hatte bis spät gearbeitet, und war daher nicht aus meinem Zimmer gekommen. Der Förster erwiderte: „Na, straf' mich, dann sind entweder Ihre Stiefel allein hinausgelaufen oder ein Anderer hat sie an den Läusen gehabt. Die Fährte paßt, weiß Gott, auf's Haar.“ — „Aber so erklären Sie doch,“ entgegnete ich, „was dieß zu bedeuten hat?“ — „Erklären? Das sehlte noch, das sollen Sie als Justizmann thun. Halten's nur die Lössel offen. Ich will da eine schöne Geschichte hineinschreiben. Haben's Aht: die Stiefel, die Sie da an den Beinen tragen, haben mich malefizmäßig bestohlen. Hören's, bestohlen! Na, erklären's doch. Wollen's die Fährte sehen? Hier!“ — er langte ein Stück Papier aus der Tasche — „ist's Konterfei. Hoher spitzer Absatz, einbällige Sohle und eine Schnabelspitze. Alles stimmt. In Neißsch werden solche Stiefeln nicht gemacht, bin schon bei allen Schustern gewesen, haben mir das gesagt. Hier gibt's nur breite Absätze und keine Schnabelspitzen.“ — Mein Erstauen über diese Mittheilung war ungeheuer groß. Ich sollte im Forst gewesen sein und dort gestohlen haben! Das war mehr als ich erwartet hatte. Es konnte sich natürlich nicht allein darum handeln, diesen Verdacht von mir abzuwenden, ich mußte gleichzeitig auch außerordentliche Maßregeln ergreifen, um die Fortnahme meiner Stiefel, an der ich nicht zweifeln konnte, auszumitteln. Durch vieles Fragen und durch eine Menge Antworten, welche ich einzeln nicht wiedergeben will, erfuhr ich in Kürze Folgendes: In geringer Entfernung von dem Forsthaufe lagerte ein großer Haufen Nuthölzer. Von diesem Haufen war in der vergangenen Nacht ein Stück fortgenommen. In dem festen lehmigen Boden hatte man eine Fußspur deutlich abgedrückt gefunden, welche von meinem Stiefel herrühren sollte. Der Träger dieses Stiefels mußte den Diebstahl verübt haben. Diese Folge-

rung war nicht ohne Halt. Meine Stiefel waren in Berlin gearbeitet, und hatten eine Form, die in Neißsch nicht bekannt war. Das sogenannte Konterfei befand sich damit aber in genauester Uebereinstimmung. Ich selbst war nicht fortgekommen, ebensowenig hatte ich Stiefel verliehen, sie mußten mir also entweder entwendet oder wider Willen entlehnt sein. Beides war möglich, da ich auf meine Bekleidungsstücke wenig Aufmerksamkeit verwendete. Umstände, welche eine bestimmte Person hätten verdächtigen können, waren mir für den Augenblick nicht bekannt.

Der Förster begleitete mich in meine Wohnung. Wir wollten nachsehen, ob meine Stiefel sämmtlich vorhanden waren. Wenige Schritte vor dem Hause bemerkten wir, daß sich die Thür öffnete, mein Wirth in derselben erschien, bei unserem Anblick aber eiligst zurücktrat. Ich hatte darauf keinen Werth gelegt, der Förster aber, ohne ein Wort zu sagen und ohne mich weiter zu beachten, lief auf die Thür zu und war im Umsehen im Hause verschwunden. Noch einen Umstand muß ich erwähnen. In dem Moment, in welchem der Förster in das Haus eingetreten oder vielmehr gesprungen war, näherte sich demselben von der andern Seite ein Junge, der ein Paar Stiefel trug. Wir kamen gleichzeitig vor der Thüre an. Der Junge trat vor mir in das Haus, und gab die Stiefel an das Dienstmädchen meines Wirthes ab, welche sich auf dem Flur befunden hatte. Ganz unwillkürlich war mir, als ich das sah, der Gedanke durch den Kopf gefahren, daß mein Wirth der Dieb sein könne, daß er in Ermangelung eigenen Schuhwerks meine Stiefel benutzt habe. Das Mädchen wollte sich entfernen. Ich hielt sie zurück. Sie konnte mich nicht ansehen, sie weinte. Weshalb that sie das? War sie Mitwisserin und hatte die Furcht und die Angst die Thränen herausgepreßt? Ich glaubte ein Recht zu haben, dieß anzunehmen, es schien ja so ganz natürlich zu sein. Indem ich sie am Arme festhielt, sagte ich daher: „Mädchen, wo ist das Holz hingelommen?“ Sie richtete ihren Kopf hoch. In ihrem Gesicht war eine Ueberraschung deutlich ausgedrückt. Die Augen waren zwar geröthet und die Wangen noch naß, und doch war der Ausdruck des Gesichts klar, frei von einem Schuldbewußtsein. Dieß machte mich unsicher, noch mehr wurde ich das, als das Mädchen voller Verwunderung aber mit Sicherheit die Frage an mich richtete: „Was denn für Holz?“ Sie sagte dieß mit überzeugender Wahrheit, sie mußte unschuldig sein. Aber das Weinen mußte doch eine Veranlassung haben. Sie sollte mir dieselbe sagen. „Ach, Herr Assessor,“ erwiderte sie auf meine Frage, „wissen Sie's denn noch nicht? Die Mutter ist ja gestorben. Mittag hat sie noch Suppe gegessen, darnach wurde es ihr sehr übel, und um vier Uhr war sie verschieden. Die gute, alte Frau hat viel ausstehen müssen, es war schrecklich anzusehen.“ — Das Mädchen konnte nicht weiter sprechen, ein neuer Thränenstrom erstickte ihre Stimme. Ich ließ sie stehen, denn vom Hofe her hörte ich den Förster schreien: „Millionenhund, ich schlage Dich neunundneunzig Klaster tief in die Erde, wenn Du noch einen Muth thust. Vermaledeiter Malefiz-Spizbube, das soll mein Holz nicht sein? Jede Faßer lenne ich wieder.“ Ich eilte auf den Hof, um wenigstens zunächst die rohen Zornesaussbrüche des Försters zu verhindern. Die Ruhe des Sterbehauses sollte durch denselben nicht gestört werden, er hatte dazu kein Recht. Als ich auf den Hof trat, kam der Förster mir entgegen. Er trug in der einen Hand ein Stück Holz, mit der Andern hatte er den Arm meines Wirthes gepackt so fest und sicher, als ob er ein ungezogenes, widerspenstiges Kind am Fortlaufen hätte hindern wollen. Beide Männer befanden sich in großer Aufregung. Das Gesicht des Försters war hochroth, das meines Wirthes leichenblau gefärbt und entstellt. Das Auge des Letzteren war unstät, es blickte suchend umher. Einige Momente blieb es einem Fenster des Hauses haften. Ich mußte, daß hier diesem Fenster die arme alte Mutter Ruhe gefunden, daß sie hier schlief, um nie wieder aufzuwachen. Ich setzte mich sein Blick schen und voller Angst auf

Moment später auf den Förster. In diesem Blicke fühlte der Mann eine entsetzliche Sprache, zu deren Verständniß es gar keiner Worte bedurfte. Die freie Hand, die trampfhaft zur Faust geballt, gleichzeitig zum Schlag hoch gehoben wurde; das Zusammenbeißen der Zähne; die konvulsischen Zuckungen der Gesichtsmuskeln; die rothe Färbung des Auges und die Vergrößerung der Pupille, welche aus der Höhle heraustrat und Schrecken einflößte; Alles das ließ mit Sicherheit darauf schließen, daß in die Brust dieses Mannes ein grenzenloser Haß eingezogen, daß dieselbe von diesem Augenblicke an von Gefühlen einer Todfeindschaft erfüllt war. Mich überkam bei diesen Wahrnehmungen eine Furcht, wie ich noch nie gefühlt hatte, eine Ahnung, daß diese kurze Szene das Vorpiel, die Einleitung zu einem entsetzlichen Drama sein werde.

Ich forderte den Förster auf, meinen Wirth frei zu lassen, und, indem ich ihm mit kurzen Worten den Tod der alten Frau mittheilte, sich ruhig zu verhalten, und mir auf mein Zimmer zu folgen. Mein Wirth begleitete uns. Die Einzelheiten der Unterhaltung, welche in meinem Zimmer geführt wurde, will ich nicht wiedergeben; es wird genügen, wenn ich bemerke, daß mein Wirth zugestand, den Diebstahl ausgeführt und bei der Ausführung meine Stiefel benutzt zu haben. Er gab an, daß er durch die Krankheit seiner alten Mutter in große Noth gekommen und durch diese zur That verleitet sei; er wollte Ersatz leisten und bat mich zuletzt sogar fußfällig, seine That zu verheimlichen, ihn nicht zu brandmarken, nicht unglücklich zu machen und in Verzeihung zu stürzen. Der Förster, dieser alte, eisenfeste Mann, war tief bewegt, er wollte seine Anzeige zurücknehmen und



Auf dem Amte.

über Alles Stillschweigen beobachten. Ich konnte und durfte das nicht thun, ich mußte die Untersuchung einleiten, das Holz, soweit dasselbe sich noch vorgefunden hatte, in Beschlag nehmen. Der Dieb durfte der gefeglichen Strafe nicht entzogen werden. Unter den obwaltenden Umständen mußte das hart erscheinen, es war aber nicht zu ändern. Als ich meinem Wirth die Erklärung hatte, hörte er auf zu bitten; er unterschrieb hastig das von mir aufgenommene Protokoll, und entfernte sich darauf, ohne noch ein Wort zu sagen. Auch der Förster ging fort. Ich war allein mit meinen Gedanken, die sich unausgesetzt mit meinem Wirth beschäftigten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaisergruft bei den Kapuzinern in Wien.

Von

Dr. G. E. Haas.

Fürstengeschlechter entgehen der Zerstreuung ihrer Gebeine nach dem Tod ebensowenig, als Leute aus dem Volk. Der Unterschied zwischen Beiden liegt einzig darin, daß die Urnen der Ersteren noch Kenntniß haben von der Begräbnisstätte ihrer Ahnen, und die Letzteren nicht. Wo ruhen nicht überall die Todten des Hauses Habsburg! Welche Wanderungen mußten nicht manche dieser fürstlichen Gerippe noch nach dem Tode antreten!

Von Königsfelsen wurden die Leichname der „vorländi-

schen" Habsburge nach St. Blasien im Schwarzwald gebracht, und von da führte man sie erst nach ihrer letzten Ruhestätte in der alten Herzogsgruft bei St. Stephan.

Friedrich der Schöne ließ sich in der von ihm gestifteten Karthause von Mauerbach begraben, und theilte dieses Begräbniß mit der schönen, der herrlichsten Troubadourlieber würdigen Elisabeth von Aragonien, die sich um den Gemahl blind weinte. Herzog Otto der Fröhliche liegt in Mitte seiner Familie in dem von ihm gegründeten Kloster „Neuberg“. Ferdinand I., Max und Rudolph II. wählten den Dom von St. Veit zur Begräbnißstätte. Der ältere Max, „der letzte Ritter“, fand sein Grab zu Wiener Neustadt. Die steirische Linie des habsburgischen Hauses, Ferdinand II. mit einbezogen, erhielt ihr Mausoleum in Graz.

Der Ahnherr des Geschlechtes, Rudolph von Habsburg und dessen Sohn, Kaiser Albrecht, gingen zur selben Ruhestätte ein, welche die Gebeine ihrer Vorfahren im Reiche birgt, sie fanden in der deutschen Metropolis zu Speyer Aufnahme. Die spanischen Habsburger schlummern im Escorial, und nur die späten Nachkommen des österreichischen Hauses fanden sich seit dritthalb Jahrhunderten in der Klostergruft bei den Kapuzinern in Wien zusammen.

Kloster und Kirche der Kapuziner am „Neuen Markt“ zu Wien ist eine Familienstiftung der Kaiserin Anna, welche, die Erste ihres Geschlechtes, in der neuen Fürstengruft beigesetzt wurde: sie war die Tochter jenes Erzherzogs Ferdinand, welcher die erste Mesalliance des Hauses Oesterreich mit der bekannten augsbürger Patriizierstochter „Philippine Welfer“ einging. Anna von Tyrol wurde die Gemahlin jenes Kaisers Matthias, in dessen letzten Regierungsjahren der dreißigjährige Krieg seinen Anfang nahm. Der Bau wurde erst unter der Regierung Ferdinand's II. 1622 vollendet.

Die Kirche weicht in Nichts von der gewöhnlichen Form der gottesdienstlichen Gebäude des Bettelordens der Kapuziner ab.

Weder Kirche noch Kloster zeigen den geringsten äußeren Schmuck. Was das Innere betrifft, so herrscht auch hier die größte Einfachheit, Altäre und Kanzel sind aus braun gebeiztem Holz. Der Hauptschatz des Klosters ist die Kaisergruft.

Wer mächtige Katakomben zu sehen, wer in einen hochgewölbten unterirdischen Dom geführt zu werden erwartet, täuscht sich. Die Kaisergruft übt auf den Besucher weder den Eindruck des Erhabenen, Großartigen, noch des Düsteren, Grauensvollen aus, und nur der Gedanke, daß man sich eben in einer Gruft und zwar an der Ruhestätte so vieler gekrönter Schläfer befindet, vermöchte eine feierlichere Stimmung zu begründen.

Die Gruft besteht aus mehreren gemächerartigen Räumen, deren Bau und Anschluß verrathen, daß die Gruft in ihrem bermaligen Umfang durch zu verschiedenen Zeiten vorgenommene Erweiterungen und Zubauten zu Stande kam. Die Grabmonumente sind mit alleiniger Ausnahme des Denkmals Maria Theresia's und Franz I. durchaus schlicht und einfach. Hölzerne Särge, die von inneren Behältnissen eingeschlossen sind, bergen die fürstlichen Leichen.

Der erste Raum, in den man gelangt, ist die Grabstätte der ältesten Bewohner dieser Gruft; der letzte Zubau, in welchem noch Platz genug für manchen fürstlichen Leichnam ist, umfaßt die jüngere Generation.

Die erste Leiche, welche in die Gruft versenkt wurde, sowie die letzte gehört dem weiblichen Geschlechte an. Im Jahr 1618 fand Kaiserin Anna hier ihre letzte Stätte, und Prinzessin Sophie, das zweijährige Kaiserkind, 239 Jahre später im Jahr 1857.

Kaiserin Anna, die Stifterin des Klosters und seiner Gruft, war ein Opfer ärztlicher Experimente. Gleich an der Seite dieses Sarges befindet sich die Ruhestätte ihres kaiserlichen Gatten Matthias.

Wenn je ein Monarch der Ruhe, der Grabesruhe bedürftig war, wenn je ein Fürst diese Welt rechtzeitig verließ, so war es dieser Kaiser, welcher, der Erste seines Stammes,

in diese Gruft einging. Maßloser Thätigkeitstrieb, Ehrgeiz und Herrschsucht bei nur mittelmäßigen Geistesanlagen und schwachem Charakter kennzeichnen diesen Fürsten, der gerade so lange lebte, um den Ausbruch des dreißigjährigen Krieges mit anzusehen.

Nun trat eine ziemlich lange Pause ein; denn der nächste Sarg, den wir zu Gesicht bekommen, trägt die Jahrzahl 1639, es waren also zwanzig Jahre verfloßen, daß sich über Matthias' Sarg der Dedel schloß. Fast zwei Jahrzehnte füllte die Regierung Ferdinand II. aus, zwei Jahrzehnte, die unter fortwährendem Waffengeklirr verfloßen. Der fromme aber mißleitete Kaiser erlebte das Ende des Krieges nicht, und überließ seinem Sohn und Nachfolger Ferdinand III. das schwere Werk (1639). Ferdinand II. wurde in dem von ihm erbauten Mausoleum zu Graz beerdigt. Die 1639 in die Gruft gesenkten Leichname gehörten den jungen Erzherzogen Philipp Augustin und Maximilian Thomas an.

Ferdinand III. hatte, wie das im österreichischen Regentenhaus sich so vielfach wiederholte und bis tief in unser Jahrhundert fortbauerte, drei Frauen. Sie liegen hier in demselben Raum beisammen. So einfach die Inschriften der ersten Särge, die hier hinterlegt waren, lauteten, so prunkvoll wurden sie im Lauf der Zeit; der erste Sarg, dessen Epitaphium komplizierter erscheint und auf die Tugenden der Verstorbenen hinweist, ist der der zweiten Gattin Ferdinand III., Maria Leopoldine.

Den ersten beiden Frauen Ferdinand's folgte der römische König in den Tod nach. Ferdinand IV., der fünf Jahre vor dem Vater starb, wird in der Grabchrisit irrig als Imperator angeführt, während er doch nur erwählter römischer König war.

Wir gehen an der höchst einfachen Begräbnißstätte Ferdinand III. (gestorben 1657) vorüber und stoßen auf ein Kindergrab. Die Inschrift belehrt, daß es die Ruhestätte „Johann's von Oesterreich“, eines Sohnes Leopold's und der spanischen Margaretha sei. Welcher Selbstbetrug in diesem Epitaphium! „Die Welt solle das keine ganze Stunde alt gewordene Kind desto länger betrauern, je kürzer es lebte!“ Wer in aller Welt weiß auch nur, daß es einen Johann von Oesterreich gab, der ein Sohn Leopold's und Margaretha's von Spanien war?

Anders verhielt es sich mit der Mutter dieses Kindes, jener jugendlichen Gattin Leopold's, die bereits in ihrem einundzwanzigsten Jahre hinstarb, und deren Name Margaretha zu so artigen Wortspielen Veranlassung gegeben hatte. Sie wurde allgemein und bei weitem tiefer betrauert, als ihre Nachfolgerin, die tyrolische Claudia.

Leopold hatte das Unglück, daß ihm keine Frauen, die er abgöttisch verehrte, rasch und im zartesten Alter wegstarben. Wir lesen über der Urne, welche das Herz Claudia's Felicitas einschließt, die Jahreszahl 1676. Claudia war somit nicht einmal vierundzwanzig Jahre alt geworden. — Die gelehrten Hoffschranzen und Schmeichler der heirathslustigen Majestät laßen aus dem Namen Claudia das Anagramm „Duc aliam“ — „freie eine Andere“ heraus; und der Kaiser freite in der That eine Andere, die Prinzessin von Neuburg.

Ueberladen mit symbolischen Ornamenten ist der Sarg Eleonorens, der Wittwe des Polentkönigs Michael Koribut's und des Herzogs Karl von Lothringen.

Daß die Inschriften immer mehr, je weiter die Zeit vorrückt, von Lobsprüchen triefen, wird Niemand der Sittengeschichte Kundigen befremden. Vorzüglich großprahlerisch ist die Inschrift über dem Sarg Leopold I.

Auf dem Sarg Joseph I. ist eine Fama abgebildet, welche das Brustbild des Kaisers in der Hand hält. Die Umschrift des Porträts bekundet, daß brüderliche Liebe dieß Denkmal geweiht. In der rechten Hand der Fama ist eine Rolle bemerkbar, welche das eigentliche Epitaphium enthält, und den Leser belehrt, daß Joseph I. 1768 (geboren 1611) mit Tod abging.

Unter Joseph, dem Vorläufer des humansten Fürsten

Oesterreichs gleichen Namens, schien eine neue Ära anzubrechen, der aufgeklärte Monarch wendete sich von jenen Prinzipien ab, die Oesterreich durch volle hundert Jahre unfähig unglücklich gemacht hatten, die Zeit finsterner Mönchsherrschaft war vorüber, die Völker fingen zu hoffen an, — da mit einem Male vernichtete ein kurzes Uebel sie, Joseph hatte die Blattern geerbt, alle die freudigen Hoffnungen so vieler Länder und Völker.

Der chronologisch wie räumlich nächste Sarg umschließt den ersten Lothringer, der hier überhaupt beigelegt wurde — es ist Karl von Lothringen, Bischof von Osnabrück und Kurfürst von Trier, welcher auf ausdrücklichen Befehl Karl VI. hieher gebracht wurde.

Der Sarg Karl VI., des letzten Habsburgers, ist durch zwei Inschriften ausgezeichnet, von welchen die letztere besagt, daß er, Kaiser Karl, zum Heil des gemeinen Wesens, publicas salutis, geboren worden. Die erste Inschrift dagegen meldet, daß Kaiser Karl nicht nur in Großherzigkeit und Beharrlichkeit, sondern auch in allen anderen Tugenden und Eigenschaften der Heroen den Gipfel der Vollkommenheit erreicht habe.

Schlagen wir die Geschichte des letzten Habsburgers Blatt für Blatt um — die heroischen Charakterzüge suchen wir vergebens. Gelbenhaftes war an Kaiser Karl nicht, dagegen dämmerte in ihm eine leise, schattenhafte Idee von Nationalökonomie und Staatswirtschaft, dagegen war Karl VI. ein Mann von Geschmack, welcher, der Erste seines Hauses seit einem Jahrhundert — Rudolph II. war 1612 gestorben — sich mit Vorliebe den Künsten des Friedens zuwendete. Daß Kaiser Karl VI. sich wie Rudolph II. von Staatsgeschäften zurückzog, Briefe halbe Jahre lang uneröffnet, Staatschriften ungelesen und Anfragen unbeantwortet ließ, daß er die tolle Wirtschaft seiner Minister duldet, daß das Reich einem traurigen Wad gleich, als er vom Steuerruder zurücktrat, daß Alles gehört der Geschichte an, beweist aber, daß er nicht *«perfectissimus in omnibus heroicis virtutibus»* gewesen, wie das Epitaphium will. Karl VI. starb am 1. Oktober 1740, mit ihm erlosch der althabsburgische Mannsstamm.

Lassen wir die Grabmonumente der Erzherzogin Maria Elisabeth (gestorben 1741), der Kaiserin Amalie Wilhelmine, Joseph I. Wittwe (gestorben 1742), der Prinzessinnen Maria Magdalena und Maria Anna, und der Gattin Karl VI. (gestorben 1750) zur Seite liegen, und betrachten wir dagegen das Bildniß eines fürstlichen Jünglings über jenem einzeln stehenden Sarg. Die Umschrift benachrichtigt uns, daß hier Erzherzog Karl von Oesterreich (geboren 1748, gestorben 1763), also ein sechzehnjähriger Prinz begraben liegt; von diesem fürstlichen Kind heißt es in der Grabchrift weiter: *«Non totus hic sepellitur Carolus»* — jetzt würde man glauben, daß der Unglückliche irgend auf einem Schlachtfeld in schon so frühen Jahren einen Fuß oder Arm eingebüßt habe, aber das Epitaphium fährt zu unserem Erstaunen fort: *«quis enim locus tantum talenque capiet principem!»*

Gewaltig hebt sich unter den übrigen Grabmonumenten das Mausoleum Maria Theresia's und Franz I. von Lothringen hervor. Daß die Inschrift auf dem Sarg Franz I. von Lob überfließt, wird Jeder begreiflich finden, welcher die große Färllichkeit und blinde Bewunderung Maria Theresia's für diesen schönen und leutjeligen Gemahl kennt. Daß er alle seine Vorfahren, die alten Kaiser, an Ruhmesthaten übertroffen, wie das Epitaphium bemerkt, ist, gelinde gesagt, unwahr, daß er sich Gefahren auf dem Schlachtfelde ausgesetzt, war eine fromme Meinung, doch erklärte sich Oesterreich mit der prunkhaften Aufschrift ziemlich einverstanden. Franz I. war eine beliebte Persönlichkeit, die nachsichtige Milde seines Charakters gegenüber der großen Sittenstrenge der Königin von Ungarn gewann ihm die Herzen, sein joviales, heiteres Wesen, selbst die galanten Abenteuer, welche man ihm schuld gab, verschafften ihm eine Popularität, wie sie vielleicht Keiner seiner Vorfahren genossen hatte.

An der linken Seite der Grabstätte, wo die Gebeine der

großen Kaiserin ruhen, befindet sich eine zweite Inschrift. Sie ist voll des Lobes und doch wahr, sie zählt eine Menge Ruhmesthaten auf und lügt nicht, sie preist die verstorbene Kaiserin als Beispiel aller Tugenden und schmeichelt nicht. Ja, sie war gütig, sie war standhaft, sie war voll Frömmigkeit, das Vaterland dankte ihr wirklich so Vieles und noch mehr, als ihr die Grabchrift nachrühmt. Der moderne Großstaat Oesterreich ist Maria Theresia's Werk, sie war die zweite Gründerin der Monarchie. Zugleich schlug ein menschlich-bürgerliches Herz unter den Falten des Purpurs, sie sprengte uralte Fesseln, und löste die Glieder ihrer Unterthanen von den schweren Eisenringen los. Die Aufhebung der Folter und des Jesuitenordens in den Erbländern allein verdiente den heißen Dank von Mit- und Nachwelt.

Noch finden sich die Särge der Frauen Joseph II., der vielgeliebten und schönen Isabella von Parma, der ungeliebten und unglücklichen Josepha von Bayern, endlich der Lieblingstochter Maria Theresia's, jener Marie Christine, welcher ihr Gemahl, Prinz Albert von Sachsen-Teichen, das großartigste Grabmonument Wiens in der Augustinerkirche durch den berühmten Canova errichten ließ.

Auffallend ist es, unter all' den Särgen des habsburgischen Hauses plötzlich auf ein Grabmonument zu stoßen, das einen völlig fremden und man möchte sagen nicht hieher passenden Namen trägt. Daß uns aber so Auffälliges begegnet, ist ein Werk der Dankbarkeit. Die Inschrift selbst besagt deutlich, daß Maria Theresia aus Dankbarkeit für die ihr durch die Obersthofmeisterin Gräfin Fuchs gewordene Anleitung zur Tugend, der Dahingegangenen dieses Denkmal errichtet habe.

Wenn man die Anschauungsweise jener Zeit und der damaligen Monarchen richtig zu würdigen versteht, erst dann erhält die Einreihung des gräßlichen Sarges unter all' die Nachkommen der römischen Anicier und Perleonen ihren wahren Werth.

Gräfin Fuchs war die Urenkelin eines wilden Kriegobersten, der zu Beginn des dreißigjährigen Krieges in Oesterreich lebte, und alle die Andern stammten vom Alemannenherrzog Ethilo, und hatten vielleicht mit Hülfe des lothringischen Pfropfreises selbst carolingisches Blut in den Adern.

Eine lange Inschrift zeichnet den Sarg Maria Theresia's, der Gemahlin Franz II. aus; dasselbe ist der Fall mit dem Epitaphium auf dem nachbarlichen Grab ihres achtjährigen Sohnes Joseph Franz Leopold. *«Mit sicherem Finger,»* heißt es unter Anderem, *«wußte er auf den Landkarten Grenze und Gegend zu bezeichnen, aber Gottes Finger bezeichnete ihm selbst ein weit entfernteres glückliches Land, nach dem er wandern, aber nicht mehr zurückkehren sollte.»*

Dort, wo diese Särge stehen, betete Maria Theresia oft lang und viel am Grabe ihres so heiß geliebten schönen und großen Kaisers, hier geschah es auch, daß Maria Theresia in ihrem letzten Lebensjahre, da sie wegen körperlicher Gebrechlichkeit in die Gruft hinabgelassen werden mußte, bei ihrer letzten Anwesenheit, als der Strich zufällig zerissen war, laut ausrief: *«Er will mich nicht mehr von sich lassen, mein Franz, o habe Geduld, ich komme bald.»*

Einfach, wie Joseph II. im Leben war, ist auch seine Begräbnisstätte, ganz in der Nähe jener vielgeliebten Erzherzogin Elisabeth, der ersten Gemahlin des nachmaligen Kaisers Franz.

Man kann mit Sicherheit darauf zählen, daß jeder Besucher dieser Gruft am Sarge Joseph II. einen Augenblick verweilt. Der Todte ist Allen theuer, jedes Herz fühlt sich zu ihm hingezogen, und wer seine Humanität, die erhabenen Bestrebungen seiner kurzen Regierung nicht zu würdigen versteht, der würdigt doch das Unglück des viel verkannten Fürsten. — Hier liegt ein gekrönter Blutzuge der Zivilisation begraben, ein Mann, den die Zerstörung des Werkes der Finsterniß das beste Herzblut kostete, ein moderner und doch so tragischer Held; hier ruht Oesterreichs großer Reformator, ein Ritter vom Geist, wie sein Ahnherr der erste Maximilian

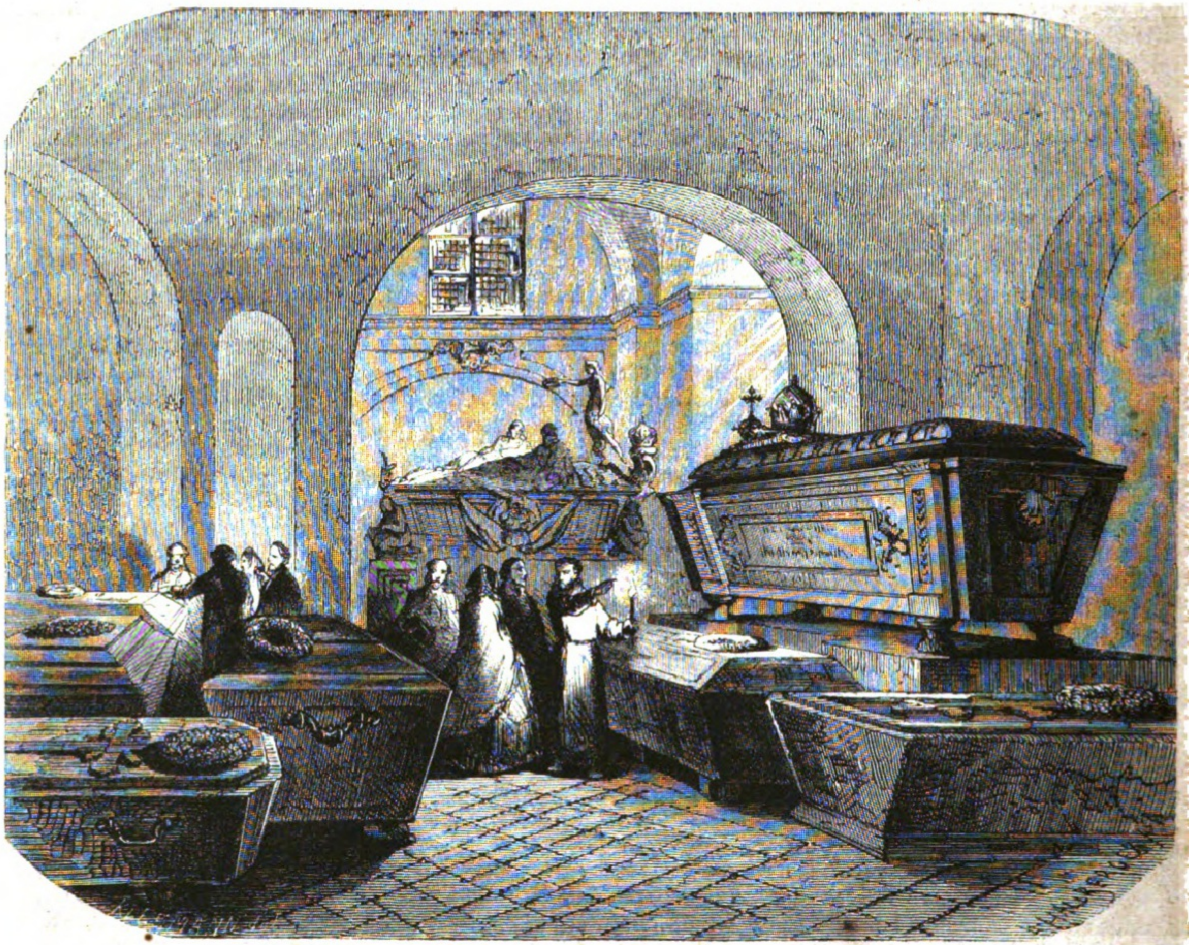
Einer vom Schwerte war. Hier schläft der gewaltige Kriegsherr der Aufklärung, welcher Vorurtheil und Mönchsherrschaft auf's Haupt schlug, hier modern die Gebeine jenes fürstlichen Johannes, welcher das Evangelium des Lichtes und der Freiheit verkündigte, und — so Gott will — der Vorläufer eines politischen Messias sein soll, der das große Werk einst vollendet.

Gehen wir an Leopold II. Sarg vorüber, die zweijährige Regierungsperiode dieses Monarchen bezeichnet ja nur das Einlenken in die alten Bahnen, den Beginn der Restauration und Reaktion.

Merkwürdiger im Leben wie im Tode ist der Bewohner dieses etwas mehr in die Augen fallenden Sarges «*amorem populi meum*», es ist der Sarg des letzten deutschen Wahlkaisers und ersten österreichischen Erbkaisers. Hier ruht,

wie die Inschrift besagt, «*Franciscus primus Austriae imperator*». — Unter Franz wiederholten sich die leopoldinischen Wunder; der Heros des Säkulum's stürzte aus dem feurigen Sonnenregen, mit welchem er die glänzendsten Geleise um die Welt zog, und Kaiser Franz, der sich so viel darauf zu Gute that, wenn es nöthig wäre, einen brauchbaren Hofrath abgeben zu können, Kaiser Franz behauptete sich in seinem Reich, wie in den Herzen seiner Unterthanen. Er behauptete sich trotz völlig ruinirter Finanzen, unsäthiger Heerführer und des zu keiner Zeit scharfer hervortretenden Polizeistaates. Als Privatmann untadelhaft, konnte er, ganz adäquat der beliebten patriarchalischen Anschauungsweise jener Zeit, seinem Volk als Vorbild eines biedereren Hausvaters gelten.

Als er starb (1835) wurde das sogenannte Gouvernement paternel mit ihm begraben und eingefargt, eine neue



Die Kaisergruft im Kloster der Kapuziner zu Wien.

Zeit begann, ein neuer Geist regte die Schwingen, die eiserne Reiterstatue Joseph II. flammt auf in wundervollem Lichte, und am Sarg des edlen Fürsten soll in stiller Nacht, in der Todesnacht des alten Kaisers, eine Feuerkerze ihren lichten Stiel geöffnet haben.

Das Jahr 1847 rief, wie die Inschrift eines noch ziemlich neuen Sarges meldet, einen der größten Heerführer Oesterreichs vom Armeebefehl ab, es ist der Held von Aspern, Erzherzog Karl, der hier den ewigen Schlaf schläft. Man hätte es dem Mann mit den strengen Zügen nicht angesehen, welcher Geist der Milde ihn beherrschte. Es kann kein gütigerer, freundlicherer Familienvater gedacht werden als jener Feldherr, von dem man behauptete, daß er und nur er allein dem größten militärischen Genie des Jahrhunderts, dem ersten Napoleon, ebenbürtig gegenüber gestanden habe.

Werfen wir noch einen einzigen Blick auf den letzten Sarg, zu dessen Häupten ein frischgrüner Blumenkranz liegt. Der Kranz ist so frisch als das elterliche Leid. Es ist das erste Kind des jugendlichen Herrscherpaares, das gegenwärtig auf Oesterreichs Thron sitzt, die Namensgenossin der Großmutter, die kleine Erzherzogin Sophie.

Die kleine Prinzessin, deren Ueberreste der blumengeschmückte Sarg verschließt, war die erste Lenzblüte ehelicher Liebe und ehelichen Glückes. Möge die früh verwelkte Blüte ein Sühnopfer sein fortbauenden Glückes und frohen Gedeihens jenes Familienbandes, das sich um das Herrscherpaar schlingt.

Der Thurmbau zu Babel.

Von
Alexander Herz.



Die „Sprachverwirrung“ beim Thurmbau zu Babel.

Moses erzählt im ersten Buche des Pentateuch, die Nachkommen Noah's hätten im Lande Sinear einen Thurm erbaut so hoch, daß die Spitze bis zum Himmel reichen sollte, damit sich die Erbauer, wenn sie sich nach vielen Gegenden zerstreuen würden, ein Denkmal bei der Nachwelt setzten. Gott aber, dem dieß Unternehmen mißfiel, zerstreute sie, indem er „ihre Sprache verwirrte“ und die Menschen über die

Erdoberfläche verbreitete. Die Stammverwandtschaft ist in diesem Thurm, an dem die Völker gemeinschaftlich arbeiteten, die Sprachverschiedenheit in der Verwirrung symbolisirt. Den Thurm machten die Talmudisten 70 Meilen hoch, orientalische Ueberlieferungen 10,000 Klaster, andere nur 25,000 Fuß, und ließen eine Million Menschen 12 Jahre daran arbeiten. Nach Einigen bauten sie den Thurm auf Nimrod's Befehl

zum Schutze gegen eine etwa wiederkehrende „Flut“, nach Andern um sich bei ihren Hinz- und Herzügen wieder zusammenzufinden. Zu Babylon besand sich auf der Ostseite des Euphrat wirklich ein großes thurmähnliches Gebäude, dessen viereckige Basis 600 Fuß an jeder Seite gemessen und 600 Fuß hoch gewesen sein soll. Diesen Tempel beschreibt Herodot als einen Thurm von acht Absätzen, außen mit Wendeltreppen umzogen, in der halben Höhe mit einem Ruheplatz und Sigen; im obersten Absatz war der eigentliche Tempel ohne Standbild, dieser Gipfel diente zugleich zu astronomischen Beobachtungen. Ein zweiter Tempel war unten im Thurm und enthielt ein großes Götterbild auf einem Thron, vor welchem ein Tisch, Statue, Tisch und Thron waren dem Kerne nach von Holz, aber ganz mit Gold überzogen. Außerhalb des Tempels standen zwei Altäre, der kleinere mit Goldblech ausgekleidet, und eine zwölf Ellen hohe und ebenfalls goldblechene Bildsäule. Nach Einigen ließ Keres den Thurm einreißen, nach Andern verfiel er später. Noch jetzt glaubt man in einem 190 Fuß hohen, 1525 Fuß im Umfang haltenden Steinhaufen, dessen Seiten genau nach den Himmelsgegenden gerichtet sind, die Reste dieses Gebäudes zu sehen. Von der Ostseite her unterscheidet man deutlich zwei Absätze, deren erster 60 Fuß Höhe hat. Diese Ruine ist jedenfalls die des Baalstempels, von dessen acht Absätzen noch drei zu erkennen sind. Wie viel Steine vom „Thurm zu Babel“, den die mosaischen Urkunden schildern, in diesem Trümmerhaufen vorhanden sind, darüber werden die Gelehrten wohl uns nimmer Auskunft geben können.

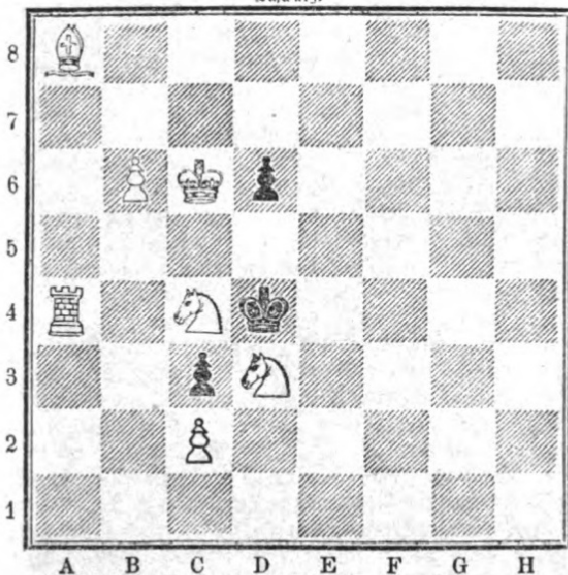
Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 4.

Von Herrn Schuhsler in Düsseldorf.

Schwarz.



Weiß.

Auflösung von Nr. 2 und 3.

Weiß.

Schwarz.

- Nr. 2. 1) ♖. H 6 — F 4 † . . . 1) ♞. E 5 nimmt F 4.
 2) ♜. B 6 nimmt E 3 † . . . 2) ♞. F 4 nimmt E 3 oder — E 5.
 3) ♞. C 3 — E 2 Schach und Matt, oder
 ♞. B 2 — D 3 Schach und Matt.
- Nr. 3. 1) ♞. A 1 — B 2 1) ♖. A 7 — B 8.
 2) ♜. A 6 — A 7 2) ♖. B 8 nimmt A 7.
 3) ♞. H 1 — A 1 3) ♖. A 7 — B 8.
 4) ♞. A 1 — A 8 4) ♖. B 8 — A 7.
 5) ♞. A 8 — H 8 Schach und Matt.

Der Wüstenvogel.

Australischer Roman

von

Clas Verthet.

Erstes Kapitel.

Der Goldsucher.

Im Staat Vittoria, an der Grenzschleibe der Zivilisation und der zentral-australischen Wildnis, liegt der Marktflecken Dorling-Station, ein in jenem neuen Lande nicht unbedeutender Platz, da er aus einer ziemlichen Anzahl einstöckiger Häuser besteht, nebst einer Schule sowohl eine katholische als eine protestantische Kirche besitzt, und mit einem guten Gasthofe versehen ist. Der Flecken hat seinen Namen von einem Ansiedler Dorling, der vor fünfzehn Jahren eingewandert war, und das Land umher, so weit das Auge reichte, als Schafwaid und Viehstation benützte, nachdem er aber von den Erzeugnissen seiner Industrie sich bereichert, den Boden in Parzellen verkauft und sich wieder nach Europa zurückgezogen hatte. So wurde das Stationshaus der Krystallisationskern, um welchen im Lauf einiger Jahre der Flecken sich anlagerte, der schon vor der Zeit der Goldströmung einige Bedeutung gewann, da der Hauptweg von Melbourne nach Sidney hier vorbeiführt, und der Punkt eine sehr gelegene Haltestation für Touristen, Viehtreiber und die Schaaaren von Auswanderern bot. Seit aber am Alexandersberg, zu Valarath, zu Vendigo und an anderen Plätzen von Vittoria das kostbare Metall entdeckt war, hatte Dorling durch seine günstige Lage in der Nähe dieser Vertlichkeiten einen mächtigen Aufschwung genommen, da die goldsuchenden Abenteuer aller Nationen, die den Diggings zuströmten, von hier aus ihre Lebensbedürfnisse zu beziehen sich angewiesen sahen.

An einem Abend des Oktobers, eines Monats, welcher der Jahreszeit nach unserem Mai entspricht, hatte ein Trupp von Glucksjägern in dem Wirthshaus von Dorling eingestellt. Die Räumlichkeiten waren so überfüllt, daß die Reisenden sich sogar mit der Veranda als Schlafstätte behelfen mußten, während die Pferde theilweise im Freien, nur an die Wagen angebunden, ihr Nachtquartier fanden.

Es war bereits dunkel geworden, als noch ein einzelner Reiter, der in der Richtung von Melbourne herkam, vor dem Gasthof Halt machte, um eine Nachtherberge zu verlangen. Er mochte ungefähr dreißig Jahre zählen, und war ein großer, kräftig gebauter Mann mit einem von der Tropen-sonne gebräunten Gesicht, dessen schöne, regelmäßige Züge nebst dem sorgfältig gepflegten buschigen Bart einen eigenthümlichen Gegensatz zu dem kühnen, blitzenden Auge und der abenteuerlichen Gewandung des Reisenden bildeten. Er trug eine nicht unelegante Jagdblouse, mexikanische Stiefel und einen breiten Panamahut; auch hatte er um die Schultern nach Art des schottischen Plaid eine brennendrothe wollene Decke geschlungen, unter der man den Knopf eines Revolvers und das Heft eines nachlässig im Gurt stekenden Jagdmessers hervorschauen sah. Seine Bewaffnung wurde durch eine im Bandelier überhängende schöne Doppelbüchse vervollständigt, und die Leichtigkeit, mit welcher er sein prächtiges Ross zu behandeln wußte, zeigte auf den ersten Blick, daß man keinen Goldsucher vom gewöhnlichen gemeinen Schlag vor sich hatte.

Als der Reisende die Ueberfüllung des Hauses bemerkte, zögerte er abzustiegen, und richtete an einen in der Nähe stehenden alten Bettler die Frage, ob es denn keine andere Herberge in dem Orte gebe. Der Mann, welcher an dem Dialekt des Sprechers den Franzosen erkannte, antwortete mit Nein. „Es wird schwer halten, ein Unterkommen zu finden,“ sagte er, „denn obgleich es in den Häusern an Platz nicht fehlt, weil die meisten Männer nach den Minen gezogen sind, so wird es doch unter den Frauen nicht viele geben, die geneigt wären, einen Fremden bei sich aufzunehmen.“

men.“ — „Das ist ärgerlich,“ versetzte der Reisende. „Nun, so muß ich mich eben mit der freien Himmelsluft begnügen — es ist nicht das erste Mal. Aber ich habe in Melbourne vergessen, mich mit Fesseln für mein Pferd zu versehen, und es ist doch nicht rätlich, ein so treffliches Thier frei herumlaufen zu lassen. Habt ihr keinen Laden hier, aus dem ich das Nötige beschaffen kann?“ — „Ich sehe, Ihr seid ein Franzose,“ antwortete der Bettler. „Es sind Landsleute von Euch im Dorf, die ein Store führen, und Euch mit Allem versehen können, was Ihr wünscht.“

Der Fremde dankte dem Bettler für seine Auskunft, warf ihm eine Geldmünze zu, und folgte dessen Weisung nach einem weiter unten in dem Fleden gelegenen, langen, von Gummibäumen beschatteten Haus, vor dem er abstieg und sein Pferd an einem Gartenpfosten festband.

Ein Store heißt in Australien ein großes Magazin oder vielmehr ein Bazar, in welchem die verschiedenartigsten Waaren, Manns- und Frauenkleider, Pferdegeschirr, Haushalt- und Selbstgeräthschaften, trockene Viktualien, Tabak, Bücher, Schafdecken, kurz Alles, was der Kolonist braucht, vorrätig gehalten werden. Das der Familie Brissot bestand aus einem langen, die Front nach der Straße lehrenden Bau, in welchem die Erzeugnisse von fünf Welttheilen in guter Beleuchtung und geschmackvoll geordnet aufgestellt waren. Als Wohngefasse waren zwei gleich dem Haupttheil aus Backsteinen bestehende Flügel angebaut, die einen Rasenhof umgaben. An dem Ende eines jeden Flügels befand sich eine Veranda, und an den Rasenhof schloß sich hinten ein schöner Garten an, in welchem die Fruchtbäume Europas sich mit den immergrünen Bäumen Australiens mischten, so daß in der Hitze der südlichen Sonne das Haus sowohl als seine Inhaberschaft einen erquickenden Schatten fand.

Der Reisende schien sich jedoch für diese Einzelheiten nicht zu interessieren, sondern trat ohne Umstände in das Verkaufslotal, wo er einer Negerin sein Anliegen vortrug. Sein Englisch verrieth indeß auch hier das Geburtsland des Fragers; denn kaum hatte er sich nach Fesseln für sein Pferd erkundigt, als sich hinter einem Schirm von Stoffen hervor eine Silberstimme in der Sprache der Heimat vernehmen ließ: „Ein Landsmann — ohne Zweifel ein Franzose, der erst kürzlich in der Kolonie angekommen ist! Seien Sie willkommen, Monsieur.“ Und zu gleicher Zeit trat eine junge Dame, die sich am Fenster mit einer Nadelarbeit beschäftigt hatte, auf den Fremden zu.

Klara Brissot war eine Blondine mit ausdrucksvoller Physiognomie und einem Auge, das mit dem sanften Blau des Himmels wetteifert. Man erkannte alsbald aus der anmuthigen Ungezwungenheit ihres Wesens, der Zierlichkeit ihrer Bewegungen, und selbst aus dem harmonischen Klang ihrer Stimme, daß sie nicht in England oder in den englischen Kolonien geboren war. Ihren Körper umschloß ein hellfarbiges Mouffelingewand von einem Schnitt, wie man ihn sonst in Dorling nicht sah, und die Trägerin nahm sich vielleicht um so reizender darin aus, weil sie es selbst angefertigt hatte. Ihre Haare waren mit anscheinender Nachlässigkeit geordnet, standen aber zu dem lieblichen Antlitz weit besser, als wenn sie von Perlen oder Blumen durchflochten gewesen wären. So erschien die hübsche, lebhafteste Pariserin in dem fremden Land wie eine jener exotischen Pflanzen, deren Farbenpracht man vornehmlich um des Gegensatzes willen bewundert, welchen sie zu den Gewächsen bilden, in deren Mitte sie zu blühen und zu verwelken verurtheilt sind.

Bei der dem Fremden geltenden Ansprache hatte Klara nur ihrem Instinkt nachgegeben, ehe sie der Person desselben ansichtig geworden; als sie aber dem bligenden, dunklen Auge des Unbekannten begegnete, ließ sie das Haupt sinken und erröthete. Auch der Reisende schien von der anmuthigen Erscheinung überrascht zu sein, war aber zu sehr Weltmann, um dieß zu verrathen, und entgegnete: „Es macht mir eine große Freude, hier einer Landsmännin zu begegnen, die in so hohem Grade geeignet ist, die Schönheit und Anmuth

unserer Französinen zu vertreten.“ Ohne Zweifel war das arme Kind nicht an eine solche Sprache gewöhnt, oder pflegte die Bewunderung, die es einflößte, sich in einer anderen Weise auszudrücken; denn Klara erröthete in neuer Verwirrung und trug, um ihre Verlegenheit zu verbergen, der Negerin, welche den ehrgeizigen Namen Semiramis führte, auf, dem Herrn einen Sitz zu bringen. „Sie sind ohne Zweifel noch nicht lange in der Kolonie?“ fügte sie bei. — „Erst seit zwei Tagen,“ lautete die Antwort. „Ich komme von Melbourne und bin im Begriff, mich nach den Minen zu begeben, in denen ich morgen Abend anzulangen hoffe.“ — „Ah, Sie wollen nach den Minen gehen? Ist es wohl unbeschwerlich, zu fragen, in welcher Stadt Frankreichs Sie sich zuletzt aufgehalten?“ — „Durchaus nicht, mein Fräulein, ich lebte stets in Paris, wo ich geboren bin.“ — „In Paris?“ wiederholte Klara lebhaft, eilte nach dem Ende des Magazins und rief: „Mama, kommen Sie geschwind. Es ist ein Reisender hier, ein Franzose, der von Paris kommt.“ Auf diesen Ruf trat eine Dame von etwa Vierzig, die indeß bei ihrer Erfahrung in der Kunst der Toilette kaum als fünfundsiebenzigjährig erschien, in das Magazin. Es zeigte sich allerdings schon Runzeln hinter den äußeren Augenwinkeln; aber dessenungeachtet war sie trotz ihrer Körperfülle noch so frisch und rosig, daß sie für Klara's ältere Schwester gelten konnte. Dagegen zeigte sie in ihrem Anzug eine Ueberladung mit Falteln, Bändern, goldenen Ketten und Armspangen, die sich weniger mit dem guten Geschmack vertrug, und der gleiche Mangel machte sich auch in ihrem anspruchsvollen, gezierten Wesen bemerklich, das dem Reizenden nicht entgehen konnte, aber ihm nicht eben zu mißfallen schien, sofern man es mit dem, was man in der Heimat lächerlich finden würde, in der Fremde nicht so genau nimmt. Er verneigte sich achtungsvoll vor der Dame des Hauses, die ihm nach englischer Sitte die Hand reichte, und nahm auf ihren gnädigen Wink seinen Sitz wieder ein.

„Wie glücklich schätze ich mich,“ sagte Madame Brissot, „in diesem Land der Wilden einen Franzosen empfangen zu können. Wir sehen freilich oft Landsleute in Dorling; aber es sind in der Regel ungebildete Menschen, rohes Auswandererthum und Abenteuer ohne Erziehung, wie man im gegenwärtigen Fall leicht sehen kann,“ sie sagte dieß mit einem bezaubernden Lächeln, „einem Mann comme il faut, einem . . .“ — „Entschuldigen Sie, Madame,“ entgegnete der Fremde derb; „ich will Sie über meine Person nicht im Irrthum lassen, sofern auch ich nichts weiter als ein armer Teufel von einem Goldsucher bin.“ Dieses Zugeständniß schien Madame Brissot, wie früher die Tochter, nicht ganz angenehm zu berühren, indeß fand sie sich schnell in die Sachlage und erwiderte: „Es ist nicht unehrenhaft, nach den Placern zu gehen. Sind nicht fast alle Männer von Dorling dort, der meinige nicht ausgenommen? Freilich gibt sich Monsieur Brissot nicht mit dem Goldgraben ab, sondern hält ein Store, mit dem er sehr gute Geschäfte macht; denn das hiesige dient nur als Zwischenlager, und wir müssen ihm alle acht Tage frische Waaren schicken. Doch lassen wir dieß und sprechen wir lieber von meinem theuren Paris, aus dem ich seit unseren Malheurs keine direkten Nachrichten mehr erhalten habe.“ Sie begleitete die letzteren in melancholischem Ton gesprochenen Worte mit einem Seufzer. — „Auch meine Nachrichten sind keine sehr neuen,“ sagte der Fremde; „denn obgleich ich den größten Theil meines Lebens in Paris verbrachte, habe ich doch, um hieher zu kommen, einen ziemlich Umweg gemacht. Ich habe mich seit meinem Abgang von Paris, der vor etwa sechs Jahren stattfand, in Nord- und Südamerika, namentlich in Kalifornien und Brasilien umgetrieben.“ — „Hab' ich Dich denn falsch verstanden, Klara? Gleichviel; obgleich wir, wie ich sehe, ziemlich zur nämlichen Zeit Frankreich verließen, können wir doch ein wenig mit einander von unserem lieben Paris plaudern.“ Der Fremde ging mit höflicher Bereitwilligkeit auf eine Unterhaltung ein, welche sich, obgleich die Tochter keinen Antheil nahm, ziem-

lich in die Länge zog. Es stellte sich indeß bald heraus, daß sich der Reisende in einer ganz anderen Welt bewegt hatte, als Madame Briffot, frühere Handelsfrau in der Rue Saint Denis, die nur für das Krämervolk und die Vergnügungen der kleinen Bourgeoisie besonderes Interesse zeigte. Sie konnte daher dem Drang nicht widerstehen, ihren Gast zu fragen, welche Stellung er in Paris eingenommen habe. „Meine Stellung,“ lautete die Antwort, „war die eines lebenslustigen reichen jungen Mannes; ich heiße Justin de Martigny und stamme aus einer angesehenen normannischen Familie. In der Heimat hat man meinem Namen den Titel Vicomte beigelegt; doch auf den Placets von Kalifornien und in der brasilianischen Pampas war er mir unnütz, wie es auch in den australischen Diggings der Fall sein wird. Was helfen in der neuen Welt die Titel der alten? Ich werde mir durch meine physische Kraft, meinen Muth und meine Geschicklichkeit in Führung der Waffen forthelfen müssen.“ — „Aber wie konnte sich ein Mann von Ihrem Rang entschließen,“ versetzte Madame Briffot erstaunt, „Frankreich und Europa zu verlassen, um nach diesem aus der Welt draußen liegenden Land zu kommen?“ — „Ich habe Ihnen bereits gesagt, Madame, daß ich reich war; aber mein Vermögen ging — ich weiß nicht ob durch meine oder anderer Leute Schuld — zu Grund, und so hat denn die Nothwendigkeit — doch dieß erinnert mich, daß ich die nächste Nacht im Freien werde zubringen müssen und daher Fesseln für mein Pferd brauche. Kann ich sie in Ihrem Store haben?“ — „Gewiß,“ erwiderte Madame Briffot, die jetzt mit einem Mal ganz Geschäftsfrau war. „Wir führen Alles, was man im Busch braucht. Semiramis, Pferdeesseln! — Aber es gibt eine Regennacht, lieber Landsmann, und das Herz blutet mir bei dem Gedanken, daß Sie im Freien kampiren sollen. Sie sagen, im Gasthof gebe es keinen Platz, und da in unserm Hause lauter Frauenzimmer sind, so schickt es sich nicht für uns.“ — „Mama,“ nahm jetzt Klara schüchtern das Wort, „glauben Sie nicht, daß unser freundlicher Nachbar Denison, der Friedensrichter von Dorling, auf unser Fürwort den Herrn aufnehmen wird?“ — „Gewiß, meine Liebe, namentlich wenn Du ihn darum bitten läßt. Ich will Semiramis zu ihm schicken. Nehmen Sie gefälligst wieder Platz, Herr Vicomte, wir werden sogleich Antwort haben.“

Die Regerin wurde abgeschickt und lehrte bald mit einem ältlichen Mann, dessen Aeußeres den Diener von einem guten Haus verrieth, wieder zurück. Der Friedensrichter ließ anzeigen, daß er sich ein Vergnügen daraus mache, den französischen Herrn zu beherbergen. „Ich wußte es ja,“ sagte Madame Briffot. „Gehen Sie jetzt; William wird Sie seinem Herrn vorstellen — und sagen Sie Mr. Denison,“ fügte sie englisch gegen den Diener bei, „daß ich ihn bitte, heute Abend mit seinem Gast zum Thee herüber zu kommen.“

Zweites Kapitel.

Der Diamant.

Zwei Stunden später sehen wir den Vicomte mit seinem Wirth in den Gesellschaftsalon der Dame Briffot zum Thee eintreffen. Der letztere ist ein großer Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, mit blonden Haaren und frischem, rosigem Gesicht, dessen sanfter Ausbruch einen auffallenden Gegensatz bildet zu einer gewissen Steifheit in seinem Benehmen, vielleicht eine Wirkung amtlichen Selbstbewußtseins, denn der Leser weiß bereits, daß Richard Denison in Dorling die Würde eines Friedensrichters bekleidet. Im Salon, auf dessen Tisch ein feiner Service von japanischem Porzellan aufgestellt ist, fällt uns zuerst Madame Briffot in die Augen, die an der Seite ihrer einfach gekleideten Tochter mit bloßen Schultern und Armen wie ein Heiligenschein herausgeputzt auf einem Divan thront. Auch zwei nicht zur Familie gehörige Personen sind eingeladen worden, Mr. Owens, ein Surveyor oder Steuerbeamter, eine in der Kolonie nicht unbedeutende Persönlichkeit, und seine Tochter, die mit Klara

in gleichem Alter stehen mag. Miß Rachel Owens übertrifft vielleicht einigermaßen die gewohnte Prüderie der Damen ihrer Nation, und ein heikler Beobachter dürfte wohl ihre Haare allzu grell blond finden; außerdem aber ist sie ein großes, schlantes Mädchen von blühender Gesichtsfarbe und sanftem, etwas phlegmatischem Charakter, welcher die kleinen Mängel ihrer Erziehung bald vergessen macht. Sie ist Klara's intime Freundin und gewohnt, den größten Theil ihrer Zeit, wenigstens denjenigen, welchen sie ihrem Lieblingsstudium, der Naturgeschichte, abbrechen kann, in dem Store zuzubringen.

Madame Briffot bewillkommnete Martigny und Denison mit großem Eifer, während Klara bei dem Anblick des jungen Friedensrichters wie eine Rose erglühte. Martigny wurde dem Surveyor, einem Engländer von ziemlich rohem und gemeinem Schlag, vorgestellt, und Madame Briffot versäumte nicht, bei dieser Gelegenheit den Titel ihres Landsmanns gehörig zu betonen, da ein Adelstitel nirgends so viel Respekt einflößt als in dem demokratischen England. Auch auf Mr. Owens verfehlte er nicht seinen Eindruck, da dieser dem Goldsucher sofort mit linkscher Befangenheit die Hand reichte und zu stottern anfang: „Schätze mich glücklich, Sie kennen zu lernen, Sir — große Ehre für mich — schmeichle mir — ganz zu Ihren Diensten, Sir.“ Während Martigny mit einem Anflug von Ironie auf dieses etwas primitive Compliment antwortete, näherte sich Richard dem Fräulein Briffot, reichte ihr die Hand, und wünschte ihr mit einfacher Herzlichkeit einen guten Abend, ein Gruß, der in derselben freundlichen Weise erwidert wurde.

Bald saß die Gesellschaft um den Theetisch her, und man begann sich in französischer Sprache, die nur Mr. Owens nicht verstand, zu unterhalten. Der Surveyor fand darin keine Ungebühr. Seine Tochter hatte in England einige französische Lektionen genommen, redete aber bei ihrer Ankunft in Dorling die fremde Sprache nur sehr unvollkommen, und es war deßhalb dem Vater lieb, daß sie sich in dem Umgang mit Klara darin besser ausbilden konnte. Aus eben diesem Grunde erschien ihm auch die Unterhaltung jenes Abends in dem Licht einer Lektion, die seiner Tochter gratis ertheilt wurde, und er tröstete sich für sein nothgedrungenes Stummbleiben damit, daß er alle seine Aufmerksamkeit den Sandwiches und Kuchen zuwandte.

Der Vicomte fand sich mit Leichtigkeit in diese neue Gesellschaft und sagte, als er seine Tasse Thee kostete: „Ich habe in der That heute Ursache, Betrachtungen anzustellen über die Wandelbarkeit der menschlichen Dinge und über die geheimnißvolle Macht, die all' unser Sorgen zu Schanden macht. Vor noch nicht zwei Stunden glaubte ich nicht anders, als ich werde, in meine Decke gehüllt und dem kalten Regen sowohl wie den Muskitos, Storpionen und schwarzen Schlangen ausgesetzt, die Nacht im Wald zubringen müssen, und nun sitze ich als wohlausgenommener Gast unter einem behaglichen Dach, erfreue mich einer lederen Bewirthung, und befinde mich in einer so achtbaren und angenehmen Gesellschaft, wie sie mir seit meiner Abreise von Frankreich nicht wieder begegnet ist.“ — „Eine Nacht im Freien,“ meinte Miß Rachel, „entbehrt vielleicht nicht allen Zaubers, wenn Monsieur de Martigny ein Freund der Natur ist. Man kann da eine große Anzahl von Thierarten beobachten, von denen man in Europa nichts weiß — die Opossums, die Koatis und die Moreports (ein kukulartiger Vogel), die nur Nachts ausziehen. Sie kennen ohne Zweifel das Moreport, liebe Klara?“ fügte sie gegen ihre Freundin bei. — Klara hatte in diesem Augenblick ihre ganze Aufmerksamkeit den leisen Worten zugewendet, die Richard Denison ihr zuflüsterte; sie fuhr daher zusammen und stotterte: „Nein, Rachel, ich kenne es nicht.“ — „Wie, Sie kennen das Moreport nicht,“ rief Miß Owens, „und sind doch schon beinahe sechs Jahre in der Kolonie? Lieber Himmel, was lernt man denn in Frankreich? In ganz Großbritannien oder auch in Deutschland gibt es kein gebildetes Fräulein, das nicht einige Kenntniß in der Naturgeschichte oder wenigstens in der Botanik,

dieser Wissenschaft besäße, welche wie keine andere für eine Dame paßt.“ — Da Klara befangen schwieg, so nahm ihre Mutter für sie das Wort: „Nicht alle Länder haben denselben Brauch, Miß Owens. Bei uns lernen die jungen Mädchen Tanzen, Klavierspielen, Zeichnen.“ — „Recht hübsche Sachen,“ fiel Martigny ein, „die sie nach ihrer Verheirathung zu vergessen sich beeilen, weil sie ihnen unnütz geworden sind. Entschuldigen Sie, Madame Brissot, aber ich muß Miß Owens' Partei nehmen gegen die Erziehung, welche man den jungen Französinen zu geben pflegt, denn es scheint mir, daß man wie anderwärts so auch bei uns auf die Naturkunde mehr Rücksicht nehmen sollte. Was ich in Betreff der jungen Damen sage, gilt ebensogut für unsern jungen männlichen Nachwuchs; denn ich habe im Laufe meiner Reisen oft

Anlaß gefunden, meine Unwissenheit zu beklagen. Als echter Pariser bin ich nicht im Stande gewesen, eine Giche von einer Buche zu unterscheiden, und ich habe auf eigene Kosten mit allerlei naturhistorischen Persönlichkeiten Bekanntschaft machen müssen, von denen ich nicht einmal den Namen wußte. Eine davon war ein grauer Bär. Ich nahm einmal im Red River (in Amerika) ein Bad, als ich plötzlich bemerkte, daß eine solche Bestie sich am Ufer mit meinen Kleidern zu schaffen machte. Von Bären hatte ich bisher nichts gesehen als die tragen Thiere, welche die Savoyarden in unseren Straßen herumführen; ich hielt daher auch diesen Patron nicht eben für gefährlich und machte, daß ich aus dem Wasser kam, um meiner armen Garderobe zu Hülfe eilen zu können. An einem Baum stand mein Gewehr angelehnt, das ich vor dem



Der Diamant.

Bad zur Entenjagd benützt hatte. Dieß war nun freilich keine für einen solchen Gegner geeignete Waffe; aber in meinem Aerger, meine Gabeligkeiten in solcher Weise zerzaust zu sehen, drückte ich beide Läufe auf den Grautopf ab. Zum Glück hatte ich mit diesen ersten Entladungen den Patron in die Augen getroffen, denn sonst wäre es mir nicht so gut geworden, mein Abenteuer Jemand anders erzählen zu können. Der Bär war zwar geblendet, aber noch lange nicht getödtet, und ich trage noch die Spuren von seinen Taphen auf meinem Rücken mit herum. Dieß war meine erste Lektion in der Naturgeschichte.“

Miß Rachel hatte gleich den Uebrigen dieser Erzählung aufmerksam zugehört; es mußte aber doch etwas darin vorkommen, was ihr „Holing“ erschien, denn die verschämte Engländerin schlug die Augen nieder und sprach kein Wort. Martigny fuhr fort: „Meine zweite erhielt ich in den Pampas von Brasilien, in denen ich mich mit einem Goucho, dessen Sprache ich nur unvollkommen verstand, umtrieb. Eines schönen Abends war ich irre gegangen und suchte eben, das Gewehr in der Hand, einen wilden Stier zu erlegen, um mir ein Nachtessen zu bereiten, als ich in dem hohen Gras zwei funkelnde Augen auf mich geheftet sah. Der Goucho, der in einiger Entfernung auf seinem Pferd saß (man sieht nämlich einen Goucho nie anders als zu Roß), rief mir etwas zu, was ich nicht verstand, und da ich es einfach mit einer wilden Kage zu thun zu haben glaubte, so drückte ich meine Büchse auf den Zwischenraum zwischen den beiden Augen ab, die mir so viel Aufmerksamkeit widmeten. Doch die Kugel prallte wie von einem Felsen ab, und im nächsten Augenblick stürzte ein ungeheures Thier auf mich los. Es war ein

tigny fuhr fort: „Meine zweite erhielt ich in den Pampas von Brasilien, in denen ich mich mit einem Goucho, dessen Sprache ich nur unvollkommen verstand, umtrieb. Eines schönen Abends war ich irre gegangen und suchte eben, das Gewehr in der Hand, einen wilden Stier zu erlegen, um mir ein Nachtessen zu bereiten, als ich in dem hohen Gras zwei funkelnde Augen auf mich geheftet sah. Der Goucho, der in einiger Entfernung auf seinem Pferd saß (man sieht nämlich einen Goucho nie anders als zu Roß), rief mir etwas zu, was ich nicht verstand, und da ich es einfach mit einer wilden Kage zu thun zu haben glaubte, so drückte ich meine Büchse auf den Zwischenraum zwischen den beiden Augen ab, die mir so viel Aufmerksamkeit widmeten. Doch die Kugel prallte wie von einem Felsen ab, und im nächsten Augenblick stürzte ein ungeheures Thier auf mich los. Es war ein

prächtiger Jaguar, und ein einziger Schlag seiner Tazze schleuderte mich blutend zehn Schritte weit fort. Wahrscheinlich wollte er seine Liebtöfungen nicht hierauf beschränken, denn er eilte mir hurtig nach; aber jetzt kam auch mein Goucho herangesprengt und schwang seinen Lasso in der Luft. Schon fühlte ich den heißen Athem der Bestie an meinem Leib, da sauste der Lasso einher und umschnürte sie mit seinen ersticken- den Ringen. Ich glaubte meinem Retter Dank schuldig zu sein, doch meine derartigen Kundgebungen waren an dem Goucho rein verloren, der mir einfach zu verstehen gab, es sei ihm nicht so fast um meine, als um die Haut des Jaguars zu thun gewesen, da in seinen Augen die erstere nichts, die letztere aber gut ihre zehn Dollars werth sei. Sie sehen, meine Damen, in welcher Weise ich mir einige Kenntnisse in der amerikanischen Thierkunde erwarb. Vergleichen belehrende Erfahrungen könnte ich noch eine hübsche Anzahl mittheilen, begnüge mich aber mit der Bemerkung, daß ich der Ansicht von Miß Owens über den Nutzen naturgeschichtlichen Wissens vollkommen beipflichte. — „Sie haben viele Gefahren durchgemacht, Herr Vicomte,“ bemerkte Alara bescheiden, „so daß man glauben sollte, sie hätten Ihnen dieses abenteuerliche Leben entleiden können.“ — „Hätte ein schönes, edles Wesen wie Sie, mein Fräulein, an meinem Schicksal Antheil genommen, so würde ich es vielleicht für der Mühe werth gehalten haben mich weniger auszusetzen, so aber konnte der graue Bär mich in seinen Armen erdrücken oder der Jaguar zerreißen, ohne daß sich Jemand darum gekümmert hätte.“ — „Wie, haben Sie denn in Europa keine Familie, keine Freunde zurückgelassen, die sich auf Ihre Heimkehr freuen?“ — „Familie? O ja, in der Provinz habe ich eine hübsche Anzahl von Vettern, die sich freuen würden mich zu beerben, wenn ich etwas zu vererben hätte, aber sie werden sich wohl in Acht nehmen mich anzuerkennen, wenn ich arm und in Lumpen wieder heimkehre. Freunde? Einige gute Jungen, die vielleicht jetzt zu Paris auf dem Boulevard italien sitzen, würden wahrscheinlich so weit gehen, mir auf meine Ansprache und unter der Bedingung, ihre Großmuth nicht zum zweiten Mal auf eine ähnliche Probe zu setzen, einen Louisd'or zu borgen, daß ich damit dem schreienden Hunger wehre. Ich kann sie hören, wie sie bei einer Cigarre zu einander sagen: „Was ist wohl aus dem armen Martigny geworden?“ — „Ma foi, man hört nichts von ihm; er wird ohne Zweifel todt sein.“ — „Der todt? Glaub's nicht; er hat ein Leben zäher als eine Kage. In keinem Duell hat man ihm etwas anhaben können, und ich wette fünfzig Louisd'or, daß er wieder kommt!“ — „Gilt!“ Man merkt sich die Ueber-einkunft in dem Wetttuch vor und wartet. Komme ich nun zurück, so umarmt mich der Eine herzlich und der Andere wünscht mich zum Teufel. O wie süß ist's, einen Freund zu haben!“ Martigny nahm seine Tasse und schlürfte mit affectirter Feinschmecterei den Thee. Die Menschenverachtung, die aus den Worten des Vicomte sprach, berührte Alara schmerzlich, und sie wagte nichts zu erwiedern; ihre Mutter aber beobachtete nicht dieselbe Zurückhaltung. — „Sie müssen übrigens doch wichtige Beweggründe gehabt haben, Herr Vicomte,“ sagte sie, „daß Sie das herrliche Paris verlassen, Ihr Vaterland mit dem Rücken ansehen, und in fremden Ländern grauen Bären, Tigern und Kängurus nachjagen konnten. Ich stehe dafür,“ fügte sie in schmachtem Tone bei, „Sie haben viel gelitten, und vielleicht blutet noch jetzt Ihr Herz von einer geheimen Wunde.“ — „Ha, so sind die Frauen!“ unterbrach sie der Vicomte barsch, indem er seine Tasse niederlegte. „Sie können den Gedanken nicht verwinden, daß sie die Hauptfiguren in unserem Dasein bilden, und begreifen nicht, daß ein Mann einen großartigen Entschluß fassen kann, ohne daß sie die Veranlassung dazu wären. Rein, Madame, das Motiv, warum ich Frankreich verließ, war keine Liebesverzweiflung. Möglich, daß, wie die Verwandten, wie die Freunde, auch eine Frau sich mir entfremdet hat, nachdem bei mir an die Stelle des Reichthums Armuth getreten war, und vielleicht hat mein gieriges Jagen nach neuen

Schätzen nur in dem Verlangen seinen Grund, sie allesamt eines Tages schamroth zu machen, aber immerhin liefert mir meine Unablässigkeit den Beweis, daß man sich nur mit Geld Liebe, Unabhängigkeit und Glück erkaufen kann.“

Diese kühne Theorie wäre vielleicht ohne Widerspruch geblieben, wenn nicht Richard Denison, der bisher ein stummer Zuhörer gewesen, mit ernstem Tone das Wort ergriffen hätte. „Meinem Gefühl nach,“ sagte er, „gibt es für den edlen Menschen noch viele Dinge, die wünschenswerther sind als Reichthum. Ich nenne vor andern nur das Bewußtsein vollbrachter Pflicht, die Selbstachtung und das Geachtetwerden von seinen Mitmenschen.“ — „Ohne Zweifel,“ versetzte der Vicomte lachend; „aber Sie werden mir zugeben, daß man außerdem auch Brod und Fleisch, Kleidung, Dach und Fach, Möbel und noch viele andere nicht weniger unentbehrliche Dinge nöthig hat.“ — „Wohl; doch um sich diese ersten Lebensbedürfnisse zu sichern, braucht der Mensch nur guten Willen zur Thätigkeit, für welche sich im Handel, in der Industrie und im öffentlichen Dienst ihm ein weites Feld aufthut.“ — „Man sieht wohl; Herr Friedensrichter, daß Sie nie gewisse Entbehrungen erfahren haben, sonst würden Sie besser begreifen, welcher große Unterschied zwischen einer Lehre und ihrer Anwendung stattfindet. Dazu sind die Mittel, die Sie anziehen, von langsamer und unsicherer Wirkung, und ich möchte gerne reich werden, so lang ich noch jung bin; denn was nützen alle Schätze der Welt, wenn man sie nicht mehr genießen kann? In Europa würden gewisse abgezeichnete Convenienzen und engherzige Ansichten mich in der Ausführung meiner Pläne gehindert haben, und so bin ich denn in die Welt hinausgestürzt, ohne in dem Ringen nach Erfolg auf etwas Anderes zu bauen, als auf meine körperliche und geistige Kraft, die vor keinen Schwierigkeiten zurückbeht und sogar in der Gefahr einen Genuß findet. Ich trage das sichere Bewußtsein in mir, daß ich mein Ziel erreichen werde. Oft und oft, zu Wasser und zu Land, habe ich dem Tod in's Auge gesehen, und bin jedesmal durch eine verzeihliche Anstrengung oder durch einen günstigen Zufall glücklich davon gekommen. Deshalb lebe ich auch der Ueberzeugung, daß ich nicht erliegen werde. Und sollte ich mich täuschen — je nun, was kann ich machen? Was liegt am Ende daran, ob man sein Grab sechs Fuß tief unter der Erde, in den Wellen des Meeres oder in dem Magen einer wilden Bestie findet?“ Der Vicomte schien im Verlauf seiner Rede ein ganz anderer Mensch zu werden; der leichte Ton ging in den der Festigkeit und Entschiedenheit über, seine Geberden gewannen den Ausdruck einer hinreißenden Gewalt, und seine schwarzen Augen sprühten von einem entschlossenen Feuer.

Denison ließ sich jedoch nicht durch diese Kundgebung von Kraft und Kühnheit beirren. Nachdem er dem Sprecher aufmerksam zugehört hatte, erwiderte er kalt: „Sie haben in der Zeit einen Fehlariff gemacht, Monsieur, denn heutzutage läßt sich in der neuen Welt nicht mehr im Flug ein Vermögen erringen. Die Stunde der Flubstier und Piraten, welche Städte niederbrannten und die Meere unsicher machten, ist vorbei, und in der neuen wie in der alten Welt kommt man nur noch auf dem langsamen Weg der Arbeit, des Handels und der Industrie in ehrenhafter Weise zu einem Vermögen.“ — „Ihr salbungsvoller Spruch,“ entgegnete Martigny, der bei diesen verletzenden Worten leicht die Stirne furchte, „wäre recht gut am Platz einem Angeklagten gegenüber, den Sie in's Verhör zu nehmen haben; gleichwohl muß ich Ihnen aus meiner eigenen Erfahrung Recht geben. Als ich nach einer mühevollen Reise über die Prairien und das Felsgebirge mit anderen Auswanderern in Kalifornien anlangte, fanden wir in den Placers eine Menge sonst leichtsinnigen Volkes, das sein Geschäft mit allem Eifer betrieb. Die später Angekommenen durften natürlich hinter diesen nicht zurückbleiben, wenn sie sich nur wohl oder übel durchschlagen wollten. Sie sehen daraus, Monsieur Denison, daß meine geringe Person und Arbeit keine so ganz unverträglichen Begriffe sind.“ — „Was hat man wohl in Kalifornien

betreiben können, Monsieur le Vicomte?" fragte die stets neugierige Madame Brissot. — "Allerlei," antwortete Martigny ausweichend. "Wie würden meine alten Freunde vom Boulevard italien lachen, wenn ich ihnen meine Abenteuer erzählte. Obschon ich übrigens im Goldlande nicht viel Glück hatte, gelang es mir doch so viel zu erübrigen, um nach Brasilien zu reisen. Brasilien ist das Land der Diamanten, und ich bildete mir ein, es werde nicht schwer fallen, da einen Ertrag für meine fehlgeschlagenen Berechnungen zu finden. Freilich sind meine Hoffnungen nur unvollständig in Erfüllung gegangen, und es kam mir daher die Nachricht von den neuentdeckten Goldfeldern in Australien ganz erwünscht. Ich benützte ein englisches Badetboot und umschiffte das Kap Horn, um unter den Ersten zu sein, die diesen gesegneten Boden betreten; aber es scheint, daß mir schon eine hübsche Anzahl zuvorgekommen ist, obschon ich hoffen will, daß ich gleichwohl nicht zu spät daran bin." — "Nein, nein, Monsieur le Vicomte," versetzte Madame Brissot, "denn man hört noch immer von Goldsuchern, die ihr Glück machen. Wenn Sie es wünschen, will ich Ihnen morgen einen Brief an meinen Mann mitgeben. Er kann Ihnen mit gutem Rath an die Hand gehen und ohne Zweifel auch sonst nützlich werden, sei es bei Erwerbung der Lizenz, sei es durch Verschaffung eines günstigen Terrains."

Dieses Gebieten nahm Martigny mit allem Dank an. Denison indeß beharrte in seiner Zurückhaltung und schien mit den Enttäuschungen des Vicomte nicht viel Mitleid zu haben. "Ich wünsche Ihnen Alles Glück, Monsieur," sagte er; "aber wenn Sie sich ein edleres Ziel vorgesetzt hätten, so würde Ihnen der Muth und die Beharrlichkeit, die Sie bis jetzt vergeblich aufgebieten, bessere Erfolge gesichert haben." — "Was wollen Sie, Herr Friedensrichter?" entgegnete Martigny mit seinem gewöhnlichen leichten Wesen. "Ich habe gearbeitet und in Kalifornien zu allerlei Berufsarten gegriffen; in Brasilien trieb ich Handel, und Eines oder das Andere, was ich schon versuchte, kann mir auch in Australien zu statten kommen. Auch wissen Sie ja nicht, ob ich die von Ihnen genannten Eigenschaften so rein vergeblich aufgebieten. Aus meinen Mühen und Gefahren habe ich wohl Einiges davon geschlagen." — "Ei, Herr Vicomte, sagten Sie nicht eben —" bemerkte Madame Brissot. — "Ich jagte," unterbrach sie Martigny, "daß das Goldgraben an den Ufern des Rio Sacramento mir keine Früchte getragen; aber Dank sei es der von Monsieur Denison so gepriesenen Industrie, ich war nicht so ganz tahl, als ich Kalifornien verließ, und auch in Brasilien hat mir der Handel etwas eingebracht. Allerdings nimmt meine Habe keinen großen Raum ein, doch ist sie nicht ohne Werth, und ich will es diesen liebenswürdigen Damen überlassen, sich selbst ein Urtheil darüber zu bilden." Mit diesen Worten zog er aus einer geheimen Tasche ein kleines Lederbeutelchen hervor, in welchem sich ein unregelmäßig geformter, prächtig funkelnder Stein von der Größe einer Haselnuß befand. — "Das ist ein wunderschöner Diamant," sagte Denison. "Obschon noch roh, muß er doch einen bedeutenden Werth haben." — "Man schätzt ihn zu zehn- bis zwölftausend Dollars oder sechzigtausend Franken. Er wiegt dreißig Karat, und da er vom schönsten Wasser ist..." — "Ein Diamant von sechzigtausend Franken!" rief Madame Brissot. "Ach, erlauben Sie, den muß ich sehen!" — "Darf ich auch?" fragte Klara. — "Und ich?" fügte Rachel bei, "obschon im Grund ein Diamant nichts Anderes ist als kristallisirte reine Kohle." — Der kostbare Stein ging von Hand zu Hand und wurde von den Damen sehr bewundert. Auch Mr. Owens konnte seiner very good und beautifull kein Ende finden. — "Glauben Sie wohl, Herr Denison," nahm Martigny lächelnd wieder auf, "daß irgend eine Handlung der Aufopferung oder des Muths einen solchen Enthusiasmus hätte hervorrufen können? Eben noch haben diese Damen in mir trotz meines Titels nur den ärmlichen Abenteuerer gesehen; nun sie aber wissen, daß ich im Besitz eines solchen Schatzes bin, erscheine

ich ihnen in einem ganz anderen Lichte. Und Ihnen selbst ergeht es wahrscheinlich ebenso, obschon Sie es vielleicht nicht zugestehen mögen." — "Sie sind im Irrthum, Herr Vicomte," versetzte der Friedensrichter. "Um von Ihnen eine höhere Meinung zu gewinnen, müßte ich zuvor wissen, wie dieser Diamant in Ihre Hände gekommen ist." — "Auf eine sehr einfache Weise; ich kaufte ihn für fünfhundert Dollars einem Neger ab, welcher ihn auf dem Gebiet von Minas Geraes in Brasilien gefunden hatte." — "Und Sie hatten keinen Verdacht, als Sie einen Gegenstand, der zwölftausend Dollars werth ist, für fünfhundert kauften? Alle Diamanten der Minas Geraes sind Eigenthum der Krone von Brasilien, und der Neger, welcher Ihnen den Stein verkaufte, hat ihn ohne Zweifel gestohlen." — "Dieser Gedanke hat mir keine Bedenken gemacht," entgegnete Martigny ruhig. "Der Neger behauptete ihn gefunden zu haben, und da dieß recht wohl möglich ist, so konnte ich mich mit seiner Versicherung zufrieden geben. Und selbst wenn ich ihn von einem Schmuggler erstanden hätte, was wäre so Arges daran, da ja auch Ihre Landsleute in China den Schleichhandel mit Opium im Großen betreiben?" — "Der Schleichhandel ist stets eine unsittliche Handlung und nach den Gesetzen aller Länder strafbar." — "Der junge Friedensrichter sprach nicht weiter, denn er fühlte, daß dieß kein Augenblick war, die Grundsätze seiner eigenen strengen Moral, deren Beobachtung er auch von Anderen verlangte, auseinander zu setzen. Man hörte nicht auf ihn, und die Damen fuhren fort, den kostbaren Stein mit Entzücken zu betrachten. Richard bemerkte nicht ohne eine gewisse schmerzliche Empfindung, daß auch Klara in ihrer Bewunderung hinter den Anderen nicht zurückblieb, und stieß einen tiefen Seufzer aus. Martigny hatte seine Genugthuung. — "Wenn Ihnen mein Diamant jetzt schon so schön vorkommt," bemerkte er, "was würden Sie erst sagen, wenn er von einem der Juweliere des Palais Royal geschliffen und gefaßt wäre? Im Uebrigen sucht man nur für Sie, meine Damen, solche kostbare Kleinigkeiten; denn indem die Natur in Sie den Wunsch des Gefallens legte, hat sie demselben auch das Verlangen, sich zu schmücken, beigegeben. Wenn ich je das Ziel meines Ehrgeizes erreichen sollte, müßte die Frau, die ich an den Altar führe, in jedem Ohr einen eben so großen Brillanten tragen wie dieser hier." — "Dann hätte sie wohl Ursache stolz zu sein," sagte Klara zerstreut.

Richard erhob sich plötzlich. Trotz seines gewöhnlichen Ernstes trübte ein Zug von Mißvergnügen sein Gesicht. "Es wird Zeit sein, daß wir aufbrechen, Herr Vicomte," sagte er mit verbrießlicher Stimme, "denn Sie werden morgen früh sich auf den Weg machen müssen." — "Ach, vierzig oder fünfzig Miles in einem Tag sind eine Kleinigkeit für mein treffliches Roß. Ich muß mich morgen früh noch von meiner schönen Landsmännin verabschieden und den Brief abholen, den mir Madame Brissot mitzugeben versprochen hat." Er stand auf und verbeugte sich höflich gegen die Anwesenden. Als er sich Klara näherte, bemerkte er, daß sie den Stein noch immer im Lichte funkeln ließ. "Da Ihnen dieses Spiel so viel Vergnügen macht, mein Fräulein," sagte er lächelnd, "so mögen Sie den Stein bis morgen in Verwahrung nehmen. Sie können ihn dann im Licht der Sonne betrachten, und werden sehen, welche Pracht er bei Tag entfaltet. Sie geben mir ihn zurück, wenn ich komme, um Madame Brissot um ihren Brief zu bitten." — "Herr Vicomte," stotterte Klara, "meine Neugierde ist jetzt befriedigt, und ich fürchte..." — "Behalte ihn nur, wenn es der Herr Vicomte erlaubt," sagte die Mutter. "Ich möchte ihn gar zu gern im Licht der aufgehenden Sonne spielen sehen." — "Wie Sie wollen, Mama; aber ich zweifle, ob sein Glanz schöner ist als der eines einzigen Thautropfens auf dem grünen Blatt des Eucalyptus." Und so steckte sie dem Wunsch ihrer Mutter zufolge den Diamant zu sich.

Während auch die anderen Gäste sich zum Aufbruch rüsteten, näherte sich Denison Klara und flüsterte ihr zu: "Fräulein Klara, nur noch ein Wort zu Ihnen: Ich bitte Sie,

trauen Sie diesem Franzosen nicht, dessen Manieren und Grundsätze mir sehr verdächtig sind. Zum Glück werden wir ihn bald los haben, und so Gott will für immer. Gute Nacht, Fräulein Klara." Er nahm den Vicomte bei dem Arm und eilte mit ihm aus dem Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Mittelalterliche Rechtspflege zu Nürnberg.

Von

A. von Gye.

Der Charakter der mittelalterlichen Rechtspflege war wesentlich der der Wiedervergeltung, ihre Tendenz: durch Schrecken vom Verbrechen abzuhalten. Den wilden Leidenschaften des Volkes, die beim Mangel einer festen gesellschaftlichen Ord-

nung stets neue Anreizung und das weiteste Gebiet sich zu ergeben fanden, stellte man furchtbare Strafen entgegen, die in unserer Zeit unerhört scheinen würden. Wo wir einen Blick werfen in die alten Verzeichnisse, die über Verbrechen und Strafe genau geführt wurden, die sogenannten Malefizbücher, werden wir noch jetzt erschüttert durch das, was uns aus vergangenen Zeiten berichtet wird. In Nürnberg ward im Jahr 1389 eine Frau, welche einen Juden hatte ermorden wollen, aber ihm nur eine Wunde beigebracht, lebendig begraben; 1422 ward einem Schusterknechte, der eine Frau gestochen, die Hand abgehauen; 1434 ward der Frau des Taschners Hans von Nürnberg wegen Zauberei ein Zipfel aus der Zunge geschnitten; 1435 wurden zwei Frauen wegen desselben Vergehens durch die Stirn gebrannt; 1438 wurden dem Büttel Hans Hartlieb wegen Verraths die Augen ausgestochen; 1440 ward dieselbe Strafe an einer Frau in Anwendung gebracht, die wegen Dieberei schon einmal aus der Stadt gewiesen war und von Neuem gestohlen hatte. Im



Der Henkersteg und Spitzthurm in Nürnberg.

selben Jahre ward der Schulklopper der Juden wegen Betrugs der Alchimie in's Loch geworfen und durch die Stirn gebrannt. Erst 1515 ward in Nürnberg die Strafe des Lebendigbegrabens aufgehoben, indem man fortan die Delinquenten ersäufte.

Es läßt sich denken, daß der Vollzieher solcher schrecklichen Strafen, der Nachrichter, damals gewöhnlich „Züchtiger“ genannt, ein Mensch war, zum mindesten eben so roh wie die Verbrecher, welche ihm anheim fielen. Sein Amt versetzte ihn unter die „unehrlichen Leute“; man mied seine Gemeinschaft, und wo er in eine Herberge kam, wurden ihm nur zerbrochene Schüsseln und Gläser vorgesetzt. Der Volkswuth und Rache einzelner Bestrafter war er gewiß oft genug ausgesetzt; und hierin mochte der Grund liegen, daß man ihm eine gesicherte Wohnung, in Nürnberg einen festen Thurm auf der schmalen Zunge einer Pegnitzinsel, zur Behausung anwies.

Die geschichtlichen Nachrichten über diesen Thurm und die daran sich lehrende hölzerne Brücke, nach jenem Henkersteg genannt, sind dürftig. Ersterer gehört dem vierzehnten

Jahrhundert an und war früher nur zugänglich durch den bedeckten Bogengang, der ihn mit einem anderen am Ufer stehenden Thurm verbindet. Die Brücke ward erst 1457 über den anderen Arm des Flusses geschlagen. Mehrmals durch die Flut zerstört, ward sie verschiedenen Aenderungen unterworfen, bis sie ihre heutige, an sich unscheinbare Gestalt erhielt. Nur durch ihre Nachbarschaft, die ehemalige Henkerwohnung und den noch florirenden Trödelmarkt, ist sie interessant. Die Bedeutung des Thurmes ist im Bewußtsein des Volkes ziemlich erloschen; keine Erzählung, keine Sage, die sich daran knüpfte, hat sie wach erhalten. Diese schwarzen Mauern, die im Innern den nackten Schreden bargen, drückten zu nahe auf das Gefühl, als daß die Phantasie erleichternd hätte Hand anlegen sollen. Nur dem Künstler eröffnen sie heute einen malerischen Anhaltspunkt, und dem Forscher erzählen sie von dem dunklen Stande der schwer überwundenen Vergangenheit.

Deutsche Bürgertreue und Kaiser Heinrich's IV. Ausgang.

Von

Dr. Wilhelm Zimmermann.



Der Mönch am Sarge Heinrich's IV. auf der Maasinsel.

Das Leben Kaiser Heinrich's IV. fällt in die traurigste Zeit der deutschen Geschichte. Er war als Kind deutscher König geworden; sein Vater Heinrich III., ein starkes Haupt

63.

des Reiches, war in seinem neununddreißigsten Jahre, am 5. Oktober 1056, vom Tod hinweggenommen worden, und seine junge Wittve stand mit ihrem noch nicht sechs Jahre

25

alten Sohne, dem vierten Heinrich, an seinem Sarg; ringsum die deutschen Fürsten in großer Zahl. Diese deutschen Großen hatten die gewaltige Hand des todtten Vaters mit verbißnenem Unmuth über sich gefühlt; denn dieser hatte die einheitliche Macht der Krone und des Reichs fest und groß zusammengehalten. Des Reichs Einheit und Größe, die Wohlfahrt der deutschen Nation, die Vorforge dieses Kaisers für den Bürger und das Ausblühen des Bürgerstandes — war es nicht, was den damaligen deutschen Fürsten anlag. Vaterlandsliebe in reinem, großem Sinne hatten sie gar nicht; sie hatten nur Liebe für sich selbst, für ihr Haus, für ihre Bereicherung und Machtvergrößerung. Sie verriethen und verkauften Ehre und Treue und das Vaterland an die Fremde um materiellen Vortheil, ja um die bloße Aussicht auf solchen damals oft — mit wenigen andern Ausnahmen — mit weitem Gewissen oder geradezu gewissenlos. Einen großen Kaiser wollten sie darum nicht, und über dem frischgeschlossenen Grabe des dritten Heinrich verschwor sich ein großer Theil der deutschen Fürsten, die Erziehung des sechsjährigen Knaben in ihre Hand zu nehmen und zusammenzuhalten, „weil zu befürchten stehe, daß dieser Knabe sonst in die Fußstapfen seines Vaters trete“.

Sie hatten zwar dieses Königskind, weil es sein Vater so wollte, schon als es drei Jahre alt war, zum Nachfolger auf dem Throne gewählt, und es war sechs Monate später zu Aachen zum Könige gekrönt und gesalbt worden. Aber Alles thaten sie, daß er kein Kaiser werde wie sein Vater. Die Menschen in dieser Zeit waren gewissenlos geworden, Religion und Sitte im tiefsten Verfall, so sehr, daß nach dem Glauben der wenigen Frommen „die letzte Zeit vor der Thüre war“, und Bußprediger umgingen, die den nahen Anbruch des jüngsten Tages prophezeiten.

Unter solchen Verhältnissen erzogen und ausgewachsen, trat Heinrich IV., viel zu vorzeitig, die Selbstregierung des deutschen Reiches an, und auf diese Verhältnisse und was damit von selbst in Zusammenhang sich setzte, ist Alles zurückzuführen, was das Leben dieses deutschen Kaisers zu einer Tragödie im antiken Sinne des Wortes machte, zu einem schuldvollen Trauerspiel mit einem versöhnenden und verklärenden Ausgang. Hier haben wir es nun mit diesem Ausgang zu thun.

Viele Schätze und ein ungeheuer reiches Erbe an Hausmacht hatte ihm sein Vater hinterlassen; Vieles davon hatte er dahingegeben oder vergeudet; aber ein Erbstück war ihm geblieben, das ihn mehr hielt und deckte, als alles Geld und Gut, das ihm sein Vater hinterlassen: das war das Vermächtniß der Liebe und der Dankbarkeit der deutschen Städtebürger. Als ihn, den Sohn des Vaters, der die Freiheiten und den Wohlstand des städtischen Bürgerthums hervorgehoben und gesichert hatte, Alles verließ in der Noth, selbst die von ihm mit Wohlthaten überhäuften Hofslinge; als er, der Kaiser, nichts mehr zu geben und nichts mehr zu leben hatte, da war es das treue Volk, das ihm gab; und als ihm Alles abfiel und an ihm zum Verräther ward, da waren es, außer ein paar Großen, nur die Bürger der Städte, welche ihm treu blieben und ihm eine Zuflucht gaben. Dreißig Jahre des Bürgerkrieges in Deutschland geben den dunkeln Grund ab, auf welchem das Trauerspiel des vierten Heinrich's sich abspielt, und auf welchem als ein besonders helles Bild sein Lebens- und Regierungsschluß sich abhebt, der durch lauges Unglück geläuterte, von der Liebe der treuen Bürger gehaltene, aber nach dem Tode noch von dem Haß des römischen Hofes verfolgte deutsche Kaiser.

Nicht bloß die deutschen Fürsten, nicht bloß den gemeinen Mann auf dem Lande hatte der römische Hof in Deutschland gegen seinen deutschen Kaiser aufgehetzt, sondern die eigenen zwei Söhne desselben zur Empörung gegen den Vater förmlich angeleitet. Durch das Viele, was er erfahren und durchlebt hatte, nicht durch die Schwere der Jahre, war Kaiser Heinrich IV. vor der Zeit gealtert. Ganz wie sein Vater hatte er in der letzten Zeit die Liebe und den

Dank der Städtebürger und des Landmanns durch wohlthätige Einrichtungen und Reichsgesetze zu verdienen gesucht. Wohlthätige Einrichtungen sind das Einzige, was vom Tode eines Fürsten im Segen bleibt, und mit seinem Namen die Dankbarkeit und die Liebe der Völker vernüpft. Alle Pracht und alle äußerliche Herrlichkeit, Krönungsfeierlichkeiten, welche Millionen kosten, und der Glanz aufwandsvoller Hoffeste, die nicht zugleich Volks- und Nationalfeste sind, verkleinern die Majestät, statt sie zu erhöhen, in den Augen der Mitwelt und der Nachwelt. Ueber dem, was Kaiser Heinrich IV. im zweiten Theile seiner Regierung dem Volke Gutes that, vergaß er alles Böse seines früheren Lebens; und als auch sein zweiter jüngster Sohn, der nachmalige König Heinrich V., sich von den Frommen der Kirche und dem früheren Hofadel, welcher dem bürgerfreundlich gewordenen Kaiser gram war, sich zur Empörung gegen seinen Vater und Kaiser verführen ließ, er, welchen dieser mit blinder Zärtlichkeit liebte, als dieser Sohn ihm sagen ließ, er wolle nichts mehr mit einem gemein haben, der unter dem Fluche des Kirchenbanns liege: da waren es die Arme des Volkes, der Städtebürger, die dem unglücklichen Kaiser sich öffneten. Das Volkshertz war es, an welchem er ausruhte, als nach dem Tode seines treuen Feldhauptmanns, Friedrich's des Hohenstaufen, sogar die zwei letzten ihm treu gebliebenen Fürsten, der Markgraf von Oesterreich und der Böhmenherzog, sein Lager verließen. Mit wenigen Begleitern war der Vater von dem aufrührerischen Sohne betrübt hinweggeflohen in den Schutz der Bürger von Mainz.

Durch Lug und Heuchelei, durch ein abscheuliches Netz von Meineid und Verrath ließ sich der Vater verlocken, mit dem Sohne sich auszuöhnen. Unter Kuß und Thränen der Neue umarmte ihn der Sohn, und der Vater feierte mit dem Sohne ein Freudenachtsmahl. In der Nacht aber ließ der Sohn den Arglosen überfallen, und er selbst und der päpstliche Gesandte führten den Betrogenen zu ewiger Gefangenschaft nach Jüngenheim. Aber treue Freunde halfen ihm zur Flucht aus dieser Burg, setzten ihn in ein Schiff und flüchteten ihn nach Köln. Als der Kaiser hier unter die treue Bürgerschaft trat und die Gewalt, die Mißhandlung und die Erniedrigung, welche man ihm angethan, erzählte, und als seine treuen Begleiter bezeugten, daß sogar von Anschlägen auf sein Leben die Rede gewesen sei, da erglüheten die Städtebürger von Mitleid, Scham und Zorn. Es war nicht mehr die hohe männlich-schöne Fürstengestalt, womit der Kaiser einst über alle Andern hervorragte; dahin war die Majestät, die vordem aus seinem Gesicht wetterleuchtete, und die sich gegen seine Freunde zu so schöner Milde und Güte verklären konnte; es war nichts mehr, als ein hilfsehbender, unglücklicher, alter Mann, ein Greis, obgleich erst fünfundfünfzig Jahre alt. Doch, so gebrochen und gekniet er war, noch war eine Hoheit in seinem Aeußern und etwas so Ungeheures in seinem Schicksal, daß Beides ihm die Herzen Aller gewinnen mußte, welche so ihn sahen und so ihn reden hörten, ihren Herrn und Kaiser. Diese Treue und Liebe des Volkes in Köln stärkte ihn. Die Kölner geleiteten ihn ehrenvoll auf seinen Wunsch nach Lüttich. Auch hier fand er bei den Bürgern Treue und festlichen Empfang, aber auch bei dem Bischof, der treu und fromm war wie die Bürger. Auch diese Liebe der Lütticher hob ihn wieder das Herz. Beschämt kamen jetzt auch Fürsten und Herren des Niederrheins auf seinen Ruf zu dem Kaiser; auch aus Furcht. Denn die Städte am Rheine im Bunde miteinander und mit dem Kaiser waren weit mächtiger als alle die Herren, die dazwischen lagen. Und alle Städte am Rhein erklärten sich für Heinrich den Vater gegen den Sohn; und wie die Bürger, so auch das Landvolk, d. h. die „freien Bauern“, welche das Haar lang wachsen lassen durften wie die Ritter, und Waffen trugen wie diese, und zwar volle Rüstung. Solche freie Bauern, welche von Niemand ein Leben trugen, und darum auch Niemand zum Dienste verpflichtet waren als dem Kaiser, waren die eigentlich uralten

Freien des Reichs, und selbst in einem mit Edelknechten besetzten Gericht waren sie es, welche nach altem Recht den Vorstoß führten. Das ist der «Bawro» des alemannischen Gesetzes, der eigentliche nachmalige Freiherr. Deren gab es zur Zeit Heinrich's IV. noch viele im heutigen Oberschwaben und der Schweiz, in den Diözesen von Augsburg, Konstanz und Basel, also am Oberrhein, an der Zeller, am Lech und an der obern Donau. Kleiner war ihre Zahl am Mittelrhein, und da waren sie auch weniger vermöglich. In großer Zahl aber und reich fanden sie sich wieder am Niederrhein, im ganzen alten Sachsen, besonders in Briesland und den andern Marschländern. Solch' ein freier Bauer war oft reicher an Grundbesitz als mancher Graf und viele tausend Edle und Ritter. Noch heute befinden sich in Oberschwaben uralte freie Bauern, welche, beim Fortbestand des Erstgeburtsrechtes und bei fleißiger Bewirtschaftung ihrer großen geschlossenen Güter, wie bei der Einfachheit ihrer Lebensart, reicher geblieben sind, als viele Grafen- und Rittergeschlechter.

Solcher freien Bauern treue Anhänglichkeit an den Kaiser war viel werth. Sie waffneten nicht bloß sich selbst und ihre Knechte wie ihre Pächter, sie waffneten auch mit ihren Mitteln, ebenso wie die Stadtbürger thaten, das „unfreie“ Landvolf in ihrer Nähe für den vierten Heinrich; und seine oberschwäbischen Getreuen hoben in den tyroler Alpen zehn der ausgezeichnetsten Häupter von der Partei seines Sohnes auf, die als glänzende Gesandtschaft zum Papste nach Rom hatten gehen wollen. Man hörte jezt im Lager des jungen Königs Heinrich seine bösen Rathgeber sagen, sie bereuen, daß sie dem alten Kaiser zu Ingelheim das Leben gelassen haben. Der Sohn ging nun darauf aus, ohne den Schein der Gewalt sich wieder seines Vaters zu bemächtigen. Er machte bekannt, auch er werde nach Lüttich gehen, um dort mit seinem Vater die Ostern des Jahres 1106 zu feiern, und betrieb einen Reichstag dahin.

„Warum,“ schrieb sein Vater auf das hin an ihn, „warum hörst Du mehr auf die, welche Dich zur Verfolgung Deines Vaters aufreizen, als auf Gottes Wort, das den Vater zu ehren gebietet? Ich höre, daß Du Ostern in Lüttich feiern willst. Ich kann nicht mit Dir hier das Osterfest feiern, so sehr ich es wünsche; denn ich muß diejenigen fürchten, welche es jezt bereuen, daß sie mir das Leben gelassen haben, Alles muß ich fürchten, am meisten das Gewühl der Menschen, in welchem jedes Verbrechen leicht wird. Darum bitte ich Dich, feiere Du anderswo das Fest und laß mich hier als Gast weilen, damit man sich nicht zu Deiner und meiner Schande erzähle, Du habest mich am Tage der Auferstehung des Herrn gezwungen, jenseits der Grenze des Vaterlandes ein ungewisses Obdach zu suchen und betteln zu gehen im fremden Lande.“

Der Sohn verschloß sein Herz der rührenden Bitte des Vaters. Großmüthig wollte der Alte Lüttich verlassen, um nicht Ursache des Unglücks der Bürger zu werden, wenn der junge König mit der Reichsmacht zu Felde zöge. Aber diese Bürger und mit ihnen viele wadere Männer des Niederrheins, von Fürsten der lütticher Bischof Albrecht und Herzog Heinrich von Niederlothringen, bestimmten ihn durch ihr Drängen, zu bleiben. „Habe ihm die Ungerechtigkeit auch die Krone geraubt, so vermöge sie ihm doch den Arm der Freunde nicht zu rauben.“

Der junge König zog heran, seinen Vater zu fangen oder ihn aus der deutschen Grenze zu vertreiben. Die Freunde des alten Kaisers rüsteten sich, die tapfern Bürger und Bauern des Niederrheins, um die beiden Fürsten, den Herd zu vertheidigen, an welchem der Kaiser als Gast sich niedergesetzt hatte. Zwischen Lüttich und Mastrich hatten schon fünfhundert Reiter des jungen Königs die Maasbrücke bei Bistet besetzt. Der Sohn des Herzogs von Niederlothringen lodte sie vorwärts in einen Hinterhalt, und was das Schwert nicht fraß, ertrank im Fluße; keiner erreichte das andere Ufer wieder. Als das der König in Aachen hörte, zog er sich eilig auf Köln zurück. Die Kölner aber schlossen

ihm ihre Thore, und flüchtig, von den Bürgern verjagt, kam der königlich gesinnte Erzbischof von Köln ihm nach, der bis Bonn sich zurückziehen mußte, und das ganze Reich zu einem Nachzug wider die Niederrheiner aufmahnte.

Wie that es ihm wohl, dem alten Kaiser, daß die Seinen gesiegt hatten und daß er in Ruhe unter seinen getreuen Lüttichern Ostern feiern konnte. Wie er den Eifer und das Vertrauen der Bürger um sich her sah, kam auch ihm, dem alten Kriegermann, das Vertrauen zu sich selbst wieder. Seinen Kölnern entwarf er einen Plan zu stärkerer Befestigung ihrer Stadt, und sogleich gingen diese auf Grund seines Planes an den Bau neuer Thürme, Gräben und Wälle. Der Lothringer schickte einen Haufen schlachtfahrener Niederländer, und die Kölner legten diese als Besatzung in ihre neubefestigte Stadt. Dann bereisten der Kaiser und Herzog Heinrich die andern Städte, welche auf der Angriffslinie lagen. Auch deren Befestigungen und Besatzungen wurden verstärkt. Seine Freunde drangen in ihn, die Kaisermürde wieder an sich zu nehmen. In der Gesandtschaft zu Ingelheim nämlich hatte der päpstliche Gesandte und neben ihm der eigene Sohn ihn gezwungen, abzutanken; sie hatten ihn mit ewigem Kerker, zuletzt mit dem augenblicklichen Tode bedroht, wenn er sich weigere, und so hatte er dem Reich entsagt. Als nun Bürger und Herren vom Niederrhein ihn baten, Titel und Regiment des Kaiserthums wieder anzunehmen, sagte er, das Kaiserthum sei ihm nicht mehr so viel werth, daß er es mit dem Verderben vieler Reichsbürger erlaufen möchte.

Im Juli lagerte sich der junge König vor Köln mit einem bedeutenden Heere. Dieses Hauptbollwerk seines Vaters wollte er zuerst brechen und die Bürger züchtigen. Mit blutigen Köpfen schlugen diese die Stürmenden zurück, und nach längerer Belagerung und großen Verlusten an Verwundeten, Todten und Kranken zog der König hinweg, als ihm die Bürger der Rheinstädte die Schiffe weggenommen hatten, welche seinem Heere die Lebensmittel zuführen sollten. Ein starres Entsatzheer hatte sich um den alten Kaiser zusammengezogen, das brannte zu schlagen; aber der vierte Heinrich war wieder der frühere erfahrene Feldherr, und hatte ohne Blutvergießen seine Gegner zum Abzug gezwungen.

Die königlichen wandten sich verwüstend in das Innere von Lothringen, das Hauptquartier des Königs war bei Aachen. Die Entscheidung durch eine große Schlacht schien unvermeidlich, da die Lothringer ihre Heimat nicht länger verwüsten lassen wollten, und der König und sein Heer standen schlagfertig. Es war in der zweiten Woche des August 1106. Da ritten einige Reiter in das Lager des Königs herein nach seinem Zelt. Sie ritten still und langsam, angethan mit den Zeichen tiefer Trauer. Es war Ertenbold, des Kaisers unwandelbar treuer Kämmerer mit einigen Gefährten.

Dreierlei überbrachte Ertenbold: das kaiserliche Diadem, Schwert und Ring; eine Bitte des Kaisers um Verzeihung für die, welche ihm im Unglück treu geblieben seien; und eine letzte Bitte um einige Schritte Raum in der Gruft der Vorfahren zu Speyer. Das waren des Vaters Aufträge an seinen Sohn.

Am 7. August war der Kaiser gestorben, nach ganz kurzer Krankheit, im sechsundfünfzigsten Jahre seines Alters. Sanft und schön lag er da, als wäre er nur entschlummert.

Vorerst setzte Ottbert die Leiche zu Lüttich bei, vor dem Marienaltar in der St. Lambertuskirche, unter großem Weinen alles Volkes, besonders der Armen, denen er im Glück wohlgethan. Das Volk benezte sein Grab mit Thränen, als die Fürsten und Herren längst sich entfernt hatten, die Gnade des neuen Herrschers nachzusuchen.

Der Haß des römischen Hofes setzte sich auf das Grab des todtten Kaisers, wie er von ihm im Leben nicht abgelaßen hatte. Dieser Haß nahm nicht bloß wie bisher, sondern jezt erst ganz ausnehmlich die Maske des Frommen

der Kirche vor, den Schein christlichen Eifers und der Heiligkeit. Nicht leicht so stach das wahre Christenthum von dem Widerchristenthum so grell ab, als über dem Grabe des Kaisers Heinrich IV.: hier das fromme deutsche Volkshertz und der tiefchristliche Bischof Ottbert von Lüttich, in Liebe und Treue; dort, auf der andern Seite des Grabes, das lieblose Priesterthum des römischen Hofes, der Papst, zwar nicht persönlich anwesend, aber vertreten durch seinen Gesandten, und neben diesem Gesandten die römisch-gefinnten Bischöfe. Nicht einer von ihnen übte das erste Gebot des Christenthums, das Gebot der Liebe und der Veröhnung. Auch der Tod veröhnte den Haß dieser Römisch-kirchlichen nicht. Mit unveröhnnten, entzündeten, racheglühenden Augen setzte sich das Widerchristenthum auf des vierten Heinrich's Grab. Aber damit Niemand irre im Urtheil, der Papst, welcher das that, war nicht der frühere Gegner des jugendlichen Heinrich, nicht der große Papst Gregor VII., welcher damals dem wüsten Despotismus, als Tribun der Völker gegen königliche Willkür, entgegen getreten war. Gregor war längst todt, und dieser harte, aber in seiner Härte gerechte Mann, hätte das dem todtten Gegner nicht gethan. Der siebente Gregor hat Mißgriffe gethan im Kampf für die Kirche; aber ungerecht war er nicht und niemals unedel gegen den überwundenen Gegner.

Der Gesandte des heiligen Vaters zwang den Sohn des todtten Kaisers, auch noch gegen seinen begrabenen Vater das vierte Gebot zu übertreten. Dieser Fremde in Deutschland und mit ihm die Römlinge im Bischofsgewand, sagten dem jungen Könige, „auch im Tode könne die Kirche keine Gemeinschaft mit Denen haben, die sie bei ihren Lebzeiten ausgestoßen habe“. Bischof Ottbert hatte keine Macht, der Königssohn keinen Willen, dem widerchristlichen Ansinnen des römischen Hasses Widerstand zu leisten, welcher gebot, die Leiche des Kaisers müsse wieder ausgegraben werden, ein im Kirchenbann Gestorbener dürfe nicht in „geweihter Erde“ ruhen.

Der Sohn ließ es zu, daß der Vater einen Tag nach der Bestattung wieder ausgegraben wurde. In ein „ungegeweihtes Gebäu“ wurde der Sarg des verewigten Kaisers gestellt, auf einer kleinen Insel in der Maas. Keine übliche Feierlichkeit, kein Sang und kein Klang, kein Todtenamt fand Statt, als die Leiche des deutschen Kaisers auf Befehl der Römlinge übergeführt wurde auf die Maasinsel: es war ja die Leiche eines von Rom Gebannten.

Da stand, nicht beerdigt, sondern über der Erde, der Sarg des deutschen Kaisers, als eines Verfluchten. Aber das dankbare Volk hüben und drüben am Ufer des Flusses lauſchte in Liebe und Treue den frommen Tönen, welche von der öden Einsamkeit der unbewehrten, menschenlosen, kleinen Insel herüber klangen. Das waren die frommen Klänge eines Treuen des hinübergegangenen Kaisers, dessen Name nicht bekannt geworden ist. Die Menschenstimme, welche ein so schönes Liebeswerk am Todten übte und hier von der Wüste aus das Dasein der christlichen Liebe hören ließ, die von Rom aus verschollen war — diese Menschenstimme kann von der Geschichte nicht mit Namen genannt werden. Es war ein unbekannter Mönch, dem frommen und treuen Bischof Ottbert gewiß wohl bekannt; ein Einsiedler, der kürzlich erst aus Jerusalem zurückgekehrt war. Der sang am Sarge des todtten Kaisers Psalmen für dessen Seele. Der verließ ihn, so lange der Sarg des Todten hier stand, nicht, und bei Tag und bei Nacht hörte man, wer vorüberfuhr, die Gebete, wer am Ufer lauſchte, die Gesänge.

Der Sohn trug das nicht viele Tage. Als er alleiniger König der Deutschen war, kamen ihm andere Gedanken: er hat die Unbill des römischen Hofes an seinem Vater nachgerächt, er ist der mächtigste unter den deutschen Kaisern geworden, welche den Arm von Rom aus zurückwiesen hinter die Alpen. Er fügte sich noch einige Jahre, bis er fest saß, das Römlingswesen mit dem Fuß in den Staub drückte und seine ungeheuren Reichthümer — den Erben seines

Hauses und seiner Gedanken, den Hohenstaufen, vermachte, zur Fortführung seines Kampfes gegen römische Uebergriffe. — Für jetzt, nur wenige Tage, nachdem der unbekannte Mönch so gesungen und selbst das Hertz des Sohnes gerührt hatte, that dieser den Sarg seines Vaters in einen steinernen Sarcophag. Er wollte ihm, um was er sterbend gebeten, einen Raum in der Gruft seiner Eltern zu Speyer geben. Er übergab die Leiche dem treuen Kämmerer seines Vaters, Erkenbold. Schon am dritten des September näherte sich dieser mit derselben Speyer, der geliebten Stadt des Todten. Derselbe hatte wirklich diese Stadt und ihre Bewohner vor Allen geliebt und ihre Kirchen auf das köstlichste ausgeschmückt. So empfingen und begruben Geistlichkeit und Volk, die weit hinaus entgegen gezogen waren, ihren Wohlthäter mit allen kirchlichen Feierlichkeiten in der Marienkirche, im speyrer Dom, den sein Vater über dem Grab seiner Mutter Gisela ausgebaut hatte.

Da kam im Jörn der neuernannte Bischof Gebhard, früher Abt zu Hirſau in Schwaben, einer der wüthendsten Römlinge, herbei in die Stadt, sprach den Bannfluch aus über die Stadt, und die Kirchenglocken mußten verstummen, die Lichter ausgelöscht werden, alle Gottesdienste stille stehen, bis die Leiche des deutschen Kaisers auch hier wieder ausgegraben war, wie sehr auch das Volk lärnte und klagte. Der Römling ließ des Kaisers Leiche außerhalb der Kirche schaffen, in ein noch ungeweihtes Gemölbe. Das war die Kapelle der heiligen Afra. Diese hatte der vierte Heinrich selbst erbaut, ahnungslos, daß sie die Ruhestätte seiner Leiche werden würde, wenn die Kirche ihm auch im Tode noch die Ruhe in ihrem Schooße nicht gönne; und doch wurde, was er in dunklem Drange gethan, hier zur Fügung. Dieses Gemölbe war kurz zuvor vollendet worden, hatte aber die kirchliche Weihe noch nicht erhalten. Noch heute ist diese Kapelle zu sehen, umgeben von schönen Anlagen, welche nicht weit davon an den Rand des Rheinstromes führen, und noch heute wird Gottesdienst darin gehalten.

Hier stand der steinerne Sarg mit der Leiche des Kaisers noch fünf Jahre über der Erde. Das Volk hatte ein christlicheres Hertz, als der Bischof Gebhard und sein Papst. So lange er oben stand, in dieser offenen Gemölbhalle, wallfahrte es zum Sarge des Todten, und nicht allein bloß das Volk von Speyer. Die speyrer Bürger freilich vergaßen am wenigsten, wie viel Gutes der Hingegangene besonders ihrer Stadt gethan hatte, und ihre dankbare Liebe betete in dieser ungeweihten Kapelle an seinem Sarge wie in einem Heiligthum.

Erst nach fünf Jahren vermochte der reuige und umgewandelte Sohn, der fünfte Heinrich, den römischen Papst Paschalis zu zwingen, daß er den Bann, der auf seinem todtten Vater lag, aufhob, und die feierliche Bestattung in der Gruft seiner Ahnen, dem speyrer Dome, gestattete, wo Kaiser Konrad ruhte und Gisela, des vierten Heinrich's Großeltern, und seine Eltern, der dritte Heinrich und seine zweite Gemahlin, Agnes von Poitou, die geistreiche und heitere Tochter des südlichen Himmels und Landes zwischen den Pyrenäen, der Loire und dem atlantischen Ocean.

Der finstere, bigotte Bischof Gebhard war vom Tode vor das Gericht Gottes gefordert worden, als am 7. August 1111 die große Todtenfeier für den vierten Heinrich zu Speyer am Rheine statthatte. So groß die Schmach war, welche dem lebenden Kaiser durch den eigenen Sohn und seine argen römischen Berather, dem todtten Kaiser sogar noch durch den Haß des Papstes und der Römlinge angethan worden: so groß, so unerhört war die Pracht und die Feierlichkeit, womit der Sohn jetzt den seit lange todtten Vater unter die Erde brachte und seine letzte Bitte erfüllte „um einige Schritte Raum in der Gruft seiner Ahnen“. — Jetzt kamen sie, die Fürsten des Reiches, zur Leichenseier; auch seine Todfeinde, wie seine Freunde: die Erzbischöfe von Köln und von Trier, der Bischof Otto von Bamberg, sein Freund, wie der Bischof Burchard von Münster, sein

Feind, den die köln'schen Bürger zuletzt noch gefangen hatten und der bis zum Tode des Kaisers dessen Gefangener gewesen war. Unter den weltlichen Fürsten der leuchtendste war Friedrich von Hohenstaufen, der Schwabenherzog, des todtten Kaisers Enkel und der Vater des Rothbarts.

Kaiser Heinrich V. hatte jetzt erkannt, daß die Liebe des Volkes ein besserer Halt im Leben und Tod ist, als die Höflichkeit und die Herren, die Geistlichkeit und Rom. Er hatte sie streiten gesehen, die „tapfern, unerschrockenen“ Bürger der Städte für seinen Vater, als diesen Alles in der Noth verließ. Von da an stützte sich der Sohn, wie zu spät sein Vater, auf das deutsche Volk. Den Speyrern Bürgern aber gab er ganz besonders große Freiheiten, „für das Seelenheil unseres geliebten Vaters glücklichen Andenkens“. Dafür zog alljährlich, Jahrhunderte lang, das Volk von

Speyer am Todestage des vierten Heinrich's in den Dom, mit brennenden Kerzen. Verdiente Liebe des Volkes gegen einen Fürsten löscht niemals aus.

Der Wüstenvogel.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Der Antrag.

Wir müssen nun einen Rückblick auf den Grund werfen, welcher die Familie Brissot bewogen, sich in dieser abgeleg-



Klara in der Veranda.

nen Kolonie niederzulassen. Schon seit einem Jahrhundert hatten mehrere Generationen der Brissot's in der Rue St. Denis zu Paris das Wand- und Linnengeschäft zur Rose blanche betrieben, und wenn die Eigenthümer auch auf dem Haus nicht reich wurden, so war doch die Kundschaft leidlich gegangen. Von dem ruhigen Charakter seiner Vorfahrer machte der Brissot, von welchem in diesen Blättern die Rede ist, eine Ausnahme; er war ein unruhiger Mann, und namentlich im Punkt seiner jungen, schönen Frau höchst eifersüchtig. In wie weit er gewichtige Gründe dazu hatte, wissen wir nicht; indes war die Dame eine gefallsüchtige Pariserin, die vielleicht aus purer Eitelkeit mit den Herren, die in den Läden kamen oder an dem Fenster vorbeisankten, kokettirte. Auch fehlte es nicht an guten Freunden, welche dem armen

Brissot da und dort einen Floh in's Ohr setzten, und so traf es sich denn eines schönen Tages, daß die ganze Straße durch ein paar Schüsse, die im Haus zur Rose blanche fielen, und durch ein darauf folgendes mörderisches Geschrei in Aufruhr gerieth. Die eindringenden Nachbarn fanden einen jungen Mann, den man viel um das Haus herum hatte streifen sehen, von einer Brustwunde tödtlich verlegt am Boden, und Madame Brissot, die gleichfalls eine Kugel in der Schulter stecken hatte, in Ohnmacht. Ihr Mann, der Urheber dieses doppelten Attentats, war eben im Begriff, seine Pistolen wieder zu laden, und würde wahrscheinlich von ihnen gegen sich selbst Gebrauch gemacht haben, wenn man ihn nicht entwaffnet und den Gerichten übergeben hätte. Die darauf folgende Untersuchung ergab, daß Brissot seine Frau in allzu

vertrautem Umgang mit einem jungen Unbekannten betreten und in eifersüchtiger Wuth gegen Beide von seinen Waffen Gebrauch gemacht hatte. Die Umstände schienen den Missethäter des Gatten zu rechtfertigen, und da die nur leicht verwundete Madame Brissot später selbst vor Gericht einen plötzlichen unerwarteten Ueberfall zugab, gegen den der Getödtete keinen Einspruch mehr erheben konnte, so lautete das Urtheil über den Uebelthäter auf einjährige Gefängnißstrafe, welche noch obendrein durch die Gnade des Souverains auf die Hälfte herabgesetzt wurde.

Diese Geschichte wäre wahrscheinlich bald in Vergessenheit gerathen; aber die Brissot'schen Cheleute wagten es nicht mehr, sich vor den Augen ihrer Nachbarn und Freunde zu zeigen, und wußten daher nichts Besseres zu thun, als das Magazin der Rose blanche, dessen Geschäftsbetrieb ohnehin in hohem Grade nothgelitten, zu verkaufen und ihre Schmach in einem weit entlegenen Land zu verbergen. Amerika lag immer noch zu nahe; sie siedelten deshalb nach Australien über, wo sie in Dorling ein Geschäft gründeten und vor allen Nachfragen über ihre Vergangenheit, von welchen Madame Brissot nur in unbestimmter Weise als von ihren Malheurs zu sprechen pflegte, um so mehr gesichert waren, da viele in achtbarer Stellung sich befindliche Landesangehörige als frühere Deportirte oder als Kinder von solchen auch für ihre Person ein neugieriges Forchten nach ihren früheren Familienverhältnissen sehr mißfällig aufgenommen haben würden.

Anderes verhielt sich allerdings die Sache dem Friedensrichter Denison gegenüber, welchem das auf der früheren Geschichte der Brissot's ruhende Dunkel wie ein Alp auf dem Herzen lag. Das liebliche Mädchen hätte ihn allerdings bezaubert, und auch die dormaligen äußerlichen Verhältnisse der französischen Einwanderer waren augenscheinlich von der Art, daß die Tochter des Hauses als eine recht annehmbare Partie betrachtet werden konnte; aber Denison gehörte einer sehr achtbaren, reichen englischen Familie an und war mit all' der instinktiven Scheu vor jedem Unklaren in häuslichen Angelegenheiten behaftet, die dem soliden Engländer anzukleben pflegt. Er hatte darum noch nie förmlich um Klara's Hand geworben und bei den Aufmerksamkeiten, welche er der jungen Dame erwies, gelegentlich sie in halben Worten über die Vergangenheit ihrer Eltern anzuholen gesucht; doch das Mädchen war zur Zeit, als die Katastrophe im ehelichen Leben der Brissot's spielte, zu jung gewesen, um dieselbe gehörig zu würdigen, hatte also einen genügenden Vorwand, um diesen Fühlern auszuweichen. Die Mama, welche ihre Malheurs eher in einem romantischen, als in einem beschämenden Licht zu betrachten geneigt war, ermunterte die keimende Neigung in dem Herzen ihrer Tochter, und so schloß denn der Abend unseres vorigen Kapitels mit einem vertraulichen Gespräch unter den beiden Damen, in welchem die jüngere sich mit aller Entschiedenheit dagegen verwahrte, daß der abenteuernde Landsmann auch nur entfernt ihrem bisherigen stillen Bewunderer an die Seite gestellt werden könne.

Am andern Morgen erhob sich Klara mit der Sonne, welche ungeachtet des chinesischen Kollvorhangs, der ihr Fenster schirmte, mit ihren ersten Strahlen das jungfräuliche Gemach begrüßt. Sie warf rasch ihr Morgengewand um, öffnete das Fenster und trat auf die Veranda hinaus, um den Diamanten des Fremden im Licht des aufgehenden Tagesgestirns zu betrachten. Die Veranda bot eine zauberische Aussicht über den Hausgarten und die umgebende Landschaft, deren Hintergrund durch die fernern blauen Berge und den Urwald der Maaly-Wildniß gebildet wurde. Noch poetischer und lieblicher aber erschien der unmittelbar unten gelegene Garten mit dem abwechselnden Grün seiner schattenspendenden Bäume und den Beeten, in welchen neben den europäischen Gemüsen tropische Gewürzpflanzen ihre belebenden Düste aushauchten. Man sah hier die Melone, die Banane und die Ananas den Stachelbeerbüschen, Pfirsichbäumen und

Birnbäumen einer andern Hemisphäre brüderlich genähert, während für die Rabatten die Naturfreundin Miß Owens die ganze Pracht der an Glutfarben so reichen australischen Flora gesammelt hatte. In den Zweigen tummelten sich bunte Papageien, Kakabus, Lachvögel und eine der europäischen ähnliche Elsterart. Namentlich aber richtete Klara ihre Aufmerksamkeit auf einige ihr unbekannte Vögel von prächtigem Gefieder, die, sobald sie des Mädchens ansichtig wurden, schein nach dem Gebüsch enteilten, von dort aus jedoch ihre Anwesenheit durch ihren schrillen Ruf kund gaben, obgleich das geringste Geräusch zureichte, sie zum Verstummen zu bringen. Zwischen dem Reiz der Umgebung und dem des kostbaren Steines schwankte die Aufmerksamkeit des Mädchens hin und her; doch schien schließlich die Erstere den Sieg davon zu tragen, denn sie ließ bald den Diamant unberührt auf dem Geländer der Veranda liegen und hatte nur noch ein Auge für die schönen Vögel, die sich heute zum ersten Mal in ihrem Garten zeigten. Sie hatten ungefähr die Größe einer Amsel, und das helle Braun des Körpers wurde durch ein rosenfarbiges Halsband abgegrenzt, während die Flügel in reizendem Weiß und Chamois prangten. Mit der Schnelligkeit des Blitzes schossen sie von einem Baum zum andern, und waren augenscheinlich eben so schlau als schön.

Während Klara noch den Bewegungen dieser Thierchen zusah, erscholl die Stimme der Negerin aus dem Haus, ein Zeichen, daß Jemand im Magazin war. Das Mädchen eilte in das Gemach zurück, um sich rasch anzukleiden, und ging dann nach dem Zimmer ihrer Mutter, die gleichfalls bereits ihr Lager verlassen hatte. „Ohne Zweifel ist Monsieur de Marigny schon da,“ sagte Madame Brissot. „Freilich keine Stunde, in der ein Mann comme il faut bei Damen Besuch macht; aber der Vicomte ist auf seinen Irrfahrten etwas verwildert. Geh' nach dem Magazin, mein Kind, und leiste ihm Gesellschaft, bis ich meine Toilette beendet und den Brief an Deinen Vater geschrieben habe.“ Dieß war für Klara keine sehr tröstliche Aussicht, denn die Toilette ihrer Mutter war eine wichtige, zeitraubende Angelegenheit, und ihre Briefe schrieben sich auch nicht von selbst; es stand also zu erwarten, daß sie den Fremden wenigstens eine Stunde unterhalten mußte. Sie gehorchte übrigens dem Geheiß und begab sich nach dem Laden, in welchem der Vicomte bereits in reisefertiger Ausstattung saß und mit Semiramis scherzte. Wie er Klara's ansichtig wurde, begrüßte er sie achtungsvoll und hatte sich bald mit ihr in ein Gespräch eingelassen, in welches er in so anziehender Weise seine Erlebnisse verflocht, daß das Mädchen von der angenehmen Unterhaltungsgabe ihres Landsmanns ganz bezaubert wurde. Endlich kam auch auf den Diamanten die Rede, den er ihrer Obhut vertraut hatte. „Es ist jetzt Zeit,“ sagte sie, „daß ich Ihnen Ihr kostbares Eigenthum zurückgebe. Gedulden Sie sich einige Minuten, Herr Vicomte; ich will gehen und es holen.“ — „Es eilt nicht so, mein Fräulein,“ versetzte er, sie sanft zurückhaltend. „Nicht um alle Diamanten der Welt möchte ich mich so schnell Ihrer Gegenwart wieder berauben lassen. Haben Sie mit dem Stein die Probe angestellt, auf die ich Sie aufmerksam machte?“ — „Er hat in der That einen unvergleichlichen Glanz, und ich danke Ihnen, daß Sie ihn mir einer augenblicklichen Lanne zu lieb, deren ich mich schämen sollte, geborgt haben. Doch erlauben Sie mir, ihn zu holen.“ — „Nur noch einen Moment, mein Fräulein; ich bin ein Mann von plötzlichen Entschlüssen, und es ist mir eben etwas in den Sinn gekommen. Der Diamant scheint Ihnen sehr zu gefallen, und Sie wünschen ihn wohl zu besitzen?“ — „O, gewiß nicht, Herr Vicomte.“ — „Versuchen Sie nicht, es zu läugnen. Sie mühten kein Frauenzimmer, keine Pariserin sein, wenn Sie sich nicht Gedanken darüber gemacht hätten, wie sehr ein solcher Schmud Ihre Schönheit erhöhen würde. Ich habe gesehen, wie Ihnen bei der Betrachtung die Augen funkelten und Ihr Gesicht sich verklärte. Es steht bei Ihnen, mein Fräulein, seine Besitzerin zu werden?“ — Das Mädchen sah ihn erstaunt an. „Unter welchen Bedingungen?“

fragte sie. — „Ich bitte, mir meine Worte nicht übel zu deuten, denn sie kommen aus meinem ehrlichen Herzen und ich scheue mich nicht, sie in Gegenwart Ihrer Eltern auszusprechen. Hören Sie mich an. Ich jage dem Glück nach, bis jetzt mit sehr unvollständigem Erfolg; aber obgleich mich dieß nicht entmuthigt, hat mir doch mein unstätes Leben schon manche trübe Stunde bereitet, und seit ich Sie gesehen, wird es mir nahezu unerträglich, da ich nun zu begreifen anfangen, es gebe noch höhere Schätze als den Reichthum. Sie kennen meinen Namen und Rang; erlauben Sie mir beizufügen, daß kein unehrenhafter Grund mich bewogen hat, mein Vaterland zu verlassen, und daß es mir ein Leichtes sein wird, dieß durch die unantastbarsten Zeugnisse zu beweisen; auch sind die Mittel, zu denen ich griff, um mich zu bereichern, zwar kühn, aber nie von der Art gewesen, daß sie mir Schande gemacht hätten. Wollen Sie nun, daß ich meinen Irrfahrten ein Ziel stecke und daß der Diamant, der Gegenstand Ihres innersten Herzenswunsches, Ihnen für immer gehört?“ Klara wußte in ihrer Bestürzung auf diesen unerhörten Antrag kein Wort zu finden. „Wir sind hier nicht in Paris,“ fuhr Martigny fort, „und Sie müssen es mir daher zu gut halten, wenn ich nach langem Aufenthalt in unzivilisirten Ländern den feinen Brauch der Städte Europas verlernt habe und ohne Umschweif zur Sache komme. Willigen Sie ein, Klara, mein Glück zu machen und Vicomtesse de Martigny zu werden?“ — Klara entriß ihre Hand dem Abenteuerer, der sich derselben bemächtigt hatte. „Mein Herr,“ sagte sie, „ich will an Freimuth hinter Ihnen nicht zurückbleiben. Ich bin bereits fast die Braut eines Andern. Auch überschätzen Sie den Werth, den ich auf den Besiz dieses Diamanten lege; er ist für mich weiter nichts als jedes andere Spielzeug, das auch einige Minuten die Augen eines Kindes blendet, und zum Beweis will ich mich beileihen, Ihnen denselben wieder zuzustellen.“ — „Gut,“ entgegnete Martigny, der sich durch diese unummundene Zurückweisung in seiner Eigenliebe verletzt fühlte. „Ich weiß, der Vicomte ist sehr heruntergekommen; indeß hätte er doch eine weniger verächtliche Ablehnung verdient. Thun Sie, wie Sie gesagt haben.“

Betroffen von der Bitterkeit dieser Rede hätte Klara gern einige begütigende Worte beigelegt; sie besann sich aber schnell eines anderen und eilte aus dem Magazin, während der Vicomte mit finsterner Miene zurückblieb. In ihrer Verwirrung erinnerte sie sich noch, daß sie den Diamant auf dem Balkon der Veranda niedergelegt hatte, aber denke man sich ihren Schrecken, als sie ihn nicht mehr fand! Sie dachte, sie habe ihn vielleicht nach ihrem Gemach mitgenommen, und durchstöberte dort alle ihre Habseligkeiten; vielleicht war er auf die Plattform der Veranda — vielleicht in den Garten hinunter gefallen; aber wie eifrig sie auch suchte und kein Baumblatt, keinen Strohhalbm auf dem ebengetretenen Sandgrund des Hofes unumgekehrt ließ — der Diamant war verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Dampf-Feuerspritze.

Von

Dr. Kapff.

Die Dampfkraft wird seit ungefähr einem Jahrhundert in England zur Entwässerung der Bergwerke mittelst Pumpen und seit ungefähr 60 Jahren zur Bewegung der Lokomotiven auf Eisenbahnen angewendet; auch hat man schon seit längerer Zeit auf Dampfschiffen und in mit Dampfkraft arbeitenden Fabriken Einrichtungen getroffen, um bei entstehendem Brande mittelst Pumpen und Schläuchen, die von der Dampfmaschine bedient werden, das Feuer zu löschen. Damit war der Gedanke nahe gelegt, auch bei der Feuerspritze, bei welcher seither die Kraft der Menschen und Pferde

zu arbeiten hatte, die Dampfkraft in Anwendung zu bringen, und auf solche Weise das Feuer, wo es als Feind des Menschen auftritt, mit Feuer zu bekämpfen. Vorurtheil gegen das Neue überhaupt und die Besorgniß der Fabrikanten, durch solche neue Maschinen in ihrer Fabrication beeinträchtigt zu werden, hat die fragliche Verwendung der Dampfkraft lange Zeit verzögert, und den Amerikanern, welche überhaupt für das Feuerlöschwesen viel gethan haben, war es vorbehalten, auch im Bau der Dampf-Feuersprizen den andern Völkern voranzugehen.

Im Jahr 1840 setzte das mechanische Institut in New-York eine goldene Medaille als Preis für das beste Projekt einer Dampf-Feuerspritze aus. Es meldeten sich nur zwei Bewerber, von denen der Ingenieur, Kapitän Erifson (ein Schwede von Geburt, Erfinder der nach seinem Namen genannten Luftmaschine und Erbauer des ersten Panzerschiffs) den Preis erhielt, und sofort die erste Dampf-Feuerspritze baute, welche übrigens von Pferden gezogen wurde.

Die erste Lokomobile Dampf-Feuerspritze, welcher auch noch zur Nachhülfe an schwierigeren Stellen zwei Pferde beigegeben waren, baute beinahe um dieselbe Zeit Mr. P. Godge; die erste ohne Beihülfe von Pferden sich bewegende Maschine wurde 1850 von Mr. Latta konstruirt. Das System von Latta fand in kurzer Zeit große Verbreitung, und in wenigen Jahren wurden in den größeren Städten der Vereinigten Staaten Dampf-Feuersprizen angeschafft. Philadelphia z. B. besitzt nicht weniger als 23 solcher Maschinen. Berühmt in dieser Fabrication sind die Etablissements von Reaffie & Levy in Philadelphia und von Lee & Lamed in New-York.

Die erste Dampf-Feuerspritze in Europa besaß schon vor 1853 die Feuerwehr in Berlin; sie erforderte 8 Pferde Spannung und wurde, da die Reparaturen zu kostspielig waren, später wieder verkauft.

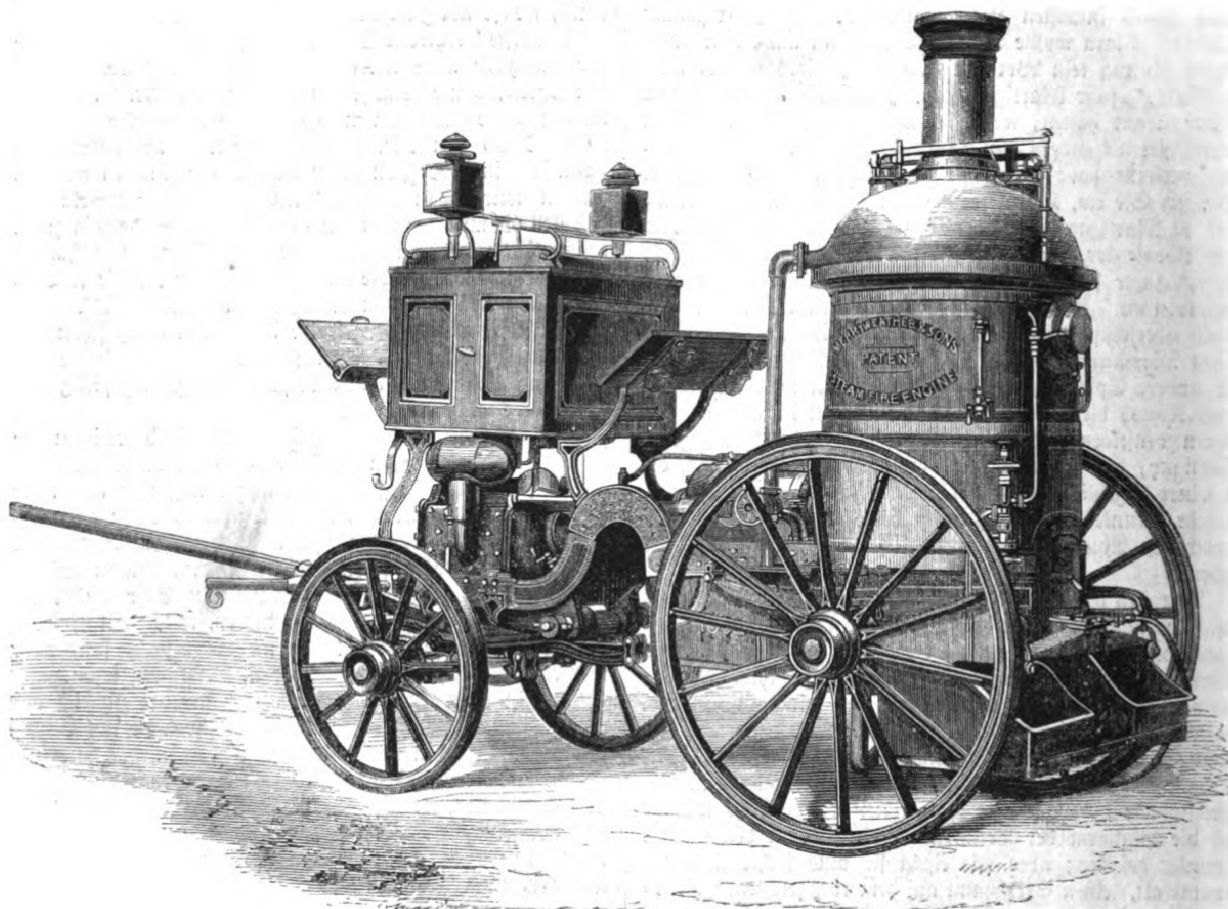
Die erste Dampf-Feuerspritze in England fertigten die Herren Shand & Mason im Jahr 1858 für die russische Regierung; weitere sehr gerühmte Maschinen gingen aus ihrer Fabrik, sowie aus der von Merryweather & Sohn hervor.

Eine Dampf-Feuerspritze hat im Allgemeinen Aehnlichkeit mit einer Eisenbahn-Lokomotive. Auf dem Wagen befindet sich ein aufrechtstehender Dampfkessel mit Schornstein, die Dampfmaschine mit zwei Dampfzylindern, welche mittelst Kurbeln die Wasserpumpe und, wenn die Spritze fortbewegt werden soll, auch die Wagenräder in Bewegung setzen. Die Pumpe ist meist doppelt wirkend und arbeitet zugleich als Saug- und Druckpumpe, zu welchem Zweck sie mit Saug- und Druckschläuchen verbunden ist. Häufig werden auch rotirende (im Kreise sich bewegende) Pumpen angewendet. Ein Windkessel dient, wie bei andern Sprizen, zur Ausgleichung des Wasserstrahls. Das Hauptproblem für eine Dampf-Feuerspritze besteht darin, in der kürzesten Zeit das erforderliche Quantum Dampfes von verlangter Spannung zu erzeugen und gleichförmig zu unterhalten, einerseits um bei entstehendem Feuerlärm die Maschine rasch zur Brandstätte zu bringen, andererseits um sie unausgesetzt als Pumpe in Thätigkeit zu erhalten. Für diesen Zweck bedient man sich der sogenannten Röhren-Dampfkessel und erzeugt eine rasche, kräftige Feuerung mittelst Theertonnen. Noch rascher wird diese Wirkung in neuester Zeit dadurch erzielt, daß man das Wasser im Dampfkessel bis nahezu zum Kochen erhitzt, und dann durch eine in den Feuerraum eingeführte kleine Gasflamme bei geschlossenem Abzugsrohr fortwährend im Sieden erhält, auch den Kessel durch sorgfältige Einhüllung gegen die Ausstrahlung der Wärme gut verwahrt. Bricht dann Feuer aus, so werden die im Feuerraum im Vorrath angehäuften leichten Brennmaterialien entzündet, wodurch die Maschine in kurzer Zeit arbeiten kann. Als die neueste Verbesserung wird die von Roberts Millwall gerühmt, sie besteht in einem Regulator, mittelst dessen man im Stande sein soll, die Wassermenge genau zu reguliren, und auch engere Schläuche und Mundstücke in Anwendung zu bringen.

Was die Wirkung der Dampf-Feuerspritze betrifft, so kann eine solche das 8—10fache einer gewöhnlichen Spritze leisten. Eine Maschine von Lee & Lamed soll mit einem Mundstück von 1 $\frac{1}{8}$ Zoll die ungeheure Höhe von 267 Fuß erreichen und in der Minute 1100 Gallonen (5000 Liter) Wasser ausgießen. Die größte Maschine jedoch ist die von Shand und Mason im Jahr 1855 für die londoner Spritzenkompanie erbaute Fluß-Dampf-Feuerspritze von 80 Pferdekraften, welche in der Minute 4000 Gallonen (über 18,000 Liter) Wasser ergießt. Seit ihrer Erbauung hat diese gewaltige Maschine bei 15 großen Bränden Dienste geleistet; bei dem Brande in der Fowleystraße war sie während 384 Stunden in Thätigkeit.

Auf der letzten londoner Industrieausstellung konkurrierten drei Dampf-Feuerspritzen um den Preis, eine von Merry-

weather, eine größere und eine kleinere von Shand & Mason. Nach einem uns von einem deutschen Feuerwehrmann zugesendeten Bericht fiel die Probe nicht sehr günstig aus. Alle drei Maschinen wurden zu gleicher Zeit angeheizt; Merryweather hatte in 12, die größere von Shand in 18 Minuten hinlänglichen Dampf. Die kleinere von Shand hatte über eine Stunde keinen Dampf, und es fand sich, daß der Schornstein mit Holz und Hobelspänen verstopft war. Der großen Spritze von Shand platzte dreimal das Wasserstandglas mit Pistolenschuß ähnlichem Knall und das Saugrohr verstopfte sich mit Hobelspänen. Der kleineren Spritze platzte zweimal der Schlauch. Am unglücklichsten war Merryweather. Während der Arbeit löste sich die Schraubenmutter, welche den Dampfkolben mit der Stange verband, und nachdem dieser Schaden reparirt war, platzte das Ausgußrohr



Die Dampf-Feuerspritze von Merryweather.

für den Druckschlauch, so daß man das Spritzen aufgeben mußte. Wenn aber solche Störungen bei einer Konkurrenzprobe vorkommen, so liegt die Vermuthung nahe, daß eine solche jedenfalls sehr komplizierte Maschine bei einem Brande noch häufiger versagen werde.

Daß Dampf-Feuerspritzen nur an solchen Orten anwendbar sind, in denen ein enormes Wasserquantum zu Gebote steht, versteht sich von selbst. Immerhin aber ist alsdann zu befürchten, daß durch die Wasserströme, welche diese Maschinen ergießen, eine Masse Material verdorben wird. Nimmt man hinzu, daß für den Kostenpreis einer Dampf-Feuerspritze wohl 10 andere gute Spritzen angeschafft werden können, daß man bei der nach Kommando arbeitenden Mannschaft den Wasserstrahl weit mehr in der Gewalt hat und durch Aufstellung der Spritzen an verschiedenen Stellen die benachbarten, vom Feuer bedrohten Gebäude weit wirksamer

beschützen kann, als wenn man nur auf einen oder zwei Wasserstrahlen beschränkt ist, so dürfte vor der Hand den mit Menschenhänden bedienten Maschinen noch der Vorzug zu geben sein. Dagegen möchte, wo die gehörige Wassermenge zu Gebot steht und die Kosten für die Anschaffung und Unterhaltung kein Hinderniß bilden, eine Dampf-Feuerspritze als Wasserzubringer (Hydrophor) sehr gute Dienste leisten, da mittelst derselben gegen 10 andere Spritzen mit Wasser gespeist werden, ohne daß, wie bei der Pumpmanschaft, eine Ermüdung eintritt. Auch zum Ablöschen größerer Brandstätten dürfte eine solche Maschine sehr vorthellhaft sein.

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.



Das Schloß im See.

Leis auf den Bergwald sinkt die Nacht,
Der See liegt tief im Dunkeln.
Wer nur in der Fischerhütte noch wacht?
Die Flammen des Herdes funkeln.
Großmütterchen erzählt so lang
In stiller, niederer Stube,
Die Mädchen lauschen zitternd und bang,
Großmütterchen lauscht der Bube.

Allmählig aber wird's still und stumm,
Es schlafen die Jungen und Alten,
Der Knabe nur wälzt sich um und um,
Er denkt an die Märchengestalten.
Und Mitternacht schlägt die alte Uhr,
Da hebt er sich brennend vom Kissen:
„Nicht komm' ich der Wahrheit auf die Spur,
Ich will die Wahrheit wissen!“

63.

Er schleicht sich vor's Haus, er schreitet zur Flut,
Er löst den Kahn vom Seile,
Er rudert hinaus mit erhitztem Muth
Zu des Wassers Mitte in Eile.
Hörwahr, jezt klingt ihm entgegen ein Chor,
Das ist fern süßes Singen:
Die Harfen und Akten tönen hervor,
Und Becher und Rassen klingen.

Er beugt sich über des Schiffleins Rand
Und schaut in die schaurigen Tiefen,
Draus klingt es, als ob aus anderm Land
Verworrene Stimmen riesen.
„Bei Gott, dort ragt der kristall'ne Palast,
Phantastisch sind Thürme und Hallen,
Mit Muschelgärten ist er umfacht,
Gebüsch' und Blum' sind Korallen!“

26

Der Park und der Hof sind still wie das Grab,
Doch brennt es von Lichtern im Saale,
Die Diener stürmen hinaus und hinab,
Es schweben die Wohner beim Mahle.
Dort schlummer'ts von Früchten, dort perlt es von Wein,
Dort klingt es von rauschenden Liedern,
Dort wirbeln im Tanze die reizenden Reih'n
Mit blühenden Augen und Gliedern.

Dem Knaben ist irr beim bunten Gewirr,
Im Grunde rasst es wilder —
O, wiesch' ein bacchantisches, tolles Geschwirr
Derwilderter äppiger Bilder!
Da steht er ein seliges Mädchen gesteht,
Sie winkt ihm mit lachendem Munde.
„Gretchenmütterchen,“ ruft er, „Du legst nicht!“ —
Ein Sprung — und er sinket zum Grunde. —

Es kam der Morgen so feucht von den Häh'n,
Es ging durch den Wald ein Geflüster,
Durch's Seeschiff's Klang unheimlich Getöse,
Der Fischer naht angstvoll und düster.
In der Mitte des Sees schwimmt leer der Kahn:
„O furchtbare Ahnung, entweiche!“
Er zieht die geworfenen Netze an —
Darin hebt er des Kindes Leiche! —

Zeit auf den Bergwald sinket die Nacht,
Der See liegt tief im Dunkeln.
Wer nur in der Fischerhütte noch wacht? —
Es ist eines Lichtleins Funken. —
Gretchenmütterchen betet den Rosenkranz
In der stillen, niedern Stube,
Auf der Bahre liegt bei der Lampe Glanz
Der toble Fischerdube.

Wolfgang Müller.

Der Schützenkönig.

(Fortsetzung.)

Etwa eine halbe Stunde mochte ich so still gegessen haben, als auf der Straße ein furchtbarer Lärm entstand. Ich hörte eiliges Laufen, die Thüren hastig aufreißen, und ein lautes, wirres Durcheinanderschreien, erst entfernt, dann immer und immer näher kommend, und endlich vor meinem Hause Halt machend. Dieser Lärm versetzte mich in fieberhafte Aufregung, denn ich glaubte die Entstehung desselben in einer gewaltthätigen Handlung meines Wirthes entweder gegen sich selbst oder gegen den Förster suchen zu müssen, und befürchtete, daß der Haß, den ich aus seinen Augen herausgesehen hatte, schon Frucht getragen habe, die Rache bereits gesühnt sei. Was konnte denn der Auflauf anders bedeuten? Ich trat an das Fenster, erblickte unter mir die Straße voller Menschen, groß und klein, Kopf an Kopf, die sich durcheinander drängten, gegenseitig stießen und pufften und dabei so laut, aber auch so verwirrt schreien, daß kein einziges Wort zu verstehen war. Mit einem Male ertönte aus dem Menschengemäuel heraus ein Schlag mit so furchtbarer Gewalt, daß die Fenster klirrten, und ich erschrocken zusammenfuhr, unmittelbar darauf aber über meine Angst und meinen Schreck — laut lachen mußte. Der Schlag war nämlich auf die große Trommel des Stadtmusikus gefallen, und sollte anscheinend eine Aufforderung zur Ruhe und Aufmerksamkeit darstellen, denn nach einer kleinen Pause ertönte ein zweiter Schlag, und bald darauf gab auch die Posaune ein Lebenszeichen von sich. Das gab vollends Aufklärung. Der Stadtmusikus hatte sich vor dem Hause eingefunden, um dem Schützenkönig eine Abendmusik zu bringen. Hatte er noch nicht erfahren, daß der Schützenkönig ein Dieb war? Hatte er auch davon noch keine Kenntniß, daß das Haus ein Sterbehause war, daß die Ruhe des Todten nicht gestört werden durfte? Und wo war der Besitzer dieses Hauses, der zugleich Leidtragender, Dieb und König war? Weßhalb hinderte er das Vorhaben nicht? Diese Fragen hatten sich mir in rascher Folge aufgedrängt, als das Mädchen zu mir in

die Stube trat. Ich ließ sie nicht zu Wort kommen. „Wo ist Dein Herr?“ — „Er ist fortgegangen.“ — „Hat er nicht gesagt, wohin er hat gehen wollen?“ — „Nein.“ — „So gehe Du hinunter und sage dem Stadtmusikus, daß die Mutter gestorben sei, und er sich entfernen möge.“ — „Das habe ich schon gethan, es hat mir aber nichts geholfen. Der Mann sagt, er müsse Musik machen, er habe das schriftlich.“ — Die Musiker mußten fort, sie durften nicht aufspielen, ich mußte das verhindern. Es kostete indeß auch mir viel Worte, die Leute zum Auseinandergehen zu bewegen. Als die Straße wieder frei und die Ruhe hergestellt war, rief ich das Mädchen. Zehn Uhr war bereits durch. Auf meine Frage erklärte sie, daß ihr Herr noch immer nicht zurückgelehrt sei. Sie fügte hinzu: „Sagen Sie nur, Herr Assessor, was passiert ist. Ich fürchte mich in dem alten Hause. Die Mutter liegt noch im Bett. Wenn ich nur wüßte, was ich thun soll. Am Ende ist dem Meister — damit meinte sie ihren Herrn — ein Unglück begegnet. Er sah ganz unwirksam aus, ordentlich graulich, als er fortging. Ich habe ihn so noch nicht gesehen. Wüßte ich nur, wo ich ihn suchen soll, weit kann er aber nicht sein, er ist ohne Rod und ohne Stiefel fort.“ — Das war es eben, was ich wissen wollte. Dieselbe Bekleidung hatte mein Wirth getragen, als er mit dem Förster zusammen war; ein Umkleiden hatte mithin nicht stattgefunden; es war — so folgerte ich — nichts zu befürchten, ich konnte ruhig sein. Dem Mädchen sagte ich, daß sie munter bleiben, und ihren Herrn erwarten solle; von dem Diebstahl erwähnte ich nichts.

Der Spaziergang am Nachmittag und gewiß auch die darauf folgenden Gemüthsbewegungen hatten mich ganz ungewöhnlich müde gemacht. Ich hatte damals noch das Bedürfnis sieben bis acht Stunden im Bett zu bleiben, und in diesem einen gesunden Schlaf, den Schlaf der sorgenfreien Jugend. An dem Abend zum ersten Male wollte der Schlaf nicht kommen. Gedanken aller Art durchkreuzten mein Gehirn, und eine Bangigkeit, wie wir sie oft beim Herannahen eines schweren Wetters empfinden, versetzte mich in einen außerordentlich peinlichen Zustand. Ich hörte die Uhr Elf, Zwölf und Eins schlagen, und noch immer hatte ich kein Auge zuthun können, ich hatte aber auch meinen Wirth noch nicht zurückkehren hören. Meine Unruhe steigerte sich bis zum Unerträglichen. Ich konnte nicht im Bett bleiben, stand auf, zündete Licht an, und durchlief mein Zimmer die Kreuz und Quer. Auch dieß beruhigte mich nicht. Ich öffnete das Fenster und sah hinaus in die stille Nacht. Es war nicht dunkel, der klare, tiefblaue Himmel war wolkenleer und mit Sternen besäet; es war auch nicht kalt, eine milde, laue Luft erfüllte das Thal. Und in der Ferne, weit über die Häuser hinweg, aus dem Forst, ertönte zwar schwach aber doch vernehmbar der Gesang der Nachtigall. Ich lauschte diesen Tönen, die für mich in dieser Nacht einen ganz eigenthümlichen, ich will sagen, einen beruhigenden Reiz hatten. Die Aufmerksamkeit, die ich darauf verwendete, hatte mich von meinen Gedanken abgezogen, die Müdigkeit mich übermannt, ich war, im Fenster liegend und aus dem Fenster heraussehend, eingeschlafen.

Ein Klopfen schreckte mich wieder auf. Als ich mich ermuntert hatte, sah ich meinen Wirth im bloßen Kopfe, die Haare wirr durcheinander, in seiner gewöhnlichen, hellfarbigen Hausjacke, an der Hausthür stehen. Die Thür war zu. Das Klopfen hatte das Mädchen munter machen und sie zum Oeffnen der Thür veranlassen sollen. Eben wollte ich meinem Wirth, der mich nicht bemerkt zu haben schien, zurufen, als die Thür aufgemacht wurde, und mein Wirth eiligst in das Haus eintrat. Zwischen ihm und dem Mädchen wurde kein Wort gewechselt, es blieb Alles ruhig. Die Uhr wies auf zehn Minuten nach Zwei. Neue Fragen drängten sich mir auf. Wo war der Mann bis zu dieser späten Stunde gewesen? was hatte ihn bestimmen können, von Hause fortzubleiben? warum sorgte er nicht für die verstorbene Mutter? war seine Liebe mit dem Tode erloschen? Ich

konnte mich zuletzt nicht von dem Gedanken losreißen, daß Furcht und Angst ihn fortgetrieben, daß und Rache ihn zurückgehalten haben müsse. Als im Hause Alles ruhig blieb, legte ich mich wieder in mein Bett, ich hörte noch drei Uhr schlagen, und war dann eingeschlafen.

Am Morgen, also am Tage vor Pfingsten, wurde ich erst spät durch den Gerichtsboten, der mir die mit der Post eingegangenen Briefschaften überbrachte, gewedt. Gewöhnlich legte er diese Sachen auf meinen Arbeitstisch, und ging dann leisen Schrittes wieder fort; an diesem Tage aber kam er an die Thür meiner Schlafstube herangetreten und rief, nachdem er zuvor einigemal geklopft hatte: „Herr Assessor, Herr Assessor, der Förster ist wieder da. Er will mit Ihnen reden, aber nicht in Ihre Wohnung kommen, und Sie auf dem Gericht erwarten. Mir scheint, als ob wieder etwas passiert ist. Der Mann sieht so sehr finster aus.“ Im Nu stand mir der gestrige Vorfall wieder klar vor Augen. Einestheils machte mir diese Meldung Freude, denn ich hatte, um es gerade herauszusagen, für die persönliche Sicherheit des Försters gefürchtet, andernteils erfüllte mich dieselbe mit einer Art Neugierde, denn ich konnte mir nicht denken, was der Förster mit mir zu reden haben möchte, da ich ihm am Tage vorher ausdrücklich erklärt hatte, daß die Untersuchung wegen des Holzdiebstahls vollständig abgeschlossen sei. Ich sagte daher dem Boten, daß ich bald nachkommen werde, und daß der Förster mich erwarten solle. Noch nie hatte ich in kürzerer Zeit Toilette gemacht als an diesem Tage; nicht zehn Minuten hatte ich gebraucht, um mich zu kostümiren, den Kasse einzunehmen, und das allerdings nur wenig entfernte Gerichtslolal zu erreichen. Im Hause war noch Alles ruhig und still. Mir fiel das nicht besonders auf, es barg ja einen Todten. Als ich in das Gerichtszimmer eintrat, stand der Förster vor mir. Er mußte mich haben kommen hören, und mir bis zur Thür entgegen gegangen sein. Das erste Wort aus seinem Munde war wieder ein Fluch, der Mann schien die Bedeutung gar nicht zu fennen. „Millionenschoddonnerwetter,“ sagte er, „Sie scheinen besser geschlafen zu haben wie ich. Denken Sie, Assessor, die verfluchte Geschichte hat mich kein Auge zuthun lassen. Auch meine Hunde, die Bestien, haben bis lange nach Mitternacht gebellt und geheult, als ob die wilde Jagd auf den Beinen gewesen.“ — Ich ahnte die Veranlassung, wollte davon aber nichts mittheilen, ich konnte mich ja irren, und bemerkte daher nur: „Das kommt wohl öfters bei Ihnen vor. Vielleicht ist ein Stück Wild in der Nähe gewesen, von dem die Hunde Witterung bekommen haben.“ — „Nein, nein,“ erwiderte der Förster eifrig, „meine Hunde sind zu gut geschult, die wissen, daß in der Nacht nicht gejagt wird. Nein, und abermals nein, ein Gethier ist daran nicht schuld gewesen. Den Spektakel hat ein Mensch veranlaßt.“ — „Aber wie wollen Sie das behaupten, haben Sie Jemand gesehen?“ — „Gesehen? ja da wäre der Millionenhund auch nicht ganzbeinig davon gekommen.“ — „Wenn Sie keinen Menschen gesehen haben, so vermuthen Sie doch nur, daß ein solcher in der Nähe gewesen?“ — „Straf' mich, nein. Der Hektor, der nicht an der Kette liegt, der frei im Hofe umherläuft, ist kreuzlahm. Er hat einen Hieb bekommen oder ist mit einem Steine geworfen worden. Und an meiner Hofthür, die ich erst vor einigen Tagen grün habe anstreichen lassen, ist mit schwarzer, schmutziger Erde ein großes Kreuz angeschmiert. Na, kann das ein Thier thun?“ — Meine Befürchtungen bestätigten sich, Menschenhände mußten dieß gethan haben. Aber wessen Hände? Konnte ich darüber in Zweifel sein? Gaben mir meine Wahrnehmungen in der verfloffenen Nacht nicht eine feste Unterlage? War denn in Berücksichtigung dieser Umstände eine Täuschung auch nur denkbar? Es war dieß nicht wahrscheinlich, aber immerhin möglich. Diese Möglichkeit gebot mir Schweigen. Der Förster hatte mir, während ich hierüber nachdachte, aufmerksam und forschend in das Gesicht gesehen; er schien eine Antwort zu erwarten. „Nun gut,“ sagte ich endlich, „Menschenhände

sollen das gethan haben. Haben Sie für die Thäterschaft keine Vermuthungen?“ — „Heiliger Antonius? Haben Sie, ich meine Sie, Herr Assessor, keine Vermuthungen? Ich für meinen Theil will keine haben, ich wollte Ihnen nur Anzeige machen. Vielleicht können Sie etwas thun, daß derartiges nicht wieder vorkommt. Ich weiß das allerdings nicht mit Zuverlässigkeit, es ist nur so eine Art Vermuthung. Sie verstehen mich doch?“ — Der Förster nahm Hut und Stod, reichte mir die Hand, drückte diese derb und fest, und ging dann bis zur Thür. Von dort lehrte er noch einmal zurück, und sagte mit ungewöhnlichem Ernst: „Der Malespiz-Spibube macht mir, straf' mich, keine Angst. Treffe ich aber den Millionenhund in meinem Gehege auf falscher Fährte, so ist es sein Unglück. Abje, Herr Assessor!“ — Also auch der Förster kannte den Thäter, seine letzten Worte bestätigten das. Sie sollten ohne Zweifel eine Warnung ausdrücken, die gegen mich offenbar nur in der Absicht ausgesprochen war, um sie an den rechten Mann zu bringen. Meine Stellung wurde immer eigenthümlicher. Ich mußte Richter, sollte Warner, und mein Herz hieß mich gleichzeitig auch Tröster sein. Die Strafe konnte ich nicht erlassen, ich konnte und wollte aber für den Erlaß mich verwenden, da viele Umstände vorlagen, welche die Befürwortung eines Gnadenbittens rechtfertigten, und die Gewährung fast mit Gewißheit erwarten ließen. Ich dachte daher, daß mir es gar nicht schwer fallen könnte, Trost zu spenden, und von weiteren Gewaltthatigkeiten zurückzuhalten. Hätte ich nur vier- undzwanzig Stunden in die Zukunft sehen können, ich würde ganz anders gehandelt, ganz andere Maßregeln ergriffen haben. Es sollte nicht sein.

Geschäfte hielten mich auf dem Gerichte nicht zurück, ich wollte daher in meine Wohnung zurückkehren und mit meinem Wirth Rücksprache nehmen. In der Thür des Gerichtshauses trat mir der Kommandeur der Schützengilde entgegen. Ich konnte nicht ausweichen, obgleich ich das gerne gethan hätte, um eine Erklärung zu vermeiden. — „Sagen Sie mir nur, guter Herr Assessor,“ redete mich der Mann an, „ist es denn wirklich wahr, was der Förster sagt, hat der Kerl gestohlen?“ — Ich entgegnete ihm, daß, wenn er meinen Wirth meine, der Förster ihm keine Unwahrheit gesagt habe. — „Die Schande, die große Schande.“ — Das war Alles, was der Mann erwiderte, er konnte nichts weiter herausbringen. Die Nachricht hatte ihn in so tiefe Betrübnis versetzt, daß die Sprache erstickt wurde. Ich nahm seinen Arm und führte ihn fort. Nach einiger Zeit, während welcher er sich etwas beruhigt hatte, sagte er: „Lachen Sie nicht über mich, Herr Assessor, halten Sie mich auch nicht für weich, ich kann sonst einen guten Puff vertragen. Es würde mir auch gar nicht so nahe gegangen sein, wenn mich persönlich ein Leid getroffen hätte. Aber daß unsere Gesellschaft geschändet ist, unsere Gesellschaft, die nun schon über zwei Jahrhunderte mit Ehren bestanden hat, in welcher nach Ausweis unserer Bücher noch nie ein räubiges Schaf gewesen ist, das hat mich fürchterlich gepackt. Muß mir, gerade mir das begegnen! muß mein Name neben dem eines Diebes genannt und so für ewige Zeiten aufgehoben werden. Ich bin seit elf Jahren Kommandirender, und habe seit dieser Zeit für die Gesellschaft wie für meine Kinder gesorgt. Und nun, nun ernte ich solchen Dank. Ich wollte mich noch beruhigen, wenn ein gewöhnliches Mitglied der Dieb wäre, aber der König, Herr Assessor, bedenken Sie doch, es ist ja der König! O, die Schande. Was soll ich nur anfangen? Rathen Sie, helfen Sie mir, guter Herr Assessor.“ — Das war leichter gesagt als gethan. Und dennoch wollte ich den Versuch machen. Ich stellte das Vergehen als ein leichtes dar, erwähnte die große Noth, in welcher mein Wirth durch die lange Krankheit seiner Mutter, also unverschuldet, gekommen sei, daß die Strafe noch nicht feststehe, der Erlaß derselben erwartet werden könne und dergleichen mehr. Meine Bemühungen hatten indeß keinen Erfolg, der Kommandirende erklärte: „Dieb bleibt Dieb, mögen auch Um-

stände die That entschuldigen. Du lieber Gott, wie gern hätte ich ihm geholfen, wenn er zu mir gekommen wäre und mir seine Noth gellagt hätte. Was nützt uns denn der Erlass der Strafe, die verlorene Ehre wird ja dadurch nicht wiedergegeben. Hier, in Reisch, müssen Sie wissen, wird noch etwas auf Unbescholtenheit und auf Ehre gehalten. Wir können mit dem Manne nicht mehr verkehren.“ — Dieser bestimmten Erklärung vermochte ich nichts entgegen zu halten, ich bemerkte nur noch, daß ich meinen Wirth veranlassen wolle, seinen Austritt aus der Schützengilde sogleich anzuzeigen, erhielt darauf aber zur Antwort, daß eine solche Anzeige die Ausstoßung nicht verhindern könne. Die Gesellschaft werde am Abend darüber entscheiden, und in diesem Jahre, seit dem Bestehen derselben zum ersten Mal, den Auszug ohne König halten. Für mich blieb nichts zu thun, und dennoch hätte ich wenigstens das: „wir können mit dem Manne nicht verkehren“, diesen Bannspruch, so gern und selbst mit Aufwendung von Opfern beseitigt. Die Unterhaltung hatte viel Zeit fortgenommen. Es war bereits Mittag, als der Kommandirende mich verließ.

In meiner Wohnung, wohin ich mich sogleich begeben hatte, wurde mir nach kurzem Aufenthalt ganz unheimlich. Kein Mensch ließ sich sehen und hören, und selbst auf mein wiederholtes Rufen — eine Klingel gab es nämlich nicht — gab weder mein Wirth noch das Mädchen eine Antwort. Ich war allein im Hause, nein, nicht allein, die alte Frau war ja auch noch da, sie konnte der Erde noch nicht übergeben sein. Die Nachbarn wollte ich nicht herbeirufen, das würde Aufsehen erregt haben, und dieß eben wollte ich vermeiden. Ich ging fort nach dem Gasthof, wo ich zu Mittag aß, doch geschah das mehr aus Gewohnheit als aus Bedürfnis. Meine Unruhe ließ mich auch hier nicht lange verweilen, sie trieb mich nach meiner Wohnung zurück. Hier war noch Alles, wie ich es kurz vorher verlassen, die Thüren verschlossen, kein Zeichen von Leben wahrzunehmen. Diese Stille in dem alten, großen, weitläufigen Hause war unerträglich. Es war nicht Furcht, was ich empfand, es war ein Gefühl, als ob jeden Augenblick an der Stelle, die ich gerade eingenommen hatte, ein Donnererschlag eintreffen, oder ein anderes Schredenerregendes Ereignis sich verwirklichen müsse. Das Blut kreiste in mir mit furchtbarer Schnelligkeit, und die dadurch erzeugte Aufregung ließ mich an keinem Orte Ruhe finden, und trieb mich wiederum aus dem Hause hinaus. Aber wohin? Daran dachte ich nicht, wenn bei mir von Denken damals überhaupt die Rede sein konnte. Ich war zum Thore hinaus, den Berg hinan und in den Wald gelaufen, und wurde mir dessen erst bewußt, als vor mir ein Hund anschlug. Gleichzeitig vernahm ich in geringer Entfernung Lachen und Jubeln, das nur aus Mädchenleuten kommen konnte, und sich mir schnell näherte. Ausweichen konnte ich nicht, ein großer, schöner Wasserhund stand vor mir, wies die Zähne und machte Miene, meinem Fortgehen Gewalt entgegenzusetzen. Noch war ich ungewiß, was ich thun, ob ich vorwärts gehen oder umkehren, und es auf einen Angriff des Hundes antommen lassen sollte, als zwei junge, hübsche Mädchen, die von einem jungen Manne verfolgt wurden, mir entgegengelaufen kamen, und mich erst gewahr wurden, nachdem sie wenige Schritte von mir entfernt von dem Manne eingeholt und festgehalten worden waren. Dieß Zusammentreffen war mir unangenehm und machte mich verlegen, indeß nur kurze Zeit; eine vierte Person, die alsbald erschien, trat als Vermittler auf. Es war der Förster, der bei seinem Eintreffen den jungen Leuten zurief: „Wenn ihr Mordelementer laufen wollt wie die jungen Rehböde, so könnt ihr allein gehen und mich bei Mattern lassen,“ und als er mich erblickte, so recht herzensfroh und vergnügt sagte: „Auffor, das ist, straf mich, ein grundgeheider Einfall, den Sie da gehabt haben. Mädeln kommt, helft mir den jungen Herrn festmachen,“ und als ob sie nur auf diesen Zuruf gewartet hätten, kamen die Damen heran und hielten mich fest, nicht daß sie mich, wie der För-

ster, bei der Hand gefaßt hätten, sondern durch naive und zugleich liebenswürdige Unterhaltung.

Die beiden Damen waren Töchter des Försters, und der junge Mann der Bräutigam der Älteren, welche, beiläufig gesagt, kaum zwanzig Jahre alt sein mochte, während die Jüngere ein oder auch zwei Jahre weniger zählen konnte.

Ich dachte bald nicht mehr an das, was mich hinausgeführt hatte in den Wald, ich gab mich ganz und gar dem Genuße hin, den die Gegenwart mir bot, und der mich um so mehr fesselte, als ich bereits Monate lang solch' heitere Gesellschaft hatte entbehren müssen. Das Försterhaus war bald erreicht. Wir nahmen in einer großen Laube, die sich vor demselben befand, und die von süßduftenden Zelängerjelieber überzogen war, Platz. Die Sonne brännte heiß, aber im Walde und in dieser Laube war es monnig kühl, durch das dichte Laubwerk hatten die brennenden Strahlen nicht dringen können. Der Förster ließ einige Flaschen Wein herbeitragen, die Frau Försterin brachte Erdbeeren, und in nicht gar langer Zeit hatte Fräulein Elise, die jüngste der beiden Damen, unter Scherzen und Lachen eine prächtige Erdbeerbowlie bereitet, und uns Männern zum Ausleeren derselben die kürzeste Frist gestellt. Wir ließen uns sämtlich als angelegen sein, diesen Termin einzuhalten, denn Keiner von uns wollte sich Vorwürfe zuziehen. Dieß ungewungen heitere und dabei doch unschuldige Frohsinn war mir fremd; an einem, ich möchte sagen, so kindlichen Spielen, denn etwas Anderes war es im Grunde nicht, hatte ich noch niemals Theil gehabt, und dennoch benahm ich mich dabei gar nicht linksch. Es war ganz so, als ob ich ein Glied der Familie wäre, als ob ich schon lange dem Kreise angehört hätte, als ob ich als Sohn und Bruder willkommen geheißen worden. Mir fiel es deshalb auch gar nicht ein, daß ich nach Hause müsse, ich blieb zum Abendbrod, ohne daß ich dazu besonders eingeladen war, und auch später ließ ich mich noch halten, bis die Sonne längst hinter den Bergen verschwunden war und die milchleuchtenden Sterne den Himmelsbogen bedeckt hatten. Als ich endlich nach zehn Uhr erklärte, den Rückweg antreten zu müssen, bestürmte man mich nicht mit Aufforderungen zum längern Verweilen, die nur zu oft nichts bedeuten und lästig werden; der Förster, der zukünftige Schwiegersohn und die beiden Damen erbat sich vielmehr sofort, mir das Geleite geben zu wollen, auch Sultan, der große Hund, ging mit.

Der Weg durch den Wald war mir bekannt. Ich hatte zwar immer vermieden, bis zum Försterhause vorzudringen, war aber einmal bis in die Nähe gekommen, so daß ich das Haus mit seinen weißen Wänden und dem grün angestrichenen Holzwerk freundlich und einladend, wie ich's heute gefunden, hatte liegen sehen. Verirren konnte man sich nicht. Der Weg war festgetreten, und führte zu keiner Kreuzung, so daß eigentlich die Begleitung Seitens der Försterfamilie weniger ein Schutz für mich, als vielmehr eine Fortsetzung der heitern Unterhaltung und ein möglichst langes Hinausschieben des Auseinandergehens sein sollte. Und dennoch überfiel es mich eilig kalt, wie ich in den Wald eintrat, wie tiefes Dunkel mich und die Uebrigen umgab. Dieselbe bange Erwartung, dieselbe Sorge für die nächste Zukunft, die mich am Morgen von Hause fortgetrieben hatte, beherrschte mich. Ich konnte nicht mehr mit den jungen Leuten unbefangenen plaudern, scherzen, lachen, ich wurde still und immer stiller, wie der Wald es war, und gab dadurch vielfach Stoff zu unschuldigen und gutgemeinten Redereien. Auch der Förster war einspölicher geworden, wie er sagte, weil er die vorherige Nacht nicht geschlafen habe, und die alten Knochen nachgerade mürbe würden. Dieß gab mir Veranlassung zu bitten, mich allein weiter gehen zu lassen. Die Damen waren dazu bereit, der Förster aber erklärte mit der größten Entschiedenheit, daß er bis zur Grenze seines Reviers mitgehen, daß ihn davon kein Mensch zurückhalten werde. Nach einem herzlichen Abschiede gingen der Förster und ich vorwärts in der Richtung nach Reisch, während die

Uebrigen den Rückweg nach dem Forsthause antraten. Sul-tan, welcher der Liebling von Elise zu sein schien, wollte bei dem Förster bleiben, lief aber, als er von Elisen gerufen wurde, dieser nach.

Als wir allein waren, legte der Förster meinen Arm in den seinigen, ohne ein Wort zu sagen, ich ließ es ruhig geschehen; im Schweigen schritten wir weiter, bis wir uns dem Ende des Waldes genähert hatten. Da mit einem Mal blieb der Förster stehen, faßte mich an den Schultern, zog mich dicht an sich heran, und sagte, weich und bewegt, wie ich es von ihm noch nicht gehört hatte: „Donnerwetter, Professor, was ist denn in Sie gefahren? Sie wackeln ja mir zur Seite, als ob Sie ein alter Cichloß wären. Sind's unzufrieden mit uns, sagen's grade heraus.“ — Ich mußte

mein Schweigen rechtfertigen und, indem ich das that, dem Förster Alles mittheilen, was mir bis zu meinem Fortgehen aus Neißsch begegnet war. „Und nun, Herr Förster,“ so schloß ich meine Mittheilung, „schelten Sie mich, oder lachen Sie über mich, wie Sie das wollen, ich kann aber die Unruhe, die das auffällige Verhalten meines Wirthes mir verursacht, nicht bemeistern, und die Befürchtung, daß die nächste Zukunft etwas Verhängnißvolles bringen wird, nicht los werden.“ — Der Förster brummte etwas vor sich hin, das ich nicht verstehen konnte, das mir aber wie „verdammte Dummheiten“ zu sein schien; er wollte auch lachen, doch gelang es ihm nicht, er war, wie ich, von Minute zu Minute ernster geworden, und hatte vielleicht dieselbe Bangigkeit zu bekämpfen, nur daß er dieß nicht zugestehen, daß er dieß



Die Begegnung.

verbergen wollte. „Professor,“ sagte er endlich laut, „fort mit den Grillen. Der Kerl thut sich, straf' mich, kein Leid an, und mir macht der Millionenhund keine Angst. Schlafen's gut, und kommen's morgen wieder heraus. Ich bin heute hundemüde und sehne mich nach Ruhe.“

Wir trennten uns, denn auch ich sehnte mich nach Ruhe, die ich jedoch nicht finden sollte. Bald hatte ich den Rücken des Berges erreicht, und die Stadt zu meinen Füßen. Etwa in der Mitte des Wegs, da, wo dieser, um das Abschlüßige zu mindern, eine erhebliche Biegung machte, hörte ich hinter mir im Walde einen Schuß fallen. Dieser Schuß erschreckte mich so, daß ich wie angewurzelt stehen blieb, und noch lange den Wiederhall zu hören glaubte, nachdem dieser schon längst verstummt war. Sollte dieser Schuß auf den Förster abgefeuert sein? Das war der erste Gedanke, den ich fassen

konnte. Aber ich beruhigte mich. Der Weg, der zum Försterhause führte, nahm die Richtung nach Osten, der Schuß, dessen glaubte ich sicher zu sein, war weit davon ab in südlicher Richtung gefallen.

Als ich an die Thür meiner Wohnung kam, schlug es Zwölf. Mir fehlte der Schlüssel, das Mädchen öffnete aber sogleich, nachdem ich die Thürklinke einmal niedergedrückt hatte, und rief dann voller Freude: „Gott sei Dank, daß Sie da sind, ich bin bald umgekommen vor... ach Gott...“ unterbrach sie sich, ich war eingetreten, sie hatte mich erkannt, „Sie sind's, Herr Professor. Denken Sie nur, der Meister ist noch nicht zurück. Ich habe wegen des Begräbnisses der Mutter heute Alles allein besorgen müssen, der Meister hat sich um gar nichts gekümmert. Er ist fortgegangen ohne zu sagen wohin, und hat sich vor keinem Men-

schen sehen lassen.“ — Ich sagte dem Mädchen, daß sie die Thür schließen und sich zu Bett legen, den Schlüssel aber mir geben solle, weil ich aufbleiben und dem Meister, wenn er zurückkehre, öffnen würde. Dabei gab ich mir die größte Mühe, mich unbefangen zu zeigen und meiner Stimme Festigkeit zu geben. Das Mädchen wollte zwar Einwendungen machen, ich zog ihr jedoch den Schlüssel aus der Hand, überzeugte mich, daß ordentlich zugeschlossen war, und daß ohne mein Wissen kein Mensch in das Haus kommen konnte. Dann begab ich mich in mein Zimmer, zündete Licht an, und erwartete die Rückkehr meines Wirths. Von meinen Sorgen, von meinen Ängsten will ich nicht reden, sie nahmen an Umfang zu, je länger ich warten mußte.

Nach drei Uhr endlich, es fing schon an Tag zu werden, hörte ich schwere Tritte die Straße heraufkommen. Ich ging nach dem Fenster und öffnete dasselbe, um besser beobachten zu können. Ein Mann näherte sich langsam und, wie es mir schien, suchend meiner Wohnung. Mein Wirth war es nicht, das konnte ich deutlich erkennen. Und dennoch machte der Mann vor meinem Hause Halt. Er beguckte dasselbe nochmals von unten bis oben. Bei diesem Umhersehen hatte er mich im offenen Fenster erblickt. Er trat dicht unter das Fenster und rief mir zu: „Können Sie mir sagen, ob hier der Herr Meßner wohnt?“ — „Ja.“ — „Sie sind's wohl selbst?“ — „Ja.“ — „Ich komme aus dem Forsthaufe und soll Sie bitten, gleich hinauszukommen.“ — „Was ist denn geschehen?“ — Der Mann antwortete nicht sofort, er ging erst mit sich zu Rathe, dann sagte er so leise, daß ich es kaum verstehen konnte: „Ich sollte Ihnen nichts sagen, Sie erfahren es ja aber doch, wenn Sie hinauskommen. Der Förster ist todt, er ist erschossen...“

Der Mann wollte noch mehr sagen, ich aber mochte nichts weiter hören, ich wußte ja Alles, ich hatte ja gehört, daß meine Befürchtungen sich in der schrecklichsten Weise erfüllt hatten. Mit der Gewißheit, die mir geworden war, hatte ich auch meine Sicherheit wieder erlangt, alle Unruhe war mit einem Male verschwunden, und klar sah ich den Weg vor mir, den ich einschlagen mußte. Ich rief das Mädchen, schrieb eiligst ein Billet, und schickte sie damit zum Bürgermeister. Dann schrieb ich ein zweites Billet, das mehr eine Instruktion war, für den Altkuar, nahm dann Hut und Stock, und verließ das Haus, das ich hinter mir verschloß. Es war halb vier Uhr, vollständig Tag, mein Wirth noch immer nicht zurück und ich, der ich noch kein Auge geschlossen hatte und todmüde war, schickte mich an, nach dem Forsthaufe zu gehen. Das Mädchen kam in dem Augenblicke zurück, in welchem ich fortgehen wollte. Ich hatte das erwartet, gab ihr das Billet und sagte ihr, daß sie auf Antwort warten müsse. Der Bürgermeister sollte die Verhaftung meines Wirths ausführen, der Altkuar das Mädchen zurückhalten und die nöthigen Requisitionen expediren.

Im Forsthaufe, in welchem wir wenige Stunden zuvor noch so ausgelassen heiter gewesen waren, in welchem sich Jeder glücklich gefühlt hatte, in welchem alle Familienglieder durch Bande inniger Liebe fest aneinander gekettet zu sein schienen, in welchem kein einziger Gedanke gewesen war, daß aus dieser Kette wenige Stunden später ein überaus theures Glied sollte gelöst werden können: in diesem Hause, sage ich, war es still wie im Grabe, als ich zum zweiten Male dasselbe betrat. Der Schreck über das entsetzliche Unglück hatte die Mutter besinnungslos gemacht, die Töchter betäubt. Die Mutter lag im Bett, die Töchter vor demselben auf den Knien, Alle regungslos. Kein Laut war zu hören, keine Thräne zu sehen, der Schmerz hatte Alles erstickt. Das durfte so nicht bleiben, die Betäubung mußte gelöst werden. Aber wie? Mein Zuspruch wurde nicht gehört, auch dann nicht, als der junge Mann mir zur Seite trat, und seine Bitten mit den meinigen vereinigte. Ich hörte auf zu bitten, ich stellte mit Hinweis auf mein Amt bestimmte Forderungen. Auch das half nichts, meine Worte wurden gar nicht beachtet, keine der Damen rührte sich. Ich griff zu

einem andern Mittel, es war das letzte, ich wußte kein anderes. „Treffen Sie Anordnungen,“ sagte ich zu dem jungen Manne, „daß der Vater hierher gebracht wird. Die Fräuleins sind in ihrem Schmerz maßlos und vergessen, daß sie die Ruhe des Vaters nicht stören dürfen und die Mutter schonen sollten.“ Ich legte in diese Worte eine solche Schärfe, eine solche Härte, eine so summirte Masse von Vorwürfen, daß sie unmöglich ohne Wirkung bleiben konnten. Sie blieben das auch nicht. Beide Mädchen hoben den Kopf hoch und wendeten das vom größten Schmerz entstellte Gesicht mir zu. Das Auge war trocken und blieb ohne Ausdruck, starr auf mich gerichtet. Das befriedigte mich nicht, ich wollte in nasse Augen sehen, die Thräne heraufbeschwören, weil nur diese den Schmerz mildern, dem erstarrten Herzen Leben einflößen konnte. Ich unterdrückte gewaltsam jede innere Bewegung und zeigte mich kalt, ohne Gefühl, ohne Theilnahme, nur als ausführenden Beamten. Trocken, als ob ich in der Amtsstube das gewöhnlichste Geschäft vorzunehmen habe, verlangte ich von den jungen Leuten, daß sie mir folgen sollten. Elise erhob sich zuerst, dann folgte die Schwester, die Mutter allein blieb im Zimmer zurück. Wir hatten nicht weit zu gehen bis zum Todtenbett des Vaters, aber Jeder trug eine entsetzliche Last, die mit Jentnerschwere zu Boden drückte, und den Weg furchtbar machte.

Beim Anblick des Vaters ertönte von beiden Mädchen wie aus einem Munde nur ein Schrei, dann ein krampfhaftes Schluchzen, und ein lautes, herzerreißendes Weinen. Das Alles war nur ein Moment, im zweiten verloren dieselben den Halt, sie wollten zu Boden fallen. Ich unterstützte Elise, der junge Mann seine Braut, so führten wir beide zur Mutter zurück, und ließen sie dort sich ausweinen. Der Förster war todt. Bei der Besichtigung der Leiche fand sich nur eine Wunde, sonst keinerlei Verletzung vor. Ein Kampf konnte daher der Verwundung nicht vorhergegangen sein, die Wunde mußte den Tod urplötzlich herbeigeführt und schmerzlos gemacht haben, denn sie befand sich gerade in der Mitte des Herzens. Es war ein Königschuß. Der junge Mann hatte die Leiche gefunden. Er hatte, wie er mir sagte, mit den Damen den Förster in der Laube vor dem Hause erwarten wollen. Als der Schuß gefallen, sei der Hund fortgelaufen. Kurze Zeit später sei er und ein Jägerbursche dem Hunde gefolgt. Sie hätten vielfach gerufen, aber Antwort nicht erhalten, und den Hund erst in geringer Entfernung von der Leiche bemerkt. Daß der Hund auf ihr Rufen nicht geachtet, habe sie aufmerksam gemacht und das Schlimmste befürchten lassen. Der Jägerbursche habe von Zeit zu Zeit ein Schwefelhölzchen angezündet, um die nächste Umgebung zu erleuchten, und nur dadurch sei das Auffinden der Leiche möglich geworden. Die Leiche, welche noch warm gewesen, habe in einer Blutlache mit dem Gesicht auf der Erde gelegen, und die Arme und Hände unter sich gehabt. In der Umgebung sei ihnen nichts Auffälliges aufgefallen, auch habe sich die Kleidung nicht in Unordnung befunden, und ebensovienig sei etwas vernichtet worden. Für die Thäterschaft konnten natürlich keine Vermuthungen aufgestellt werden.

Ich ließ mich durch den Jägerburschen an Ort und Stelle führen, untersuchte hier die Umgebung in einem weiten Umkreise, fand aber weder eine Fußspur, noch sonst ein Zeichen, aus dem ich hätte schließen können, woher der Thäter gekommen und wohin er gegangen, oder in welcher Richtung der Schuß abgefeuert worden war, kein Zweig geknickt, kein Blatt verletzt. Der Thäter mußte dem Förster auf dem geraden, festgetretenen Wege begegnet sein, diesen hier angegriffen, und sich auf demselben Wege geflüchtet haben. Die Leiche wurde bewacht, und die Vornahme von Veränderungen war von mir untersagt worden.

Ich ging nach Reizsch zurück. Mein Wirth war zwischen fünf und sechs Uhr zurückgekehrt, und in seinem Hause verhaftet worden. Der Bürgermeister, welcher die Verhaf-

tung ausgeführt hatte, war dabei so alterirt gewesen, daß er mir nicht einmal sagen konnte, in welcher Bekleidung mein Wirth angekommen war. Ueberhaupt fand ich bei meinem Eintreffen die Stadt in großer Aufregung; die ältesten Leute wollten sich nicht erinnern, daß in oder um Neißch herum ein Mord vorgekommen sei; man bedauerte das Opfer, verdamnte den Mörder und bellagte noch mehr, daß das Unglück gerade zum Feste habe kommen und die Festfreude habe stören müssen.

Die Gloden verkündeten laut den Anbruch des ersten Festtags und riefen zur Kirche. Ich hatte dafür keinen Sinn, mich zog's mit unwiderstehlicher Gewalt nach einem Orte hin, wo man selten Gebete hört, wo in der Regel nur Gotteslästerungen, Verwünschungen und die schmutzigsten Neben laut werden, zum Gefängnisse; ich wollte den Mann sehen und sprechen, der durch seine verabscheuungswürdige That unaussprechliches Wehe und Herzeleid über eine bis dahin glückliche Familie gebracht hatte.

Das Gefängniß ist nicht der Ort, zu dem man sich hingezogen fühlt, eine geheime Scheu, eine unbestimmte Furcht hält davon zurück; und doch sollte man diesen Ort nicht ganz meiden, wenn auch nur deshalb, um sich von Zeit zu Zeit zu vergegenwärtigen, wie tief der Mensch in seiner Erniedrigung sinken, wie so ganz und gar jedes bessere Gefühl in ihm erstirben kann. Es ist ein Vorurtheil, wenn man glaubt, daß im Gefängnisse nichts Gutes gelernt werden könne, ich möchte sagen, daß der Ruf: „meide das Böse, hasse das Laster, verabscheue die Sünde“, an keinem andern Orte lauter, bestimmter und mahrender ergeht als hier.

Ich hatte keine Furcht, auch keine Scheu, als ich dorthin ging, ich empfand nur tiefes Mitleid, inniges Bedauern über das Verlorensein eines Menschen, der, wenn er in andern Verhältnissen gelebt, wenn ihm nicht die Sorge für die alte, kranke Mutter, die grenzenlose Noth, die er nicht hatte bekennen wollen, zu Boden gedrückt hätte, gewiß wie viele seiner Mitbürger unbescholten durch das Leben gegangen wäre. Ich wußte es ja aus eigener Wahrnehmung, daß der Mann sich die größten Einschränkungen auferlegt, daß er auf alle Bedürfnisse seiner Standesgenossen verzichtet, daß er kein Gasthaus besucht, für seine Person jeden Aufwand vermieden hatte, um es nur der alten Mutter an nichts fehlen zu lassen, ihre Leiden zu mildern, und sie durch die seltsamste Liebe weich zu betten; ich wußte es, daß er kein schlechter, kein verdorbener Mensch, daß er nur der Versuchung unterlegen war; mein Besuch galt daher auch nicht dem Verbrecher, sondern dem gefallenem, bedauernswerthen Menschen.

Ich fand den Mann gefesselt an Händen und Füßen. Er hatte das Gesehehen lassen, ohne irgendwie Widerstand zu leisten, oder auch nur ein Wort zu verlieren. Die Manneskraft schien gebrochen, er hülflos wie ein Kind zu sein. Als ich eintrat, sah er auf dem Schemel, den Kopf tief herabgebeugt, das Haar wirt um denselben herumhängend. Er blieb in dieser Stellung, ohne sich zu rühren, und schien meinen Gruß gar nicht zu hören. Erst nachdem ich durch den Beamten die Handfesseln hatte fortnehmen lassen, richtete er sein Auge voll unaussprechlichen Dankes auf mich, dann ließ er den Kopf wieder sinken und war ruhig und still wie vorher. Das Schuldbewußtsein, so glaubte ich annehmen zu müssen, hatte mit gewaltiger Macht den Trost gebrochen, die grauenhafte That den Haß getilgt, die Rache gesühnt, und die Reue, als hinkender Bote, alles Leben ersticht. Ich war davon so fest überzeugt, daß ich gar kein Geständniß hören, daß ich nur die näheren Umstände, unter welchen die That verübt worden war, erfahren wollte.

Der Mörder hatte seinen Sitz auf dem Schemel unverändert behalten. Ich setzte mich neben ihn auf denselben Schemel und nahm seine Hand, die Hand, welche die Waffe getragen, geführt, und nach dem Willen des Mörders gebraucht haben mußte, in die meinige. Die Hand war eiskalt. Diese Kälte, die so ganz natürlich war, weil die Fesseln den Umlauf des Blutes gehemmt, und dadurch eine Erstarrung

der Hand herbeigeführt haben mußte, durchschauerte mich, und unwillkürlich drängte sich mir der Gedanke auf, daß, wie die Hand, auch das Herz kalt und erstarrt sein könne, und daß es meine Aufgabe sein müsse, dies Herz zu erwärmen und für Trost zugänglich und empfänglich zu machen. „Wir sind allein, Meister,“ unterbrach ich das Schweigen, und legte in meine Worte Wärme und Innigkeit, „ich bin auch nicht als Richter zu Ihnen gekommen, mich hat das innigste Mitleid mit Ihrer unglücklichen Lage hierhergeführt, ich will, so weit ich das vermag, Ihnen Rath, Hülfe und Trost bringen.“ — Ein leises, kaum fühlbares Zucken der Hand zeigte mir, daß ich gehört und verstanden worden war, sonst blieb der Mann still. — „Ich meine es wahrhaftig gut mit Ihnen; aber wenn Sie sich nicht aussprechen, wie kann ich da helfen?“ — Auch dieser Zuspruch blieb ohne Wirkung. Ich ließ mich nicht abschrecken, und machte einen neuen Versuch. „Haben Sie mir denn gar nichts zu sagen?“ — Keine Antwort, keine Regung. Im Tone des Bedauerns fuhr ich fort: „Ich hatte gedacht, daß Sie mindestens noch einen Gruß an die alte gute Mutter haben würden, die Sie nicht wieder sehen sollen, die Sie nicht zur letzten Ruhestätte, zum Grabe geleiten dürfen.“ — Das half, die Rinne, die sich um das Herz gelegt hatte, schien weich zu werden, die krampfhaften Zuckungen des ganzen Körpers verriethen mir das. Der Mund blieb jedoch noch immer geschlossen. Indem ich die Hand fester umschloß, sagte ich: „Ich werde Ihre Stelle einnehmen, für Sie die Gebete am Grabe sprechen, für Sie die Hand voll Erde auf den Sarg legen, für Sie wünschen, daß die Erde der Mutter eine leichte Decke sein möge...“ — Ich mußte einhalten, denn mit ungeheurer Anstrengung preßte der Mörder die Worte heraus: „Ja, ja!“ Dann war er wieder still. — „Ja, ja!“ wiederholte ich, „das Alles will ich thun. Aber haben Sie selbst denn keine Worte, die ich der Mutter noch zurufen soll, ist denn die Liebe, die Sie und die Mutter im Leben so glücklich machte, in Ihrer Brust mit einem Male erstorben?“ — Der Mörder schüttelte, während ich das sagte, mit dem Kopfe, lehnte sich dann zurück an die Wand, und schloß die Augen. Der Ausdruck seines Gesichtes war ruhig, nur das geschlossene Augenlid zuckte hin und wieder, als ob es sich fester schließen, als ob es hinter sich etwas verbergen und festhalten wolle, und dazu doch nicht Kraft genug besäße. So war es auch wirklich. Die Augenwinkel wurden bald darauf feucht und immer feuchter, ein Tropfen groß und schwer löste sich los, rollte über die Wange hinab und fiel auf die Brust nieder. Dann folgten in kürzeren Pausen mehrere. Der Mörder weinte; er mußte nun auch sprechen. „Ihre Mutter wird Ruhe finden da tief unten, denn sie war eine gute Frau. Haben Sie nicht auch den Wunsch, Ruhe zu finden, wieder ruhig schlafen und der Zukunft, was diese auch bringen möge, mit Ruhe entgegen sehen zu können?“

(Schluß folgt.)

Ein Zigeunerndorf in der Wallachei.

Von

Ernst Wallroth.

Ein Zigeunerndorf! Man denkt sich den Zigeuner als ein Nomadenvolk, das bald hier bald dort seine Wohnung aufschlägt, um nach ein paar Tagen weiter zu ziehen, sobald die kleinen Arbeiten ihrer Hände verkauft sind, was leicht zu stehlen gestohlen ist, und den neugierigen Töchtern des Dorfes prophezeit worden, was sie wissen wollen. In der Wallachei, im Banate sind sie meist angelesen, arbeiten in den Hüttenwerken und helfen dem Bauer bei seiner Arbeit. Als Arbeiter sind sie geschätzt, wenn sie auch das Stipendium nicht unterlassen können. Es gewährt einen seltsamen An-

bild solch' ein Zigeunerdorf, dem wir uns jetzt nähern. Strohgedeckte Hütten ragen theils nur mit dem Dache aus dem Boden hervor, theils sind sie auf Holzstellagen gebaut, denen der Unterstock fehlt. Runde und viereckige Hütten liegen regellos zerstreut umher. In die Hütten, die im Boden stehen, fällt das Licht nur durch die Thüre, der Rauch des Feuerherdes geht durch den geflochtenen Schornstein. Auf der Straße begegnen uns Frauen in malerisch zerlumpter Tracht, Kinder, denen das Hemde vom Leibe hängt, Schweine, die Lieblinge des Zigeuners, die er sogar auf seine Wanderungen mit sich nimmt, Pferde, Ziegen, Hühner und Gänse. Das sind die Flaneurs auf dem Strohtrottoir eines wallachischen Zigeunerdorfes, das im übrigen einen sehr malerischen Anblick gewährt. In den Hütten selbst sieht es gar dürftig

aus: kein Hausrath, als ein paar Lumpen, die auf die Erde gebreitet sind und das Bett vorstellen, einige Stühle und das nöthige Kochgeschirr. Da und dort aber klingt aus einer Hütte eine lustige Fiedel oder eine gelbe Klarinette: der wallachische Zigeuner ist ein guter Musiker, und alle Tanzböden haben scheinbar nochmal so viel Resonanz, wenn ein Zigeunerorchester aufspielt. Die Aristokratie hat für ihre Bälle kein anderes Orchester, als diese Zigeuner. Das ist neben dem Erwerb in den Hüttenwerken ihr Hauptverdienst; sonst bringt Bettel der Frauen und Kinder, Wahrsagerei und Verkauf von Universalmitteln auch noch ein kleines Sümmchen zum Unterhalt des genügsamen Zigeunervolks. Ein originelles Volk bleiben sie immer, und wir haben sie in der Wallachei und dem Banate gerade so gefunden, wie sie uns



Zigeunerdorf in der Wallachei.

H. v. Berg schildert. Ausgezeichnet durch ihre braungelbe Haut, lange, krause, rabenschwarze Haare und ebensolche glühende Augen, rothe Lippen und glänzend weiße Zähne sind sie im Allgemeinen ein hübscher, wohlgebildeter Menschenschlag; unter den jungen Weibern trifft man nicht selten an Gesichtsbildung und Ausdruck, sowie an Ebenmaß der Formen wahre Schönheiten. Sie heirathen sehr früh. Man sieht Frauen von vierzehn Jahren mit Kindern. Niemals heirathen sie außer ihrem Stamme, mit der Blutsverwandschaft und mit der ehelichen Treue wird es nicht genau genommen. Der Zigeuner heirathet ohne viel Ceremonie, ist er sein Weib satt, jagt er es fort und nimmt ein anderes. Ihre Kinder lieben sie mit größter Zärtlichkeit, sorgen für sie nach besten Kräften, und sie dürfen ihre Zeit mit Spielen und Nichtsthun hinbringen. Ihre Religion ist die ihrer mo-

mentanen Umgebung. Ihre Nahrung ist ekelhaft, sie sollen selbst das nicht verschmähen; Schweinefleisch, Knoblauch und Zwiebeln sind ihre Lieblingsspeise, Federwild verschmähen sie. Branntwein nehmen sie gerne, aber ihre Hauptleidenschaft ist der Tabak, da vom hübschesten Mädchen bis zum ältesten Manne Alles raucht und kaut. Man wird häufiger um Tabak als um Geld angebettelt. Die Angeesehenen sprechen alle wallachisch. Gerne verläßt man ein solches Zigeunerdorf wieder, denn ihre Gastfreundschaft anzunehmen ist unmöglich; der Ekel schützt sie vor dem zudringlichen Fremden, dem höchstens sie abnehmen, was er entbehren kann.

Das Vogelschießen.

Kulturhistorisches Bild.

Von

Johannes Faller.



Der Schützenkönig auf der Insel Bevelant.

Auch in seinen Vergnügungen ist unser Volk konservativ. Was es zu irgend einer Zeit mit Lust und Liebe einmal getrieben, woran ein Geschlecht Herz und Gemüth erfreut, und im fröhlichen Genuße zugleich Willens- und Muskelkraft gestärkt und geschmeidigt hat, das pflanzt das ganze Volk mit dankbarer Erinnerung in Sage und Lied oder in lebendiger festgewurzelter Sitte von Geschlecht zu Geschlecht fort. Alt und Jung freut sich noch jetzt auf den Weihnachts-

baum zur heiligen Christzeit, auf das Bleigießen in der Neujahrsnacht, auf Osterhasen und Ostereier, auf Pfingstfeier, Johannisfeier, Kirchweihen, und es ist fast kein allgemeines Familien-, Gemeinde- und Volksfest, das nicht in seinen Bräuchen und Gewohnheiten bis in uralte vergangene Zeiten zurückweist. Auch wo die eigentliche Bedeutung des Festes längst vergangen und vergessen ist, kann das Gemüth des Volkes nicht davon lassen; der Enkel will an demselben Lust-

schießen das Herz ergötzen, von dem der Großvater mit freudestrahlendem Auge erzählte, und der Vater als glücklicher König, mit glänzenden Ketten und Schildern, an der Spitze der fröhlichen Schützenmannschaft heimkehrte. Was ist uns die Armbrust? Ein Spiel- und Übungszeug für den Knaben, der damit seiner ersten Jagd- und Waldblust fröhnt, gleichbedeutend mit dem Sperlinge vertilgenden Blasrohr, ein Unterhaltungsmittel für die müßigen Stunden wohlhabender Bürger, ohne jede Bedeutung für den Ernst des Krieges, für die Verteidigung des Landes, für das Wehrhaftmachen freier Männer. Und dennoch sehen wir das Stahl- und Bogelschießen in fast allen von deutschen Stämmen bewohnten Gauen erhalten und mit eifriger freudiger Theilnahme insbesondere von den Gliedern des bürgerlichen Standes gepflegt. In den Niederlanden harret noch in mancher Ortschaft jedes Herz auf den Augenblick, da der Königsschuß im Bogelschießen verkündigt wird, und mit freudigem Zuruf und Stolz wird der geschmückte Schützenkönig im Kreise der Seinen empfangen und gefeiert. In Norddeutschland errichtet man mit und ohne Speculation der Wirth in kleinen Städten und Dörfern noch manche Vogelstange, und die männliche Jugend schießt gegen Einsatz um seidene und baumwollene Tücher oder um kupfernes und zinnernes Geschirr, während die Mädchen auf ländlich einfachem Carroussel, das aus einer langen auf einem Wagenrade sich drehenden Leiter mit zwei alten Wagenstühlen auf den Endpunkten besteht, mit dem Hammer nach dem Schwane schlagen. Süddeutsche Städte haben aus ihrem reichsfreien Zeitalter noch uralte Stahlschützengilden, die mit Stolz und Behagen ihre Statuten wie ihre Schießfertigkeit für die nachfolgenden Geschlechter erhalten. So hat Regensburg seine immer noch berühmte Stahlschützengesellschaft, deren wohlhabige Mitglieder im Kernschusse mit ihren vortrefflichen meist alten Armbrüsten nicht ohne Ruhm mit den Armbrustschützen des Mittelalters wetteifern könnten, in der Fröhlichkeit aber kühn jedem stehen, und Nürnberg sieht im Sommer noch alljährlich in demselben Schnepfergraben an der Raiferburg, wo schon der Kaiser Max dem Bogelschießen der Bürger zuschaute, den Vogel von hoher Stange durch die „Schnepfer“ der Stahlschützengesellschaft Stück um Stück heruntergeholt. Und wer kennt nicht die lustige Vogelwiese zu Dresden, die mit ihren achtstägigen, uner schöpplichen und hundertgestaltigen Vergnügungen sich an das aus früheren Jahrhunderten überkommene Bogelschießen angeschlossen hat, und endlich zu dem jetzigen Freudenübermaß ausgewachsen ist. Das Bogelschießen mit der Armbrust bildet immer noch, wenn auch nicht den Mittelpunkt, doch einen Haupttheil dieses Volksfestes. Zu diesem Feste wird im Monat August vor dem Ziegelschlage eine große Wiese hergerichtet, deren grüner Grund aber schon am ersten Tage durch die Tausende von Füßen in den alles gleichmachenden Sand gestampft ist. Das Ostende der Wiese, mit der Aussicht auf die schönen Elbberge von Loschwitz und Pillnitz, gehört dann der Stahlschützengilde, und wird durch ein Lattengehege von dem größeren Theile des Festplatzes abgegrenzt. Drei Vogelstangen werden aufgerichtet, eine sehr hohe in der Mitte, mit riesigem, weit ausgespreiztem Adler und einer mächtigen Fichtenkrone darüber mit flatternden farbigen Bändern, zwei kleinere ähnlich geschmückte zur Seite. Nach jenem schießen mit Armbrüsten von schwerer großer Art die Männer, nach diesen mit leichteren Stahlgewehren auch Damen. Die Schützengilde zählt unter ihren Mitgliedern sehr vornehme Leute und die wohlhabendsten Bürger, und erfreut sich seit Alters einer besonders hohen Gunst. Ein solennier Schützenzug eröffnet das Schießen mit Musik und Fahnen, doch ohne Reste mittelalterlichen Gepräges, worauf denn von den Schützenzelten aus, die mit der Rückseite gegen den Festplatz, mit der offenen Seite gegen die Vogelstangen und die schöne Landschaft gerichtet sind, von Männern und Damen geschossen wird, bis das letzte Stück der von den Eisenbolzen halb übel zerfetzten Vögeln herunterfliegt. Zur Seite des Schießplatzes sind elegante Zelte für die Schützen

und ihre Damen, und so gehen im Ganzen diese Schießübungen ziemlich geräuschlos und ungefährlich durch die acht Tage des Festes vorüber. Die Trommel des Bürgergarbisten, die jeden Schuß anzeigt, das Knaden der Armbrust, das Krachen der anschlagenden Bolzen, sind fast die einzigen Laute, die die anstandsvolle Stille unterbrechen, nur gegen Abend wird es etwas lauter und lebhafter in den Erfrischungszelten. Sind die Vögel herunter, so werden König und Königin proklamiert, die Gewinne, unter denen manche Gabe von hoher Hand, vertheilt; ein Festzug, aber nicht mit allzu eifriger Theilnahme, und ein Festball, der natürlich mit mehr Liebe und Lust insbesondere von den weiblichen Schützen gepflegt wird und auf welchem außer dem althergebrachten Königsschmucke auch der moderne Schmuck seine hervorragende Rolle spielt, beschließen diesen Theil der dresdener Vogelwiese.

Ganz anders sieht es hinter dem Schützenzelle, auf dem größeren Festplatz aus. Lange Reihen von Zelten, in drei breite Gassen getheilt, bedecken den Platz im buntesten Allerlei. Am mächtigsten ragen aus dieser über Nacht aus Brettern und Leinwand entstandenen Stadt die Restaurationen hervor, welche zu fremdem und heimischem Lagerbier die vor Hitze und Staub Schmachenden einladen, breite auf vielen Säulen ruhende Zeltbächer, geschmückt mit Lannenreizen, Guirlanden von Laub und Blumen, Fahnen, Gemälden, Zierrathen jeder Art und Farbe. Außerdem gibt es Erfrischungszelte jeder Art und für alle Stände und alle Geldbeutel, von der feinen, kühlenden Eis und milde Chokolade anbietenden Konditorei durch die unzähligen dresdener Kuchenbuden hindurch bis zu dem Zeltchen, in dem ein herabgekommener Schuster oder Handschuhmacher Kaffe, u. drei Pfennige die Tasse, und des Morgens saure Heringe für die derselben Bedürftigen — und deren sind an jedem Morgen sehr viele — verkaufen, oder bis zu den Frauen, die unter aufgespannten leinenen und baumwollenen Regendächern in einem eisernen Kasten sich nicht was für Würste braten und auf dem Tische daneben Brod und Schnaps feil bieten. Die zweite nicht weniger anziehende Klasse bilden die Schaubuden. Die vornehmste, wenigstens dem Namen nach ist das „Theater“. Das ganze Repertoire besteht aus einem einzigen Stück, und dieses Stück heißt: „Der geschundene Raubritter“. In einer roh gezimmerten Bretterhütte, die jeder Fierde und fast auch der nothwendigsten Beleuchtung entbehrt, auf einem Proscaenium von acht Schritten in der Länge und zwei in der Breite, das außer einem sehr durchsichtigen Vorhange kein anderes Requisit aufzuweisen hat, wird dieser geschundene Ritter in Szene gesetzt, so oft das Haus sich füllt, und das geschieht — Dank dem schau- und ergötzungslustigen Publikum! — in jeder Stunde von Mittag bis spät in die Nacht einmal. Die einzige Unterhaltung in dieser Bude gibt das mitspielende Zuchhe, der dritte Rang, der sich gewöhnlich so laut mit sich und den Spielern unterhält, daß die Letzteren ihr eigenes Wort nicht mehr verstehen. Der Jubel erreicht die Spitze, wenn zum Schluß auf unwiderstehliches Verlangen der geschundene Ritter noch einmal über die Bühne getragen wird. Gleich daneben gibt es Zirkus von Römern, Griechen, Azteken, von Athleten aus allen Nationen, das Theater der vereinigten Zauberer Asiens, Afrikas und Europas, das Theater der Affen und Hunde, der Schlangen und Elephanten, zu deren Seiten wieder die riesige Schweizerin Anna der ebenso riesigen Mohrin mit dem unaussprechlichen Namen Konkurrenz erhebt. Dem menschlichen Wissensdurst ist hier nach allen Richtungen Genüge geboten, das Menschen- und Thiergeschlecht produziert sich hier seine edelsten Künste, und wer ein liebeheißes Herz besitzt, sieht auch an jeder Ecke in dem bekannten Kasten den ebenso bekannten Gegenstand, und erhält den Temperamentszettel gratis dazu. Dazwischen drehen sich wieder bei rauschender Musik und mit den flatternden Röcken der kühnen Reiterinnen die Caroussells in rasanten Wirbeln, deren eines einen vollständigen Eisenbahnzug mit pfeifender Lokomotive darstellt, ein anderes aus leibhaftig

tigen lebendigen Ponics besteht. Dort wieder loden die Glücksbuben mit Glaswaaren und Pfeffertuchen, hier die Würfel oder eine Kugel im Roulett; dort wird das Loos aus dem Glücksrade gezogen, gegenüber raffelt eine Kugel die künstliche Regelsbahn hinunter, und daneben steht eine ganze Reihe von Buben, wo mit der Bolzenbüchse nach der Scheibe, nach Thonpfaffen, nach Sonne, Mond und Sternen und nach allem Möglichen geschossen, oder mit Pfeilen auf chinesische Art geworfen wird. Auf freien Plätzen sind Stangen errichtet, zu deren gewinntragender Spitze umsonst die Knaben hinaufzulatern suchen, denn von oben bis unten sind sie mit schlüpfriger Seife bestrichen. Vergessen dürfen wir dabei nicht des prachtvollen Feuerwerkes, das alljährlich zum Besten gegeben wird und mit seinen funkenregnenden Feuerrädern, seinen farbigen Fluglichtern, prasselnden Raketen und donnernden Kanonenschlägen eben nicht das Schlechteste in dieser leichteren Freudenstadt ist.

Es ist wahr, die Poesie, die im Mittelalter mit dem Feste des Vogelschießens verbunden war, ist hier verloren gegangen, und was damals als Nebenache galt, ist jetzt zur ausschweifendsten Hauptsache ausgebildet. Die Poesie ist unmöglich ohne ernststen Untergrund, und dieser Ernst ist mit der gehobenen Festimmung auf die Feuerschützenfeste übergegangen, denn die Büchse ist jetzt des freien Mannes Wehr und die Armbrust eine Kuriosität. Früher war das anders. Mit der Armbrust verteidigte der Bürger seine Freiheit gegen den gepanzerten Ritter, seine Mauern gegen die belagernden Heere, seine Landesgrenzen gegen eindringende Eroberer. Der Mann, der mit dem Armbrustbolzen das Schwarze nie fehlte, wurde gepriesen in allen Gauen, und der Norden hatte seinen Palnatote, der Süden Germaniens seinen Wilhelm Tell mit ihren gefährlichen ewig berühmten Apfelschüssen. Auch das dresdener Vogelschießen zeigt in seiner Geschichte, daß das vor Zeiten anders war als jetzt. Die furchtbare Zeit der Hussitenkriege, da alljährlich die deutschen Länder längs der böhmischen Grenze bis tief in das Reich hinein von den fanatisirten Schaaeren mit Verrufung heimgesucht wurden, zeigte nachdrücklich die Nothwendigkeit, daß jeder Bürger wehrhaft sein müsse, wenn der Staat vor räuberischen Feinden Sicherheit haben solle, und bildete und befestigte dadurch das Schützenwesen. Damals entstand auch in Dresden, wie an vielen andern Orten des meißnischen Landes, die Schützengilde, welche jetzt das geschilberte Vogelschießen feiert. Das Jahr 1446 nennt sie als ihr Gründungsjahr; im Jahr 1454 wurde ihr von Friedrich dem Sanftmüthigen das erste Schießhaus erbaut, und im Jahr 1577 von Kurfürst August die Erlaubniß zur Benutzung der Vogelwiese erteilt. Die Summe, die damals die Gilde zu verschießen hatte, bestand aus 26 halben Gulden als Hauptgewinn, dazu erhielt sie halb aus landesherrlichen, halb aus Gemeindemitteln 52 Hofentücher, à 14 $\frac{1}{4}$ Elle, die später jedes mit einem Thaler 12 Groschen abgelöst wurden. Diese Hofentücher wurden auf 26 Schießtage als Gewinne vertheilt. Später kam durch August den Starlen ein jährliches Deputat an Wein und Wild zum Schützenfeste hinzu, und für den Schützenkönig ein halbes Faß Wein, steuerfreies Bier, 2 Thaler 12 Groschen an Geld und Befreiung von bürgerlichen Abgaben für das Jahr. Im Jahr 1676 that der Kurfürst Johann Georg II. für seine Mutter, die Kurfürstin Magdalena Sibylla, den Königsschuß, und zum Andenken daran wurde die goldene Kette von 46 Dukaten Werth geprägt, welche noch jetzt als Hauptschmuck die goldene Kette des Schützenkönigs ziert.

Beschreibungen haben wir von solchen Vogelschießen, die in jener Zeit für die weite Umgegend allgemeine Volksfeste waren, eine ziemlich Anzahl in Versen und in Prosa. So wurde das große Armbrustschießen zu Zwickau im Jahr 1573 von dem Bräutigam des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, Benedikt Edelbrink Sieber, aus eigener Anschauung in Versen beschrieben, welche die Stadtbibliothek zu Leipzig noch bewahrt. Der Mann konnte keine Ruhe mehr finden, seit er von diesem großen Schießen gehört hatte; er ließ Geld,

da er selbst arm war, und wanderte zu Fuß von Wien über Prag nach Zwickau. Als er hier ankam, fand er schon eine große Menge Volles verjammelt, und die Fürsten von Sachsen und Hessen, den Bischof von Bremen, den Pfalzgraf bei Rhein, den meißnischen und thüringischen Adel. Bürgerliche Schützen waren von weither gekommen, 40 Schützen von Ausspach, außerdem von Nürnberg, Erfurt, Leipzig, Wittenberg, Dresden u. s. w. Am folgenden Tage, 21. August, kam auch der Kurfürst August mit stattlicher Begleitung, worauf denn nach glänzendem Gottesdienste das Fest mit einem Frühstück auf dem Markte eröffnet wurde. Roth und weiß gekleidete Trabanten sorgten für die Ordnung, Knaben und Narren in derselben Kleidung unterhielten mit Spässen und Spöttereien. Auf dem Stahlschützenhause wehten zwei große rothe Fahnen mit drei weißen Schwänen, und die Hauptwand war mit dem kurfürstlichen Wappen und dem Wappen der Stadt geschmückt. Die Schießwand prangte mit zierlich gemalten Scheiben, mit Wappen und Schwänen; eine männliche Figur, roth und weiß gemalt und kunstreich geschnitten, sprang, wenn Jemand einen guten Schuß that, aus der Wand und schwang eine Fahne hoch hinauf, war der Schuß schlecht, so hob er die linke Hand zum Ohr und kraulte in den Haaren, als wolle er sagen: „Schütz, solst wissen, magst den andern Schuß wohl besser schießen.“ Neben der Wand saßen an drei Tischen Schreiber, welche die Schüsse einzeichnen mußten. Der Platz war gefüllt mit geschmückten Tannen, Buben, Regels- und anderen Spielen, Gartchen und Schenken, und für die Schützen war überall freie Küche und Keller. Fünf Tage lang dauerte die Lust und das Schießen, 180 Schützen nahmen Theil und der höchste Einsatz betrug 4 Thaler. Nach dem Schießen sprach eine Siebenerkommission, aus dem Adel und den Städtlern zusammengesetzt, das Urtheil, die Preise wurden vertheilt, und das Fest mit Schmaus und Tanz beschloffen. — Ausgezeichnet war auch ein Vogelschießen zu Freiberg im Jahr 1572 durch die Nebenbelustigungen. Wir finden hier Wettlaufen, Länze von Bauernknechten und Mägden, Schlägen nach einem Glückstopf, Würfelbuben, Stangenklettern und Aehnliches. Die Vergjungen von Freiberg hatten sich in zwei Rotten getheilt und zogen unter Trommeln und Pfeisen, mit Grubenbeilen aus Pappenedel bewaffnet auf. Mit solchen Waffen sollten sie ein Scheingefecht liefern, die Jungen wurden aber so heftig, daß sie die bald zer Schlagenen Pappenedel wegwarfen und nun mit den Fäusten so aneinander geriethen, daß es große Mühe kostete, sie zu trennen. Auch wurden Buben auf Kuhhäuten „geschüppt“ oder geprellt, wobei einer, der immer wieder auf die Füße zu stehen kam, großen Beifall errang.

Es gab aber noch viel ältere Schützengenosenschaften, als die im Lande Meissen. Schon im 13. Jahrhundert bildeten sich solche unter Theilnahme adeliger und patrizischer Geschlechter, wie des handel- und gewerbtreibenden bürgerlichen Standes in den deutschen Städten, mit eigenen Ordnungen und Schießhäusern, die jährliche Preisschießen hielten und ihrem Schutzpatron, dem h. Sebastian, Altäre, Kapellen und Messen stifteten. Schon früh gaben Fürsten ihren Unterthanen oder diese jenen zu Ehren ein Armbrustschießen, mit dem in spätern Zeiten fast regelmäßig ein Büchsen-, oft auch ein Stüchschießen vereinigt wurde. Eines der ältesten Armbrustschießen ließ im Jahr 1286 der Herzog Boleslaus von Schweidnitz nach einem Vogel halten. Der Fürst oder die Stadt, welche ein solches Fest beabsichtigte, entjandte in der Umgegend und an alle befreundeten Fürsten und Städte Ladbrieft, welche die Preise, die Größe und Entfernung der Scheiben, das Maß der Bolzen und alle in Bezug auf dieses Schießen festgesetzten Ordnungen enthielten. Der Schütze, der am weitesten zum Feste kam, erhielt einen besondern Preis, der Schützenkönig außer seinem Preise einen Kranz und eine Fahne. Seine Vaterstadt erhielt zugleich einen Ehrenkranz und damit die Verpflichtung, auf daß „die Ehrenkränze nicht verderben und verdorren“, bald ein ähnliches Schießen abzuhalten, was meistens auch als Ehrensache ge-

wissenschaft gelöst wurde. Unentbehrlich war neben den Schützenmeistern der Brittschmeister, der für die Ceremonien und Ordnung bei den Aufzügen und dem Schießen sorgte, die nöthigen Verse und Poesien lieferte, und sehr oft durch eine poetische Beschreibung das Ganze verherrlichte. Außer den schon angeführten Beschreibungen haben wir u. a. auch eine Handschrift vom Brittschmeister Lienhard Alexel von Augsburg, der das glanzvolle 1560 in Stuttgart vom Herzog Christoph von Württemberg abgehaltene Schießen beschrieb und für ein eingefandtes Exemplar dieser Beschreibung vom Rathe zu Frankfurt 12 Thaler erhielt. — Bei keinem Vogelschießen fehlten allerlei bunte Belustigungen und Schaustellungen, „Federfächer“, die mit ihren Kunstfertigkeiten unterhielten, Glückstöpfe oder Glückshäfen, die von einer dazu bestimmten Behörde überwacht wurden und bei denen die eifrigsten Spieler stets die Frauen gewesen zu sein scheinen, Gaukler und Springer aller Art, Volksspiele, wie sie jede Stadt und Gegend in besonderer Gestalt auszubilden pflegt. Später gestaltete sich gerade dieser Theil des Festes, wie wir es leider heute beim dresdener Vogelschießen sehen, in der ausschweifendsten Weise.

Der Inhalt der Ladbrieife möge noch einige Züge zur Beschreibung dieser mittelalterlichen Festschießen geben. Der 1581 von der Stadt Frankfurt erlassene Ladbrieif sagt: „Dieweil das Stahl- und Büchschenschießen nicht Brachts und Wollust halben erdacht worden, auch nicht nur sonderlicher Kurzweil halben angefangen und gebraucht werden, sondern auch zum Theil um künstlicher, redlicher und löblicher Uebung willen, zum Theil aber und zwar fürnehmlich zur Pflanzung, Mehrung und Erhaltung guter nachbarlicher Einigkeit, Vertrauens, Korrespondenz, Freundschaft und guten Willens zwischen allerhand Ständen und Venachbarten — und dann unsere Schützen und Schießgesellen in etlichen Jahren anhero von vielen fürnehmen unterschiedlichen Orten auf derselben gehaltenen Haupt- und Gesellschischen etliche Kränze, gemeinem Gebrauche nach uns zu behendigen, und darneben auch etwan gleiche Kurzweil und Zusammenkunft anzustellen, uns zu erinnern seind gegeben, welches wir dann zu sonderlichen Ehren, freundlichem und nachbarlichem Willen verstanden und angenommen.“ — „Damit dann solche Kränze nicht verwelfen, oder gar verderben und verderben, hat der Rath „auf unserer Schützen und Schießgesellen und anderer freundliches Erinnern und Annahmen“ vorgenommen, künftigen Sommer ein freundlich gemein. Schießen, beide mit dem Stahl oder Armbrust und der Zielbüchsen, nämlich vom 30. Juli des 82. Jahres an abzuhalten. Die Armbrustschützen sollen auf den 29. Juli, der ein Sonntag sein wird, ankommen und am Montag in früher Tageszeit um sieben Uhr auf dem Schießplatz erscheinen, sich dort von den dazu Verordneten einschreiben lassen, und dann neun Männer wählen, drei aus den frankfurter Schützen, drei von den Fremden, drei vom Rathe, welche die Volzen prüfen und beschreiben und das Leggeld einnehmen und abliefern. Dann soll gelöst und nach einem Mehrlein wie gebräuchlich geschossen werden. Den Reunern soll man noch sieben Personen begeben, daß diese mit einander für die Aufrechthaltung der Schießordnung, die Schlichtung aller Zerrungen sorgen; bei ihrem Erkenntniß soll es ohne einige Ein- oder Ausrede sein Verbleiben haben, Niemand soll mit ungeprüften und unbeschriebenen Volzen schießen, noch mit keinem der dider ist, als daß er durch das unten am Ladbrieif eingestampfte Loch ungezwungen gebracht werden möge. Auch soll Niemand unredliche und verborgene Vortheile beim Schießen gebrauchen, nicht den Arm ansetzen noch „Völster“ anwenden, sondern ein jeder soll frei redlich aufrecht und mit schwebendem Arm, wie Schießens Recht ist, schießen. Wer dawider handelt, verwirkt sein Schießzeug und wird von den Reunern in Strafe gezogen. Auch soll Niemand sein Armbrust anders, denn in gewöhnlichen „Holstern“ spannen, es sei denn dieselbe mit einem geflochtenen „Zopf“ derart versehen, daß man sich des Zerbrechens nicht zu befahren hätte. Zum Schreiben, Volzenmessen, Aufziehen sollen ehrbare, unverdäch-

tige Personen verordnet und alle mit gewöhnlichem Gelübde verpflichtet sein, auch Niemand; die geborenen Herren und die Reuner ausgenommen, in die Schreiß- oder zwischen die Schranken bringen, doch stets einige von den Reunern beim Volzenausziehen und Aufschreiben zugegen sein. „Zu solchem vorhabenden Armbrustschießen wollen wir Bürgermeister und Rath gemeinen Schützen geben 101 Gulden, welche das Best und erst Gewinn sein und bleiben sollen.“ Als Leggeld oder Doppel wurde als der höchste Satz für den einzelnen Schützen 2 1/2 fl. festgestellt und außerdem in Bayern der Preis für jede Anzahl von Schüssen. Von dem Leggeld sollen noch 12 Gulden dem „Kranzschuß“ zufallen, d. h. dem, der die meisten Schüsse in den „Kranzzirtel“ gethan hat. Ferner sollen davon ausgesetzt werden für sechs Ritterfahnen 26 fl., für einen Ritterschuß 6 fl. und für den, der vom entferntesten Orte als Schütze kommt, 6 fl. Sollte das eingenommene Leggeld hierzu nicht reichen, so verspricht der Rath, den fehlenden Rest aus dem Seinen zu erstatten, wird ein Ueberschuß erzielt, so soll derselbe gemeinen Schützen zu Gute kommen und bleiben. Um die obgemeldeten Gaben soll jeder Armbrustschütze 28 Schüsse haben, vom Stand 290 Wertschuß weit nach zwei gleichen Blättern, die mit der Länge des Wertschuß der Brief in genauer Abbildung enthielt. Was jeder gewinnt, davon soll er dem Schützenbienen nicht mehr als drei Kreuzer vom Gulden zu verehren verpflichtet sein. Würde noch ein Nachschießen beliebt werden, so erbietet sich auch dazu der Rath.“

Dieses ungefähr waren die Hauptbestimmungen eines städtischen Armbrustschießens, wozu freilich noch eine Menge Einzelgesetze über die Art des Schießens und Auflegens, über Größe und Aufziehen der Armbrust, über das Maß des Volzens, über Scheibe und Vogel kamen, die wir hier übergehen müssen.

Bur Geschichte der Seeschlange.

Von

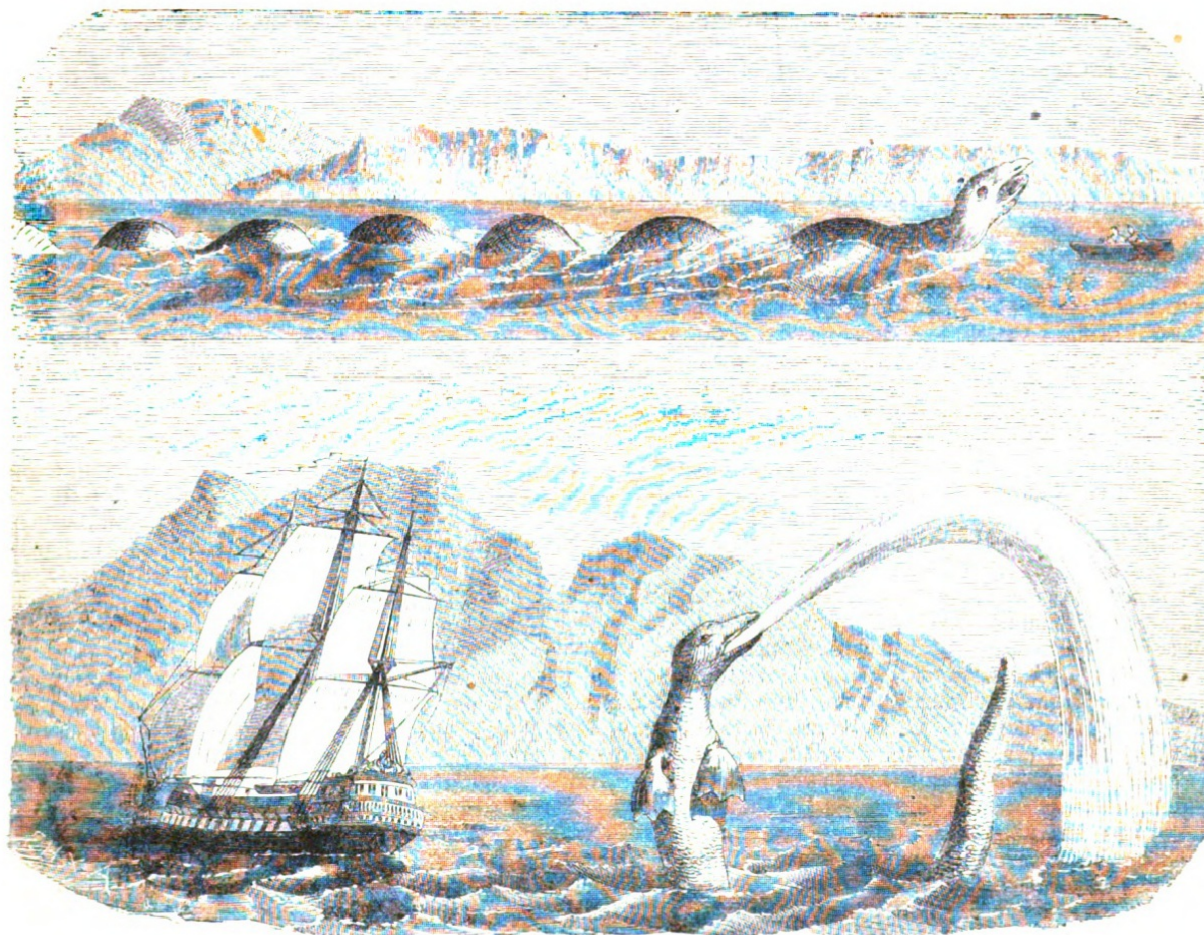
Dr. Fukeneder.

Nach einer jüngsten Meldung des „Phare de Loire“ soll die Existenz einer Seeschlange nun vollständig erwiesen sein, indem ein solches Thier bei Salinas an der brasilianischen Küste aufgefunden worden. Da es sich also nicht um ein bloßes Gerücht, sondern um eine handgreifliche Erscheinung handelt, und zwar um eine solche, die wohl mehr denn ein alltägliches Interesse bietet, so dürfte dieselbe gewiß einer genaueren Untersuchung werth sein, und ihr nicht mit einer solch' apobistisch gegebenen Abfertigung begegnet werden, wie dieses nun einmal Brauch ist. Ein Aufsatz in der „Presse“ sagt: Die neueste Seeschlangenschilderung paßt ganz auf den Jinnfisch, einen Verwandten des Wallfisches. Diesem Urtheile in der „Presse“ nun möchte die gegebene Beschreibung von dem fraglichen Thiere denn doch einigermaßen widersprechen. Die beiden großen Schaufelnflossen (Finnen), Rückenwirbel und Rippenbau ließen hier aber auf eine Spezies von Wallfischen schließen, allein nicht minder lenken mehrere Unterscheidungsmerkmale wieder von dieser Schlussfolgerung ab, nämlich erstens die Größe. Der erwähnte Artikel gibt sie auf 90—100 Fuß an. In Norwegen habe ich von einer solchen Größe nicht gehört; man gab die Größe nur auf 50—70, höchstens 80 an. Der fragliche Fisch dagegen soll 126 Fuß lang sein. — Dann soll der Kopf des fraglichen Fisches der Form nach jenem des Kaimans ähnlich sein, nur nicht so spitz, also schlangenartig. Der Kopf aller bekannten Wallfischgattungen sammt Unverwandten ist nicht also geartet. In wie viele Arten man immer das Geschlecht der Wallfische einteilen mag, es werden in der That noch heute nicht viel mehr bestehen als: *Balaena magna*, *vulgaris*, *dentata*, *cete*, *physeter*, *unicornu*. Man ist geneigt, den finn-

ländischen (grönländischen) Finnfisch als eine Ab- oder Unterart des *Balaena magna* (des seltensten Wallfisches) zu halten. — Drittens soll die Street (Schwanz) Länge des aufgefundenen Fisches allein 60 Fuß messen. Es ist das ein Hauptunterscheidungsmerkmal dem Wallfisch und Finnfisch gegenüber, denn diese Streetlänge betrüge bei 126 Fuß ganzer Länge so viel als die Hälfte des ganzen Körpers, somit ein Größenverhältniß, welches bei dem Wallfisch und dem Finnfisch geradezu ein umgekehrtes ist; wohl aber trifft dieses Größenverhältniß bei der Seeschlange zu. Sollte dieß etwa auch bei einem neu entdeckten Finnfisch der Fall sein, so ist es eben nicht mehr ein bloßer Finnfisch, und hätten wir in ihm vielleicht schon eine Art Seeschlange. Endlich die Bekleidung und Zeichnung des fraglichen Fisches. Sein unterer Leibestheil soll mit schuppigen Querstrichen besetzt sein. Der

Bauch des Wallfisches und seines Anverwandten dagegen ist nicht schuppig, sondern glatt und weiß, gelb, fahl und weißgräulich. Wohl aber soll es auf Grönland, Finnland eine kleinere Art von Seeschlangen geben, welchen eine derartige Hautbeschaffenheit zu eigen.

Fassen wir nun diese Erörterungen zusammen, so gelangen wir nicht zur Schlussfolgerung, daß die fragliche Beschreibung ganz gut auf eine Art Wallfisch paßt, also auch nicht auf den Finnfisch. Finnfisch kann man übrigens jeden Hvalfis (Wallfisch) nennen; jeder hat die beiden großen Finnen, und die Fischmütter gebrauchen sie auch, ihre Säuglinge zu bergen. Forschen wir nun, insofern es uns bei der bekannten aber leider zu dürftigen Beschreibung möglich, ob die gegebene Erscheinung etwa doch nicht zum Geschlechte der Seeschlange gehöre. Für die Existenz der Seeschlange,



Zwei Spezies nordischer Seeschlangen.

Meerschlange, des Seewurms (*Serpens marinus*), auch Maletust genannt, wollen wir ganz objektive Mittheilungen zitiren, die auf eigenen Anschauungen gründen, und theilweise über hundert Jahre alt sind. Im hohen Norden erfährt man fast von jedem Seefahrer, daß es zwei Arten von Seeschlangen gibt, und sprach man einst davon wie von Dorschen und Aalen. Das größere Ungeheuer: dieses will gesehen haben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Kommandeur Ferry mit Begleitung, Com. Vernstrup, Pastor Hans Ström, Herrö, Tuchsén Reuz u. m. A. Vernstrup, Ström haben die größere Seeschlange in der Nordsee sogar aufgezeichnet. Die kleinere hat unter Andern der Superintendent Egede auf einer grönländischen Missionsreise gesehen, und von dem Missionär Ving abzeichnen lassen. 1687 soll bei Dramsffjorden eine Seeschlange von elf Menschen zugleich gesehen worden sein. — Lorenz von Ferry, 1. dänischer Kommandeur zu Bergen,

bat mit zwei Lotsen unterm 21. Februar 1851 vor dem Stadtvogt und den geschwornen Bürgern zu Bergen ein hocheidliches Zeugniß abgegeben, daß er wie seine Leute die Seeschlange im Jahr 1846 Ausgangs August auf der Reise von Drontheim nach Bergen gesehen und auf dieselbe zwecklos geschossen habe.

Ueber die grönländische Seeschlange schreibt Superintendent Egede in seinen Relationen der grönländischen Mission: „Den 6. Juli 1734 ließ sich ein sehr erschreckliches Seethier sehen, das sich über das Wasser hoch aufrichtete, so daß dessen Kopf über unsern großen Mars hinausreichte. Es hatte eine lange, spitzige Schnauze (Kaiman ähnlich). Es hatte große, breite Pfoten (Schaufeln, Finnen) und der Rumpf schien mit einer harten Rinde bewachsen zu sein. Die Haut war schuppig und uneben. Das Thier war sonst unterwärts, vom Rumpf ab, wie eine Schlange gestaltet. Der

Street (Schwanz) des Thieres war so lang, daß er von dem Rumpf eines ganzen Schiffes Länge entfernt war. Der Kopf dieses Thieres, wie dieses selbst war viel kürzer als das Ungeheuer, dessen Größe man der Länge eines Kabeltaues, 100 norwegische Klaftern, gleich schätzte. Beide Arten von Seeschlangen sollen das miteinander gemein haben, daß sie nicht wie die Wallfische und vom Kopf aus in Steigerung und Sentung sich abschließen, und auch nicht wie die Landschlange successiv, sondern vom Rumpf ab wie auf Einmal sich abspitzen. Ferner sollen beide eine hohe, breite Stirne haben. Ähnlich lauten andere Berichte.

Die Seeschlange ist selbst Gegenstand der Poesie geworden, und sang ein Peter Daß in der Westriuelle over Norland (Beschreibung über das Nordland) unter Anderem von ihr:

„Raaer Julius gaar i sin firstelig Stads,
Og Phobus omvanket i Luftens Pallads,
Da lader sig det Dyr fornemme“ &c.

Das heißt: „Wenn Julius (Monat) einhergeht im fürstlichen Staat — Und Phobus streift im Lustpalast — Dann läßt das Thier sich schauen.“ Auch deutet er es als Behemoth und Leviathan, welcher Deutung auch Bischof Dr. Pontoppidan nicht abgeneigt war. Auch soll der nordische Heldenkönig Oluf Trygväsén nach der Seeschlange sein Kriegsschiff: „Ormenlange“ (longimana?) benannt haben.

Mit dieser unserer Mittheilung wollen wir nun durchaus nicht zu erweisen suchen, daß das fragliche Thier in Wirklichkeit eine Seeschlange und nichts Anderes sei; nur können wir es nach der Beschreibung weder zu einer Wallfischart, noch weniger aber zu den Reptil-Amphibien rechnen. Zu einem möglichst richtigen Urtheil fehlt eine genauere Schilderung des Thieres. Man wäre, wie bereits angedeutet, versucht, es einer kleinen Art grönländischer Seeschlangen anzureihen, wenn meines Wissens uns nicht noch die Ueberzeugung mangete, ob die Seeschlange überhaupt einen solch' starken Rückgrat- und Rippenbau hat, wie das ausgesundene Thier. Diese Möglichkeit ist indeß nicht ausgeschlossen.

Ist nun auch mit der gegebenen Erscheinung die Existenz der Seeschlange nicht so untrüglich erwiesen, als es den Anschein haben will, so ist andererseits auch die Existenz noch nicht so schlechthin zu verneinen. Abgesehen von der Seeschlange eines Plinius, Livius, Diodor von Sizilien &c. möchte ich die zitierten gerichtlichen Berichte, wie jene einer norwegischen höhern Geistlichkeit, sowie die beiden Zeichnungen nicht in das Gebiet phantastischer Erfindungen oder des naiven Hörensagenglaubens verweisen, von den vielen andern alten wie neuen und neuesten Meldungen gänzlich zu schweigen. Daß dergleichen Meeresungeheuer nicht schaarweise, etwa wie Heringe, existiren, in der Untiefe haufen und nur im Juli und August, und dann nur bei hellem und ganz windstillem Wetter, zur Höhe steigen, vielleicht eine wirkliche Abnahme derselben selbst &c. mag die Seltenheit ihres Erscheinens erklären. Wenn endlich in der kurzen Erklärung der „Presse“ bedeutet wird: „das beschriebene Thier ist ein Säugethier und keine Schlange“, so sagen uns die ältern Berichte, daß auch die Seeschlange ein Säugethier sei. Und heißt es in jener Erklärung schließlich: „daß, was man sich gewöhnlich unter einer Seeschlange denkt, existirt nicht“, so mag das insofern seine Richtigkeit haben, als man sich die Seeschlange der Landschlange absolut gleichgeartet denkt. Allein dem bloßen Namen etwa inhärrt ein solches sine qua non durchaus nicht. Die Seelake z. B. bleibt Seelake, obgleich sie mit der Landlake nichts gemein hat, als eine Schnauze und einen runden Kopf. Uebrigens staunen wir heute über so manche Ueberreste seltsamer ungeheurer Geschöpfe, deren ehemalige Existenz wir als Ammenmärchen belächelten. Während auch ich dem Auge mehr glaube als den Ohren, gedente ich doch des Wortes: In mari multa latent!

König Wilhelm von Württemberg.

Von
Eugen Hugo.

König Wilhelm von Württemberg ist der Nestor unter den deutschen Fürsten. Eine lange Reihe ereignisreicher Jahre, ein mannigfaltiger Wechsel der Schicksale, denkwürdige Umgestaltungen der Verhältnisse, wie sie selten in einer Fürstenperiode der Geschichte sich zugetragen, hat er erlebt: allein in diesem Wechsel der Dinge, der oft so verführerisch, oft so abschreckend war, hatte der jetzige König von Württemberg schon in früher Jugend seine Blicke unverwandt auf die hohe Aufgabe seines Lebens gerichtet, zu der ihn das Schicksal berufen, und die in klaren und festen Zügen vor seinem Geiste stand. Und wie treu hat er an dieser Aufgabe gearbeitet, wie beharrlich und furchtlos sein Regentziel verfolgt — wir brauchen hier weiter kein Wort darüber zu sagen; jeder Stein, jeder Baum in Württemberg erzählt es, und in der Geschichte steht mit unauslöschlichen Zügen eingegraben: Was Württemberg im neunzehnten Jahrhundert geworden, wie es in Bildung und Sitte erstarkt, in Landwirtschaft, Handel und Industrie aufgeblüht, was es an Vortheilen des Verkehrs, an Freiheit materieller und geistiger Bewegung — mit Einem Wort an wahrhaftem Volkswohl gewonnen: es ist das Werk der Regierung König Wilhelm's.

Friedrich Wilhelm Karl, der gegenwärtige König von Württemberg, wurde am 27. September 1781 zu Lüben, einem Städtchen in Schlesien, geboren. Sein Vater, der nachmalige König Friedrich I. von Württemberg, war damals preussischer Generalmajor und Chef eines Dragonerregiments, mit welchem er zu Lüben in Garnison lag; seine Mutter war die braunschweigische Prinzessin Karoline Friederike Luise. Die Jugend des Königs war eine sehr bewegte; schon als Kind und Knabe mußte er fortwährend seinen Aufenthalt wechseln. Die Verhältnisse seiner Familie führten ihn von einem Lande Europas in das andere: von Schlesien nach Rußland, von Rußland in die Schweiz, dann nach Deutschland an den Rhein, endlich 1790 nach Württemberg, wo der Aufenthalt von nun an ein bleibender wurde. Die Erziehung des Prinzen sollte nach dem Willen des Vaters auf eine Weise geleitet werden, die wenig Zeit übrig ließ, das Dasein der Jugend, wie billig und recht, von der freudigen Seite zu genießen. Nachsichtslose Strenge war der oberste Grundsatz der Erziehungskunst, welchem der verstorbene König Friedrich huldigte.

Bald jedoch erlitt der ruhige Aufenthalt in Württemberg und die gedeihliche Jugendentwicklung des Prinzen Wilhelm wirbige Störungen durch französische Einfälle. 1796 und 1799 mußte er mit der übrigen württembergischen Familie das Vaterland verlassen. Während der letzten Entfernung, 1800, begab er sich auf einige Zeit als Freiwilliger zur österreichischen Armee unter Erzherzog Johann. Als siebenzehnjähriger Jüngling focht er in der Schlacht von Hohenlinden, und gab damals schon die ersten Beweise von Gefähr verachtender Tapferkeit.

Im Dezember 1797 hatte der Vater des Prinzen die Regierung des Herzogthums angetreten, und er selbst führte von nun an den Titel des Erbprinzen. Sein Alter hatte jene Reife, sein Geist jene Selbstständigkeit erreicht, die sich unmöglich mehr jene unbedingte Abhängigkeit gefallen lassen konnte, in welcher ihn der Vater halten wollte. Er beschloß daher sich vom Hofe zu entfernen, und trat 1803 eine länger dauernde Reise durch mehrere Länder Europas an.

Nach dreijähriger Abwesenheit kam er 1806 wieder in die Heimat zurück, nachdem bereits sein Vater die Würde eines Königs von Württemberg angenommen hatte. Von jetzt an lebte der Kronprinz in stiller, bescheidener Zurückgezogenheit in Stuttgart, mit fleißigen Studien beschäftigt,

durch Reiten und Jagen seinen Körper stählend. Die ungeschulte Einfachheit in seiner ganzen Lebensführung, die herablassende Humanität seines Umgangs stachen sehr vorthellhaft von den höfischen Lebensgewohnheiten ab, wie man sie bisher in Stuttgart zu sehen und auch zu fühlen hatte.

Als im Jahr 1812 der Kaiser Napoleon seinen verhängnisvollen Heereszug nach Rußland unternahm, mußten sich auch 15,000 Württemberger demselben anschließen, und der Kronprinz stellte sich jetzt, dem Wunsche seines königlichen Vaters gemäß, an ihre Spitze. Allein bald nach dem Einrücken in das russische Gebiet befiel ihn eine gefährliche Krankheit, und er mußte in Wilna zurückbleiben. Er genas nur langsam, indes finden wir ihn schon am Ende des Jahres 1813, dem Drange seines Herzens folgend, gegen den französischen Gewaltthaber kämpfend.

Am 12. November 1813 wurde der Vertrag zur Loslösung vom Rheinbunde abgeschlossen.

Nun rüstete König Friedrich eine neue Heerschaar von 25,000 Mann aus; der Oberbefehl über dieselbe wurde seinem Sohne, dem Kronprinzen, überlassen, eine Wahl, die seiner echt deutschen Gesinnung, seinen bereits erprobten, kriegerischen Fähigkeiten ebensowohl entsprach, als sie im Wunsche der verbündeten Mächte lag. Die württembergischen Truppen stießen zum vierten Armeekorps des deutschen Hauptheeres, und überschritten am letzten Tag des Jahres 1813 den Rhein unterhalb Günningen. Nach unbedeutenden Gefechten überstiegen sie das Saargaugebirge, erstürmten am 11. Januar 1814 Epinal, und trieben die Franzosen über die Marne zurück. Nun erschien Napoleon selbst, und am 1. Februar kam es zur Schlacht bei Brienne, in welcher der Kaiser sich nach der Erstürmung der Dörfer La Sibrien und Betit Mesnil, von der Reiterei unter der Anführung des Kronprinzen lebhaft verfolgt, zurückziehen mußte. Rasch ging es nun vorwärts; am 11. Februar wurde Sens erstürmt, und am 14. Montereau, am Zusammenfluß der Seine und Yonne, besetzt. Inzwischen hatte aber Napoleon die Preußen zurückgedrängt, und sich dann mit Blitzesschnelle auf das vierte Armeekorps geworfen. Am 18. Februar stieß er bei Montereau auf die Württemberger. Gegen den fünf- bis sechsfach überlegenen Feind, der von dem größten Feldherrn des Jahrhunderts angeführt war, hielt der Kronprinz von Württemberg einen ganzen Tag Stand, und deckte so mit größter Lebensgefahr glücklich den Rückzug der Verbündeten, und verhinderte die weitere Verfolgung des schwarzenbergischen Heeres. Endlich mußten aber die Württemberger vor der zu großen feindlichen Uebermacht den Rückzug antreten. Am 28. Februar begann der Kronprinz, dem nun auch der Oberbefehl über das dritte Armeekorps übertragen worden war, von Neuem vorzurücken, schlug am 25. März die Franzosen bei La Fère Champenoise, und öffnete so den Verbündeten den Weg nach Paris. Hier fiel den 30. März das letzte Treffen vor, an welchem auch die Württemberger Theil nahmen, und gleich am nächsten Tage zogen die Verbündeten in der französischen Hauptstadt ein. Nicht nur die Württemberger begeisterte das Beispiel des Prinzen, im ganzen deutschen Heer war der Name des „Kronprinzen“ (mehr bedurfte es zu seiner Bezeichnung nicht) ein ebenso populärer als hochgeachteter geworden.

Im Juli kam der Kronprinz wieder in sein Vaterland zurück und hielt am 13. seinen festlichen Einzug in Stuttgart, wo zu Ehren des jungen Helden alle Bürger ihre Häuser feierlich geschmückt und beleuchtet hatten.

Im Feldzug von 1815 war der Kronprinz wieder Anführer eines bedeutenden Heerzuges. Nach der Schlacht von Waterloo gehörte das kräftige Zurückwerfen des Generals Napp, das durch ihn vollführt wurde, zu den hervorragenden Waffenthaten des Feldzugs.

In jenen Tagen allgemeinen Waffengeräusches lernte er Katharina Paulowna, die Großfürstin von Rußland, kennen, welche die beglückende Gesährtin seines Jugendlebens und die Mutter des württembergischen Volkes werden sollte. Die

Vermählung fand am 24. Januar 1816 zu Petersburg Statt. Am 30. October desselben Jahres starb König Friedrich, und nun bestieg der Kronprinz Wilhelm als König von Württemberg den Thron.

Es war eine schwere Zeit, in welche diese Thronbesteigung fiel. Alles hatte sich vereinigt, die Regentenpflichten zu einer Last zu machen. Sein Vater hinterließ ihm als Erbschaft die Verfassungswirren; ungünstige Naturereignisse hatten den Wohlstand des Volkes auf's Furchtbarste beeinträchtigt und unter den untersten Klassen eine allgemeine Hungersnoth (1817) verursacht; die Folgen der blutigen Kriegsjahre endlich machten sich in allen Lebensverhältnissen auf das Nachtheilichste geltend. Nur einer so energischen Willenskraft, wie sie König Wilhelm besaß, nur einem so umsichtigen, Alles durchdringenden Geiste war es möglich, dieses Volk aus der Wüste einer trostlosen Zeit hinauszuführen in das gelobte und reich gesegnete Land des heutigen Württemberg.

Bei seinem Regierungsantritt erklärte König Wilhelm, das Wohl und Glück der ihm anvertrauten Unterthanen werde das einzige Ziel seiner Bemühungen und sein erstes Bestreben sein, die Erreichung dieser hohen Zwecke durch eine dem Zeitgeist und den Bedürfnissen seines Volkes entsprechende Verfassung sicher zu stellen, und als die ersten Bestrebungen, eine solche Verfassung zu gründen, erfolglos blieben, versprach er, die Wohlthaten des Verfassungsentwurfs dennoch schon jetzt dem Lande zu Theil werden zu lassen. Dieß Versprechen erfüllte er durch die am 18. Nov. 1817 veröffentlichten elf Organisationsdekrete, durch welche ein neues Verwaltungssystem eingeführt und die Lasten des Volkes sehr wesentlich und auf eine zeitgemäße Weise erleichtert wurden. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete der König der Landwirtschaft, die bekanntlich unter seiner Regierung einen musterhaften Aufschwung nahm. Dabei ging er von der richtigen Voraussetzung aus, daß der Wohlstand Württembergs hauptsächlich auf den Erzeugnissen seines Bodens und auf deren vorthellhaftester Verwendung beruhe. Es entstand der landwirthschaftliche Verein, und bereits im Jahr 1818 wurde an dem königlichen Geburtstage das erste landwirthschaftliche Volksfest auf dem kaisersstadter Wäsen abgehalten. Auf Anregung der hochherzigen Königin Katharine konstituirte sich ein Wohlthätigkeitsverein, um der Noth und dem Elend der ärmeren Volksklassen so viel als möglich zu steuern. Am 20. November 1818 wurde das von König Wilhelm gegründete, seither so berühmt gewordene landwirthschaftliche Institut zu Hohenheim eröffnet. Ueberall bethätigte der König das rastlose und einsichtsvollste Streben für das materielle Wohl des Volkes. Allein mitten in diesem segensvollen Wirken traf ihn ein harter Schlag: am 9. Januar 1818 wurde ihm die Gattin durch den Tod entzissen. Das ganze Land theilte die königliche Trauer über das allzufrühe Scheiden eines so edlen Lebens.

Am 27. September 1819 konnte die Verfassungsurkunde öffentlich bekannt gemacht werden. Sie ist nicht ein Werk, wie es etwa der aufgeklärte Despotismus zu gewähren pflegt, sondern sie kam im Einverständniß des Königs mit den Abgeordneten des Landes in Form eines Vertrages zu Stande, der in freimüthigster Weise die Rechte des Volkes anerkennt und gewährleistet, und die Pflichten des Regenten echt konstitutionell abgrenzt. Daß auch die vorzüglichste Verfassung ohne geordnete Volkszustände, ohne den Geist der Bildung und Sitte eine leere Form ist, erkannte Niemand besser als König Wilhelm. Es ist bereits erwähnt worden, was er für die materielle Wohlfahrt seines Volkes gethan hat. Solche Bestrebungen wurden sehr wirksam begünstigt durch die Einführung der württembergischen Landeskunde und Statistik, sowie die Gründung des statistisch-topographischen Bureau's und des Vereins für Vaterlandskunde. Ein schöner Beweis für des Königs humanen Sinn war der Bau des Katharinenhospitals. Schon im Jahr 1818 dachte die Königin Katharina, im Hinblick auf die Unzulänglichkeit

der Krankenanstalten in Stuttgart, an die Gründung eines Hospitals. Da aber ihr allzufrüher Tod die Ausführung dieses Planes vereitelte, so beschloß nun ihr Gemahl eine „umfassende, der Hauptstadt würdige und zugleich für das ganze Land berechnete, gemeinnützige Krankenanstalt“ zu gründen. Dieselbe wurde im Jahr 1828 feierlich eröffnet. Derselben Anregung verdankt das Katharinenstift in Stuttgart sein Bestehen.

Man sieht: alle Regierungshandlungen König Wilhelm's tragen das Gepräge eines erleuchteten, dem Fortschritte huldigenden, für das Volkswohl stets besorgten Geistes.

Am 15. April 1820 vermählte er sich abermals, und

zwar mit Pauline Therese Luise, Tochter des verewigten Herzogs Ludwig von Württemberg.

Wie König Wilhelm aber auch von seinem ganzen Volke als Landesvater verehrt wurde, zeigte am bedeutendsten die Jubelfeier seiner fünfundsingzigjährigen Regierung, welche am 28. September 1841 begangen wurde. Es war wohl eine der ergreifendsten Feiern, die Stuttgart je gesehen hatte. Noch befah Württemberg damals nicht jene bequemen Verkehrswege, auf denen das Dampfroß in kürzester Zeit Tausende aus den entferntesten Theilen des Landes in die Hauptstadt führt, und doch hatten sich an dem Festtag aus allen Gegenden Schwabens die Landesbrüder freudig bewegt



König Wilhelm von Württemberg.

eingesunden, um den Ehrentag des Fürsten dankbar zu begeben.

Die 1848r Revolution wirkte auch beunruhigend auf Württemberg, wo indeß der König den Forderungen der Zeit Rechnung trug. Ein besseres Zeugniß konnte seiner Regierung wohl nicht ausgestellt werden, als dieß von einem damals in Baden einflußreichen Demokraten geschah. Dort trug man sich bekanntlich mit dem Plane einer Republikanisirung Süddeutschlands. Er äußerte sich gegenüber seinen Freunden unmutig also: „Es ist ein großer Fehler, daß Württemberg unter König Wilhelm so gut regiert wird; die Württemberger werden wohl nicht für die Sache zu

gewinnen sein.“ So war es auch. Die 1848r Stürme waren nicht im Stande, in Württemberg das gute Verhältniß zwischen Fürst und Volk zu erschüttern. Seither ist die Regierung König Wilhelm's in allen Zweigen der Staatsverwaltung frisch und rüstig mit der Zeit fortgeschritten und hat in vielen Dingen andere Staaten überholt.

Möge es dem Nestor der deutschen Fürsten noch recht lange vergönnt sein, sich an den Früchten seines segensreichen Waltens zu erfreuen, möge er noch einmal erleben, daß bei der goldenen Jubelfeier seiner fünfzigjährigen Regierung ein glückliches Volk in stolzer Freude seinen Vater ehrt!

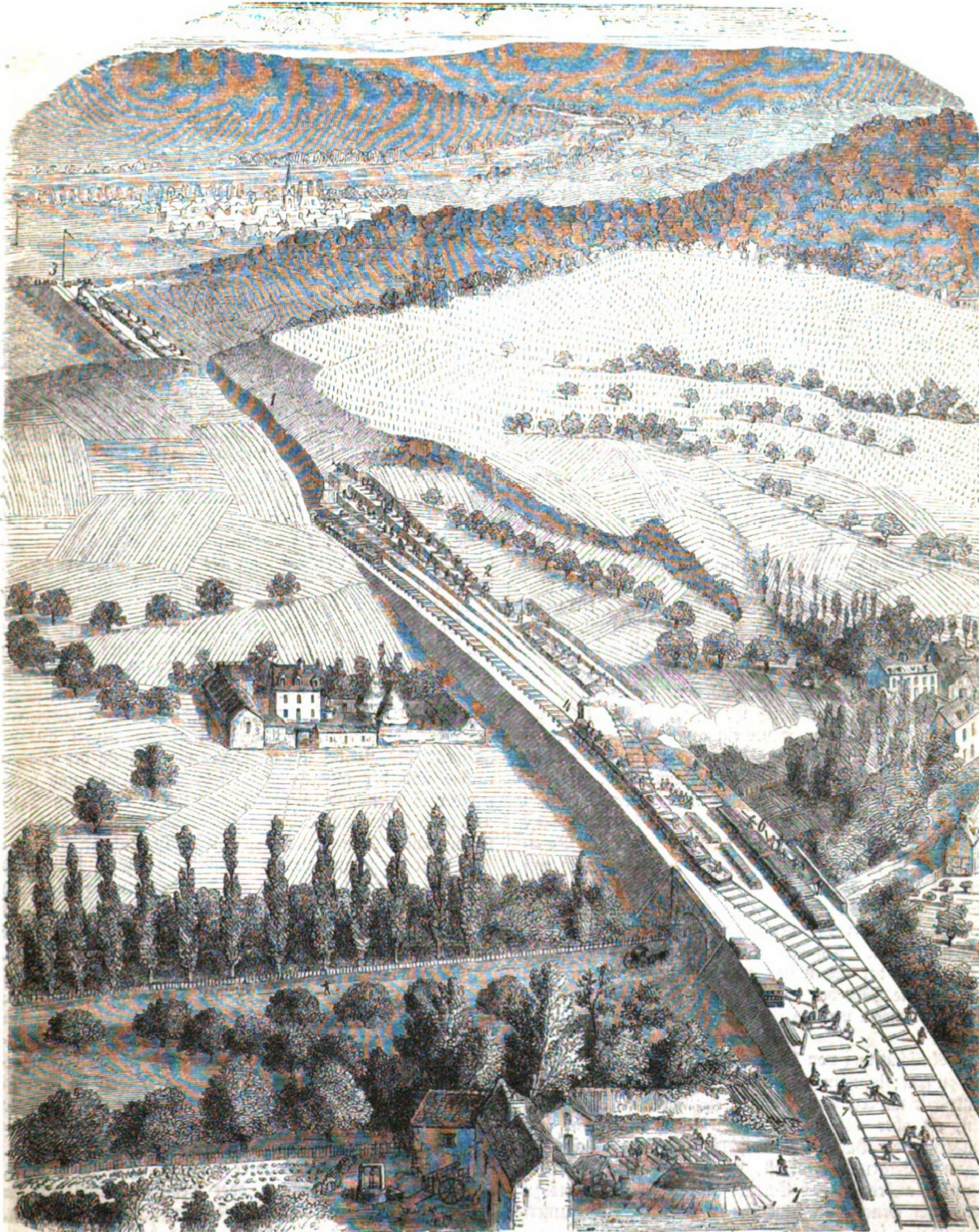
Die Eisenbahnen.

Von
Albert Koch.

(Zweiter Artikel.)

Der Eisenbahnbau.

(Vergl. 1862, S. 92.)



Die Eisenbahnarbeiten aus der Vogelperspektive.

1) und 2) Angriff des Einschnitts. 3) Auffüllung. 4) Erdtransport. 5) und 6) Schienenlegen. 7) Wirtschaft.

I.

Eine Eisenbahnlinie wird durch mannigfache Rücksichten bestimmt: sie muß die bevölkersten Punkte einer Gegend verbinden; sie darf keine scharfe Biegungen, sondern weite Kurven von großem Halbmesser machen; das Gefälle oder die Steigung muß thunlichst gering sein; endlich soll sie, wie Alles in der Welt, so wenig als möglich kosten.

Deßhalb ist es nicht zu verwundern, wenn man oft Eisenbahnlinien in ziemlicher Entfernung von Städten sich hinziehen sieht, welche sehr hoch oder sehr tief gelegen sind; denn die Eisenbahnen weichen so weit als möglich den Hügeln oder gar den Bergen aus, und bleiben gerne in der Ebene. Dieß ist nun nicht immer möglich, und man ist genöthigt, in hügelartige Erhebungen Einschnitte zu machen, und die Berge mit Tunneln zu durchbohren, um keine steile Bahn zu bekommen. Die Thäler überschreitet die Eisenbahn auf aufgeschütteten Dämmen, „Aufsüllungen“, wenn die Höhe nicht so bedeutend ist, daß sie einen Viadukt erfordern. Denn wenn auch die Dämme stets vorzuziehen sind, so gehen die Vortheile größerer Oekonomie doch nur bis zu einer Grenze, welche sich je nach der Dertlichkeit richtet, im Allgemeinen aber 80—90 Fuß beträgt.

Die aus den Einschnitten gewonnenen Erdmassen dienen zu den Aufsüllungen; wenn diese bei derlei Erdbarbeiten sich ausgleichen, so ist in einer Beziehung das Ideal einer Eisenbahnlinie erreicht, was aber selten möglich ist. Hat man mehr Einschnitt, so legt man auf benachbarten Grundstücken Materiallagerungsplätze an, welche später bepflanzte Hügel bilden. Ist gegenwärtig Mangel an Auffüllmaterial vorhanden, so müssen in der Nähe der Bahn Grundstücke erworben werden, welche auf gewisse Tiefe ausgegraben werden. Hierdurch bilden sich Vertiefungen, welche aber durch Pflanzreste und bergleichen sich mit der Zeit wieder ausfüllen.

Bei kleineren Einschnitten geschieht der Transport der Erde mit Hand- oder Pferdewagen, bei sehr großen dagegen reichen diese Mittel nicht aus. Hier wird zuerst ein kleiner Schliß (1) in das Erdreich eingeschnitten, der breit genug ist, die Erdwägen durchfahren zu lassen. Die Arbeiter graben nun den Boden zu beiden Seiten des Schlisses terrassenförmig ab (2) und verladen die Erde in die Karren, welche auf provisorischen Eisenbahnen, die nach Bedarf verrückt werden, an die Stelle hingeführt werden, wo der Damm aufgeschüttet werden soll. Diese „Hollbahn“ erhält ein solches Gefälle, daß die Karren durch ihr eigenes Gewicht an die Auffüllstelle (3) gelangen, wobei ein auf dem Karren stehender Mann durch eine einfache Bremsvorrichtung ihre Geschwindigkeit regulirt oder die Karren zum Stehen bringt. Pferde oder Lokomotiven bringen dann die leeren Wagen wieder in den Einschnitt zurück (4). Oft liegen auch diese Hollbahnen auf Gerüsten, die so hoch sind, als die Bahndämme werden sollen. Die vollen Karren fahren nach einander auf, wobei darauf zu sehen ist, daß der erste nicht über das Gerüst hinausfährt, entleeren ihren Inhalt nach einer Seite und werden, wenn der ganze Zug leer ist, wieder zurückgezogen. Auf diese Weise wird der Damm fester geschüttet, weil der Boden von großer Höhe herabfällt. Hat der Damm die Höhe des Gerüsts erreicht, so wird das Gerüst wieder soweit verlängert, daß ein ganzer Zug darauf Platz hat.

Die Aufschüttung von Dämmen scheint eine sehr einfache Arbeit zu sein; indessen zeigen sich oft Schwierigkeiten, welche sich nur mit außerordentlicher Anstrengung und sehr großen Kosten, oft aber auch gar nicht bewältigen lassen und eine Veränderung der Bahnlinie erheischen. Es ist dieß bei nachgiebigem Untergrund der Fall, wo die Festigkeit des Erdreichs nicht ausreicht, das Gewicht des Eisenbahndamms zu tragen, oder wenn unter dem Boden geneigte, durch unterirdische Wasser schlüpfrig gemachte Erdschichten sich befinden, welche den Damm sinken oder rutschen lassen. So kam es auf der Dresden-Prag-Bahn vor, daß ein Damm von meh-

rerer hundert Fuß mit Wärdterhäusern, Telegraphen und Bäumen sich um mehr als zwanzig Fuß verschoben hat. In solchen Fällen müssen Wasserableitungen unter der Bahn oft in bedeutender Tiefe hergestellt werden. — Auf den in den Boden gelegten Grundschwellen werden dann Querschwellen von Holz befestigt und über diese die Schienen gelegt (5, 6), und die Lokomotiven können nun ihre Fahrt beginnen.

Briefe für das Volk

über

Kunde des menschlichen Körpers und Gesundheitspflege.

Von

Dr. R. Kolb.

3. weiter Brief.

Mittel zur Erhaltung der thierischen Wärme. Kleidung.

Für die Erhaltung der gleichmäßigen thierischen Wärme in den höheren Thierklassen (Vögel und Säugethiere), welche derselben zu Erfüllung der wichtigsten Lebensverrichtungen unerläßlich bedürfen, ist durch gewisse Verhältnisse, die Einrichtung ihres Körperbaues und ihren Instinkt, Sorge getragen. Die einen sind auf ein gleichmäßiges Klima angewiesen und bedürfen deshalb keines besonderen Schutzes gegen bedeutende Temperaturwechsel, andere sind Wandervogel, welche den mit ihrer Natur unverträglichen atmosphärischen Einflüssen ausweichen, und wieder andere verfallen bei kalter Jahreszeit in einen Zustand von Erstarrung (Winterrückfall), in welchem sich nur noch eine Spur des Lebens dahinschleppt, um mit der Rückkehr der äußeren Wärme wieder neu zu erwachen. Namentlich aber ist der Körper durch schwache Wärmeleiter von hornartiger Bildung, eine mehr oder minder dicke Oberhaut, Haare, Stacheln und Federn überkleidet, welche häufig die Eigenthümlichkeit haben, bei kalter Jahreszeit durch Nachschübe sich zu verdichten, Sommer aber wieder dünner werden.

Dem Menschen geht dieser natürliche Schutz ab, indem nur einzelne Theile seines Leibes eine stärkere Behaarung zeigen, im übrigen aber seine äußerst empfindliche, gefäß- und nervenreiche Haut nur mit einer dünnen Oberhaut überzogen ist. Er sieht sich daher zunächst darauf angewiesen, größere Wärmeunterschiede durch künstliche Mittel auszugleichen; deshalb bei kaltem Wetter die Heizung der Wohnräume und der ausgedehnte Gebrauch warmer und wärmender Speisen und Getränke, während er im heißen Sonnenbrand Ruhe und Schatten sucht, die erhitze Luft durch verdunstendes Wasser zu kühlen bemüht ist, und für den Genuß mehr die pflanzlichen Nährstoffe und kühles, säuerliches Getränk angezeigt sind. Das Nichtbeachten des letzteren Moments wirkt namentlich beim Verpflanzen der Nordländer in heißere Gegenden sehr verderblich, und man sieht in Folge davon oft große Truppencorps wie die Fliegen dahinsterven.

Das wichtigste Schutzmittel aber ist die Kleidung, welche die natürliche Bedeckung der Thiere zu ersetzen hat, eine Hülle, welche nicht so fast deshalb, weil sie selbst warm oder kalt ist, gegen äußere Kälte oder Wärme anlämpft, sondern einfach die Bedeutung eines schlechten Wärmeleiters haben muß. Vermöge dieser Eigenschaft hindert sie eben so sehr das Ausstrahlen der thierischen Wärme vom Körper aus und hält sie demgemäß zusammen, als sie dem Durchgang der von außen herkommenden Wärme entgegentritt. Außerdem hat sie noch andere Verrichtungen zu erfüllen, vor Nässe und mechanischen oder chemischen Schädigungen zu bewahren, das Schamgefühl verletzende Blößen zu bedecken, zur Keuschheit und Zier des Körpers beizutragen u. s. w. Wir werden in Folgendem die Kleidung nach ihren verschiedenen Modifikationen betrachten.

Der Stoff der Kleidung wird sowohl dem Thierreich als dem Pflanzenreich entnommen, und hat vor der Nutzung eine mannigfaltige Verarbeitung zu erstehen, indem er entweder weich und geschmeidig gemacht oder aus faserigen und haarigen Elementen zu Geweben zusammengefügt werden muß. In die erstere Reihe fallen das Leder und Pelzwerk, in die letztere die Geflechte aus steifen Haaren und Pflanzenfasern, die Gewebe aus Hanf, Flachs, Baumwolle, Wolle und Seide. Die größere oder geringere Tauglichkeit des Stoffes für die Nutzung wird durch seine Leistungsfähigkeit, seine Weichheit, das Maß, in dem er Wasser aufsaugt (hygroscopisch wirkt) und seine Dichtigkeit bestimmt. — Gewebe aus Hanf und Flachs leiten die Wärme stärker als Baumwolle oder Wolle, und thun dieß, da sie sehr hygroscopisch sind, nach der Durchfeuchtung als nasse Körper in noch höherem Grade; hiedurch machen sie auf den Körper den Eindruck der Frische und Kühle, und eignen sich daher besonders bei Krankheiten mit heißer, trockener und juckender Haut und für die heiße Jahreszeit; weniger passen sie für ein nebeliges Klima, und können bei kalten, durchdringenden Regnen leicht zu Erkältung und ihren Folgekrankheiten Anlaß geben. Vielgewaschene, alte, weich gewordene Leinwand paßt vornehmlich zu Charpie für Wunden, wofür namentlich der Umstand belangreich wird, daß die Flachsfaser glatt und rund ist, während die der Baumwolle und Wolle ihrer unebenen Oberfläche wegen als unangenehme Reize wirken. Aus demselben Grund ist auch die Benützung eines leinenen Taschentuches bei einem Schnupfen angenehmer, als die eines baumwollenen. — Baumwolle ist ein schwächerer Wärmeleiter und weniger hygroscopisch als die vorerwähnten Substanzen, läßt den Schweiß langsamer verdunsten und ist deshalb geeignet, eine raschere Abkühlung des Körpers zu verhindern. Darum passen auch baumwollene Gewebe gut für kalte, feuchte oder vielen Gewitterregen ausgelegte Länder. Ihre Verwendung findet in der Form des Gemeses und der Watte statt. — Die Wolle (ebenso die Filze und Gewebe aus anderen Thierhaaren) vereinigt die Eigenschaften der Baumwolle in noch höherem Grad in sich, und saugt namentlich wegen ihrer fettigen Bestandtheile nur sehr wenig Wasser ein. Sie gibt daher einen wirklichen Schutz gegen große Kälte sowohl als gegen die Hitze der Tropenzone, wie denn auch ein dichter Filz- oder Wollenhut die Wirkung des Sonnenstichs weit wirksamer abwehrt, als ein Strohhut oder eine linnene Kopfbedeckung. Fallender Regen durchdringt nicht die Wollenhaare selbst, sondern die Feuchtigkeit ist bloß den Maschen des Gewebes zugänglich. Daher wird auch der Körperschweiß nicht so leicht aufgenommen, dieser sogar, weil die Wolle das wirksamste Hinderniß gegen das Ausstrahlen der Körperwärme ist, vermehrt, weshalb denn auch auf dem bloßen Leib getragener Flanell empfindliche Personen nicht nur besser gegen Erkältung schützt, als Leinwand, sondern auch als Heilmittel gegen die Folgen der Erkältung dienen kann. — Die Seide, das Produkt einer Schmetterlingslarve, leitet Wärme und Elektrizität schlecht, und ist um der letzteren Eigenschaft willen sogar fähig, einigermaßen gegen den Blitzstrahl zu sichern. In Beziehung auf Hygroscopie hält sie die Mitte zwischen Leinwand und Baumwolle. Um der glatten runden Fasern willen geht ihr die reizende Wirkung der letzteren ab. Die kühlende Einwirkung hat sie mit der Leinwand gemein. — Pelzwerk und Thierhäute sind wahrscheinlich die ersten Gewandungen der Menschen gewesen, wie sie auch jetzt noch in der kalten Zone die wichtigste Bekleidung ausmachen; sie sind sehr schwache Wärmeleiter. Die gesuchtesten Rauchwaa- ren liefert der Zobel, das graue Eichhörnchen, der Marder, der Fiskotter, der Fuchs, das Hermelin u. s. w. Die ausländischen Pelze sind sehr theuer geworden, seit die ursprüngliche Tracht der Wilden ihre Zugabe liefern mußte zu dem Luxus der zivilisirten Nationen. Wildlagelpelze gelten in noch höherem Grade, als der Flanell, gegen rheumatische und gichtische Beschwerden als Abhülsmittel. — Das Leder-

werk verbannt, abgesehen davon, daß es ein schlechter Wärmeleiter ist, hauptsächlich seiner Eigenschaft, das Wasser nicht durchzulassen, seine Verwendung; daher seine Nutzung für die theilweise Bekleidung des Kopfes, der Füße, der Hände, nach Geschmack auch anderer Körpertheile. — Unter den Stoffen, welche zur Erhaltung der thierischen Wärme dienen, müssen wir schließlich noch der Federn und des Flaumes erwähnen, die gewissermaßen mit zu der Bekleidung des schlafenden Menschen gehören.

Die Dichtigkeit eines Stoffes ist von Wichtigkeit für sein Erwärmungsvermögen. Nicht gerade das festeste Gewebe ist das wärmste, denn sofern die Luft, deren Zutritt zur Haut ohnehin für die Lebensprozesse eine hohe Bedeutung hat, die Wärme nur schlecht leitet, so kann ihre Gegenwart in den Zwischenräumen der Gewebe auch die Leitungsfähigkeit der letzteren vermindern und somit ihre wärmende Eigenschaft erhöhen. Lockerer, poröser Stoff, z. B. Flanell, grobmaschiger gestrichter Zeug gibt wärmer als feingewobenes Tuch, ein Federbett wärmer als ein Wollenteppich. Dagegen verleistet festes Gewebe einen besseren Schutz gegen äußere Feuchtigkeit.

Auch die Farbe kommt für die Verwerthung der wärmenden Eigenschaft eines Stoffes in Betracht, obgleich in dieser Beziehung die Mode und die Puffucht gerade den umgekehrten Weg einschlägt, welchen uns die Natur vorzeichnet. Im Winter kleiden sich Erde und viele Thiere des Nordens (Hermelin, Marder, Eichhorn, Fuchs) in Weiß; auch haben der Winterflaum und die feinen Winterhaare eine viel lichtere Färbung. Die weiße Farbe leitet die Wärme am schlechtesten, und paßt deshalb ausgezeichnet für Wintergewänder, eben deshalb aber auch sehr gut für den Sommer, wie man denn auch in Egypten gefunden hat, daß bei gleicher Sonnenwärme ein Thermometer unter einem weißen Tschako nicht so hoch stieg, als unter einem schwarzen. Freilich fällt an weißen Gewändern jede Unreinlichkeit bald auf, weshalb sie weniger für Oberkleider beliebt sind, als die dunkeln, in denen man den Schmutz nicht sieht; doch haben letztere auch den Nachtheil, daß sie leichter Nies- und Anstechungstoffe aufnehmen, weshalb sie bei dem Bettzeug, den Vorhängen u. s. w. in den Spitälern nicht bloß wegen des trüben Aussehens zweckmäßig vermieden werden. In der Leitungsfähigkeit für Wärme nähert sich Grün und Blau dem Schwarzen, Roth und Gelb dem Weißen.

Form der Kleidung. — Die Weite eines Kleidungsstückes grenzt die unmittelbar den Körper umgebende Luftschicht ab. Ist es weit und an einzelnen Stellen offen, so erneuert sich die Luft leicht, und die Wellenbewegungen der letzteren, die durch die Bewegungen des Körpers unterstützt werden, bereiten dadurch, daß sie dem Verdunsten ausge- schwipter Feuchtigkeit Raum geben, eine angenehme Kühlung. — Enge Kleider schließen eine dünne Luftschicht ein, die sich nur schwierig erneuert, und bewirken durch ihr geringes Leistungsvermögen ein Zusammenhalten der thierischen Wärme. Daraus ergibt sich die Nutzung der einen oder andern Kleiderform für die verschiedenen Jahreszeiten und Klimate. Die erwärmende Eigenschaft enger Gewänder wird noch erhöht durch gewisse gürtelartige Einschnürungen (Halbbinden, Kniebänder, Corsetten u. s. w.), welche die Luftschicht noch mehr verengen und nach Art eines geschlossenen Schlauches absperren, wodurch die Erwärmung leicht über das Maß des Angenehmen und Zweckmäßigen erhöht wird. Bei ihrer Verwendung ist, wie überhaupt beim ganzen Kleid das Bedenken, die zu starke Pressung zu vermeiden, da diese nicht nur örtlich Entzündung und nachfolgende Schwielenbildung bewirkt, sondern namentlich durch Druck auf benachbarte größere Gefäße ernstliche Kreislaufstörungen mit ihren Folge- übeln veranlassen kann. Dieß gilt namentlich von zu engen Halbbinden, welche Blutüberfüllung innerer Organe, Schlagfluß, Herz- und Lungenleiden herbeiführen können. Von noch höherer Bedeutung ist die übermäßige Einengung des Unterleibes und des Brustkorbs durch Schnürleiber, deren

Gebrauch bei der kräftigen Muskelfaser des Mannes um so mehr als eine Jämmerlichkeit erscheint, wenn wir sie bei den sogenannten Chevaleresken Verteidigern des Vaterlandes bemerken müssen, welche sich damit selbst das traurige Armuthszeugniß geben, daß sie ohne Fischbein und Schnürbänder nicht einmal aufrecht gehen können. Beim Weib ist die Muskelfaser, namentlich wenn sie nicht von früher Jugend auf durch zweckmäßige Leibesbewegung und dem Geschlecht angepaßtes Turnen geübt wurde, schwächer, wie denn auch bei beleibten Frauen die Brust einer Stütze bedarf. Diese beiden Momente dienen der Verwendung des Corsetts vollkommen zur Rechtfertigung, doch muß man damit ja keine schmale Taille erzwingen wollen. Der Schnürleib hat sich der regelmäßigen Leibesform anzuschmiegen und nur der ganzen Figur mit ihren Wellenlinien einen Halt zu geben; vom größten Uebel aber ist es, wenn der Körper sich dieser Zwangsweise anbequemen soll. Der Brustkorb ist seiner Natur nach eine Pyramide, deren Basis nach unten gerichtet ist; das moderne Corsett will aber dieses Verhältniß umkehren und die Spitze der Pyramide sich nach unten richten lassen; daraus folgt, daß Leber (an deren Außenseite man nach dem Tod die an ihr geübte Gewaltthat deutlich wahrnehmen kann), Magen, Milz, Darm und untere Lungenpartien zusammengepreßt, das Herz aber und die oberen Lungen theile nach oben gedrängt werden. Darunter leidet nun zunächst die Verdauung, und manche elegante Dame ist so weit die Sklavin ihrer Schnürbrust, daß sie ihren Appetit nur im Regligé zu befriedigen sich erlaubt. Die zusammengepreßte untere Lunge kann sich nicht mehr ausdehnen, folglich auch nicht athmen, während wegen des Athmungsbedürfnisses die obere zu übermäßiger Anstrengung gezwungen ist und ihr daher auch eine größere Blutmenge zufließt; man sieht zu solchen Zeiten den oberen Theil der Brust mit fast trampfhafter Gewalt aufwallen; das ungenügende Einathmen verzögert den Rückfluß des Bluts zum Herzen, so daß das Gesicht geröthet wird und der Hals sich aufstreibt (ein Moment, das leicht zu Kropfbildung Anlaß gibt). Noch bedenklicher werden die Ueberfüllungen der Lunge mit Blut und, namentlich wenn die obere Brustpartie zu leicht gelockert oder gar bloß getragen wird, in Folge von Erkältung die leicht in Schwindsucht übergehenden entzündlichen Affektionen, der Herzkrankheiten nicht zu gedenken, die aus der Störung des Kreislaufs hervorgehen können. Der Druck auf die Organe des Unterleibs hat für die Dauer nicht minder üble Folgen, indem er das ganze Geß von Bauch- und Nervenkrankheiten, die aus einer untergeordneten Verdauung und Blutbereitung resultiren, hervorzurufen im Stande ist. Und das, um was es den Corsettträgern hauptsächlich zu thun ist, die schöne Haltung, wird am Ende erst nicht einmal erreicht. Unter dem auf den Körper geübten Zwang schwinden die unter dem Druckapparat liegenden Muskeln; ihre beiderseits gleichmäßige Wirkung hört allmählig auf, und es finden Verschiebungen der Rückenmarkswirbel und Verkümmungen der Figur Statt, deren Verhütung auf's Neue das Aufgebot der Kunst fordert. — Ich weiß, die Stutzer und Stutzerinnen werden die Wahrheit der Zeichnung, welche ihnen die Wissenschaft vorhält, in Abrede ziehen, weil die Erscheinungen nicht plötzlich und häufig auch nicht in ihrer Gesamtheit, sondern nur in Einzelnjügen hervortreten; und wenn sie kommen, ergeht es ihnen wie dem Becher, der die Nachwehen übermäßigen Weingenußes lieber jeder andern Ursache, dem zu harten Braten, einer zu stark gewürzten Sauce u. s. w. zuschreibt, als der wahren. Ich habe jedoch dies nur für solche geschrieben, die für eine vernünftige Belehrung zugänglich sind und die Kraft besitzen, derselben in ihrem Kreise Geltung zu verschaffen.

Die Bekleidung der verschiedenen Körpertheile. — Der Kopf, der seine natürliche Haube hat, bedarf, so lange diese vorhanden oder nicht sehr dünn geworden, zum Zweck des Warmhaltens eigentlich keiner Bedeckung. So

hielten es die Römer und Griechen, die nur in Krankheiten und auf Reisen von dieser Regel eine Ausnahme machten; so halten es noch heutzutage die wilden Völker, indem sie bloß des Schmutzes halber das Haupt mit einer Federkrone versehen. Kleine Kinder mit wenig Behaarung und noch weichem Kopf brauchen allerdings in kühler oder kalter Luft eine schützende Hülle; doch sollte sie nicht zu dicht sein und insbesondere nicht durch Druck belästigen. Vorhauptigkeit befördert bei älteren Kindern den Haarwuchs, und im Winter sollte die Bedeckung mehr auf die Ohren, als auf den Oberkopf Bedacht nehmen. Es ist etwas trauriges, wenn man in manchen Gegenden die Kinder jahraus jahrein mit dicken Mützen oder wohl gar Pelzlappen herumgehen sieht. Folgen davon sind dünne Haare, böse Köpfe und Ungeziefer. Bei den Erwachsenen fordert die Sitte das bedeckte Haupt; doch bediene man sich außer dem Haus in warmer Jahreszeit nur leichter Mützen und Hüte von Stroh, Raummolle, dünnem hellfarbigem Filz; in heißem Sonnenlicht sind sie zu Abwehrung des Sonnenstichs nöthig, wie denn auch breite Krämpen die Augen und den Teint schonen. Im Winter sind dichtere Stoffe angezeigt, Pelzwerk aber nur bei kaltem Haupt, zum Schutz für die Ohren und bei dem Greisenalter. Schwere Helme und Adornos sind unzumessmäßige Paradeartikel. Die Perrücken sollen nur leicht sein. Innerhalb des Hauses paßt eine Kopfbedeckung nur für kahle oder dünnbehaarte Häupter. — Den Hals trägt man am besten von Jugend auf frei; die Gewöhnung an verschiedene Temperaturen schützt, in Verbindung mit einer passenden Hautpflege, gegen Catarrhe und die so gefährliche heutige Bräune, Krankheiten, denen eine durch verschiedene Umhüllungen verweichte Haut weniger leicht widersteht. Die Halsbinden, Halskrägen, hohen Rodkrägen können durch ihre Steife, ihre rauhe Beschaffenheit, ihre Höhe, den Druck, den sie auf die Halsgefäße üben, und durch die Wärme, die sie um den Hals konzentriren, nachtheilig werden. Die Kravatten wurden in Paris erstmals 1660 einem Croatenregiment (daher der Name) abgesehen, dessen Oberst durch das hohe steife Pappendeckel-Halsband seinen Leuten ein stattlicheres Aussehen zu geben wünschte. Man hat später als Inlage derselben Fischbein oder Schweinsborsten angewendet; aber auch in solcher Gestalt ist die Kravatte, wenn sie nicht nieder und nur lose angelegt ist, sehr unzumessmäßig.

(Schluß folgt.)

Alpstubete oder Aelplerfest.

Von

S. Berlepsch *).

Das Volksfest! Dieses erinnerungsheitere, freudeverheißende Wort, an dem die Hoffnung von Tausenden fröhlich emporranft, — dieses strahlende Gestirn im trüben Gebränge des einsörmigen Alltagslebens! wie sehr entschwindet unter dem Einflusse der fortschreitenden, mächtig umgestaltenden Zeit immer mehr sein ursprüngliches, kindliches, harmloses Wesen, wie verliert es täglich mehr an frischem Geist und Gehalt, und bleicht zum blassen, mark- und körperlosen Schemen ab! Schon müssen sinnenerbarendes Gepränge und eitler Tand jene Gemüthsarmuth und Blöße decken, die mit dem Ueberwuchern des Scheins, auch bei den Festen, wie eine böse Seuche immer schrecklicher um sich greift. Da tritt uns denn ein Aelplerfest in seiner ungefuchten Einfachheit, in seiner natürlich-sprudelnden Lust als eine wohlthuende

*) Die Alpen in Natur- und Volksbildern von S. Berlepsch (Leipzig, Costenoble) heißt das treffliche Buch, dem wir im Einverständniß mit dem Verleger diese reizende Schilderung der schweizer Volksfeste entlehnen. Wir tragen die Uebersetzung, daß die Leser dieses Aufzuges nach dem ganzen Buche verlangen werden, daß uns das Leben auf der Alp in so schwingvollem und anschaulichem Bild durch Wort und Zeichnung (letzte von dem bekannten Maler Rittmeyer) schildert.

Erfcheinung entgegen. Wie sich so Manches in Sitten und Gebräuchen noch rein und ungeschminkt beim Gebirgsvolke erhalten hat, gleich als ob der harte, feste Grund und Boden, auf dem es lebt, auch in sein Denken und Handeln übergegangen wäre, so sehen wir noch heute den kledten, muskelstrammen Burschen auf der Alp die Spiele üben, an de-

nen sich die Aelterväter vor Jahrhunderten ergöigten und ihrer Zeit ein kräftiges und unerfchrodenes Geschlecht gaben.

Alpstubeten oder Dorfeten sind Hirtenfeste, die so alt sein mögen als die Sennerei, die so lange bestehen, als die Heerden zur Alp getrieben werden. Ihr Name ist ebenso naiv und an die Anfänglichkeit der Zustände erinnernd, wie



Eine Alpstubete in der Schweiz.

ihr Wesen und Verlauf heute noch ist. In jenen zerstreuten Gebirgsdörfern, die aus den allmäligen Ansiedelungen und Familienerweiterungen entstanden, die abseits der großen Handelswege und Verkehrsstraßen lagen, gab es bis in die jüngste Zeit, und gibt's sogar heute noch in Savoyen, Wallis, Graubünden und Tyrol keine Wirthshäuser mit großen Lokalitäten. Die Alpenbauern kannten das Bedürfnis nicht, zu einem

ihrer Nachbarn zu gehen, um bei demselben für Geld zu zechen; Geld überhaupt kursirt in manchen Bergdörfern fast das ganze Jahr nicht, weil Jeder selbst erzeugt, was er für sein Haus bedarf. Wohl aber stellte sich bei ihnen das Bedürfnis geselligen Lebens, freundschaftlichen Besuchs zum Zweck der Unterhaltung ein, und da es, wie gesagt, keine Gesellschaftshäuser und kein Kasino in den Gebirgsorten gibt,

so ging man in die Stube des Anderen, und diese Visite wurde eine „Stuberta“ genannt. Die Bezeichnung wurde aber auch ganz besonders auf jene Zusammenkünfte junger Leute angewendet, welche zu Spiel, Gesang und Tanz sich in der größten oder am bequemsten gelegenen Stube eines Nachbarn zusammenfanden, und diese improvisierten Gesellschaften bestehen überall in den Alpen und im Schwarzwalde noch. Sie sind nun keineswegs immer so harmlosen, idyllischen Charakters, diese eigentlichen Stubenzusammenkünfte, wie man behaupten will, sondern sie sind vielseitig Ursache immer größerer Entfittlichung des Volkes.

Anderes verhält sich's mit unseren Alpfeften, auf welche man, da es gleichfalls Besuche und Vergnügungsanlässe, wie die drunten im Dorfe, sind, auch den gleichen Namen übertrug. Der Tag ihrer Feier steht ebenso fest wie der eines Kalenderheiligen, und hängt, wie schon bemerkt wurde, in den katholischen Gebirgsgegenden meist mit der Feier eines Patronatsfestes zusammen. Alles Vergnügen, das während des Sommers sich mehr vereinsamt fühlt als zu jeder anderen Jahreszeit, weil die Hälste droben in den Alpen, die andere Hälste drunten im Thale lebt, strömt nun mit Ungebuld dem allgemeinen Sammelplatze zu, hört Predigt und Messe herkömmlich an, und wenn dieser althergebrachten Sitte Genüge gethan ist, dann werden alle geistigen und geistlichen Gedanken für diesen Tag quittirt, — die kommenden Stunden gehören nur der ausgelassensten Freude. Alles Volk prangt im Sonntagsstaat, in hellen, leuchtenden Farben. Dazwischen mangelt's nicht, daß auch ein Senn im Ehrenkleid der Stallarbeit, wenn nicht zum Schmuck, doch zur malerischen Ergänzung der Gruppen, sich zwischen den Festgenossen bewegt. Unter lautem Jubelruf und johlenden Jauren und „Lödlen“, daß die Bergwände es gellend wiederhallen und die Lüste von klingender Freude erfüllt sind, springt nun jeder Sennhub mit dem Mädchen seiner Neigung zu den umliegenden Sennhütten. Hier ist schon Alles auf den Besuch vorbereitet; Krapfen und Ruchli, Birnenweggen und geschwungener Ridel (zu Schaum geschlagener fetter Rahm), lodend feines, weißes Weizenbrod und Wein, genug, was des Alpenjohannes Kunst vermag wird hier in Menge zum fröhlichen Mahl aufgetischt. Das ist ein Scherzen und Rosen, ein Föppeln und Neden, mitunter weiblich derb und unglimpflich, wie es eben Sitte ist da droben.

Noch einmal trennt sich das junge Volk. Die Mädchen ziehen schaaerenweise singend umher, suchen die bekannten Stellen auf und zwingen die Gnomen der Felsenwände, durch alle Tonarten hindurch ihnen als Echo zu sekundiren. Es ist der vollendetste Uebermuth, die auf's Aeußerste gespannte Elastizität des Humors und der Freudenbegierde, die sich zu entladen bestrebt und nun jeden Anlaß benutzt, um das Ueberfellige der Stimmung zu bethätigen.

Die Sonne steht hoch! Der Himmel strotzt im tiefsten Blau des unendlichen Aethers! Da jauchzt's und ruggüßelt's aus jedem Winkel hervor, von allen Halben herab. Wo irgend eine Hütte hinterm Tannenstumpf verborgen liegt, oder wo es über einen Hügel hinaufführt in ein anderes Vergnügen, oder der schmale, schlängelnde Pfad hinüberläuft über's Tobel zur Nachbaralp, von allen Seiten strömt's herbei, das genussbursche Volk, elektrische Freudenblitze durch die Lüste schleudernd. Heil drunten auf dem Plan der Bergwiese, welch' ein Gedränge, welch' wogendes, schwirrendes Durcheinander! Da ist das Fest im vollsten Gange schon. „Wer gerne tanzt, dem ist leicht gepfeiffen!“ Erhöht auf einem Felsenblock hat ein Orchester seine Kunstwerkstätte aufgeschlagen. Zwei Musikanten sind's, Autodibanten, die hemdärmelig dem Volke netische Weisen aufspielen. Der eine hat das Hackbrett auf den Knien, den Urgrößvater aller pianistischen Instrumente, dessen Saiten er mit dem Stahlstäbchen heilschwirrende Metalltöne in kaden, zuckenden Rhythmen entlockt. Sein Sekundant ist ein Geiger, ebenso ein origineller Kauz; voll Witz und sprudelndem Humor schmückt er die ohnehin schon herausfordernd muthwillige Melodie noch mit Schnitten und

Schnaden aus, lebt und zappelt am ganzen Körper, und stampft mit den Füßen metrisch den Takt zu seinen musikalischen Arabesken. Der arme Narr schwitzt über und über, und um bei seiner schweren Arbeit wenigstens einigen Schutz zu haben, so hat er den Walbachin eines großen, rothbaumwollenen Familienregenschirmes, an einen langen Stod gebunden, hinter sich aufgerichtet, in dessen leuchtendem Schattent er sein Tagewerk vollbringt.

Just so ist's dem Volke recht; das ist die Musik, die es sucht und haben will. Stellt ihm die Virtuosen einer fürstlichen Kapelle hin; — mit aller ihrer Präzision und Glodenreinheit im Spiel vermögen sie es nicht, das jinnenberauschte Alpenvölklein so auf diejer zitternden Höhe der Glückseligkeit zu erhalten, als der verschmigte, diabolisch-anspannende Dorfgeiger. — Und nun der Reigentanz selbst, der uralte, den heute noch die Indianer und wilden Völker bei ihren Festen tanzen, der große, runde Ring von Menschenarmen, die, zu einer Kette verschlungen, den braunbemoosten Felsenkloß umjauchzen. Was ist das noch ein primitives Springen und Bewegen im Vergleich mit dem schulgerecht erlernten Schweben der Kunsttänze auf unseren Soiréen und Bällen! Und dennoch ist Grazie und Amuth darin, weil Natürlichkeit aus jeder Körperwendung schaut. Die Buben haben sich bei den Händen gefaßt, und in jeder solcher männlichen Armesessel lehnt, sich sicher wiegend, die Sennnerin, indem sie ihre Arme leicht und nachlässig auf die Schultern ihrer beiden Tanznachbarn legt. Es liegt eine schelmische Kofetterie in diesem Geslechte, die ungemeinen Reiz hat und wellenhaft schöne Formen darbietet. Daneben werden Extratouren gegeben. Ein Burck, dem's in den Füßen zittert und zuckt, als ob ein galvanischer Strom ihn durchbrause, hat seine Tänzerin mit beiden Händen beim Nieder gefaßt, rundwirbelt kreiselartig auf einem Plätschen, das eben groß genug ist, um vier menschlichen Füßen Raum zu gewähren, durchbohrt die Lüste mit seinen maifrischen Jauchzern und schwingt das lachende Alpenkind hoch über sich wie ein Spielzeug seiner rosigsten Laune.

Jetzt, als wollt' es mit Macht durchreißen die Kette des Tanzes, schwingt sich ein muthiges Paar dort in den dichtesten Reih'n. Schnell vor ihm her entseht ihm die Bahn, die hinter ihm schwindet. Wie durch magische Hand öffnet und schließt sich der Weg.

So gaukelt und braust es durcheinander, ein im Entstehen sich schon wieder verwischendes Bild.

Das ist der innere Kern, das Centrum der Freude und Lust. Mit reichen, lebensvollen Gruppen, je wenig Menschen ein drastisches Genrebild aufstellend, ist diese große Szene eingefasst. Auch die Ruhe sind herzugekommen und starren mit verwunderten Augen hinein in das Gedränge, das ihrem stillen Tempel sonst so fremd ist. Durch lautes Blöken geben sie ihre Theilnahme zu erkennen; soll's ein Protest sein, daß man ihren kräuterreichen Futterboden so übermüthig zerstampft, oder sind's Beifallsbezeugungen in der Ruhsprache! Der Gaudamen, der sich an einem Glase Wein ergötzt hatte, gestattet aber solche familiäre Einmischung der Hausthiere nicht, und jagt die mit gestrecktem Schweif zurückgaloppirenden Thiere wieder auf das ihnen zur Waibe angewiesene Terrain.

Endlich lechzt und schnauft und fieberglüht der ganze Kreis unter dem Druck der sengenden Strahlen, — der Regenschirm-Geiger und der „Hackbrettli-Ma“, die Buben und Mädchen müssen rasten vom Uebermaß der Lust.

Da zieht ein neuer Kreis, den wir bisher nicht beachtet hatten, unsere volle Aufmerksamkeit auf sich. Ein großer, schwerer Zentnerstein fliegt durch die Luft und fällt dumpf dröhnend auf den Boden; gellendes Gelächter folgt. Das sind die Kraftproben im Steinstoßen, dieses wiederum uralte Kelspielerpiel, eine Mahnung an die rollenden Felsenblöcke in den Schlachten am Morgarten und am Stof, die wie der böse Feind in die kampfergrüsten Züge der Ritter und Reifigen schmetterten und sie zu Boden warfen. Hier ist's nur Scherz, fast nur ein Kinderspiel im Großen, und doch bekundet es den streitbaren, männlich sich rüstenden Geist, der in

diesem Vergnügen lebt und weht. Mit festen Händen umspannt der Senn den Laststein, hebt ihn scheinbar leicht sich auf die Schulter, während die innere Fläche der rechten Hand ihn eigentlich trägt. Das Ziel, das er im Wurf erreichen will, ist etwa ein Duzend Schritte vor ihm abgesteckt. Im wiegenden Schwanen des Oberkörpers sucht er den rechten Augenblick abzufassen, und plötzlich den Arm ausstoßend wirft er den Stein dem Ziele zu. Es gilt gewöhnlich eine Wette, die durch ein halbes Wein ausgeglichen wird.

Turnübungen wurden von den Aelplern naturalistisch schon Jahrhunderte lang ererzt, bevor der „Demagogen-Jahn“ und Vater Maßmann auf der Hasenhalde die ersten Lektionen gaben. Das Klettertalent der Geißhuden ist ebenso alt als ihr Stand, und von der Sicherheit des Schusses legte Wilhelm Tell schon vor mehr als 500 Jahren eine historisch gewordene Probe ab. Die unterhaltendste aber von allen Turnersfähigkeiten können wir auf unserem heutigen Aelplerfeste sehen; es ist das „Schwingen“ oder der „Hosenlupf“. Im Lande Appenzell sind sie unmittelbar im Gefolge einer Alpstute; im Entlibuch und Emmenthal, im berner Oberlande und im Kanton Unterwalden bestehen sie als selbst-eigene Volksfeste, die aber ebenso wie dort die Stubeten ihre unabänderlich festen Tage haben. So finden deren auf der Wengernalp und auf der Großen Scheideb am Fuße des Wetterhornes Statt, — jenes von den Grindelwaldnern und Lauterbrunnern, dieses von den Grindelwaldnern und Bewohnern des Haslithales besucht. Gewöhnlich ist's auf einer Grenz-alp, zu der von beiden Thalseiten die kampfeslustigen Jünglinge hinaufsteigen. Denn es kommt darauf an, daß zwischen den Parteien zweier Thalschaften die eine den Sieg über die andere erringe. Begreiflich ist's, daß die, welche das letzte Mal mit Ruhm gekrönt vom Platze ging, diesen Ruhm nun nicht einbüßen mag, und alle ihre besten Kräfte aufbietet, das Aeußerste zu leisten, was immerhin nur möglich ist. Die jüngsthin überwundene Partei jedoch strebt diesmal die ihr angethane Schmach zu rächen und heute als Sieger den Platz zu verlassen.

So wie ein solches Schwingen um die Wege ist, ziehen sich die Wurfden, welche mit zu kämpfen gedenken, von den strengsten Arbeiten zurück, pflegen den Körper und genießen tröstliche Speisen und Getränke. Ist nun der Schwingtag erschienen, so finden sich die Kämpfer beider Seiten in einem Wirthshause ein. Jeder sucht sich von der Gegenpartei seinen Mann aus, mit dem er einen Gang zu unternehmen wünscht, und in herzlichster Freundschaft und Eintracht zechen sie gemeinschaftlich, einander wacker zutrinkend. Die Stunde ruft. Arm in Arm, voraus Musik, ziehen die Gegner paarweise zum Zug geschart zum Schwingplatz, wo ihrer schon ein großer Haufen Volkes wartet. Das Kampfsgericht, von alten kundigen Vertrauensmännern gebildet, ist schon gewählt. All' das übrige Volk formirt nun einen großen Ring, in dessen Mitte die Kämpfer stehen. Sie haben sich's bequem gemacht; das Hemd und die Schwinghose sind die einzigen Kleidungsstücke, welche sie auf dem Leibe tragen. Die Schwinghose besteht aus festem, derbem Drill, der fest genäht sein muß. Sie wird über die nackten Füße und Kniee bis auf die halben Schenkel fest heraufgerollt, und hat am Gurt um die Hüfte einen Wulst zum Anfassen. So ausgerüstet treten die Ringer paarweise an. Der selbstgewählte Obmann ordnet die Reihenfolge, in welcher die Paare mit einander zu kämpfen haben; — zuvörderst die Schwächeren, und dann stufenweise steigend die Stärkeren, Robusteren. Allgemeine Schwingregeln bestehen bei allen Alpenbewohnern. Zuerst bieten beide Parteien treuherrlich die Hand, um öffentlich zu bekunden, daß keiner Haß und Groll gegen den Andern im Herzen trage, und daß das Schwingen ein freies, freundliches sein solle. Der Hemdtragen ist geöffnet, damit dem Athmen kein Hinderniß beschwerlich falle; die Hemdärmel sind bis über den Ellbogen hinaufgerollt, so daß die Arme entblößt sich um so leichter bewegen können. An der ganzen Kleidung soll, altem Herkommen gemäß, nichts Geschnürtes bleiben,

überhaupt der Eine wie der Andere im Anzuge gleich sein, weil bei längerem, hartnädigem Kampfe irgend eine Alleinigkeit durch früheres Ermüden den Ausschlag geben könnte. So vorbereitet tritt das erste Paar in den Kreis; Freude, Heiterkeit, Zuversicht, Kampfeslust leuchten aus den Augen. In aller Ruhe erfolgt das Zusammengreifen, d. h. ein Jeder schlägt seine rechte Hand fest in den Hüftengurt des Gegners, die linke in den aufgerollten Hosenwulst am rechten Schenkel des Andern, oder wie es im Entlibuch heißt „in's Geßöpf“. Alle falschen und betrügerischen Praktiken sind streng untersagt, wozu namentlich auch gehört, den Gurt mit Talg einzureiben, weil dann der Gegner keinen festen Halt hat. Das „Zusammengreifen“ geschieht je nach Belieben stehend oder kniend, die Köpfe beider je auf des Gegners rechter Schulter liegend. Sind's nun zwei recht geübte Ringer, so treiben sie, im taktmäßigen Hin- und Herbogen, sich mehrere Minuten lang im Kreise umher; Keiner von Beiden versucht den ersten Kunstgriff oder Schwung, bevor er nicht den rechten Moment gekommen glaubt. Weil ein Jeder sich auf der Defensiv hält, so erwartet er von Augenblick zu Augenblick des Gegners unvermutheten Angriff, und hat vorläufig seine ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet, fest zu stehen. Die kleinste Blöße, die geringste Schwäche vom Gegner wahrgenommen, benützt dieser sofort zu einem energischen Schwung oder Zug. Es begegnet aber auch, daß beide so lange auf einander „dufen“ (wie es im Entlibuch heißt), daß sie ermattet von einander ablassen, sich auf den kühlen Rasen werfen, um zu verschlafen, brüderlich ein Glas Wein selbender trinken zur neuen Stärkung, die Hände mit Erde reiben, um die Haut rauher zu machen. Während des „Dufens“ herrscht lautlose Stille im Kreise; Alle lauschen gespannt auf den ersten Schwung, und so wie dieser erfolgt und nun das verzweifelte Ringen, das Beinstellen und Anziehen, das Heben und Drängen beginnt, da folgen mit fieberhafter Hast, mit jagenden Blicken, mit klopfendem Herzen die Zuschauer beider Parteien allen Bewegungen. Halbblaute Rufe, unterdrückte Interjektionen, Anfeuerungen begleiten den Kampf, bis plötzlich durch eine einzige Wendung, durch einen unvermutheten Griff und Zug der Eine des Andern Herr und Meister wird und ihn zu Boden wirft. Diese einmalige Ueberwindung entscheidet indessen den Sieg noch nicht. „Eines Mannes Red' ist keine Red'“, man muß sie hören alle beed!“ Nach diesem Grundsatz wird dem Ueberwundenen nochmals Gelegenheit gegeben, seine Ringerehre zu retten, und nicht selten ist's der Fall, daß diesmal das Glück auf seiner Seite ist. Nur wer zweimal seinen Gegner auf den Rücken wirft, ist wirklich Sieger.

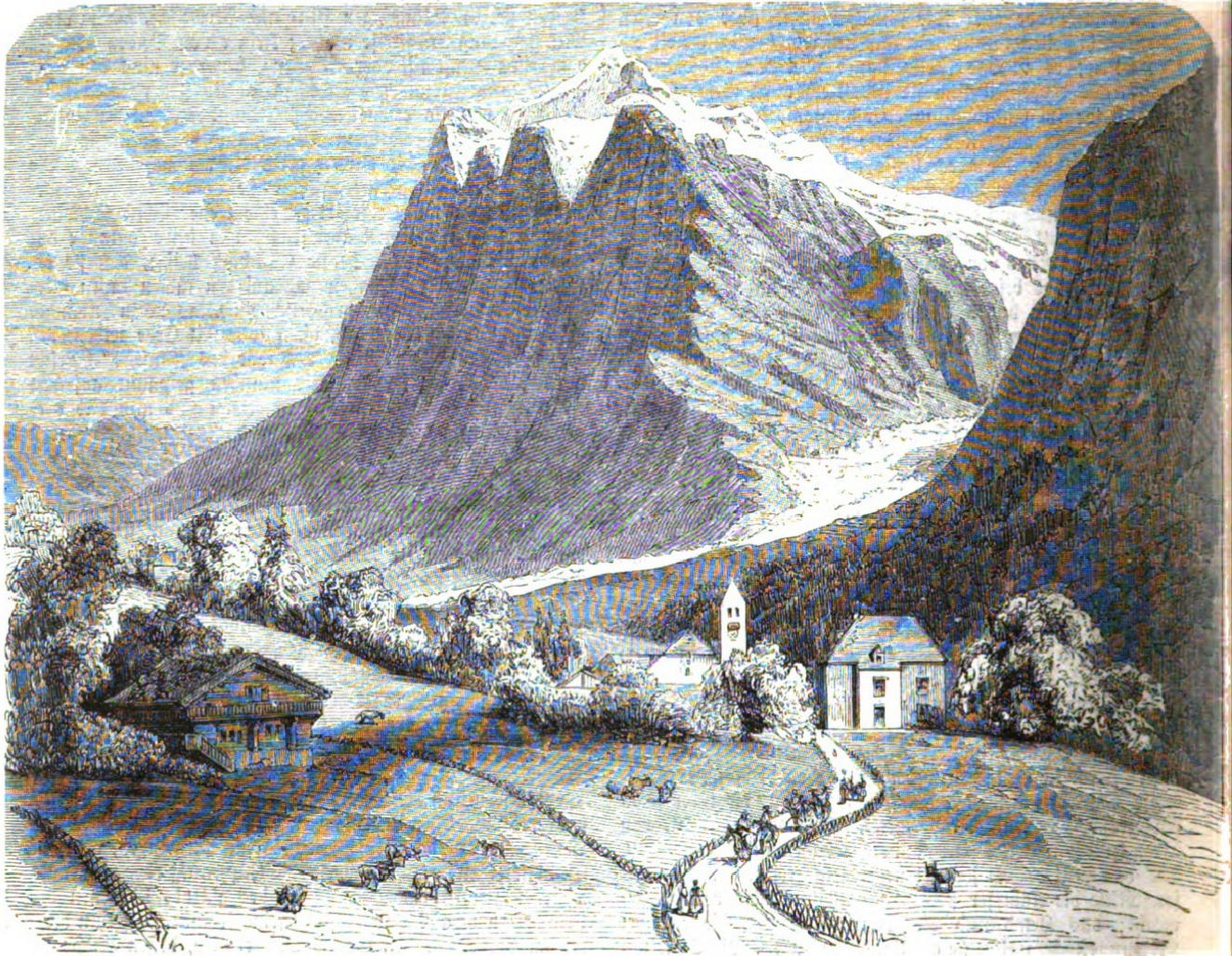
Kämpfen nun die Schwinger zweier Thalschaften mit einander für die Ehre ihrer Partei, z. B. die Unterwaldner und Haslithaler auf der Alp Breitenfeld ob Meyringen, oder die Entlibucher und Emmenhaler am Schüpserweg oder auf Ennetegg, — so tritt aus der Partei des zuletzt Gefallenen der Ersatzmann heraus und versucht seine frischen Kräfte an dem, der im vorhergehenden Gange Sieger blieb, dessen Kräfte jedoch schon ziemlich angegriffen sind. Diese Reihenfolge wird besonders fest inne gehalten, wenn um einen ausgelegten Preis gekämpft wird. Ist's indessen nur ein Schwinget gewöhnlicher Art, so treten überhaupt eine beliebige Anzahl Ringer aus zwei verschiedenen Pfarrgemeinden auf, die ihre Kräfte mit einander messen.

Ist's jedoch der Fall, daß bei einem solennen Schwinget die stärksten und gewandtesten Kämpfer beider Parteien die letzten sind und jede Thalschaft ihre endliche und entscheidende Siegeshoffnung auf ihren Mann setzt, es also gilt, die Ehre des Tages für eine große Gemeinde zu retten, so entfaltet sich mitunter ein Schauspiel eigener Art. Beide Ringer einander fürchtend, versuchen sich nur defensiv zu verhalten, jeder nur seinen Fall zu verhüten und dadurch den Sieg des Gegners unmöglich zu machen. Dann weichen beide in der Regel von der gewöhnlichen Schwingart ab. So wie die beiden Gymnasten sich ordnungsmäßig gefaßt haben, lassen

sie sich, der Eine genau die Stellung des Andern abmessend, auf's rechte Knie nieder und entfernen sich mit dem ganzen Unterkörper, so weit es Griff und Muskelanspannung erlauben, von einander. Fürchtet der Eine auf diese Art von seinem Gegner mit übermächtiger Gewalt dennoch gelüpft zu werden, so legt er sich platt auf den Bauch, worin ihm dann auch der Mitkämpfer folgen muß. In solch' unnatürlicher Stellung martern beide einander oft eine halbe Stunde lang, winden sich am Boden wie kriechende Schlangen, und spannen Sehnen und Muskeln so übermäßig an, daß von dem furchtbaren Kraftaufwande das Antlitz braunroth erscheint. Vermag nun Keiner durch Ausdauer, Kraftübermaß oder List den Gegner zu bewältigen, so stehen sie endlich freiwillig,

aber zum Tode erschöpft, vom Kampfplatz auf, bekennen einander mit traulichem Handschlag gegenseitig ihre Männerstärke, und keine Partei kann sich des Tagesieges rühmen. — Sie ist wild, ja fast barbarisch, diese Rundgebung der physischen Kraft; aber sie legt Zeugniß ab für ein männliches, kampfbereites Volk, für ein Geschlecht, das nicht weichlich ist, und noch Muth und Ausdauer genug besitzt, für seine Ehre, seine Freiheit und sein Vaterland mit äußerster Entschlossenheit zu kämpfen.

Der originellste Lufz, so weit überhaupt diese Kraftprobe volksthümlich exercirt wird, findet im Refektorium des Kapuzinerklosters zu Appenzell im Weisem der Mönche Statt. Im Herbst nämlich bringen an einem bestimmten Tage junge



Grindelwald mit dem Wetterhorn.

kräftige Bursche von nah und fern Naturallieferungen an Wein, Früchten, Holz u. s. w. dem Kloster freiwillig dar. Für diese Geschenke nun lassen die Mönche den Lieferanten eine feste Mahlzeit verabfolgen, und als Dessert, wenn die Tische hinausgeräumt sind, wird zur Ergözung der Konventualen im Refektorium von den Burschen ein Schwingen zum Besten gegeben. Die Mönche stehen auf Tischen und Stühlen, nehmen den lebhaftesten Antheil an dem Verlaufe des Zweikampfes, und lachen oft so brastlich, daß die Schwingen über das Gelächter der Mönche selbst in's Lachen gerathen und kampfesunfähig werden. — Diese Kloster-Arena ist so landesbekannt, daß sich die Bursche das Jahr über nicht nur wegen Streitigkeiten auf den „Kloster-Lufz“ laden, sondern recht hertulisch-starke junge Männer „Jeden im ganzen

Land aufbieten“, d. h. einen Jeden, der sich mit ihnen messen will, einladen, im Kloster zu Appenzell am genannten Tage zu erscheinen.

Der Rest des Tages verläuft auf einer Alpenstube, wie er begonnen, nur daß die Freude, statt zu sinken, sich noch steigert.

Bald verfinst die Sonne; des Waldes Riesen
Heben höher sich in die Lüfte, um noch
Mit des Abends flüchtigen Rosen sich ihr
Haupt zu betränzen.

In ungetrübter Glückseligkeit hüpfet jedes Mädchen, an ihres
Buben Hand, über Stod und Stein hinab in's Thal.

Eine Szene aus dem Indianerdrama.

Von
Hans Westen.



*

Die Lique der Indianerstämme, welche gegen die vorbrängenden Weißen schon vor einem Jahrzehnt gebildet worden, hat in jüngster Zeit die fürchterlichsten Verheerungen angerichtet. Bis in die Hütten und Blochhäuser der Ansiedler ist sie vorgebrungen, und hat mit gräßlicher Grausamkeit gegen das Blut der Weißen gewüthet. Die Union mußte zuletzt Truppen gegen sie aussenden, und unter dem Kommando des Brigadegenerals Sibley ist es gelungen, den größern Theil der Banden, welche die Missethaten verübten, zu Gefangenen zu machen. Ich war vor Kurzem in South Weno am Minnesotariver, und sah die Gefangenen. Sie liegen in festen Blochhäusern und sind streng bewacht, nicht so sehr um ihre Flucht zu verhindern, als um sie vor der Rache der empörten Anführer zu schützen. Es sind die abscheulichsten Fragen, die ich in meinem Leben gesehen. Ich war in den Gefängnissen von Singapoor, wo die malaischen Piraten sind, die Dyaks, das blutdürstigste und wildeste Volk der Welt — aber ihr Anblick hat etwas Humanes im Vergleich mit diesen Sioux.

Es war eine interessante, ergreifende Szene, der ich anwohnte. Während ich mit dem Offizier diese Scheufale inspizierte, wurde ein Knabe heringebracht, um mit den Gefangenen konfrontirt zu werden. Einer von den befreundeten Indianern, welcher sich durch seine Tapferkeit und Menschlichkeit ausgezeichnet hatte, begleitete die Eintretenden als Dolmetscher. Die Gefangenen, welche am Boden lagen, bewegten sich nicht, sondern stießen nur dann und wann ein Geheul aus. Zwei erhoben sich plötzlich, und während der Eine uns anstarrte wie ein Tiger, der zum Sprunge ansetzt, indem er sich auf seine beiden Arme stemmte, stand der Andere mit derselben Verachtung da, als wäre er der Sieger. Aber kaum hatte der Knabe den Knieenden erblickt, so rief er in einem herzerreißenden Tone: „Das ist der Mörder meiner Mutter!“ Seine Augen blickten von glühendem Feuer, als er die Geschichte erzählte: „Wir waren am Abend um das Kaminfeuer geschaart und der Vater erzählte uns von der fernen Heimat im Osten, als an unser Blochhaus gepocht wurde. Der Vater öffnete, und das scheußliche Gesicht eines Indianers grinst zur Thüre herein. Er schien in großer Aufregung und erzählte, daß er von Feinden verfolgt werde, denen er durch einen glücklichen Schick entkommen sei. Wenn man ihm nur für eine Nacht Obdach biete, so sei er gerettet, da seine Feinde dann eine andere Richtung einschlagen würden. Man nahm ihn gaffend an: er hatte keine Waffen, es schien also keine Gefahr dabei zu sein, ihn unter unserm Dache zu beherbergen. Nachdem wir noch eine halbe Stunde geplaudert, begaben wir uns zur Ruhe. Der Indianer streckte sich am Boden aus und schien so ermüdet, daß er bald einschlief. Er blieb in dem untern Raum, während sich unsere Kammern im obern Stockwerk befanden. Es mochte Mitternacht sein, als ich mit meinem kleinen Schwesterlein erwachte, da wir ein Gejammer im Nebengemache hörten. Es war die Kammer, in der meine übrigen sechs Geschwister und der Großvater schliefen. Ich sprang aus dem Bette und in meine Kleider, da erblickte ich zu meinem furchtbaren Schreck, als ich die Thüre aufriß, den Großvater, welcher in seinem Blute lag, und die Geschwister über ihm, zerstoßen und zerhackt. In der andern Kammer, wo die Mutter und der Vater schlief, schien eben die Bluthat zu geschehen, denn ich hörte meinen Vater die fürchterlichsten Verwünschungen ausstoßen, und mit Verzweiflung sah ich ihn mit dem Wilden ringen, diesem Scheusal, das hier am Boden liegt. Er hatte meine Mutter ermordet und sie zum Fenster hinausgeworfen, wo sie von den Weißen der Indianer, die unten versammelt waren und das Haus umtanzten, aufgefangen wurde. Der Vater erlag nach kurzem Ringen den Krallen des Tigers, und schon war dieser mir auf den Fersen, als ich, mein Schwesterchen rasch ergreifend, zum Fenster hinausprang; aber die schwere Last überstieg meine Kräfte. Sie fiel gegen einen Stein und war des

Lobes, während ich mit dem gebrochenen Arm davonkam.“ Die kurze Erzählung, die uns Allen die Thränen in die Augen trieb, war so ergreifend, um den Offizier zu einem raschen Entschluß zu bringen. Hier war keine Frage mehr über die Schuld, und als er durch den Dolmetscher gefragt wurde, ob es wahr sei, was der Knabe behauptete, und der Indianer vergnügt lächelnd grinste und bejahte, packte ihn der Offizier selbst am Halsband und schleuderte ihn zur Thüre hinaus, wo er alsbald an den nächsten Baum angeküpft wurde.

Der Wüstenvogel.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Der Kaufpreis.

Nachdem Alara lange vergeblich gesucht, überfiel sie ein kramphastiges Zittern; der Athem versagte ihr, und sie warf sich verzweifelt auf die Erde nieder. Plötzlich kam ihr ein Gedanke; ihr Gemach stieß an das ihrer Mutter. Konnte nicht Madame Brissot aus Neugierde, oder um die Nachlässigkeit ihrer Tochter wieder gut zu machen, den Stein zu sich und besser in Verwahrung genommen haben? Dieser tröstliche Gedanke jagte ihr auf's Neue das Blut durch die Adern, und sie eilte, sich Gewißheit zu verschaffen.

Madame Brissot war mit der schweren Arbeit ihrer Fursur fertig geworden und hatte sich eben an ihren Sekretär gesetzt, um die nicht minder verhängliche Aufgabe des Briefschreibens in Angriff zu nehmen. Alara richtete mit erzwungener Ruhe die Frage an sie, ob sie diesen Morgen den Diamant des Herrn von Martigny nicht gesehen habe. „Den Diamant?“ rief Madame Brissot, in ihrem Sitze zitternd. „Was sagst Du, mein Kind? Großer Gott, er wird doch nicht abhanden gekommen sein!“ — Die Wirkung, welche der einfache Verdacht auf ihre Mutter hervorgebracht hatte, wirkte so erschütternd auf Alara, daß sie nur stotternd zu entgegnen vermochte: „Beunruhigen Sie sich nicht, Mama; er kann nicht verloren sein — ich werde ihn schon wieder finden.“ — „Ihn wieder finden! Du weißt also nicht, wo er ist?“ Madame Brissot wollte sich vom Stuhl erheben, aber die Kniee versagten ihr den Dienst. — „Mein Gott, Mama, ängstigen Sie sich doch nicht so,“ versetzte Alara beschwichtigend, obgleich ihr selbst das Herz ungestüm klopfte, „ich sage Ihnen ja, ich sei überzeugt . . . Nein, ich erinnere mich jetzt, ich habe ihn in meinem Zimmer liegen lassen — auf dem Tisch — wie ungeschickt von mir, daß ich Ihnen einen solchen Schrecken einjagte. Ein paar Minuten, und er wird sich in den Händen des Herrn Vicomte befinden.“ Sie verließ hastig das Gemach, während die Mutter sich wieder zurecht setzte und vor sich himmelnelte: „Die Thörin! wie sie mich erschreckt hat!“

Die arme Alara hatte ein Vertrauen zur Schau gestellt, das sie nicht besaß. War doch in ihrem Gemach kein Winkel undurchsucht geblieben, und als sie es wieder betrat, bemächtigte sich der verzweifelte Gedanke ihrer Seele, ob sie sich nicht über die Veranda hinunterstürzen oder in die benachbarte Wildniß entfliehen solle, wo der Hunger und der Durst ihrem Jammer bald ein Ende machen mußte. Nur der Hinblick auf die Pflichten der Religion und der Kummer ihrer Eltern hinderten sie, dieser Versuchung nachzugeben; aber in der Angst ihres Herzens warf sie sich auf die Kniee nieder und betete. — Endlich erhob sie sich wieder. Was thun? Mit dem Suchen nach dem Diamanten war schon über eine halbe Stunde vergangen, und was mochte der Vicomte von ihrer langen Abwesenheit denken? Aber was dem Manne sagen, den sie eben erst so grausam verletzt hatte? Gleichviel — sie durfte nicht länger zögern, mußte ihm die Wahrheit gestehen, sich auf seinen Edelmut verlassen und

sein Mitleid ansehn. Nachdem sie rasch diesen Entschluß gefaßt hatte, eilte sie nach dem Magazin, mochte kommen, was da wollte. Zitternd und kaum im Stande, sich aufrecht zu halten, trat sie ein.

„Trop Ihres Abläugens, mein Fräulein,“ nahm Martigny spöttisch das Wort, „scheinen Sie sich doch sehr schwer von diesem Diamanten trennen zu können.“ — „Es ist nicht dieß,“ versetzte das unglückliche Mädchen, dem alle Gegenstände im Laden vor den Augen zu tanzen schienen, „wenn ich auch zugestehen muß — ach, es ist unmöglich, es vor Ihnen zu verbergen — der Diamant ist — ich kann mich nicht erinnern ...“ Thränen erstickten ihre Stimme. Der Vicomte betrachtete sie mit argwöhnischer Neugierde. „Erklären Sie sich, Mademoiselle,“ sagte er. „Wo ist der Werthgegenstand, den ich Ihnen anvertraute?“ — „Ich — ich habe ihn verloren,“ antwortete Klara mit treulofer Stimme und sank, das Gesicht mit ihren Händen verhüllend, auf einen Stuhl nieder. — „Sie haben — ihn — verloren?“ — Klara nahm alle ihre Kräfte zusammen und erzählte ihm in wenigen Worten, wie sie den Diamant auf dem Balkon der Veranda gelassen, von wo er in unerklärlicher Weise verschwunden, ohne daß es ihr trotz aller Mühe gelungen sei, ihn wieder aufzufinden. Der Vicomte hörte diesen Jammerbericht mit finsternem Schweigen an. Nachdem Klara zum Schluß gekommen, fand eine lange Pause statt, die endlich Martigny mit der schredlichen Frage unterbrach: „Und wie gebeten Sie diesen — diesen seltsamen Verlust wieder gut zu machen?“ — „Ach, weiß ich es?“ entgegnete das Mädchen schluchzend. „Haben Sie Mitleid mit mir.“ — „Und welche Art Mitleid erwarten Sie für eine solche Handlung? Mein Diamant, mein einziger Reichtum, der einzige Lohn, den mir sechs Jahre voll Mühen und Gefahren eingetragen haben! Glauben Sie, Mademoiselle, es genüge da bloß, mir ruhig zu sagen, ich habe ihn verloren, um mich zu veranlassen, daß ich wieder auf mein Pferd steige und meines Weges ziehe, ohne weiter an die abhanden gekommene Bagatelle zu denken? Das wäre allerdings der höchste Grad von ritterlicher Galanterie; aber Fräulein Brissot kann unmöglich erwarten, daß die Sache so einfach ablaufe.“ — „Aber mein Gott,“ rief Klara die Hände faltend, „was verlangen Sie von mir — was kann ich thun?“ — „Ich verlange, daß mir mein Diamant zurückgegeben oder dessen Werth ersetzt wird,“ antwortete Martigny. — „Meine Eltern werden Ihnen ohne Zweifel Erß für dasür leisten, und wenn Sie deshalb alle ihre Habe veräußern müßten. Aber lassen Sie mir wenigstens etwas Zeit, daß ich sie auf das Unglück vorbereiten kann. Wie sehr mich mein Vater liebt, so fürchte ich doch seinen Zorn; und auch meine Mutter — sie ist so nervenschwach, daß eine plötzliche derartige Aufregung verhängnisvoll für sie werden könnte. Ich bitte, gönnen Sie mir nur einige Tage Zeit. Herr Denison wird Ihnen auf mein Ersuchen gerne so lang eine gastliche Hand bieten.“ — „Sie scheinen dieses englischen Puritaners sehr sicher zu sein; aber leider können wir uns beide nicht gut mit einander vertragen. Er ist mir diesen Morgen wieder mit Vorstellungen über die Art, wie der Diamant in meinen Besitz gelangte, gekommen, und da dieses Schulmeister nicht nach meinem Geschmach ist, so sind wir nicht im besten Einvernehmen geschieden.“

Klara stand vernichtet. „Was kann ich sonst thun?“ stotterte sie. — „Diese Frage ist bereits beantwortet; ich verlange den Diamant oder seinen Werth.“ — „Aber im Augenblick ist mir ja dieß eine Unmöglichkeit.“ — „Dann werde ich mich an den Richter wenden. Er ist zwar Ihr guter Freund, wird mir aber gleichwohl gegen Sie und Ihre Familie Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er ist gestern nebst anderen achtbaren Personen Zeuge gewesen, wie ich Ihnen einen sehr werthvollen Gegenstand übergab, und heute komme ich, um ihn wieder in Empfang zu nehmen. Sie sagen mir, daß Sie ihn verloren haben. Was werden Sie bei ihm vorbringen? Sie hätten mir ihn zurückgegeben, als wir

allein und ohne Zeugen waren?“ — „Mein Herr,“ unterbrach ihn Klara, sich hoch aufrichtend, „Sie haben kein Recht, mich zu beschimpfen.“ — „Ich muß mich doch äußern, Mademoiselle, und wenn der Richter die Bedeutung meiner Klage unterschätzen sollte, so bin ich vielleicht in dem Fall, in dieser Beziehung seinem Gewissen nachzuhelfen. Ich kann ihn zum Beispiel daran erinnern, daß viele sonst als ganz ehrenhaft bekannte Frauen ungemein erpicht auf Juwelenschmuck waren, und um dessen willen gewissen Untersuchungen nicht zu widerstehen vermochten. Ich kann ihm sagen, daß diese bei allen Frauen so gewöhnliche Liebhaberei besonders entwickelt ist bei den Pariserinnen. Ich werde ihm zeigen, wie unmöglich es mir erscheint, daß ein werthvoller Diamant unter den vorgeschützten Umständen verschwinden kann. Mag nun auch Fräulein Klara selbst unfähig sein, das Vertrauen eines Landmannes zu mißbrauchen, so kann sie eine andere Person um sich gehabt haben, die es mit den Mitteln, sich einen solchen Schatz zuzueignen, weniger genau nimmt. Und wenn in dem vorliegenden Fall der Richter nicht geneigt sein sollte, mir Glauben zu schenken, so werde ich zu Erinnerungen meine Zuflucht nehmen müssen, die mir in der letzten Nacht wieder aufgetaucht sind. Vor meinem Abgang von Paris sprach man viel von einem famosen Prozeß, dessen Einzelheiten ich mir noch recht gut vergegenwärtigen kann. Wenn nun der Richter die frühere Geschichte gewisser Personen kennen lernt, so wird es ihm vielleicht nicht schwer werden zu ermitteln, auf wen er seinen Argwohn lenken muß.“

Klara hatte anfangs von den Anspielungen des Vicomte nicht viel verstanden; doch allmählig ging ihr einiges Licht auf, und sie sagte: „Ich weiß nichts von den Dingen, auf die Sie anspielten; ich war noch so jung, als ich Frankreich verließ. Aber ich fühle, ich ahne, Sie beabsichtigen ein Geheimniß, das die Ruhe meiner lieben Eltern zerstören wird, zu Ihrem Vortheil auszubenten. Um Gottes willen, schonen Sie sie. Genügt es Ihnen denn nicht, sie durch den ungeheuren Preis, welchen Sie für Ihren Diamanten fordern, zu Grund zu richten? Seien Sie großmüthig, Herr Vicomte, und vernichten Sie uns nicht ganz. Haben Sie Mitleid mit mir!“ Das Mädchen hatte sich in einer unwiderstehlichen bittenden Haltung vor ihm niedergeworfen, und Martigny betrachtete sie mit unwillkürlicher Verwunderung; doch während er noch zögerte, fuhr sie plötzlich auf, stürzte mit ausgebreiteten Armen vorwärts und rief entsetzt: „Unglückliche, was willst Du?“

Auch der Vicomte hatte sich rasch umgewandt. Es war hohe Zeit, denn die Kegerin, die sich ihm schweigend genähert, stand mit einer geschwungenen Art hinter ihm und war eben im Begriff, ihm den Kopf zu spalten. „Er Sie weh thun, Mißi Klara,“ sagte sie, ihre rollenden Augen auf Martigny heftend; „er böse und ich ihn todt mach.“ Sie würde ihr Vorhaben zur Ausführung gebracht haben, wenn Klara sie nicht durch gute Worte entwaflnet hätte. Dieser tragikomische Vorfall trug dazu bei, vollends die Falten aus der Stirne des Vicomte zu vertreiben. „Meiner Frau, Fräulein,“ sagte er heiter, „Sie haben eine sehr kriegerisch gesinnte Leibwache, und die große Semiramis kann kaum männlicher gewesen sein, als Ihre Semiramis von Kongo. Um mich der Rache dieser Heldin nicht auszusetzen, werde ich wohl auf ein Auskunftsmittel sinnen müssen. Setzen Sie sich und schreiben Sie, was ich Ihnen diktire.“ Ohne Widerrede nahm Klara vor dem Comptoirisch Platz und ergriff eine Feder. Martigny trat an ihre Seite und sprach ihr nach einigem Besinnen folgende Worte vor:

„Ich erkläre, dem Vicomte de Martigny den Diamanten, den er mir anvertraute und der zu einem Werth von sechzigtausend Franken geschätzt ist, nicht zurückzugeben zu haben. Sollte ich dieß von heute ab binnen drei Monaten nicht thun oder den genannten Preis erlegen können, so verpflichte ich mich mit meinem Ehrenwort, vor Gott und den Menschen, ihm meine Hand zu reichen.“ — Bei den letzten Worten warf Klara die Feder weg und erklärte lebhaft, dieß nicht

schreiben zu können. „Warum nicht?“ — „Weil — weil ich Sie nicht liebe.“ — „Aber ich liebe Sie, meine schöne Klara, und es wird mir wohl gestattet sein, den Stand der Dinge etwas zu mißbrauchen, um mein Glück zu sichern.“ — „Die plötzliche Reizung kann nicht tief sein. Auch müssen Sie bereits bemerkt haben, daß Richard Denison mein Herz besitzt.“ — „Dies kann Ihnen unmöglich ernst sein,“ sagte Martigny mit mehr Bewegung, als er bisher gezeigt hatte, „wird Ihnen denn diese Bedingung gar so schwer? In Paris erschien ich den Frauen nicht so widerwärtig, und in diesem Land des Ringens und Jagens nach Gold hätten Sie leicht einen weniger nachsichtigen Gläubiger finden können. Doch ich will Ihnen den Beweis liefern, daß ich nicht aller Großmuth baar bin. Schreiben Sie weiter: — Wenn diese Schrift mir nicht binnen drei Monaten von Herrn von Martigny persönlich vorgelegt wird, so sind durch diesen Umstand allein alle meine Verpflichtungen gegen ihn erloschen. — So, jetzt das Datum und Ihre Namensunterschrift.“ Klara gehorchte in halber Betäubung.

„Wie, nicht einmal ein Wort des Dankes?“ fuhr Martigny fort. „Bereuen Sie nicht die Wichtigkeit dieses Zugages? In drei Monaten kann sich der Diamant, wenn er wirklich verloren ist, wieder finden, und Sie geben ihn einfach zurück. Aber auch im andern Fall bieten sich Ihnen noch verschiedene günstige Möglichkeiten. Ich kann erkranken, verunglücken, sterben. Ja, werden Sie nicht oft wünschen, daß mein Tod Sie meiner unbequemen Ansprüche entbinde?“ — „Ich wünsche Niemandes Tod, Herr Vicomte, geschweige den eines Mannes, dem ich zu großem Dank verpflichtet bin. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß der Diamant in dieser Zeit sich finden und Ihr Papier werthlos werden wird. Nehmen Sie — oder fehlt noch etwas?“ — Der Vicomte überflog das Blatt hastig. „Sonderbar,“ sagte er. „In Frankreich würde ein solcher Vertrag als nichtig angesehen werden; aber das englische Gesetz erkennt auch in der Kolonie die Gültigkeit eines Ehevorsprechens an. Ich werde mich wohl in Acht nehmen, daß ich mit keinem Goldgräber in Streit gerathe, und er mir es durch sein Messer unmöglich mache, am Verfalltag dieses Papier zu präsentieren.“

Klara wollte antworten, aber in diesem Augenblick trat Madame Brissot, für die frühe Tageszeit ungewöhnlich herausgeputzt, mit dem Brief in der Hand ein. Sie bemerkte die Verstörung ihrer Tochter und sah den Vicomte das Blatt in seiner Brust verbergen. „Was hat es gegeben?“ fragte sie. — Semiramis beeilte sich, darauf zu antworten: „Er böser Massa, Mißi — er machen Mißi Klara weinen, er machen sie schreiben und dann das Papier einstecken.“ — Klara stand bei dieser Enthüllung mit niedergeschlagenen Augen da; der Vicomte aber bewahrte seine Geistesgegenwart und sagte: „Man muß sich vor Ihrer Negerin wohl in Acht nehmen, Madame, denn als ich Ihrer Fräulein Tochter eben eine rührende Geschichte erzählte, fiel es ihr ein, mir mit einer Art den Kopf spalten zu wollen; auch scheint sie es mir übel zu nehmen, daß ich eingewilligt habe, ein Billet der jungen Dame an ihren Vater zu besorgen.“ — „Fort mit Dir, Du Unhold!“ rief Madame Brissot. „Verzeihen Sie dem dummen Weibsbild, Herr Vicomte; sie ist sonst ein gutes Geschöpf, aber bei der schwarzen Masse sucht man vergeblich Manier und Bartgefühl. Hast Du dem Herrn seinen Diamant zurückgegeben, Klara?“ — „Das arme Kind fand nicht die Kraft, ein mit der Wahrheit unverträgliches Ja hervorzubringen. Martigny kam ihr zu Hülfe. „Ich habe nichts mehr anzusprechen,“ sagte er. „Und da ich heute noch vierzig Miles zurücklegen muß, so erlaube ich mir, unter Dankesbezeugung für die gastliche Aufnahme Ihnen Lebewohl zu sagen. Ist Ihr Brief bereit?“ — „Hier, Herr Vicomte. Ich habe Sie meinem Mann auf's Angelegentlichste empfohlen und bitte Sie, auch Ihrerseits ihm freundlich an die Hand zu gehen, wenn Sie etwas für ihn thun können, denn in den Minen drunten hat man Freunde sehr vonnöthen. Leben Sie wohl; ich wünsche Ihnen alles Glück zu

Ihrem Unternehmen. Wir werden Sie ohne Zweifel später wieder sehen?“ — „Heute über drei Monate,“ antwortete Martigny mit einem Blick auf Klara; dann verabschiedete er sich höflich von den Damen, stieg auf sein Pferd und sprengte davon, während Klara, von der Aufregung des Morgens auf den Tod erschöpft, in einen Sessel zurücksank.

(Fortsetzung folgt.)

Der Löwe von Aspern.

Von

G. E. Haas.

Wenn Tapferkeit, Muth und Ausdauer je ein Denkmal verdienen, so ist den Helden der Aspernschlacht nur ihr gutes Recht zu Theil geworden, wenn man sie durch ein Monument ehrt. Das Denkmal besteht in einem Löwen von lossaler Dimension, und man hat ganz gut daran gethan, einen ungeheuren Löwen dorthin zu setzen, wo der ungeheure Kampf entbrannte, und wo mit Löwenmuth und Löwenstärke gestritten wurde. Der Löwe mit der bekannten Jupiterstirne ist das passendste Symbol für jene herrliche Armee, welche damals den eisernen Phalanx der schwer geharnischten Reiter Napoleon's niederwarf und in Felsen zerriß. Oesterreich's Heer hatte sich zum Sprung ausgerichtet wie der gereizte, schwer beleibigte König der Wüste, Kanonen Donner war sein Gebrüll, Bajonnete und Degen sein Gebiß.

Oesterreich sah manchen schönen Maientag über seine gesegneten Fluren aufgehen und niederstrahlen, aber keinen ruhmvolleren als den 21. und 22. Mai 1809; es sind Tage, die im Gedächtniß jedes Oesterreichers roth angezeichnet sind, roth, wie man Sonn- und Festtage kenntlich macht, und roth wegen des vielen edlen Blutes, welches damals die Erde verschlang. Weßhalb sind die Aeder und Gärten rings um Aspern, Esling und Gerasdorf so überaus fruchtbar? Es ist der verschwenderische Blutdünge, welcher den Boden zu außerordentlicher Ergiebigkeit zwingt. Wenn eine Stadt wie Jerusalem, oder wenn zwei, drei eben so große Städte an einem Tag mit einander mit Mann und Maus zu Grunde gingen, es könnte nicht so viele Tödtet geben, als diese eine große Schlacht zurückgelassen hat. Bei sechzigtausend Leichen bedeckten die Wälder. Aber wie wurde auch gekämpft! So lange die Welt steht gab es kein Reiter Treffen wie das bei Aspern. Der Mittag des 21. war vorüber und noch fehlte die Entscheidung; da Befehl der große Kriegsheerführer des Jahrhunderts, von Muth erfüllt, seine Reiter — als wäre ihm der Schritt des Fußvolkes zu langsam — sollten den Sieg mit dem Schwert in der Faust stürmend erringen. Da war es, daß sich zwanzigtausend in Erz gehüllte Centauren von dem französischen Heer ablösten und auf die Reihen der österreichischen Infanterie stürzten. Die Erde erbehte unter dem ehernen Tritt der versprengenden Masse, der erste Anprall war furchtbar, aber wirkungslos. Die Oesterreicher standen fest, unbeugsam, unerschütterlich wie eine Mauer aus Fleisch und Blut, insofern vom Herzen die Rede ist, dem Feind entgegen. Keine Büchse knallt, kein Mund öffnet sich, keine Muskel zuckt, es herrscht eine unheimliche entsetzliche Stille in den österreichischen Pataillons, in welche die geharnischten Reiter einbrechen.

Erst als sich der Feind innerhalb Schußweite entfernt befindet, da blickt es plötzlich furchtbar zuckend auf, knattert es von Glied zu Glied, rasseln die Musketen, flammen die Bajonnete, regen sich die Arme. Die Reiter stürzen mit den Pferden, sinken lautlos zusammen, werden fortgeschleift, ein Wehgeschrei zittert durch die Rüste. Die Glieder der Oesterreicher öffnen sich, die Verfolgten sind zu Verfolgern geworden, die Trommeln wirbeln unaufhörlich, und lustig springt, läuft und jagt es vorwärts.

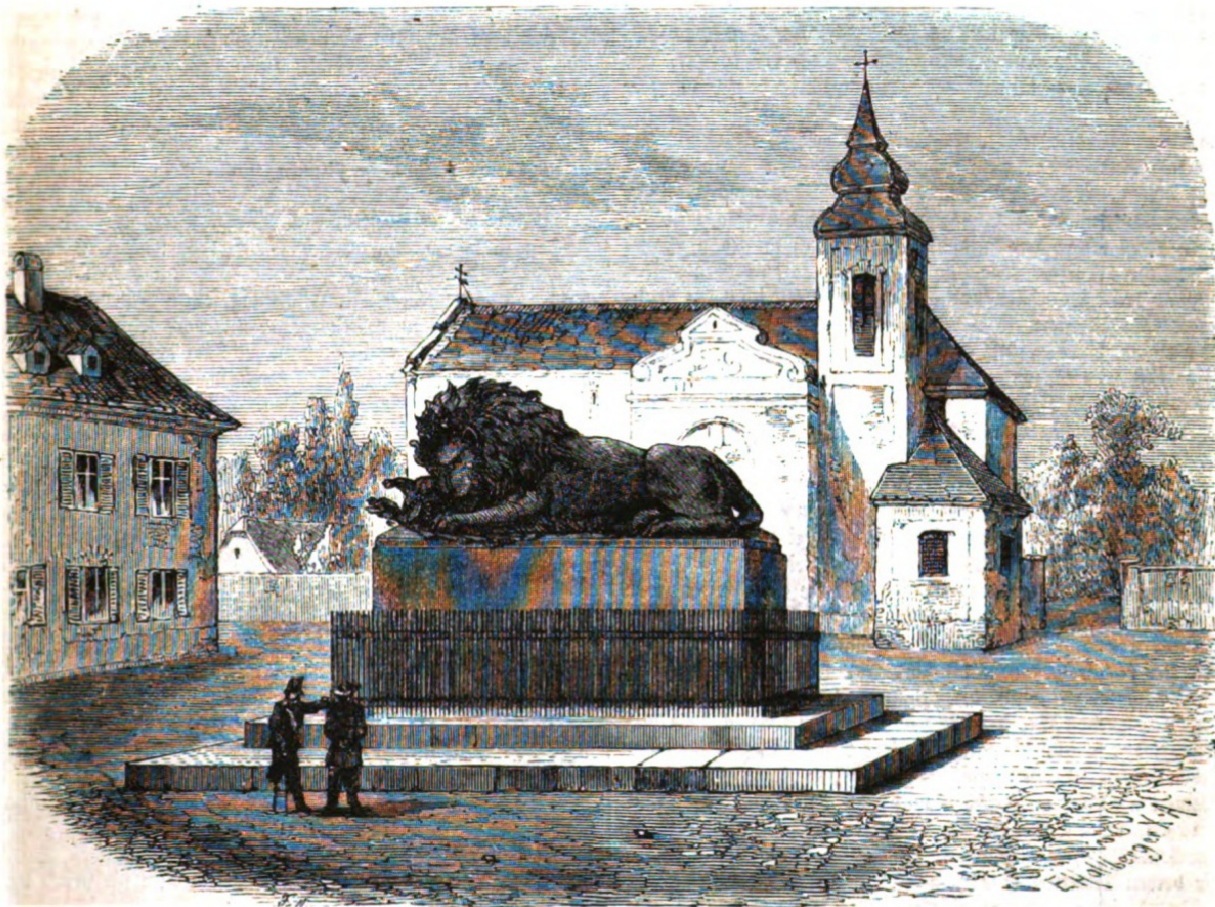
Umsonst bieten die französischen Infanteriecolonnen den

fliehenden Reitern Halt und Stand, umsonst stehen sie bereit, sie in ihre Glieder aufzunehmen. Ist der Anstoß der anstürmenden Kavallerie gewaltig, so ist ihre Flucht vollends unhemmbar. Sie reißen das Fußvolk mit sich, durchbrechen die eigenen Linien, bahnen der Kavallerie des Feindes den Weg und entscheiden das Mißlingen des französischen Angriffs. Es waren zwölf schöne eiserne Regimenter, welche in die Reihen der Oesterreicher gesetzt hatten, die untergehende Sonne strahlte über Tausende von Leichen und einen kargen, schwachen Rest dieser Unsterblichen.

Während die Demonstration gegen den Mittelpunkt der österreichischen Aufstellungen blutig zurückgewiesen wurde, ließ Napoleon den linken feindlichen Flügel durch schwere Reiterei bestürmen. Die französischen Kürassiere sprengten in vollem Lauf auf die Infanteriecolonnen ein — derselbe

Anprall, aber auch die gleiche Unerblichkeit der Oesterreicher; das wohl unterhaltene Gewehrfeuer des Fußvolkes bringt die Kürassiere in Verwirrung, die ungarischen Reitergeschwader brechen aus den Linien der Oesterreicher hervor, benützen die Verwirrung des Feindes, und jagen die Kürassiere über Esling zurück.

Es ist Abend und die Sonne neigt sich zum Untergang, Napoleon hätte um Alles in der Welt gern gesehen, wenn sie ein von ihm behauptetes und ersiegtes Schlachtfeld besichtigen hätte. Er sendet dreitausend frische Reiter, die bisher an dem Kampfe keinen Antheil genommen, gegen den ermüdeten linken Flügel der Oesterreicher; ihre Aufgabe war es, zwischen dem Fußvolk und der Kavalleriecolonne des Feindes durchzubrechen. Vergebliches Mühen, der Schlachtengott ist sichtbar mit den Oesterreichern. Die braven Regimenter



Der Löwe von Aspern.

werden erdrückt, zermalmt, vernichtet. Was nicht den Tod findet, muß sich ergeben, nur Wenigen gelingt es, durch die Schnelle ihrer Pferde zu entkommen.

Ein neuer Tag und neues Kämpfen. Erzherzog Karl ergreift die Fahne von Jacharenadiern und führt sie persönlich gegen den Feind, das Gebrülle der Feuerkugeln übertrönt Alles, Siegesjubiläum und Schmerzensschrei, der Rauch, der den Mündungen der Kanonen entsteigt, senkt sich langsam auf die Wahlstatt nieder, als wolle er mitleidsvoll die haarsträubenden Jammerzzenen des Schlachtfeldes bedecken. Der Feind entwirrt frische Truppenmassen, es ist das Korps von Dubinot und Mansouti's Division, welche jetzt an dem Kampfe Theil nehmen.

Die furchtbarsten Angriffe werden unternommen und zurückgeschlagen. Napoleon wagt kaum seinen Augen zu trauen, die Oesterreicher wanken nicht, sie stehen wie eiserne

Mauern. Er, dem Gewohnheit das Siegen unentbehrlich scheinen ließ, mußte das Schlachtfeld verlassen. Damals hätte er, ein anderer Josua, nicht um Stillstand der Sonne, wohl aber noch um ein wenig mehr Kraft und Ausdauer beten sollen. Der Erzherzog hatte sich des alten Ruhmes, der einzige, Napoleon ebenbürtige Feldherr zu sein, würdig erwiesen, doch schien mit dem letzten Augenblick des Kampfes auch seine Kraft zu Ende zu sein. Umsonst warf sich ihm der tapfere Hiller zu Füßen und verlangte die Früchte des Sieges zu ernten, umsonst flehten die Einsichtsvollen um Benützung der errungenen Vortheile. Die Kraft des Erzherzogs war gebrochen, er konnte nicht mehr.

Die Früchte der Schlacht bei Aspern gingen verloren, nicht aber die schönen Erinnerungen an den Feldherrngenieus des österreichischen Erzherzogs und an den Heldenthum der Armee. Der eiserne Löwe, welcher das Schlachtfeld von Aspern

zu bewachen scheint, ist und soll bleiben ein Wahrzeichen von Oesterreichs Löwenmuth und Löwenkraft. Auf ihn sollen Oesterreichs Völker blicken, wenn das Vaterland in Gefahr ist, ihn sollen Oesterreichs Feinde fürchten, wenn sie sich das alte Reich als leichte Beute vorstellen, dieser Löwe soll allen deutschen Stämmen ein Denkmal des Trostes sein. Denn wenn Deutschland ruht, wird er von seinem Marmorsodol niedersteigen und sich als den königlichen Kämpfer bewähren, als den ihn die Tage von Aipern kennen lernten.

Der Schützenkönig.

(Schluß.)

Ich hatte damit eine schwache, klangvolle Saite berührt, meine Hand wurde hastig und heftig gedrückt, und gleichzeitig hörte ich, daß der Mörder, wie im Selbstgespräch, leise sagte: „Ach, Ruhe, wenn ich Ruhe finden könnte, um jeden Preis nur Ruhe.“ — „Sie werden,“ fiel ich hier ein, „Ruhe finden, wenn Sie das Böse, was Sie gethan haben, offen bekennen, und im Herzen aufrichtig bereuen. Nur dann, verstehen Sie mich, nur dann dürfen Sie hoffen, ruhig zu werden.“ — Ich hatte erwartet, daß diesen Worten ein unumwundenes Geständniß folgen müsse, statt dessen entgegnete mir der Mann nach längerem Besinnen: „Herr Assessor, Sie sind stets gütig gegen mich gewesen, deshalb will ich Ihnen auch sagen, weshalb ich keine Ruhe habe. Es ist nicht die Strafe, die ich zu erwarten und die ich verdient habe; es ist auch nicht die Verachtung, die mich hier trifft und die mich nöthigen wird, das Haus, in welchem ich geboren und erzogen bin, in welchem ich manche Freude, aber auch manches bittere Leid erfahren und erduldet habe, zu verlassen, und in der Fremde eine neue Heimat zu gründen, das Alles würde ich ohne Murren ertragen haben, aber daß ich allein gehen soll und allein gehen muß, das kann ich nicht ertragen, das macht mich todt. Zwei Nächte habe ich vor ihrer Thüre gelegen wie ein Hund, zwei Nächte habe ich vor ihrer Thüre gehandelt und gewinselt wie ein Hund, keine Erhörung, kein Mitleid, der Dieb ist ihr verhaßt geworden, sie will von dem Diebe nichts wissen.“ — Was sollte das bedeuten? Ich war erstaunt über diese lange Rede und verstand auch deren Sinn nicht ganz. „Von wem,“ frug ich deshalb, „reden Sie denn?“ — „Von ihr rede ich, die mir Alles war, nein, die mir noch jezt Alles ist, die mich am Leben erhält, deren Verachtung mir den Tod gibt, deren Namen ich nicht aussprechen will und darf.“ — „Sie sagten, Sie wären zwei Nächte in ihrer Nähe, vor ihrer Thüre gewesen. Waren dieß die beiden letzten Nächte?“ — „Ja, die beiden letzten Nächte!“ — Er sagte das so ruhig, so bestimmt, ich möchte sagen so ungelünstelt, daß seine Worte überzeugen konnten. Aber wie war es denn, er sprach ja nur von dem Diebe, er schien ja vergessen zu haben, daß er auch ein Mörder war. Ich mußte ihn darauf zurückführen. „Wissen Sie denn, Meister, weshalb Sie sich hier befinden?“ — Darauf erhielt ich nicht sogleich Antwort, der Mann überlegte offenbar erst, was er sagen wollte, und auch dann sprach er auffallend langsam: „Nun doch, weil ich dem Förster ...“ er stockte, das Wort wollte nicht aus dem Munde heraus, „ein Stück Holz fortgenommen habe. Ich habe ja das nicht geläugnet.“ — „Ach nein,“ entgegnete ich, „deshalb befinden Sie sich nicht hier. Der Förster ist in der vorigen Nacht ermordet, im Walde erschossen worden, und Sie sind verdächtig, diese That verübt zu haben.“ — Kaum hatte ich dieß ausgesprochen, so sprang der Mann auf wie eine Feder, die von dem Drude befreit ist. Er nahm beide Hände, bedeckte damit sein Gesicht, und blieb so einige Augenblicke stehen. Dann ließ er die Hände wieder fallen, sah mir mit unbeschreiblicher Angst in das Gesicht und sagte: „Nein, nein, es ist nicht möglich... ich habe gewiß nicht

richtig gehört. Nicht wahr, Herr Assessor, Sie haben nicht gesagt, daß ich den Förster ermordet haben soll? Sehen Sie, mein Kopf ist ganz verstört, ich bin verwirrt. Was haben Sie von dem Förster gesagt? Wiederholen Sie es noch einmal, aber langsam, daß ich's fassen kann.“ — Er sprach dieß schnell wie in fieberhafter Aufregung, und hörte, den Oberkörper vorgebeugt, um mir näher zu sein, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, als ich die Beschuldigung wiederholte. Auf meine Frage: ob er mich nun richtig verstanden habe, gab er gar keine Antwort, er schien meine Anwesenheit vergessen zu haben, oder mich nicht zu beachten, sein Gesicht verlor, wie ich geendigt hatte, die Spannung, den finstern Ernst, und, den Blick lächelnd nach oben richtend, sagte er in tiefer Bewegung: „Du, Mutter, und Du, lieber Gott, ihr beide da oben wißt, daß solche Sünde nicht auf meinem Haupte lastet. Nehmt mich doch zu euch, meine Kraft ist ja einmal gebrochen, ich kann hier doch nicht mehr bleiben.“ — Seine Lippen bewegten sich noch länger wie im stillen Gebet, für mich aber war kein Laut mehr verständlich, ich sah nur das Gesicht immer freier und klarer werden, den Ausdruck der Verzweiflung immer mehr verschwinden, das ruhige Bewußtsein wieder die Oberhand gewinnen. Der Mann schien die schwere Kette nicht zu fühlen, die seine Füße gefesselt hielt, das Gefängniß nicht mehr schrecklich, die Schmach und die Schande nicht mehr unerträglich zu finden; er schien getröstet zu sein, und die Kraft und den Muth gefunden zu haben, um auch das Schwerste tragen zu können, wie er früher die Noth getragen und lange Zeit bekämpft hatte. Konnte dieser Mann schuldig sein? Ich trug Bedenken, diese Frage zu beantworten, und doch fehlten mir dazu ausreichende Gründe; denn das, was ich gesehen und gehört hatte, mußte ja unter allen Umständen für seine Unschuld sprechen, für diese Zeugniß geben. Es war aber auch leicht, diese Unschuld überzeugend nachzuweisen, der Mann durfte nur angeben, wo er sich in den Nächten vom Freitag zum Sonnabend und vom Sonnabend zum Sonntag befunden hatte. Als ich ihm das mittheilte, entgegnete er mit der größten Seelenruhe: „Ich weiß es, daß ich mich dadurch frei machen könnte, aber ich thue es nicht; ich habe geschworen, ihren Namen nicht über die Lippen zu bringen. Geben Sie sich auch keine Mühe, darüber Nachforschungen anzustellen, es würde Ihnen doch nichts helfen. Von dem Verhältniß hat kein Dritter Kenntniß, nur ich und sie. Sie wird nicht sprechen, und ich, ich werde schweigen.“ — Diese Erklärung bestärkte mich in meinem Mißtrauen. Einmal überraschte mich das Bekenntniß, daß er das Mittel wisse, welches ihn freimachen könne, und dann lag in dem andern Theile so viel Unwahrscheinliches, ich möchte sagen so viel Romanhaftes, daß ich an der Wirklichkeit zweifeln mußte. Meine Bemühungen, den Mann anderen Sinnes zu machen, hatten indeß keinen Erfolg, ich ließ ihn allein und versprach nur, bald wieder zu kommen.

Das Dienstmädchen hatte ihre Freiheit längst wieder erhalten. Sie war, als ich in meine Wohnung kam, beschäftigt, ihre Habseligkeiten zusammen zu suchen, und vor der Beschlagnahme, welcher das Besizthum meines Wirthes unterworfen werden mußte, zu sichern.

Am Abend wurde die alte Frau ohne Gepränge zu Grabe getragen. Einige Nachbarn, denen sich der Pfarrer und ich angeschlossen hatten, folgten dem mit keiner Blume geschmückten Sarg.

Am zweiten Festtag Vormittags traf der Direktor des nahe gelegenen Inquisitoriums in Reitsch ein, und übernahm die Führung der Untersuchung.

Am dritten Festtag wurde mein Wirth, den ich nicht wieder gesprochen hatte, in das Inquisitoriumsgefängniß abgeführt. Bald nach seiner Abführung fand der feierliche Auszug der Schützengilde Statt. Die Stelle, die der König im Zuge einzunehmen hatte, war leer gelassen. Das Königschießen war ein Volksfest, und bei solchen Festen findet das Leid des Einzelnen keine Beachtung. Man hatte zu Anfang

sich des Mannes zwar vielfach erinnert, aber nur, um ihm zu fluchen, und sich Glück zu wünschen, daß der Bösewicht noch zeitig genug entlarvt, aus ihrer Mitte herausgerissen, und der Gerechtigkeit überliefert worden war. Schon am zweiten Tag war der Mann vergessen, und am dritten Tag ein neuer König ernannt, der die Gesellschaft vertreten konnte.

Aus dem Forsthaufe war lange Zeit alle Freude verbannt. Die Trauer für den Gatten und Vater war eine tieferste. Demungeachtet verkehrte ich viel bei diesen einfachen, biedern Leuten. Elise war der Magnet, der mich anzog und festhielt; sie hat mir es ja später durch innige Liebe und durch die glücklichen Stunden, welche ich in dieser Welt habe, so unendlich reich vergolten.

Lange Zeit war verfloßen, und ich hatte über den Stand der Untersuchung nichts erfahren, als ich, es mochte Anfangs Oktober 1834 sein, von dem Geistlichen des Inquisitorats, bei dem die Untersuchung geführt wurde, die Nachricht erhielt, daß mein früherer Wirth sehr gefährlich erkrankt sei, und mich noch einmal zu sehen und zu sprechen wünsche. Anfangs wollte ich der Einladung keine Folge geben, bei ruhigerem Nachdenken aber ließ ich mich hauptsächlich durch mein Verhältniß zur Försterfamilie zur Reise bestimmen, weil ich hoffte, am Ende doch noch Aufschlüsse über die Ermordung des Försters erhalten zu können.

Als ich am andern Tag meinen frühern Wirth in seiner Gefängnißzelle wieder sah, erstaunte ich über die Veränderungen, welche inzwischen mit ihm vorgegangen waren. Er war vollständig abgezehrt, die Augen, von Entzündung geröthet, lagen tief im Kopfe, die Wangen waren eingefallen, die Nase, die Wadenknochen und das Kinn spitz, hervorstehend, die Hände fleischlos, er war nicht wieder zu erkennen und entsetzlich anzusehen. Seine Stimme war matt, wie im Verlöschen, häufig durch krampfhaftes Husten gestört, der Athem kurz, und auf der Stirne sammelten sich schon jene Schweißtropfen, welche der Auflösung kurz vorherzugehen pflegen. Der Tod, das war augenscheinlich, hatte ihn bereits gepackt, ich trat vor einen Sterbenden, der, als er mir die fleischlose Hand darreichen wollte, nicht mehr so viel Kraft hatte, um diese Hand hoch zu heben. Und doch wohnte in diesem bereits erstorbenen Körper noch ein Geist, ein Geist, der undenkliche Qualen bereite, der nur dann erst sich von dem Körper trennen, diesem nur dann erst Ruhe gönnen wollte, wenn durch diese Qualen, durch diese Martern auch der letzte Tropfen Mark aufgezehrt sein würde.

Der Mann hatte mir gegenüber Gott zum Zeugen einer graffen Unwahrheit angerufen, er sollte in seiner letzten Stunde dieß vor dem einzigen Zeugen seiner That bekennen.

Um seine Worte verstehen zu können, mußte ich meine Schen überwinden, und mich dicht vor sein Lager setzen, obgleich ich dabei Furcht und Entsetzen empfand. Er sprach nicht zusammenhängend, mit vielen Unterbrechungen, stoßweise, erkannte aber an, daß er den Förster ermordet, und den Entschluß in dem Augenblicke gefaßt habe, in welchem von dem Förster das gestohlene Holz aufgefunden gewesen sei. Die That habe er an demselben Abend ausführen wollen, es habe sich aber keine Gelegenheit geboten. Am darauf folgenden Abend sei er dem Förster in dem engen Wege rasch entgegengetreten, habe die schußfertige Flinte ihm auf die Brust gesetzt und sofort losgedrückt. Worte wären dabei gar nicht gewechselt worden, denn der Förster sei nach dem Schusse lautlos niedergestürzt. Die Flinte habe er an einen Ort, den er näher bezeichnete — sie wurde dort später auch gefunden — versteckt. Er sei der Ueberzeugung gewesen, daß man ihn keinesfalls werde überführen können, und habe, um auch mich von seiner Unschuld zu überzeugen, im Gefängniß zu Reichthum die fürchterlichen Worte gesprochen, und dadurch seine Schuld vergrößert. Von diesem Augenblicke an habe er keine ruhige Stunde gehabt, sein Leben sei eine unausgesetzte Folter gewesen, und habe er Schmerzen tragen müssen, von welchen sich kein Mensch eine Vorstellung machen könne, die sich auch nicht mit Worten erklä-

ren ließen. „Und nun,“ das waren seine letzten Worte, „habe ich mein Gewissen leicht gemacht. Ich bin ein großer Sünder, und muß als solcher von hier scheiden. Wenn Sie mir vergeben können, so sprechen Sie das aus. Vielleicht, daß ich dann auch dort oben einen barmherzigen Richter finde.“ — „Um seiner Leiden und Reue willen,“ rief ich aus dem Grunde meines Herzens dem Manne beim Scheiden zu: „Friede sei mit Dir!“ Möchte ihn der liebe Gott mit demselben Ruße empfangen haben, denn kurz nach meinem Fortgehen ist sein Geist von hier abgerufen worden.

Die Eisenbahnen.

Der Eisenbahnbau.

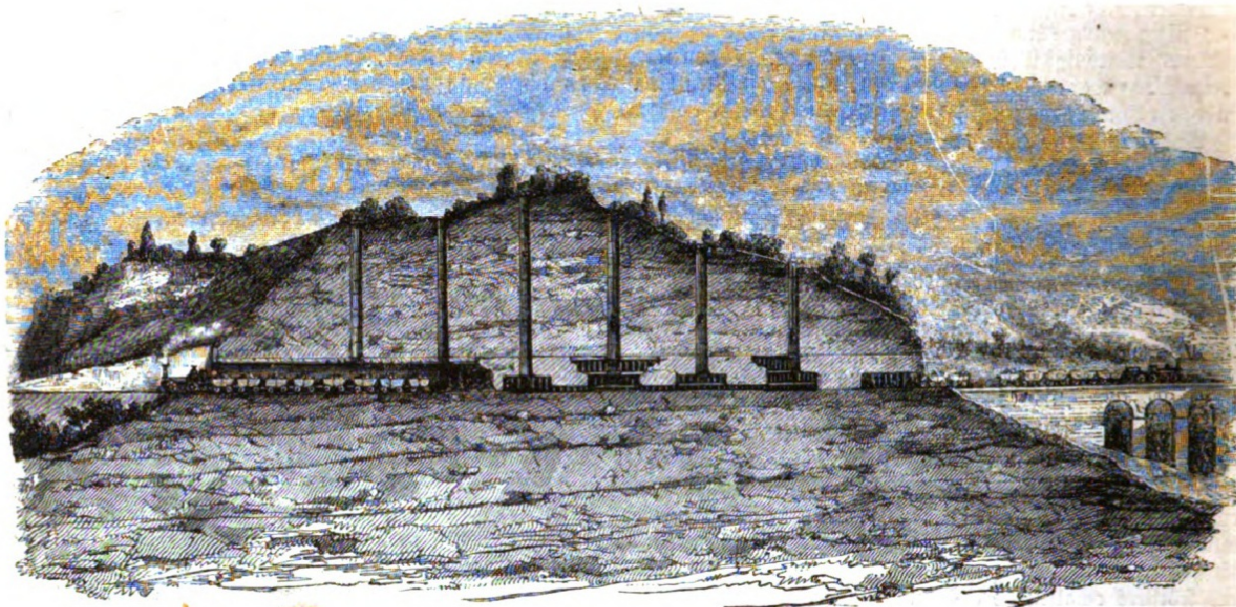
II.

Für die Ausführung eines Tunnels ist zuerst nothwendig, die Richtung seiner Mittellinie „die Achse“ genau auszusteden, was je nach Gestaltung des zu durchbohrenden Hügels, Berges oder Gebirges eine mehr oder weniger einfache Aufgabe der Feldmesser ist. Bei längeren Tunnels werden dann an verschiedenen Stellen brunnennähnliche „Schächte“ abgeteuft (Fig. 1). Diese dienen dazu, Material heraufzuholen oder hinabzulassen, was durch oben aufgestellte Winden oder Krähnen geschieht; sie ermöglichen ferner den Tunnel an mehreren Punkten in Angriff zu nehmen, folglich die Arbeit zu beschleunigen, weil nicht nur von den beiden äußern Enden des Tunnels, sondern auch auf der Sohle des Schachtes nach beiden Seiten hin gearbeitet werden kann (Fig. 2); endlich erhält man häufig diese Schächte auch nach der Vollendung des Tunnels noch offen, damit sie für Austerneuerung im Tunnel ähnlich wie große Ventilationsröhren wirken. Die Schächte werden wie gewöhnliche Brunnen gegraben, und je nach Beschaffenheit des Bodens, welchen sie durchdringen, und der Dauer, welche sie besitzen müssen, mit stärkerer oder schwächerer Zimmerung oder durch Mauerwerk gegen das Zusammenstürzen gesichert. Die Tiefe jedes Schachtes wird so bestimmt, daß sie bis auf den Boden, die „Sohle“ des Tunnels, reicht, was sich aus der genauen geometrischen Aufnahme des Terrains leicht ergibt.

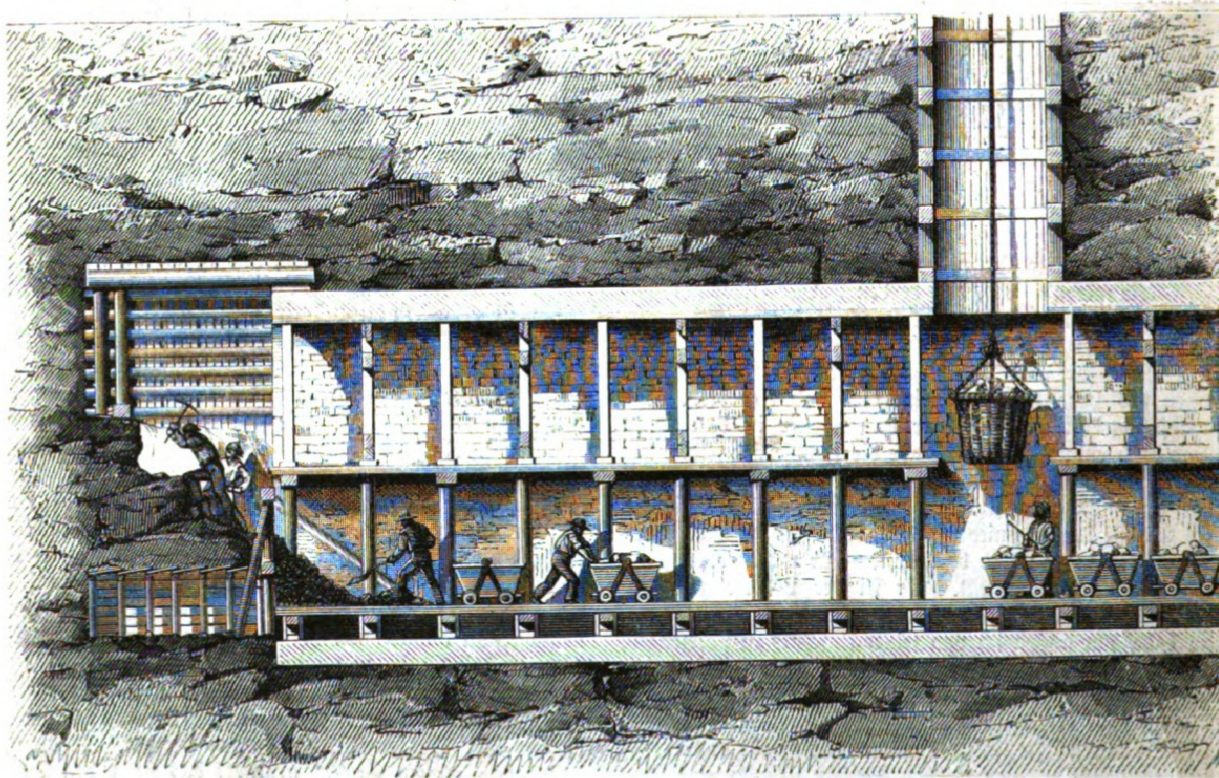
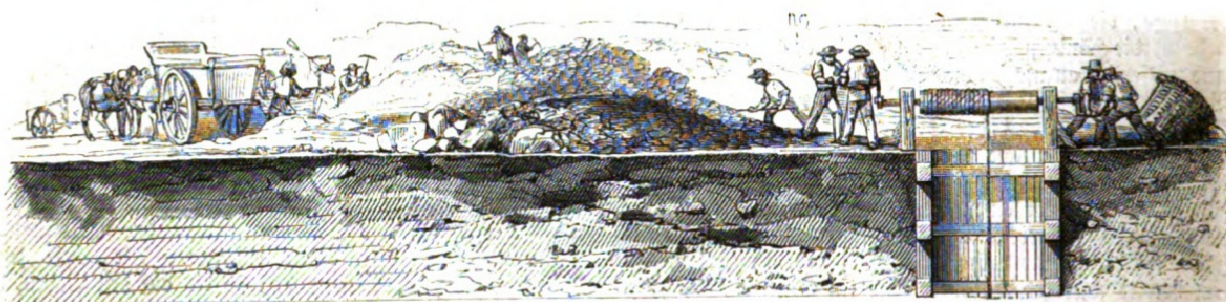
Nach dem Abteufen der Schächte schreitet man zum Ausbruch eines schmalen Ganges, des „Richtstollens“, welcher alle diese Schächte verbindet und zur Ableitung des Wassers, zum Aussteden der Achse und zur weiteren Vollendung des Tunnels dient. Dieser Richtstollen ist selbst ein kleiner Tunnel von derselben Länge des eigentlichen Tunnels, aber nur 5 bis 6 Fuß breit und 6 bis 7 Fuß hoch. Er wird ganz auf bergmännische Art von den beiden Stirnen und von jedem Schacht aus eingetrieben, und ist bei nicht ganz festem Boden durch Zimmerung vor Einsturz zu sichern. Bei Felsen, wo der Stollen durch Pulver ausgesprengt werden muß, kann die Auszimmerung erspart werden, wenn der Felsen nicht sehr zerklüftet ist oder schnell verwittert.

Wenn der Richtstollen durch die ganze Länge durchgetrieben ist, so wird die Achse, wie früher oben, nunmehr unten ausgesteckt. Zu dem Ende wird im Mittelpunkt jedes Schachtes eine Seilschnur mit unten angehängtem Lichte hinabgelassen; war die Aussteking oben richtig, so müssen nun alle Lichter sich in gerader Linie befinden und die illuminierte Achse bilden. An den Wänden des Richtstollens werden Zeichen gemacht, die Entfernung der Achse von denselben gemessen und bemerkt, um stets die Achse wieder genau einmessen zu können und für alle weiteren Arbeiten die richtigen Anhaltspunkte zu haben.

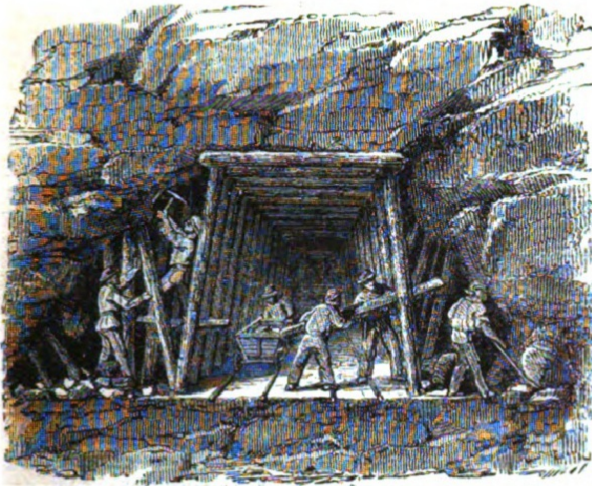
Für die Erweiterung des Tunnels und die Ausführung des Mauerwerks gibt es verschiedene Methoden je nach der Beschaffenheit des zu durchbrechenden Bodens. Wenn man „nach dem ganzen Profil“ arbeitet, das heißt den Tunnel stückweise nach seiner ganzen Höhe und Breite zumal frei



Querschnitt eines im Bau begriffenen Tunnels.



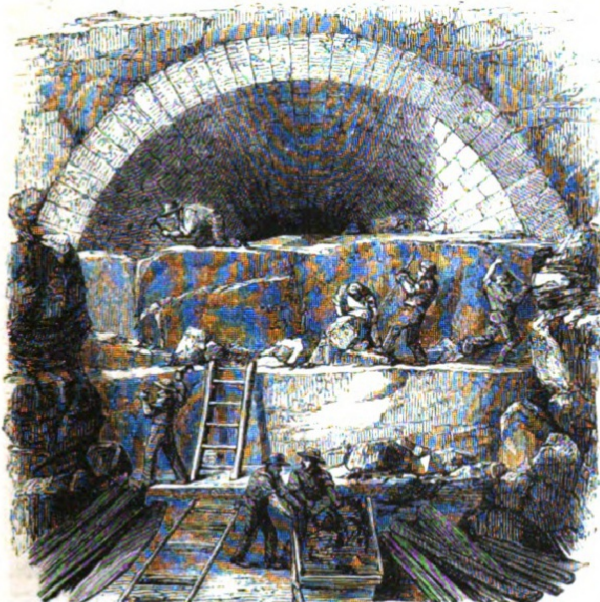
Querschnitt eines Schachtes und seiner Stollen.



Ausbruch eines Tunnels nach dem ganzen Profil. Erweiterung des Richtstollens.



Gewölbemauerung.



Beendigung des Ausbruchs und Aufmauern der Widerlager, welche das Gewölbe tragen.



Ausbruch eines Tunnels mit getheiltem Profil. Designing der Hilfsstollen und Konstruktion der Widerlager.



Ausbruch des Tunnelbogens.



Ausführung des Gewölbes.

macht, so wird der Richtigstellen oben am „Scheitel“ des Gewölbes durchgetrieben, und die Decke „das Dach“ durch starke Hölzer gebildet, um das Erdreich zu stützen, während die Arbeiter den Stollen nach beiden Seiten verbreitern (Fig. 3). Wenn dies in hinreichendem Maße geschehen, werden die Bogengestelle für das Gewölbe eingestellt und dieses auf die gewöhnliche Art ausgeführt (Fig. 4). Nachdem dieses auf eine Strecke weit vollendet ist, wird der Tunnel nach unten weiter ausgenommen (Fig. 5) und die „Widerlager“, das heißt die Seitenmauern, welche das Gewölbe tragen, aufgemauert, wobei das schon fertige Gewölbe an seinen Enden theilweise zu unterstützen ist. Dieses Vorgehen ist das gerade entgegengesetzte Verfahren gewöhnlicher Gewölbeconstruction, bei welcher zuerst das Widerlager und dann das Gewölbe gemauert wird.

In gewissen Fällen wird das Arbeiten „nach getheiltem Profil“ vorgezogen. Hier werden drei Stollen nach der ganzen Länge durchgetrieben, und an verschiedenen Stellen zur Erleichterung des Baubetriebs durch Quergänge mit einander verbunden. Man beginnt dann in den unteren Seitenstollen mit dem Aufmauern der Widerlager (Fig. 6) und hebt den oberen Raum für das Gewölbe mittelst des dritten oberen Stollens aus, wobei der Scheitel wieder gestützt werden muß (Fig. 7). Der in der Mitte stehen gebliebene Boden, „der Räs“, wird erst weggenommen, wenn das Gewölbe vollendet ist (Fig. 8).

Wenn das Erdreich so wenig fest ist, daß das Gewicht der über dem Tunnel liegenden Erdmasse den Boden heben und die Widerlager an ihrem Fuße nach innen eindrücken würde, so werden an der Sohle verkehrte Gewölbe „Bodengewölbe“ eingefügt, die nach oben hohl sind, so daß der Tunnel eine auf allen Seiten gemauerte Röhre bildet.

Der größte aller Tunnels, der im Bau begriffene drei Stunden lange Tunnel durch den Mont Cenis, welcher Frankreich mit Italien verbindet, wird durch Tunnelbohrmaschinen hergestellt, welche täglich 4 bis 5 Fuß vordringen. Schächte konnten bei der enormen Höhe des Gebirges über dem Tunnel nicht abgeteuft werden. Die zum Arbeiten nöthige frische Luft wird durch besondere Vorrichtungen in den Tunnel eingepumpt.

Der Wüstenvogel.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Die Erklärung.

Zum Glück war an jenem Morgen das Store sehr besucht und Madame Brissot demnach in Anspruch genommen, daß sie keine Zeit gewann, auf den stummen Jammer ihrer Tochter zu achten, die alle Augenblicke in peinlichster Unruhe das Magazin verließ, und gleich vergeblich immer wieder die schon durchsuchten Winkel auf's Neue durchstöberte. Endlich legte sich einigermassen die Aufregung des Mädchens. Hatte sie doch drei Monate vor sich, die ihr wie eine Ewigkeit vorkamen, und in dieser Zeit konnte Alles anders werden. Unwillkürlich gedachte sie der großen Sterblichkeit, die unter den Goldsuchern herrschte, Folgen der Streitigkeiten, des Mißbrauchs geistiger Getränke und des ungesunden Klimas; doch entschlug sie sich schnell wieder dieser sündigen Hoffnung und warf ihr ganzes Vertrauen auf die Vorsehung, welche ihr vielleicht den so wunderbar verschwundenen Diamanten wieder in die Hand spielte. Auch glaubte sie an dem Viconte trotz seiner cynischen Grundzüge und seiner vielleicht affectirten Härte einen gewissen Edelmut zu bemerken, der möglicherweise zur geeigneten Zeit einer beweglichen Ansprache nicht widerstehen konnte. Durch diese Betrachtungen etwas beruhigt, saß sie in dem Magazin hinter einer Waarenwand, als auf einmal der Ton einer Stimme sie erzittern machte

und sie beim Ausblicken Richard Denison erkannte. Nachdem er zuerst Madame Brissot begrüßt hatte, näherte er sich dem Mädchen, reichte ihr die Hand und wünschte ihr in der gewohnten einfachen Weise einen guten Tag. Klara erwiderte diesen Gruß; aber als die Hände des jungen Paares sich begegneten, zitterte die des Friedensrichters, während die des Mädchens fieberisch glühte. Denison war befangen und bat bald darauf die Mutter um ein Gespräch unter vier Augen. Madame Brissot führte ihn nach einem anstoßenden Gemach, und Klara blieb voll bangender Ahnung in dem Magazin zurück. Da fuhr mit einem Mal Semiramis auf einen eintretenden australischen Eingebornen los und rief ihm mit rauher Stimme zu: „Was Du schon wieder hier willst? Fort! Du nicht werth zu sprechen mit eine Frauenzimmer wie ich. Marschir zurück in Dein Camp, oder ich Dir laß peitsch, verdammt Rigger.“ — Man sieht, Semiramis war eine Aristokratin; der Australier lehnte sich aber nicht an diese barsche Ausweisung, und brachte in etwas unartikulirten Lauten die Worte „Miß — Klara“ hervor.

Klara hatte kaum ihren Namen nennen gehört, als sie auf den Eingang des Ladens zuging. „Ah,“ sagte sie, „da ist ja mein alter Freund Tete-de-crin.“ Semiramis, warum so roh gegen diesen armen Menschen? Hast Du vergessen, daß er mein Schützling ist seit dem Tag, als er mich in seinem Kanoe über den plötzlich ausgetretenen Fluß setzte? Bring' ihm ein Glas Brantwein, während ich ihn über sein Begehren ausfrage.“ — „Ich nicht dazu da, einen Rigger zu bedienen,“ versetzte Semiramis, that aber doch, wie ihr geheiß wurde, obgleich mit der Miene einer gedemüthigten Prinzessin.

Tete-de-crin, wie ihn Klara nannte, war einer von den schwarzen Eingebornen, die noch im wilden Zustand die australischen Kolonien bewohnten, aber in Folge des Glens und des Mißbrauchs geistiger Getränke bald ausgestorben sein werden. Er mochte fünfzig Jahre zählen, hatte aber bereits weißes Haar und einen wirren Bart von der gleichen Farbe. Seine nackten Arme und Beine zeigten die Fleischarmuth seiner Rasse, und seine ganze Bekleidung bestand aus einem Leibgurt und einem Mantel aus Opfumsellen, wahrscheinlich eine für die Stadt berechnete Gala, da sich seine Stammgenossen in der Wildniß nicht mit Gewandung zu beschleppen pflegten. Sein ganzer Körper war tätowirt. Er hatte ein schenes Aussehen und hielt in den Händen einige Haffagawe.

Die Eingebornen verlassen bisweilen ihre Stämme, um an den von Weißen bewohnten Plätzen zu betteln, und man kann sie mit Kleinigkeiten, einem Melch Brantwein, einem Nagel für ihre Haffagawe oder einem Stückchen Strid für ihren Mantel sehr glücklich machen. In einer solchen Absicht war auch Tete-de-crin, der Häuptling eines Stammes von fünfzehn bis zwanzig Personen, der sein Lager in dem ein paar Stunden entlegenen Wald aufgeschlagen hatte, nach Dorling gekommen.

Klara näherte sich dem Wilden lächelnd und fragte ihn durch Zeichen nach seinem Begehren. Tete-de-crin antwortete in unartikulirten und unverständlichen Lauten. Da seine Beschüßerin hieraus nichts zu machen wußte, ergriff endlich Semiramis, die trotz ihrer Verachtung gegen die australischen Schwarzen die Gewohnheiten und Sprache derselben etwas besser kannte, das Wort. „Miß Klara,“ sagte sie, „hisso will in der Sprach von diese wilde Spitzbub heiß — schwarze Schlange. Melchant Thier dieß — heiß der Mensch, und er sterb nach eine Minut.“ — Nun war dieß ein Artikel, den man nicht in dem Laden führte; doch fiel dem Mädchen alsbald ein, daß die australischen Wilden als Abwehrmittel gegen solches Gezucht nichts höher schätzten, als einen eisernen Ladstock, und bereitwillig ihre ganze geringe Habe herzugeben pflegten, um sich einen derartigen Schatz zu erkaufen. Daß sie die Meinung des Australiers errathen hatte, bekundete sich aus dem Benehmen desselben, nachdem sie aus einer alten rostigen Musket dießes Anhängsel gezogen; denn Tete-de-crin tanzte wie toll damit umher und gab

eine ausführliche Pantomime eines eingebildeten Schlangentampfs zum Besten, bis ihm der Schweiß in biden Tropfen über die Stirne lief und nun das Branntweinglas der schwarzen Dienerin zur Stärkung ganz gelegen kam. Er würde gern auch noch eine zweite Ration versorgt und Klara sie ihm nicht versagt haben, wenn nicht Semiramis Einsprache erhoben hätte. „Nein, nein, Miß Klara,“ versetzte sie, Glas und Flasche wieder verbergend, „nicht ihn trunken machen, wenn er trunken, er werd wüthig, und was dann wir arme Frauenzimmer anfang?“ Doch tröstete sie den armen Schelm wieder dadurch, daß sie einige kalte Speisenüberreste herbeiholte, welche der Wilde mit wahrhaft überraschender Schnelligkeit und Geßrätigkeit verschlang. Endlich schien er sich zu besinnen, daß es Zeit sei, wieder in die Wälder zurückzukehren; doch ehe er sich entfernte, richtete er an Klara eine lange, mit einigen englischen Worten untermengte Rede, aus der nur mit Mühe herauszufinden war, daß er seine Gönnerin nach den Wohnstätten seines Stammes, zu den Freuden einer Opossum- oder Kängurujagd und zu dem Hochgenuß eines Ameisentuchens einlud. Semiramis lachte höhnisch über dieses Kompliment, aber Klara verwies es ihr mit den Worten: „Du mußt diesen Unglücklichen nicht kränken. Er wollte uns nach seiner Art eine Ehre erweisen, und es ist nicht seine Schuld, wenn die Art, wie er es thut, nicht im Einklang steht mit unseren Bräuchen. Wer weiß, ob er nicht eines Tags Gelegenheit findet, mir seine Dankbarkeit in einer weniger wunderlichen Weise zu betheiligen?“ Sie beschenkte sodann den Australier noch mit einigen bunten Taschentüchern für sein Weib und seine Kinder, worauf er unter lustigen Sprüngen den Laden verließ.

Klara hatte in diesem Besuch eine heilsame Zerstreuung für ihren Kummer gefunden; doch nahm sie es Wunder, daß der Lärm, welchen der Wilde gemacht, von ihrer Mutter und Denison so ganz unbeachtet geblieben war. Die Besprechung hielt noch immer an und mußte für die Beiden großes Interesse haben; daß indeß auch Klara dabei theilhaftig war, ergab sich bald, denn sie wurde aus dem Laden abgerufen und dieser der alleinigen Objsorge der Negerin überlassen.

Madame Brissot hatte verweinte Augen; doch umzog beim Eintritt ihrer Tochter ein Lächeln ihre Lippen, während Richard mit der größten Ruhe und Fassung da stand. „Was ist das für ein Lärm gewesen, den ich vorhin hörte?“ begann die Mutter. „Hast Du wieder einen der Wilden im Laden gehabt, die nur holen, ohne zu zahlen?“ Klara berichtete in kurzen Worten, daß Tete-be-crin dagewesen und von ihr mit einigen kleinen Geschenken entlassen worden sei. „Dagegen habe ich nichts, liebe Tochter,“ versetzte Madame Brissot. „Man wird freilich bei solcher Kundschaft nicht reich, aber die armen Schelme haben ein elendes Leben.“ — „Es ist eine gute Politik,“ meinte Richard, „diese Schwarzen liebevoll zu behandeln und sie möglichst an die Civilisation zu gewöhnen. Doch werden die Rücksichten der Politik bei Fräulein Klara wenig in Betracht kommen; sie begnügt sich, dem Drang ihres edlen Herzens zu folgen.“ — „Ja, sie ist ein gutes Kind,“ sagte Madame Brissot, „und Sie werden eine . . .“ Sie hielt inne und lächelte; dann aber nahm sie eine ernste Miene an und fuhr fort: „Es hat zwischen mir und Herrn Denison eine vollkommene Verständigung stattgefunden; er kennt jetzt unsere Malheurs und ist so freundlich gewesen, mir seine Theilnahme an unserm so unverdienten Leid zu bezeugen. Er hat uns einen sehr ehrenhaften Antrag gemacht, den Du Dir wohl denken können.“ — Klara sah ihre Mutter betroffen an. War es möglich, daß Madame Brissot diesem strengen, im Punkte der öffentlichen Achtung so eckeln Manne des Gesetzes Alles mitgetheilt hatte? Die Wahrheit allerdings; aber im Vortrag gibt es eine Kunst, gewisse Einzelheiten hervorzuhoben und über andere leicht wegzuleiten — eine Kunst, in welcher namentlich Frauenzimmer Meister sind. Denken wir uns dazu die Thränen einer noch schönen Frau, und man begreift, daß auch der junge Richter, obschon ihn sein Vernunft

gegen eine einseitige Darstellung argwöhnisch zu machen geeignet war, sich leicht überzeugen ließ, um so mehr, da ihm die Wünsche seines Herzens dem Mitleid besonders zugänglich machten.

Einige Tage früher würde sich Klara ob dem Resultat dieser Unterredung übergelüthlich gefühlt haben; aber nun die Erfüllung ihrer Hoffnung so nahe schien, bemächtigte sich ihrer die peinlichste Angst. Richard nahm sie bei der Hand und sagte: „Ja, meine theure Miß Klara, Ihre Mutter hat mir die schmerzlichen Ereignisse vertraut, welche Ihre Eltern bewogen, Frankreich zu verlassen. Ich weiß, daß in Ihrem Geburtsland gewisse Vorurtheile gegen Diejenigen bestehen, welche sich eine gesetzliche Strafe zugezogen haben; die Engländer aber, namentlich die Engländer in den Kolonien, sind nicht so engherzig: Ihr Vater hat sich zwar eine Uebereilung zu Schulden kommen lassen, damit aber seine Ehre als Gentleman nicht verwirrt, und was Ihre Mutter betrifft, über die so schwere Prüfungen ergingen, so werde ich stolz darauf sein, mich ihren Sohn zu nennen.“ — „Und ich, Herr Denison,“ sagte Madame Brissot in zärtlichem Tone, „werde mir Mühe geben, Ihnen eine liebevolle, treue Mutter zu sein: Sie sind der erste Freund, den wir in unserer Verlassenheit gefunden haben, und Brissot wird die Kunde mit Freuden vernehmen. Doch zum Ganzen brauchen wir noch die Zustimmung Klara's. Was sagst Du, mein Kind — willst Du, daß Herr Denison fortan durch engere Bande mit uns verbunden sei? — Aber mein Gott, was ist Dir, Klara?“ — „Miß Klara,“ ergriff nun auch Denison das Wort, „wie muß ich mir diese Thränen deuten? Sollte ich nicht hoffen dürfen?“ — „Ach, Richard, ach, meine gute Mutter!“ flötete das arme Mädchen, „fragt mich nicht, aber diese Verbindung kann jetzt nicht mehr stattfinden.“

Denison und Madame Brissot standen erstarrt, denn eine solche Erklärung hatten sie nicht erwartet. „Ist's möglich?“ rief die Letztere. „Besinne Dich doch, meine Tochter. Du hast ja erst gestern noch ganz anders gesprochen.“ — „Mutter, fragen Sie nicht weiter. Ja, gestern noch haben mich die Aufmerksamkeiten des Herrn Denison mit Freude erfüllt, und ich schloß mein Herz der Hoffnung auf; aber seitdem ist etwas vorgefallen — o, schont mich, denn ich leide unaussprechlich.“ — Klara war halb ohnmächtig in ihren Stuhl zurückgesunken. Während Madame Brissot sie zu ermuntern suchte, schlug sich Richard vor die Stirne und sagte: „Diese Veränderung ist ohne Zweifel ein Wert des Abenteurers, den ich heute Nacht beherbergte. Ich hatte Ursache, diesen Menschen zu fürchten, der bei all' seinem Flunkern mit edler Gesinnung die ernstesten Dinge mit Leichtfertigkeit behandelt und im Reichthum allein das höchste Gut erkennt. Erst diesen Morgen noch habe ich seine trostlosen Ansichten mit der verdienten Entrüstung bekämpft, und ohne Zweifel wollte er dafür an mir Rache nehmen in dem, was mir auf der Welt am theuersten ist. Durch welche höllische Kunst ist es ihm gelungen, mir Ihr Herz abwendig zu machen, Miß Klara?“ Der sonst so ernste Mann sprach dieß mit einer Wärme und Hefigkeit, welche bekundeten, daß seine sonstige Ruhe sozujagen nur die Maske seines Amtes war. — „Es wird wohl so sein, Herr Denison,“ entgegnete Madame Brissot, „daß dieser Landsmann, den wir mit Gastlichkeit überhäuften, den Sinn meiner armen Tochter verwirrt hat, denn Semiramis sagte, er habe sie bis zu Thränen gequält. Sprich offen, Kind — Du mußt vor Deiner Mutter nichts verbergen. Ja, dieser verwünschte Vicomte ist der Urheber von all' diesem Unheil. Ein Abenteurer, ein Goldsucher, vielleicht ein Betrüger — und einem solchen Menschen konnte ich ein Empfehlungsschreiben mitgeben! Ich wollte weiten, daß er nicht einmal ein Vicomte ist!“ — Klara fiel ihr mit Lebhaftigkeit in's Wort: „Beurtheilen Sie diesen jungen Mann nicht so streng, Mama. Ich hoffe nicht, daß er die schlimme Meinung verdient, die Sie von ihm hegen.“

„Hören Sie nur, sie vertheidigt ihn!“ rief Richard mit Bitterkeit. „Doch ich begreife. Dieser Franzose ist jung, gut

aussehend, hat die Jungengeläufigkeit seiner Nation, gehört, wenn man ihm glauben darf, einem adeligen Geschlecht an und besitzt, wenn auch sonst nichts, wenigstens einen werthvollen Diamanten; der Miß Klara so bezauberte, daß sie ihn auch noch am Morgen bewundern wollte. Solche glänzende Eigenschaften waren schon geeignet, einen armen englischen Friedensrichter zu verdunkeln, der in seiner schlichten Einfachheit nichts bieten kann als ein ehrliches Herz.“ — „Sie sind ungerecht gegen mich, Herr Denison,“ erwiderte Klara. „Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich Sie nicht getäuscht habe, wenn ich Ihnen den Vorzug zugestand, den Sie so sehr verdienen, und wenn ich frei der Stimme meines Herzens folgen dürfte...“ — „So sind Sie nicht mehr frei?“ rief Richard. — „Was soll dieß heißen, Fräulein?“ fiel Madame Briffot ein. „Warum soll ein Grund, der gestern Abend nicht vorhanden war, heute so gebieterisch geworden sein? Sprich, ich befehle es.“ „Ich beschwöre Sie, Mutter, dringen Sie nicht weiter in mich. Ich kann — darf nicht sagen, was mich zwingt, Ihre Fragen unbeantwortet zu lassen. Und Sie, Herr Richard, bestehen Sie nicht darauf, die Ursache meines Schweigens kennen zu lernen.“ — „Sei es darum, Miß Klara,“ versetzte Denison. „Ich will Sie nicht länger quälen und Ihre Bitte an Ihre Mutter mit der meinigen unterstützen, daß sie Ihr Gewissensgeheimniß achte. Nur noch die einzige Frage — ist Ihr Entschluß unwiderruflich, oder können später Umstände eintreten, welche mir das Recht zu hoffen geben?“ — „Vielleicht,“ antwortete Klara mit einem Seufzer. „Ich wage es nicht, mich mit Bestimmtheit auszusprechen; aber der Bann der Nothwendigkeit, dem ich gehorche, hält mich vielleicht nicht allzulange gefesselt.“ — „Ah, Sie geben mir das Leben wieder. Doch wie lange wird wohl diese qualvolle Ungewißheit währen?“ — „Was weiß ich? Vielleicht bin ich schon heute Abend wieder Herrin meiner selbst. Im äußersten Fall ist mein Schicksal von heute über drei Monate entschieden. Bis dahin flehe ich, mich mit weiteren quälenden Fragen zu verschonen.“ — „Aber es wird mir inzwischen doch gestattet sein, die Besuche fortzusetzen, die mir so theuer geworden sind?“ — „Kommen Sie, wenn Sie einen Trost darin finden, obgleich es in Anbetracht der ungewissen Zukunft vielleicht für uns beide besser wäre — Ah, wie wird mir; es ist einmal so dunkel vor meinen Augen.“ Und von der Summe der Erregungen erschöpft, sank das arme Mädchen ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter.

Sechstes Kapitel.

Die Minen.

Der Vicomte erreichte mit Hülfe seines rüstigen Pferdes seinen Bestimmungsort bei guter Tageszeit. Unterwegs hatte es ihm nicht an Zerstreuung gefehlt; denn obgleich ihn sein Ritt oft über unangebaute Striche führte, begegnete er doch alle Augenblicke Herden von Ochsen und Schafen, die für die Verproviantirung der Goldgräber an den Placers bestimmt waren, oder schweren mit Waaren beladenen Lastwagen. Dazu kamen die Schwärme ab- und zuströmender Abenteuer von allen Nationalitäten, die einen wohlgemuth und voll Hoffnung, von den anderen aber viele düster und schweigsam. Martigny hätte wohl Reisegesellschaft finden können, aber seine Erfahrungen in Kalifornien lehrten ihn vor solcher Bekanntschaft auf der Landstraße auf der Hut zu sein und für den Nothfall stets seine Waffen bereit zu halten. Als er endlich eine Höhe erreichte, welche den Minenbezirk von B... beherrschte, zügelte er sein Pferd, um neugierig das vor ihm liegende Gemälde zu betrachten. Vor ihm dehnte sich ein weites von Sandhügeln umschlossenes Thal aus, durch das sich in Folge der eben abgelassenen Regenzeit ein randvoller Fluß hinzog. Thal und Hügel waren früher grün bewachsen und mit prächtigen Bäumen beschattet gewesen, lagen aber jetzt in Folge der eingebrochenen Goldpest kahl und unfruchtbar. Mit Ausnahme einer im Mittelpunkt des Bedens befindlichen Minosengruppe sah man, so weit das Auge

reichte, keinen Baum, keinen Strauch, ja keinen Grashalm mehr; der durchwühlte Boden zeigte eine gleichförmige oder braune Farbe, und die schief einfallenden Strahlen der dem Horizont sich nähernden Sonne verliehen der öden Landschaft das Aussehen einer jener ungeheuren Schwefelgruben, deren Ausdünstungen weithin Krankheit und Tod verbreiten. Dafür war das Menschengewühl um so rühriger. Eine Stadt, wenn man anders eine wirre Anhäufung von Zelten, Hütten, Häusern und Schuppen so nennen kann, unter denen nur hin und wieder ein Steinbau zu sehen ist, erhob sich in der Mitte des gestürzten Grundes, und da und dort zeigte sich auch der hohe Schornstein eines Dampfmaschinengebäudes, der Tag und Nacht Rauch und Flammen ausspie. Um die Wohnstätten her wimmelte es von Arbeitern, die sich namentlich in der Nähe des Flusses wie der Schwarm eines Ameisenhaufens drängten. Die einen standen, ihre Rapsen in der Hand, halb nackt im Wasser; andere schüttelten Erde in ihre Mulden, und wieder andere gruben mit Eifer den Boden um. Unter den Lärm der Menschen mischte sich das Getöse der Maschinen, das Pfeifen des Dampfes, das Knirschen der Sägen, und übte selbst in der Ferne eine betäubende Wirkung.

Dergleichen Szenen waren übrigens dem Vicomte von Kalifornien her nichts Neues. Nur Eines fiel ihm auf — die Ordnung, die schon in den australischen Minen zu herrschen schien, obgleich sie noch nicht wie heut zu Tage verwaltet waren und, bis es dahin kam, noch manche heftige Kriße durchzumachen hatten. Diese Ruhe im Gegensatz zu den blutigen Auftritten, von denen er am Rio Sacramento Zeuge gewesen! Gleichwohl war sie nicht von der Art, daß sie zu Vernachlässigung gewisser Vorsichtsmaßregeln ermunterte hätte, und der neue Ankömmling fühlte wohl, daß er im Vaterland des Goldstaubes allen seinen Muth, alle seine Wachsamkeit werde aufbieten müssen, obgleich diese Betrachtung seinen Eifer nicht abkühlte. Nachdem er seine Neugierde befriedigt hatte, setzte er seinen Weg weiter fort, bis er an eine Straßentheilung gelangte, wo in der Flußnähe drei in Lumpen gehüllte, von Hunger und Elend zu Schatten zusammengeschwundene Gestalten mit Goldwaschen beschäftigt waren. Martigny erkannte auch noch an den Kleidungsüberresten der Männer, deren Bart in einem halben Jahr von seiner Scheere berührt worden, daß die Träger Mexikaner waren, die unruhigste und wildeste Rasse, der man an den Placers begegnen kann. Er redete sie in spanischer Sprache an und erkundigte sich bei ihnen nach der Wohnung des Franzosen Briffot. Die Goldsucher hörten sogleich auf zu arbeiten und ließen ihre blickenden Augen auf dem Fremden haften; einer aber, ein Kerl von besonders abstoßendem Aeußern, entgegnete mit einer vom vielen Branntweintrinken trügig gewordenen Stimme: „Hum, wieder ein Neuer, hol' ihn der Teufel — als ob es nicht genug an diesen verfluchten Placers gäbe! Wer seid Ihr, Mann — Kaufmann oder Arbeiter?“ — Der Vicomte, der keinen Grund hatte die Wahrheit zu verbergen, antwortete: „Ich gedente wie Ihr meine Hände zu brauchen, Señor, und will in B... mein Heil versuchen. Möge mir Gott Glück verleihen.“ — „Wenn er's thut, so thut er für Euch mehr, als für uns,“ versetzte der Kerl, der unter den Dreien der Führer zu sein schien, und wandte dem Vicomte den Rücken zu. Dieser aber sagte: „Ihr habt meine Frage noch nicht beantwortet, Señores; ist eine höfliche Ansprache nicht eine höfliche Erwiderung werth?“ — „Ich will nicht selig sterben,“ versetzte der Mexikaner, der zuerst gesprochen, „wenn nicht alle diese Franzosen Narren sind. Was treibt Euch zu diesem verdammten Krämer Briffot, dem härtesten und geizigsten von den Schurken, die den armen Goldgräbern die Haut abziehen? Wenn Ihr bei ihm Eure Geräthschaften einkaufen wollt, so ruiniert er Euch.“ — „Mich ruiniren?“ entgegnete Martigny lächelnd. „Auf dieß kann ich's ankommen lassen. Wo wohnt er?“ — „Wenn der Mensch durchaus zum Teufel fahren will, so kann man ihn nicht hindern,“ sagte der Mann. „Geht gerad aus bis zu

dem Camp, der festen Umzäunung, die Ihr da unten seht; dann wendet Euch links — doch Jedermann kann Euch dort das fluchwürdige Store zeigen, wo so viele Unglücksvögel ihre Federn lassen.“ Der Vicomte griff dankend an seinen Hut und wollte weiter reiten; der Sprecher aber rief ihm noch nach: „Kommt Ihr zu diesem verwünschten Leuteschinder, so sagt ihm von mir aus — wenn er nicht aufhöre, das arme Volk, das ein Arbeitsgeräth oder ein Kleidungsstück braucht, bis auf's Blut auszusaugen, so soll er's bereuen, eh' er noch um viele Tage älter ist. Man hat Macheles (Messer) und weiß sie zu brauchen.“ — „Ich werde nicht ermangeln, Eure gnädige Botschaft auszurichten,“ versetzte Martigny spöttisch, grüßte auf's Neue und setzte sein Pferd in Trab; die Goldgräber aber sahen ihm nach, als

hätten sie gute Lust, ihm zu folgen und ihn ihre Macheles kosten zu lassen.

Dieses Pröbchen von der goldsuchenden Bevölkerung kam dem Vicomte keineswegs befremdlich vor. Im Weiterreiten bemerkte er noch andere nicht weniger abenteuerliche, wenn schon nicht so abschreckende Typen. Da waren gelbhäutige Chinesen mit schiefen Augen und Zöpfen bis auf den Boden, dort Schwarze von allen Schattirungen, kupferfarbige Mulatten und tätowirte Neuseeländer — Engländer, Deutsche, Franzosen, Amerikaner, kurz Menschen von allen Nationen, die sich zusammengefunden hatten, um in der Verwirrung der Sprachen und der Verschiedenheit der Meinungen ein neues Babel herzustellen. Doch waren alle nur auf die gleiche Arbeit, das Goldsuchen, erpicht, und unser Reisender



Die merikanischen Goldgräber.

konnte seines Weges ziehen, ohne daß man seine Anwesenheit zu bemerken schien.

Er hätte übrigens der Nachfrage nicht bedurft; denn wie er die belebteren Theile des Thales erreichte, sah er alle Augenblicke, an einem abgestutzten Baum oder an eine Holzhütte angeheftet, eine riesige Tafel, welche mit einem leitenden Pfeil und in allen Sprachen nach dem Store von „Briffot aus Paris. Waaren aller Art und aus allen Ländern“ hinwies. Martigny konnte also nicht irren und erreichte bald einen riesigen Holzschuppen mit einem Ziegeldach, von dem aus flatternde Wimpel die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Eine Firma mit denselben Holzglotten zeigte ihm an, daß er sich zur Stelle befand. Er stieg ab, band sein Pferd an einen Holzpfeiler und trat in das Innere des Magazins, welches weit geräumiger als das in Dorling war und eine viel größere Waarenabwechslung bot, vom

geringsten Goldgräberwerkzeug an bis zum Champagner und dem elegantesten Damenhut. In dem schlecht beleuchteten Raume bewegten sich drei oder vier Commis hin und her, die eher das naturwüchsige Aussehen der Minenbevölkerung als den feinen Schliff einer pariser Ladenbedienung zeigten. In der Nähe der Thüre war ein herkulischer Mulatte in Livree aufgestellt, der die Storepolizei zu üben bestimmt schien; denn er ließ wohl die Leute eintreten, aber keinen wieder hinaus, der nicht einen blauen, von dem Magazinhaber unterschriebenen Zettel, die Note über die gekauften und bezahlten Waaren, vorweisen konnte.

Martigny blieb eine Weile unbeweglich in der Nähe des Eingangs stehen, ohne daß ihn Jemand angeredet hätte. Endlich fragte ihn einer der Commis mit mürrischer Stimme, was er wünsche. Auf seine Antwort, daß er ein persönliches Anliegen an Monsieur Briffot habe, wurde er an eine Per-

son gewiesen, welche sich im Hintergrund des Magazins einzeln auf einer von einer starken Holzpallasse geschützten Plattform befand. Der Storeinhaber war ein Mann von etwa fünfzig, dessen Haare sich um den kahlen Scheitel her bereits zu bleichen begannen. Sein Aussehen verrieth keinen Mann, dem man einen Todtschlag aus Eifersucht zugetraut haben würde; denn er schien eher einen schüchternen Charakter zu besitzen, obschon es seinen kleinen grünlichen Augen nicht an Feuer fehlte. Er war elegant nach dem neuesten Londoner oder Pariser Schnitt gekleidet, und über seine seidene Weste fiel eine goldene Kette nieder, während an seinen Fingern prächtige Ringe funkelten. Ungeachtet der Schaustellung dieses Luxus hatte Monsieur Brissot doch gewisse Vortheilungen gegen einen plötzlichen Ueberfall getropfen; denn zu der von Gitterwerk geschützten Plattform führte ein schmaler Zugang, der den Käufern nur einzeln gestattete, ihre blauen Quittungen in Empfang zu nehmen.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie? Wenden Sie sich an die Commis!“ rief er dem Vicomte zu, als sich dieser lüdn der Balustrade näherte. Martigny lächelte und antwortete französisch: „Sie werden doch einem Landsmann erlauben, Ihnen sein Kompliment zu machen und Ihnen einen Brief von Madame Brissot zu überreichen?“ — Wie der Kaufmann sich in seiner Muttersprache angerebet hörte, warf er dem Sprecher einen forschenden Blick zu, als wolle er in dessen Gesicht lesen, in wie weit er wohl von seiner Vergangenheit unterrichtet sei. Martigny bestand diese Musterung mit aller Ruhe. Dann streckte Brissot die Hand über die Schranke heraus, um den Brief entgegen zu nehmen, den er sogleich erbrach und las. Während des Lesens überflog die Stirne des Kaufmanns ein finsterner Zug, welcher in dem Vicomte den Gedanken weckte, die Schreiberin habe ihn vielleicht dem eifersüchtigen Ehemann in allzuvortheilhaften Farben geschildert; doch verlor sich dieser im weiteren Verlauf und machte einem Lächeln Platz, das Martigny bewog, zu sich selber zu sagen: „Sicherlich hat die einfältige Kokette in ihrem Brief meines Diamanten Erwähnung gethan.“ — Was indeß an diesen Vermuthungen richtig sein mochte, der Kaufmann faltete das Papier zusammen und würde wahrscheinlich dem Fremden weiter Rade gestanden sein, wenn nicht eben jetzt der Kundendrang seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätte. „Entschuldigen Sie, Herr Vicomte,“ sagte er, „sobald er einige Ruhe gewann, aber Sie wissen, das Geschäft geht vor Allem. Seien Sie versichert, daß ich dem Wunsch meiner lieben Frau gemäß Ihnen nach allen meinen Kräften dienen werde. Nur noch ein Wort — wir haben uns, glaube ich, in Paris nicht gekannt? Die Frage erscheint vielleicht sonderbar, aber wir kamen dort mit so vielen Menschen in Verührung, daß es kein Wunder ist, wenn ich nach so langer Zeit die Namen und Gesichter vergessen habe.“

Der Vicomte, welcher merkte, auf was es abgesehen war, beeilte sich, zu versichern, daß er sich nicht erinnere, je zuvor zu der Familie Brissot in irgend welche Beziehung gekommen zu sein; er sei vorgestern ganz zufällig zum ersten Mal in Dorling mit den Damen bekannt geworden. Da diese Erklärung den Argwohn des eifersüchtigen Vaters nicht ganz zu bannen schien, so fügte er bei: „Madame Brissot und Fräulein Alara sind keine von den Damen, die man vergiftet, wenn man sie einmal gesehen hat. Seit meiner Abreise von Frankreich ist mir nie mehr ein so bezauberndes Mädchen begegnet, wie Fräulein Alara.“ — Jetzt war das Eis gebrochen, sei es, weil seine väterliche Liebe sich geschmeichelt fühlte, oder weil in seinen Augen die Bewunderung der Tochter als eine Bürgschaft gegen eine allzulebenslängliche Verehrung seiner Frau galt; er entgegnete in offenerem Tone: „Ja, Herr Vicomte, Sie haben Recht, Alara ist sicherlich das schönste Frauenzimmer in ganz Australien, und mein ganzes Bestreben geht dahin, sie zu einer guten Partie zu machen. So bald ich so viel erworben habe, um dieses Ziel gesichert zu wissen, bleibe ich keinen Augenblick mehr in einem Landstrich,

wo ein ehrlicher Mann fast zu den Ausnahmen gehört. Doch ich vergesse — in welcher Weise kann ich Ihnen nützlich werden?“ — „In vielen Dingen,“ versetzte Martigny. „Für den Augenblick aber ist mir ein gutes Abendessen und ein Nachtlager das wichtigste; später werde ich mir Ihren guten Rath und Beistand erbitten, da ich den Goldminen etwas abgewinnen möchte.“ — „Wie, Sie wollen in den Minen arbeiten?“ entgegnete Brissot mit Kopfschütteln. „Schlimme Sache, mein lieber Landsmann. Das Gewerbe trägt nicht mehr viel; die Klumpen werden eine Seltenheit und die meisten Minenplätze sind schon erschöpft. Wenn Sie übrigens darauf bestehen, so will ich mit dem Obercommissär Rücksprache nehmen, damit er Ihnen eine Grube anweise, die noch einige Aussicht auf Erfolg bietet.“ — „Schönen Dank, Herr Brissot. Ferner bitte ich Sie, mir für einen billigen Preis die erforderlichen Geräthschaften abzulassen. Ein Unterkommen für mich und mein Pferd.“ — „Sie haben ein Pferd? Das nützt Sie hier nichts, Herr Vicomte, und Sie thun am besten, es ohne Verzug versteigern zu lassen, da eine solche Belastung ungeheuer hoch zu stehen kommt. Was Sie betrifft, so will ich Sie zu einem Gastwirth, einem Kunden von mir, führen, der auf meine Empfehlung hin Sie für den bescheidenen Preis von sechs Dollars täglich verköstigen und beherbergen wird.“ — „Sechs Dollars täglich?“ rief der Vicomte entsetzt. — „Das ist hier der niedrigste Preis; vor einiger Zeit war es sogar noch viel theurer.“ — „Ich habe gehofft, Monsieur Brissot, ich könne bei Ihnen für mein Geld Kopf und ein Unterkommen finden.“ — „Unsere Kost,“ versetzte der Kaufmann ironisch, „besteht in den Mundvorräthen, die wir nicht verkaufen können und lieber verzehren, als verderben lassen. Und was unser Quartier betrifft, so haben wir kein anderes, als das Magazin hier. Pedro (Name des Mulatten), zeig' einmal dem Herrn unsere Schlafkammern.“ In dem Magazin waren die langen Auslegtische in zwei Reihen aufgestellt. Der Mulatte nahm die absperrenden Gitter weg, und hinter denselben sah man einige Nischen mit Heumatrassen und einfachen Decken, in deren Bereich sich eine permanente Ausstellung von Feuerwaffen und Säbeln befand. — „Sie können sich hieraus eine Vorstellung von dem herrlichen Leben machen, das wir hier führen,“ nahm Brissot wieder auf. „Nach den schweren Mühen des Tages ist uns nicht einmal die Nachtruhe gegönnt; denn wenn wir nicht sorgfältig Wache halten, so laufen wir Gefahr, beraubt, ermordet oder mit dem Waarenlager verbrannt zu werden. Sie können sich daher denken, wie sehr ich mich sehne, von diesen verwünschten Placern fortzukommen.“

Es war inzwischen dunkel geworden, und der Kaufmann ertheilte jetzt Befehl, den Laden zu schließen, indem er zugleich dreien von seinen Gehülften auftrug, bis zu seiner Rückkehr sorgfältig Wache zu halten. „Du, Pedro, nimmst das Pferd dieses Herrn nach dem Bazar,“ fügte er bei; „ich lasse den Auktionator bitten, es möglichst gut an den Mann zu bringen; dann bestellst Du ein Quartier in dem Gasthaus des alten Giffingham. Sie, Don Fernandez, werden sich bewaffnen und mich nach der Bank begleiten — wir deponiren dort jeden Abend die Tageseinnahme. Ich hoffe, Herr Vicomte, auch Sie begleiten mich. Die Bank befindet sich in der festen Verzaunung, die wir den Camp nennen; dort sind auch die Wohnungen der Beamten, und ich kann Sie mit einigen derselben bekannt machen.“

Brissot schickte sich nun an, das eingenommene Geld abzugählen und den Goldstaub, mit dem Waaren erkaufte worden, in Säcke zu verwägen. Nachdem die ganze Einnahme in einen Pack zusammen gemacht war, sagte der Kaufmann: „Bilden Sie sich nun selbst ein Urtheil über die Sicherheit, die wir in diesem abscheulichen Lande haben. Nur was ich in die Bank abliefern kann, ich für gerettet halten; was hier bleibt, wird mir sicherlich ein paar Stunden später gestohlen. Gegenstände von bedeutendem Werth behalte ich schon gar nicht bei mir, denn im Fall eines Angriffs — doch da fällt mir bei,“ setzte er flüsternd hinzu, „haben Sie nicht auch

Werthsachen, die in der Bank niederzulegen gerathen wäre?" — "O nein," entgegnete der Vicomte lächelnd; "wenigstens nichts, was ich nicht selbst zu verteidigen vermöchte." — "O, der jugendlichen Unbesonnenheit!" seufzte Brissot. "Sie wissen nicht, wie viele verwegene Galgenstricke es in V... gibt, die zu Allem fähig sind... Den Diamant, den meine Frau und meine Tochter so bewundert haben..." — "Bist!" unterbrach ihn Martigny, den Finger auf die Lippen legend und unruhig umherschauend. Die Commis hatten jedoch noch mit dem Schließen des Magazins zu thun, und in der Nähe befand sich nur der erste Geschäftsgehülfe, Don Fernandez, der sich gleichgültig mit den Waaren zu schaffen machte und keine Besorgniß einflößte, da er nicht französisch verstand. — "Wie Sie wollen," sagte Brissot. "Ich habe Sie gewarnt; das Uebrige hängt von Ihnen ab." Er war jetzt mit seinem Packet fertig.

"Hum!" dachte der Vicomte, als er bemerkte, welche bedeutende Summe ein einziger Tag abgeworfen hatte, "was auch kommen mag, meine zwölftausend Dollars sind nicht verloren. Im schlimmsten Fall kann ich mich an den Vater halten." Gleichwohl bereitete ihm der Gedanke, Monsieur Brissot für Alara's Unterschrift verantwortlich machen zu müssen, einiges Herzweh.

Einige Augenblicke später verließ der Kaufmann, von Martigny und Don Fernandez begleitet, die beide mit einem Gewehr und einem Revolver bewaffnet waren, das Magazin, um sich nach der Bank zu begeben.

(Fortsetzung folgt.)

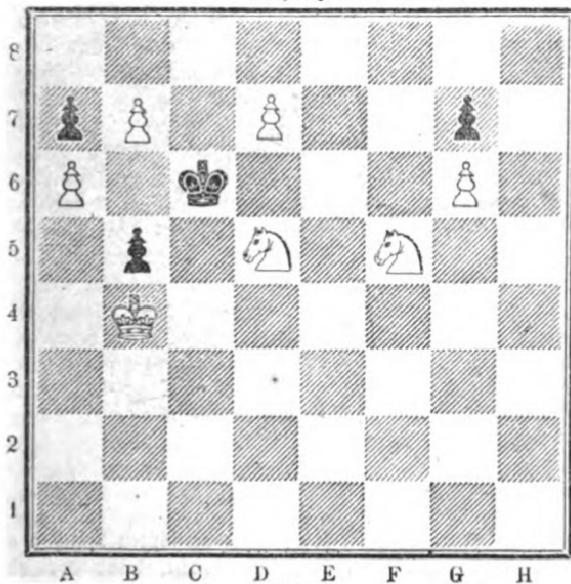
Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 5.

Von Herrn Rohg.

Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Eine Wolfsjagd zu Pferde.

Von

Ferd. von Wiedersberg.

Dieselben Sonnenstrahlen, welche in der ungarischen Tiefebene die saftige und labende Frucht der Wassermelone, die aromatischen Blätter der Tabaksstaude, die köstlichen Pfirsiche, und das feurige Blut der ungarischen Rebe gereift, — dieselbe Sonne zieht in den sumpfigen Ufergegenden

den der Donau und ihren Inseln, vor Allem aber an den Ufern der Theiß, die sich in Hunderten von Schlangenlinien aus den Hochgebirgen der Karpathen der Donau zuwindet, über Mannesgröße hohes und dichtes Rohr empor. In meilenlangen Sümpfen und Brüchen wuchert dasselbe in unglaublicher Schnelligkeit in die Höhe, dicht und undurchdringlich, wie in den Prairien Amerikas oder in den Tschingelen Ostindiens.

Diese Sumpfigeenden sind bevölkert von den zahllosen Schaaren des verschiedenartigsten Wassergeflügels, welche hier ihre Jungen großziehen und ein trauliches Familienleben führen, bis der herannahende Winter sie zur Weiterreise mahnt, in südlichere, mildere Regionen.

Aber auch andere unheimliche Gäste birgt ihr undurchdringliches Gewirr, es sind die Wölfe, die in den Rohrgehägen haufen, und von hier aus oft meilenweit hinausstreifen in die Pusta, um unter den dort weidenden Schafheerden arge Verwüstungen anzurichten.

Obwohl der Naturforscher nur eine einzige Gattung Wölfe in Europa anerkennt, so wage ich befehlungsgeachtet, aus mehrfacher eigener Ueberzeugung, die Behauptung aufzustellen, daß jene Wölfe, die in den ungarischen Sümpfen leben, von denen, die sich in den ausgedehnteren Waldgebirgen finden, wesentlich unterschieden sind.

Der Wolf der Theißsümpfe ist beträchtlich kleiner, am Kopfe und dem Rücken dunkler von Farbe, seine Schnauze ist mehr fuchsartig gestaltet, seine Läufe sind schlanker. Namentlich aber unterscheidet er sich durch seine Lebensart auffallend von jener der Gebirgswölfe; denn jener ist led genug, selbst beim Tageslichte auf Raub auszugehen, er ist viel blutdürstiger, seine Mordlust ist so groß, daß er auch dann noch Schafe niederreißt, wenn er sich bereits gesättigt hat.

Anderer der Gebirgswolf, der äußerst scheu und vorsichtig, bei Tage stets in den größten und ruhigsten Dickungen steckt, und nur bei hereingebrochener Nacht sein blutiges Gewerbe beginnt. Er schleppt dann seinen Raub weit weg von dem Orte seiner Freveltthat, frißt sich satt, und pflegt so lange der Ruhe, bis ihn der Hunger wieder treibt, für seine Nahrung zu sorgen. Nur bei anhaltender Kälte, tiefem Schnee, schlagen sie sich heulend in Rudeln zusammen, und werden dann erst dem Menschen gefährlich.

Der kleinere Wolf dagegen, den ich vorzugsweise den Rohrwolf nennen möchte, ist led und verwegener selbst zur Sommerzeit, er greift die von starken Wolfshunden (Vundas) bewachten Schafheerden an; selbst dann, wenn einer der Wölfe sich mit den Hunden raust, raubt er auf der andern Seite ein Schaf nach dem andern, unbekümmert um den Zubast (Schafhirten), der, den Logos (ein langer Stock mit einem starken Auswuchs) in seiner Rechten schwingend, umsonst dem Wolfe nachjagt, um ihm seine Beute abzugagen, mit der der grimmige Räuber dem nächsten Rohrgehägen oder Weidengebüsch zuflieht, um vielleicht noch in derselben Nacht derselben Herde einen zweiten, ja sogar dritten Besuch abzustatten.

Geht die Donau oder Theiß im Hochwasser, welches die Wölfe zwingt, das sichere Rohrgehägen zu verlassen, dann ziehen sie oft in die kleineren, in der Ebene zerstreuten Waldungen, und setzen von hier aus ihre Raubzüge weiter fort. Es ist nun die günstigste Zeit gekommen, diese Raubgesellen auf mannigfaltige Art zu jagen, von deren eine jedoch unstreitig die interessanteste und aufregendste ist, nämlich diese, einige dieser Raubthiere aus ihrem Verstecke zu sprengen und sodann zu Pferde zu hegen.

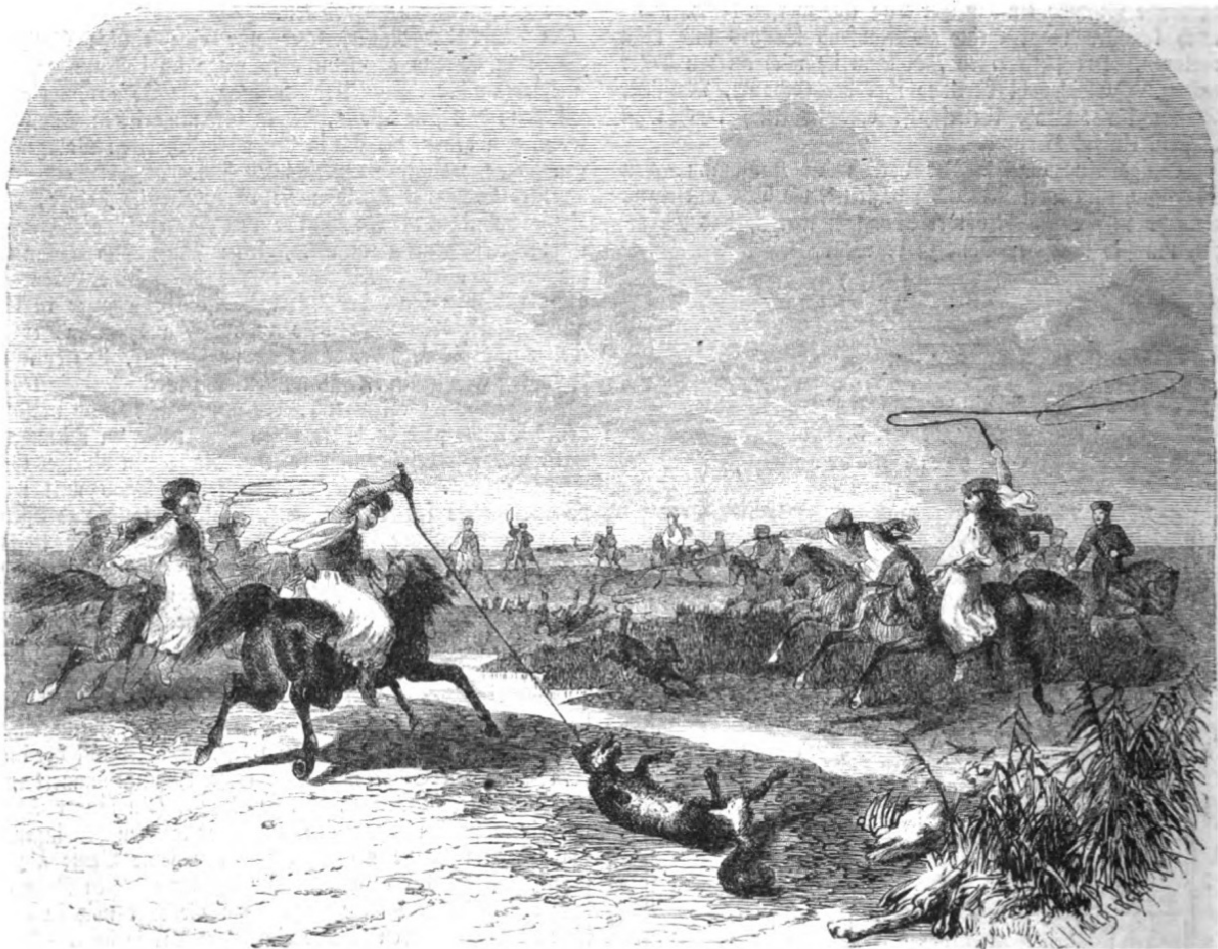
Und gerne begegnen wir dem originellen Typus dieser ungarischen Jäger. Gytose, Pferdehirten sind es, jene ledigen, verwegenen Reiter, aus deren Mitte die österreichische Armee ihre weltberühmten Husaren rekrutirt, die Söhne der Pusta sind es, die gleich den Rothhäuten an den Ufern des Drinocco und Missouri ebenso geschickt wie diese den Lasso, die lange Peitsche mit der Bleifugel, an dem einen Ende führen, die nur in den seltensten Fällen ihr Ziel verfehlt.

Er hat sich geübt in dem Gebrauche der Peitsche, da es sein Beruf ist, das über die Ebene dahinsiehende scheue Pferd in vollem Laufe einzufangen: über seinem Haupt schwingt er laufend die verhängnißvolle Peitsche, und mit der Schlinge, die um den Hals seines Opfers fest sitzt, stürmt er so lange weiter dahin, bis diesem Kraft und Athem ausgeht, und das ermüdete Thier sich seiner Botmäßigkeit unterwerfen muß.

Dies sind nun die Jäger, die zur beabsichtigten Wolfsjagd aufgeboden werden, wenn man den Aufenthalt der Wölfe sicher erkundet hat. Aus Nah und Fern kommen die Gzibose zusammen, ihre Geschicklichkeit auf gegenseitige Probe zu setzen; um so mehr, als bei dieser Art zu jagen noch ein anderer und wichtiger Faktor in Betracht zu ziehen ist. Dies ist die angeborene Scheu des Pferdes vor dem Wolfe,

die bei dieser Heze zu bekämpfen bei Weitem die Hauptaufgabe ist. Aber unsere Naturreiter wissen Rath, denn auch das ungefattelte, nur mangelhaft gezäumte Pferd wird zum willenlosen Werkzeug unter den muskulösen Schenkeln seines Reiters. Möge das Roß mit emporgesträubten Mähnen, mit schnaubenden Rüstern und fliegendem Schweife seinen Widerwillen lund geben, dem flüchtigen Wolfe zu folgen — umsonst, die spizen Sporen bohren sich in seine Flanken, vorwärts muß es, dorthin, wohin es der kühne, unerschrockene Reiter haben will.

So wird denn in weitem Kreise die Gelegenheit umstellt, in der man den Wolf vermutet; Treiber zu Fuß zwingen das scheue Raubthier, den sichern Versteck zu verlassen, es muß hinaus auf die Ebene, ihm wird, sobald es den freien Plan betritt, von einigen Reitern der Rückweg



Wolfsjagd in Ungarn.

abgeschnitten, es währt nicht lange, so ist der Wolf von den herabsprengenden Reitern umzingelt, die lange Schnur der Peitsche schwirrt über den Häuption ihrer Führer, und im vollen Rennen geht es dem Wolfe nach, der im schnellsten Laufe sich in Sicherheit zu bringen sucht. Doch umsonst, die flinken Reiter sind auf seinen Fersen, die Rösse schnauben, die Peitschen knallen, es gibt eine herrliche Heze. Noch immer hat der Wolf den Vorsprung, doch vergeblich, bald ist er eingekreist, die lange feste Schnur der Peitsche jaust pfeifend durch die Luft, und in demselben Momente hat die Bleifugel den verhängnißvollen Knoten um den Hals des Wolfes geschlungen, — die Peitsche in der starken Rechten, treibt der Reiter sein Roß noch einen Galoppssprung vorwärts, und Meister Siegrimm zappelt halb erdroffelt, am Rücken dahingeschleift, mit den Läufen im Todeskampfe in

der Luft. Jubelnd wird sofort dem verhassten Räuber als wohlverdienter Lohn der Garauß gemacht. Sind zwei oder noch mehr der Wölfe im Treiben, dann theilt sich die Gesellschaft in einzelne Partien, und nur selten gelingt es einem Wolfe, aus dieser gefährlichen Gesellschaft seinen Pelz zu retten.

Wie sehr gefürchtet, das heißt mit Recht zu fürchten, die furchtbare Waffe dieser Peitsche ist, lebt noch seit dem Insurrektionskriege in Ungarn in den Jahren 1848 und 1849 bei Bielen in warmem Andenken, wo ein mit derselben Peitschen bewaffnetes Chor, unter dem Namen Gzibosbusaren und der Anführung des berühmten Räubers Rosza Sándor, der nun auf der Festung Rustein eine lebenslängliche Kerkerhaft verbüßt, in der österreichischen Armee bedeutenden Schaden angerichtet hat.

**Ein Märtyrer für die Volksrechte,
und zwar besonders in der Militärfrage, aus dem achtzehnten Jahrhundert,
Johann Jakob Moser.**

Von
Dr. Wilhelm Zimmermann.



Die Verstoßung des Landschaftskonsulenten.

Der Sohn Johann Jakob Moser's, der treffliche Minister an mehr als einem deutschen Hofe, Karl von Moser, hat das schöne Wort geschrieben: „Wenn ein ehrlicher Minister in Ungnade fällt, so liegt er, in unverletzter Größe, als ein Todter, dessen Leichnam noch Ehrfurcht und Mitleiden erweckt. Wenn ein Schelm von Staatsmann fällt, so liegt er als einer, der vom hohen Thurm herabgestürzt ist und dem alle Gebeine scheußlich zerschmettert sind.“ Karl von Moser hatte bei diesen Worten offenbar seinen Vater vor Augen. Als dieser in die Ungnade und in die Rache seines Landes herrn fiel, sah in dem Verfolgten nicht bloß das württemberger Land sondern ganz Deutschland einen Mann, der im tiefen Elend eine Glorie um das Haupt trug. Der Ehrenkranz Johann Jakob Moser's ist kein vergänglicher gewesen. Noch heute nach hundert und drei Jahren steht dieser Märtyrer, der nichts als das unzertrennte Wohl von Fürst und Volk wollte, und dem verfassungswidrigen, landschädlichen Begehren schlechter Minister und eines verblendeten Fürsten unerschütterlich sich entgegenstellte, vor den Augen der Nachwelt in jenem Glorienschein da. Er ist eine von jenen Gestalten, aus welchen für Jeden, der sich ihnen nähert und sie berührt, elektrische Funken zucken, und wir wollen ihn dem Geschlecht unserer Tage recht nahe bringen, daß die Verührung mit ihm Viele elektrifizire.

Millionen deutsche Augen und Herzen richten sich jetzt wieder auf die Thätigkeit, auf die Festigkeit und auf die Eides-treue — ihrer Volksabgeordneten, ihrer Ständelammern, mit allgemeiner Theilnahme und warmer Hingabe. In den einen Ländern ist diese Thätigkeit alt, in andern, und gerade in den mächtigsten Staaten, ganz neu. In mehr als einem deutschen Lande liegt wieder schwer die Ungnade von oben auf verfassungstreuen Beamten und Abgeordneten, und in zwei größeren deutschen Ländern, einem Königreich und einem Kurfürstenthum, liegt ein förmlicher Wahn auf den Männern, die in ihrer landständischen Stellung dem Fürsten überzeugungstreue sagen: „Das ist verfassungsmäßiges, beschworenes Recht, und jenes ist Unrecht, ist Verfassungsbruch; der Fürst ist umgeben und berathen von Leuten, die ihn und das Land in's Verderben führen.“ Es geht durch das deutsche Volk, wie niemals sonst, das lebendige Gefühl, daß jedes Land nur an seiner gesetzmäßigen Vertretung einen sichern Halt und ein Bollwerk gegen Willkür habe. Den edlen Vertretern droht vielfach Gefahr. Vorbilder, Beispiele der Geschichte, stärken, leuchten vor und halten fest: ein solches ist Johann Jakob Moser.

Wie es heute noch da und dort geschieht, geschah es auch vor hundert Jahren: man lehrte am Hofe des Königs, des Kurfürsten, des Herzogs, das unumschränkte Fürstenrecht als das Evangelium der Zeit. So war es namentlich auch am Hofe des Herzogs Karl von Württemberg.

Dieser Fürst hat einen weit verbreiteten Namen, theils durch das Gute, das er im letzten Drittel seiner Regierung stiftete, theils durch das Böse, das er auch da noch that. Besonders ist im letzteren Sinne sein Name gebrandmarkt durch seine Tyrannei gegen den freisinnigen Dichter Schubart, und durch dessen schonungslosen Rächer in unsern Tagen. Daß der so lange schon todt Schubart gerade an David Friedrich Strauß den Herausgeber seines Briefwechsels und den geschichtlichen Beleuchter der Sünden und Missethaten Karl's an Schubart und am Volke gefunden hat, war ein schwerer Schlag für den Nachruhm dieses württembergischen Herzogs.

Am allerweitesten wurde aber der Name des Herzogs Karl von Württemberg getragen durch etwas, von dessen Tragweite derselbe lange keine Ahnung hatte; erst vor seinem Ende schauerte dies ihn an. Das ist die Verknüpfung seines Namens mit dem unendlich größeren Namen, welchen heute die ganze Welt feiert, mit dem Namen Schiller's. Mit diesem hängt der Herzog zusammen durch die Gründung

der hohen Karlschule, durch die unentgeltliche Aufnahme Schiller's in dieselbe, aber auch durch die Flucht Schiller's aus seinem Heimatland, in Folge davon, daß der Herzog diesen Genius einschnüren wollte, nicht aus Mangel an geistigem Verstandniß, sondern aus Furcht vor diesem Genius, welcher auf sein erstes Werk den Titel des Schwanengesangs Ulrich Hutten's als Motto gesetzt hatte: „Wider die Tyrannen.“

Dieser württembergische Herzog hatte von Natur in nicht gewöhnlichem Grade schöne Gaben. Als solcher hatte er sich auch das besondere Wohlgefallen Friedrich's des Großen erworben, an dessen Hof, als die erste Fürstenschule der damaligen Welt, er mit seinen Brüdern auf den Rath des Ministers Bilsinger in seinem dreizehnten Jahre geschickt worden war. Er hatte wenigstens etwas von dem Zeug in sich zu einem großen Mann. Sein erstes Unglück war, daß ihn die preussische Politik, die selbstfüchtig berechnende Staatsklugheit des Königs, zu früh aus der Schule entließ, und daß sein Zeugniß in Wien beim deutschen Kaiser einen Erlaß auswirkte, welcher den sechzehnjährigen Prinzen für volljährig zur Regierung seines Landes erklärte. So bestieg der sechzehnjährige Karl den Herzogsthron Württembergs.

In den ersten Jahren dachte der noch gedehnte Herzog gar nicht daran, von dem kaiserlichen Patent der Selbstregierung Gebrauch zu machen; er ließ die wohlgesinnten Rätthe der bisherigen vormundschaftlichen Regierung an seiner Statt fortregieren, und gefiel sich, seine Zeit in Jugendstreichen und lustigen Abenteuern zu verpuffen. Im Jahre 1748 vermählte ihn die Politik Friedrich's des Großen mit seiner Nichte, die fast noch ein Kind war, aber bereits überbildet. „Was will das Geschmäß?“ sagte sie, als bei ihrem Einzug in's stuttgarter Schloß die Witzermädchen in alter stuttgarter Tracht sie freudig begrüßten. Das war sein zweites Unglück.

Denn ihr zu Lieb ging jetzt der Herzog aus der möglichst großen, höchst populären Einfachheit seines Haushalts zu einem prachtvollen Hofstaat über. Französische Schauspieler, französische Tänzer und Tänzerinnen, Sänger und Sängerinnen aus Italien, Musiker aus aller Welt wurden nach Stuttgart berufen. Die Folge war bald Geldverlegenheit. So fiel der junge Fürst in die Hände der schlechtesten Subjekte, der Schmeichler, der Gelegenheits- und Geldmacher. Diese bewiesen ihm, daß er sich der Vormundschaft seiner alten Rätthe entschlagen müsse. Der leichtsinnige Herzog war schon länger erbittert über dieselben. Aber erst als der Geheimrath Bilsinger, der Philosoph und berühmte Mathematiker, gestorben war, wagte der Herzog die Andern seine Ungnade fühlen zu lassen, zunächst den Finanzminister August von Hardenberg. Dieser uneigennütige Mann hatte ihm zu strenger Finanzgrundsätze. Der wollte sparen und der Herzog wollte verschwenden. Hardenberg wies jeden Aufwand zurück, welcher die Einnahmen überstieg; Karl wollte glänzen und sich belustigen, und ärgerte sich über solche finanzielle Strupel eines Abends; am andern Morgen hatte Hardenberg seine Entlassung in Ungnade.

Kurz darauf waren auch Jech und die andern alten Haushalter des Staates von dem jungen Herrn beseitigt, als beschwerliche Leute, die keinen Sinn hatten für Karl's und seiner Gefellen glänzende und heitere Lebensanschauung. Die Ehrenmänner, welche thatsächlich das Land gut verwaltet hatten, mußten zusehen, wie der Staat „durch Aßen regiert wurde“, nach Karl von Moser's Ausdruck. Des Herzogs Leichtsinns erging sich nun schrankenlos. Denn bald nach dem Sturz der alten Minister war auch seine Gemahlin zu ihrem Vater, dem Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach, nach Bayreuth heimlich entflohen, während Karl auf der Jagd war. Sie kam nicht wieder. Das Land vermißte sie nicht, sie hatte kein Herz für das württembergische Volk gehabt, sie hatte in ihrer französischen Verbildung und Vornehmheit die Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit desselben verachtet. Des Herzogs Leichtsinns wuchs jetzt zur Unmäßigkeit.

Der Adel und die Bürger entfernten ihre Frauen und Töchter aus seiner Nähe, die vom Herzog begünstigten Damen verschlangen ungeheure Summen, nicht weniger die Pracht seines Hofstaates, seiner Hoffeste und die Unreellichkeit der Günstlinge, die sich bereicherten.

Dabei machte der Herzog die kostbarsten Reisen in's Ausland, nach Frankreich und Italien; denn er wollte überall glänzen; als wär' er einer der mächtigen Monarchen Europas, so trat er auf, so freigebig ließ er draußen sich sehen. Am meisten Geld verschlang seine Soldatenpielererei, welche in eben dem Grade, als sie kostspielig, so lächerlich war, daß man am preussischen Hofe herzlich darüber lachte, und des Herzogs eigener Bruder Friedrich Eugen von Berlin aus ihm diese seine für den Ernst ganz unbrauchbaren Paradekrieger verspottete. Dieser treffliche Offizier Friedrich's des Großen schickte dem regierenden Herrn Bruder zu seinem Geburtstag eine Schachtel. Als der Herzog sie öffnete, lag darin eine kleine Armee bleierner Soldaten, und ein Zettel mit dem Reimlein:

„Diese bleiernen Soldaten
Thun, was Deine thaten.“

Karl's einstiger Lehrer, Friedrich der Große, hatte dem sechzehnjährigen Prinzen von Württemberg gesagt, daß der „regierende Fürst eines Landes nur der erste Beamte desselben sei“, mit schwersten Pflichten vor Gott, verantwortlich der Mit- und Nachwelt. Der dreißigjährige Herzog von Württemberg aber war schon weit über diese unsürstliche Anschauung des preussischen Fritz hinaus gegangen. Der einfache Hofhalt des großen Königs schien dem Herzoge des damals so kleinen Württemberg armelig: der Hofhalt zu Versailles war ihm Ideal und Vorbild. Bekanntlich brauchte nach urkundlichen Verzeichnungen der Feld und König, welcher sich siegreich im Kampfe mit Europa maß, durchschnittlich damals jahraus jahrein für sich und seinen Hofhalt nicht mehr als 200,000 Thaler. So viel verbankettirte und verschwendete der Herzog Karl von Württemberg in einer einzigen Nacht, und sein Ballet, seine Oper, sein Schauspiel verzeihren jährlich ganz unglaubliche Summen: er geseß sich darin, die berühmtesten Künstler und Virtuosen dieser Gächer den größten Höfen Europas zu entziehen und an seinem eigenen Hofe zu haben. Mehr als ein Sänger und als eine Sängerin hatten Gehalte bis zu der damals unerhörten und nach dem damaligen Geldwerth für Land und Leute entsetzlichen Höhe von 10,000 Gulden. Und unter derartigen Herrlichkeiten — allein vier herzogliche Geburtstagsfeste verschlangen mehr als zwei Millionen Gulden — äußerte der Herzog in einem despotischen Paroxysmus: „Ein Regent, als das wahre Ebenbild der Gottheit, habe die Befugniß, Gutes und Böses zu thun.“

Franz Baco von Verulam, der geistvolle Philosoph und Staatsmann auf dem Papier, und dabei der niederträchtigste Schmeichler des verfassungsbrüchigen Königs Jakob I. von England, der seinem Sohne Karl I. durch seine Verfassungsbrüche die Brücke zum Schaffot baute, hatte in seinen Schriften die Lehre aufgestellt: „Alle Vorsehungen, die man Fürsten geben könne, seien in diesen zwei Sätzen enthalten: Denke stets daran, daß du ein Mensch bist; aber denke auch stets daran, daß du ein Gott oder an Gottes Statt bist.“

Herzog Karl von Württemberg vergaß leider nur zu oft den ersten Theil der Lehre Baco's, nämlich daß er selbst ein Mensch sei, und hielt sich bloß an den zweiten Theil; er vergaß eben darum, daß er ein Christ sei, daß die Württemberger Menschen und Christen seien, und daß er einen feierlichen Eid auf die Verfassung geschworen habe. Er vergaß ganz und gar, daß der Vater dieser Verfassung aus freien Stücken sein großer Ahnherr war, einer der edelsten und vollstreundlichsten Fürsten der ganzen Weltgeschichte, jener Eberhard im Bart, von dem sein Volk sagte: „Wenn der Hergott nicht Gott wäre, so müßte es unser Eberhard sein;“ und welcher lehtwillig, durch sein Testament, aus freier Liebe zu seinem Volk, ohne irgend einen Anlaß aus dessen Mitte,

für ewige Zeiten einen Niegel vorschob, damit nicht leichtsinnige Nachfolger durch Verschwendung und Willkür sein liebes Land und Volk Württemberg brüden können, so lange sie nicht selbst und so lange nicht die von ihm bestellten Vertreter des Landes und Volkes ihrem geschworenen Eid abtrünnig und gottsvergessen würden.

Den jungen Karl hatte man freilich mehr im Französischen, in pariser Art wie Sprache erzogen, als in der Verfassung seines Landes und in der Lebensgeschichte der großen Herzoge desselben, des Grafen im Bart und Herzog Christoph's, unterrichtet; und bald genug hatte er als unbärtiger Herzog Lehrmeister genug gefunden ganz anderer Art, als der simple König Fritz von Preußen in seinem Grad, der nur ein paar Thaler kostete, und der die seltsame Idee hatte, der Fürst sei für das Volk da, nicht Land und Leute für den Fürsten. Unendlich schöner, christlicher und humaner, als diese moderne philosophische Idee des großen Preußenkönigs, hatte der bescheidene Graf im Bart von Württemberg, drei Jahrhunderte zuvor, dasselbe seinen Nachfolgern und allen Fürsten an's Herz gelegt. Der dreißigjährige Herzog Karl aber that ganz überrascht, war ganz empört, als ihn eine Stimme aus Land und Volk Württemberg, die gesetzmäßige Stimme, darauf zurückweisen wollte. Diese Stimme war der Landchaftskonsulent Johann Jakob Moser.

Dieser Mann, aus einem alten schwäbischen Geschlecht, ob er selbst gleich das „von“ vor seinem Namen niemals führte, hieß eigentlich Freiherr Moser von Filsed und Weilerberg. Der alte Adel war durch nichts verloren gegangen; aber seit die Ritterschaft, aus Mißfallen an der durch Eberhard im Bart gegründeten und Herzog Christoph erweiterten Landesvertretung und ihren vollstümlichen Grundbesitz, sich davon und von den Landesgeschäften zurückgezogen hatte, und Bürgerliche mit wenigen Adelligen in die Staatsgeschäfte sich theilten, hatten die Letztern sich auch nur mit ihrem einfachen Namen bürgerlich geschrieben: das sind die sogenannten altwürttembergischen Geschlechter. Es ist vielleicht manchem Deutschen nicht unmerkwürdig, daß zu dem für Verfassung und Recht stets eingetretenen Geschlechte der Moser auch die Vertreter der Volkssache in unsern Tagen, Robert und Moriz Mohl, in unmittelbarer Abstammung gehören.

Moser war damals nahezu ein Sechziger; denn er war am 18. Januar 1701 zu Stuttgart geboren. Er war nach- einander Professor der Rechte in Tübingen, dann in Wien fünf Jahre lang von Kaiser Karl VI. und dem Reichsvizekanzler Graf von Schönborn zu staatsrechtlichen und diplomatischen Arbeiten verwendet; darauf wirklicher Regierungsrath in Stuttgart, bald, weil er sich dem Willen des berühmtesten Fräuleins von Grävenitz, der damaligen Behercherin des Herzogs Eberhard Ludwig und Württembergs, nicht fügen wollte, zum zweiten Mal Staatsrechtslehrer in Tübingen, nach vier Jahren von dem neuen Herzog Karl Alexander auf seine Stelle im Regierungsrath zurückberufen worden.

Den Plänen der bösen Geister, welche in Württemberg die alte Verfassung umstürzen, den Herzog unumschränkt machen, aber ihn und das Land in die Hände des Jesuitenordens spielen wollten, wie den Spitzbübereien des Joseph Süß Oppenheimer am Hofe, trat Moser in seiner Stellung entgegen, durchgreifend, ohne Menschenfurcht entgegen. Aber Niemand wagte diesen Mann anzusehen: vor dem hohen sittlichen Charakter Moser's, in einer Zeit, da am Hof und in den Kanzleien Württembergs fast Alles schlecht war, oder wenigstens sich bückte und schmeigte, hatte der Feld von Belgrad, Karl Alexander, Ehrfurcht. Aber gerne folgte Moser einem Rufe als Professor und Direktor der Universität Frankfurt an der Oder mit dem Titel Geheimrath im Mai 1736: erst nach seinem Abgang geschah das Aergste am württemberger Hofe, was endlich den Sturz der bösen Geister herbeiführte und Oppenheimer an den Galgen brachte. Der gerade und gewissenhafte Mann aber wurde schon, ehe drei Jahre vergingen, seiner Stellung in Frankfurt, wo es be-

trübt ausah, satt. Er zog es vor, mit wenig Vermögen seinem Gehalt zu entsagen, und als Schriftsteller zu leben, zu Ebersdorf, zu Homburg und Hanau. Von dort hatte ihn im Oktober 1751 die württembergische Landschaft zu der sehr wichtigen und einflussreichen Stelle eines Landschaftskonsulenten nach Stuttgart berufen. Moser hatte damals als Staatsrechtsgelehrter einen europäischen Namen. Aber noch köstlicher für Württemberg war seine redliche, charakterfeste Vaterlandsliebe.

Herzog Karl, welcher Kopf und Herz von Natur zu schätzen wußte, zeigte anfangs dem neuen Landschaftskonsulenten besonderes Vertrauen, er besuchte ihn oft, und schrieb ihm einmal: „Wollte Gott, es dächte ein Jeder so patriotisch, wie der Herr Konsulent und ich, es ginge gewiß Herrn und Lande wohl.“ Der landschaftliche Ausschuss faßte sogar wegen dieses Vertrauens des Herzogs zu dem Landschaftskonsulenten ein Mißtrauen gegen denselben, und bediente sich längere Zeit in nichts mehr seiner. Da kam es aber, was wir oben geschildert haben; der Herzog fing an schlimm zu hausen und den unumschränkten Herrn zu spielen, mit düren Worten gebieterisch von der Landschaft „unbegrenzten und unbeschränkten Gehorsam zu verlangen“.

Seit dem Jahre 1756 war es Rieger, der Sohn eines stuttgarter Geistlichen, ein geschiedter Kopf, witziger und fröhlicher Gesellschafter und ein thätiger Theilnehmer an den Lieblingsabenteuern des Herzogs, welcher ihn beherrschte. Diesen hatte der junge Herzog vom Auditor in ein paar Monaten zum Obersten und Vizepräsidenten des Kriegsdepartements gemacht. Er beherrschte neben seinen Gaben als Gesellschafter und Geschäftsmann den Fürsten dadurch, daß er augendienerisch nach oben, tyrannisch nach unten war, ohne Gewissen bereit und brauchbar zu Allem nach dem Wille des Herrn, ja daß er dessen Gelüsten zuvorkam und sie reizte. So brutal er war, so uneigennützig war er; sein Leichtsinns dachte an keinen Wechsellall und an kein Schöpfensammeln. Ein Oberamtmann wagte sich eines Tages gegen Rieger's Anmaßung zu muskeln. Dem gab Rieger vor der ganzen Kanzlei eine Tracht Stockschläge, und der Herzog, dem Rieger das lachend erzählte, ließ es gut sein.

Seit dem Jahre 1758 mußte sich Rieger mit dem Grafen Montmartin in die Herrschaft über den Herzog theilen. Dieselben bösen Geister, welche Württemberg unter Karl's Vater zerrüttet hatten, schickten von Wien aus im österreichischen und ihrem eigenen Interesse, durch Empfehlung der von ihnen ganz beherrschten Maria Theresia, diesen Franzosen als Staats- und Kabinetminister dem jungen Herzog. Er gehörte einer ausgewanderten französischen Familie an, war in den Jesuitenorden eingetreten, nachdem er zu Wien aus einem Reformirten insgeheim katholisch geworden war, hatte aber die Erlaubniß, in Württemberg äußerlich die Gebräuche der reformirten Kirche mitzumachen, weil die damalige württembergische Verfassung jeden Nichtprotestanten von einem Staatsamte ausschloß.

Montmartin übernahm es, die Leidenschaften des jungen Herzogs erst recht zu sättigen. Dem Herzog gefiel dessen Geschmeidigkeit in den Formen und Handlungen. Montmartin machte ganz den Sklaven seines Herrn. Da die Leidenschaften dieses Herrn nur zu oft an den Schranken der Verfassung anstießen, so griff Montmartin die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes, die Landesfreiheiten, unaufhörlich vor dem Herzog an. Nur unumschränkte Souveränität über unbedingte Unterthänigkeit sei die wahrhaft fürstliche Regierungsart, sagte Montmartin. So lange der Herzog noch Soldaten habe, müsse die Landschaft erhalten, sagte Montmartin auch. Er solle das Doppelte der bisherigen Truppenzahl aufstellen, im Solde Frankreichs gegen Preußen, und die Landschaft müsse zur Unterhaltung derselben einen Theil der Gelder bewilligen. Das gefiel dem Herzoge wohl. Montmartin erklärte der Landschaft, der Herzog habe als „Souverän“ zu „befehlen“, die Landstände haben als „Unterthanen“ ohne „Widerrede“ zu gehorchen. Der Landschaft wollte

das nicht einleuchten. Die Landschaft ließ dem Herzog Vorstellungen einreichen. Diese Vorstellungen verfaßte Johann Jakob Moser. Das war die Stimme aus dem Herzen des Landes und Volkes, die den Herzog empörte.

Jetzt, da Krieg war zwischen dem Herzog und seiner Landschaft, jetzt, da die Verfassung also bedroht war, hielt sich die Landschaft an Moser. Jetzt wußte sie wieder, was sie an ihm hatte. Er war nicht bloß der Kopf, der für sie dachte, er war auch der felsenfeste Charakter, der sie aufrecht hielt im Sturm, der ihnen Muth und Halt gab. Genau nach seinem Gewissen erfüllte Moser seine Pflichten als Generaladvokat der Stände in diesen Tagen der Gefahr. Als solcher hatte er von Amtswegen das Wort vor dem Herzog und seiner Regierung zu führen, mündlich und schriftlich. Die gewissenhaften Rechtsausführungen Moser's fand der Herzog trossig. Da es sich um Gelder für den Hof handelte und für des Hof's Alleinherrschaft — denn das waren eigentlich die Gelder zur Vermehrung des Militärs —: so warf sich der Haß des ganzen Hofes auf Moser. Der schleichenbe Montmartin beredete den Herzog, Moser sei es allein, welcher den allerhöchsten Intentionen entgegen und ein Hinderniß sei. Wenn Moser nicht wäre, wäre die Landschaft leicht nach dem Willen zu leiten, durch Versprechungen, Drohungen, Begünstigungen; denn außer ihm seien meist beschränkte, eigennützige oder leicht einzuschüchternde Herren in der Landschaft.

Moser hatte geäußert: „Ehe ich wider Pflicht und Eid handeln und Geld aus der Landschaftskasse ohne verfassungsmäßige Bewilligung des Landtags, wie es der Herzog will, abgebe, eher wollt' ich meinen grauen Kopf hergeben.“ Das hatte Montmartin dem Herzog hinterbracht. Es wurde nun von der vereinigten Verschwörung Rieger's, dem Haupte der Militärpartei am Hofe, und Montmartin's, dem Werkzeug und Mittelpunkt der jesuitischen Bestrebungen daselbst, beschlossen, Moser müsse biegen oder brechen; das Geld für die Heervermehrung müsse her. Zunächst noch ließ sich der Herzog selbst zu dem Versuch herab, in persönlicher Unterredung Moser für sich und seinen Plan zu gewinnen. Am 12. Juli 1759 beschied er den unbiegsamen Landschaftskonsulenten zu sich in's ludwigsburger Schloß.

Während Moser, der Generaladvokat der württembergischen Landesvertretung, im Vorzimmer wartete, bis seine Anmeldung hineingetragen war, sagte er zu dem anwesenden geheimen Sekretär die Worte aus dem herrlichen Liede des charaktervollen Gerhards:

„Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ,
Wo er ist,
Stets sich lassen schauen.“

Damit trat er ein. Der Herzog unterließ nichts, den Mann zu versuchen und zu verführen: der Redliche blieb unbiegsam wie ein Fels; er ließ sich durch nichts weder bestechen noch einschüchtern. Montmartin war im Hintergrund der Audienz. Zornausflammend, daß ein Unterthan nicht dasselbe Gewissen und denselben Verstand, wie er, der Fürst von Gottes Gnaden, sondern beides besser haben und ihn warnen und belehren wollte, stieß ihn der Herzog mit seinem Stod auf die Brust, daß der ehrwürdige Greis zu Boden fiel. Moser selbst hat das später in seiner Lebensgeschichte nicht niedergeschrieben, aber diese und noch andere schwere Mißhandlungen leben fort in seiner eigenen Familie aus seinem Munde. Er wurde sofort aus dem Audienzsaal hinausgeschoben, der Sprecher der Landesvertretung. Vor der Thüre griffen ihn die für diesen Fall schon befehligten Trabanten. Unmittelbar von dem Schloß hinweg wurde Moser auf die Festung Hohentwiel unter Fußarenbegleitung geschleppt, weil er, wie der Herzog sagte, „respektswidrige, ehrenrührige Schriften der Landschaft verfaßt habe“.

Bald darauf stellte der Herzog viel größere Forderungen an die Landschaft. Während sie berieth, hörte sie den Schall der Trommeln und Pfeisen. In einem Nu war das ganze

Quadrat, in welchem die Landschaft wohnte, von fünf bis sechstausend Mann umringt. So weit man sehen konnte, war nichts als Militär und Bajonnette. Ein Schuß knallte. Nieger trat in den Saal der Landschaft, und diese, die keinen Moser mehr in ihrer Mitte hatte, bewilligte die Hunderttausende. Darauf trat der Herzog selbst höchst gnädig in den Saal. „Er habe,“ sagte er, „um zu zeigen, daß er das Geld nicht unnütz verwende, seine Truppen versammelt und sie vor den Ständen in Schlachtordnung aufmarschiren lassen.“

Fünf Jahre lang war Moser in engem Kerker zu Hohentwiel eingeschlossen. Jeder menschliche Umgang, Lust, Bücher und Schreibzeug sogar waren ihm entzogen. Erst am 25. September 1764 erlöste ihn ein reichshofrätthliches Erkenntniß, und er ging aus der Nacht seines Kerkers hervor, begrüßt mit lauter Bewunderung aller Edeln im In- und

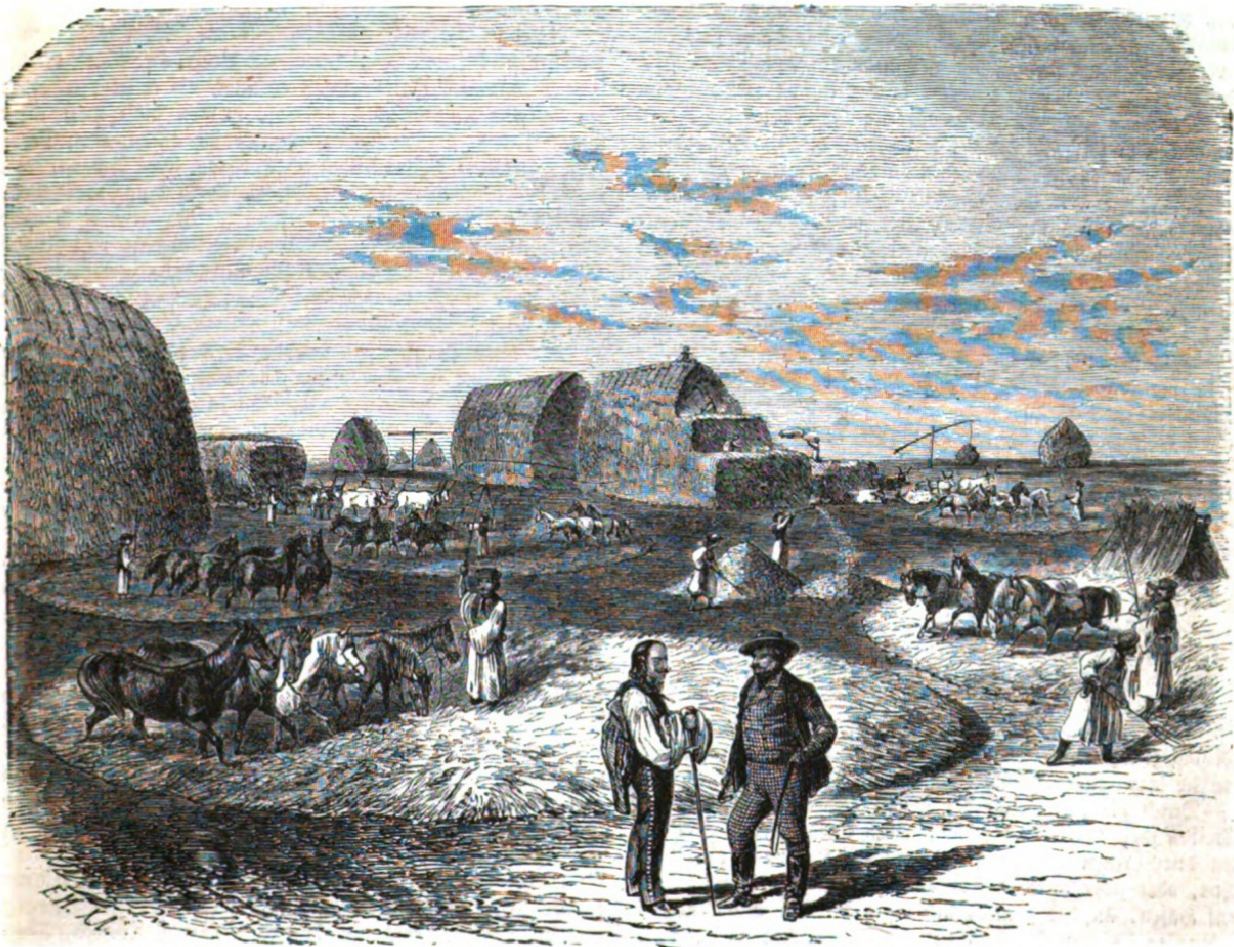
Ausland. Wie er die Märtyrerkrone für Recht und Wahrheit standhaft und hoffend, darum muthig, trug in diesen Kerkerjahren, mitten in einer vernehteten und darum charakterlosen Zeit, wird ein späteres Bild von ihm zeigen.

Das Leben der ungarischen Ernte.

Von

Ferd. v. Wiedersberg.

Glühender Sonnenbrand hat auf der unabsehbaren Puszta, in der weitgedehnten Tiefebene des Alföld, die goldigen Aehren der Fruchtfelder gereift, und bald fallen die Halme unter



Ein Erntepfah in Ungarn.

der Sense der Mähder, die aus dem Norden des Magnarenreiches, aus den bergigen Gegenden der Arva, des Neograder und Unglvarer Comitates, aus der Liptau und Marmaros herabgekommen sind in das Flachland, um durch die Dauer der Erntezeit für sich und ihre Familien Geld und Brod zu erwerben. Es ist für die ärmeren Gebirgsbewohner, deren Früchte in den Bergen viel später und bei Weitem nicht so reichlich gedeihen wie in dem gesegneten Flachlande, eine sehr erwartete Zeit; denn da unten in der Ebene gibt es für die Arbeiter Brod und Speck, Wein und Paprika, jenes echt ungarische, aus Rind- und Hammelfleisch, mit Zwiebeln und Paprika reich gewürzte Nationalgericht im Ueberfluß, so wie er noch manches Stück guten Geldes zurückbringt in die heimatlichen Berge.

Sind nun beim Klange der Zigeunermusik, bei dem die

Runde machenden stets gefüllten, immer wieder geleerten Becher in dem weiten Kreise, der sich in Gottes freier Natur um den brodelnden Kessel gebildet, dessen appetitreizende Dämpfe die Geruchsnerven der Gäste in besondere Aufregung versetzen, — Wein und Guljas-Fleisch (Rindfleisch) vertilgt, haben Gäste und Zigeuner wein- und wonnetrunken ihre Ruheplätze gesucht, — kurz ist das Erntefest vorüber, dann wandern sie, die von Brod und Speck strotzende Larisznia (ein Tornister aus Ziegenhaaren) an der einen, die mit Wein gefüllte Guttera (theils eine hölzerne Flasche, theils ein ausgehöhlter sogenannter Flaschenkürbis) an der andern Seite, der nordischen Heimat zu.

Haben sie nun daheim das eigene Erntegeschäft beendet, dann erst beginnt, an den Abhängen des Hegnyalla-, des Tatra- und Matragebirges, auf allen den unzähligen Hügel-

reihen, welche das Mßbild amphitheatralisch umrahmen, sowie in den Weingärten der Ebene die idyllische Epoche der Weinlese, dann entfalten sich jene drastischen Szenen des ungarischen Volkslebens in immer wechselnden Formen, in jener ungezwungenen Herzlichkeit, Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit, wie sie eben nur dem ungarischen Volke eigen.

Die Weinlese ist so zu sagen ein wahres Nationalfest, allenthalben herrscht Freude und Jubel, der Zigeuner entwickelt auf seiner Geige seine ganze Virtuosität, im rasenden Fluge tanzen die kurzen Hämmer über die Saiten des Cymbals, es klingen die Sporen lustig zu den rhythmischen Weisen des Czardas (wörtlich übersetzt „Ankippentanz“), der bejahrte Greis, des Hauses ältestes Haupt, sieht schmunzelnd dem Treiben zu, streicht den Silberbart in die Höhe, sein Antlitz ist von Wein und Freude geröthet, denn Söhne und Töchter, Enkel und Urenkel gewahrt er in dem bunten Treiben, Vollblut ist es, echtes ungarisches. Witze sprühen aus den dunklen Augen, denn Energie, Thakraft und Lebenslust leuchtet aus ihnen noch eben so feurig, wie seiner Zeit aus den Augen ihrer Ahnen, die mit dem unvergänglichen Heldennamen ihrer Nation auf den blutgetränkten Feldern von Mohacs und Szilfos, sowie auf der Theisebene bei Zenta den Erbfeind der Christenheit vernichtet, die die Heldenbrust den Janitscharenhorden als lebenden Wall entgegen geworfen.

Senkt sich aber die Dämmerung auf das bunte Gewirre, dann mischen sich auch die Arbeiter, deren Fleiß die goldene Traube geheimnist oder lieblichen Saft aus der schwellenden Weere gepreßt, auch in den tanzenden und jubelnden Reigen, Böller-, Pistolen- und Gewehrschüsse knattern durch die Abendluft, welche die Mäketen wie flammende Schlangen durchjuden.

Vorzugsweise zur Zeit der Weinlese entfaltet der Ungar seine Gastfreundschaft im schönsten Lichte, er kennt nun keinen Stammes- und Standesunterschied, jeder Fremde wird sein viel willkommener Gast, immer wieder bedecken frische Speisen die wirthliche Tafel, unaufhörlich macht der Rebe köstlicher Saft die Runde, donnernde Gläser theils auf den Hausherrn, die gastliche Hausfrau, die liebreizenden Töchter des Hauses, sowie auf jeden der anwesenden Gäste, wechseln mit Toasten jeder Art in dem herrlichen, blumenreichen und bildungsreichen Idiom der Nationalsprache.

So dauert es fort, das muntere Festgelage, bis oft schon die Sonne den Horizont geröthet, und der matte Schein der Lichter in dem vom Tabakrauch durchqualmten Sommerhause den angebrochenen Tag verlündet. Endlich suchen einige der unermüdeten Jecher die Ruhe, um in süßen Träumen die Mittagszeit zu erwarten und bald wieder dort zu beginnen, wo sie laum zuvor geendet.

Durch die ganze Zeit der Weinlese dauert das fröhliche Treiben fort, und wird bei den reichern Grundherren nicht selten durch einen weiten Ritt zu seinen Nachbarn unterbrochen, oder aber durch die beliebte Hefjagd mit Windhunden auf Hasen, an der zumeist die durch Eleganz und Anmuth bekannten Damen Ungarns enthusiastischen Antheil nehmen.

Doch auch diese schöne Zeit, in welcher der Ungar mit dem Becher schäumenden Weines in der Rechten mit Deutschlands größtem Dichter ausrufen möchte: „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!“ auch diese herrliche Zeit ist vorbei. In dem Haushalte des reichen Grundherrn macht in ökonomischer Beziehung die nüchterne Prosa ihre Rechte wieder geltend.

Urd wieder entfaltet sich dem überraschten Blicke des Abendländers, der auf dem breitgetretenen Pfade hochgeestigter Kultur gewandelt, ein urwüchsiges Bild, überraschend durch die reichen Gaben des produktiven Bodens, überraschend durch die primitive Art und Weise, der Halmfrucht die Körner abzugewinnen.

Der große Grundbesitz, die weiten urbar gemachten Felder, die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens einerseits, eine verhältnißmäßig viel zu geringe Bevölkerung andererseits, mußten selbstverständlich auf alle Zweige der Nationalökonomie einen bedeutenden Einfluß nehmen, welcher Ein-

fluß aber durchaus nicht vermochte, das Originelle des ungarischen Charakters in seinen Einzelheiten abzuschwächen.

Ein munteres Viergespann führt uns hinaus auf die weite Büszta, auf der eben nur noch hie und da mannshohe Kulturfelder ihre vergeblten Blätter in der Morgenluft schaukeln, den übrigen Boden aber unabsehbare, hochabgemähte Stoppelfelder decken, über die hie und da, angethan mit der reichhaltigen Gatyte, dem Hemde mit den ungewöhnlich breiten Ärmeln, den kleinen runden Hut auf die langen wallenden Haare gedrückt, der ungarische Bauer ausnahmsweise mit sechs, sieben angeloppelten Pferden dahin galoppirt über die Ebene. In weitem Entfernungen folgen noch andere kleine Trupps; sie alle scheinen ein und dasselbe Ziel vor Augen zu haben. So war es auch, sie alle eilten dem herrschaftlichen Treiplatz zu. Was ist ein Treiplatz? wird so mancher hochgebildete Oekonom fragen, der vielleicht schon mehrere encyclopädische Bände über sein Fach geschrieben.

Nachdem der reiche Grundbesitzer auf seinem weitgedehnten, unendlich fruchtbaren Grund und Boden eine überschwengliche Menge von Halmfrüchten geerntet, die er aber nicht in Scheunen unterzubringen vermag, werden diese nach alter Väter Sitte in großen, hohen, oben konisch zulaufenden Schobern (Triszlen) zusammengestellt und auf diese Art vor den Einflüssen der Witterung geschützt, wo sie so lange verbleiben, bis die Zeit des Ausbreitens kommt. Da aber auch diese Manipulation viel zu umständlich und zeitraubend wäre, wird nun das Getreide auf eigenen Plätzen, welche zumeist in der Mitte jener kolossalen Getreideschober liegen, durch eine große Anzahl von Pferden ausgebreitet.

Die kurze Lompseife im Munde, die lange Peitsche in der Rechten, bildet der Bauer den lebendigen Mittelpunkt eines Kreises, aus dem er, ein langes Seil in der Hand, 6 bis 8, auch oft noch mehr neben einander angeloppelte Pferde zum raschen Laufe aufmuntert, währenddem sein Gehülfe bemüht ist, mit einer großen hölzernen Gabel das zusammengetretene Getreide aufzulodern, oder frisches Getreide unter die Pferde zu streuen.

Obwohl der Jspan (Hofrichter, Hofbesorger) mit gewichtiger Miene das Treiben auf den zahlreichen Treiplätzen überwacht, bleibt es doch zumeist der erleuchteten Einsicht unseres Rosselenters überlassen, zu ermitteln, ob die Mehren ihrer Körner zur Genüge entledigt sind oder nicht. Ist das Erstere der Fall, dann führt er seine, die Dreschlegel erregenden Hufe zu dem nahen Ziehbrunnen, trinkt die ermüdeten Thiere, stopft seine kurze Peise auf's Neue, und beginnt, sobald er bemerkt, daß sein Gehülfe das leere Stroh entfernt, die Körnerfrucht aber sammt den anderen Unreinigkeiten auf einen separaten Haufen gesammelt hat und frisches Getreide untertreut wurde, den Kreislauf mit seinen Pferden wieder von Vorne.

Sollten, wie es sich übrigens von selbst versteht, Körner in der Mehre zurückbleiben, so wird dieses nicht in Betradt gezogen, da eine große Schaar von Hühnern, Tauben, Truthühnern, ja sogar Ferkeln und Gänse die Treiplätze bevölkern und alle zurückbleibenden Körner emsig auflesen, wodurch sie sehr fett und wohlgeschmeckt werden.

Trotz der an vielen Orten schon eingeführten Dreschmaschinen hat die oben erwähnte Art, die Frucht zu gewinnen, noch immer die Oberhand behalten. Dasselbe gilt auch von dem Puzen des Getreides; denn ungeachtet der Puzmaschinen wird doch jeder etwas stärkere Wind mit Freude begrüßt und das Getreide so oft geworfen, bis es den erforderlichen Grad von Reinheit erreicht hat.

Bei größern Besitzungen, wo auf den Treiplätzen nicht selten an 200 Pferde in Mitte der riesigen Getreideschober, begünstigt von einem zumeist herrlichen Wetter, ihr Tagewerk beginnen, gewährt die Pferdetenne in ihrer ursprünglichen Einfachheit ein eigenes, immer wechselndes Bild, vor allem Andern aber einen nicht zu unterschätzenden Ueberblick über die Produktionsfähigkeit dieses weitgedehnten, reichgesegneten Landes; um so mehr, wenn man bedenkt, daß ansonsten

das gewonnene Stroh ein hochgeschätztes Düngemittel bietet, während es in Ungarn im Winter als Feuerungsmittel und in den Ziegelhütten verwendet wird.

Kommt nun wohl der Gutsherr selbst zu den Tretpfählen, dann befehlt sich die Szene in überraschender Weise, denn ihn begrüßen sofort nicht enden wollende Gysen (Gyvat), lauter tönt der Peitschen Knall, im Galopp setzen die Kasse ihren Kreislauf fort. Da verkündet der Zschan, als Echo seines Gebieters, daß dieser den Arbeitern einen Eimer Wein nebst einem Hammel zum Abendbrot gespendet. Wieder schallen aus den Kehlen von Jung und Alt Gysen dem freigebigen Herrn zu, und Alles freut sich des zu gewärtigenden Abendmahles, indes schon einer der jungen Burche auf ungesatteltem Pferde hinüber sprengt über die Puszta, um aus dem nächsten Dorfe oder Gyarba (Gaibeschke) die unentbehrlichen Zigeuner herbeizuholen. Denn ohne Musik gibt es für den Ungar kein Fest, er muß sie hören, seine nationalen Weisen, er muß den feurigen Gyarbas (Kneipentanz) hören, um mit Leib und Seele Ungar sein zu können.

Da gittert der Abendglocke Läuten von dem Thurme der nächsten Dorfkirche durch die Luft über die Puszta, es ist Feierabend, die Pferde werden entkoppelt, ein Knall mit der Peitsche, und hinaus sprengt die entseelte Horde, sich nun selbst überlassen, der nächsten Hutwaide zu.

Bald lobert an einer abseitigen Stelle ein mächtiges Feuer empor, der Kessel ist zur Stelle geschafft, und von der nahe liegenden Tanya (Wirtschaftsgebäude) schleppt ein Esel schwer beladen die Lebensmittel daher, wenn nicht vielleicht ein leichter Wagen Wein und andere Erfordernisse herbeiführt.

In weitem Kreise um das lustige Feuer lagern sie nun alle die abenteuerlichen Gestalten, mit den in der Sonnenhitze gebräunten Gesichtern, der Puszta echte Söhne; der Weintrug macht die Runde, ohne an den Zigeunern vorüber zu gehen, die unermüdet den Saiten der Geige jene Töne entlocken, welche die Pulse des Magyaren rascher in den Adern schlagen machen, und trotz der anstrengenden Tagesarbeit schwenkt unermüdet der flinke Burche die dralle Ungarndirne in den stets wechselnden Figuren des Gyarbas herum.

Ist das Paprikafeisch verzehrt, das Weinsäß ganz gelcirt, verstummt die Geige der Zigeuner und erlischt nach und nach das Feuer des für den ersten Anblick nomadenartigen Lagers, dann zieht der Bauer seinen zottigen Schafpelz hervor, bläst die letzten Rauchwolken aus seiner Pfeife in die Lüfte, und sucht unter freiem Himmel, um Wind und Wetter unbekümmert, sein Nachtlager.

Ist aber die Sonne aufgegangen, dann schüttelt er den Morgenthau aus seinen langen Haaren und eilt hinaus auf die Puszta, seine Kasse zu suchen. Diese kommen folgsam auf den wohlbelannten Ruf ihres Herrn, bald sind sie zusammengeloppelt, und rasch und unverdrossen beginnt das Tagewerk von Neuem.

Nacht sich die Trezeit ihrem Ende, dann entwidelt sich auf den Tretpfählen wieder ein neues, aber eben so charakteristisches Gemälde, wie es unser Bild zeigt. Das ausgetretene Getreide wurde von Häufen zu Häufen befördert, und durch öfteres Werfen so weit gereinigt, daß es sich nun in dem Zustande befindet, um in den Speichern (Hambar) bis auf Weiteres aufbewahrt zu werden.

Zu diesem Behufe naht sich langsam ein eigenthümlicher langer Zug den Tretpfählen, es sind jene knarrenden, sonderbar gebauten Karren, welche mit drei, zum mindesten zwei Paar Ochsen bespannt daher kommen, die gereinigte Kornfrucht aufzuladen und ihrem fernerer Bestimmungsorte zuzuführen.

Betrachten wir jedoch etwas näher das merkwürdige Gespann und dessen Lenker, und wir werden wieder auf jene Einzelheiten treffen, welche das ungarische Volksleben in allen seinen Details kennzeichnen. Vor allen jeßeln den Blick die starken, silbergrauen Ochsen mit den gewaltigen, oft an 4—5 Schuh langen Hörnern, die paarweise an der Reischelstange am Kopfe in's Joch gespannt, mit grenzenlosem Phlegma

den größten Theil der Last dahin schleppen: vor ihnen ziehen an einer Stange, mit zwei oder drei Kettengliedern an der Reischel des Karrens befestigt, ein zweites, und auf dieselbe Weise ebenfalls ein drittes Ochsenpaar an dem belasteten Gefährte.

Ihnen zur Seite schreitet eben so phlegmatisch wie die Zugochsen der Veres (Ochsenhirte), bewaffnet mit einem zumeist nahe an zwei Klafter langen Stabe, der ihm als Peitsche und alleiniges Regierungsmittel der Ochsen dient.

Jedes dieser eingespannten Thiere hat seinen eigenen Namen, und es bleibt nicht ohne besonderes psychologisches Interesse, daß der Veres in fortwährendem Gespräche mit seinen Ochsen sich denselben verständlich macht, stundenlang zieht er ihnen zur Seite, ebenso unbekümmert um den Sonnenbrand als um ein Unwetter, sollte es ihn am Wege treffen.

Obwohl Veres und Gzilos (Pferdehirt), Söhne eines Stammes, auf derselben Puszta aufgewachsen sind, so muß es immerhin auffallend erscheinen, daß der Umgang mit den verschiedenen Thiergattungen einen so auffallenden Unterschied in den beiderseitigen Charakteren hervorzubringen im Stande war.

Flink, rasch und feurig, wie das halb wilde Pferd der Puszta, ist der Gzilos, mit fliegenden Haaren umkreist er im vollen Laufe des ungesattelten Pferdes seine Menes (Pferdeherde, Gestüte), über seinem Kopf schwingt er die lange Peitschenschnur mit dem kurzen Stiele, sein Temperament ist sanguinisch choleric, während der Veres, von Jugend auf unter seinen wiederläufigen Vierfüßlern lebend, von diesem eine ziemliche Portion Stumpfheit, ein gewisses passives Sichgehenlassen, einen hohen Grad von Geduld angenommen hat, und sein Temperament mehr zwischen dem sanguinisch-phlegmatischen und sanguinisch-melancholischen die Mitte hält.

Zum Schluß dieser Skizze ist noch zweier hervorragender Persönlichkeiten zu erwähnen, welche auf der Puszta die erste Rolle spielen. Es ist dieß der Zschan oder Verwalter und sein Garba, Schaffner oder Maier. Der Erstere hat sich bereits zu den höhern Stufen der Kultur emporgeschwungen, sein Kostüm mahnt sehr an jenes seines gräflichen Gebieters, seine Manieren sind feiner, eleganter, er ist gastfrei und zumeist beim Weinglase ein sehr jovialer Geselle. Eine große Schwachheit ist an ihm, daß er nämlich in Gesellschaften sehr gerne lange aber wenig gehaltvolle Reden hält, daß er der Erste ist, der Toaste ausbringt, übrigens immer bereit, selbe so geistreich wie möglich zu beantworten. Sein unter ihm stehender Alteredo ist der Garba, ein Mann, der gerne sich höher emporzuschwingen möchte, wenn er die Sphäre seiner Untergebenen verlassen könnte. Unterwürfig bis zur Sklaverei gegen seinen Herrn, ist er der Tyrann seiner Untergebenen.

Die heilige Woche.

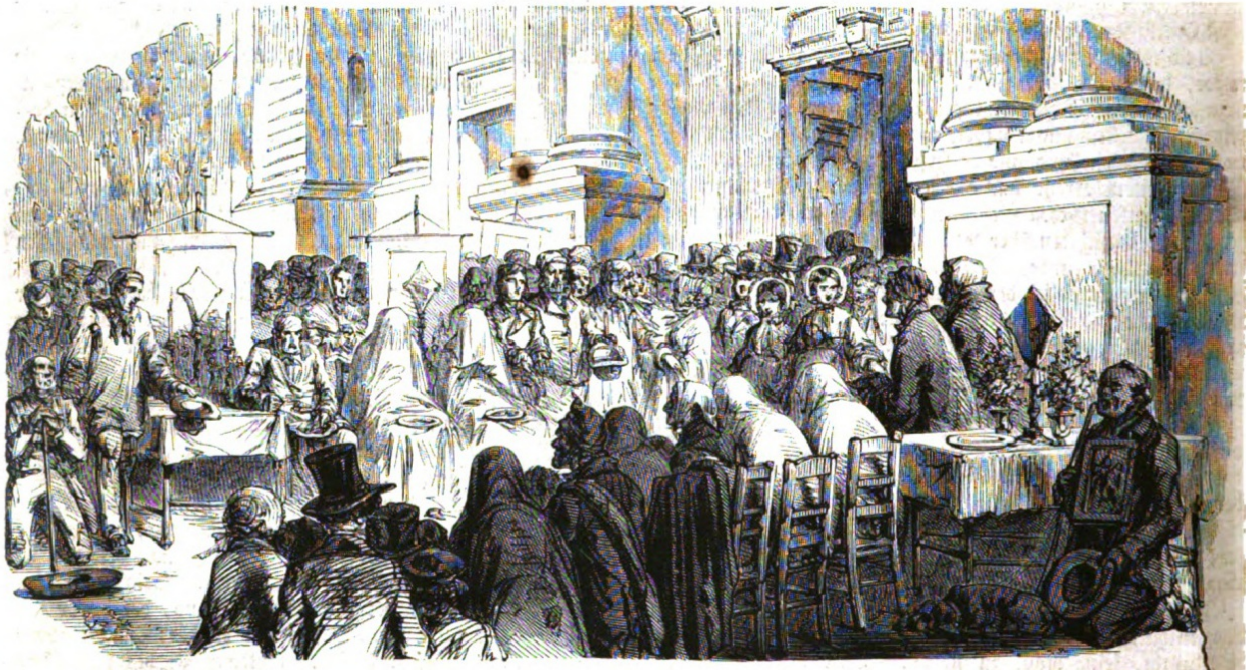
Von
Ernst Berden.

Die heilige Woche — es liegt ein eigenthümlicher Zauber in diesem Worte, das seine heitere, seine ernste Seite hat, uns an die Jugend mit ihren Osterfreuden mahnt, uns den Ernst des Lebens in dem Leiden und Tod des Heilandes vor Augen führt. Feste und feierliche Tage haben sich immer und überall mit Bräuchen verknüpft, die sich an verschiedenen Orten, in verschiedenen Ländern wohl im Einzelnen anders gestalten, aber doch immer auch wieder ihr Gemeinschaftliches haben, und mit dem geheimnißvollen Zauber der Tradition den Reiz des Gefühls der Zusammengehörigkeit verbinden. Ist es nicht in der Neujahrnacht bei dem Glodenjähle Zwölf, als wenn wir einen Augenblick uns eins fühlten mit der ganzen Welt, die in diesem Moment von denselben Empfindungen durchströmt wird? Ist es nicht

in den Weihnachtstagen, wenn die Vorbereitungen zu dem Feste uns beschäftigen und wenn endlich die Kerzen angezündet werden, dasselbe Gefühl, das uns mit der ganzen Menschheit verknüpft? Ist es am Morgen des Palmsonntages, wenn die Jugend hinauszieht, die Palmtägen zu brechen, wenn dann die ersten Glodentöne über Stadt und Land hinklingen, ist es da nicht, als ob wir Alle eine Familie wären: wir vergessen einen Augenblick, daß nicht alle Welt zum Christenthume sich bekennt; wir fühlen uns eine Gemeinde mit der ganzen Welt. Dieses Gefühl regt die Feste mächtig in uns an, und darum sind sie uns so hochwillkommen, darum sollten wir sie innerlich und äußerlich recht lebendig feiern.

Schon manchen Festbrauch der heiligen Woche haben diese die Welt illustrierenden Blätter geschildert in Wort und Bild. Der freundliche Leser wolle uns heute gestatten, sie in unser nachbarliches Frankreich zu führen, in die alte Stadt Toulon, die wie kaum eine andere der alten Sitte treu geblieben, und sich von dem modernen Geist, der an allem Alten, Ehrwürdigen rüttelt, nicht beirren läßt: Am Palmsonntag zieht man

in früher Morgenstunde hinaus und sucht Palmtägen, um sie in der Kirche segnen zu lassen, und sie dann unter dem Dache, hinter dem Spiegel im Zimmer und in den Ställen aufzusteden, das Haus vor allen Gefahren zu bewahren. Vornehmlich aber ist man darauf bedacht, den schönsten Zweig in den Weihwassertopf zu stecken, um ihn das Jahr über als Sprengwedel zu benützen. Wenn ein Sturm im Anzuge, durchläuft dann ein Hausbewohner alle Zimmer, um sie mit diesem in das Weihwasser getauchten Zweige zu besprengen. Auch wenn Jemand im Hause gestorben ist, wird der Weihwassertopf neben die Bahre gestellt, und wer ein Pater noster betet, vergißt nicht mit dem Palmzweige die Leiche zu besprengen. Der Gründonnerstag ist ein großes Fest für die Armen dieser Stadt. Vom frühen Morgen an strömen sie nach den Kirchen, wo sie eine Gasse bilden, die Einen stehend, die Andern sitzend, oder auf der Kirchenschwelle liegend; wieder Andere stellen am Eingang ein Tischchen auf, das sie mit einem Tuche bedecken, auf welches sie ein Christusbild und einige Blumentöpfe stellen: daneben stehend intoniren sie die Lamentationen der Kirche; Andere



Das Almosen am Gründonnerstag.

breiten auf dem Boden ein Tuch aus, auf das sie einen Teller stellen, der die Gaben aufnimmt. Endlich gibt es noch welche, die man „die Verschämten“ nennt, und die, mit einem großen weißen Schweistuch umhüllt, unbeweglich vor der Kirchenthüre sitzen, und nur dann ein wenig nicken, wenn auf den Teller auf ihrem Schooß eine Gabe fällt. Diese Legionen von verschämten und nicht verschämten Armen erhalten reiche Gaben; denn der Zustrom zur Kirche ist am Gründonnerstag ganz außerordentlich, namentlich Nachmittags, wo die Altäre, welche mit ungewöhnlichem Luxus geschmückt sind, von Betenden förmlich bestürmt werden. Beim Abendgottesdienst findet, einer römischen Sitte entsprechend, die Fußwaschung Statt. Die zwölf Apostel sind zwölf Arme, welche eines guten Rufes genießen, und von dem Ausschusse der Wohlthätigkeitsvereine ausgewählt worden, der sie für diese Gelegenheit auch kleiden läßt. Die neue Kleidung besteht aus einer wollenen Mütze, einem schwarzen Filzhute, einem Hemde, einer Halsbinde, einer Hose und einem langen braunen Rocke, Strümpfen, Schuhen und Taschentuch. Ehe sie zur Kirche geführt werden, erhalten

sie ein frugales Frühstück von Brod, Käse und Wein, außerdem dreißig Sous und zwei Brode. Früher erhielten sie ein reichlicheres Mahl, kamen dann aber oft in zu heiterer Stimmung zu der heiligen Zeremonie. Um drei Uhr begeben sie sich in Prozession nach der Kathedrale, wo der Erzbischof im Chor die Fußwaschung vornimmt. Die Feier des Charfreitags unterscheidet sich in Nichts von der in allen katholischen Ländern. Am Samstag aber ruft ein seltsamer Gebrauch die jüngsten Kinder und ihre Mütter zu dem Weisthess, denn es gilt der Glaube, daß der erste Schritt, den die Kinder thun, wenn er an diesen geweihten Ort gerichtet sei, sie vor allem Uebel bewahre und ihnen ein langes Leben sichere. Damit dieser Segen aber in vollem Maße ihnen zu Theil werde, ist es nöthig, daß sie in dem Augenblick erscheinen, wo das erste Gloria in excelsis ertönt. Interessant ist es deshalb zu sehen, wie sich die Mütter beeilen mit ihren Kindern zur rechten Zeit anzukommen, wie sie, um nicht zu spät zu erscheinen, lieber stundenlang, tagelang die Kirchenthüren belagern, mit welcher naiven und frommen Zuversicht sie sich um den Weisthess aufstellen, den Moment erwartend,

wo die Glode sie auffordert, den ersten Schritt an den heiligen Ort zu lenken. Manche Eltern verschieben sogar den Ankauf der ersten Schuhe für das Kind auf diesen Augenblick, um ja nicht die Unvorsichtigkeit zu begehen, den ersten Schritt, der so entscheidend für das ganze Leben, die Kinder früher thun zu lassen. Mit dem ersten Lode des Gloria in excelsis ziehen die Schiffe im Hafen ihre Flaggen auf, und eine Salve von einundzwanzig Schüssen verkündigt der Bevölkerung, welche mit leeren Gefäßen nach den geweihten Brunnen eilt, daß Christus auferstanden ist. Am Ostersonntag ist es eine Freude, die prächtigen Auslagen der Bäcker und Fleischer zu sehen; beide sind ja bei dem Aufhören des Fastens, das nun sein Ende hat, am meisten betheilig. Die Kinder feiern das Fest auf ihre Weise, indem sie all' ihre Kapitalien darauf wenden, Ostereier zu kaufen, die an den Straßenecken ver-

kauft werden. Ein Gebrauch, der im südlichen Deutschland das Eiertüpfeln heißt, ist auch hier gäng und gäbe. Mit großer Umsicht wird die Härte der Schale der Eier geprüft, denn es gilt nicht sie zu essen, sondern es gilt ein Duell, es sind Kampfeier. „Qui voun conta?“ ruft der junge Toulouse in seinem Patois. Wer will es wagen? — „Ich!“ ruft eine andere Stimme, und nun beginnt ein Zusammenstoßen der spitzen und platten Seiten des Eies, bis eines zerbrochen ist; das zerbrochene Ei gehört dem Sieger. Das geht freilich nicht ohne Kampf ab, denn die Jungen respektiren das Recht der Tradition zuweilen nicht, und aus dem Einzelstreit entsteht häufig ein allgemeiner Kampf. Man hat zuweilen schon Eier gesehen, die mehr als zwanzig anderen Stand gehalten, und Knaben, die am Abend mit reicher Beute an Eiern oder dafür erlösten Liards heimkehren konnten.



Das geweihte Wasser am Oftertag.

Diese Gewinnfucht war freilich auch schon häufig Anlaß, ein unehrlich Spiel zu treiben, und mit Eiern von Stein oder Marmor sich den Sieg über die Gegner zu erringen.

Der Liebe Lohn.

Novelle

von

Georg Horn.

1.

Herr Neer, der Inhaber eines industriellen Etablissements, des größten im Lande, war eben im Begriffe, mit Hülfe sei-

nes Comptoirdieners Jean Gissel seine Empfangstoilette zu vollenden. Herr Neer hatte Livreebediente und auch einen Kammerdiener, der Gissel's Funktion hätte übernehmen können; diese galonirten Individuen waren aber nur zur Repräsentation da. Gissel hatte den Kammerdienerdienst bei seinem Herrn bereits fünfzehn Jahre versehen, und wollte ihn um keinen Preis mehr aufgeben, selbst jetzt, wo sich die Verhältnisse des Herrn Neer geändert, das Geschäft und der Wohlstand, ja der Reichthum des Hauses auf das Glänzende gehoben hatten. Der Herr des Hauses schien Besuch, vornehmen Besuch zu erwarten.

„Alles in Ordnung?“ fragte er Gissel. „Die Ueberzüge von den vergoldeten Möbeln, von den Gemälden und Lustres? Jean,“ das war Gissel's Vorname, „sorge dafür, daß keiner der Commis im Arbeitsrode uns etwa auf der großen Treppe begegne.“

Herr Neer besah sich im Spiegel und schien mit seiner Erscheinung zufrieden zu sein. Er war, wie die Frauen von den Männern in ungewissem Alter zu sagen pflegen, „ein Mann noch in den besten Jahren“, d. h. das Haar in der etwas hohen Frisur spielte von dem ursprünglichen Schwarz schon in das gefährliche Grau über, sonst aber war die ganze Figur noch von straffer Haltung, obwohl eine gewisse Härte in den Gesichtszügen und daneben ein Gefühl des Selbstbefriedigtseins gerade eben nicht sehr für dieses Gesicht einnahm. Vor dem Hause war eine Equipage angefahren, „der Hofmarschall!“ sagte Herr Neer nach einem flüchtigen Blick durch das Fenster, und ging, um den Genannten, den er erwartet hatte, zu empfangen.

Mit einem gewissen Stolz sah Jean Gissel durch die Thürspalte seinen Herrn mit dem kleinen Mann, „der doch ein so großer Herr war“, die Treppe heraufkommen. „Der Hof kommt zu uns“, sagte der langjährige Genosse des Hauses mit innerer Genugthuung zu sich selbst, und als der Hofmarschall auf der Treppe einige Augenblicke still stand, geschah das, nach Gissel's Meinung, von dem „Herrn Excellenz“ nur in der Absicht, um die schön gebohnte Treppe zu bewundern.

Als Herr Neer mit seinem Besuche in dem Salon mit den vergoldeten Möbeln verschwunden war, und sich Jean Gissel aus der obren gesellschaftlichen Sphäre in die im Erdgeschoße liegende geschäftliche begeben hatte, huschte eine gebückte, kleine männliche Figur hinter ihm her. Man konnte sie nicht gerade klein nennen, sie war nur von Alter gebeugt, und wenn man in das verwitterte mumienhafte Gesicht mit den grauen buschigen Augenbrauen sah, unter welchen die Augen ganz verschwanden, und dazu den grauen langen Rod betrachtete, der um die Gestalt schlotterte, so mochte man sich wohl fragen, wie lange die Gestalt schon im Grabe gelegen haben könne. „Ist, Gissel, Jean Gissel,“ rief der Graue mit heiserem Tone. „Nun wird es bei Euch ja recht vornehm und glänzend werden, daß ein ehrlicher Graurod schier zu Schanden wird. Was aber der Herr vom Hofe hier nur wollen mag?“ — „Vielleicht geht's Fräulein Gabriele an. Versteht Ihr?“ war Herrn Gissel's geheimnisvolle Andeutung. — „Ihr meint also eine Heirath?“ — „Natürlich, Herr Jonas. Mit einem Baron, einem Grafen, oder gar einem Prinzen. Das Vermögen haben wir ja.“ — „Geld ist aber ein flüchtiges Ding. Das ist rund und rollt,“ meinte der Graue. — „Das ist ein wahres Wort, Herr Jonas. Wenn es nur auch einmal zu unsreinem rollen wollte. Aber das läßt es hübsch bleiben. Ich sage Euch, Herr Jonas, es gibt kein elenderes Loos als das meine. jahraus jahrein Geld sehen, Geld hören, mit Geld beladen sein und doch keines haben, das ist schrecklich, und so halte ich es länger nicht mehr aus.“ — „Laßt Euch's genügen, tragt Euer Haupt in Demuth, hängt Euer Herz nicht an den Mammon, den argen Verführer,“ war Herrn Jonas, salbungsvolle Erwiderung. — „Und eßt durch's ganze Leben Wassersuppe und mageren Kohl, nicht wahr?“ höhnte Jean Gissel. „Glaubt Ihr, alle Leute können es treiben wie Ihr? Einen Rod dreißig Jahre tragen, glücklich sein, einen Groschen abzwaden zu können, und die Bettler mit frommen Sprüchen zu beschenken. Da war es kein Wunder, Herr Jonas, für die Frau Thone ein großes Vermögen zusammenzuscharren. Freigebigkeit trägt aber noch bessere Rente als der Geiz. Gestern erst hat Herr Neer seinen Arbeitern zweitausend Thaler geschenkt.“ — „Geschenkt? Zweitausend Thaler geschenkt?“ — „Geschenkt, sage ich Euch. Dieser Tage ist Jahresabschluß. Zu dem Ende ist Herr Wild vorgestern nach Buchstetten in die Hüttenwerke gereist. Wird wohl erst in drei bis vier Tagen wiederkommen. Gut Geschäft, Herr Jonas, noch einige Jahre und wir sind Millionär. Dieser Herr Wild ist ein Teufelskerl.“ — Von dem Namen wurde die Gestalt des grauen Mannes elektrisch berührt. „Ein Teufelskerl ist er, sage ich Euch. Für wen arbeitet er unablässig, Tags auf dem Comptoir, Nachts auf

der Stube über seinen Büchern? Für sich nicht, nur für das Geschäft. Für wen hat er alle die schönen Anstalten und Einrichtungen draußen in Buchstetten gemacht? Die Sparrkasse, die Krankenkasse, die große Speiseanstalt? Für die armen Teufel von Arbeitern.“ — „Glaubt nur nicht, daß es gar so süß ist unter einem Menschen zu arbeiten, der so ernst, so streng ist, der nie müde wird. Thut aber nichts, thut gar nichts. Wir lassen uns doch Alle für ihn todtschlagen.“ — „Aber dummer Jean Gissel, pflichtvergessener Mensch, wie konnte Dir nur so etwas aus dem Sinne kommen?“ — Damit schlug sich der Diener ärgerlich vor die Stirne, und begann in seinen Taschen nachzuforschen, aus denen er einen Brief zog. — „Hat ihn schon! Schnell zu Herrn Wild's Mutter!“ — „Herr Wild hat noch eine Mutter?“ — fragte Jonas gespannt. — „Und was für eine, Herr Jonas! Was ist er für ein herrlicher Sohn! Wie liebt er diese Mutter! Jetzt weiß ich erst, wie man eine Mutter in Ehren halten muß. Seine Abreise ist so schnell gegangen, daß es ihm unmöglich war, von der Frau Mutter Abschied zu nehmen. Darum hat er mir diesen Brief gegeben.“ — „Er sieht seine Mutter wohl oft?“ fragte der Graurod scheinbar gleichgültig weiter. — „Alle Abende geht er zu ihr.“ — „Man wird die Adresse des Briefes doch wohl sehen dürfen?“ — „Warum nicht?“ war Jean Gissel's Antwort, mit welcher er zugleich Herrn Jonas den Brief zum Ansehen übergeben wollte. Beide aber fuhren gleich erschrocken zurück, als in ihrer unmittelbaren Nähe Schritte sich vernehmen ließen, und eine tiefe, klangvolle, männliche Stimme mit einem Tone des Vorwurfs den Namen des Comptoirdieners aussprach. Gissel drehte sich blitzschnell herum, und getroffen von dem strengen Blick des Eingetretenen schlug er wie im Verwundtsein eines Unrechts die Augen nieder und stammelte verlegen: „Herr Wild, Verzeihung, ich hatte es vergessen, aus purer Dummheit. Wenn Sie doch nur ein wenig später gekommen wären!“ — „Gissel gehen Sie und geben Sie mir den Brief. Ich werde ihn selbst meiner Mutter bringen! Es war keine Geschäftsangelegenheit, nur meine eigene; ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Gehen Sie, Gissel, und sagen Sie dem Herrn, daß ich ihn erwarte, ich habe mit ihm zu sprechen.“

Gissel that, wie ihm geheißen, und Herr Jonas, um seine Verlegenheit zu verbergen, begann mit freundlich sein sollender Miene: „Glücklicher Zufall, daß ich Sie treffe, Herr Wild. Ein Auftrag von Frau Thone. Sie hatten ihr vorgestern die vierteljährliche Rente, wie es vom seligen Prinzipal ausbedungen, in Gold geschickt, statt Nachmittags schon am Vormittag, und in dieser Zeit war der Kurs des Goldes um ein Kleines gefallen, die Differenz beträgt zwanzig Groschen. Frau Thone läßt bitten, den kleinen Betrag ihr gut zu schreiben.“ — „Ich bebaure,“ war Wild's Antwort. „Sie, Herr Jonas, waren viel zu lange in Geschäften, um nicht zu wissen, welche Ausgleichung in solchen Fällen unter Geschäftsleuten stattfindet. Im Uebrigen bitte ich Sie, sich nicht ferner um meine Angelegenheiten zu bekümmern, ich finde es auch nicht thätvoll, daß Sie sich mit Bediensteten des Hauses in längere Unterredungen einlassen.“ — Damit lehrte Wild dem Graurode den Rücken. Dieser wußte nicht wie ihm geschähe. Ihm, dem langjährigen Leiter, dem Faktotum dieses Hauses, vor dessen Blicken sich Alles beugte, vor dessen Worten es keine Appellation mehr gab, ihm wagte dieser junge, noch nicht sechsundzwanzigjährige Fant so etwas zu bieten! In seinem stillen, ohnmächtigen Zorn hatte er das Nähen eines jungen Mädchens nicht bemerkt. Es war Gabriele, das einzige Kind des Herrn Neer, und erst seit einiger Zeit aus der Pension in das elterliche Haus zurückgekehrt. Ueber dem schönen siebenzehnjährigen Geschöpfe mit dem bräunlichen Teint, den großen braunen Augen und dem reichen aschblonden Haupthaar ruhte noch der ganze süße Schmelz mädchenhafter Unbefangenheit, und doch wieder eines gereiften Bewußtseins, eines bestimmten Charakters.

„Was habt Ihr, Jonas?“ redete sie mit ihrer weichen

Stimme den Alten an. — „Sorge, Sorge!“ antwortete dieser, mit schnell veränderter Tone seines Jornes Meister werdend. „Frau Thone tödtet mich noch. Sie soll, um den erschöpften Kräften zu Hülfe zu kommen, stärkende Nahrungsmittel zu sich nehmen. Aber sie will nicht, weil es zuviel Geld kostet, sie will lieber sterben. Da hat ihr der Herr Doktor gestern Abend ein Consommé von jungem Geflügel verordnet, ich bin in Verzweiflung.“ — Herr Jonas hatte seinen Zweck erreicht. Gabriele drängte ihn, das Verordnete in der Küche zu bestellen, sie begnügte sich damit nicht, sie erklärte, für die Bereitung selbst Sorge tragen zu wollen. — „Ich habe die Großtante so lieb,“ fügte sie hinzu. „Ich könnte ihr manche Erleichterung verschaffen, wenn ich ihr auch nur ein heiteres Gesicht bringen kann. Aber wenn man die enge schwanke Treppe mit Gefahr des Lebens hinaufgekommen ist, so wird Einem selten geöffnet. Ja, Herr Jonas, und darum hatte ich Ihnen in der ersten Zeit meines Hierseins auch sogar geizt, denn immer war Ihre Antwort dieselbe.“ — „Nicht meine Antwort, Fräulein, sondern allein der Befehl der Frau Thone: Laß Er mir die aus dem Vorderhause nicht herein. Ich weiß doch, warum sie kommen. Was will ich machen? Aber Sie sollen Ihre Liebesthaten nicht umsonst an der alten Frau geübt haben. Lassen Sie nur mich machen, Fräulein Gabriele. Sie, Sie allein, und natürlich der, der das Ihrige wieder haben wird, Sie sollen Alles bekommen.“ — Jonas gab mit dieser Anspielung ein heiseres Richern von sich, aber an Gabriels Mädchenschaft Unbefangenheit ging die Anspielung spurlos vorüber. „Noch Eines, Herr Jonas,“ wandte sie sich, als er gehen wollte, nach ihm um. „Waret Ihr in der verflochtenen Nacht immer bei der Großtante?“ — „Ja, ich bin nicht von ihrem Bette gewichen, trotzdem die Wärterin bei ihr war.“ — „Seltsam!“ — „Wie so, Fräulein, wenn ich fragen darf?“ — „In dem unbewohnten großen Schlafzimmer mit dem alterthümlichen Ramin, ich habe dieses Zimmer nur einmal betreten als Kind, aber ich erinnere mich dessen ganz genau, an den Fenstern desselben bemerkte ich um Mitternacht einen schwachen Lichtschimmer.“ — Einem aufmerksameren Beobachter als Gabriele hätte ein momentanes Zusammenschreden des Alten nicht entgehen können. „Unmöglich, pure Täuschung, liebes Fräulein, gewiß.“ — „Nein, nein. Ich lag im Fenster, denn ich ... ich ...“ hier entrang sich ein leiser Seufzer ihrer Brust, „ich konnte nicht schlafen. Ich sah das Licht ganz genau.“ — „Nun, so muß ich es denn Ihnen vertrauen, was Frau Thone von jenem Zimmer glaubt, daß es nämlich dort nicht recht geheuer sei.“ Ueber Gabriels Züge ging ein unglaubliches Lächeln. „Sie lächeln, Fräulein, freilich, ich auch. Aber der Zustand der Frau Thone und das Licht, wer möchte da nicht ein wenig abergläubisch werden! Machen Sie doch, ob Sie diese Nacht das Licht wieder sehen, und vergessen Sie das Consommé nicht, Sie edle Samariterin.“

Mit diesen Worten war der Alte verschwunden. Gabriele, die nichts von dem vornehmen Besuche ihres Vaters wußte, begab sich nach ihrem Zimmer, nachdem sie vorher die Weisung gegeben hatte, den Arzt der Frau Thone, den Doktor Müßling, zu ihr zu bescheiden. Gabriele besaß noch die ganze Liebesfähigkeit eines jugendlichen, unentweichten Herzens, und das Wohl der Frau Thone lag ihr wahrhaft am Herzen. Obwohl dieselbe sich nie sonderlich viel um das Kind ihres Neffen bekümmert hatte, so wurde Gabriele dennoch durch ein ihr selbst unerklärliches Gefühl zu der alten Frau mächtig hingezogen. Diese bewohnte das Hintergebäude des Neer'schen Hauses und galt im Munde der Leute für fabelhaft reich, aber für eben so geizig. Herr Neer, dem sie das Etablissement ihres verstorbenen Vaters übergeben hatte, wurde als ihr Erbe betrachtet. Außer einem großen Vermögen in Baarem, dessen Höhe Herr Neer selbst nicht kannte, bezog sie von dem Geschäft eine Jahresrente von sechsstaufend Thalern. Ihre Bedürfnisse waren so gut wie gar keine. Seit zwanzig Jahren war sie nicht mehr aus ihrer Wohnung

gekommen. Herr Jonas, einst das Faktotum im Hause, zu Lebzeiten des seligen Herrn Thone, war ihr Diener, Freund, Gewissensrath, Geschäftsführer — Alles in Einem. Er besaß das Vertrauen des Herrn Neer in ausreißendstem Maße, und konnte in den Geschäftsalalen zu jeder Zeit ungehindert ein- und ausgehen. Jonas galt für das Muster von Treue, Redlichkeit, Anhänglichkeit, und Niemand würde Bedenken getragen haben, ihm sein tiefstes Geheimniß anzuvertrauen. Gabriele am allerwenigsten. Das Vertrauen zu ihm war nicht sowohl ein Vertrauen des Herzens, als der Gewöhnung. Gabriele erwartete den Arzt der Großtante. Es konnte keine zwei größeren Gesangsgebe, als Gabriele und Doktor Müßling. Die Tochter des Herrn Neer ließ dem Strom heißen Gefühls freien und ungehinderten Lauf, sie war noch nicht, wie Doktor Müßling, durch ungarte Verührungen mit der Welt und durch schlimme Erfahrungen dahin vermozht worden, ihrem Herzen einen Dedmantel zu geben, der mit dem wahren Charakter desselben in Widerspruch stand, aber nur bestimmt war, die heilige Welt des Innern unberührt von der rohen Hand der gewöhnlichen Welt zu erhalten.

„Wie geht es der Großtante, lieber Doktor, was haben Sie für Hoffnungen?“ rief Gabriele dem Eintretenden entgegen. — „Sie müssen sich auf das Schlimmste vorbereiten,“ war des jungen Arztes Antwort. — „Doktor!“ rief Gabriele erschrocken aus. — „Frau Thone,“ setzte der Arzt hinzu, „erholt sich so sichtbar, daß sie in wenigen Tagen außer Bette sein wird.“ — Die Antwort würde das Mädchen auf das Tiefste verlegt haben, wenn sie die Art des Mannes, sein wahrhaft tiefes Gefühl nicht gekannt hätte. Der Humor war sein einziger Trost für die Trostlosigkeit, die in seinem Berufe lag, und um so mehr, je feiner und tiefer er zu empfinden vermochte. Frau Thone war eine von den Kranken, die ihn am Meisten quälten, aber auch am Meisten interessirten. — „Sie muß,“ bemerkte Müßling, „ein sehr bewegtes Leben gehabt, viel erfahren haben. Als ich gestern zu ihr kam, war sie auf das Tiefste herabgestimmt, für mich das Zeichen der eingetretenen Genesung. Sterben will ich,“ stöhnte sie. Plötzlich meine Anwesenheit bemerkend, raffte sie sich auf und rief: „Nein, nein, leben muß ich, Doktor, ich darf nicht sterben, ich habe für dieses Leben noch eine heilige Pflicht zu erfüllen.“ — „Arme Frau!“ seufzte Gabriele. — „Es wäre ihr die Ruhe zu gönnen,“ fuhr der Arzt fort, „ebenso wie meinem guten Onkel. Derselbe leidet seit Jahren am Asthma, ist jeden Tag zum Auslöchen, hat 300.000 Thaler Vermögen, und ich bin sein einziger Erbe. Denken Sie, welche Aufregung für mich! Hier haben Sie auch das Geheimniß, warum ich meinem armen alten Onkel in liebender Sorge täglich viermal die Visite mache. So wie er aber die Augen geschlossen hat, benachrichtige ich meine Patienten, daß sie von nun an ein Leben voll Fülle der Gesundheit haben werden. Ich gebe meine Praxis auf und ziehe mich in's Privatleben zurück.“ — „Ein müßiges Leben gegen den schönsten Beruf des Lebens eintauschen! Nein, nein, Doktor, das werden Sie nicht thun,“ rief Gabriele mit warmer Erregung aus. „Welch' stolzes Gefühl für den Menschengeist, die Natur in ihrem tief geheimnißvollen Wirken zu erkennen, zu beherrschen, gar nicht zu gedenken des süßen Bewußtseins so vieler gestillter Schmerzen und Seufzer der leidenden Menschheit.“ — „Aber auch nicht zu vergessen der vielen unbezahlten Rechnungen,“ bemerkte der Arzt. „Leidende Menschheit, bah, die Einen haben zu viel, die Andern zu wenig zu essen. Darauf reduziert sich Alles, und das möchte Einem oft das Herz zerreißen. Ich bin selbst leidende Menschheit. Warum nur immer sorgen, daß Andere sich wohl befinden?“ — Ehe der Arzt jedoch das Zimmer verließ, lehrte er noch einmal um. — „Wir haben vöhrin von Herrn Jonas gesprochen.“ — „Nun?“ — „Wenn der Vater Felsen auf ihn baut, so muß die Tochter um so wachamer sein.“ — Ehe Gabriele um nähere Aufklärung dieser für sie räthselhaften Worte ersuchen konnte, war der Doktor verschwunden.

Der Besuch des Hofmarschalls bei Herrn Neer währte ungefähr eine halbe Stunde. Was Beide mit einander verhandelt, darüber zerbrachen sich das Haus und Comptoir in der ganzen Stufenleiter ihrer Rangordnung die Köpfe; aber die Mienen des Herrn verriethen nach dem Besuche eben so wenig als vor demselben. Nur ein Ausruf der Ueberaschung entfuhr seinen Lippen, als Jean Gissel in das Arbeitszimmer trat und die Anwesenheit Wild's meldete mit dem Beifügen, daß derselbe den Prinzipal nothwendig zu sprechen habe. — „Herr Wild,“ rief Neer dem jungen Manne entgegen, „wie ist das möglich? Ist Ihnen etwas begegnet, daß der Abschluß nicht gemacht werden konnte?“ — „Ich habe ihn bei mir,“ war Wild's einfache Antwort. — „Es ist nicht möglich.“ — „Ich habe die Nächte zu Hülfe genommen.“ — „Das sollen Sie nicht, das will ich nicht.“ — „Können Sie mir eine Viertelstunde Gehör schenken, Herr Neer?“ — „Ich bin eigentlich nicht in so rechter Stimmung.“ — „Die Sache ist von Wichtigkeit,“ bemerkte Wild. — „So setzen Sie sich, und lassen Sie hören,“ versetzte der Prinzipal nicht ohne einen Ton leisen Verdrusses über das Drängen seines Commis. — Wild nahm Platz, ordnete seine Papiere, die er in einer Mappe bei sich trug, und begann seinen Vortrag. Aus dem Geschäftsbetrieb des verflossenen Jahres ergab sich ein Ueberschuß von 47,000 Thalern, eine Ziffer, welche die höchste bisher erreichte war, und von Herrn Neer mit schmunzelndem Lächeln aufgenommen wurde. — „Ich weiß, wem das Verdienst dieser Ziffer zukommt, ich danke Ihnen, Herr Wild.“ — „Ich kann keinen Dank annehmen, wo ich nur meine Pflicht gethan,“ war Wild's Antwort. „Ihr Vermögen besteht in den großen Eisensteingruben von Buchstetten, sie sind Ihr Eigentum, nicht aber die bedeutenden, in der Nähe liegenden Waldungen, die Ihnen das Holz für Ihre Hochöfen noch zu einem Preise liefern, der dem der Kohlen anderer Gegenden gleich steht. Eines Tages könnte aber in einigen großen Kapitalisten der Gedanke an eine Konkurrenz mit Ihnen aufstehen, diese könnten die umliegenden Waldungen käuflich erwerben, dann wären Sie ruiniert.“ — Ein unglaubliches, ja geringschätzendes Lächeln war Herrn Neer's Antwort. — „Sie denken an die entferntesten Möglichkeiten, lieber Wild, das ist nicht rathlich für einen Geschäftsmann.“ — „Der Plan ist gegen Sie aber schon im Werke.“ — Der Prinzipal war aufgesprungen. Der Commis zog einen Brief aus der Tasche und übergab denselben dem Prinzipal. — „Hier ist der Beweis, den ich mir zu verschaffen wußte. Ich hatte die Sache längst geahnt.“ — Herr Neer las den Brief, und starrte den jungen Mann einige Sekunden sprachlos an. — „Was ist das zu thut, lieber Wild?“ — „Wir müssen den Andern um jeden Preis zuvorkommen,“ war Wild's Antwort, „wir müssen das bewußte Areal für uns erwerben. Der Schätzungswerth ist sechsmalshunderttausend Thaler. Mit Anzahlung der Hälfte wird uns der Abschluß des Geschäfts möglich werden.“ — Der Prinzipal ging im Zimmer unschlüssig auf und ab, endlich blieb er vor dem Commis stehen. „Ich muß Ihnen sagen, Herr Wild, daß mich diese Angelegenheit in große Verlegenheit setzt. So eben habe ich dem Hofmarschall das Geleite an den Wagen gegeben. Unser gnädigster Fürst will eine von der Natur gänzlich vernachlässigte Gegend des Landes industriell heben und beleben, und hat mich einladen lassen, für's Erste mit einem Kapital von fünfmalshunderttausend Thalern mich an dem Unternehmen zu betheiligen und meinen Namen an die Spitze desselben zu stellen.“ — „Und was bietet man Ihnen dafür?“ fragte Wild gespannt. — „Man glaube meiner Person längt eine Auszeichnung schuldig zu sein. Mein Ritterkreuz soll in ein Komthurkreuz umgewandelt, ich soll in den Adelsstand erhoben werden, und unter dem Titel Hofbankier Zutritt bei Hofe haben. Als Abschluß vorhergegangener vertraulicher Einleitungen hat der Hofmarschall offiziell mir Prospektus und Circular gebracht. Die Sache ist in Wichtigkeit, sobald ich unterzeichne.“ —

„Das dürfen, das können Sie nicht, Herr Neer, in diesem Augenblick nicht, wenn Sie nicht Ihre ganze Existenz auf's Spiel setzen wollen.“ — Unangenehm berührt von dem festen, energischen Tone seines Untergebenen, trat der Prinzipal in dem ganzen Gefühle seiner Stellung dicht vor denselben hin: „Herr Wild! Sie nehmen die erste Stelle nach mir ein, ich lasse Ihnen überall freie Hand. Ich bitte Sie aber, nicht zu vergessen, daß die letzte Bestimmung über meine Fonds doch noch mir, mir allein zusteht.“ — „Ich habe das keinen Augenblick vergessen, ebensowenig wie meine Pflicht, Sie gerade in dieser entscheidenden Stunde daran zu erinnern, daß alle Kraft in der Vereinigung der Kräfte besteht, daß Zersplitterung Vernichtung ist. Die Letztere droht Ihnen, wenn Sie sich an dem Unternehmen des Hofes betheiligen wollen. Es macht dem edlen Herzen des Fürsten alle Ehre, der materiellen Existenz eines im Glende verläumerten Theiles seiner Landeslinder hülfreiche Hand zu bieten. Aber Er für sein Land, Sie für Ihr Geschäft, Ihre Arbeiter, Jeder nach Pflicht und Gewissen, Jeder in den ihm angewiesenen Grenzen. Bei Hofe werden Sie stets als Eindringling gelten, auf dessen weißen Handschuhen man immer den Eisenstaub sehen wird. Dort sind Sie der Untergebene, während Sie hier auf Ihrem kleinen Territorium selbst Herr sein, und als freier Mann, als guter Bürger dem Landesherrn die Hand reichen können, um mit ihm vereint dem herrlichsten aller Ziele entgegenzustreben, dem Wohle der Ihnen Untergebenen. Gott hat Ihnen die Mittel dazu in die Hand gegeben, die Bestimmung darüber, aber auch die Verantwortung steht Ihnen allein zu.“ Mit diesen Worten verließ Wild das Zimmer.

Herr Neer war als Geschäftsmann zu gewiegt, als daß er die Gefahr verkannt hätte, welche in dem Unternehmen der genannten Konkurrenten dem Ruße und Glanze seines Hauses erwuchs. Er hatte sich aus kleinen Anfängen emporgearbeitet, der Ehrgeiz war die Triebfeder seiner rastlosen Bemühungen, der Ehrgeiz konnte aber auch die Klippe sein, an welcher er, auf der Höhe seines Strebens angelangt, scheitern könnte. Die Mahnungen Wild's waren an seinem Innern nicht spurlos vorübergegangen, sie hatten einen Widerstreit zwischen Reizung und Nothwendigkeit entfacht, einen Widerstreit, der Herrn Neer aus dem ihm zu enge werdenden Arbeitszimmer hinaus in die Kühle und Weite des Gartens trieb. Er ging die Gänge auf und nieder, warf sich dann auf eine der zierlichen Gartenbänke, sprang wieder auf, und athmete endlich freier, als er Jonas vor sich stehen sah. Wir haben bereits oben bemerkt, daß Herr Jonas das Vertrauen des Prinzipals im weitesten Maße besaß. Dieser theilte ihm auch jetzt Alles mit, was wir mit ihm aus Wild's Munde erfahren haben, Alles, was sein Herz bedrückte. „Nun,“ schloß er, „sagt mir Eure Meinung.“ — „Sie müssen, Herr Neer, müssen, wie Sie in Ihrem Leben nie gemußt hatten.“ — „Ihr meint, an dem Unternehmen des Hofes mich betheiligen?“ — „Nur keinen Augenblick gezögert. Sie wollen meine Meinung wissen; das ist meine unmaßgebliche Meinung.“ — Nun schilderte ihm der Graurod mit berebten Worten die Vortheile und Ehren, die seiner warten würden. Die Thüren des Hofes und der ersten Häuser würden vor ihm aufschließen, und eines Abends würde er an dem Fuße der blumenduftenden, tepichbelegten Treppe warten, und dem Geräusch der rollenden Wagen lauschen, die sogar den regierenden Herrn in sein Haus führten. Dann gälte er als ein großer mächtiger Mann im Lande und vielleicht, vielleicht — in unserer Zeit sei Alles möglich, und darunter ein Finanzportefeuille nicht das Schlechteste.“ — Herr Jonas kannte Herrn Neer bis in die verborgenste Falte seines Innern, er wußte, daß eine solche Sprache für seine Ehren Aeolssäule waren. — „Wenn ich aber die vom Hofe verlangte Summe einzahle, und die Gesellschaft der Konkurrenten spielt mir morgen den bösen Streich.“ — „Dann haben Sie noch immer einen Reserfonds: Frau Thone mit ihren Heckethalern. Und wissen Sie

es denn mit jener Kompanie wirklich so unwiderleglich sicher? Schwere Zeiten, Herr Neer, und Geld ist theuer. Es drängt gar nicht so sehr, Einem freilich hat es Eile, glaub's wohl, Herrn Wild. Ich will Niemanden verländen, aber von dem droht Ihnen eher Gefahr. Herr Neer, Sie lassen ihm zu viel Macht: sich ausbreiten, sich unentbehrlich machen, herrschen, das ist seine Lösung. Alles wird er Ihren Händen entreißen, nichts wird seinem Hochmuth unerreicht scheinen, selbst Ihr köstlichstes, liebstes Kleinod, selbst das Herz Ihrer Tochter nicht." — „Was jagt Ihr?“ Die Röthe der Ueberraschung, der Entrüstung war Herrn Neer in das Gesicht gestiegen. Diese Erwähnung hatte den empfindlichsten Theil seines Herzens getroffen, er hatte mit Gabriele große Dinge vor, das mußte Jonas. — „Jonas, welch' schrecklicher Gedanke, wenn es wahr, wenn es möglich wäre! Ihr

wißt mehr, Ihr müßt mir Alles sagen.“ — „Nichts, gar nichts weiter kann ich Ihnen sagen. Habe nichts gesehen, nichts gehört, ich will Niemanden verländen.“ — „Ich danke Euch, Jonas, daß Ihr mich bei Zeiten gewarnt. Herr Wild fängt an mir über den Kopf zu wachsen, ich fühlte es längst, ich muß ihm endlich auch einmal zeigen, daß ich der Herr bin und noch meinen Willen habe, ich unterschreibe!“

Die Züge des Alten überflog ein Gedanke des Sieges über die Schwäche des Herrn Neer, gleich als wolle er sagen: „Geh', geh', unterschreibe nur! Dreißig Jahre habe ich hier geschaltet und gewaltet, und Alles war mir unterthan, und jetzt übt Wild, der Repräsentant der neuen Welt, die Macht in diesem Hause. Und diese neue Zeit handelte ganz anders als die alte, der er angehörte mit allen seinen Erinnerungen und Wünschen. Wie er das Haus gegründet, in die



Der entscheidende Brief.

Höhe gebracht und an Herrn Neer übergeben hatte, so sollte es bleiben, nicht kleiner, nicht größer. Ohne gerade Lust zum Bösen zu haben, wurde er durch seine Leidenschaft für das Alte, Abgestorbene dahin gebracht, und böse war sein Entschluß, dem jungen Manne den Boden des Handelns unter den Füßen wegzuziehen, bis dessen Wille und Kraft erlahmte. Jonas' persönliche Abneigung gegen Wild war nur eines der stärkenden Motive zum Hass gegen das Neue; in den zwei Menschen standen zwei Prinzipien, schroff, zum erbitterten Kampfe bereit, sich gegenüber.

2.

Herr Neer befand sich in seinem Arbeitszimmer, ihm gegenüber Herr Wild, der ihm aus einem Haufen Papiere geschäftliche Mittheilung machte. Es war Abend geworden,

draußen flammte eine der Gaslaternen nach der anderen auf, und mit der künstlichen Helle vermehrte sich die Unruhe des Prinzipals. Er schien an diesem Abend etwas ganz Besonderes vorzuhaben. Die weiße Kravatte deutete auf eine festliche Gelegenheit, unter dem dunklen Ueberrock ließ sich ein goldgestickter Kragen sehen, und wohlgefällig blickte Herr Neer nach den mit Goldstreifen besetzten Beinkleidern von weißem Kasimir. „Sind noch viele Sachen zu erledigen, ich muß Sie um Eile bitten; heute ist Hofball zur Feier des höchsten Namensfestes; nun, ja, ich gehe einmal hin mit Gabriele, ich bin für solche Gelegenheiten gerade nicht sehr eingenommen, aber der Fürst wünscht, daß ich komme; ich muß übrigens daran denken, meine Tochter zu verheirathen, der Hof scheint eine Partie mit einem der jungen Edelleute des Landes zu wünschen. Gabriele ist nicht häßlich, nicht arm...“

— „Sie haben Eile, Herr Neer,“ unterbrach ihn der Commis, „fahren wir also fort.“ — Die Nachrichten aus der Geschäftswelt lauteten nicht sehr erfreulich, der politische Horizont war umdüstert, es herrschte eine Gewitterschwüle, die Aufträge blieben aus, die Verbindlichkeiten mehrten sich, namentlich war ein Zustrom von Papier bemerkbar, nach Wild's Meinung war die größte Vorsicht zu beobachten. Unter den Briefen befand sich auch ein Aviso vom Hause Launay in Paris über Wechsel von hundertundzwanzigtausend Thalern, die auf das Haus Neer gezogen waren. „Ich habe kein Vertrauen,“ bemerkte Wild, „unser Verkehr mit dem Hause datirt erst aus neuerer Zeit.“ — „Aber die Firma ist sicher,“ war Herrn Neer's Antwort. — „Das möchte ich bezweifeln. Bemerkten Sie an dem Papiere Nichts?“ Damit reichte er dem Prinzipal das Aviso, derselbe besah es von allen Seiten, es fiel ihm nichts daran auf. — „Das Papier,“ fuhr Wild fort, „ist nicht einmal beschnitten. Man hat sich nicht die Zeit dazu nehmen können, ein Beweis, daß in dem Comptoir viele solcher Papiere auf einmal geschrieben worden sind; mir scheint dort ein unsicherer Zustand zu herrschen. Ich stimme dafür, die Anweisung nicht zu honoriren.“ — „Und ich sage Ihnen, wir werden sie honoriren,“ versetzte fast ärgerlich Herr Neer. „Die Firma ist gut.“ — „Sie beschließen, wir acceptiren. Unter den übrigen Papieren befindet sich auch ein Auftrag der Maschinenfabrik von Schwarze und Gönner auf zwanzigtausend Centner Eisen zu Preisen, bei denen wir wenig oder gar keinen Nutzen haben; ich meine, wir nehmen den Auftrag an, wir könnten damit unsere Arbeiter wenigstens drei Monate beschäftigen, vor vierzehn Tagen würden wir den Auftrag mit Entschiedenheit zurückgewiesen haben, aber jetzt,“ hier nahm die Stimme des jungen Mannes einen tollenden Ton an, „jetzt müssen wir ihn acceptiren, weil wir mit Vorschub zu arbeiten gezwungen sind, weil dem Geschäft durch eine andere Unternehmung unverantwortlicher Weise sein Halt, seine Kraft genommen.“ — Den Vorwurf dieser Worte fühlte Herr Neer recht wohl, aber wie alle schwachen Menschen wurde er durch das Bewußtsein seiner Schuld nur um so eigenwilliger. Er befahl Wild, den Antrag abzuweisen, das Haus Neer stehe noch so da, daß es sich keine Bedingungen vorschreiben zu lassen brauche. Die Angelegenheiten waren hiernit erledigt, und Wild schied sich zum Weggehen an; eben wollte er mit einer leichten Verbeugung das Zimmer verlassen, als Neer ihn durch seine Worte zurückhielt. „Sie haben mir gar nichts mehr zu sagen? Von einem Papier, das ich gestern gefunden habe.“ — „Darauf muß ich eine Antwort von Ihnen, Herr Neer, erwarten.“ — „Zu weit getriebene Empfindlichkeit, lieber Herr Wild, wir bleiben zusammen. Nun ja, ich gebe zu, daß meine Vetheiligung an dem Unternehmen des Hofes Sie unangenehm berührt hat, nun ja, hat uns aber der Vernichtungsplan jener Speculanten nur ein Haar getrübt, haben sie sich nicht in Uneinigkeit und Mißvergnügen aufgelöst?“ — Die Gefahr aber war noch keineswegs vorüber. Nach Wild's Aeußerung war das Aufgeben des Projectes vielleicht nur eine Finte, um das Haus Neer irre zu führen. „Wenigstens habe ich Auftrag gegeben,“ schloß Wild, „die Angelegenheit auf's Genaueste zu überwachen, und im gefahrdrohenden Falle mir sogleich Nachricht zukommen zu lassen.“ — „Ich kann Allem mit Ruhe entgegensehen,“ versetzte Herr Neer mit lächelnder sicherer Miene, und führte den Commis an das Fenster, von wo aus er über den Hof hin auf ein großes dunkles Gebäude, auf das Hinterhaus zeigte. Im zweiten Stockwerk hinter runden Scheiben und zerrissenen Vorhängen brannte ein mattes Kerzenlicht. — „Dort wohnt Frau Thone,“ sprach er, „dort sind, so lange dieses Licht brennt, meine Reserdefonds, und erlischt das Licht, so habe ich keine mehr nöthig. Herr Wild,“ wandte er sich an den jungen Mann, ein Papier aus der Brusttasche ziehend und auf den Tisch legend, „ich habe das Papier nicht geöffnet, nicht gelesen. Ich lege es hieher, es soll mich freuen, wenn ich es bis morgen nicht mehr finde,

bis dahin gebe ich Ihnen Lebenszeit.“ — „Ich werde es mir überlegen,“ antwortete Wild mit dumpfer Stimme. — „Nicht so düster, ich mag das bei jungen Leuten, denen das Leben noch blüht, nicht leiden. Sehen sie Andere an, gehen Sie mehr in die Welt; immer noch lieber Don Juan, als Einsiedler.“ — Wild's Antwort war der goethe'sche Spruch:

„Eines schied sich nicht für Alle.
Sehe Jeder, wie er's treibe.
Schau' Jeder, wo er bleibe.“

„Halt,“ versetzte Herr Neer in plötzlicher guter Laune, den Commis zurückhaltend, „ich will den sehenden Reim auch noch hören, den Reim!“

„Und wer steht, daß er nicht falle.“

So schnell die gute Laune des Prinzipals gekommen, so schnell war sie auch verschwunden. Die letzten Worte Wild's klangen ihm wie eine Unglücksmähr im Ohre wieder, er versuchte an andere Dinge zu denken, aber immer tönten sie von Neuem wieder, die fatalen Worte:

„Und wer steht, daß er nicht falle.“

Nur der Eintritt Gabriels war vermögend, die trübe Stimmung einigermaßen zu verschleuen. Eine Lichtgestalt trat sie in das Gemach, die graziose Figur umhüllte ein weißes, mit silbernen Sternen besätes Gewand, und durch das üppige Haar wand sich ein Kranz von rothen Mohnblüthen. Stolz und bewundernd blieb der Vater vor seinem Kinde stehen, fünfundzwanzig Jahre lang hatte er eifrig und streng gearbeitet, um sich durch eigenes Verdienst eine Stellung in der Gesellschaft zu erringen, die der Adel allein durch seine Geburt einnahm; jetzt stand er am Ziele seines Strebens, mit Erreichung desselben war ihm genug gethan, die Früchte davon sollte sein Kind genießen. Sie sollte heute in die große Welt eingeführt werden. „Sage, Gabriele, hast Du nie an Deine Zukunft außerhalb des Vaterhauses, an der Seite eines Mannes gedacht?“ — Besämt schlug das Mädchen die Augen zu Boden. „Nein, lieber Vater.“ — „Du wirst heute Abend der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit sein, eine Reihe stolzer Namen wird sich um Dich sammeln, Dir Huldigungen darbringen. Ich wünsche, daß einer der Kavaliere Deinen Beifall finde, ich will Deine Zukunft sobald als möglich gesichert, Dich verheirathet wissen.“ — Dieses Wort aus dem Munde ihres Vaters überraschte Gabriele, sie hatte bisher noch nicht daran gedacht; aus dem Pensionate hatte sie die Sehnsucht heim in das Vaterhaus gezogen, aber nur um bei ihrem Vater zu sein, die Falten aus seiner Stirn zu streichen, sein Dasein mit ihren Fähigkeiten, ihrer Liebe auszuwachen. Kurze Zeit war verflossen, seit Herr Neer sie heimgeholt hatte, und nun... — „Was habe ich verbrochen, daß Du mich aus Deinem Hause, aus Deiner Nähe schon wieder verstoßen willst?“ — „Du verstehst mich nicht, mein liebes Kind, nichts liegt mir am Herzen, als Dein Glück.“ — „Darum laß' mich auch bei Dir bleiben, bis ich selbst eines Tages Dir sage: Jetzt laß' mich ziehen, Vater. Vertrauen gegen Vertrauen. Nenne mir den Mann, den Du wünschst, und Morgen wird Dir mein Herz offen ja oder nein sagen. Du willst mich glücklich sehen. Das Glück, denke ich, kann aber nur aus der eigenen, freien Wahl des Herzens kommen. Gabriele Neer ist viel zu stolz, als daß ihr Herz einen Mann wählte, der dessen nicht würdig wäre, daß sie die Gefühle für diesen Mann ihrem Vater verbergen müßte. Hier gelobe ich Dir, Du sollst diesen Mann kennen lernen, so wie ich selbst in meinem Herzen seiner recht bewußt geworden. Ich selbst werde ihn zu Dir führen und sprechen: das ist der, an dem mein Glück, mein Leben hängt, gib mir Deine Hand, der Vertrag ist geschlossen. Freie Wahl, und der Dank wird das Glück Deines Kindes sein.“ — Trotzdem diese Rede die schönsten Pläne des Vaters wie ein Kartenhaus zerstörte, konnte er doch nicht anders, als ihr die Hand reichen, es war ihm nicht möglich, „seinem süßen Kinde mit den Sonnenaugen“ etwas abzuschnagen. Er ließ

Gabriele allein mit dem Bedeuten, vor der Abfahrt noch einige Anordnungen treffen zu müssen, Gabriele solle ihn in seinem Zimmer erwarten.

War es Zufall oder war es eine drängende Ahnung, genug, das Mädchen griff nach dem Papier, welches ihr Vater für Wild auf den Tisch gelegt hatte. Eine jähe Röthe färbte ihre Wangen, als sie las; sie legte die Hand auf das Herz, um das plötzliche Wogen desselben zu dämmen. Sie empfand in dem Augenblicke dasselbe Gefühl, welches Julia Capulet bei der Nachricht von Romeo's Verbannung äußert: „Fern von Verona, ist fort aus der Welt.“ Der Romeo ihres Herzens war Derjenige, der in diesem Papier ihren Vater um seine Entlassung bat, Sigmund Wild. Was seiner Person vielleicht an Romantik fehlte, das hatte er vor dem italienischen Amoroso an Klarheit, Festigkeit und Bestimmtheit des Willens und Handelns voraus. Wild trat in das Zimmer und wollte sich, als er Herrn Neer nicht sah, mit einer stummen Verbeugung wieder entfernen, aber Gabriele hielt ihn zurück. „Herr Wild, Sie wollen fort aus unserem Hause? Sie bitten meinen Vater um Ihre Entlassung. Ich weiß warum. Aber gehen Sie, wenn es Ihnen so leicht wird, gehen Sie in einem Augenblicke, wo Ihr Talent, Ihre Kraft meinem Vater, dem Hause vielleicht nöthiger denn je sein wird. Ich weiß nicht, aber ein schwüles, bellommenes Gefühl erfüllt mich für meinen Vater mit trüber Ahnung. Hier ist das Papier, nehmen Sie es zurück.“ — „Es wird nicht gehen,“ versetzte Wild, nicht ohne innere Bewegung. — „Und wenn ich in die Wagschale noch eine hergliche innige Bitte werfe? Sehen Sie, welches Gewicht dieses Papier hat, es zittert in meiner Hand.“ — „Ich kann nicht, Fräulein Gabriele, meine Ehre hängt daran.“ — „Ihre Ehre?“ wiederholte Gabriele, ihre großen Augen zu ihm aufschlagend. „Dann freilich muß etwas Anderes helfen.“ — Eine Bewegung, und das Papier lag zerrissen zu seinen Füßen. Wild wollte ihre Hand zurückhalten, aber zu spät, es blieb ihm nichts übrig, als zu sagen: „Morgen wird ein neues hier liegen.“ — „Dann habe ich Sie nur noch an Eines zu erinnern,“ versetzte das Mädchen. „Als Sie vor fünf Jahren in unser Haus eintraten, fanden Sie ein respektables, aber im Vergleich zur jetzigen Ausdehnung noch kleines Geschäft. Sie waren es, der Sie durch Ihre Kenntnisse, Ihre Thätigkeit den Ehrgeiz meines Vaters stachelten, das Geschäft zu einer Bedeutung erhoben, auf welcher es nur allein der Gründer erhalten kann, zumal in einer Krise wie die jetzige, die Sie zur Bitte um Ihre Entlassung bewogen hat. Fehlt hier der rechte Mann, dann muß es nothwendig in sich zusammenstürzen, und wie viel Elend damit im Zusammenhange steht, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ein rechter Mann aber steht und fällt mit seinem Werte, er verläßt es nicht in der Stunde der Gefahr. Das ist seine Ehre. Und jetzt fragen Sie Ihr Gewissen um Rath, und wenn dieses Sie auch noch in Zweifel läßt, dann, Herr Wild, gehen Sie zu Ihrer guten Mutter... vor dem Richterstuhle dieses Herzens werden sich alle Zweifel lösen.“ — Gabriele sollte diesen Namen nicht umsonst angerufen haben; wenn auch eine Aufwallung der Empfindlichkeit, der Mangel an Selbstverläugnung den jungen Mann einen Augenblick sich selber untreu werden ließ, sein Entlassungsge such konnte er nicht zurücknehmen, eines jedoch versprach er der Tochter des Hauses, so lange noch zu bleiben, bis ein Nachfolger gefunden sei. — „Ihr Wort darauf, Herr Wild?“ — Gabriele hielt ihm mit diesen Worten die Hand hin, Wild berührte mit der feinigsten die weißen zarten Finger, es war ihm in dem Augenblicke, als ob ein elektrischer Funke sein ganzes Sein durchjitterte. „Mein Wort darauf,“ sprach er mit festem, ja mit gehobenem Tone. — „Ich danke Ihnen,“ rief Gabriele freudig, „ich danke Ihnen, vielleicht wird ein Augenblick in Ihrem Leben kommen, wo ich Ihnen den Trost dieser Stunde vergelten kann. Aber,“ sprang sie plötzlich in einen scherzenden, heiteren Ton über, „Sie sagen mir gar keine Artigkeit, ei, ei, Herr Wild.“ — Wild sah recht wohl,

wie schön sie sei, er hing mit seinen Blicken an dieser verführerischen Erscheinung, er konnte keine Worte finden, seinen heißen Empfindungen Ausdruck zu geben. Der Eintritt des Herrn Neer unterbrach das Gespräch, der Vater reichte der Tochter den Arm, wie ein Feenkind so blendend, so verlockend schwebte diese hinaus in das Dunkel, begleitet von den brennenden Blicken des jungen Mannes, ihr Fuß berührte den Wagentritt, ihr Blick, o Himmel, wandte sich nach ihm um, und seinen Lippen entglitt der Hauch ihres Namens: „Gabriele!“

Er mochte wohl eine halbe Stunde in tiefem Sinnen und Träumen, in Sehnen und Hoffen hinaus in die Nacht geblüht haben, als die Thüre sich öffnete und das alberne Gesicht Jean Gissel's erschien. Wild nahm den Hut, er wollte zu seiner Mutter gehen, das Herz der Mutter war ihm in dieser Stimmung das Nächste. Gissel hatte sich gerade vor den Eingang der Thüre postirt und folgte, ohne ein Wort zu sagen, den Bewegungen des jungen Mannes. — „Wollen Sie etwas, Gissel?“ — „Nein, aber bringen, Herr Wild. Einen Brief, den ein Postbote so eben als Expressen gebracht hat.“ — Wild nahm schnell den Brief aus der Hand des Comptoirdieners entgegen, warf einen Blick auf Adresse und Postzeichen, riß den Brief in höchster Erregung auf, und überflog in athemloser Hast den Inhalt:

„Gew. Wohlgebornen

beeile ich mich auf Grund Ihres mir ertheilten Auftrages eine wichtige Mittheilung zu machen. Vor acht Tagen hatte ich die Ehre, Sie von der Auflösung der Konkurrenzgesellschaft zu benachrichtigen. Nun aber sind seit einigen Tagen die Verhandlungen mit dem Bevollmächtigten der Eigenthümer der Waldungen wieder aufgenommen worden. Der endgültige Vertrag soll morgen abgeschlossen werden. Der Name des Käufers ist jedoch ein Geheimniß. Sollte das Haus Neer auf das Kaufsobjekt reflectiren, so ersuche ich Sie, sogleich nach Empfang dieser Zeilen, die Sie Abends um acht Uhr erhalten werden, mir Ihre Entscheidung in Ermangelung eines Telegraphen umgehend durch Estafette zukommen zu lassen. Geht diese um neun Uhr Abends ab, so kann sie um acht Uhr früh hier sein, ich habe dann noch eine Stunde Zeit für Sie zu handeln.“

Im Schlosse machte Herr Neer vor dem regierenden Herrn vielleicht seine Reverenz, und hier pochte der Ruin an seine Thür. Nach Hofe konnte Wild nicht, um unbemerkt zum Prinzipale zu gelangen, und ihn rufen lassen, das würde die öffentliche Aufmerksamkeit erregt haben. Die disponiblen Mittel des Hauses waren erschöpft. Von dieser Stunde hing das Schicksal von tausend armen Menschen ab, er fühlte seine Kraft erlahmen, sein Gehirn brannte, er suchte einen Ausweg und fand keinen. „O Gott,“ betete er, an das Fenster tretend und zum nächtlichen Himmel emporschauend, „gib Du mir Licht, denn vor meinen Augen wird es dunkel.“ Und ihm ward Licht. „Da drüben über dem Hof... im Hinterhause... jener Lichtschein... Frau Thone... ja zu ihr... sie muß... sie wird helfen... zu ihr!“

(Fortsetzung folgt.)

„Die Gewerbehalle.“

Von

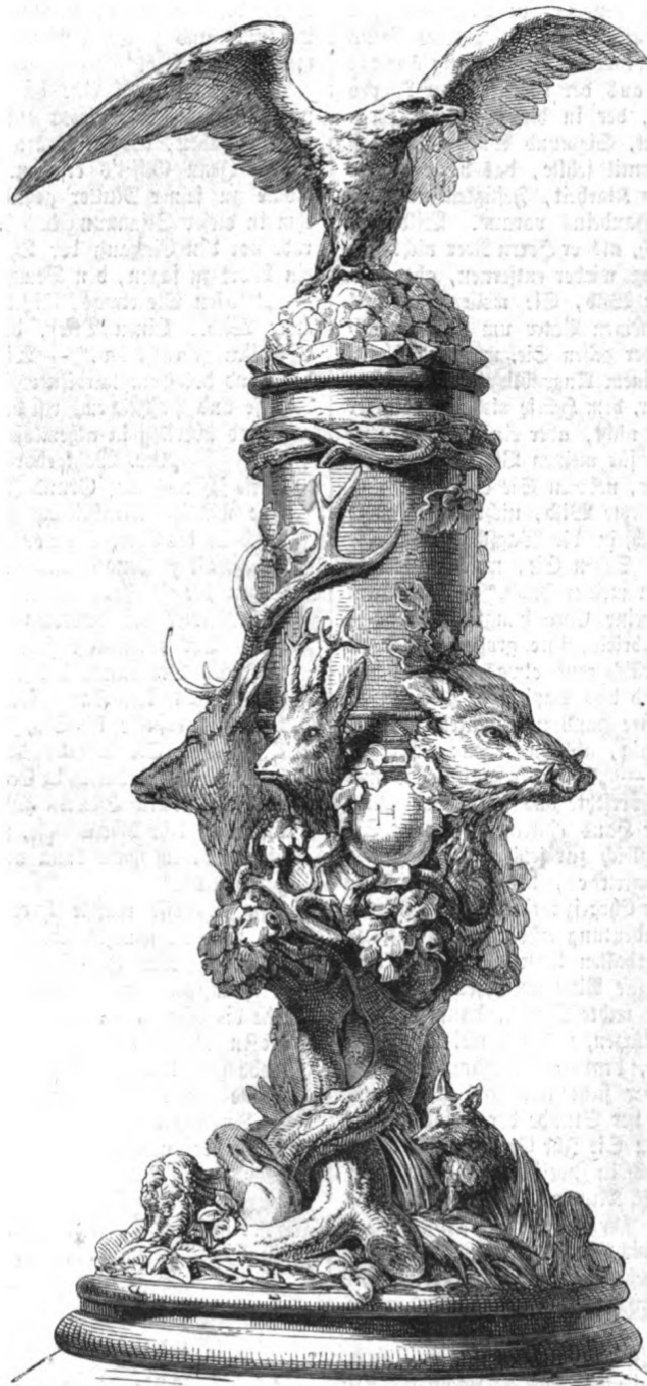
Dr. Leonhard Hansen.

In den Gewerben rührt sich's und regt sich's in jüngster Zeit ganz außerordentlich: die Industrieausstellungen haben einen ganz neuen Schwung in alle Zweige der technischen Thätigkeit gebracht. Aus der stillen Werkstatt, in der immer ein und dasselbe gemacht wurde und die Tradition sich von Meister auf Lehrling forterbte, ist der Handwerker herausgetreten auf den offenen Markt, hat gesehen, was au-

derwärts gethan und geleistet wird, und hat nun mit eiser-
nem Fleiß, um der Konkurrenz entgegenzuarbeiten und den
heimathlichen Markt nicht mit fremden Produkten überschwem-
men zu lassen, geschäft und geschaffen, und hat sich heraus-
gearbeitet bis an die Schwelle der Kunst. Nun begann ein
harter Kampf, denn
die Kunst verhielt sich
vornehm und abstoßend
gegen das Handwerk,
während der Handwer-
ker, der Gewerbsmann
sich vielfach überhob,
und die Kunst überbie-
ten zu können sich ver-
maß. Aus diesem Kampf
konnte nichts Erquidli-
ches hervorgehen: weder
Handwerk noch Kunst
wurden dadurch geför-
dert, während das Ge-
werbe aus der Verbin-
dung mit der Kunst und
andererseits diese aus
der Verbindung mit dem
Gewerbe den entschie-
densten Nutzen ziehen,
die größte Förderung
der beiderseitigen Inter-
essen gewinnen mußte.
Man ist neuerdings
so vernünftig gewesen
dieß einzusehen, und
hat eine Versöhnung
angestrebt, namentlich
als man auf den großen
Weltausstellungen sah,
welch' immense Vortheile
die Gewerbe aus ihrer
Vereinigung mit der
Kunst in Frankreich und
England zogen. „Wa-
rum sollte man etwas so
Vernünftiges in Deutsch-
land nicht auch thun kön-
nen?“ fragte man sich
mit Recht, und diesem
Gedanken ist die Zeit-
schrift entsprossen, welche
unter dem Titel, den
wir diesen Zeilen geben,
„Die Gewerbehalle“,
und unter Leitung des
Architekten Prof. Wä-
umer und des Zeichners
Jul. Schnorr gegründet
wurde. Sie will diese
Versöhnung von Kunst
und Gewerbe anbahnen,
und zugleich als prakti-
scher Führer und Rath-
geber dazu dienen, die
Gewerbetreibenden zu
befähigen, der auslän-
dischen Konkurrenz am
sichersten ebenbürtig gegenüberzutreten. Schon aus diesem
nationalen Gesichtspunkte müssen wir das Unternehmen freudig
begrüßen. Aber die Namen der Herausgeber bürgen in wei-
terer Linie dafür, daß die Vereinbarung von Kunst und Ge-
werbe keine Phrase sondern eine Thatfache werden soll. Das
Blatt, das zu diesem Ende gegründet und von Engelhorn
auf's Prachtvollste aber auch Zweckmäßigste ausgestattet worden

(unsere Illustration gibt ein Muster der Bilder), wird die Kunst-
industrie in Wort und Bild vertreten; es wird den das
Kunstgewerbe Ausübenden zunächst Muster für ihre eige-
nen Schöpfungen bieten, dann aber auch die unwandelbaren,
in jedem Zweige der Kunstindustrie auf eigenthümliche Weise

sich gestaltenden Grund-
gesetze des Schönen in
den Formen darstellen
und erläutern. Bild
und Text der Gewerbe-
halle umfaßt daher die
gesamte Kunstindustri-
e, und zwar die Be-
dürfnisse für die Woh-
nungen, die Geräte,
die Stoffe und Schmud-
gegenstände. Die
Muster, welche durch
Holzschnitte im Kleinen
und durch Details in
natürlicher Größe den
Text begleiten, veran-
schaulichen die Darstel-
lung. Ornamente und
Motive in allen Stylen
werden zu selbstschöpfe-
rischer Thätigkeit ein
Ideenmagazin bilden;
Arbeitsmaschinen und
neue Erfindungen in
klarer Auseinander-
setzung die Praxis erleich-
tern. Dem rein prakti-
schen Theil wird ein an-
derer, der Aufsätze über
Kunst und Styl in den
Gewerben, und Biogra-
phieen berühmter Kunst-
industrieller, Abhand-
lungen über Rohpro-
dunkte, technische Notizen
bringt, gegenüber stehen.
Kurz wir haben ein
durch und durch prakti-
sches Unternehmen vor
uns, das vom höchsten
Einflusse werden kann,
wenn es die richtig er-
fasste Aufgabe mit gan-
zer Energie durchführt.
Das Kunstblatt von
Eggers nahm seiner Zeit
einen ähnlichen Anlauf,
ist aber an der Durch-
führung der Aufgabe
erlahmt: wir wollen
dem neuen Unternehmen
ein günstigeres Progno-
stikon stellen; aber die
Aufgabe ist groß und
wichtig, denn es gilt den
Gewerbetreibenden zu
lehren, wie, was er zu
Markt bringt, nicht bloß



Ein Jagdbecher von Hahenschaden.
Aus der „Gewerbehalle“.

zweckmäßig und solid, sondern auch formenreich und form-
vollendet sein soll. Ein Blick auf das erste Heft sagt uns
aber, daß auf solche Weise der Zweck erreicht werden kann,
wenn das Publikum das Unternehmen durch seine Theil-
nahme unterstützt: die Unternehmer haben das Ihre treulich
gethan.

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.



I l s e.

Vom Tanz der Nacht die Sternlein müd
 Sich leis von Hinnen stehlen;
 Waldböglein geh'n an's Morgenlied
 Mit hundert muntern Rehen;
 Der Stipfel rühret sich, der Wald:
 Da tritt aus einem Felsenpalt
 Hervor die schöne Ilse.

Von weißer Seide rauschet schwer
 Ihr Kleid im Niederwallen;
 Ihr Diadem, das funkelt sehr
 Aus schimmernden Krystallen;
 So steigt herab vom Felsenstein,
 So setzt an den grünen Rain
 Sich hin die schöne Ilse.

Der Grund ist still, die Stund' ist gut,
 Sie steigt in's Wasser nieder,
 Sie badet in der frischen Flut
 Die strahlend weißen Glieder.
 Die Luft ist lau, der Fluß ist klar,
 Mit gold'nem Ramin ihr reiches Haar
 Sich kühlt die schöne Ilse.

Der erste Sonnenstrahl, der naht,
 Verschüchelt sie augenblicklich.
 Doch sieht die Ilse wer im Bad,
 Den macht sie überglücklich.
 Wer glücklich ist, der schweige fein,
 Denn plaudern müßte bis ihm sein,
 Schwer räch't's die schöne Ilse.

Wilh. Zimmermann.

Der Wüstenvogel.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Die Masse.

Da es nicht in den Bereich unserer Erzählung fällt, näher auf das Leben der australischen Goldgräber einzugehen, so begnügen wir uns, hier anzudeuten, daß sich Martigny schon am Tag nach seiner Ankunft in B..., mit Lizenz und den nothwendigen Geräthschaften ausgestattet, nach der ihm zugewiesenen Grube begab, in welcher man noch Theile des edlen Metalls vermuthete. Er richtete sich ein und ging mit dem vollen Eifer, den das Vertrauen auf den Erfolg einflößt, an die Arbeit. Es waren indeß kaum acht Tage abgelaufen, als er sich schon wieder in dem Magazin einstellte, in welchem er dießmal den Eigentümer, da der Laden leer war, außerhalb seiner Verschönerung bei einem Frühstück von hartem Brod und himmellicher Wurst antraf.

„Run,“ sagte der Kaufmann mit vollem Munde, „es ist wohl gekommen, wie ich vorausah — kein Glück gehabt?“ — „Nein,“ versetzte Martigny mit düsterer Miene, indem er die Arme über die Brust kreuzte. — „Wie ich Ihnen gesagt habe — also keine Klumpen, keine Körner, nicht einmal Staub?“ — „Mit der angestrengtesten Arbeit brachte ich täglich für ungefähr zwei Dollars Goldstaub zusammen; aber wohin soll das führen, da ich das Dreifache für Kost und Logis auszugeben habe? Ein Theil des für mein Pferd erlösten Geldes ist schon dahin; was soll aus mir werden, wenn ich auch mit dem andern auf der Reize bin?“ — „Freilich ein schlimmer Anfang, aber man muß nicht gleich verzweifeln. Machen Sie fort; vielleicht gelingt es Ihnen, auf eine Ader zu kommen.“ — „Ich hoffe nichts mehr, denn bereits zerbrechen meine Werkzeuge auf dem harten Quarzfelsen; auch habe ich meinen Platz, wie er ist, einem armen Landsmann geschenkt und der Schuppe und Mulde Balet gesagt.“ — „Warum kaufen Sie nicht an einem noch goldreichen Ort Einem, der sich schon ein Vermögen gemacht hat, seine Grube ab?“ — „Man fordert dafür zwanzig oder dreißigtausend Dollars, und woher soll ich sie nehmen?“ — „Aber Sie haben doch noch Hülfquellen...“ — „Wenn dieß der Fall ist, so sollen sie unangefastet bleiben,“ versetzte Martigny ungeduldig. „Ich will nicht mein Alles an ein so gewagtes Unternehmen setzen.“ — „Aber was gedenken Sie zu thun?“ — „Es ist mir in Kalifornien schon einmal in ähnlicher Weise ergangen, und doch habe ich Mittel gefunden, mir mehr Gold zu erwerben, als mancher von den glücklichen Minenarbeitern. Ich trat in Verbindung mit einem tüchtigen Schützen, und die Wälder lieferten Hirsche und Wildvögel, die einen ausgezeichneten Absatz fanden.“ — „Sie wollen sich also berufsmäßig auf die Jagd verlegen? Ein schlimmes Geschäft das. Bei uns ist's anders, als auf dem jungfräulichen Boden Kaliforniens. Die Kängurus, Trappen und Kasuars sind äußerst behende Thiere, und glauben Sie, ihr leberzähes Fleisch werde Ihnen einen lohnenden Markt bieten, wenn man überall auf Heerden von mehreren tausend Stücken fetten Rindviehs oder von zwanzig- oder dreißigtausend wohlgenährten Schafen stößt, also ein sehr gutes, saftiges Fleisch um billigen Preis erwerben kann?“ Das Urtheil des praktischen Mannes war so einleuchtend, daß Martigny betäubt den Kopf sinken ließ. „Aber um's Himmels willen, was soll ich dann anfangen?“ fragte er. Briffot zuckte schweigend die Achsel und nahm ein Stück Käse in Angriff, das so hart und trocken war wie Holz. „Herr Briffot,“ nahm der Vicomte endlich mit Wohlkommenheit wieder auf, „ich bin Ihr Landsmann und von Personen an Sie empfohlen, die Ihnen theuer sind. Das ermutigt mich, ohne Umschweife an Sie die Frage zu stellen, ob Sie nicht noch einen Commis brauchen können.“

Der Kaufmann ließ vor Erstaunen sein Stück Käse fallen,

daß auf dem geschlagenen Boden wie ein Stein auffiel. — „Was sagen Sie?“ rief er; „Sie, Herr Vicomte, ein adeliger Herr, ein alter Dandy von dem Boulevard italien...“ — „Um Gotteswillen, verschonen Sie mich mit dem Vicomte und den Titeln der alten Welt,“ entgegnete Martigny. — Briffot sah sich um, ob keiner seiner Leute in Hörweite sei, und sagte im Flüsterton: „Sie glauben wohl, daß ich diesen armen Teufeln ein schönes Salair zahle? Mit nichts, denn sie erhalten nur Kost, Wohnung und monatlich einige Dollars. Als ich zur Zeit der Entdeckung des Goldes hierher kam, hatte ich wohl zwei Commis aus meinem Geschäft in Dorling bei mir, ein paar gewandte Bursche, auf die ich rechnen zu dürfen glaubte, aber als sie von Goldklumpen sprechen hörten, ließen sie mich im Stich, um wie die andern in den Minen zu arbeiten. Es war damals noch eine gute Zeit: der Eine lehrte mit zwanzigtausend Dollars nach Europa zurück, und der Andere hat sich eine Station mit fünf- oder sechstausend Stücken Vieh gekauft. So mußte ich einen Monat lang das Magazin fast ganz allein besorgen. Ich verzweifelte übrigens nicht, da ich wohl wußte, die Reize werde auch wieder an mich kommen.“ — „Sie rechnen ohne Zweifel auf die verunglückten Goldsucher?“ — „Ja; es stellten sich weit mehr ein, als ich brauchen konnte, und sie baten mich mit aufgehobenen Händen, sie zu nehmen. Der Eine war von den ungewohnten Erdarbeiten so heruntergekommen, daß Einem bei seinem Anblick das Herz blutete; der Andere hatte sich durch den Aufenthalt am Fluß das Gliederweh zugezogen, und der Dritte war, als er zu mir kam, fast verhungert. Ich konnte meine Bedingungen stellen, wie ich nur wollte, und las mir unter den Bewerbern solche aus, die kaufmännische Kenntnisse besaßen, und sich auf die verschiedenen Sprachen unserer aus allen Nationen zusammengewürfelten Kunden verstanden. Und so kommt es denn, daß in einem Lande, wo so theuer zu leben ist, meine Gehülfen fast nichts kosten.“ — „Aber sie sind Ihnen doch anhänglich?“ versetzte der Vicomte mit Bitterkeit. „Glauben Sie, daß Sie auf sie zählen können im Fall der Noth?“ — „Ich weiß nicht, was ich hierauf antworten soll, denn der Herr ist stets mit Neid angesehen; doch haben alle in der Heimat einigermaßen eine Erziehung genossen, die ich als eine Art Bürgschaft betrachte. Don Fernandez zum Beispiel,“ fügte der Kaufmann mit einem gewissen Stolz bei, „hat das Recht, den Titel eines Marquis oder Markse zu führen.“ — „Der Mensch mit dem schielenden Auge?“ versetzte Martigny. „Trotz seines unterwürfigen Wesens löst er mir wenig Vertrauen ein. Doch da Sie schon einen Marquis haben, wollen Sie's nicht auch mit einem Vicomte versuchen?“ — „Ist's Ihnen Ernst?“ entgegnete Briffot, der vergeblich mit seinem Messer ein Stückchen Käse abzubringen versuchte. „Aber wie gesagt, die Stellung in meinem Store ist keine glänzende. Ich halte meine Leute knapp und dulde keine Ausgänge. Auch verstehen Sie nichts vom Handel.“ — „Ich komme aus Amerika, wo alles Handel treibt, und bin deshalb nicht so unbewandert. Machen Sie einmal eine Probe mit mir; Sie werden sehen, daß ich mich bald in das Geschäft finde. Außerdem haben mir Ihre Damen an's Herz gelegt, Ihnen an die Hand zu gehen, und Sie werden bei dem Haß, den man von allen andern Kaufleuten namentlich auf Sie geworfen hat, meine Dienste recht gut brauchen können, im Fall der vorbereitete Sturm zum Losbruch kommt.“

Briffot unterbrach sein Frühstück. „Glauben Sie, es sei schon so weit, Herr Vicomte?“ fragte er unruhig. „Mein Gott, ich weiß nicht, warum ich vorzugsweise den Haß der Goldgräber verdient haben sollte. Wenn ich keinen Kredit gebe, so geschieht dieß nicht immer aus Mangel an Vertrauen zu den Kunden, sondern einfach deshalb, weil ich keine Stunde länger an diesem Platz aufgehalten sein will, als für meinen Zweck nöthig ist. Darum verkaufe ich auch so theuer als möglich und nur gegen baar. Freilich werde ich immerhin noch drei oder vier Monate ausharren müssen; dann aber gebe ich das Magazin hier und in Dorling ab und ziehe

nach Melbourne, um dort mit meiner Familie die Früchte meiner Arbeit in Ruhe zu genießen. Drei Monate sind indeß bald abgelaufen, und die Schurken von Goldgräber werden sich mit der Ausführung ihrer Anschläge nicht so sehr beeilen; sie fürchten unsere Kolonialpolizei.“ — „Ich bedaure, diese Ansicht nicht theilen zu können, Herr Brissot. Es herrscht unter dem Volke eine Gährung der bedrohlichsten Art, und sie wird früher zum Losbruch kommen, als Sie glauben. Die Behörden sind schwach, und haben nur etwa hundert Mann Soldaten und Polizeidiener zur Verfügung; was können diese ausrichten gegen dreißigtausend durch Noth zur Verzweiflung gebrachte Arbeiter? Wer wird Ihnen zur Seite stehen in der Stunde der Gefahr? Von Ihren Commis scheint mir keiner den nöthigen Muth zu besitzen, und ich fürchte sogar, daß Einer oder der Andere im Einverständniß steht mit außen. Ich dagegen bin an Gefahren gewöhnt, wie ich meine Waffen zu führen, und schlage das eigene Leben nicht zu hoch an, wenn sich's darum handelt, einen Freund zu verteidigen. Lassen Sie mich Ihnen dienen; wer weiß, ob ich mir später nicht das Recht erringe, auf den Dank Ihrer lebenswürdigen Damen Anspruch zu erheben?“ — Diese geschickte Art, die Rollen umzukehren, schien den Kaufmann mißtrauisch zu machen, obgleich er sich nicht verbergen konnte, daß es mit dem Haß der Goldgräber gegen ihn seine Richtigkeit hatte, und bei der Feigheit seiner Diener ihm für den Augenblick der Gefahr der Beistand seines Landsmanns sehr wünschenswerth sein mußte. Er erwiderte daher mit einiger Verlegenheit: „Ich danke Ihnen, Herr Vicomte, hoffe übrigens, daß Sie nicht in die Lage kommen werden, sich für mich auszusprechen. Mit diesen Schreibern ist man bald fertig; der Herriff braucht bloß Einige zu fassen, so sind die Anderen ruhig. Auch fehlt es Ihnen an Geschäftserfahrung.“ — „Diese Erfahrung werde ich mir bald zu eigen gemacht haben. Zudem wissen Sie, Brissot,“ fügte der Vicomte in vertraulichem Tone bei, „daß ich Einiges erspart habe; da könnte ich Ihnen ja, wenn Sie sich zurückziehen, Ihr Lager oder einen Theil desselben ablaufen und Ihr Nachfolger oder Associé werden. Mit zwölftausend Dollars läßt sich schon ein Gewerbe anfangen, und vielleicht ereignet sich bald etwas, was unsere Interessen zu gemeinschaftlichen macht.“ Martigny hatte das Letztere mit einer geheimnißvollen Miene gesprochen, die den Kaufmann nachdenklich machte. Gleichwohl schien Brissot gleich wenig Lust zu haben, den Vicomte als Commis oder als Associé anzunehmen. Da wurde mit einem Mal seine Aufmerksamkeit auf einen anderen Vorgang abgelenkt.

Ein ärmlich gekleideter und elenhaft nach Branntwein riechender Mensch war mit dreierlei Miene in das Magazin getreten — eine von den Gestalten, denen man nicht gern an einsamen Plätzen begegnet; denn das Messer in seinem zerlumpten Gurt bekundete, daß ein solches Zusammentreffen für den friedlichen Wanderer nicht ohne Gefahr wäre. Doch man war in dem Store an derartiges Volk schon gewöhnt, und einer der Commis näherte sich ihm, um ihn nach seinem Begehren zu fragen. Der Unbekannte verlangte in schlechtem Englisch mit spanischem Accent Schießpulver, worauf der Ladengehülfe auf das Faß an der Wand zuging, das diese gefährliche Waare enthielt. Der Vicomte hatte in dem Käufer sogleich einen der mexikanischen Strolche erkannt, denen er bei seiner Ankunft begegnet, und faßte ihn scharf in's Auge.

Das Benehmen des Fremden war wohl geeignet, Argwohn einzusößen; denn statt, wie man sonst zu thun pflegt, dem Commis zu folgen und sich persönlich von der Richtigkeit des Gewichts zu überzeugen, blieb er in der Mitte des Ladens stehen und betrachtete sich aufmerksam die Dide des Deckengebälges, die Wände und die Anordnung der Lagergüter. Als der Commis mit dem Pulver zurückkehrte, sagte der Mexitaner zerstreut, ohne nach der Waare hinzusehen: „Dieses will ich nicht, ich brauche gröberes Korn.“ Der Ladendiener antwortete, daß dieses das größte sei. „So gebe mir feineres,“ versetzte pfelegmatisch der wunderliche Kunde. Auf die Erwiderung, daß man im Magazin nur eine Sorte

Pulver führe, blieb er noch eine Weile stumm und unbeweglich stehen, betrachtete fortwährend das Innere des Magazins und schien im Geiste eine Berechnung vorzunehmen. Als er endlich die mißtrauischen Blicke, die auf ihm hafteten, bemerkte, sagte er mit großer Kaltblütigkeit: „Ich habe keine Dollars, keinen Goldstaub; aber ich bin ein Hidalgo. Wollt Ihr mir Kredit geben?“ — „Das Haus borgt Niemand,“ antwortete der Commis und nahm das Palet wieder an sich. Der Mexitaner schien diese Kreditverweigerung nicht übel zu nehmen, ja im Gegentheil sie sogar erwartet zu haben. Ein stolzes Lächeln umzog seine wellen Lippen; er berührte leicht seinen brüchigen Combrero und verließ ohne ein weiteres Wort das Magazin.

„Diesmal, Herr von Martigny“, sagte Brissot, sobald der Mensch verschwunden war, „kann man es mir nicht zum Vorwurf machen, wenn ich einem solchen Kerl nichts auf Borg gebe. Gott weiß, welchen verbrecherischen Gebrauch er von dem Schießpulver machen würde; denn auf Kängurus und Trappen hat es der nicht abgesehen.“ — Doch Martigny hörte nicht auf diese Worte; er machte gegen den Kaufmann nur ein geheimnißvolles Zeichen, nahm seinen Hut und verließ gleichfalls den Laden.

Das Magazin stand auf einem kleinen freien Platz, war aber nach einer Seite hin von den Nachbarwohnungen nur durch eine enge Gasse getrennt. Draußen sah sich Martigny vergeblich nach dem Mexitaner um; erst in dem gedachten Gäßchen wurde er desselben wieder ansichtig. Der Kerl hatte außen vor dem Store Halt gemacht und schien dasselbe hier wie früher von Innen zu mustern. Der Vicomte ging, als habe er nichts bemerkt, hastig weiter und verbarg sich hinter einem der Nachbarzelte. Der Mexitaner kam bald wieder aus dem Gäßchen heraus und schaute nach Rechts und Links, ob er nicht beobachtet worden sei. Die Einsamkeit um ihn her beruhigte ihn augenscheinlich, und er verlor sich in dem Labyrinth von Zelten und Holzhütten, welche diesen Theil der Stadt bildeten. Nun kam auch Martigny behutend wieder zum Vorschein, schlich in die Gasse hinein und besichtigte sorgfältig die Außenwand des Magazins. Anfangs bemerkte er nichts Verdächtiges. Die Bretter waren zwar leicht, aber glatt gehobelt und gut zusammengefügt. Endlich aber konnte er an der Stelle, wo der Mexitaner Halt gemacht hatte, einige wie ihm schien frische Kohlenstriche unterscheiden, und bei weiterer Untersuchung bemerkte er einen halb in's Holz eingesehten Schraubennagel, den man durch ein paar Drehungen leicht mit den Fingern hatte einbohren können. Das Eisen daran glänzte frisch und war noch nicht lang dem Einfluß der Luft ausgejezt; auch zeigten die anhaftenden feinen Hobelspäne, daß der Nagel kaum einige Minuten vorher eingetrieben worden war.

Martigny faßte alle diese Einzelheiten zusammen und suchte sich über ihre Bedeutung klar zu werden. „Die Kohlenstriche wollte ich mir meinetwegen gefallen lassen,“ murmelte er vor sich hin; „aber was zum Henker soll der Nagel?“ Nach kurzem Besinnen schlug er sich vor den Kopf. „Ich hab es,“ dachte er. „Die Striche sind für den Tag berechnet, aber wenn man Nachts kommt, muß der Tastsinn leiten.“ Er zählte bedächtig die Schritte bis zu der Eingangswand des Magazins ab, trat dann in das Letztere, maß im Innern die gleiche Anzahl Schritte, und kam dadurch zu der Ueberzeugung, daß der Nagel in jenem Theil der Wand steck, vor welchem sich das Pulverfaß befand. Brissot und die Commis, die sein seltsames Gebahren bemerkten, glaubten, daß es ihm rappeln müsse; Martigny ließ sich jedoch dadurch nicht anstecken, sondern näherte sich, nachdem er über seine Muthmaßungen mit sich im Reinen war, dem Kaufmann und flüsterte ihm zu: „Mögen Sie nun gut dazu sehen oder nicht, ich werde die nächste Nacht hier bleiben. Allem Anschein nach ergibt sich eine Gelegenheit, meine Dankverpflichtung gegen Sie und Ihre Familie abzutragen.“ — „Was meinen Sie damit?“ fragte Brissot unerschrocken. „Sind wir ernstlich von einer Gefahr bedroht?“ — „Ich

fürchte es; doch um Alles in der Welt, lassen Sie sich keine Unruhe anmerken, denn man beobachtet uns, ich hege einen Argwohn. Diesen Abend werde ich vor dem Magazinsschluß wieder herkommen und meine Waffen mitbringen. Bis dahin lassen Sie ja nichts über mich und meinen Verdacht gegen Ihre Commis verlauten. Sorgen Sie auch dafür, daß keiner davon unter was immer für einem Vorwand das Store verlasse oder mit einer Person heimlich rede. Meine Gründe sollen Sie später erfahren." Martigny wollte sich entfernen. „Können Sie mir nicht wenigstens einen Wink über das geben, was im Wert ist?" fragte Brissot leichenblas. — „Gebulden Sie sich," versetzte der Vicomte mit den Augen zwinkernd und entfernte sich eiligst aus dem Magazin.

Achtes Kapitel.

Die Abwehr.

Es war schon dunkel, als Martigny wieder nach dem Store zurückgeschlichen kam. Im Innern brannte nur ein einziges Licht, bei dem man die Vorbereitungen zu einem eben so dürftigen Nachtessen traf, als das Frühstück gewesen. In der trüben Beleuchtung erkannte man, daß der Vicomte mit Revolver, Jagdmesser und Doppelpistole bewaffnet war. Er näherte sich dem Kaufmann und flüsterte ihm zu: „Sie haben doch heute das Magazin nicht verlassen?" — „Nein, der Schrecken, den Sie mir einklöpften, ließ mich nicht einmal dazu kommen, die heutige Einnahme in die Bank abzuliefern." — „Das kann morgen geschehen. Auch von den Commis hat seit dem Besuch des Mexitaners keiner mit außen verkehrt?" — „Ich habe sorgfältig Acht gegeben; es fiel kein Wort weiter, als für das Geschäft durchaus nöthig war." — „Es gewinnt allen Anschein, Herr Landemann," fuhr Martigny jetzt laut und in englischer Sprache fort, „daß in der nächsten Nacht euer Schlaf gestört wird, und ich bin gekommen, um die Garnison zu verstärken, damit wir dem Feind einen gehörigen Empfang bereiten können." Diese Worte schienen bei den Ladengehülfsen einfach jene Ueberraschung und Unruhe hervorzurufen, welche eine solche Kunde zu erzeugen geeignet war. „Wenn Sie wirklich glauben, Herr von Martigny," sagte Brissot, „daß wir heute Nacht von Bösewichtern angegriffen werden, so wäre es ja am Besten, den Sheriff um eine Soldatenwache anzufragen." — „Schwerlich, denn es kommt mir vor, daß nicht so fast offene Gewalt sondern eine Kriegslist gegen uns versucht werden wird; und wir sind ja unseiner sieben, die wohl etwas auf sich nehmen können. Doch es handelt sich um eine lange Wache, und Sie werden gut thun, die Mannschaft durch ein etwas besseres Nachtessen als gewöhnlich dafür zu kräftigen." — Zum großen Erstaunen des Magazinpersonals erhob Herr Brissot dagegen keine Einwendung, sondern ließ einen guten Schinken herbeischaffen; auch holte er selbst aus einem Verschlag, zu dem nur er den Schlüssel hatte, zwei Flaschen alten Bordeaux und zwei Flaschen Champagner hervor. — „Wir dürfen uns indeß nicht lange damit aufhalten," bemerkte der Vicomte; „denn es ist wohl möglich, daß wir durch einen Spalt beobachtet werden, und wenn man sieht, daß hier etwas Ungewöhnliches vorgeht, so könnte es den Feind behutsamer machen."

Die Magazinsschuldsen, die von alledem nichts verstanden, beeilten sich, die seltene Gastlichkeit des Dienstherrn sich zu Nutzen zu machen. Nachdem sie die ledere Kost versorgt und die Weinflaschen geleert hatten, sagte der Vicomte: „Sie können vorberhand Ihre Lagerstätten aufsuchen, meine Herren, und ein Schläfschen machen, bis man Sie ruft; doch behalten Sie Waffen in der Nähe, daß Sie, sobald es nöthig wird, wehrhaft bereit stehen." Ob dieser neuen Weisung sahen die Gehülfsen bestürzt ihren Herrn an, als wollten sie fragen, ob sie Folge zu leisten hätten. Brissot dagegen, dessen Energie durch das gute Mahl gehoben war, konnte seine Ungebild nicht länger verbergen und rief: „Was zum Henker fällt Ihnen ein, Herr von Martigny? Sie veranlassen mich, diesen Leuten mit dem Besten und Theuersten, was ich im

Magazin habe, die Gurgel zu schmieren, und in dem Augenblick, in welchem man ihrer bedürftig sein könnte, sollen sie sich auf die faule Haut legen?" — „Ein einfacher Ruf reicht zu, sie zu wecken. Vertrauen Sie mir, Herr Brissot; Sie werden nicht Ursache haben, es zu bereuen." — „Erklären Sie mir wenigstens. . ." — „Wenn wir allein sind, sollen Sie Alles erfahren."

Als die Gehülfsen bemerkten, daß Brissot sich den Wünschen des Vicomte nicht weiter widersetzte, legten sie sich angekleidet auf ihre Matrasen nieder. Nur Don Fernandez zögerte noch; er näherte sich dem Kaufmann und sagte mit geschmeibiger Stimme: „Wenn Sie wirklich für heute Nacht einen Angriff fürchten, Sir, so bitte ich Sie, mir zu erlauben, mit Ihnen und dem Herrn Vicomte nach bleiben zu dürfen. In der Aufopferung für meinen vortrefflichen Dienstherrn möchte ich hinter Niemand zurückstehen." — Brissot wollte antworten; Martigny aber kam ihm zuvor. „Wir danken Ihnen, Señor Don Fernandez," entgegnete er lebhaft; „doch Ihre Aufopferung ist für den Augenblick unnütz. Die Gefahr, die uns bedroht, ist ganz anderer Art, als Sie vielleicht glauben. Wie denken Sie sich dieselbe?" — „Vermuthlich ein Angriff von böswilligem Volk?" — „Keineswegs; es handelt sich einfach darum, daß wir auf dem kürzesten Weg himmelwärts geschickt werden sollen." — „Demonio!" rief Fernandez erblässhend und einen Schritt zurückweichend. Der Schrecken schien aufrichtig zu sein. — „Vielleicht habe ich mich getäuscht," dachte Martigny. „Und doch müßte ich mich schlecht auf Physiognomie verstehen, wenn dieses Gesicht nicht das eines Schurken wäre." Er beruhigte den Commis und schickte ihn wie die andern unter den Läden; doch gehorchte Don Fernandez nur mit Widerstreben, und man hörte ihn noch lang sich hin- und herwälzen, nachdem seine Mitgehülfsen schon eingeschlafen waren.

Sobald sich der Vicomte mit dem Kaufmann allein sah, sagte er in entschlossenem Tone zu ihm: „Wir sind jetzt zu zwei, Herr Brissot, und müssen ohne Zögern eine Berrichtung vornehmen." Dann ging er hastig den Gang hinunter. — „Mein lieber Landemann," sagte der ihm folgende Kaufmann mit zitternder Stimme, „war es Ihnen Ernst mit dem, was Sie vorhin gegen Fernandez äußerten? Will man uns wirklich in die Luft sprengen und damit nicht bloß uns, sondern auch den ungeheuren Waarenwerth des Magazins vernichten?" — „So weit kann's kommen," versetzte Martigny auf das Pulverfaß deutend, vor dem er jetzt Halt machte, „wenn Sie mir nicht helfen, diesen schlimmen Nachbar da auf einen andern Platz zu schaffen." — Brissot bedurfte keiner zweiten Aufforderung. Sie rollten mit vereinten Kräften das Faß nach einem Kellerraum in der Mitte des Magazins; nachdem dieß bewerkstelligt war, fragte Martigny nach dem Inhalt einer in einem Winkel stehenden Tonne, die mit dem Pulverfaß von gleicher Größe war. — „Ich glaube, es sind Sämereien darin," versetzte Brissot. — „Gut," entgegnete der Vicomte, nachdem er sich selbst davon überzeugt hatte; „die Waare ist nicht sehr brennbar und gerade so, wie wir sie brauchen." — Die Tonne wurde dahin geschafft, wo zuvor das Pulver gestanden. „So," fuhr Martigny fort, „von diesem Sensfamen springen wir nicht in die Luft. Doch damit ist's noch nicht abgethan; man muß dem Spitzbuben, der aus uns und den Magazinsschuldsen eine Omelette machen möchte, die Lust des Wiederkommens vertreiben."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Scene aus dem Hochgebirg.

Von

Alfred Hartmann.

„Wenn zwölf Deutsche beisammen sind und Einer greift sie an, so rufen sie die Polizei," — dieses etwas zweideutige

Kompliment dürfen so ziemlich alle Bewohner des zivilisirten Flachlandes für sich nehmen. Der moderne Kultur- und Polizeistaat, welcher der Vormund Aller sein will und für Jedermann zu denken und zu handeln beansprucht, hat uns daran gewöhnt, bei jeder Gefahr uns auf den Bezirkskommisarius zu verlassen. — Ganz anders ist es im Hochgebirge. In diesen reineren Lüften kann die Polizei nicht athmen. Jenen eisgepanzten Hünen gegenüber, welche sich zum Spaß mit Lawinen schneeballen und mit Staubbächen bespielen, hört alle Staatsvormundschaft auf, und der Mensch,

der sich unter dieses Riesengeschlecht wagt, darf sich nimmer auf den Schutz der Gendarmerie verlassen. „Hilf dir selbst,“ ruft es den Gemsjägern, den Wildheuern, den Gebirgsjennen von allen Gipfeln herunter und aus allen Klüften heraus zu. Freilich geht dabei manch' ein Menschenkind, welches unter der mütterlichen Obhut der Polizei vielleicht ein hohes Alter erreicht hätte, vor der Zeit zu Grunde.

Eine der wildesten Hochgebirgspartien, wo des Menschen Fuß sich hinwagt, ist die Gemmi, der Gebirgspass, der sich vom Fuß der Altschwindlichgäh in's Walliserthal hinab-



Der gefährliche Augenblick.

stürzt. Wer kennt nicht von Zacharias Werner's „Vierundzwanzigstem Februar“ her das einsame Wirthshaus von Schwarzenbach, schauerlich romantischen Andenkens? Zwischen Gletschern und Felsstrümmern führt vom Taubensee der Weg bis zum Rand der senkrechten Felswand, an deren Fuß das Auge die Bänder von Leud kaum zu entdecken vermag. An diesen senkrechten über fünfzehnhundert Fuß hohen Felsen führt der Pfad im Zickzack treppenartig hinunter.

Im letzten Hochsommer sollte ein Sennentnabe aus Leud einen Stier von Randersteg her jenen schwindlichen Pfad in's Wallis hinunter führen. Der stärkste, gewaltigste Bulle läßt

sich sonst vom schwächsten Kinde leiten und regieren. Aber auf dem Gemmipfad, inmitten ungezügelter Naturgewalten, scheint der Instinkt der brutalen Kraft in der Bestie erwacht zu sein. Der längst gebändigte Sklave empörte sich gegen das Kind seines Herrn. Ueber dem Abgrund entpann sich ein verzweifelter Kampf, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte. Der Knabe wurde mit zerschmetterten Gliedern todt in der Tiefe des Abgrundes gefunden.

Diese wilde Szene aus der Hochgebirgswelt hat unser Künstler im Bilde wiederzugeben versucht.

Promessenspiel und Lotterielehen.

Von

Dr. E. Fuhr.

Man kann heutzutage keine Zeitung ansehen, ohne daß darin nicht einige Einladungen zum Ankauf von Staatslotterieloose und Promessenscheinen uns begegnen, und zwar sind diese zugleich die Lockvögel, um bei dieser Gelegenheit auch Loose der verschiedenen Klassenlotterien abzugeben, welche in den meisten Staaten nicht angekündigt werden dürfen, während die Staatslotterieloose freien Paß haben, und der Promessen nur so nebenbei in halb unschuldigem Gewande gedacht wird.

Es verlohnt sich der Mühe, darauf näher einzugehen und das Wesen dieses Spiels darzulegen, denn es tritt nicht als jenes Spielumwesen dar, welchem die Presse jetzt ernstlich zu Leibe geht, sondern erscheint als ein von den Regierungen konfessionirtes und gefördertes Unternehmen, gleichsam zum Wohl der Staaten selbst. Wie nun der Hauptsitz dieser Staatslotterielehen Frankfurt ist, obgleich es sich nun auch sonst überall hin verbreitet hat, und selbst die Stadt Paris mit solchen Loosen an der Börse figurirt, so gehen doch fast nur von da die Hauptverlockungen für solches Spiel aus, und zwar unter dem Schutze des freistaatlichen Senats selbst, der sich nicht die mindeste Mühe gibt, um das damit getriebene schamlose Unwesen zu beschränken oder ganz zu verbieten.

Ein Commis im Hause Rothschild ist der Erfinder dieser Form von Anlehen, und von ihm aus hat es sich erst weiter verbreitet; denn was vorher von Derartigem bestand, war ganz einfacher Natur, ohne die großen Reize der Gewinne und daher auch ohne den hohen Gewinn für die Unternehmer. Wenn eine Regierung nämlich ein Anlehen zu machen genöthigt war, so wandte sie sich früher nicht direkt an das Land, um von den einzelnen Kapitalisten die Summe geborgt zu erhalten, sondern bloß an einen größeren Bankier, der das Anlehen zu einem etwas ermäßigten Preise übernahm und dann suchte, die einzelnen Obligationen nach und nach und so hoch als möglich durch die Börse in Privathände abzugeben. Die Differenz zwischen dem Uebernahmepreise und dem höheren Börsekurs bildete sodann den Gewinn des Unternehmers, der schon deshalb ein erheblicher sein mußte, weil für eine Gesamtsumme von mehreren Millionen stets weniger Abnehmer vorhanden sind und sie daher nur billiger übernehmen, als für Apoints von hundert oder einigen hundert Gulden, zu deren Erwerbung sich Hunderttausende drängen und gern dafür ein kleines Agio bezahlen.

Die Anlehensunternehmer machten sich nach und nach selbst Konkurrenz; denn neben den Rothschild's, Bethmann's, Hopps' und Anderen traten bald andere Bankierhäuser auf, die sich zur Uebernahme von Anlehen herandrängten und daher auch diesen Uebernahmepreis steigerten, so daß aus diesem Geschäft allein ein so hoher Gewinn nicht mehr entsprang. Man dachte daher von Seiten der großen Bankiers daran, eine Form aufzufinden, welche es ermöglichte, bei der Werbung mit den bestmöglichen Bedingungen aufzutreten, ja sogar den Regierungen selbst noch Profit zu gewähren, und dagegen um so mehr Gewinn vom Publikum zu erhalten. Dazu mußten besonders zwei Mittel führen, nämlich einmal, daß man Apoints zu viel kleineren Beträgen ausgab, bis zu 50, 35 und 25 Gulden herab, und so auch dem gewöhnlichen Manne erlaubte, derartige Staatspapiere zu erwerben, und daß man zu gleicher Zeit den Reiz großer Spielgewinne damit verband, der die Leute veranlaßte, die Loose weit über ihren Werth hinaus zu bezahlen. Während nämlich der Staat nur den einfachen Betrag des Anlehens erhielt, gewährte er gleichsam dem Unternehmer das Recht, eine Privatklassenlotterie auf der Höhe der betreffenden Summe zu errichten und den Profit davon in die Tasche zu stecken.

Die badische Regierung hat die Ehre, diese Unternehmen am meisten unterstützt und angeregt zu haben, denn sie ging im Jahre 1845 darauf ein, dem Hause Rothschild 400,000 Stück Fünfunddreißigguldenloose in der Weise zu überlassen, daß das Haus für ihm zurückzubehaltende hundert Gulden je 110 fl. 38 kr. an den Staat bezahlte, womit es doch offen dokumentirte, daß es diesen Mehrbetrag von 10 fl. 38 kr. per 100 Gulden allein von den Abnehmern erheben wolle, und diese Letzteren also um diesen Betrag übervortheilt werden sollten; denn alle Rückzahlungen, Verzinsungen und Prämien erreichten im Ganzen nur den Paripreis, und was darüber bezahlt wurde, war bloß wegen des vermeintlichen Gewinntheils gewährt, das Ganze also nur ein Verlockungsmittel, um aus den Taschen des Volks durch den Spielreiz, so große Summen herauszuziehen, und zwar einzig und allein zum Vortheil des Unternehmers. Wir können dabei den klugen Spekulationsgeist des Unternehmers bewundern, aber nicht den staatsmännischen Geist des Finanzkünstlers, der die Hand zu solchem Unternehmen bot, selbst wenn der Staat, wie hier, zehn Prozent gewann, weil ein derartiger Gewinn dem Staate durchaus fern bleiben sollte. Angenommen nämlich, daß z. B. diese sämtlichen Loose wieder in's Badische abgesetzt worden oder darin verblieben wären, so hätte das Volk jedenfalls beim Ankauf dieser Loose um mindestens sechzehn Millionen nur vierzehn Millionen an Kapital, Zinsen und Gewinnsten zusammen wieder eingenommen, und daher für den leeren Spielreiz allein zwei Millionen vergeudet und dem Volksvermögen entzogen, diese zwei Millionen wären einfach durch die Finanzspeculation aus den Taschen des Volks in jene der fremden Bankiers hinein eskamotirt worden.

Wie mit diesem Lotterielehen, so verhält es sich auch mit den meisten anderen, denn sie sind alle nur Lockspeisen für die Bankiers, und jeder Staat sollte so viel Ehrgeiz haben, daß er sich von solchen Dingen fern hielte und sie nicht nur nicht begünstigte, sondern sogar verböte; denn mögen die Spielpläne noch so sinnig ausgedacht sein, so sind sie doch nicht um eine Spur besser als andere Klassenlotterien, und bezwecken nichts als Gimpel zu betrügen, welche vermeinen, unter den Hunderttausenden der glückliche Gewinner des Haupttreffers zu werden und ihr Glück zu machen, während sie ein Papier kaufen, das sich zuletzt, wie die österreichischen Eisenbahn- oder Kreditloose, nur mit einem halben Prozent verzinst.

Bei diesem Verluste bleibt es aber nicht, denn die frankfurter Lotteriehändler und Vonsiers wußten der Sache bald noch eine ganz andere Seite abzugewinnen, und gleichsam mit der Klassenlotterie noch ein Zahlenlotto zu verbinden, bei welchem sogar der ärgste Betrug und die größte Spießbüberei mit unterlaufen kann und wirklich auch oft damit getrieben wird. Wer nämlich ein 35 Gulden- oder 25 Gulden-Loos gekauft hat, wenn auch zu übertrieben hohem Preise, hat doch noch den vollen Werth 35 Gulden oder 25 Gulden mit einem Minimalzinse zu erwarten und gesichert, oder die Aussicht, bei gutem Kursstande noch mehr dafür zu erhalten. Das hiemit verbundene Promessenspiel ist aber nichts weiter als eine Zahlenlotterie, denn die Käufer solcher Scheine haben nicht den mindesten Werth dafür in der Hand, und engagiren sich zu einer bloßen Wette dafür, daß eine gewisse Nummer an einem gewissen Tage herauskomme, und dann bei einer zweiten Ziehung wieder unter einer großen Menge einen der wenigen Gewinne erhalte. Der Käufer eines Anlehenslooses erhält, wenn die betreffende Serie gezogen wird, doch wenigstens den garantirten Betrag des Looses zurück, und was er mehr bezahlte, hat vielleicht durch viele Jahre zur Theilnahme an vielen und allen Ziehungen gedient; der Besitzer eines Promessenscheins erhält aber gar nichts, wenn auch sein Loos mit der Minimalsumme oder mit weniger als 100 Gulden herauskommt, und ist nur bei sehr wenigen Gewinnen theilhaftig, die sich also auf Hunderttausende von Loosen vertheilen.

Selbst wenn das Promessenspiel auf die redlichste Weise

gehandhabt wird, tritt es offen hervor, daß es nur dazu dienen soll, um die Bankiers und Lotteriehändler zu bereichern, und schlimmsten Falls ohne alle Gefahr für die Leihen. So legt sich z. B. ein solcher eine Anzahl Anlehenlosse hin oder kauft von anderen Besitzern sich das Recht der Veräußerung, und gibt dafür Promessencheine für eine Ziehung aus, so z. B. für österreichische Kreditlosse, und wenn er jährlich viermal Promessencheine zu drei Gulden verkauft, so erhält er für seine 121 Gulden zwölf Gulden Gewinn oder Zinsen, ohne irgend eine Gefahr zu laufen; denn kommt ein Gewinn auf das Loos, so tritt er dieß einfach gegen den Einkaufspreis von 121 Gulden an den Besitzer des Promessencheins ab, der dann den Gewinn einzieht, jedoch ebenfalls nicht ganz, denn der Aussteller des Promessencheins hat nicht einmal dem ganzen Gewinn entsagt, sondern behält sich zehn Prozent davon vor. Da ihn in den meisten Fällen das Loos selbst gar nichts kostet, sondern er es bloß für eine Ziehung gegen eine geringe Vergütung mietet, so erhält er also nicht bloß den Mehrbetrag des Promessencheins als Gewinn, sondern spielt das Loos zu einem Zehntheile auch für sich selbst mit, und zwar einzig und allein auf Kosten des Käufers solcher Promessencheine, welcher vielleicht für einen einzigen Gulden viermal im Jahre das Spiel mitmachen könnte, ohne vom etwaigen Gewinne etwas abzugeben, wenn er ein wirkliches Anlehenloos kaufte, und später zu dem Kaufspreis oder mit Verlust von höchstens einem Gulden wieder verkaufte?

Man kann behaupten, daß in solcher Weise aus den Taschen des Volkes gerade die doppelte Summe gezogen wird, als die, welche die Regierung für das Anlehen erhielt und wieder zurückbezahlt, und werden so für ein Anlehen von zwölf Millionen noch weitere zwölf Millionen einzig der Spielwuth, gänzlich unproduktiv und nur zu Gunsten der Vörjenswölfe geopfert; denn wenn z. B. 100,000 Promessencheine für österreichische Kreditlosse ausgegeben werden, so ziehen die Unternehmer des Spiels davon bei jeder Ziehung einen Separatgewinn von etwa 300,000 Gulden für sich, während sämtliche mögliche Gewinne für die Promessencheinbesitzer nur 250,000 Gulden betragen, die sie außerdem noch einmal selbst bezahlen müssen oder die von den Loosbesitzern bereits bezahlt worden.

Wie soll man daher Diejenigen nennen, die als Finanzminister und Uebervacher des Volkswohls solche Lottosysteme machen und solches Promessenpiel dulden, das in Oesterreich sogar von Staatswegen besonders konfessioniert werden soll? Heißt dieß nicht von oben herab dem Laster und der Vergeudung des Volkswohls alle Thüren und Thore öffnen?

Damit ist es aber noch lange nicht genug, denn wir betrachteten bisher bloß das Promessenpiel, bei welchem die Manipulationen redlich hergehen. Nirgends aber hat Betrug und Spitzbüberei mehr Spielraum als hier, da an eine Kontrolle gar nicht zu denken, ja sie gänzlich unmöglich ist. Nun nämlich ein solcher Lotteriehändler ein Loos zu eigen oder gemietet, worauf ein Gewinn fällt, so ist es in seinem Besitz, und kann er füglich den Gewinn gegen das Originalloos erheben und den Besitzer des Promessencheins im Stich lassen, zumal da in vielen Ländern das Spiel verboten ist und der Promessencheinbesitzer nicht einmal klagen kann. Wer gibt aber überhaupt dem Promessencheinbesitzer die Gewähr dafür, daß der Lotterielosshändler nur die betreffende Originalloosnummer besitzt, und nicht an ein Duzend Personen dieselbe Nummer vergeben oder verheuert hat und das zwölffache dafür einnahm, in der unter hunderttausend Fällen mit Sicherheit anzunehmenden Voraussetzung, daß die Nummer überhaupt nicht herauskommt und also Niemand von der Manipulation etwas erfährt? Faktisch ist es, daß dergleichen mit den frankfurter Klassenlotterielosen geschieht, warum sollte es nicht noch mehr bei diesen Anlehenlosen der Fall sein, wo die Zahl der Lose manchmal auf vierzig Jahre vertheilt ist, während alle Lose bei der frankfurter Lotterie jährlich zweimal herauskommen müssen? Selbst wenn der Unterneh-

mer sich vornähme, die etwa herauskommenden Gewinne aus eigener Tasche zu bezahlen, würde er bei großartigem Geschäftsbetriebe immer noch seine gute Rechnung finden, denn er trüge ja nur dieselben Chancen der ursprünglichen Anlehenunternehmer mit dem Vortheile, mindestens zehn Prozent mehr dabei zu gewinnen.

Wir müssen daher beiderlei Unternehmen nicht bloß vom volkswirtschaftlichen, sondern auch vom moralischen Standpunkte verdammen und den Regierungen an's Herz legen, solchen unsittlichen Unternehmungen künftig nicht bloß die Genehmigung zu verjagen, sondern auch die bestehenden zu verbieten. Der Umstand, daß es sich dabei um Staatsanlehen handelt, kann nichts daran hindern; denn wenn die sittlichen Grundlagen dabei verletzt werden, so fehlt ihnen auch die rechtliche Eigenschaft, um die allgemeine Zulassung zu verlangen. Wenn aber ein Staat unter den bisherigen legitimen Formen keine Anlehen mehr zu erhalten sich getraut, so soll er sich lieber gleich für fallit erklären, nicht aber Anlehenlosse in Apoints von 10, 7, 5 und $2\frac{1}{2}$ fl. zulassen, welche nur die Absicht an der Stirne tragen, auch den niederen und armen Mann unter dieser legitimen Form zum Laster des Glücksspiels zu verleiten und diese Schmach noch mit der Staatsautorität zu verhüllen.

Wer endlich sich einen Begriff von den sauberen Schlichen und Bindungen machen will, welche sogar manche Lotterielosshändler sich erlauben, der komme nur in deren Hauptstübe und führe sich die weitere Thatsache vor, daß Einzelne derselben mit hochobrigkeitlicher Genehmigung sogar einen anderen Namen annahmen — obgleich sie den alten in der Firma beibehielten — nur um aus ihrer Höhe in andere Länder reisen zu können, wo sie unter dem alten Namen zu schweren Strafen verurtheilt worden sind, und damit sich nicht mehr sehen lassen dürfen.

Die Wartburg.

Von

Ida v. Düringsfeld.

„Alte Zeiten werden jung,“ sang einst Novalis, einer aus jener Zahl unserer Dichter, deren Lieder für den Augenblick nur noch in wenigen Gemüthern fortklingen, weil sie nicht stark genug tönen, um den Lärm der Gegenwart zu durchdringen; dann sonst hätte gegenüber den architektonischen Wiederherstellungen, deren man sich in den letzten Jahrzehnten mit eben so viel Wissenschaft wie Liebe befleißigte, gewiß schon der ober jener deutsche Tourist und Stizist, Novalis paraphrasierend, pathetisch ausgerufen: „Alte Bauten werden neu.“

Unter diesen Bauten, welche, Steingespinnern gleich, die auch am Tage sichtbar sind, aus dem weiten Grabe, „der alten Zeit“, heraufbeschworen wurden, ragt, inmitten Thüringens, das sagenreichste unserer deutschen Lande, die Wartburg hervor.

Keine der Burgen, an welche Ueberlieferung und Geschichte sich knüpfen, ist vielschwingiger genannt und besungen worden, als sie, und es wird ihr dadurch nur zu Theil, was ihr rechtmäßig gebührt, denn alles Eigenste und Eigentlichste des Lebens ist in ihren Mauern zur lebendigen Erscheinung gekommen.

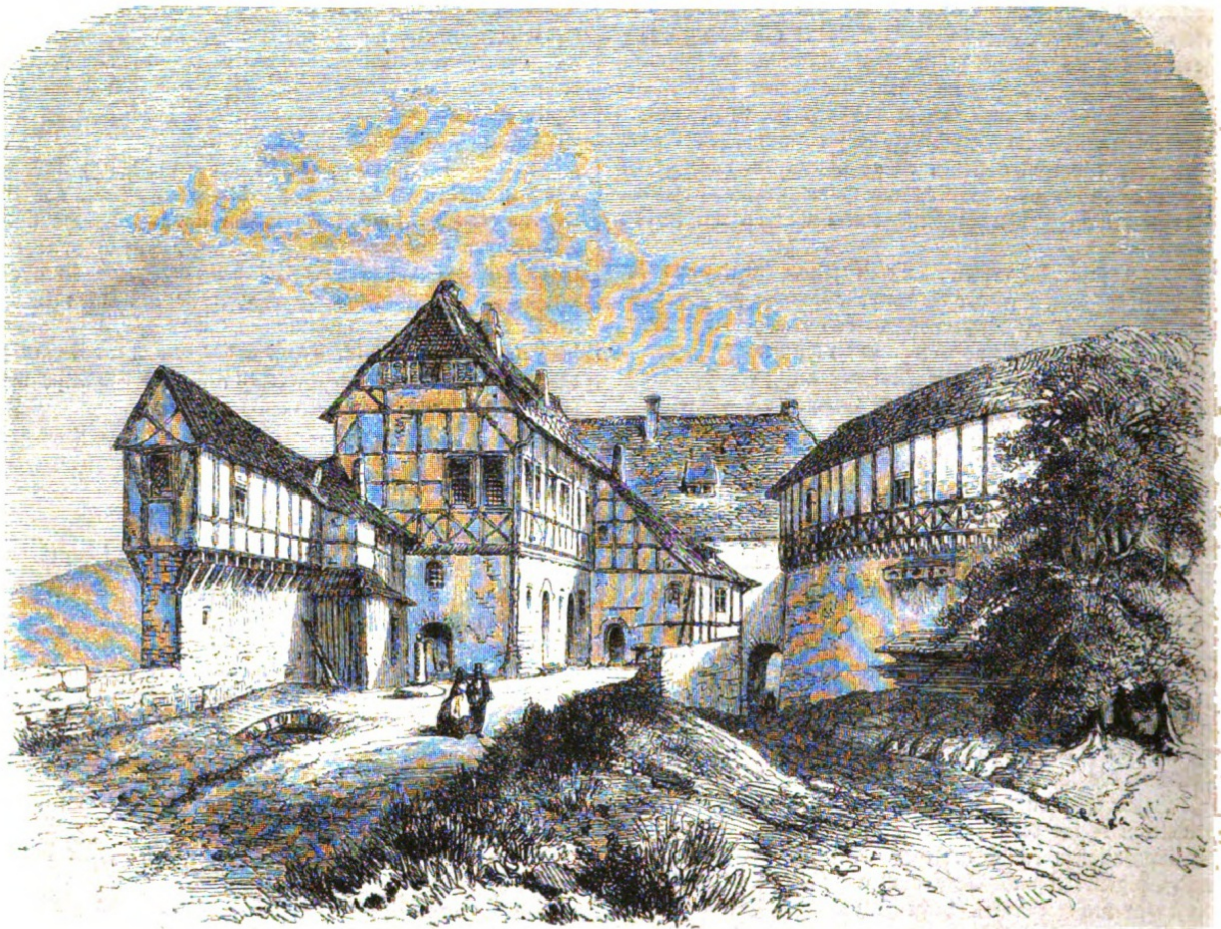
Ihre Gründung gleich, was für ein Stück mittelalterlichen Ritter- und Fürstenthums! „Wart, Berg, du sollst mir eine Burg werden!“ sagt Ludwig der Springer 1067 zu dem Berge, der ihm, während er auf Anstand liegt, in die Augen gefallen war. Gesagt, gethan; der Berg wird eine Burg, und als die Herren von Frankenstein den Springer anlagten: sie gehöre nicht ihm, weil der Berg ihnen gehöre, da läßt er in einer dunklen Nacht mächtig viel Erde von seinem schaumburger Gebiete in Körben auf den Berg tragen, und mit ihm stecken, laut dem Gebot Heinrich IV.,

am nächsten Tage zwölf Ritter ihre Schwerter in diese Erde und schwören gleich ihm: er stehe auf seinem Grund und Boden. Vor Jahren fand man in einem in den Felsen gehauenen Loch drei alte, halb von Rost zerfressene und mit einem Draht umwundene Schwerter. Man glaubt, es könnten die sein, bei denen jener dem Wortlaut nach richtige Eid geleistet worden, durch welchen Ludwig der Salier der rechtmäßige Herr des Berges und der Wartburg wurde.

Dann der Minnesang — wo kommt er plastischer und dramatischer zur Gestaltung, als im Sängerkrieg auf der Wartburg? Landgraf Hermann I. hat an seinem Hofe, den er auf der Wartburg hielt, nicht weniger als sechs Sänger. Einer, Heinrich von Osterdingen, ist ein Bürger von Eisenach, der Stadt, welche der Wartburg zu Füßen liegt. Die andern Sänger lieben ihn nicht sehr, weil er stets den Herzog

Leopold von Oesterreich, an dessen Hof er eine Zeit gelebt, vor dem thüringer Landgrafen preist. Es kommt zur ernstlichen poetischen Herausforderung, dermaßen ernst, daß festgesetzt wird, der Besiegte solle dem Strick verfallen. Osterdingen verliert und soll gehängt werden, flüchtete sich aber vor diesem wenig dichterischen Schicksal in den Schutz der Landgräfin und flehte diese, unter Versicherung, er sei nicht ehrlich besiegt, um die Vergünstigung an, den Magier und Sänger Klingsor aus Ungarn als Schiedsrichter herbeiholen zu dürfen. Ein Jahr später, 1207, erscheint er mit diesem Sangesmagus auf der Wartburg, der Streit wird friedlich gelöst, und mit dem Stern, dessen Aufgang in Ungarn Klingsor von Eisenach aus gewahrte, beginnt über der Wartburg das mythische Licht der deutschen Legende zu dämmern.

Elisabeth, die Tochter des Ungarnekönigs Andreas, ist dieser



Das Ritterhaus. Luther's Wohnung auf der Wartburg.

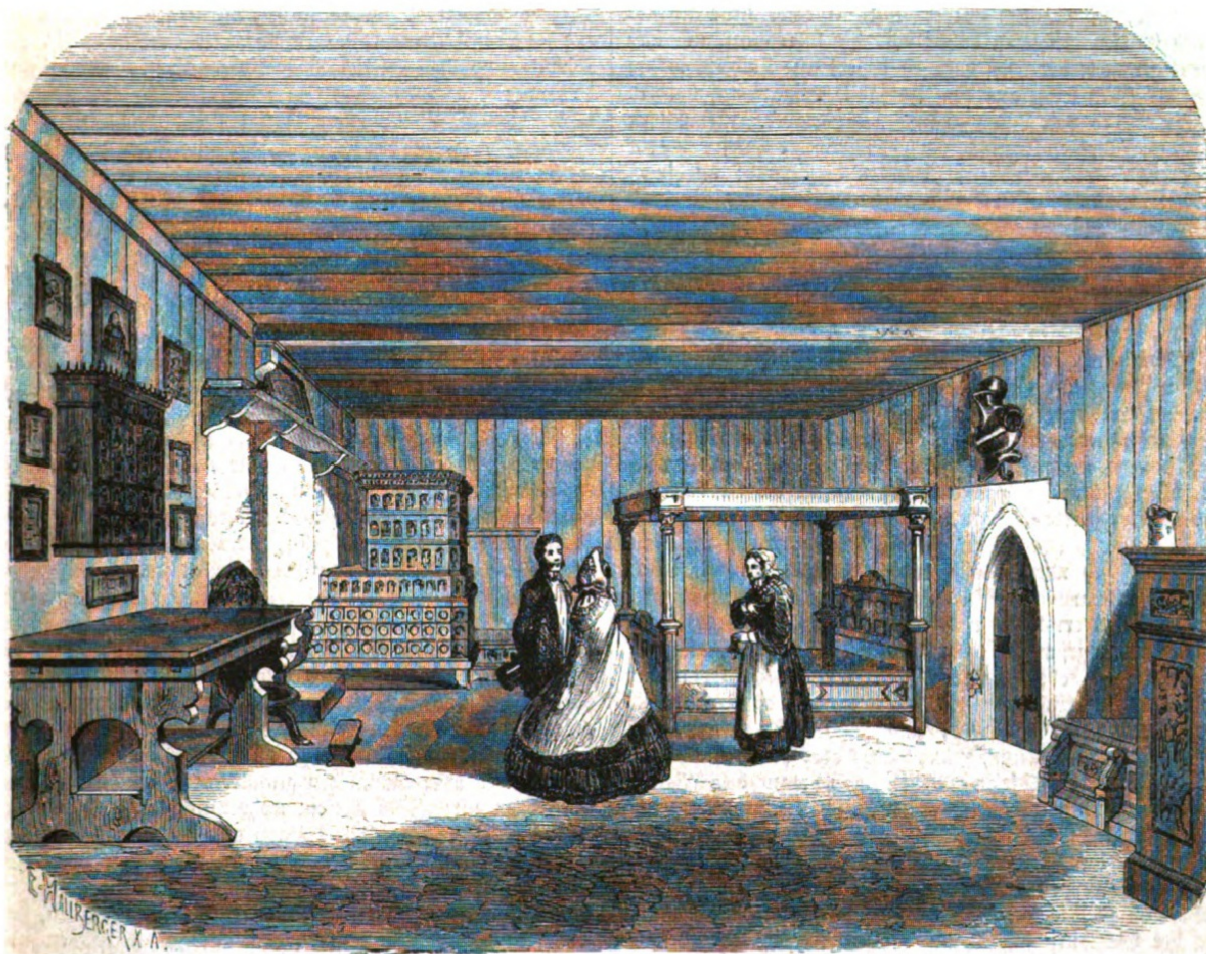
Stern, welcher, der Verkündigung Klingsor's nach, für Thüringen aufgeht. Den Landgrafen verlangt es nach dem fernen, gottbegnadeten Königskindchen, von welchem, da es kaum erst sprechen gelernt, schon die Mähr, es thue Wunder, von Land zu Land dringt, zur Braut für seinen zweiten Knaben Ludwig, der 1200 auf der Wartburg geboren worden. Eine feierliche Gesandtschaft zieht aus Thüringen nach Ungarn, ihr wird, vier Jahr alt, in einer silbernen Wiege die kleine Braut anvertraut. Wie Bruder und Schwester wachsen die Verlobten mit einander auf, halb noch Kinder werden sie Herrscher des Landes, sie lieben sich so, wie sie schön sind, sie sind so glücklich, wie sie fromm sind, und das will viel sagen. Es ist so recht die echtdeutsche Liebe innerhalb der Häuslichkeit, welche wir in diesem jungen Paare sehen: nach so vielen Jahrhunderten freut man sich jetzt noch an

dieser Herzensidylle in den Mauern einer Fürstenburg. Die Trauer, welche um ihr schnelles Ende her wallte wie ein blaßdüsteres Gewölk, trägt denselben gedämpften und sanften Charakter. Ludwig fühlt sich gedrängt das Kreuz zu nehmen, erreicht jedoch nicht das heilige Land; schon in Otranto jagte er auf dem Siechbett: „ich muß mit den weißen Tauben hinwegfliegen.“ Aus dem Ringe, den er Elisabeth beim Scheiden gegeben, spricht der Hyacinth: der fromme Ludwig ist todt, seine holde Elisabeth Wittwe. Bald auch Verfolgte und Vertriebene. Der Schwager will die Wittwe des Bruders nicht auf der Wartburg dulden. Sie, welche so Vielen Obdach gegeben, irrte nun obdachlos. Ihr, die so viel Gutes gethan, wird nur Undank. Dennoch murt sie nicht, lobte vielmehr Gott, und ist, kaum daß sie Neue sieht, zur Vergebung bereit. Aber die Welt will sie nicht länger,

nicht ihre Größe, nicht ihren Reichtum, sie will nicht wieder Fürstin werden, selbst nicht an des Vaters Hof, sie will Elisabeth sein, die Dienerin der Leidenden, den Armen gleich, vor Allem Gottes Magd. Und so stirbt sie, und Gertrud, ihr kleinstes Töchterchen, hört in der Ferne die Gloden, welche ihren Tod begleiten. Wunder geschehen an ihrem Grabe, Papst Gregor IX. spricht sie heilig, und Kaiser Friedrich II. hilft ihre Gebeine erheben, und krönt das todtte heilige Haupt mit der goldenen weltlichen Krone.

Wie hier die Glaubensherrlichkeit der römischen Weltreligion, so erblicken wir drei Jahrhunderte später auf der Wartburg die Reformation, diese Erhebung des deutschen Geistes gegen die geistliche Fremdherrschaft, personificirt durch Luther, welcher im Auftrage seines Landesherrn, Friedrich des Weisen, hieher in Sicherheit gebracht wird, nachdem er

auf dem Reichstag zu Worms Kaiser und Papst getrost. Es will dem Feuertopf nicht recht in den Sinn, sich vernünftig zu verbergen und den Sturm austoben zu lassen, bevor er sich wieder im Freien zeigt, es ist ihm unter dem Pseudonym des „Ritters Görg“ angst und bange, das Wamms ist ihm zu eng, es fehlt ihm an Luft, so viel ihrer „auf dem Berge bei Eisenach“ auch zu haben ist; es hilft ihm Nichts, daß „die Vögel lieblich auf den Bäumen singen und Gott Tag und Nacht loben“. Ihm ist's ganz anders zu Muthe als den Vögelein, recht kampfwild und zornheiß: mit dem Teufel hat er es so gut zu thun, wie mit seinen literarischen Widersachern; diesen wirft er Bücher, jenem gar das Dintenfaß an den Kopf. Den damaligen Sturm der Gemüther in Deutschland finden wir nirgends energischer zusammengedrängt und getreuer abgespiegelt, als in Luther's Gefangenzeit auf der Wartburg.



Wohnzimmer Luther's auf der Wartburg.

Die Epoche, wo, abermals nach drei Jahrhunderten, die deutsche Kraft sich dem Joch der Fremdwelt, nur diesesmal dem äußern, materiellen, entgegengebäumt hatte, um es zu sprengen und abzuschleudern, die Erhebung zu den Freiheitskriegen ist in der Bildergalerie der Wartburg durch die Burschenfahrt repräsentirt, welche 1817 dort die beiden Tage des 18. und 19. October feierte. Die gegenwärtige Phase des deutschen Lebens endlich, in welcher wir mit mehr Andacht in unsere Vergangenheit, und mit mehr bewußtem Willen, als uns sonst eigen, in unsere Zukunft schauen, finden wir durch die Restauration der Wartburg symbolisirt, welche, nachdem sie den jetzigen Großherzog von Weimar zwölf Jahre lang als Entwurf beschäftigt, von ihm 1847 dem Dr. Hugo v. Ritgen, damals Professor in Gießen, anvertraut wurde, und seitdem langsam aber sicher und

glücklich vorwärts geschritten ist. — In alle Einzelheiten derselben einzugehen, würde uns hier zu weit führen, begnügen wir uns daher mit flüchtigen Blicken auf einige Theile des Baues, indem wir dabei, wie wir bei unserer persönlichen Wanderung durch die Wartburg ebenfalls gethan, Herrn von Ritgen zum liebenswürdigen Cicerone nehmen.

Die Wartburg bestand, wie die meisten älteren großen Burgen, aus zwei gesonderten Haupttheilen: aus einer Vorburg und aus der eigentlichen Hofburg.

Die Vorburg umfaßte den Thorthurm, das Ritterhaus und einige Stallungen. Das Ritterhaus war Wohnung einiger Dienstmannen und bot auch noch Gelaß für fremde Ritter. Wahrscheinlich gedachte der Lannhäuser hier zu lagern, als er auf dem Wege nach der Wartburg am Hörjel-

berg vorüberritt, und diesen offen und an der Felsenpforte die Frau Venus sah. Umsonst warnte der getreue Edart, Frau Venus erschien gar zu schön und holdselig, und aus der Tiefe des Berges klang die Musik gar zu süß und verlockend, der Tannhäuser stieg ab, gab Frau Venus die Hand, und — auf die Wartburg, noch in's Ritterhaus, kam er nimmer, denn er sitzt noch zu dieser Stunde im Hörselberg, und wird dort sitzen bis zum jüngsten Tage.

Luther dagegen kam in's Ritterhaus, denn hier war seine „Insel Barthmos“, sein „Lustrevier“, seine „Einsiedelei“, seine „Vogelherberge“. Hier ist noch jetzt sein Stübchen zu sehen, allerdings nicht ganz so, wie er es verlassen hat, aber doch mit Ehrfurcht vor der Totalsfarbe restauriert. Der Tisch, an welchem er im Januar 1522 die Bibelübersetzung begann, ist bereits zwei- oder dreimal in Spanreliquien zer schnitten worden, aber dafür steht einer hier, an welchem Luther im Elternhause zu Möhra gegessen hat. Er wurde, gerade wie das Bett, in welchem Luther einst bei einer Reise auf der Burg Gleichen geschlafen haben soll, der Wartburg zum Geschenk gemacht; der Ofen dagegen besteht aus Kacheln, welche aus der Burg selbst aus dem Haufschutt ausgegraben wurden. Luther's Bild von Lukas Cranach, die Bilder seiner Eltern von dem jüngeren Cranach, ein eigenhändiger Brief von ihm unter Glas und Rahmen, schmücken die Wand; an einem kleinen Bücherschrein mit Bibeln hängt links die Grubenlampe von Luther's Vater und rechts die Gelbbüchse, welche Luther als Kurrentschüler zu Eisenach getragen. Ein Wallfischwirbel, der auf dem Boden liegt, soll Luther's Fußschmelz gewesen sein. An der Wand, nicht weit vom Ofen, befindet sich der berühmte sogenannte Dintensled.

Ohne uns noch länger im Ritterhause aufzuhalten, wenden wir uns der Hofburg zu. Den Abschluß zwischen ihr und der Vorburg bildeten drei Gebäude: rechts die „Dirniz“, links die „Kemenate“, oder die Wohnung der Landgräfinnen, und zwischen beiden eine zweite Thorhalle. Alle drei gehörten schon zur Hofburg und konnten gegen die Vorburg zu abgeschlossen werden.

Die Dirniz (auch Dorniz) war ein Gebäude, wie man im 14. Jahrhundert häufig baute, nämlich ein mit Felsen geheiztes Aestuarium (Wärmestube). Friedrich der Gebissene ließ sie 1319 errichten, und zwar an der Stelle, wo früher eine Kapelle gestanden. Die Dirniz hieß später auch der „Prinzenbau“ oder die „Hofstube“, und war wohllicher als das Landgrafenhaus, obgleich dieses das großartigste Gebäude der Hofburg war, und „das hohe Haus“, der „Palas“ (von Palatium, später Pfalz) oder das „Muschhaus“ genannt wurde. Diesen Namen gab man dem Palas, welcher auf den Burgen des 11. und 12. Jahrhunderts gewöhnlich die Ostseite einnahm, wenn der große Saal (Sol, Solarium) im zweiten Stock, zu dem man vom Hofraum aus direkt auf einer Freitreppe (den Gräben) hinaufstieg, nicht bloß zu Versammlungen und Festlichkeiten, sondern wie auf der Wartburg zugleich als Waffensaal diente.

Das Landgrafenhaus, von dem Gründer der Wartburg erbaut, hatte ursprünglich nur zwei Stockwerke. Im ersten befand sich in der Mitte der Speisesaal mit großem Herd, rechts das Zimmer der Frauen, links das der Männer, im zweiten das Geschäftszimmer des Landgrafen, noch heute das „Landgrafenzimmer“ genannt, und ein ziemlich geräumiger Saal, jetzt als der „Sängersaal“ bekannt. Als 1130 Ludwig I. durch Kaiser Lothar geführt worden war, machte die größere Hofhaltung ein drittes Stockwerk nötig, d. h. einen großen bis in das Dach hinaufgehenden Fest- und Waffensaal, der indessen 1317 vom Blitz zerstört, und durch Friedrich den Gebissenen allerdings hergestellt, aber doch bei Weitem nicht mit der früheren Pracht verziert wurde. Bei der neuen Restauration wird dieselbe nicht vermisst, besonders hat an der Decke die Skulptur in mystisch-moralischer Symbolik das Reichlichste geleistet.

Das Landgrafenzimmer ist mit sieben Freskobildern geschmückt, auf denen Professor Moriz v. Schmid Szenen aus

dem Leben der ersten Landgrafen darstellte. Im Sängersaal ist von demselben Künstler der Sängerkrieg gemalt worden, und zwar in dem Moment aufgefaßt, wo Niterdingen, den eben der Henker ergreifen will, sich zu den Füßen der Landgräfin wirft. Eine schmale erhöhte Bühne, durch eine offene Bogenstellung vom Saale getrennt, heißt die „Sängerslaube“, weil dort auf Steinbänken die Sänger saßen, bevor sie Einer nach dem Andern hervortraten, um zu singen. Dieser Raum ist durch den Maler Rudolph Hofmann aus Darmstadt in eine blühende, lichtdurchstrahlte Rosenlaube verwandelt worden, im Hintergrund sind auf einem Teppich Stellen aus den Liedern der Wartburgsänger geschrieben, und in den beiden Seidenborden von Rankenwerk sieht man die Sänger selbst.

Aus dem Sängersaale tritt man in die Elisabethengalerie, früher der Lieblingsaufenthalt der Frauen bei schönem Wetter, jetzt durch Schwind mit Freskobildern aus der Geschichte Elisabeth's verziert. Diese Galerie führt zur Kapelle.

Die Kemenate, welche früher nur ein Stockwerk hatte, zur Zeit der heiligen Elisabeth ein zweites erhielt, 1317 abbrannte und, durch Friedrich den Gebissenen wieder erbaut, das neue Haus hieß, dient jetzt der großherzoglichen Familie, wenn dieselbe die Wartburg besucht, zur Wohnung. Im Ritterhause wohnt der Architekt, der das Werk der Restauration mit unermüdetem Eifer verfolgt und einst des schönen Bewußtseins genießen wird, Deutschland die historische Wartburg idealisiert wiedergegeben zu haben.

Julius Moser.

Von

Moriz Hartmann.

Wir lesen in diesem Augenblicke viel von Festlichkeiten, welche in Deutschland und von in der Fremde lebenden Deutschen zur Feier Ludwig Uhland's veranstaltet werden. Die Deutschen ehren sich nur selber, indem sie das Andenken eines Mannes feiern, welcher die schönsten und besten Seiten des deutschen Volkscharakters, die poetischsten Reigungen des deutschen Gemüthes gewissermaßen verkörperte, und der in der Größe seiner Anspruchslosigkeit bei allen Tugenden, der Uneigennützigkeit bei allen Verdiensten sich den großen Meistern für Jugend und Zukunft anreihet. Aber die schönste Art der Feier, die wir den Todten angebeihen lassen können, ist und sei die Anerkennung der Lebenden. Und da denken wir bei Uhland, den man einmal den geläuterten Romantiker nannte, vor Allem an Julius Moser, welcher auf diesen Titel ebenfalls Ansprüche hat. Wie Uhland aus den verschwommenen Regionen der Novalis-Brentano'schen Romantik, aus ihren Nebeln heraustrat, um, ein größerer Romantiker als alle, die zu der sogenannten romantischen Schule gezählt wurden, sein Banner auf festen historischen Boden, auf wirklichen und realen volksthümlichen Grund, auf vaterländische Erde aufzupflanzen; wie er die wahrste Poesie im Rechte, in der Wahrheit, im Kampf für beide suchte und fand: gerade so löste sich Julius Moser, das Schönste aus dem „romantischen Lande“ mit sich entführend, von jener Richtung los, um sich nur von den gesunden Strömungen des Volkslebens den großen menschheitlichen Gedanken der Zukunft entgegenragen zu lassen. Sein Dentspruch paßt vortrefflich auf Uhland, aber er hätte ihn nicht aussprechen können, wenn er nicht ebenso gut zu seinem eigenen Wesen paßte:

Der Dichter wurzte tief in seinem Volke
Und rag' empor frisch als ein Tannenbaum;
Dann mag er brausen mit der Wetterwolke,
Mag er sich wiegen auf des Lenzes Traum:
Denn mit dem Weltgeist eins in jeder Regung,
Führt er des Daseins leiseste Bewegung.

Julius Moser gehört zu den Dichtern Deutschlands, welche Neigung und Charakter von der Tagespresse fern gehalten;

dich ist heutzutage ein Mangel, vielleicht eine Sünde, die das größte Talent büßen muß, und so kommt es, daß dieser Dichter, mit vielen seinen Liebern einer der populärsten Deutschlands, dem Namen nach im Publikum weniger bekannt ist als unzählige andere Schriftsteller, die ihm mit ihrem Talente, wie sehr es sich auch zu strecken sucht, nicht an die Knie reichen. Julius Moser hat Lieder gedichtet, die, wenn er sie nicht gedichtet hätte, nur Uhländ hätte hervorbringen können: ein solcher Dichter mußte populär werden. In der That werden Lieder, wie z. B.: „Bei Mantua in Banden, der treue Hoyer stand“ oder „Bei Warschau schwuren Tausend auf den Knien“, seit Jahrzehnten überall in Deutschland gesungen, aber wie vielen von den Singenden ist der Name Julius Moser unbekannt! Das ist allerdings weder ein Unglück noch ein Mangel an Ruhm; im Gegentheil ist es das Ehrenvollste, was einem Dichter geschehen kann, und ist es ein Schicksal, das Julius Moser mit vielen großen Bekannten und Unbekannten theilt, daß das Volk über ihren Werken sie und ihre Namen vergißt. Es gibt aber Gelegenheiten, welche die öffentlichen Organe nicht dürfen vorübergehen lassen, ohne solche Namen dem größeren Publikum wieder in's Gedächtnis zu rufen, und eine solche Gelegenheit ist uns die Subskription, welche auf die gesammelten Werke Julius Moser's eröffnet wurde und die bestimmt ist, die deutsche Nation um ein sehr schönes literarisches Monument zu bereichern, und dem Einzelnen für einen kleinen Preis einen wahren Hausschatz von Poesie zu liefern. Die zwölf Bände werden die sämtlichen Werke Julius Moser's enthalten, also eine ganze Reihe prachtvoller tief sinniger Tragödien, zum Theile Verherrlichungen der vaterländischen Geschichte, das urpoetische epische Gedicht „Ritter Wahn“, das in der deutschen Literatur in seiner Art einzig dasteht, das schwingvolle philosophische Epos „Abasver“, eine reiche Sammlung lyrischer Gedichte, unter denen viele zum Besten gehören, was die deutsche Lyrik überhaupt hervorgebracht hat, mehrere Bände der reizendsten und gemüthvollsten Novellen, in denen, als in echten Dichterwerken, der Idealismus sich auf dem Boden der Wirklichkeit gesund und schön entfaltet. Aber es ist hier nicht der Ort, eine Kritik oder auch nur entfernt andeutende Charakteristik der Moser'schen Werke zu geben; wir wollen nur eine kurze Notiz über ein einfaches, schönes, flectenloses, freilich leider von vielen Qualen heimgejuchtes, deutsches Dichterleben liefern.

Julius Moser, ein Sohn des Volkes, wurde am 8. Juli 1803 zu Marianau, einem Dorfe bei Delitzsch, im sächsischen Voigtlande geboren. Sein Vater, dessen Bildung über seine bürgerlichen Verhältnisse weit hinausging, gab ihm den ersten Unterricht in den Klassikern und brachte die größten Opfer, um die weitere Ausbildung seines reichbegabten Sohnes auf dem Gymnasium zu Plauen zu ermöglichen. Von Plauen ging Moser auf die Universität Jena, wo er zuletzt im Hause des Professors Zand wohnte, der ihm die freundlichste Zuneigung schenkte. Hier hatte Moser seinen ersten dichterischen Erfolg, und zwar einen Erfolg, der von Goethe sanktioniert wurde. Ein Gedicht, das er zur Jubelfeier des Großherzogs als Rektor Magnificus der Universität verfaßt hatte, erklärte Goethe für höchst gelungen, und ließ dreihundert Abzüge davon nach Weimar kommen. Der Großherzog ließ dem jungen Dichter die freundlichsten Zusicherungen für die Zukunft geben und ihm zwölf Dukaten einhändigen, welches Geld bestimmt war, in dem Leben des jungen Dichters eine schöne Rolle zu spielen. Manche Hoffnungen aber, die sich erfüllt hätten, wenn sein Freund und Beschützer in der Nähe geblieben wäre, wurden vereitelt, als dieser die Prinzessin Auguste auf längere Zeit nach Petersburg begleitete. Moser mußte sich jetzt mit seinen Hoffnungen und Plänen dem königreiche Sachsen, als seiner engern Heimat, zuwenden und daran denken, Leipzig als seine Landesuniversität zu beziehen. Bevor er sich aber auf's Neue in die Kollegien bannte, wollte er den feurigsten Wunsch seiner Jugend erfüllt sehen und eine größere Reise unternehmen. Dazu sollte ihm das sorgfältigste aufbewahrte Geschenk des Großherzogs dienen, das noch ei-

nen namhaften Zuschuß durch das Honorar für die Redaktion eines Theiles der Rosengarten'schen Gedichte erhielt, mit welcher ihn der Sohn des Dichters betraut hatte. Mitten unter diesen Vorbereitungen machte Moser die Bekanntschaft des Dr. August Kluge, der eben im Begriff war, zu seiner Ausbildung in den orientalischen Sprachen eine Reise nach Egypten zu unternehmen. Gemeinsames Studium der italienischen Sprache verband die beiden jungen Männer zu inniger Freundschaft, die darin ihren praktischen Ausdruck fand, daß sie ihre beiden Reisefassen verschmolzen, um die Reise nach Italien in gleicher Weise gemeinschaftlich anzutreten. Es ist bezeichnend für jene Zeit, in welche der Wilhelm Meister noch stark hineinwirkte, und in welcher man in Deutschland wenige höhere Interessen kannte als die Theaterinteressen, daß dieser Doktor Kluge in München seinen Plan plötzlich änderte, um sich nach Eichstädt zu einer Theatergesellschaft zu begeben und in einigen Rollen aufzutreten. Jenem Aufenthalte in München und den Erinnerungen daran dankten wir vielleicht jene jugendvolle, frische und poesievolle Novelle: „Das Undinenbild“, in welcher Jugend, Kunst, Begeisterung und die Poesie der Armut so schön zusammenweben. Moser ließ sich durch die Wilhelm Meister-Episoden nicht abhalten, und wanderte über die Alpen dem Lande seiner Sehnsucht zu. Er ging nach Verona, Mailand, nach dem Lago di Como und Lago Maggiore, dann über Pavia, Genua und Livorno nach Florenz, dann wieder von Livorno zu Schiffe nach Neapel, und von da endlich nach Rom. Hier fanden sich die Freunde wieder zusammen, um gemeinschaftlich im Vollgenusse der Kunstwelt zu schwelgen. Welcher Mensch von Sinn und Empfänglichkeit für die Schöpfungskraft der Menschheit, für die wunderbaren Mythen in den Entwickelungen der Weltgeschichte, hat dieses gelobte Land der Schönheit und der Geschichte, der Formen und des Gedankens jemals besucht, ohne sich bereichert, von Grund aus aufgewühlt, ohne sich um neue Anschauungen für sein Leben lang bereichert zu fühlen. Moser sagt es selbst: „Vom allerbedeutendsten Einfluß auf meine Weltanschauung war die Betrachtung des Schlachtfeldes, wo die alte Götter- und Völkervelt ihren Todeskampf gegen das siegende Christenthum gerungen hatte, so daß die beiden gewaltigsten Dämonen der Weltgeschichte, der Sensualismus und der Spiritualismus, fast verkörpert vor meine Seele traten, mir später gewissermaßen die beiden epischen Gedichte „Ritter Wahn“ und „Abasver“ in die Feder diktierten und mich lehrten, die Geschichte anzusehen als einen Kampf der Gegensätze, in welchem sich die ringenden Geister läutern und verklären, und so die höchste Aufgabe der Menschen hienieden darstellen und lösen... aus welcher Idee heraus sich später meine Tragödien konstruirten.“

Auf dem Rückwege von Rom über Florenz, Bologna, Padua, Venedig hatte Moser das Glück, die merkwürdige Volksfrage „Il cavaliere Senso“ aufzufinden, die ihm den Stoff zu dem Gedichte „Ritter Wahn“ lieferte. Die italienischen Erinnerungen mit der italienischen Sonne und der Liebe zu diesem herrlichen Lande spiegelten sich später in den Dramen „Otto III.“, „Rienzi“, „Die Bräute von Florenz“, — wohl auch in dem Roman „Der Kongreß von Verona“ und in der „Italienischen Novelle“.

Der junge patriotische Dichter, dessen Geist am Anblicke des Schönen und Großen gewachsen war, bedurfte, nachdem er sich in Triest von seinem Freunde getrennt und in die Heimat zurückgekehrt war, der schönen Erinnerungen und zur Nahrung seines Geistes der Vorräthe, die er mitgebracht, um das Leben in der Heimat nicht ganz und gar trostlos zu finden, um sich eine Welt aufzubauen, in welcher er die ihn umgebende vergessen konnte. Es war im Jahre 1826, dieser erbärmlichen Zeit, welche Genuß und Metternich glücklich zu Stande gebracht, in welcher bereits alle Keime der Erhebung von 1813 erstidt und Deutschland wieder in den Mutismus der Bedientenhaftigkeit versunken war. Moser flüchtete sich in das Märchen- und Ideenland seines „Ritter Wahn“

und hinter die Schneebedeckten Längengelände seiner Heimat. Mit Jögern und Jagen lehrte er in die wirkliche Welt zurück und bezog im Jahre 1827 die Universität Leipzig, wo er seine juristischen Studien unter so harten Entbehrungen, wie sie nun einmal deutschen Dichtern aufbewahrt sind, vollendete. Im Frühling 1828 machte er unter dem Jubel seiner vielen akademischen Freunde sein Examen, das er mit der höchsten Auszeichnung bestand. Aber was nützte der Jubel der Freunde, was diese höchste Auszeichnung, beide verschafften noch kein Brod. Zufällig kam der Gerichtsdirektor von Marianew, der Stadtschreiber aus Neutkirchen, nach Leipzig, und es wurde verabredet, daß Mosen das juristische Probejahr bei ihm bestehen sollte. Ostern 1828 ging Mosen nach Neutkirchen und „lernte mit gequälter Seele den juristischen Haarpfopf flechten“. Der Dichter nennt diese Zeit die härteste seines Lebens. Mit Dank erinnert er sich zwar der zuvorkommenden Freundschaft, die ihm damals von beinahe der ganzen Bürgerschaft zu Theil wurde, aber den grimmigen Bureautrathenhochmuth des Stadtschreibers konnte der Dichter des „Ritter Wahn“ nicht bändigen. Die Julirevolution weckte auch ihn, und da seine juristischen Probearbeiten in Dresden approbirt waren, riß er sich aus diesen beengenden Fesseln los und eilte nach Leipzig. Ambrosius Barth übernahm den Verlag des „Ritter Wahn“, während der Dichter schon mit dem Roman „Georg Benlot“ beschäftigt war, der 1831 bei Schumann erschien. Zugleich entstand eine Reihe lyrischer Gedichte, an deren Komposition sich des Dichters Jugendfreunde Franz Otto und August Schuster versuchten, die seitdem als Liederkomponisten einen guten Namen erlangten. Damals entstand auch das Lied von Andreas Hofer, das noch heute in den Tyrolerbergen wiederklängt und dort wohl nie verklungen wird. Um seinen Genius nicht zur nährenden Ruh zu machen, nahm Mosen die Anstellung als Gerichtsaktuar in Köhren bei Leipzig an, und der Himmel weiß, zwischen welchen prosaischen Prozeßakten dort seine Seele plötzlich den Altstaub von den Flügeln schüttelte, um sich zu dem herrlichen Siegesgesang der Besiegten „Bei Warschau schwuren“ zu erheben. Neben vielen andern lyrischen Gedichten entstanden dort, zwischen Aktenwurf und Staub, noch mehrere Novellen und das patriotische Schauspiel „Heinrich der Finkler“.

Trotz dieser poetischen Produktivität vernachlässigte der Dichter nicht seine Amtspflicht; im Gegentheil erfüllte er sie mit der größten Gewissenhaftigkeit und lud er sich mehr auf, als sonst ein Aktuar zu tragen pflegt. Dieses ward ihm zum Unheil, denn der Gerichtsdirektor benützte die Muße, die ihm der Fleiß seines Aktuars gewährte, um sich ganz seiner Leidenschaft hinzugeben, die zuletzt im Säuerwahnstinn endete. Um sich den aus diesen Verhältnissen entspringenden Unannehmlichkeiten zu entziehen, theils auch nach erweitertem Weltverkehre strebend, übersiedelte Julius Mosen im Jahre 1838 nach Dresden und ließ sich daselbst als Advokat nieder. — Irrthümlich berichtet das Konversationslexikon, daß er das Amt des Armenadvokaten bekleidete. Bald nach seiner Uebersiedelung führten ihm Glück und Liebe jenes treffliche Weib entgegen, welche jetzt seit vierzehn Jahren mit so großer Kraft und Treue, als Trösterin und Pflegerin, als ein gutes deutsches Weib an seinem schmerzlichen Krankenlager ausharrt. Häusliches Glück, Verührung mit bedeutenden Menschen, die Gegenwart einer guten Bühne regten den Dichter neben aller juristischen Beschäftigung im Laufe der nächsten Jahre zu einer sehr lebhaften poetischen Thätigkeit an. Im Laufe weniger Jahre entstanden das epische Gedicht „Ahasver“, die Tragödien „Otto III.“, „Die Bräute von Florenz“, „Der Sohn des Fürsten“, „Herzog Bernhard“, dann der historische Roman „Der Kongreß von Verona“ und endlich jene Novellen wie „Die blaue Blume“, „Das Heimweh“, welche in der Urania, dem damaligen Sammelplatze der besten Erscheinungen in der Novellistik veröffentlicht, jedesmal eine Art von Aufsehen erregten, wie das sonst bei einzelnen in Taschenbüchern erscheinenden Novellen nur sehr selten der Fall

ist. Während dieser Periode war es vorzugsweise, daß sich die Aufmerksamkeit der Gebildeten und Besten der Nation dem Dichter zuwandte, welcher selbst in der sächsischen Hauptstadt in einer Art von Einsamkeit und Zurückgezogenheit lebte, und die modernen Mittel, das Auge des Publikums auf sich zu lenken, verschmähte. Die Universität Jena sollte seinem reinen Kunststreben ihre Anerkennung durch Uebersendung des Doktordiploms, und in seinem stillen Hause vor der Stadt sammelten sich gerne die ausgezeichneten Männer, welche Dresden damals besaß: der Historienmaler Karl Bähr (von welchem das Porträt herrührt, nach welchem wir unsern Lesern das Bildniß des Dichters liefern), die beiden Mathematiker Peters und Snell, der Orientalist Hermann Brockhaus, der berühmte Architekt Semper, die ausgezeichneten Bildhauer Rietschel, Schmelzer und Andere. Auch aus der Ferne zogen nun an bedeutende Menschen heranzukommen, die sich dem Dichter verwandt fühlten oder ihm ihre Verehrung ausdrücken wollten. In der Sommerwohnung zu Strehlen sang Hoffmann von Fallersleben seine politischen Lieder, lehrten Ruge und Schermeier ein, ferner Geibel, Gutzkow, Herwegh, Alfred Meißner — Letzterer gewissermaßen als Abgesandter eines ganzen Kreises prager Poeten und Studenten, welche Julius Mosen zu den Männern ihrer begeistertsten Verehrung zählten, zu den Vorbildern, denen sie mit jugendlicher Pietät nachstrebten. Endlich — der Letzte, nicht der Geringste — lehrte hier auch Ludwig Uhland ein, der es fühlen mochte, wie nahe ihm der Verfasser des „Trompeters an der Kaspach“ verwandt sei.

Im Sommer 1844 erhielt der Dichter einen Besuch, der seinem Schicksale eine neue Wendung, seiner Thätigkeit ein neues Reich geben sollte. Es kam Adolph Stahr, der Mann mit der lebenswürdigen Bereitwilligkeit sich zu begeistern, der sich damals für die Anerkennung der neuern dramatischen Literatur begeisterte und bemühte, und den es deshalb zu Julius Mosen als einem der edelsten Vertreter desselben hinzog. Er entführte ihm sein Trauerspiel „Der Sohn des Fürsten“ nach Oldenburg, wo das Theater eben zum Hoftheater unter Intendanz des Barons von Gall erhoben worden. Mit diesem lehrte er im Sommer 1843 nach Dresden zurück, vertraute dem Dichter, daß der Großherzog von Oldenburg ihren Plan, einen Dramaturgen zu rufen, genehmigt und fragte an, ob, wenn die Wahl auf ihn fiel, er annehmen würde. Julius Mosen sagte zu, und folgte bald darauf einer Einladung nach Oldenburg zur Aufführung seines „Herzog Bernhard“. Der Dichter wurde von seinen Verehrern mit Begeisterung empfangen und noch vor seiner Rückreise zum Dramaturgen ernannt. Noch bevor er sein Amt antrat, verarbeitete er die Gedanken, die ihm die dresdener Bildergalerie eingebläst hatte, zu jenem inhaltsreichen Büchlein über die merkwürdige Sammlung, in dem er, wie in allen seinen andern Werken, seine tiefpoetische und philosophische Weltanschauung niederlegt, und das ein Führer ist, wie ihn wohl keine andere Bildergalerie besitzt. Dieser Führer beschränkt sich nicht darauf, Namen und Jahreszahlen zu nennen, Bilder zu beschreiben und Eigenthümlichkeit der Zeichnung und des Motivs hervorzuheben: er eröffnet tiefe Blicke in die Werkstatt des menschlichen Geistes, in die Geheimnisse der künstlerischen Konzeption, und entwirft den Zusammenhang des künstlerischen Individuums mit seiner Zeit, mit deren Seele und ihren Entwicklungen. Er zeigt auch hier die „beiden Dämonen“, die einander in der Geschichte überall gegenüberstehen.

Im Mai 1844 fand die Uebersiedelung mit Frau und Kindern nach Oldenburg Statt. Daselbst begann sofort ein neues Leben und die größte Thätigkeit für das Theater. Es hatte allen Anschein, daß sich in diesem entlegenen, in künstlerischer Beziehung wenig geachteten Winkel Deutschlands, unter der Leitung Julius Mosen's und der Beihilfe des geschmackvollen Barons von Gall und des ästhetisch so fein gebildeten Adolph Stahr, eine Theater-Epoche entwickeln werde, die sich mindestens mit der Immermann'schen würde verglei-

den lassen. Mojen brachte nicht nur die neuesten Dramen von Gutzkow, Laube, Prutz und Andern zur Aufführung: er brachte auch einen Zyklus von Vorstellungen deutscher Originaldramen zu Stande, welche den Kampf der Idee der Neuzeit mit der mittelalterlichen Tradition darstellen sollte, indem er vom Goethe'schen „Faust“ ausging und mit Lessing's „Nathan“ als Triumph der Humanität abschloß. — Man sieht, daß es sich hier nicht um eine Theaterdirektion handelt, die in system- und gedankenloser Buntheit nur ein Repertoire zur Füllung der Abende zusammenstopfelt, sondern daß hier die Idee die Direktion bildet, und daß die Bühne außerdem, daß sie moderne Talente aufzumuntern sucht, auch noch eine „moralische Anstalt“ im weitesten Sinne des

Wortes ist. Die günstige Konstellation wurde noch dadurch gefördert, daß der Großherzog ganz der Mann darnach war, eine solche Bühne zu begünstigen, es war ein erstaunlicher Fürst, dem auffallende Theaterdirektionen und das Ballet weniger zusagten, als eine Bühne, welche die höchsten menschlichen Ideen in edler, diesen Ideen allein entsprechender Einfachheit, in den Gestalten der erhabendsten Dichterwerke zur Anschauung brachte. Es ist charakteristisch für diesen Großherzog Friedrich August, daß der Nathan ein Repertoire- und sein Lieblingsstück war, denn sein ganzes Wesen wurzelte in dem Lessing'schen Humanitätsprinzip.

Aber diese Konstellation, die auf eine so schöne Zukunft deutete, sollte durch einen Unstern bald, nur zu bald gesprengt



Julius Mojen. Nach einem Bild von Karl Vahr.

werden. Adolph Stahr wanderte schon im Frühling 1845 nach Süden, um seine Gesundheit wieder herzustellen und sein klassisches Buch über Italien zu schreiben. Ein Jahr später wurde Baron Gall als Intendant des Hoftheaters nach Stuttgart berufen, und schon im Jahr 1846 stellten sich drohend und schmerzhaft die Symptome jener Krankheit ein, welche sich seitdem immer verschlimmerten, und nunmehr seit vielen Jahren den edlen Dichter zum bedauernswertesten Dulder machten. Noch hatte er in der letzten Zeit seiner schwindenden Gesundheit die letzte Kraft an sein Trauerspiel „Don Juan von Oesterreich“ und an die Sammlung seiner Novellen „Bilder im Moose“ gewandt, aber seitdem — wie sein „Ritter Wahn“ nach dem Ewigdauernden, wie sein „Ahas-

ver“ nach der Vergänglichkeit suchend, so irrte von jetzt durch mehrere Jahre der leidende Dichter von Heilquelle zu Heilquelle, von Arzt zu Arzt, nach Genesung strebend. Wir sehen ihn bald in Helgoland, bald im schwäbischen Wildbade, dann wieder in der Kaltwasserheilanstalt zu Lehen in Mecklenburg, und dann wieder bei den Ärzten in Berlin und Leipzig, und zweimal an der sonst so heilsam und gewaltig wirkenden Quelle zu Gastein in Oberösterreich — Alles vergebens. Unaufhaltjam schreitet die gräßliche Krankheit und lähmt Glied auf Glied, nur seinem frischen Geiste vermag sie keinen Funken zu rauben, und er sprüht immer auf's Neue auf, vorzugsweise wenn es gilt, einen Ruhm oder einen Schmerz des Vaterlandes zu feiern, wie noch vor Kurzem seine Ge-

bichte bei Gelegenheit des Fichte-Jubiläums und beim Tode Uhland's beweisen. Auf seinen unglückseligen und vergeblichen Irrfahrten nach Genesung mußte ihm wohl die Liebe und Ehrfurcht, mit der man ihm überall entgegenkam, ein Balsam sein; der Trost, der seinem Herzen aber zunächst geht, ist die treue Gegenwart seiner edlen Pflegerin und das Aufblühen zweier Söhne, die jetzt als Studenten an derselben Universität verweilen, wo ihr Vater seine ersten Triumphe gefeiert, und wo ihnen ihr Name manche Wege ebnen mag. Eine große Freude wurde dem Dichter, als ihm am letzten Weihnachtsfeste eine Deputation des oldenburger Turnvereins mit begeisterter Ansprache die erste Subskriptionsliste auf seine gesammelten Werke brachte und so die Hoffnung erregte, einen seiner Lieblingswünsche erfüllt zu sehen. Es ist die Pflicht der deutschen Nation, zur Verwirklichung dieser Hoffnung das Ihrige beizutragen, denn von Wenigen wie von ihm gilt sein eigener Denkpruch:

„Er wurzelt tief in seinem Volke
Und ragt empor frisch als ein Tannenbaum.“

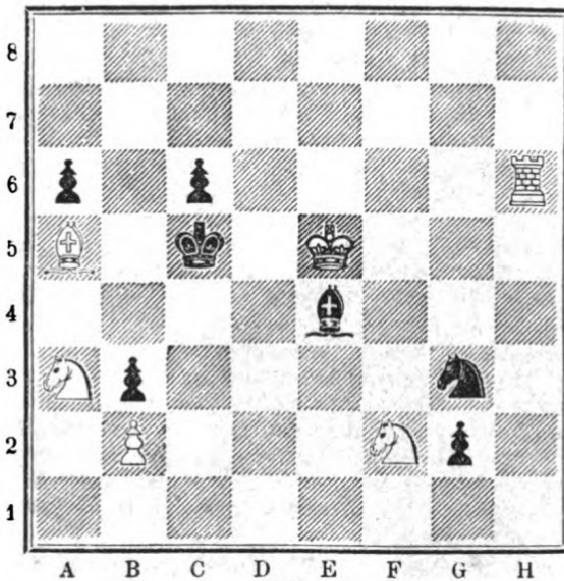
Schach.

Reizigt von Tufresne.

Aufgabe Nr. 6.

Von Herrn Grobdeumange.

Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auf dem Hühnerhofe.

Von

Karl Ruß.

1. Der Selbstherrscher der Haushennen.

Im Turnierplatz einer Tenne,
Auf dem Thron von Eichen, Scheitern
Sitzt in Anmuth Jungfrau Henne
Nichtend zwischen zweien Streitern.

Ad, es hat ihr prächtig Gackern,
Ihr jungfräulich sitzig Schreiten
Liebeskamm die beiden Wackern,
Die um ihren Preß nun streiten.

—?

Kann es für den Thier- und Naturfreund wohl ein interessanteres Bild geben, als das des Hühnerhofes? Mag dieser nur aus Haushühnern allein, oder aus den verschied-

densten Gattungen des Federviehes bestehen, immer bietet uns seine rege Mannigfaltigkeit eine Fülle solcher Genüsse, wie sie ein harmloses, empfängliches Menschenherz stets im befreundeten Umgange mit der Thierwelt findet.

Wir betrachten heute zunächst diese Welt im Alleinen, auf einem Bauernhofe. Da tritt uns Herr Kitzli so recht in seiner Würde, seinem Selbstbewußtsein und Stolz entgegen. Die untere Abbildung zeigt uns einen gar stattlichen Haushahn, der mit seiner Lieblingshenne sich's hier bequem gemacht hatte und nun, während sie noch sitzen bleibt, als wachsender Beschützer aller der Seinen sich auch nach dem Treiben der andern umsieht.

Wie mannigfaltig weiß er seine Empfindungen durch Laute und Geberden auszudrücken; das zärtliche Guckjen, mit dem er zu dem Lieblingsweibchen spricht, das laute Lütteltät, mit dem er sie alle zusammenruft, wenn er Federbüßen gefunden, das galante Gackern, wenn er, mit dem Flügel die Erde streifend, einer von ihnen die Kur macht, und vor Allem sein schallendes Krähen, mit dem er jede geringste Luftveränderung verkündet oder jubelnd den anbrechenden Morgen begrüßt. Wahrlich, unter den Vögeln ist er einer der geistig am höchsten begabten, und unter allen Hausthieren eines der dem Menschen am nächsten stehenden.

Unser Freund tritt jetzt zurück; sein stolzes Wesen hat sich wieder in das gemüthliche des liebevollen Ehemannes verwandelt, doch eben da er sich wieder neben der sehnstüchtig Gackernden niederlassen will — da, was müssen seine Ohren hören! Weithin durch die Morgenluft tönt das Krähen eines fremden Hahnes, und wenige Augenblicke nachher erscheint derselbe flügel Schlagend auf der Mauer. Ha! es ist der böse Nachbar, der ihm schon lange sein buntschönes Weibchen beneidet hat — aber wehe ihm! Stolz aufgerichtet kräht er ihm herausfordernd entgegen, und dann beginnt der Kampf auf Leben und Tod. Im vollen Laufe treffen sie zusammen, die aufgerichteten Halsfedern bilden gleichsam einen Schild, die Augen sprühen Feuer, und jeder sucht den andern niederzuschmettern, indem er mit gewaltigster Kraft gegen ihn anrennt. Nachdem der Kampf lange gedauert, beginnen die Kräfte abzunehmen, und dann und wann tritt eine kurze Ruhe ein. Mit gesenktem Haupte, aber zur Verteidigung und zum Angriff jederzeit bereit, stehen sie sich gegenüber und schöpfen wieder Athem. Dann pikt der Eine auch wohl ein Körnchen, gleichsam als wolle er den Andern verhöhnen, indem er zeigt, daß er mitten im Kampfe sich's noch schmecken lasse. Dafür kräht der Andere aber gar; doch da stürzt jener augenblicklich, von neuer Wuth entbrannt, auf ihn los und der Kampf beginnt desto erbitterter. Wenn dann endlich Füße und Flügel vor Mattigkeit nicht mehr weiter können, dann greifen sie erst zur letzten und furchtbaren Waffe. Hageldicht fallen die Schnabelhiebe, und bald triesen die Köpfe und Kämme vom Blute. Endlich verläßt den Eindringling der Muth; er wankt, weicht zurück, da erhält er noch einen tüchtigen Hieb und das heiße Gefecht ist entschieden. Mit gesenktem Kopf und Schwanz, geprügelten Federn und flehend erhobenen Flügeln läuft er davon, drückt sich in eine Ecke und bittet gradebnd um Mitleid.

Unser Held aber schöpft erst wieder Athem, dann schlägt er siegesfreudig in die Flügel, kräht seinen Hennen die stolze Siegesnachricht zu — und macht sich nun zur Verfolgung des Gefochtenen auf, von dem er nicht eher abläßt, als bis er aus den Grenzen des Gebietes vertrieben oder getödtet ist.

Nach der Annahme der meisten Naturkundigen stammen unsere Haushühner von dem in Ostindien einheimischen Vanikahuhn ab. Gleich den Tauben gibt es ihrer unendlich verschiedene Rassen, und die Liebhaber wissen mit ihnen eben solchen Luxus zu treiben als mit jenen. Die obere Abbildung zeigt zwei hamburger Prachthühner, welche zur Familie der Schleierhühner und zwar zu den sogenannten Polands gehören, welche in verschiedenen Farben bunt gepunktelt vorkommen und gewaltige, sehr schöne Federfalten tragen.

Unter den übrigen Hühnerfamilien sind die bemerkens-

wertheiten: das deutsche Landhuhn, das deutsche Kaulhuhn (ohne Schwanz), das thüringer Bausbäckchen, das Kochinchinahuhn, unter denen besonders die gelben sehr zu empfehlen sein sollen, das bereits erwähnte Schleierhuhn, dessen Unterassen: a) das Brabanter-, b) das Hauben-, c) das Erbecons: (Herzeleid: oder gespaltenes Herz-), d) das Houdanhuhn, e) die schwarze Weißstuppe und f) der Poland; ferner das Bosnierhuhn, das Malaien-, das belgische, das französische, das Dörting-, das spanische, das Mohren-, das Strupp-, das Seiden-, Woll-, Haar-, das Fasanen-, das Zwerg- (und Zwerg-Kaul-) Huhn und der Bantam.

Liebhaber und hühnerologische Vereine kennen noch eine Menge verschiedener Spielarten, unter denen die bemerkenswertheiten folgende sind: das Aleppo-, Sultan-, Elephanten-, Brabanter-, Albions- und holländische Huhn.

Alle diese Arten begatten sich meistens sehr gut unter einander, und gerade die Bastarde sind gewöhnlich zum Eierlegen sowie zu jeder anderen Ausnutzung die geeignetsten, indem sie oft die guten Eigenschaften beider Stammeltern vereinigen. Bei der Pflege der Hühner hat man wiederum vor Allem Reinlichkeit zu beachten; der Stall muß an jedem Morgen früh ausgekehrt und wöchentlich mindestens einmal gründlich reingemacht werden. Dieß geschieht, indem die Kester und alle Ecken mittelst einer Fleischschaufel ausgekloppt, dann mit trockener Holzasche ausgestäubt, hierauf mit einer dünnen Schicht trockenen Sandes bestreut und dann mit Stroh belegt werden. Ebenso lasse man die Eistangen häufig abwischen und die Wände abfehren und mit beseuchter Asche abreiben. Sollten die Hühner dennoch von Milben, Flöhen u. geplagt werden, so bestreiche man ihnen zuweilen die Köpfe und oberen Theile, wohin sie mit dem Schnabel nicht gelangen können, mit Leberthran. Für die Hühner, welche im geschlossenen und gar gepflasterten Hofraume gehalten werden, muß ein Sandhausen in einer Ecke angelegt werden, wo sie scharren und sich im Sande baden können, weil dieß beides zu ihrem Gedeihen unumgänglich nöthig ist.

Die Nester müssen immer im Halbdunkel stehen und sind am zweckmäßigsten Bretterkasten, welche etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß breit und $1\frac{1}{3}$ Fuß lang und mit trockenem Langstroh ausgelegt sind. Auf je drei bis vier Hennen rechne man ein Nest, weil sie beim Legen unter sich abwechseln, und in denselben lasse man ihnen zwei aus Holz gedrechselte und weiß gefärbte Nester liegen, weil sie dann gern stets in dasselbe Nest legen. Gern bringen die Hennen ihre Eier fort, in heimlich angelegte Nester; will man ein solches entdecken, so muß man das Huhn so lange einsperren, bis die Noth zum Legen drängt, und ihm dann nach dem spornstreichs aufgesuchten Plage folgen. Das sogenannte Ausführen der Hühner ist denselben durchaus schädlich. Will man das Fortlegen verhindern, so umzäune man das Hühnerhaus mit einem dichten Gitter und lasse die Hennen erst Nachmittags um 3 Uhr aus demselben in's Freie. Doch weit zweck- und naturgemäßer ist ein recht reinlicher Stall, mit freundlichen Nestern und dabei gute liebevolle Behandlung, dann legen die verständigen Hennen meist ganz von selber in die ihnen bestimmten Nester. Soll eine Henne bald brüten, so darf man nur in dem Legeneste fünf bis sechs Holzeier einige Tage liegen lassen.

Die zum Brüten bestimmten Eier dürfen nicht älter als 20 Tage sein. Will man möglichst viel Hennen erziehen, so wähle man von demselben Huhn stets die kleinsten Eier, und ermittle den sichersten Unterschied mit einer Wage; die schwersten geben umgekehrt fast regelmäßig Hähnen.

Die Nahrung der Hühner besteht in allerlei Getreide, Insekten und Würmern, und vielem Gras und grünem Kraut. Läßt man sie den Sommer über im Freien herumlaufen, so braucht man sie gar nicht zu füttern, ihnen höchstens des Abends etwas Getreide, Gerste, Weizen oder Mais und gekochte Kartoffeln zu geben. Im Winter füttere man die Kartoffeln lauwarm und gebe ihnen soviel Hafer, abwechselnd mit andern Körnern, als sie fressen wollen. Für reines Wasser muß man immer sorgen und im Winter auch für Sand,

unter dem Kalkbörchen, Eier- oder Schneidenschalenstückchen sich befinden, weil sie den Kalk, aus dem auch die letzteren bestehen, für ihre eigenen Eierschalen brauchen und sonst, besonders wenn sie fett sind, leicht Windeier legen.

Herr Dr. Otto Dammar lenkt in Rossmäpser's schönem naturwissenschaftlichen Volksblatt „Aus der Heimat“ 1862 die Aufmerksamkeit auf einen Umstand, der bei der Hühnerzucht von außerordentlich günstigen Folgen sein muß. Das Huhn ist nämlich bei seiner Ernährung wesentlich auch auf animalische Nahrung hingewiesen; im Sommer hat es deren vollauf an Herbivoren aller Art, im Winter dagegen ist die Ernährung selbst bei reichlichster Körnerkost keine naturgemäße, und deshalb legen sogar die in warmen Ställen gehaltenen Hennen dann meistens doch keine Eier. Da hat man denn der Natur das Geheimniß abgelauscht, und erfährt nun den Hühnern die ihnen nöthige Nahrung. So hat Jemand seine Hennen mit gehacktem Pferdefleisch gefüttert und gegen 300 Eier jährlich von jeder einzelnen erhalten, während man sonst die höchste Production eines Huhnes auf etwa 100 Eier im Jahre rechnet. Auf großen Gütern u. s. w. dürfte daher eine solche Fleischfütterung sehr rathsam sein; dasselbe wird gekocht oder roh in etwa erbsengroße Würfel gehackt und mit dem Körnerfutter zusammen gegeben. Fleisch allein macht die Hühner bald krank. In kleineren Wirtschaften rathe ich im Winter alle Fleischabgänge, Knorpel u. für die Hennen zu verwenden und kann es aus Erfahrung bestätigen, daß sie dann sehr fleißig legen. Die auf geschlossenen Höfen gehaltenen Hühner muß man im Sommer auch möglichst oft mit grünem Kraut, Salat-, Kohl-, Rüben- u. Abgängen, Obstschalen, Klee oder Anderem versehen.

Die jungen Hühnen werden am besten mit einer Mischung gefüttert, welche aus getrocknetem und feingestoßenem Roggen- und Weizenbrod und etwa $\frac{1}{3}$ Weizenkleie besteht, und mit Wasser angefeuchtet gerührt wird. Auch ein wenig gekochtes gehacktes Fleisch oder Ei kann man hinzusetzen. Oft werden die Küchlein auch mit Buchweizengrütze aufgezogen und gedeihen dabei sehr gut. Später gibt man ihnen gekochte Kartoffeln und Weizen, dieser wird jedoch anfangs in heißem Wasser gebrüht oder in kaltem 24 Stunden lang aufgeweicht. Vor Kälte und Nässe sind die Küchlein sehr zu bewahren, doch das thut eine gute Glucke ja von selbst — bei einer schlechten verberben sie meistens aber so wie so.

Auf dem Lande verwendet man oft Kapannen oder gar Hähne zum Brüten, und beide sind durch Ausdauer wohl dahin zu bringen, wenn man ihnen die Füße und Flügel bindet, sie erst mehrere Tage auf Holzeiern sitzen läßt und ihnen später wirklich unterlegt, wenn sie sich nicht mehr ungeberdig stellen. Sie führen dann ihre Pfleglinge mit außerordentlicher Sorgfalt.

Die zur Mastung bestimmten Hähnen wie auch Hennen werden zu Kapannen und Poularden verschnitten; sie wachsen dann sehr schnell, werden sehr fett und behalten immer zartes weiches Fleisch.

Die Kunst, Hühnen in Brutöfen auszubrüten und ohne Glucke zu erziehen, ist eine sehr alte. In Egypten und China war sie schon vor Jahrtausenden bekannt, und noch heutigen Tages werden dort jährlich viele Millionen Eier so ausgebrütet. Bei uns ist diese vortheilhafte Methode in neuerer Zeit ebenfalls sehr in Gebrauch gekommen. Den vortheilhaftesten weil naturgemäßen Brutofen hat Jos. Cantele in England konstruirt. Derselbe besteht aus einer Glasplatte, über welche fortwährend Wasser von 33 Grad R. fließt, und unter der die Eier auf mit Matten bedeckten Böden liegen. Die Eier werden täglich einige Minuten, dem Fressen der Henne entsprechend, ausgeküht, behutsam alle acht Stunden umgedreht, und mit einem in lauwarmes Wasser getauchten Schwämme befeuchtet. Das Waijenhaus besteht aus einem Kasten, an dessen oberen Boden horizontale Glasröhren befestigt sind, durch welche ebenfalls warmes Wasser läuft, und zwischen denen die Küchlein auf einem Brette stehen. Den ganzen Apparat deckt ein Teppich. — Auch an verschiedenen

Krankheiten leiden die Hühner, unter denen der Biss die bekannteste ist. Bei diesem bildet sich ein Hornhäutchen auf der Zunge, welches man vorsichtig mit einem Federmesser entfernen und dann dem Patienten ein Klümpchen Butter in den Hals stecken muß. Durch Reinlichkeit und gute Pflege werden die Hühner gewöhnlich gesund erhalten.

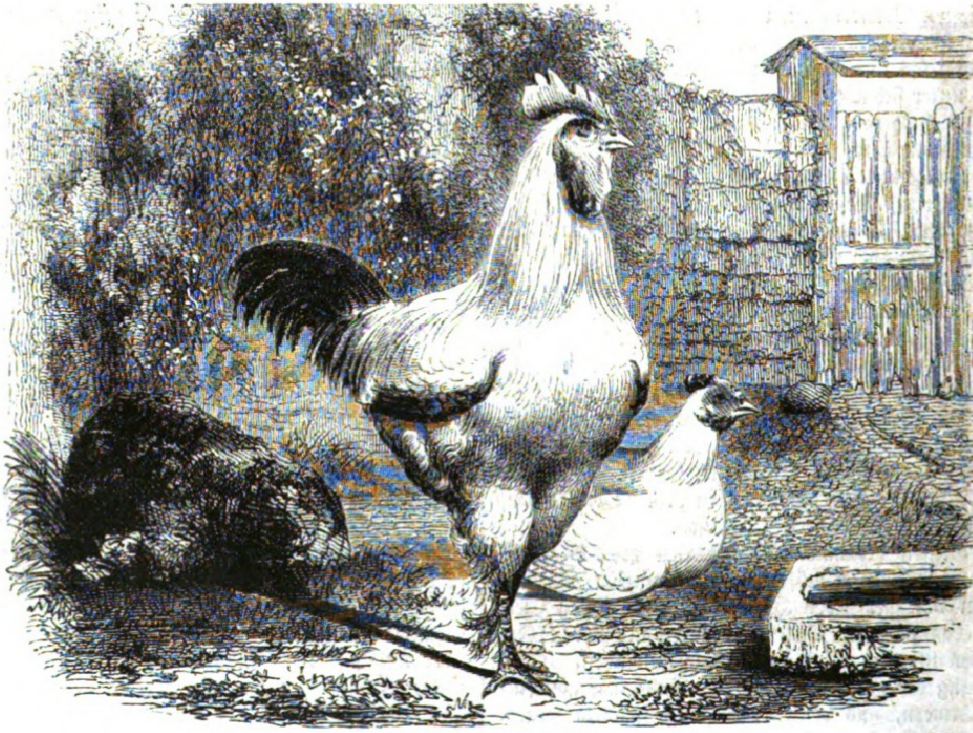
Die Hühner haben viele Feinde; Ratten fressen oft in einer Nacht sämtliche Kügel einer Glucke auf und wohl gar die Alte dazu. Wiesel, Missethäter und Marder thun dergleichen, und selbst die Haustage ver-
schmäht ein Küchlein nicht. Deshalb muß der Hühnerstall recht dicht gemacht und gegen all' das Raubgesindel für die Nacht geschützt werden. Bei Tage schlägt meistens



Hamburger Brachthühner.

der Hahn jeden Angriff tapfer zurück und bekämpft zuweilen sogar Habichte und Sperber. Die beiden letzteren Räuber muß man jedoch sorgsam fortzuschießen suchen, und ebenso den im Gebüsch lauern den Hauptmörder Fuchs. — Die Hahnenkämpfe sind bei vielen Völkern sehr beliebt und waren bereits in ältesten Zeiten als Volksschauspiel gebräuchlich. Ebenso hat der Hahn sogar zuweilen in der Weltgeschichte eine Rolle gespielt. Bei den Alten war er dem Kriegsgotte Mars geweiht. Eine seiner bedeutendsten Thaten ist die in der Seeschlacht am 1. Juni 1793, wo der Hahn des Admirals Ver-

telei durch seinen Heldennuth die Mannschaft des Linien-
schiffes Marlborough so anfeuerte, daß sie den Sieg erfocht.



Hausfahn mit seiner Henne.

Im gewöhnlichen Leben hat der Hahn eine böse Bedeutung; dieß kommt jedoch wohl von dem „rothen Hahn“ des Nordbrenners und von dem „gallischen Hahn“ her, der bei uns Deutschen nicht in besonderem Rufe steht. — Dann gibt es noch eine Menge Sprüchwörter, die sich auf den Hahn

und seine Hennen beziehen, z. B. Hahn im Korbe sein, zwei Hähne vertragen sich nicht auf einem Haufen, kluge Hennen legen auch in die Kessel, ein Hühnchen zusammen pflücken u. Der Sinn derselben ist wohl allgemein bekannt.

Die alte und neue Residenz in Bamberg.

Von
Dr. M. Stenglein.



Die alte Residenz in Bamberg.

In der Regel kommen die Eisenbahnzüge von Leipzig: Hof, Frankfurt-Würzburg, München-Nürnberg zur Mittagszeit in Bamberg an und machen ein halbes Stündchen Rast. Die Meisten benützen diesen Ruhepunkt, wenigstens den Domplatz zu besuchen, auf dem neben der majestätischen Kathedrale mit

ihren vier schlanken, himmelanstrebenden Thürmen auch die alte fürstbischöfliche Burg und ihr gegenüber die neue, im römischen Palaststyle erbaute Residenz steht. Von diesen drei merkwürdigen Bauten wird der ehemals ganz mit Ringmauern umschlossene Domberg eingefast.

Die Beschreibung des bamberger Domes erforderte zu einer genügenden Schilderung mehr Raum, als uns hier in dieser Bildumrahmung vergönnt ist, indem wir mehr unsern Blick der alten und neuen Residenz zuwenden wollen. Es genüge daher vorläufig den Reisenden zu wissen, daß der bamberger Dom in der Kunstgeschichte als eines der großartigsten Bauwerke romanischen Stils bekannt ist, im Jahre 1007—12 unter dem deutschen Kaiser Heinrich II. erbaut und von dem Patriarchen von Aquileja eingeweiht worden. Eine Feuersbrunst am Osterabend 1081 zerstörte den hintern Theil mit dem Peterschore, und dieser wurde erst unter dem berühmten Apostel der Pommer, dem heiligen Otto, Bischof von Bamberg, wieder in ursprünglicher Pracht und Herrlichkeit ausgerichtet, doch zeigen die hinteren Thürme im Vergleich mit den beiden anderen eine bemerkenswerthe Verschiedenheit. Der sogenannte Domtranz, ein Vorbau vor dem Georgschore, wurde später, im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, hinzugefügt, von dem aus bei festlichen Gelegenheiten dem Volke die kostbaren Reliquien des Domschatzes gezeigt wurden. Unterhalb desselben sieht man noch einen kleinen Bäderladen, er erinnert an die gemüthlichen Zeiten des frommen Krummsabes, wo jeder neugewählte Domherr hier nach glücklich vollzogener Wahl alles vorhandene Brod aufkaufen und den harrenden Kindern eine genussreiche Spende verabsorgen lassen mußte. Das Innere des herrlich gewölbten Tempels war im Verlaufe der Zeit durch die verschiedenartigsten Verunstaltungen arg heimge sucht, so daß der Kunstmäcen König Ludwig von Bayern mit großartiger Freigebigkeit die Mittel darbot, durch die beiden gemalten Baumeister Heidehoff in Nürnberg und Oberbaurath Gärtner in München den erhabenen Dom in den Jahren 1828—37 zu seiner ursprünglichen einfachen Erhabenheit wieder zurückzuführen.

Das in der Abbildung beigegebene Gebäude stellt die alte Burg, bei dem Volke gemeinhin „alte Hofhaltung“ genannt, vor, und ist ein sehr unregelmäßiges und durch große Hofräumlichkeit sehr weiträumiges Gebäude, indem es besonders an seinen Hinterbauten, die auf der Abbildung nicht sichtbar sind, einen großen, viereckigen Platz einnimmt. Die vordere Fassade ist aber durch sein Eingangsthor mit fast überladener Bildhauerarbeit merkwürdig. Der pracht- und kunstliebende Fürstbischof Veit von Würzburg ließ es um das Jahr 1571 aufführen, was der Erker mit seinem Ahnenwappen bezeugt. Das freiherrliche Wappen führt nämlich im goldenen Schild das links gekehrte Brustbild eines mit getheiltem silbernen Hals tragen schwarzgekleideten Mannes mit langem Barte. Er ist mit schwarzer ungarischer Mütze bedeckt, deren silberner Stulp vorne getheilt und hinten spitzig zuläuft, und an dem herabhängenden Zipfel der Mütze ist ein rother Stern angeheftet. Ueber dem Eingangsthor sieht man auch das Kaiserpaar Heinrich und Kunigunde, das Emblem des bamberger Domes auf ihren Händen tragend. Das Vordergebäude ist im Geschmacke des Baustyles des Predeman Bries gehalten. Sehr schön und zierlich ist auch eine steinerne Wendeltreppe, welche in die beiden oberen Stockwerke führt. An den beiden Enden des Vorderbaues standen zwei Kapellen, dem heiligen Andreas und der heiligen Katharina geweiht. Erstere, ganz nahe dem Dom zugelehrt, wurde schon lange eingestürzt und sieht man noch deutlich die Spuren einiger Strebe Pfeiler. Die Letztere, der neuen Residenz zugewendet, besteht zwar noch, und ist durch das gothische Fenster bemerkbar, aber seit mehreren Jahren dem gottesdienstlichen Zwecke entfremdet. In dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts benützte sie noch Herzog Wilhelm von Bayern als Hauskapelle, und ließ aus der neuen Residenz einen bedeckten Gang dahinführen, welcher nun abgebrochen, aber sein ehemaliges Dasein durch das zugemauerte Fenster an der neuen Residenz bekräftigt. Zu Fürstbischofs Zeiten diente die alte Residenz zur Wagenremise, Kutschmide, Wäuterei, zu mehreren Wohnungen der Hofbediensteten und zur Fürstenwache. Jetzt zeigt schon die noch vorhandene Wache an, daß das Gebäude militärischem Zwecke dient, und der weiträumige Hofstall die

Ferbe einer Chevaulegers-Éscadron aufgenommen hat. — An der Stelle, wo der alte Bau unter den Fürstbischöfen Philipp von Henneberg und Heinrich Groß von Trodau in den Jahren 1479—89 aufgeführt worden, dessen Hintergebäude mit Fachwerken sehr weiträumig sich erstreckte, stand die fürstbischöfliche ältere Pfalz, und hier geschah am 21. Juni 1208 der Frevel, daß Graf Otto von Wittelsbach den Kaiser Philipp ermordete.

Im Verlaufe der Zeiten fand man ungeachtet mancher Anbauten und mehrmaliger Bauverbesserung diese alte Burg oder Hofhaltung der Wohnung eines Fürsten nicht mehr entsprechend und beschloß die Aufführung eines ganz neuen Baues. Schon 1599 und 1606 waren an dem Platz, wo jetzt der prachtvolle neue Palast steht, für die Wohnung des Fürsten neue Gebäude errichtet worden. Unter dem Fürstbischöfe Johann Gottfried von Aschhausen wurde der Bau 1611 beendet. Er war nicht groß, hatte nur drei Stockwerke, und bestand größtentheils aus Fachwerken. Wegen des zu einfachen und eines Fürsten zu ärmlichen Ansehens ließ der baulustige Fürstbischof Lothar Franz von Schönborn, welcher zugleich Kurfürst von Mainz geworden, 1694 den ganzen Bau niederreißen, und an derselben Stelle einen prachtvollen Palast auführen. Im Jahre 1694 wurde noch der Grundstein zu der neuen Residenz gelegt, und die Ausführung dem kenntnißreichen und geschmackvollen Baumeister Leonhard Dingenhofer in der Art übergeben, daß 1695 mit ihm ein Hauptkford abgeschlossen wurde, nach dem er auf seine Gefahr den ganzen Bau übernehmen mußte. Leider ist diese großartige Residenz nur zur Hälfte vollendet, denn sie sollte aus einem Hauptbau (Mittelbau), zwei hervortretenden Seitenflügeln und mehreren Hintergebäuden bestehen. Ausgeführt ist nur der Seitenflügel gegen die Stadt zu, von dem Hauptbau die Hälfte, und ein großer Theil der Hintergebäude, zu denen einige der alten Gebäude benützt wurden. Der Hauptbau mit dem rechten Flügel ist drei Stockwerke hoch, und die äußere Fassade sehr geschmackvoll verziert. Wäre dieser Palast nach dem ursprünglichen Plane vollendet worden, würde er zu den vorzüglichsten Residenzen Deutschlands zu zählen sein. Höchst kunstreich und prächtvoll ist dennoch die innere Einrichtung und Verzierung der Säle und Zimmer, mit reichen Stuccaturarbeiten und Malereien. Mehr als 180 hohe Zimmer zählt die großartige Räumlichkeit. Die vorzüglichsten Freskogemälde finden sich im prachtvollen Kaisersaale. Eine schöne Hofkapelle ließ der Nachfolger Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn 1731 herstellen, aus welcher man unmittelbar in die ebenso umfassenden als reizend angelegten Gartenanlagen eintreten kann. Den größten Vorzug aber genießt die bamberger Residenz vor vielen anderen Deutschlands durch die unbeschreiblich reizende Fernsicht auf die allgemein gepriesene Umgebung der Stadt, so daß das bekannte Sprüchwort entstanden ist: „Wenn Nürnberg mein wäre, wollte ich es in Bamberg verzehren“. Historisch denkwürdig ist bei dem Anblick des rechten Seitenflügels, daß hier aus dem dritten Stockwerke sich am 1. Juni 1815 zwischen ein bis zwei Uhr Mittags der französische Marschall Alexander von Berthier, Schwiegersohn des Herzogs Wilhelm von Bayern, der hier residierte, sich hinabstürzte; da eben die ersten Russen in die Stadt eintraten. Noch werden auch die Zimmer im oberen Stode gezeigt, welche Kaiser Napoleon bewohnte, als er drei Tage dort weilte und Kriegsrath hielt für den Krieg gegen Preußen; ebenso das Cabinet, wo am 4. Dezember 1808 der Vater der jetzigen Kaiserin von Oesterreich, Herzog Maximilian, geboren wurde. Mehrere Monate weilten in dieser, jetzt auch mit herrlichen Möbeln reich ausgestatteten Residenz das bayerische Königspaar, und die erst kürzlich eingetroffenen Nachrichten aus München versichern, daß König Otto von Griechenland sich entschlossen habe, die bamberger Residenz zu seinem Sitze zu wählen.

Der Liebe Lohn.

(Fortsetzung.)

3.

Die Stube, welche Frau Thone zur Wohnung diente, hätte nicht die reiche Frau vermuthen lassen, welche sie nach der Meinung der Leute war. Die Möbel waren altmodisch und beschädigt, die Vorhänge von jener ungewissen Farbe, welche die letzte Wäsche als ein sagenhaftes Ereigniß bezeichnete.

Im Ganzen war das Aussehen ärmlich und vernachlässigt. Ein altes, auf drei Füßen stehendes Schreibbureau und ein Lehnstuhl mit halb abgerissenen schwarzem Lederbezug waren der einzige Luxus. Vor dem Schreibsekretär, der mit Papieren bedeckt war, saß Herr Jonas, und schrieb eifrig bei dem spärlichen Schine eines Talglichtes. Ihm gegenüber, von Zeit zu Zeit den Kopf nach ihm wendend, saß im Lehnstuhle Frau Thone. Ein graues Gewand von grobem dichtem Wollenzeuge bekleidete die hohe, und trotz des vorgeschrittenen Alters noch immer kräftige Gestalt. Das graue Haar, welches unter einer schwarzen Sammethaube zum Vorschein kam, war eben nicht sehr sorgfältig geordnet. Trotz der Lebensmüdigkeit, die sich in der Erscheinung der Frau wie in ihrer ganzen Umgebung ausdrückte, war doch wieder eine gewisse energische Spannung nicht zu verkennen, die noch auf einen bestimmten Lebenszweck hindeutete. Aus den Furchen des Gesichtes sprachen die Spuren der Leidenschaft, und die grauen Augen waren in ihrem Ausdruck ein Gemisch von Härte und Milde, von Energie und Hoffnungslosigkeit. „Trägt das Geld gute Prozente, Jonas?“ — „Habe nie schlechte Geschäfte gemacht, Frau Thone, ich sage Ihnen, mit diesen da mache ich einen Wurf, der Ihr Vermögen wenigstens um ein Dritteltheil vergrößert.“ — „Schön, schön, guter Jonas,“ versetzte Frau Thone mit einem Aufblitzen ihrer fast erloschenen Augen. „Wir haben viel, viel Geld, nicht wahr? Aber noch lange nicht genug, Jonas, um darin wühlen zu können... Das liebe bligende, feurige Gold, es kann Alles auf der Welt, nur nicht Herz und Hand von Schuld und Sünde rein waschen, das verfluchte Gold! O Gott!“ seufzte sie tief auf, ging zum Fenster und öffnete dasselbe, gleichsam um ihrem gepreßten Herzen Luft zu verschaffen. Darob mußte sie von Jonas arge Schelte hören, er hatte seine Arbeit eigens hiehergetragen, um in seiner Stube nicht heizen zu müssen, und sie öffnete auch noch das Fenster, daß man von Neuem würde Feuer anmachen müssen. — „Die Talgkerze rinnt vom Winde und wird jetzt eine Viertelstunde kürzer brennen, Sie werden noch Ihr ganzes Vermögen verprassen, halten Sie es zusammen. Wenn da vorne Alles verjuebelt ist,“ damit meinte er Herrn Neer, „dann werden sie zu Ihnen kommen, dann werden Sie auf einmal die liebe gute Tante sein, das heißt, wenn Sie Ihren Sädel recht weit aufmachen.“ — „Das wird nicht geschehen,“ antwortete Frau Thone, „Herr Neer, der Schwesterlohn meines seligen Herrn, befindet sich in blühenden Vermögensumständen.“ — „Aber er wird kommen, sage ich Ihnen, und die Stunde wird nicht mehr ferne sein. Er wird kommen, und Sie, Sie werden schwach genug sein, denen Ihr Hab und Gut zu geben, die in Ihrer Krankheit Sie nicht einmal besuchten, die Ihnen nicht eine Suppe hätten wärmen lassen, und auf deren spärliche Frage nach Ihrem Befinden ich als angenehmste Antwort gegeben hätte: „Der Herr sei ihr gnädig. Ich muß das Begräbniß besorgen.“ Und diesen werden Sie das Ihre geben.“ — „Nein, nein,“ erwiderte Frau Thone mit fast leidenschaftlicher Bestimmtheit, „keinen Heller sollen sie haben, und wenn sie darben sollten; sie sollen es nur versuchen, mir hatte das Schicksal auch keinen Schmerz erspart.“ — Jonas schien mit seiner Beschäftigung zu Ende zu sein, nahm den Mantel um, der über der Lehne eines Stuhles hing, setzte den abgeschabten

Quälerhut auf, und zündete eine kleine Handlaterne an. „Ich muß zur Post, dieses Palet,“ und hier zeigte er auf ein ziemlich bedeutendes, anscheinend mit Papieren angefülltes Konvolut. „Dieses Palet muß noch diese Nacht abgehen; die Aufwärterin ist schon fort, darum schließen Sie draußen hinter mir sogleich den Vorplatz ab, und dann diese Thüre. Lassen Sie Niemanden ein, rühren Sie mir nichts von diesen Papieren an, gehen Sie bald schlafen.“ — „Ich kann nicht schlafen,“ antwortete Frau Thone, und näher an ihn herantretend fragte sie mit halblauter Stimme: „Jonas, noch immer keine Nachricht?“ — „Nein, und abermals nein, nicht einmal eine Spur von ihm, geben Sie die Hoffnung auf. Demuth, Frau Thone, Ergebung! Gute Nacht.“ — Als Frau Thone sich allein sah, trat sie an das Fenster, hob die Arme zum Himmel, und sprach mit der vollsten Inbrunst ihrer Seele: „Gott der Gnade, so höre Du das Flehen meines Herzens! Sende Du mir die Menschenseele, die meinem Herzen den Frieden, meinen Nächten den Schlaf wieder geben kann. Dann rufe mich, dann bin ich ja gerne bereit zu gehen. Als Sühne bringe ich Dir vor Deinen Richterstuhl meine Seufzer, meine Thränen, Du bist ja allbarmherzig, wirst mir vergeben.“

Ihr Herz fühlte sich erleichtert, sie ging mit dem Lichte nach der Thüre, um abzuschließen, als Wild vor ihr stand. Derselbe war schon vor der Thüre des Vorplatzes, als Jonas herauskam, und hatte gerade noch Zeit, sich an die finstere Wand zu drücken, und wartete, bis der Alte die Treppe hinunter war. Als Frau Thone den fremden Mann erblickte, war sie bis zum Tode erschrocken, Wild suchte sie zu beruhigen, sie erkannte ihn auch. Wenn sie auch nicht mit ihm persönlich in Berührung gekommen war, so hatte sie ihn doch von ihren Fenstern aus schon oft gesehen. „Was wollen Sie denn?“ rebete sie den jungen Mann an. „Ich habe kein Geld, ich bekümmere mich nicht um Geschäfte, die gehen Jonas an, ich bin eine arme alte Frau, ich habe nichts, gar nichts.“ — „Ich habe nichts verlangt, Frau Thone, was Ihnen ein Recht gäbe, mir etwas abzuschlagen.“ — „Was denn also? Sprechen Sie aber nicht lange, das Sprechen Anderer greift mich an.“ — Nun gab der Commis eine Darlegung der Verhältnisse, wie wir sie bereits kennen, und verlangte schließlich für die Deckung der augenblicklichen Bedürfnisse vorläufig nur die Zusage für eine Summe von dreihunderttausend Thalern, indem er auch zugleich einen Plan zur Rückerstattung dieser Summe ihr vorlegte. „Bei Ihnen,“ schloß er, „würde ich ein empfängliches, theilnehmendes Herz und eine offene Hand finden.“ — „Ich will kein Herz für diese Welt haben,“ sagte die Frau, wie in langem festgewurzeltem Grolle, „Herr Neer ist ein verschwieblicher Mann, er trägt den Kopf gar zu hoch, mag er gedemüthigt werden. Nicht Allen ist es so leicht geworden wie Herrn Neer. Als ich und mein seliger Herr zusammen gingen, waren ein Tisch, zwei Stühle und ein ärmliches Lager unsere ganze Habe. Wir hatten Glück, ja wir wurden reich, aber welche Kämpfe, welche Entbehrungen hatte ich zu ertragen. Gott, Du allein weißt es. Nein, nein, ich habe kein Geld, ich kann nichts geben.“ — „Ich beschwöre Sie zu bedenken, Frau Thone.“ — „Warum mußte auch Herr Neer,“ fuhr die alte Frau fort, „Alles in so großen Verhältnissen anfangen. Herr Neer gehört zu denen, die am neuen Thurmbau zu Babel bauen. Es ist eine arge Zeit, der nichts mehr heilig, nichts mehr unerreichbar dünkt, die in Gebiete hinaufgreift, wo Gottes Geheimnisse wohnen und des Menschen Hand ein Frevel ist. Sie wollen Wind und Wogen gebieten, sie unterwühlen den Boden des Meeres, sie durchgraben Felsen und Berge, ja selbst die Gräber der Todten reißen sie auf, wenn sie ihren wahn sinnigen Plänen entgegen stehen. Das Menschenwerk erheben sie zu Gott, nur um an goldenen Tafeln zu schwelgen, um das liebe Ich auf faulen Lotterbetten zu pflegen, und darum ist Gold, Gold ihr Obem, ihr Glaube, ihre Seligkeit, Gold wird auch ihr Verderben sein.“ — „Und glauben Sie dann,“ rief Wild

voll ehler Begeisterung aus, daß diese tosenden, qualmenden Lebenszeichen so vieler tausend Maschinen und Fabriken, die Tag und Nacht durch das Land gehen, daß Millionen freie Hände ihre Kräfte in unablässigem Bemühen verbrauchen, nur um ihr Markt in die Schüssel eines Einzigen zu liefern? Derselbe Geist, der einst die gothischen Dome gebaut, regt sich in den Maschinen unserer Zeit. Nur das Bedürfnis ist veränderlich, aber das Ziel dasselbe." — Sie konnte ihn nicht mehr verstehen, es war eine neue Welt, es waren neue Ideen für sie, nur das fühlte sie, daß sie sehr alt war. „Doch ich muß zu Bett, darum gehen Sie, ich kann Herrn Meer unmöglich helfen.“ — Dieses „Unmöglich“ galt aber nicht für Wild. „Frau Thone,“ begann er von Neuem, „kennen Sie nicht den Verjücker des Menschenherzens, kennen Sie nicht die Sorge und die Noth? Die Welt nennt Sie hart und herzlos, nein, nein, Sie sind es nicht. O dieser Blick hat es mir gesagt, verbergen Sie es nicht, Sie haben ein Herz, und in diesem Herzen leimt das Erbarmen. Drängen Sie es nicht zurück, es ist so schön, besiegt zu werden, wo ein Federzug, ein Wort die Bürgschaft für das Glück so vieler werden kann.“ — Das starre Herz der Frau schien erschüttert, sie antwortete nichts, sie schien im Kampfe mit sich selbst, im Kampfe, der mit ihrer Frage endigte: „Ich müßte es Ihnen also gar schriftlich geben?“ — Flugs nahm der Commis von dem Schreibsekretär eines der dort umherliegenden Papiere; er entfaltete es um zu schreiben, und das Geschriebene von Frau Thone unterzeichnen zu lassen, aber was sah er? Sprachlos und unbeweglich starrte er das Papier an, es war ein Dokument, welches Alles aufhob, denn er wäre dort zu spät gekommen, es war der Kaufvertrag, von dem das Wohl und Wehe des Hauses und der Untergebenen desselben abhing. O jetzt wußte er, warum der Name des Käufers ein Geheimniß bleiben sollte, jetzt kannte er den, der umherschleichend das Geheimniß ertauscht und den Schurkenstreich gespielt hatte. Um seinem fanatischen Haß gegen alles Neue Genüge zu thun, um dem energischen Handeln des jungen Mannes ein unübersehbliches Hindernis zu bereiten, hatte sich Jonas kein Gewissen daraus gemacht, durch dieses Verfahren den Ruf, den Kredit, die Existenz des Herrn Meer auf das Spiel zu setzen. In demselben Augenblicke kehrte er von seinem Gange zurück. Mit einer Mischung von Wuth und Erstaunen sah er Wild Frau Thone gegenüber. Doch als Ersterer ihm das Papier, den Beweis seiner Schurkerei, vorhielt, verzerrten sich seine Züge zu einem freundlichen Lächeln, stellte er sich, als ob es sich hier um die einfachste Sache von der Welt handelte. Nach seiner Aeußerung habe er von der Krisis gewußt und wollte, um Herrn Meer vor ferneren Verlegenheiten zu bewahren, demselben morgen mit diesem Vertrage ein schwaches Zeichen seiner herzlichsten Zuneigung und Aufopferung übergeben. „So ist es, Herr Wild, so ist's,“ war der Schluß seiner Rede, „im Uebrigen begegnete mir Giffel unten an der Treppe und sagte mir, man suche Sie im ganzen Hause, Sie möchten schnell zu Ihrer Mutter kommen, aber schnell, es thut noth, sie hat einen schweren Fall gekriegt, man fürchtet für ihr Leben.“ — Mit dem Anse: „O, meine arme Mutter!“ sank der Sohn vernichtet auf einen Stuhl nieder, und wie von einer plötzlichen Erscheinung berührt, ergriff Frau Thone das Licht, trat näher zu ihm und sah ihn mit scharfen, brennenden Blicken an. „Sie haben noch eine Mutter?“ begann sie zu ihm in gedehntem Tone, „aber nein, nein,“ versetzte sie, sich abwendend, „der Name Wild... es ist nicht denkbar. Gehen, gehen Sie,“ drängte sie im nächsten Augenblicke wieder, „wenn nicht jeder Augenblick eine Last der Neue auf Sie wälzen soll.“ — „Ich kann, ich darf nicht,“ versetzte Wild, seinen Schmerz überwindend, „wir sind noch nicht zu Ende, Frau Thone.“ — Ein Moment der Ueberlegung, und die alte Frau reichte ihm das Papier, den Vertrag. „Hier nehmen Sie, die alte Thone bietet zu keiner Schurkerei ihre Hand, ich übertrage meine Rechte an diesem Vertrage auf Herrn Meer, und übernehme die vereinbarten

Zahlungen. Dagegen erwarte ich morgen von meinem Schwesterjohn die Vorschläge zur Dedung seiner Schulden an mich. Ihrem Herzen aber und Ihrer Jugend,“ damit legte sie die Hand auf Wild's rechte Schulter, „Ihnen weihe ich Dank und Segen.“ — „Dank, Dank, Frau Thone,“ stammelte der Sohn, „die Pflicht des Mannes, des Dieners ist erfüllt, jetzt ruft die Pflicht des Sohnes.“ Wild ging.

Als Jonas mit seiner Herrin allein war, kannte seine Wuth keine Grenzen. „Was haben Sie gethan?“ rief er. „Ihr halbes Vermögen haben Sie dahin gegeben, und zur Dedung werden Sie nichts als werthlose Papiere erhalten, Jammer und Elend wird als die Strafe des Himmels wieder über Sie kommen wie in jener Zeit. Und wenn er eines Tages vor Ihnen steht, er, für den wir sammeln und sparen, für den Sie allein noch leben...“ — „Erbarmen, Jonas!“ rief die Frau mit fast flehender Geberde, „ich Unsinnsige, die ich war. Jonas, schnell, schnell, rufe Er ihn zurück, ich will das Papier, mein Eigenthum, meine Ruhe, meine Hoffnung wieder haben.“ — Zu spät! Das Papier war bereits unter Wild's festem Verschluss und er selbst auf dem Wege zu seiner Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Des amerikanischen Krieges zweites Jahr.

Von

Arthur Schell.

Die polnischen Ereignisse haben das Interesse für den amerikanischen Krieg in den Hintergrund gedrängt, und nur noch auf dem Baumwollmarkt beschäftigt die Frage alle Gemüther oder alle Geldbeutel. Es war überdies momentan, wenn auch nicht Waffenstillstand, doch ein Intermezzo durch den Winter eingetreten. Als treuem Chronisten ziemt es uns indeß, noch einen Blick zurückzuwerfen.

Der Norden darf trotz seiner vielen Niederlagen doch nicht ganz unbefriedigt zurückschauen. Die Hälfte von Kentucky und Tennessee ist erobert, Südmissouri vom Feinde befreit, und dieser bis über den Arkansas zurückgeworfen; Westvirginien ist von den Konföderirten geläubert, Norfolk und Suffolk wieder genommen, die Küste von Nordcarolina gegen alle Angriffe des Feindes behauptet, Savannah hetmetisch versiegelt, Pensacolo und New-Orleans sammt dem ganzen Delta von Louisiana erobert und gesichert. Die Schlacht bei Fredericksburg schien freilich Alles auf's Spiel zu setzen, der Kampf bei Murfreesboro hat die Hoffnungen wieder gehoben. Immer und immer wieder müssen wir die kolossale Ausdauer, den Kriegsmuth der beiden Heere, vor Allem aber den des unionistischen rühmen, das trotz aller Niederlagen, trotz der schlechten Verpflegung, trotz Vertheidigung und Verrath mit frischer Energie in den Kampf geht. Die Schlacht bei Fredericksburg war eine der mörderischsten. General Burnside, sagt ein Berichterstatter aus dem Unionslager, hatte in der Nacht vom 10. auf den 11. Dezember die Vorbereitungen zum Uebersetzen seines Armeekorps über den Rappahannock vollendet. Ueber 140 Geschütze, theilweise vom schwersten Kaliber, waren in Position gebracht und bereit, ihr Feuer auf die in und bei Fredericksburg aufgestellten Rebellen zu eröffnen; Pontons zu den Brücken lagen am Ufer des Flusses bereit. Schon um 5 Uhr Morgens am Donnerstag (den 11. Dezember) wurde mit dem Bau von drei Brücken, Fredericksburg gegenüber, der Anfang gemacht. Der Feind leistete anfangs keinen Widerstand, als jedoch die Brücken fast zur Hälfte fertig waren, eröffneten die in den Häusern von Fredericksburg verborgenen feindlichen Scharfschützen ein mörderisches Feuer auf die Unionisten. Nachdem schon viele unserer Leute gefallen waren, befahl General Burnside die Stadt zu bombardiren, um den Hinterhalt des Feindes zu zerstören. Kurz nach 6 Uhr Morgens eröffneten sämmtliche Batterien ein

furchtbares Feuer auf Fredericksburg, welches bald an verschiedenen Plätzen brannte. Aber trotzdem die Kugeln in die Stadt regneten und die Bomben die Häuser derselben durch-

löcherten, hielten die feindlichen Scharfschützen tapfer aus, und General Burnside sah wohl ein, daß ohne einen kühnen Angriff auf die Stadt, wodurch man die Rebellen zu ver-



Der Angriff auf Fredericksburg.

treiben hoffte, der Bau der Brücken nicht vollendet werden konnte. Inzwischen hatte General Franklin einige Meilen unterhalb Fredericksburg gleichfalls den Bau dreier Brücken

begonnen, über welche er aber nicht früher zu marschieren beschloß, bis General Burnside gleichfalls zum Ueberschreiten des Flusses bereit sei. Während nun diese Kanonenboote,

welche etwa 15 Meilen stromabwärts lagen, Bomben auf die Südlichen warfen, ließ General Burnside noch 30 Kanonen in Position bringen, so daß am Nachmittage 176 Kanonen ihr Feuer auf die Stadt eröffnen konnten. Unterdeß war es mit dem Bauen der Pontonbrücken noch immer nicht besonders fortgeschritten. Die in Fredericksburg versteckten Scharfschützen unterhielten ein so heftiges und wohlgezieltes Feuer auf die Ingenieure, daß General Burnside sich genöthigt sah, unter dem Schutze des Pulverdampfes der Kanonade einen Theil des siebenten Michiganregimentes in Booten an's andere Ufer zu schicken, um die feindlichen Scharfschützen aus ihren Verstecken zu treiben. Die Expedition gelang vollkommen. Mit großer Tapferkeit griffen die Michigananer die feindlichen Scharfschützen an, die, nicht so muthig wie die Unionisten, sich langsam zurückzogen. Jetzt erst konnte der Bau der Brücken vollendet werden; 5 1/2 Uhr begannen die Föderalen im Sturmschritt über die Brücken zu marschiren, während General Franklin auf dem linken Flügel gleichfalls ein starkes Armeekorps über den Fluß setzte. Bis spät in die Nacht währte der Uebergang über den Fluß. Den ganzen 12. Dezember dauerte der Kampf und am 14. begann er von Neuem. Es war klar, daß die erste Hügelkette hinter der Stadt, auf welcher der Feind sich verschanzt hatte, nur durch einen Bajonnetangriff genommen werden konnte. Die french'sche und howard'sche Division, welchen diese Aufgabe zugetheilt war, rückten kurz vor Mittag unter einem heftigen Artilleriefeuer vor den Feind. Die feindliche Infanterie, welche hinter einer Steinschanze aufgestellt war, empfing die Unionisten mit einem furchtbaren Musketenfeuer, welches so heftig war, daß, obwohl unsere Leute mit der größten Tapferkeit kämpften und ihre Reihen, oft ganz niedergemäht durch das heftige Feuer der Konföderirten, sich immer wieder schlossen und gegen den wohlverschanzten Feind anrückten, sich dennoch, nachdem Tausende und aber Tausende bei diesem mißlungenen Versuche den Feind aus seinen Schanzen zu treiben unnützer Weise getödtet waren, das Zentrum der Unionisten auflöste und in Unordnung zurückfiel. Die Konföderirten hatten ihre Werke am 14. Dezember so weit ausgebehnt, daß Burnside über den Rappahannock zurückzuziehen sich genöthigt sah, was glücklich gelang. Der Verlust war kolossal. Der Kampf bei Mufreesboro erst konnte die gesunkenen Hoffnungen wieder auffrischen.

G o s l a r.

Von

Dr. Oldenberg.

Goslar als Reichsstadt ist das norddeutsche Seitenstück zu dem südl. gelegenen Nürnberg. Seine Ruhmesperiode versank nur fast ein Halbjahrtausend früher, es konnte deshalb weniger davon aufbewahren. Heinrich I. gründete die Stadt, und es weilten die sächsischen Kaiser von dem Finkler bis Lothar vorzugsweise in ihren Mauern.

Die höchste Blüte erreichte sie unter dem mächtigen Heinrich IV., der auch hier geboren ward. Damals führte Goslar den Titel: „Hochberühmter Sitz des Reiches.“ Auch ein Papst, Viktor II., war als Gast hier und weihte viele Kirchen.

Die meisten Reichstage hielt der sächsische Stamm in Goslar; auch Konrad III. und Friedrich Barbarossa thaten es; mit jenem von Werla, den man wohl dazu rechnen darf, einige zwanzig, von denen die wichtigsten Beschlüsse ausgingen.

Weithin gehörte der Grund und mit ihm der silberreiche Rammelsberg der Stadt, was zu ihrer schnellen Blüte wesentlich beitrug, aber das neue Glück und die neue Wissenschaft mangelte den Vätern, die angebrochenen Aern erschöpften sich, und es trat in der Neuzeit statt Gewinn ein jährliches Defizit von 1000 Thalern ein. So fand sich die Stadt veranlaßt, den rammelsberger Bergbau im Jahr 1820

der Kommunerbergverwaltung zu überlassen. Diese hat nun so schön operirt, daß jetzt oft jährlich bis 120,000 Thaler Ueberschuß erzielt werden, wovon Hannover 1/2 und Braunschweig 3/7 erhalten.

Wie groß die Macht von Goslar noch im Jahre 1500 war, zeigen die in jener Epoche vollendeten Neubauten der Stadtmauern und Thürme, welche letztere, bis 21 Fuß dick, für die damalige Zeit wahrhaft unbeflegbar zu nennen waren und noch jetzt so unverändert sind, daß man ihnen wohl noch ein tausendjähriges Leben zutrauen kann. Nur der Zweck ihres Daseins hat sich verändert; einige der Thürme sind zu Magazinen benützt, einige wurden Wirthshäuser, so der am Zwinger und vor allen der Paulsturm, von wo aus die Fernsicht entzückend ist; kein Fremder sollte sich diesen Genuß verlagern.

Daß bei den obwaltenden Umständen Goslar eine wahre Fundgrube für Alterthumsforscher ist und mancher Schatz davon noch unter dem Boden ruht, ist erklärlich. Der Sinn, die Antiken als echte Reliquien heilig zu halten, die Geschichte früherer Tage daraus zu lesen und sie eifrig zu sammeln, ist erst in der Neuzeit entstanden. Wenn solcher Geist anno 1818 in Goslar gewesen wäre, wie hätte man damals den Münster auf Abbruch verlaufen und wirklich niederreißen können?

Vor einem Jahre wurde die Hälfte der unvergleichlich schönen alten Häuserfront auf dem Markte in Asche gelegt. Ein Häuschen, leicht wie Papier, ist an seine Stelle gekommen. So schön als jung trotz der Jahre, wie der nordische Balder, steht nur noch das eine mittelalterliche Privathaus da, „Kaiserwerth.“

Als sich Goslars Bewohner von den schweren Zeiten, vor 1816, endlich erholt, da regte sich auch eine Erinnerungslust, sie gedachten der einstigen Größe und begannen in der geretteten Kapelle, dem Eingange des früheren Domes, 1824 seine Trümmer zu sammeln. Da sehen wir den von dem neuen Imperator mit andern Dingen zur Seine geführten und 1814 zurückgebrachten denkwürdigen „Crodo-Altar“, jedenfalls heidnischen Ursprungs, vielleicht aus Afrika stammend, und zu Blutopfern gebraucht.

Gleich unschätzbar sind die Alterthümer des Rathhauses; schon der Saal selbst ist einer Schatzkammer gleich. Wir finden Wachstafeln mit Bürgernamen; das alte Stadtrecht von 1397 in Plattdeutsch; ein Evangelienbuch vom zwölften Jahrhundert; eine Kredenztanne von Silber mit Gold, eine Meisterarbeit, u. d. d. Dazu die Schnitzwerke der Wände, jedes Feld anders gearbeitet. — Ein Franzose und der bekannte Forscher Dr. Krag von Hildesheim waren kürzlich mit Studien bei diesen Schätzen beschäftigt. Aber auch Private haben Sammlungen angelegt. So Herr E. Jentner, dessen Museum ehrende Erwähnung verdient. Schon vor zehn Jahren begann diese Sammlung, und ist seit drei Jahren in einem eigens dazu im mittelalterlichen Style ausgebauten Hause aufgestellt.

Mit dem Auftreten der Habsburger zog sich das politische Leben in Deutschland mehr dem Süden hin, wozu der Welthandel der Fugger und Welser, wie der schon im vierzehnten Jahrhundert gewonnene Seeplatz Triest das Ihrige beitrugen. Wie die Heinrichs für die Harzburg und Goslar, so lebten später die Habsburger, namentlich Max I. und Karl V., für Augsburg. Nur Wechsel und Wandel zeigt die Geschichte! Schon 1607 war Goslar, obwohl noch Reichs- und Hansestadt, so vergessen, daß Viehmarkt auf dem Kaiserbleete gehalten wurde, während Augsburg erst 1622 sein prachtvolles jetziges Rathhaus durch den berühmten Elias Holl vollenden ließ, um in dessen goldenem Saale die Fürstendversammlungen halten zu können.

Durch seine Lage in einem Kessel der Harzberge, von der großen Weltstraße entfernt, harrt Goslar einer neuen Anregung, während Augsburg an einen Kreuzpunkt der Bahnen gestellt ist, und durch seine Wasseradern zu Fabrikanlagen begünstigt wird.

Auch Goslar soll nun eine Zweigbahn und zwar nach

Vinenburg erhalten; viel wünschenswerther wäre die nach dem neuen Krüge zu gewesen; indeß ist man vergnügt, die Bewilligung zur ersten erlangt zu haben.

Der Name des Direktor Lampe ist in neuester Zeit mit Goslar eng verbunden, überall hört man von ihm reden, denn man hört allerwärts von Leuten, die ihre wiederhergestellte Gesundheit, ja ihr Leben, welches schon aufgegeben war, den Lampe'schen Dekokten verdanken, und ihm daher eine wohlverdiente Verehrung zollen. Selbst approbirte Ärzte und ihre Familien befanden sich unter den Leidenden, und diese Kuren sind nun, im jetzigen Wohnhause des Genannten, schon über zwölf Jahre im Gange.

Gegen 100 war die Zahl der Lampe'schen Gäste 1850, und wuchs stets, so daß sie 1859 schon 625, 1860 bereits 710, 1861 volle 903, und 1862, am 11. November, also lange vor dem Jahresende, 1149 betrug.

So tritt Goslar jetzt in die Reihe der bedeutendsten Kuranstalten, und dieser ganze Strom wird durch zwei Augen gelenkt! Wer sollte das nicht erkennen und würdigen? Was nun aber in neuesten Tagen zur Besprechung des Naturarztes besonders beitrug, war der Glücksstand, daß auch die hohe königliche Familie zu den Genesenen gehört; daß namentlich die durchlauchtige Königin zehn Jahre lang umsonst Hilfe gesucht und sie hier fand, und daß die königliche Familie hier Monate lang weilte und ihrem Helfer dankende Anerkennung zollte.

Das System unseres Naturarztes ist kein neues, sondern ein uraltes, zu der anfänglichen Heilmethode zurückführendes, durch glückliche Gaben und Instinkt geleitet. Die Mittel, welche Direktor Lampe anwendet, sind keine Geheimnisse, und bestehen in den einfachsten reinsten Wurzeln, Rinde- und Kräutereffenzen; auch Moose spielen darin eine Rolle, die verdünnt, aber in großen Massen genommen, sich dem Blute besser mittheilen. Eben so wichtig wie das Gebotene ist das Verbotene, um die Wirkung des Ersteren nicht zu stören. Also: strenge Diät!

Der Spruch: „Thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken!“ paßt auf Direktor Lampe nicht; denn er ist ein Vorbild im Befolgen seiner Rathschläge, dafür sieht man aber auch in ihm einen fast 69jährigen, jugendfrisch daherschreitenden Mann, mit ungemeiner Spannkraft des Körpers und des Geistes versehen, überall energisch auftretend, Alle im Laufe überholend, das höchste Alter versprechend, ein Mann im besten Sinn des Wortes, dem man schon deshalb Achtung zollen muß.

Kurz, ich kann mich nicht bezeichnender ausdrücken, als Alexander Rolfs in seinem Buche, 1859 bei Brüdner erschienen, betitelt: „Direktor Lampe und die Kräuterheilkunst in Goslar.“ Es heißt dort: „Wir können in der Lampe'schen Kurmethode eine aus glücklichem Instinkt und klarem Verstand ihres Urhebers hervorgegangene, durch Erfahrung ausgebildete, und mit einfachen natürlichen, völlig gefahrlosen Mitteln erzielte Heilweise anerkennen, die sich auf Grundwahrheiten der Physiologie und Pathologie ungezwungen zurückführen läßt, und als eine rationelle Kur gegen alle chronischen mannigfaltigen Leiden angesehen werden muß, die in Blutentmischung, Skropheln, Syphilis, Medizinvergiftung, Kräfte- und Flechtstoff etc., Erschlaffung der Gefäße bei überreiztem Nervenleben, Störungen, Leber-, Pfortader- und Hämorrhoidalkrankheiten etc. ihren Grund haben; und sollte auch wirklich der seltene Fall vorkommen, daß ein Patient nicht geheilt würde, so scheidet er ohne Medizinfrankheit von Goslar, denn er blieb verschont von den beliebten Stoffen der neueren Heilmethoden, Quecksilber, Jod, und überhaupt vom ganzen Magazine giftiger Metallsalze etc.“

Das Buch von Alexander Rolfs halte ich für eine der wichtigsten Erscheinungen der Neuzeit, dem Laien Aufschluß über die Medizin im Allgemeinen wie über Lampe's System im Besondern zu geben, und sollte keinem gebildeten Patienten mangeln, welche Kur er auch unternehmen wolle. Denn ohne Selbstprüfer zu sein, wird man überall in der Welt der

vom Kreisel gefaßten Feder gleichen und besonders, den Römer betreffend, auf bahlosem Meere irren; denn welcher Mentor könnte uns das erzählen, was uns die Erfahrung über uns selbst sagt?

Selbst dem rationalen Arzte, meine ich, gibt Rolfs wenn auch nichts Neues, doch erwünschte Repetitionen. Direktor Lampe nimmt nur solche als neue Gäste an, die ihm noch Hoffnung zur Genesung geben; denn daß ein nur noch mit halbem Lungenflügel Athmender auch hier nichts zu erwarten hat, versteht sich von selbst. Wie indeß der Mensch seine Aussichten oft an einen Strohhalbm knüpft, zeigt der Fall, daß kürzlich hier eine Kranke anlangte und am zweiten Tage starb, ohne nur die Kur beginnen zu können. Universalmittel gibt es nicht, und wenn Bäder ihre Wasser gegen fast Alles empfohlen, so antwortete darauf Dr. Gieseler: „Jeder Narr lobt seine Kappe!“

Weil nun dieß Jammerthal der Schmerzenskinder in Menge beherbergt, und die Fama in unsern Tagen laut und schnell genug posaut, ist es wohl kein Wunder, wenn Goslar nach und nach zum Wallfahrtsorte wurde und seine Straßen mit Fremden sich füllen werden, die das Volk hier „Lampianer“ nennt. Es ist durchschnittlich ein gut aussehendes, den bessern Ständen angehöriges Publikum, und kennzeichnet sich durch ruhigen gemächlichen Gang, wie durch schützende Ueberkleider. Dabei führt es, als Attribut, in den Herbstmonaten, wo nur noch einmal täglich im Garten getrunken wird, eine Weinflasche im Arme, darin ein braunes Lampe'sches Dekokt enthalten ist.

Der hohe Protektor des Direktor Lampe soll den Wunsch geäußert haben: zum Besten der Stadt und der vielen Leidenden die Kuranstalt zu erweitern, und dabei auch andere Kräfte herbeizuziehen.

Welche Antwort Direktor Lampe darauf gab, weiß ich nicht, ich hörte nur von ihm, daß er sein Geheimniß schriftlich niedergelegt habe. Also es wird nicht mit ihm sterben. Das genügt für's Erste.

Die beste Kurzeit ist der Sommer, doch waren noch im letzten September 102, und Oktober 55 neu eingeschrieben worden, darunter solche, die schon öfter gekommen.

Der Kurgarten ist zwar klein aber freundlich. In der Mitte steht auf 9 Fuß hoher Säule eine kleine Bronze-Reiterstatue des Königs, und etwas davon auf niedereren Säulen die Brustbilder des Herrscherpaares mit der Inschrift: „Zur Erinnerung an den 23. Juni 1862.“ Auch hier ist ein buntes Sprachengemisch, es wird durch ein gutes Orchester in eine Allen verständliche Harmonie aufgelöst.

Wenden wir uns nun noch einmal zu dem Arzte und seinen Patienten. Thatsache ist, daß selbst Napoleon III. den Naturarzt zu sich einlud, was jedoch von ihm abgelehnt wurde, es ist daher nicht unmöglich, den Kaiser hier zu sehen. Mindestens darf ich verbürgen, daß dieserhalb Unterhandlungen gepflogen wurden. Auch hohe Gäste aus Süddeutschland stehen in Aussicht. Die überraschenden Kuren haben Lampe's Ruf weit verbreitet. So viel Wege als die Seelenärzte zum Himmel bezeichnen, so viel geben die Doktoren zum Gesundwerden an. Der Allopath gießt Massen ein, der Homöopath das Millionstel eines Tropfens. Das Wasser wurde schon in eiskalten, lauwarmen und brühheißen Bädern außen appliziert und ebenso als innere Kur getrunken. Alle hatten ihre Erfolge. Der Eine machte so treffliche Kuren mit einem Glase heißen Wassers, nüchtern täglich genossen, als früher mit kaltem erzielt wurden. Ein Medikus verweist in den Grund der Hölle, was der andere als Universalmittel empfiehlt. Daher kam es denn auch, daß aus manchem Heilkünstler ein Nihilist wurde, der über seine eigenen Rezepte lachte, wie die Auguren über ihre Wahrsagekunst. Bevor nicht das System für die inneren Kuren so fest steht wie für die Theile, wo das kalte Eisen mithilft, werden Männer wie Direktor Lampe nicht zu beseitigen sein. Den Zeitpunkt hat also die gelehrte Medizin zu bestimmen, und glücklich Derjenige, welcher sich sein Schicksal

selbst diktiren kann. Wahnsinn wäre es, annehmen zu wollen, die Schule könne entbehrt werden; ich wollte nur darauf hindeuten, daß die Heilkunst durch Direktor Lampe zur anfänglichen Einfachheit zurückgeführt wurde, daß Erfolg für die Wahrheit seines Prinzips sprechen, und daß überall in der Welt die Wahrheit einfach ist.

Die gemüthlichen „Lampianer“ werden von den Einwohnern oft als wandelnde Geldsäcke betrachtet, und ziemlich ohne Ausnahme für reich gehalten; denn wie könnten sie sonst so theure Kuren machen? Doch ist nicht alles Gold was glänzt, und Freikuren gewährt Direktor Lampe in großen Mengen. Daneben steht jedoch fest, daß die Gäste mindestens 150,000 Thaler jährlich hier importiren müssen. Denn unter vier Wochen Kurzzeit wird kein Fremder angenommen. Es zeigt sich daher in Goslar ein sichtbar wachsender Wohlstand;

elegante Läden schließen sich auf, und alles zum Comfort Nöthige ist zu haben. Daneben vertheuert sich aber auch Alles, namentlich die Wohnungen. Die Spekulation warf sich schon früher auch auf Fabrikgeschäfte, so das Erzeugen von Farb- und chemischen Waaren. Die Spielkartenmanufaktur des Herrn Jäger dürfte die größte in Norddeutschland sein, sie beschäftigt einige 20 Personen und liefert elegante Arbeiten. Matten und Spirituosen werden auch im Großen bereitet; ebenso sind ausgedehnte Brauereien da, Nachfolger der einst so berühmten „Gosa“, die jedoch dem Lagerbier immer mehr weicht. Auf Hunderten von Platten und in ungezählten Abdrücken werden in der Brüdner'schen Kunsthandlung die Harzansichten gedruckt, über die halbe Welt verbreitet und von mindestens 500 auswärtigen Firmen verschlossen. Auch Gutfrow erwähnt dieses Etablissements in



Der Marktplatz in Goslar mit dem Kaiserwerth und Rathhaus.

seinen vorjährigen Reiseberichten. In der That fand ich mich bei Herrn Brüdner überrascht, denn es herrschte dort bei meinem Besuche ein reges Leben; „Lampianer“ schienen dort nach beendeter Kur eine förmliche Ausrüstung für die Heimat sich anzuschaffen: sie erstanden namentlich manche der dort erschienenen literarischen Werke über Lampe und dessen Heilanstalt. Den Schluß schien das nur hier zu beziehende „Lampe'sche Kräuter-Elisir“ zu bilden, welches den Patienten als Nachkur verordnet ist, und besonders als Magenleiden und Krämpfe stillend bezeichnet wird. Die Reiselust nach den schönen Harzbergen wird in dieser Anstalt nicht selten wach gerufen, denn die trefflichen Kunstblätter daselbst wie die mündlichen Rathschläge des Besitzers geben dazu vielfachen Anlaß. Man glaubt sich in diesem reichaffortirten Geschäft in eine große Stadt versetzt. Die neue Aera,

welcher Goslar durch die Schienenstraße und erhöhter Fremdenzahl entgegen zu sehen Aussicht hat, wird dann auch wohl noch interessantere Sachen von hier berichten lassen. Nehmen Sie für jetzt mit dem Vorliegenden vorlieb.

Eine päpstliche Prozession.

Von

Arnold Wirth.

Die päpstlichen Ceremonien in Rom sind für die meisten Fremden nichts als ein Schauspiel, das durch die Tradition einiges Interesse hat, dem aber kein tieferer Sinn zu Grunde



Kardinal Patrizi.

Kardinal Andrea.

Kardinal Antonelli.

Bisr. Mosir. Bisr. Krmuy,
griech. Bischof. armen. Bischof



Bisr. Cataldi,
Ceremonienmeister.

Schwertträger.

Papst Pius IX.

Pfaffer, Kommandant
der Schweizer Garde. Stabträger. Nobisgarde.



Ordensgenerale.

Gamerieres mit der Liara.

liegt. Das ist ein Irrthum. Wenn man sich die Mühe geben will, der Sache tiefer nachzuforschen, so wird man finden, daß im katholischen Kult nichts bloß ein Ergebnis des Zufalls ist.

Die Basilika von St. Peter ist auf den Katakomben erbaut, in denen der Tradition nach die Leiche der Apostelfürsten niedergelegt worden, nachdem er die Todesstrafe auf dem Mons Janiculus erduldet. Ihr Hauptaltar (der erste Altar der katholischen Christenheit) erhebt sich über dem Leichnam selbst; deshalb ist es nur dem Papst gestattet, dort die Messe zu zelebrieren. Auch geschieht dieß nur bei festlichen Gelegenheiten, aber dann mit der ganzen Pracht des römischen Kultes. Der Papst verläßt die Zimmer des Vatikans, und beliebt sich bei seinem Eintritt in die Basilika mit seinen priesterlichen Gewändern; darauf wird er auf die Sedia gestatoria (eine Nachahmung des Senatorenstuhls, auf dem Petrus im Hause des Rudens saß) gehoben, und von den zwölf Stuhlträgern des Hauses, die in rothe Tracht gehüllt sind, getragen. Die Straußenfedernsäcker (wieder eine Reminiscenz an die Senatoren) werden zu beiden Seiten geschwungen; die Offiziere der Hausgarde bilden die Eskorte; zur Rechten und zur Linken tragen die Hausprälaten das Dach, das mit den Schlüsseln von St. Peter gesückt ist.

Die großen Fächer, welche der Prozession etwas Orientalisches verleihen, waren im bürgerlichen Leben der Römer im Gebrauch, sie deuteten auf die Würde dessen, dem sie vorgetragen wurden; die Christen machten daraus ein Emblem geistlicher Würde. Die Sedia gestatoria ward ebenfalls vom Forum in die Basilika verpflanzt; sie wurde der curulische Sitz der Päpste. Man findet ähnliche Aufzüge, bei welchen eine Person ruhig inmitten einer sich bewegenden Masse bleibt, bei vielen Gebräuchen älterer und neuerer Völker, und man scheint stets mit dieser Ruhe in der Bewegung die Idee der Majestät verbunden zu haben.

Der Papst trägt einen geistlichen Ornat, welcher häufig in der Farbe, nie in der Form wechselt. Die Erstere richtet sich nach dem Feste. Auf seinem Haupte trägt er die Tiara oder die dreifache Krone, welche die päpstliche, kaiserliche und königliche Macht zu vereinigen scheint. Vor dem Papste gehen die Kardinäle, die Fürsten der römischen Kirche und die orientalischen Patriarchen; Jeder von den Letzteren trägt sein Nationalkostüm. Die katholische Kirche läßt bei der Einigkeit des Dogmas eine Verschiedenheit des Ritus zu, und die Armenier, Basilier, Syrier, Calpäer, Griechen und Maroniten bilden gleichsam einen Sternenzweig um die päpstliche Krone.

Zur Erinnerung an das Rom der Cäsaren hat der Senator von Rom seinen Platz vor dem Papste. Er geht in einem langen goldenen Rock, welcher von jungen Jagen getragen wird. Diese Stelle nimmt eine der adeligen römischen Familien ein. Die Prozession schließt mit den Ordensgeneralen der Dominikaner, Franziskaner, Karmeliter und Benediktiner; es ist gewissermaßen die Nachhut der Kirche, die Friedensarmee des Glaubens.

In dem Augenblicke, wo der Zug auf der Schwelle der Basilika erscheint, lassen die Trompeter der Nobelgarde, welche auf dem untern Ballon gerade über der Thüre aufgestellt sind, ihre Fanfaren ertönen, während die Sänger die Hymne «Tu es Petrus» intoniren. Dieser feierliche Eintritt des geistlichen Oberhirten und Königs in den ersten Tempel der Welt ist eines der imposantesten Schauspiele, die man sehen kann. Alles kommt hier zusammen, um einen überwältigenden Eindruck zu machen. Michel Angelo hat seinen Geist dem Ganzen ausgeprägt: denn wie er die gewaltigen Massen dieser Architektur in Harmonie gebracht, so hat er auch die Ordnung dieses Festzuges festgestellt, wie sie sich bis heute erhalten.

Wenn unser Bild auch nicht die Farbenpracht dieses Aufzuges noch die Stimmung wiedergeben kann, so hat es dagegen die gewissenhafteste Treue für sich; denn die Geistlichen selbst haben dem Künstler ihre Gewänder mit größter Zuver-

kommenheit überlassen, und der Papst behielt das Bild mehrere Tage in seinem Kabinete und belobte den Künstler in einer Privataudienz.

Briefe für das Volk

über

Runde des menschlichen Körpers und Gesundheitspflege.

Dritter Brief.

(Schluß.)

Die Folgen allzuenger Halsumstrickung sind Blutanhäufung im Gehirn und in den Lungen; die Augen röthen sich und quellen hervor; es tritt Kopfschmerz, Schwindel und Nasenbluten ein, und bei angestrengter Bewegung steht Schlagfluß zu befürchten, dieß um so mehr bei kurzhalfigen und tropfigen Personen. Wo also eine Halsbelleidung beliebt wird, muß sie die nöthige Weite und Weichheit haben; man trage sie, etwa Krankheiten ausgenommen, nicht im Haus oder im Schlaf, benütze im Sommer weiche baumwollene Stoffe, im Winter Seide. Pelzwerk ist nur vorübergehend bei strenger Kälte am Platz. — Man hat die enge Form unserer modernen Kleidung vielfältig getadelt; allein die Wandelbarkeit der Temperatur in unserem Klima und die Mäßigkeit, die unsere gesellschaftlichen Zustände fordern, schließen den weiten Faltenwurf der antiken und orientalischen Trachten aus. Die Kumpfumhüllung besteht bei uns aus mehreren Schichten, durch welche am besten für die Erreichung verschiedener Zwecke, Reinlichkeit, Erhaltung der Wärme und gehörige Ausbünstung gesorgt wird. Gehen wir dabei von Innen nach Außen. Die Einführung des Leibweißzeuges gehört unter die wichtigsten Revolutionen der Gesundheitspflege. Was zunächst auf der Haut liegt, Hemd, Unterbeinkleider, Strümpfe, soll die Ausbünstungen des Körpers aufnehmen und nicht zu reizend wirken, damit diese Ausbünstung keine übermäßige werde; man benütze daher für solche Gewandungen am liebsten nicht zu dicke Gewebe aus Flachs, Hanf oder Baumwolle, welche noch außerdem den Vortheil bieten, daß sie sich leicht waschen lassen. Das garibaldische rothwollene Hemd ist nicht empfehlenswerth; dagegen mögen in kalter Jahreszeit, die weniger zum Schwitzen veranlaßt, bei empfindlichen Konstitutionen und namentlich Frauenzimmern wollene Beinkleider und Strümpfe um der größeren Wärme willen gut am Platz sein. Die Leibwäsche soll um den Hals und an dem Ansatz der Arme und Beine nicht beengen, überhaupt von gehöriger Weite sein; auch muß das Hemd Morgens und Abends gewechselt werden, damit Geruch und Feuchtigkeit, die daran haften, verdunstet und nicht auf's Neue mit der Haut in Berührung kommen. Die weiteren Kleidungsschichten, Unterleichen, Weste, Hose, Rock, Paletot, Mantel haben den Zweck, die durch die Leibwäsche ausstrahlende Eigenwärme nicht mehr weiter zu leiten, und den innigern Contact mit der Atmosphäre und ihrer Feuchtigkeit abzuwehren; Stoff und Gewebsschichtigkeit müssen sich daher, den bereits angedeuteten Grundsätzen gemäß, nach den Jahreszeiten und der Witterung richten, wobei übrigens allzu rasche Uebergänge von leichter zu dichter Kleidung zu vermeiden sind. Zur Befestigung dienen, wo es thunlich ist, Tragbänder besser als gürtelartige Halter. Ueberhaupt ist es passender, sich an eine verhältnißmäßig leichte, als an eine zu massenhafte verwechsellende Kleidung zu gewöhnen; nur kleine Kinder, Greise, schwächliche Personen, Kranke, Reconvaleszenten und Frauenzimmer zu gewissen regelmäßig wiederkehrenden Zeiten machen von dieser Regel eine Ausnahme. Es versteht sich von selbst, daß durch die Kleidung die Freiheit der Bewegungen nicht gehemmt werden darf. Reinliche Haltung gereicht nicht bloß zur Zier, sondern ist auch ein für die Gesundheit sehr wichtiges Moment,

weßhalb man es am Rücken und Risten der Oberkleider nicht fehlen lassen sollte. Die Erwerbung getragener Kleider, die sich nicht waschen lassen, kann Anstodungstoffe, Krätzmilben u. s. w. übertragen. — Die Füße, als vorzugsweise aus knöchernen Stücken mit wenig Fett- und Weichtheilen bestehende Körperpartieen, denen das Blut erst nach langer Bahn zufließt, erkalten leicht, und bedürfen daher in unserem Klima eines kräftigen Schutzes gegen äußere Kälte und Feuchtigkeit; daher die doppelte Bekleidung durch Strümpfe und Lederwerk, das man nach Umständen auch noch mit Watte und Pelzwerk versieht. Schuhe und Stiefel müssen durch ihre Festigkeit dem Fuß einen Halt geben, dabei aber auch geschmeidig, wasserdicht, der Form nach nicht zu eng und nicht zu weit sein, den Füßen freien Spielraum lassen, und durch hohe Absätze das Gehen nicht erschweren. Vernachlässigung dieser Regel hat Schwielen, Hühneraugen, Frostbeulen zur Folge; auch kann Durchnässung oder Erfältung, insbesondere wenn sie gewohnte Fußschuße unterdrücken, ernstliche innere Krankheiten nach sich ziehen. — Der Schutz der Hände gegen Kälte wird gemeinlich durch Handschuhe von Leder, Wolle, Seide oder Pelzwerk vermittelt; doch muß die arbeitende Hand sich häufig genug dieses Vortheils begeben, und ist daher den Frostbeulen und Hautschunden weit mehr ausgesetzt, als der Fuß. Handschuhe bei kühler oder warmer Jahreszeit gehören in das Gebiet des Luxus.

Das Alter bedingt in der Kleidung bedeutende Modifikationen, und namentlich fordert das neugeborene Kind große Sorgfalt, ein Grundgesetz, der lange noch nicht die gehörige Würdigung gefunden hat, wie aus dem Umstand erhellt, daß von 100 neugeborenen Kindern nach Ablauf des ersten Jahres bereits 20 bis 25 wieder gestorben sind. Diese große Sterblichkeit spinn sich noch durch die ersten fünf Lebensjahre fort, so daß nach Ablauf derselben nur noch etwa ein Drittel sämmtlicher Neugeborenen sich am Leben befindet. An dieser ungeheuren Sterblichkeit ist neben der ungenügenden Ernährung bei den Armen größtentheils die Achtlosigkeit schuld, welche man den ordnungsmäßigen Wärmebeziehungen zu Theil werden läßt. Das neugeborene Kind kommt aus einem Medium von der Temperatur des menschlichen Blutes (32 Grad) und tritt, nackt und mit einer äußerst zarten Haut versehen, in eine viel kühlere Umgebung ein. Zwar treten die Lebensfunktionen alsbald mit großer Energie in Thätigkeit und entwickeln verhältnismäßig ein weit größeres Wärmemaß, als dieß bei Erwachsenen der Fall ist; dagegen findet bei einem kleinen Körper viel leichter eine Abkühlung Statt, und wer in den Kindern wirklich einen Segen Gottes, nicht bloß eine Last sieht, wird bemüht sein, diesen feindseligen Einfluß abzuwehren. Man muß daher möglichst die Kinderstube in einer Temperatur von 16 Graden halten, dabei für gehörige Lüftung Sorge tragen, und die Bettstelle in einer vom Ofen entfernten Richtung anbringen. An heißen Sommertagen dagegen, namentlich beim Herrschen der sogenannten Sommerbrechruhr der Kinder (welche 1859 während der Monate Juli und August bei einer höchsten Temperatur von 26 Grad in Wien allein 1222 Kinder unter einem Jahr, ungefähr 40 Procent der Gesamtsterblichkeit in dieser Periode, wegraffte) wird die Abkühlung des Zimmers von größter Wichtigkeit. Man öffne des Morgens so früh als möglich alle Thüren und Fenster der Wohnung, um die schwüle Nachtlust gegen die kühlere des Morgens auszutauschen. Bei höherem Sonnenstand schließe man Fensterläden, Fenster und Hausthüren und halte sie den ganzen Tag geschlossen. Ist das Kinderzimmer klein, so lasse man die Thüre desselben offen, um von innen die nöthige Lüfterneuerung zu unterhalten. Man begeht hier gewöhnlich den Fehler, daß man die Läden schließt, aber die Fenster offen läßt, um frische Luft zu gewinnen; man erhält aber auf diese Weise bei Tag nur die glühende Luft der Straße, welche auch die kühlere im Haus heiß macht. Beprengung des Fußbodens mit Wasser und Anbringung von Fontänen

selbst in der kleinen Form von Kinderspielwaaren trägt durch Verdunstung namhaft zur Abkühlung des Zimmers bei. Einige Stunden nach Sonnenuntergang öffne man Fenster und Läden wieder, und lasse bei größter Hitze einzelne Fenster in einem anstoßenden Gemach offen, wobei man jedoch Zugluft zu vermeiden hat. Was nun die Bekleidung des neugeborenen Kindes selber betrifft, so ist das Einwickeln des Bauches und der Füße mit weichen linnenen Bindeln ganz zweckmäßig, obschon man dabei jede Einschnürung vermeiden muß; auch das weiche linnene Hemdchen und baumwollene oder wollene Kleidchen darf nicht drücken; zu ihnen kommen ein langer wollener Leibrock, weiche Bettunterlagen und eine leichte Bettdecke. Im warmen Zimmer ist die Bedeckung des Kopfes unnöthig, sonst aber eine weitauschige, netzförmige Haube zweckmäßig. Dem Arm darf die freie Bewegung nicht gehindert werden; daher sind die einengenden Festschnitten für die Kinder eine große Qual und eine unverantwortliche Grausamkeit. Da der Säugling für seine Gesundheit der freien Luft ebenso gut bedarf als der Erwachsene, so sind die gewöhnlichen Traglössen, welche Arme und Brust freilassen, vollkommen am Platz, weil sie außer der Erwärmung auch dem Körper eine Stütze geben; doch darf man die sehr jungen Kinder an kalten Tagen nur kurze Zeit, bei einer Kälte von mehr als 2 Graden unter Null oder bei schneidenden Nord- und Nordostwinden gar nicht in's Freie bringen, während man sie bei milder günstiger Witterung den ganzen Tag draußen lassen kann. Unter allen Umständen ist theilweise oder völlige Entblößung im Freien wegen möglicher Erfältung zu vermeiden. Um die Verschmutzung der Kleidungsstücke zu verhüten, wird ein weicheleines, zu einem Dreieck zusammengelegtes und an seinem spitzigen Ende mit Bändern versehenes Tuch, den breiten Rand nach oben, die Spitze nach unten gefehrt, den Lenden untergebreitet, die seitlichen Zipfel nach vorne flach über einander gelegt, und die zwischen den Schenkeln hervorragende Spitze des Dreiecks nach oben geschlagen, wo man sie mittelst der Bänder derart um den Leib befestigt, daß auch die seitlichen Zipfel zusammengehalten werden und der flache, nicht zu stark angezogene Knoten auf die Vereinigungsstelle der letzteren fällt. — Allmählig kann man neben einer mehr abhärtenden Hauptpflege, die seiner Zeit zur Beprengung kommen wird, zu einer leichteren Gewandung übergehen; doch ist das weibliche Geschlecht wegen seiner größeren Empfindlichkeit und der geringeren Energie seiner Lebensfunktionen, durch die auch eine schwächere Entwicklung von Eigenwärme bedingt wird, stetig auf eine wärmere Kleidung angewiesen als das männliche. Winters Kinder mit bloßen Armen und Knien gehen zu lassen, wie es in unseren Tagen so vielfältig beliebt wird, ist eine verwerfliche Unsitte. — Auch im Greisenalter ist die abnehmende Lebensfähigkeit mit Verminderung der Wärmebildungsenergie verbunden; daher wird ein sorgfames Zusammenhalten des Vorhandenen durch sehr schwache Leiter, dicke Wollenstoffe, Pelzwerk, Flanell auf dem bloßen Leib nöthig.

Manche körperliche Zustände geben gleichfalls individuelle Bedingungen für wärmere und kühlere Kleidung ab. Gute Ernährung kann gewissermaßen Ersatz leisten für eine mangelhafte Kleidung. Fette Personen haben in den unter der Haut befindlichen Fettschichten am eigenen Leib einen schlechten Wärmeleiter, der für warme Kleidung Ersatz leistet. Dürftige Ernährung dagegen, Schwachzustände, die in constitutionellen Zuständen, von ausgegangenen Krankheiten, Blutverlusten u. s. w. begründet sind, fordern ein wärmeres Verhalten. Zu kurzer oder schlechter Schlaf macht gleichfalls zu leichterer Erfältung geneigt.

Die Beschäftigung des Menschen ist nicht ohne Einfluß auf das Bekleidungsbedürfnis, obschon wir diesem Moment unmöglich in seine Einzelnzüge folgen können. Ein holzspaltenber Tagelöhner arbeitet bei strenger Winterkälte in Hemdbärmeln und bloßen Armen, ohne davon einen Nachtheil zu empfinden, während der in einen warmen Schlaf-

rod gehüllte Stubengelehrte schauernd zusieht. Je kräftiger die körperliche Muskelanstrengung, desto geringer für den Arbeitenden während der Dauer seines Geschäfts die warme Bekleidung, deren man bei mehr ruhiger, sitzender Lebensweise in kalter Jahreszeit nicht entbehren kann. Personen, die sich viel im Freien aufhalten müssen, bedürfen, abgesehen von den Wärmeverhältnissen, noch Schutz gegen die Kälte, die sie sich durch Schirmvorkehrungen, wasserdichte Stoffe und dergleichen verschaffen müssen.

Wir haben nun zum Schluß noch einen Blick auf die raschen Uebergänge zu werfen, welche so leicht die Bedingungen zur Erkältung abgeben. Es ist nicht gut, die schwitzende Haut sammt dem nassen Hemd einer kühleren Luftströmung preiszugeben; man wechsle die Leinwand, reibe aber zuerst die Haut mit einem trockenen Tuch ab. In Krankheiten, in welchen der Schweiß oft so wichtige Bedeutung hat, vertausche man die nasse Leibwäsche nicht gegen eine kühle, sondern nur gegen eine gehörig durchwärmte. Heiße Tage bei kühlen Nächten gestatten keine allzuleichte Tracht; man findet daher selbst in heißen Gegenden (Afrika, Ost- und Westindien) Wolleustoffe, und selbst zur unmittelbaren Leibeshülle die Baumwolle allgemein in Nutzung. Ueberhaupt ist es nicht gut, allzurasch vom Winter in den Sommer überzugehen; man halte dabei eine vorsichtige Stufenfolge ein, und thue in Betreff der wärmenden Stoffe lieber etwas zu viel, als zu wenig. Dies ist in unserem Klima so beachtenswerth, daß ein berühmter, nun verstorbenen Universitätslehrer scherzend daraus Anlaß nahm, den Grundsatz aufzustellen, man dürfe im größten Theil von Deutschland die Sommerkleider nur einen Tag vor Johanni anlegen und müsse sie einen Tag nachher wieder ausziehen. Es versteht sich, daß dieß nicht buchstäblich genommen werden darf; doch ist der darin enthaltene Wink für jeden Verständigen klar genug.

Mit der zweckmäßigen Benützung der Kleidung geht eine geeignete Pflege der Haut Hand in Hand; ja, beide haben sich wechselseitig zu ergänzen. Eine Darlegung, wie dieß geschehen soll, behalte ich mir für den nächsten Brief vor.

Der heilige Ludwig.

Von
Dr. Schweizer.

Wenn je einem der Beherrscher Frankreichs das Prädikat des „allerchristlichsten Königs“, welches diese kraft päpstlicher Verleihung wegen ihrer Anhänglichkeit an den römisch-katholischen Glauben seit Chlodowig dem Frankenkönig führten, im eigentlichen und höhern Sinne gebührte, so war dieß König Ludwig IX. — Bruder des Karl von Anjou, der den schwäbischen Konradin auf dem Schaffot zu Neapel sterben ließ, aus dem 1328 erloschenen Hauptstamme der Capets, regierte er von 1244—1270, siebenundzwanzig Jahre, und wurde später heilig gesprochen von Papst Bonifaz VIII. Er war ein im Sinne seiner Zeit ausgezeichnete Regent, von wahrer, ungeheuchelter, aber allerdings durch viele äußerliche Ceremonien und Formen beengter Frömmigkeit, dabei jedoch tüchtig und thätig, und so ehrerbietig er gegen die Geistlichkeit, insbesondere die zu seinen Zeiten in Aufnahme gekommenen Bettelmönche war, doch auch fest und klug genug, um im Innern seines Landes seine Herrschaft zu bewahren. — Zwar that er Frankreich durch die zwei fruchtlosen und mit großen Opfern gemachten Kreuzzüge (1248—1254 u. 1270) wesentlichen Schaden; dagegen sorgte er für dessen Wohl durch Aufrechterhaltung der inneren Ordnung, Einschränkung des Faustrechts, Sparsamkeit und Anstand am eigenen Hofe, sorgfältige von ihm selbst häufig ausgeübte Rechtspflege etc.

Wie wenig das im entgegengekehrten Sinn von Parteigeist diktierte Urtheil über diesen merkwürdigen Regenten mit

der Wahrheit sich verträgt, zeigen die Behauptungen einiger nicht unberühmten Schriftsteller aus der Zeit der ersten französischen Republik, daß nämlich derselbe einer der mittelmaßigsten Könige und seine Regierung eine der unheilvollsten für Frankreich gewesen. Daß Ludwig IX. ein wenigstens im Sinne seiner Zeit ausgezeichnete Herrscher gewesen, läßt sich nach den übereinstimmenden Nachrichten auch nichtgeistlicher und nichtfranzösischer Zeitgenossen und bei dem großen persönlichen Ansehen, das er in Frankreich und dem ganzen Abendland, ja selbst im Orient genoss, und um deßwillen er oft zum Vermittler und Schiedsrichter zwischen fremdländischen Fürsten und Völkern erwählt ward, gar nicht bestreiten. Sonst würde auch sicher Voltaire, den man am allerwenigsten im Verdacht einer Vorliebe für einen Heiligen der Kirche haben kann, in der von ihm verfaßten Rede auf seine Gedächtnisfeier, welche bis zur Zeit der ersten Revolution alljährlich am Festtag des heiligen Ludwig in der Kapelle des Louvre, nach der Restauration von 1815 in der Kirche St. Germain l'Auxerois, in Gegenwart der „französischen Akademie“ gehalten wurde, diesen König, welcher in seinem Glaubens- und Befehrungsseifer sich selbst und zwei Heere geopfert, nicht in so glänzender Weise gerühmt haben, als er es that.

Sechzehn Jahre nach der Rückkunft von seinem ersten unglücklichen Kreuzzug, auf welchem er in die Gefangenschaft des ägyptischen Sultans gefallen war, entschloß er sich, als die Sache der Christen im Orient bereits mit ihren bedeutendsten Stützen verloren war, zu einer abermaligen Kreuzfahrt. Er schiffte sich zu Aigues mortes am 1. Juli 1270 nach Afrika ein, belagerte Tunis und nahm die Citabelle dieser Stadt. Aber es brach eine Seuche aus, durch das Klima und Mangel an Lebensmitteln, besonders an Wasser, veranlaßt, die rothe Ruhr, deren Opfer er nebst einem großen Theil seines Heeres wurde.

Mit von Schmerz zerrissenem Herzen, aber ruhig und ergeben erschien der König bei diesem großen Mißgeschick überall als die sichtbare Vorsehung seines Heeres. Er ging nicht nur von einem Zelt zum andern, wo seine Unterführer, Barone und Ritter lagerten, sondern widmete sich, selbst schon leidend, einem barmherzigen Bruder gleich den Spitalern der gemeinen Mannschaft. Schnell und elend starben die Vornehmsten des Heeres und des Reichs dahin; er selbst mit seinen Söhnen und seinem Tochtermann, dem König Thibaut von Navarra, erkrankten schwer. Als von jenen Johann Tristan im 21. Lebensjahre, vom ganzen Heer bewandt, sowie der Kardinallegat, seit lange dem König werth und theuer, hingerast, er selber aber immer schwächer geworden, konnte er sich über die Gefahr, worin sein Leben schwebte, nicht mehr täuschen. Doch ward sein Muth durch die Gewissheit seines nahen Endes nicht gebeugt, sie erhöhte vielmehr die Stärke seines Geistes, so sehr auch sein Herz leiden mochte bei den jeden Augenblick eingehenden Meldungen vom Verschleiden edler Waffengenossen und Freunde. Als er empfand, daß alle Sorgfalt und Kunst der Aerzte umsonst sei, verlangte er nach geistlichem Beistand, den er von nun an nicht mehr entbehren mochte, und ergoß hiebei seine Seele in unablässigen Gebeten für sein Heer und Volk. Seinen Sohn und Nachfolger Philipp, der inzwischen wieder genesen war, ließ er näher treten und gab ihm — während die Königin von Navarra mit andern Gliedern der Familie schluchzend um sein Lager kniete, mit schwacher, erstorbender Stimme die trefflichsten Lehren über Regentenpflichten, die er ihm zugleich schriftlich von ihm selbst aufgesetzt einhändigen ließ, und die seine Weisheit und tiefe Religiosität athmen. Nachdem er die kirchlichen Sterbsakramente den Tag zuvor mit vollem Bewußtsein andächtig empfangen, ließ er sich auf ein Bett, das mit einem Ead (Cilicium) und Asche in Form eines Kreuzes bedeckt war, legen und starb so, die Hände über die Brust gefaltet und die Augen gen Himmel gerichtet, um 3 Uhr Nachmittags, am 13. (25. neuern Stils) August 1270, 56 Jahre alt, im 44. Jahr seiner Regierung — mitten unter

sterbenden Krieger, die sich durch die Trümmer, unter denen das französische Lager stand, herbeisleppten, um ihn nochmals zu sehen.

Nach der Eroberung von Algier im Jahr 1830 unter Karl X. ließen sich die Franzosen in dem Vertrag mit dem Bei von Tunis den Platz abtreten, wo das Lager Ludwig's IX. sechs Jahrhunderte zuvor gestanden, und dieser sein edles Leben verhaucht hatte, um daselbst eine Kapelle zu erbauen und einen Gottesdienst einzurichten. Die Julirevolution verhin-

berte die Ausführung dieses Vorhabens nicht, sondern Karl Louis Philipp ließ auf der Spitze des Hügels, wo einst Karthagos Burg, Byrsa, lag, die kleine Grabkapelle errichten, in welche auch das Herz des Heiligen, das inzwischen in der Benediktinerabtei Monreale bei Palermo geruht hatte, verlegt ward. Es ist ein achteckiges Gebäude von sehr einfachem Aeussern, nur im obern Theil des Gesimses mit Marmor geschmückt, und mit einer Kugel und einem Kreuz aus vergoldetem Kupfer und gothischen Thürmspitzen geziert. Der Fuß-



Der Tod des heiligen Ludwig.

boden im Innern wird von anmuthiger Mosaik gebildet, welche in zierlicher Zeichnung und lebhaften Farben verschiedene Gattungen Fische darstellt, die in den Ruinen des fischreichen Sullecta ausgefunden worden. An den Wänden der klosterartig der Kapelle sich anschließenden Kammern hat man ein kleines Museum römischer Alterthümer aufgestellt, die meist in den Trümmern von Karthago, zum Theil aber auch anderwärts, namentlich in den Trümmern des alten Thysdra entdeckt worden sind.

Am 9. September 1849 wurde zu Nîmes, einer kleinen Stadt im Departement Gard, der ehemaligen Provinz

Languedoc (einst ein bedeutender Kriegshafen, wo sich der König zu seinen beiden Kreuzzügen einschiffte), die von dem Erzgießer Simoneau zu Paris nach dem Modell von Pradier verfertigte Statue des heiligen Ludwig feierlich enthüllt. Dieser ist auf dem Monument stehend und im kriegerischen Gewande dargestellt, die Rechte auf der Brust, die mit dem Kreuze bezeichnet ist, die Linke auf dem Schwertgriff; auf dem Haupt die Königskrone. Zu seinen Füßen liegt der Helm mit geschlossenem Visir; dahinter ein Anter, dessen Spitze in den Boden gesenkt ist.

Der Wüstenvogel.

(Fortsetzung.)

Martigny nahm sein Gewehr und überzeugte sich, daß beide Läufe gut geladen waren; dann holte er eine zum Herunterlangen von Waaren dienende Doppelleiter herbei und stellte sie vor dem Faß auf. Nachdem dieß geschehen, befestigte er auf zwei in einer queren Horizontalebene liegenden Sprossen die Büchse so, daß die Mündungen nach einer Stelle unmittelbar über der Lonne zielten. Während der Arbeit fragte er den Kaufmann nach der Stärke der Wand. — „Sie ist nur einen Zoll dick,“ lautete die Antwort, „und von so leichtem Holz, daß sie wenig Widerstand bietet.“ — „Gut. Die Spitzkugeln meiner Büchse durchbohren auf dreißig Schritte eine zwei Zoll dicke Eisenplatte. Die Batterie ist fertig, und wenn der Feind anrückt, können wir ihn heimzahlen. Löschten Sie jetzt das Licht, daß man von Außen nicht bemerkt, was hier vorgeht.“ Sie rückten nun zwei Stühle neben die Leiter; dann probirte Martigny, ob er im Finstern auch den Schaft seines Gewehres gut finde, und nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, nahmen die beiden Freunde Platz, um der kommenden Dinge zu harren.

Der Vicomte benützte die Ruhe, um mit leisen Flüsterlauten dem Kaufmann zu erzählen, daß er in dem Pulverkäufer einen der feindlich gesinnten Mexikaner erkannt und aus seinem seltsamen Benehmen Anlaß genommen habe, ihm nachzugehen; dadurch sei es ihm gelungen, unmittelbar hinter dem Pulverfaß die Zeichen an der Wand zu entdecken, die an einer verbrecherischen Absicht nicht zweifeln ließen. — „Wie, und um dieses geringfügigen Umstandes willen haben Sie mir einen solchen Schrecken eingejagt?“ — „Auf meinen Reisen durch die amerikanischen Prairien,“ versetzte der Vicomte ruhig, „bin ich mit den Teufeleien der Rothhäute bekannt worden, und für einen Walbläuter genügen noch geringere Anzeichen, um ein Komplott zu wittern. Doch dieß ist nicht alles. Nachdem ich heute Mittag das Magazin verlassen hatte, begab ich mich mit der gehörigen Vorsicht in die Gegend, in welcher die Mexikaner arbeiten, und sah dort aus der Ferne richtig unseren Pulverliebhaber in eifriger Besprechung mit seinen Kameraden; wahrscheinlich ertheilte er ihnen Bericht über den Erfolg seiner Sendung. Sie brachen dann plötzlich ihre Arbeit ab und begaben sich in eine nahe Schenke, wo sie sich wahrscheinlich durch den Genuß starken Getränkes auf die in Aussicht genommene Unternehmung vorbereiteten.“ — „Aber woraus schließen Sie, daß Ihr vermeintlicher Anschlag gerade heute Nacht zur Ausführung kommen soll?“ — „Das ist einfach genug; morgen könnten Sie das Pulverfaß verstellt haben. Noch eh' es tagt, werden Sie mir recht geben müssen.“

Brissot antwortete nichts, sondern vertiefte sich in Gedanken, die sich indeß keineswegs zu Gunsten des Vicomte gestalteten. Von Natur aus argwöhnisch, sah er in dem Landmann, der sich ihm zum Vertheidiger aufdrang, nichts als einen Abenteuerer, der in seinen Augen nur durch den Besitz eines werthvollen Diamanten einige Bedeutung erhielt. Aber eben diesen Diamanten hatte Brissot selbst nie gesehen und Martigny nicht einmal davon sprechen mögen. War es nicht möglich, daß seine Frauenzimmer sich durch die Windbeuteleien eines Intriganten täuschen ließen, der sich in ihr Vertrauen einschleichen wollte? So wurzelte endlich in seiner Seele die Vorstellung, daß er in Wirklichkeit keinen andern Feind zu fürchten habe als den Vicomte, und es deshalb geboten sei, sich vor möglichem Verrath zu hüten. — Martigny hatte keine Ahnung von dem, was in dem Innern des Kaufmanns vorging, sondern rauchte ruhig eine Cigarre, die er mit der Hand bedeckte, damit man nicht etwa durch eine Spalte die Glut bemerkte. So vergingen einige Stunden. In der Stadt herrschte tiefes Schweigen, das nur gelegentlich durch das Gejohle eines Betrunknen oder das Bellen eines Hundes unterbrochen wurde. Auch in dem Magazin

war es so stille, daß man die Schläfer in den verschiedenen Winkeln des Raums deutlich schnarchen hörte. Endlich jesselt ein leises Geräusch an der Wand hinter dem Faß Martignys Aufmerksamkeit; er beugte sich gegen Brissot und flüsterste: „Hören Sie?“ — „Naß! ohne Zweifel eine Ratte,“ versetzte der Angeredete. „Es wimmelt in der Kolonie von diesen unsflätigen Thieren.“ — „Es ist ein Bohrer, der in die Wand eingetrieben wird.“

Der Kaufmann lauschte und erkannte wirklich das Anrücken der Holzfasern unter der bohrenden Thätigkeit eines eisernen Instrumentes. Bald nachher vernahm er auch von Außen leise Menschenstimmen. Der Bohrer arbeitete mit Unterbrechung fort, und endlich klang es, als ob ein metallener Körper gegen das Faß anstoße. „Sie sind durch,“ flüsterste der Vicomte. „Jetzt wird es an das Faß selbst gehen.“ Und so war es; das Bohrinstrument setzte sich auf's Neue in Thätigkeit, und bald nachher hörte man den Sessamen auf den Boden niederrieseln. „Ich wette,“ sagte Martigny, „die Schurken halten das für Schießpulver und gratuliren sich zu ihrem Erfolg. Sind Sie jetzt überzeugt, Herr Brissot, und sollen wir den Galunken einen Denktzettel zuschicken?“ — „Was führen Sie im Schild? Ich kann noch immer nicht glauben — ich hoffe...“ — „Ah, Sie wollen vorher die Lunte zwischen hören? Meininetwegen; wir haben vorgesorgt, daß sie uns nicht schaden kann; doch würde ich es mir nie verzeihen, wenn das Galgenpaß leer ausginge und sich hinterdrein in einer Schenke über uns lustig machte.“ Während er noch sprach, machte sich an der Bretterwand wieder ein Reibungsgeräusch bemerklich, das einige Zeit anhielt und dann plötzlich aufhörte. Martigny bückte sich zu Boden, und fuhr mit der Hand zwischen der Wand und dem Faß durch. „Die Lunte ist gelegt,“ sagte er; „es fehlt nur noch die Anzündung. Jetzt ist die Reihe an uns.“ In diesem Augenblick blitzte ein matter Feuerchein durch die Bretterfugen; ohne Zweifel war ein Schwefelhölzchen angezündet worden, um die Lunte in Brand zu stecken. Im Nu befand sich der Vicomte vor der Leiter und feuerte beide Büchsenläufe zugleich ab. Man hörte von Außen einen Schrei und ein darauffolgendes Nachzen. Bei dem Knall der Büchse waren die Commis plötzlich aufgefahren. „Hurtig, meine Herren,“ rief der Vicomte; „öffnen Sie die Magazinthüre und machen Sie einen Ausfall. Herr Brissot, besorgen Sie uns Licht. Wir können von Glück sagen, daß die Geschichte so gut abgelaufen ist; aber der Urheber dieses Spasses wird keinen Grund haben, sich sehr darüber zu freuen.“ Das Magazin war schnell erhellte. Während einer der Commis sich damit beschäftigte, die Thüre aufzuschließen, sprühte die Lunte fort und drohte, die Bretterwand in Brand zu stecken. Martigny half diesem Uebelstand mit einem Kübel Wasser ab. „Was hätte daraus werden müssen, wenn das Faß mit Pulver gefüllt gewesen wäre?“ sagte er lachend. „Nun, meine Herren, sehen wir, mit wem wir's zu thun gehabt haben!“ Die Thüre war jetzt offen, und er ging zuerst hinaus, während ihm zwei der Commis, einer davon mit einem Lichte, folgten. Draußen sahen sie mehrere Personen entweichen, die noch einige Pistolenkugeln auf sie abfeuerten, aber zum Glück Niemand trafen. Martigny antwortete mit seinem Revolver; doch die Angreifenden hatten sich schon in der Nacht verloren.

Als sie in das Gäßchen kamen, fanden sie einen Menschen todt am Boden liegen; die Spitzkugeln des Vicomte hatten eine furchtbare Wirkung geübt. Es hielt nicht schwer, in dem Getödteten den Pulverkäufer zu erkennen, der mitten durch die Brust getroffen war. Er mußte in dem Augenblick getroffen worden sein, in welchem er sich nach dem Anzünden der Lunte erhob, und hatte noch einige Schwefelhölzchen in der Hand. Es kam nun auch Brissot und das übrige Laienpersonal herzugeeilt, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, welche furchtbare Gefahr d. m. ganzen Etablissement gedroht hatte. Am aufgeregtesten und entrüstetsten aber zeigte sich der erste Commis Don Fernandez, der wie ein Verwundeter gestikulirte und in spanischer Sprache ausrief: „Der Ver-

räther! Der Lügner! Wer kann ihn zu dieser Schändlichkeit verleitet haben? Die Anderen wissen nichts..." Er hielt inne, als er bemerkte, daß ihm der Vicomte zuhörte. „Von wem sprechen Sie, Señor Fernandez?“ fragte Martigny. „Man sollte meinen, Sie kennen diesen Menschen.“ — „Ich kenne ihn gerade so, wie Sie auch,“ versetzte der Commis, der schnell seine Fassung wieder gewann. „Ist er nicht gestern in dem Store gewesen?“ — Martigny wollte noch weitere Fragen an ihn richten; doch jetzt kam, von den Schüssen aufgeschreckt, die Polizei herzu. Ein Konstable nahm den Thaterfund auf und hörte den Bericht des Vicomte an, ohne sich sonderlich über den Vorgang zu entsetzen, da ein gewaltsamer Tod in den Minen eben keine Seltenheit war. Die Leiche wurde fortgeschafft und das weitere Verhör auf den Tag verschoben. Das Ladenpersonal legte sich wieder zum Schlafen nieder, und nur der Vicomte und Brissot blieben auf, unter denen fortan die größte Herzlichkeit herrschte, indem der Kaufmann Allem aufbot, seinen früheren ungerechten Verdacht wieder gut zu machen. „Ach, mein theurer Martigny,“ rief der Letztere, „was wäre aus mir geworden ohne Sie? Mein Leben, meine Habe — Alles dahin durch dieses höllische Komplot! Wie kann ich Ihnen genug danken? Ich will doch so gleich meiner Frau und meiner Tochter schreiben..." — „Es wird mir ein süßer Lohn sein,“ entgegnete der Vicomte, „wenn Fräulein Alara von dem Dienst hört, den ich Ihnen zu leisten das Glück hatte. Sie nehmen mich jetzt doch als Commis an?“ — „Kommt es nicht mir zu, Sie dringlichst um die Fortsetzung so guter Dienste zu bitten? Ich weiß nicht, ob ich die erstaunliche Schärfe Ihres Verstandes, der Sie sogleich die Pläne dieses Bösewichts errathen ließ, oder den Muth und die Thatkraft, welche Sie bei Vereitelung derselben bekundeten, mehr bewundern soll. Bleiben Sie bei mir und bestimmen Sie selbst Ihren Gehalt — zwanzig, dreißig Dollars monatlich, wie es sein muß.“ — „Ich verlange nicht weiter, als Ihr erster Commis hat. Sie werden meiner Dienste noch weiter bedürfen, denn ich glaube nicht, daß die Sache mit dem Tod dieses meritanischen Galunten abgethan ist. Die Polizei hat nicht Kraft genug, dieses Gefindel, das jetzt außer der Plünderung auch auf Rache erpicht sein wird, im Zaume zu halten.“ — „Ja, wir wollen wachsam sein — aber nur um Eines muß ich Sie bitten, Herr Vicomte..." — „Das wäre?“ — „Vermeiden Sie, so viel Sie können, Blutvergießen. Sie haben in Ländern gelebt, wo man ein Menschenleben nicht hoch anschlägt und die armen Indianer wie die Schafe hinschlachtet — hätte man nicht diesen unglücklichen Mexikaner strafen können, ohne ihn zu tödten? Die blutende Leiche ist mir ein schrecklicher Anblick gewesen.“ — „Was muß ich hören, Monsieur Brissot? Ich hätte Sie nicht für so weich gehalten.“ — „O, es ist etwas Schreckliches, eine Blutschuld auf der Seele zu haben. Die Schatten der Erschlagenen folgen uns über Land und Meer und zeigen uns die klaffende Wunde, den erstorbenen Blick, wenn wir eben glauben, einen Moment des Glücks erfaßt zu haben.“ Er drückte mit schmerzlichem Gefühl die Hand an die Stirne. Der Vicomte suchte ihn zu beruhigen. „Wenn Sie solche Bedenken haben,“ sagte er, „so werde ich sie in Zukunft respektiren. Indes könnte es doch nothwendig werden, daß wir mit der äußersten Thatkraft handeln, da wir nicht bloß die Freunde des todtten Mexikaners zu fürchten haben. Der Haß der Goldgräber gegen die Kaufleute steigert sich mit jedem Tag, und wenn er zum Ausbruch kommt, sehen wir großem Unglück entgegen.“ — „Martigny, lieber Martigny,“ erwiderte der aufgeregte Kaufmann, „eine offene Empörung bricht nicht so plötzlich los. Ich brauche nur noch drei Monate, dann will ich diesen verhaßten Platz für immer verlassen.“ — „Drei Monate!“ dachte Martigny. „Auch ich habe mir denselben Termin vorgesetzt. Der Zufall begünstigt mich. Muth! Alara, liebliches Kind, du wirst mir gehören!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Bewohner der Donauprovinzen.

von
W. v. A.

Welch' ein Land, diese Donauprovinzen! Die großartigste Gebirgslandschaft, wenn man den Karpathen nach kommt, und in der Ebene den Anblick einer reichen Vegetation fast ganz ohne Zuthun des Menschen. Hat nur im Frühjahr der Regen nicht gefehlt, so ist der Erntesegen gesichert, und bis an das äußerste Ende des westlichen Europa trägt die Schifffahrt die Produkte der Moldau und Wallachei.

Aber wie überall bei ähnlichen Bodenverhältnissen, so hat auch hier die leichte Feldarbeit ihren Einfluß auf den Charakter des Volkes ausgeübt: der Bauer hat keine Energie, er ist träge und erspart sich manche Mühe, die später hundertfach gelohnt hätte. Alle seine Bewegungen sind langsam. Wenn man in der Frühe eines Sommertages zusieht, mit welcher Gemächlichkeit er aus seiner Hütte tritt und sich umschaut, und bei unnützen Kleinigkeiten seine Zeit verliert, so möchte man ihm gern einen Gebirgsbauern in Deutschland zeigen, der leuchtend den Dünger auf dem Rücken bergauf schleppen muß, um dem Boden ein kärgliches Stück Brod abzugewinnen. Auf dem Felde hant er tüchtig um sich mit Hacke, Sense und Sichel, denn er ist vom Himmel mit ansehnlicher Muskelkraft begabt; dann aber setzt er sich hin und ist seine Mermaliga mit unnachahmlicher Bedächtigkeit, und macht sein Schläfschen in der glühendsten Sonnenhitze, als habe der Tag mehr als vierundzwanzig Stunden, als sei für das, was er zu thun hat, morgen noch Zeit genug.

Bosheit ist seinem Herzen fremd. Der bekannte Spruch in vino veritas läßt sich von dem Wein auch auf den Branntwein ausdehnen, und der moldo-wallachische Bauer ist, wenn er einen Rausch hat, vielmehr zur Zärtlichkeit als zu Raufereien geneigt. Ein paar bärtige Männer sich bei solchen Gelegenheiten küssen und streicheln zu sehen wie spielende Kinder, gewährt einen eigenthümlichen und oft höchst komischen Anblick. Und ist der Bauer einmal im Zuge, so darf Niemand vorbei, ohne einen Schluß von ihm anzunehmen. Das Theilen mit seinem Nächsten liegt übrigens auch in nüchternem Zustande in seinem Wesen, und ist noch etwas an Kupfermünze in seinem Lebergürtel, so gibt er gewiß dem Bettler am Wege ein Almosen. Daß er bisweilen seine Frau prügelt, geschieht nicht aus Bosheit, sondern nur, um ihr auf eine allgemein verständliche Weise seine Ansichten einzuprägen. Ein blau geschlagenes Auge schadet auch der ehelichen Harmonie nur in sehr seltenen Fällen.

Das Land, das er bearbeitet, gehört ihm nicht; er muß dafür gewisse vorgeschriebene Arbeiten leisten. Dadurch entsteht natürlich eine, gewissenlosen Gutsherren gegenüber sehr elastische Abhängigkeit von diesen, und die Folge ist ein schwer zu überwindendes Mißtrauen des Bauern gegen den Grundbesitzer. Ist aber das Verhältniß zwischen jenen und diesem ein gutes, so ist der Bauer um den Finger zu wickeln, und thut aus Dankbarkeit mehr als das Gesetz ihm vorschreibt. Er ist im Allgemeinen ohne Zweifel ein harmloses Geschöpf: ist nur so viel in der Hütte, um die Befriedigung seiner geringen Bedürfnisse für heute und morgen zu sichern, so denkt er nicht an übermorgen.

Die gedankenlose Art, wie er die gegenwärtige peinliche Uebergangsperiode seines Vaterlandes hinnimmt, gestattet die Voraussetzung, daß der Bauer sich schwerlich für eine politische Idee begeistern lassen würde. Es hat in den letzten Jahren Momente gegeben, wo die Regierung nur schwache Lebenszeichen von sich gab, und eine Willkür von Seiten der Administration alle Aussicht hatte ungestraft zu bleiben: die Bauern aber blieben, mit kaum zu beachtenden Ausnahmen, ruhig und thaten ihre Pflicht. Der kriegerische Geist ihrer römischen Vorfahren geht ihnen ab; ein von den unteren Schichten der Bevölkerung ausgehender Aufruhr ist in den Donauprovinzen noch nicht denkbar.

Ist aber der Bauer abgeschlossen gegen alle politischen Interessen, gegen Alles, was außerhalb seiner Feldpforte vorgeht; so bleibt doch ein stilles inneres Leben in ihm unverkennbar, das meist die herrlichsten Blüten zu treiben vermag. Er hängt mit tiefem, wenn auch bei seiner Unwissenheit oft mit Aberglauben untermischtem, religiösem Gefühl an seiner Kirche; er liebt die Natur und genießt sie, vielleicht ohne sich klare Rechenschaft darüber abzulegen, was

er empfindet; er hat Sinn für Poesie. Wenn er bei einem Glase Wein oder Brantwein sitzt, so hat er den Sänger mit der Geige gern. Was ihm vorgesungen wird, klingt freilich oft roh; es sind größtentheils epische Gedichte, welche die Thaten kühner Räuber vergangener Jahrhunderte verherrlichen, aber auch Zarteres klingt dazwischen, und wunderbar zart ist zum Beispiel der poetische Hauch, der durch das Lied eines blinden Bettlers weht: „Das Leben des Menschen —



Wallachische Bauern.

eine Blume des Feldes. Wie viel Blumen es auf Erden gibt, alle welken sie dem Grabe zu. Nur die Blume des Heils steht an den Pforten des Paradieses, — prüft die Schwestern, wenn sie kommen, wie sie ihren Duft verwenden!“ Solcher Lieder gibt es viele — sie sind im Volke entstanden, Niemand kennt den Namen des Dichters. Wo Sinn für dergleichen unter der rohen Hülle steckt, da liegt auch der Keim für eine geistige Zukunft!

Wenig besucht von deutschen Reisenden sind die Donau-

provinzen, deren Landbewohner uns obiges sehr gelungenes Bild vorführt. Demjenigen, den bei dem Anblick desselben freundliche Rückerinnerungen dahin versetzen, ist es, als hörte er die Leute sprechen, so treu ist der Ausdruck der Gesichter der Natur nachgebildet. Und gern zaubert die Phantasie die Bilder wieder wach aus jenen Gegenden, und weidet sich noch einmal an dem Gesehenen.

Friedrich der Große und Gellert.

Von

Dr. Wilhelm Zimmermann.



Gellert bei Friedrich dem Großen.

*

Die Szene unserer Geschichte ist in Leipzig. Wir sehen im einfachen Kriegsmannrock einen König, und zwar den größten König seines Jahrhunderts, empfangen von einem einfachen Mann in seinem Arbeitszimmer. Die Stube ist klein und eng, prunklos und bescheiden, wie der Mann, der darin arbeitet. Der König, der zu Besuch kommt, ist Friedrich II. von Preußen. Er ist der Sieger, welchen Europa feiert; der Weise und der Held zugleich auf dem Throne, wie ihn die ganze Welt seiner Zeit nennt. Der Mann im schlichten Rock, den er besucht, ist nichts weiter als ein leipziger Magister und Dozent an der leipziger Hochschule, nicht einmal ein ordentlicher, sondern nur ein außerordentlicher Professor mit hundert Thalern Gehalt. Sein Aeußeres hat nichts Imposantes. Er ist nicht groß von Gestalt, zierlich gebaut, aber nicht hager. Das Gesicht ist eingefallen, aber doch ein gefälliges Oval; die blauen Augen, die sonst sanft, fast traurig, sind diesmal belebt; die Stirne ist hoch und frei, die Nase gebogen, „eine nicht übertriebene Habichtsnase“, der Mund wohlgeformt, sogar fein. Nicht weil der Mann „Verse und Romödien schrieb“, ist der ruhmreiche König da zum Besuche, sondern weil derselbe ein Bildner seines Volkes, ein Wohltäter der deutschen Nation ist. Der Mann heißt Gellert, Christian Fürchtegott Gellert.

Gellert war damals als ein Stern erster Größe am Himmel der Dichtkunst in Deutschland angesehen, und es gab nicht leicht ein Haus, das auf einige Bildung Anspruch machte, worin wenigstens nicht einiges von seinen Schriften Hauseigenthum gewesen wäre. Seine „Fabeln“ lernten die Mütter und die Kinder in Deutschland auswendig, manche seiner Kirchenlieder klangen schon damals beim Gottesdienst in allen evangelischen Kirchen von der Donau bis Kopenhagen; sie fanden Beifall bei Reformirten wie bei Lutherischen, ja recht herzlichen Beifall sogar in der römisch-katholischen Kirche, und zwar in den österreichischen Ländern, in Böhmen wie in den Herzogthümern, bei Geistlichen wie bei Laien. Unter Maria Theresia war man in Oesterreich von oben herab und im Volke, von Staatswegen, sehr streng römisch-katholisch — wer weiß das nicht? und scharfe Verbote hielten protestantische Schriften ab, die Zensur und die Polizei waren in diesem Punkte gleich streng gegen die Bücher wie gegen die, welche die Bücher besaßen oder gar verbreiteten. Ein vornehmer Reisender kam nach Wien und hatte unter vielen anderen Büchern, die sein Eigenthum waren, auch Gellert's Schriften bei sich. Da seine Bibliothek wie Alles, was er mitbrachte, nach damaliger Art in Wien der polizeilichen Einsichtnahme unterlag, und er wegen der Schriften Gellert's sehr in Sorgen war, beruhigte ihn ein in dieser Hinsicht sonst gar nicht freisinniger Staatsbeamter, der streng-katholisch-rechtgläubige Freiherr von Switen, mit den Worten: „Diese Schriften gehen unser Verbot nicht an. Wir alle bewundern Gellert's Schriften.“

Noch heute sind, zum großen Verdruss mancher Leute, deren Herz eng ist wie ihr Geist, viele Lieder Gellert's in den deutschen Volksgefangbüchern, und leben mehr in Herz, Gedächtniß und Mund des Volkes als tausend andere, welche die eigenthümliche Glaubenssprache ihres absonderlichen Kirchenbekenntnisses stark gefärbt an sich haben. Gellert hatte in seinem Christenthum Raum für alle Schattirungen desselben, weil er voll Liebe war, weil ihm der Glaube nicht in Glaubensartikeln bestand, sondern ihm eine lebendige Gotteskraft war. Aller echten und darum hellen Frömmigkeit ist nichts fremder als Beschränktheit, starres Kleben am Buchstaben, Ausschließlichkeit, Verwerfen, Nichten und Verdammen gegenüber von Allem, was sich nicht unter den todtten Buchstaben beugen, in die hergebrachten Bande engherziger und kleingeistiger Anschauungen voriger Jahrhunderte, die überwunden sind, einengen lassen will. Nicht bloß höhere geistige Naturen, nicht bloß vielfach die höhere Bildung, sondern ein großer Theil der Mittelklassen und selbst ein großer denkender

Theil der untern Volksschichten in Deutschland sind gegenwärtig jeder Art und Färbung kirchlicher Einflüsse fremd, zum großen Nachtheil des deutsch-nationalen Lebens, weil die Engherzigen und die Kleingeistigen darin die Gefeßgeber und die Richter spielen wollen. Darüber, was im Rechte der Religion gut, recht und schön, was Wahrheit ist in fortgeschrittener und vollkommenster Gestalt, haben die Geister zu entscheiden und nicht die Ungeister, haben diejenigen zu richten und festzusetzen, deren ganzes zeitliches Leben ein Leben und Arbeiten im Ewigen ist, ein Schaffen des Guten, ein Weiterfordern der Erkenntniß der Wahrheit; aber nicht die, welche kein Verdienst aufzuweisen haben, weder in der sittlichen noch in der geistigen Arbeit, welche entweder gar nie gedacht haben oder zu früh aufgehört haben zu denken, und faul liegen und seilt werden auf der Geistesarbeit vergangener Jahrhunderte.

Für Gellert war die Religion wesentlich Leben und That. Wer Gutes schuf, den schloß seine Liebe ein in die große Gemeinde, deren Mannigfaltigkeit nothwendig ist; er hatte eine Ahnung, wenn auch nicht die Bewußtheit, von der Nothwendigkeit dieser Mannigfaltigkeit.

Die Genialität Gellert's war es nicht, welcher er es verdankte, daß Jung und Alt, Hoch und Nieder so viel Verehrung und Liebe für ihn hatte; genial war Gellert gar nicht. Die schöpferische Kraft, welche man mit dem Wort Genialität bezeichnet, die Gabe der neuen Gedanken und die Gabe der schönen Gestaltung, die Phantasie, gingen dem trefflichen Gellert ganz ab. Auch von Philosophie, von dem eigentlichen Geiste der Weisheit, ist bei ihm so wenig zu finden, als von wahrer Poesie. Auch der höhere Humor und Witz waren ihm nicht gegeben. Daß dennoch Millionen Deutsche so lange zu ihm aufsehen als zu einem Dichter, weisen und witzigen Kopf, das hatte einmal seinen Grund darin, daß die bisherige deutsche Literatur der Zeit theils gar zu dürr und trocken, gar zu mager und langweilig war, theils für den Bildungsgrad des Gesamtvolkes zu hoch, wie Livius, Klopstock und Lessing. Gellert, obgleich ein mittelmäßiger Dichter, war für seine bürgerlichen Zeitgenossen und für diejenigen Adligen darunter, in welchen noch einfacher deutscher Sinn war, eben der rechte Mann. Den verstanden sie, weil er war wie sie, und weil seine Schriften waren wie sie, der Gesinnung und den Gedanken nach einfältig, bürgerlich; alltägliche Hausmannskost gab er. Aber er war ein angenehmer Fabeldichter und Erzähler. Eine gewisse Art von Humor, eine gewisse Schredhaftigkeit des Verstandes, ein unschuldiger Witz, wie er dem Volke gefällt, eine treuherzige Geschwätzigkeit zeichnete seine Fabeln und einzelne seiner Erzählungen aus; dabei ein natürlicher Ausdruck, Leichtigkeit der Darstellung; seine Sprache im Verse wie in der Prosa war eben so rein als natürlich; die Prosa hatte sogar eine gewisse einfache Eleganz. Wie er als Mensch liebenswürdig, sittlich rein und voll Wohlwollen gegen alle Welt war, so war er es auch in seinen Schriften, jene schönen Eigenschaften spiegeln sich in diesen wieder. Hat doch selbst Goethe einmal gesagt: „Eigentlich kommt beim Schriftsteller Alles auf die Gesinnung an.“ Bei Gellert zeigt sich das recht klar. Weil bei seinem Auftreten, in dieser Dürre der Zeit, Alles ringsum sittlicher Hebung bedurfte, weil die Franzosen selbst das Herz des deutschen Volkes heruntergebracht hatten: war Gellert „der sittliche Enthusiast“ mit der edeln Seele und dem reinen Willen, gerade der, welcher eine große Wirkung auf alle Stände machen mußte in Schule und Haus. Seine Fabeln wurden Volksbuch, seine geistlichen Lieder wurden Volkslieder, er selbst der eigentliche Lehrer seines Volkes in seiner Zeit. Es ist gewiß auch ein Kranz auf Gellert's Grab, ein unverwiltlicher Kranz für den Todten, daß sogar Goethe Gellert's Schriften „die Grundlage der deutschen sittlichen Bildung seiner Zeit“ genannt hat. Gellert's Wirken im Volke war ein nur gutes, besonders auch dadurch, daß seine Schriften einen einfachen, sittlich-thätigen, christlichen Sinn verbreiteten, und seine Frömmigkeit und sein Glaube klar, verständig und lebendstüchtig, nichts

darin kränklich und drüber hinein war. Was er schrieb war überdies, wie es züchtig war und auf Sitte hielt, zumal in seinen Versen so faßlich. Diese Verse mit der volkstümlichen Kernhaftigkeit ihres Inhalts fielen so natürlich in's Ohr und gingen so leicht in's Gedächtniß, sie waren so lernbar und so behältlich, so echtdeutsch. Es hatte der Natur Gellert's genügt und seinen religiösen Sinn vor kranken Auswüchsen bewahrt, daß er an der Uebersetzung des philosophischen Wörterbuchs des freisinnigen Bayle in seiner Jugend arbeitete.

Das Geläute der Fremden, Gellert, der in sehr beschränkten Verhältnissen zu Leipzig wohnte, von Angesicht zu sehen, um sagen zu können, daß man „den berühmten Mann gesprochen habe“, war so groß, daß Goethe, welcher damals in Leipzig studierte, in den Aufzeichnungen aus seinem Leben erzählt, „Gellert würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, welche sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen; seine zwei Famili haben Priester geschienen, die ein Heiligtum bewachen, wozu nicht Jedem, noch zu jeder Zeit, der Zutritt erlaubt war; es habe einige Mühe gekostet, zu Gellert zu gelangen, und die Vorsicht seiner Famili sei nothwendig gewesen.“

Die Studenten, die Zuhörer seiner Vorlesungen, die namentlich über Literatur und Moral von ihm gehalten wurden, waren dabei voran. Mancher holte bei ihm in persönlicher Zusammenkunft noch mehr, als er schon in seinen Vorlesungen gelernt hatte; die dankbaren Briefe vieler Zeitgenossen beweisen, wie Viele, inmitten des schrecklich frivolen französischen Zeitgeistes, sich von ihm auf den guten Weg weisen ließen, nachdem bei ihnen schon die Gesundheit des Herzens und des Leibes angegriffen war. Aber seine Vorlesungen besuchten nicht bloß wirkliche Studenten, sondern Offiziere und Geschäftsleute, Adelige und Bürgerliche. Der geringe Grad von Richtigkeit und Schönheit und der Schreibart, wodurch sich in unsern Tagen die Ausfertigungen der Kanzleien und selbst der staatsmännischen Veröffentlichungen nicht selten so auffällig machen, hat seinen Grund wesentlich auch darin, daß auf unsern Gymnasien und Hochschulen die so wichtigen Professuren für deutsche Sprache, Literatur und Beredsamkeit meist nur den Namen nach, nur auf dem Papier, besetzt sind, nicht thatsächlich, d. h. durch solche Männer, welche dieser großen, weitreichenden, eben so schweren als bedeutenden Aufgabe für die Volksbildung nach ihrem vollen Umfang gewachsen sind. Auf vielen unserer deutschen Hochschulen ruht das ganz, indem entweder gar nicht oder unzureichend diese Professuren besetzt sind. Jede Universität, welche dieser Vorwurf trifft, liefert eben damit vor der deutschen Nation den Beweis, daß das Unterrichtsministerium des Landes und die Mehrheit der stimmgebenden Universitätslehrer sich noch nicht zum Begriff dessen erhoben haben, was eine deutsche Universität nach ihrer Idee ist und zu leisten hat in nationalem Sinne.

Die ausgezeichnetsten Zeitgenossen bestätigen, daß der Zudrang zu den Vorlesungen Gellert's, wie über Moral, so über Dichtung und Beredsamkeit, ein nie erhörter gewesen sei. Da ließ er sich namentlich auch in besondern Stunden eigene Dichtungen, Briefe, Reden, Abhandlungen, Aufsätze jeder Art von seinen Zuhörern geben, las diese zu Hause durch, sorgfältig mit rother Dinte anstreichend und beisehend, wie Goethe erzählt, las, ohne den Namen zu nennen, im Hörsaal vor, was ihm gefiel, und kritisierte mit Bescheidenheit und Sorgfalt, was ihm nicht gefiel. Ebenso ließ er Vorträge halten. Es ist der äußerste Grad von Selbstironie einer Universität, daß, was in den Studienjahren des Verfassers dieses Artikels der Fall war, der „für Beredsamkeit“ angestellte Professor erstens taub gewesen, zweitens eine schwere Junge hatte.

So viele Tausende auch aus vornehmen Kreisen den bescheidenen Gellert besuchten, so darf man doch wohl annehmen, daß unter allen Besuchen zwei ihm die merkwürdigsten waren, der Besuch eines Bäuerleins und der des Königs Friedrich II.

Gellert war noch Privatdozent in Leipzig — hatte noch

nicht die hundert Thaler Gehalt, die er später als außerordentlicher Professor bezog. Eines Morgens wird Gellert geweckt durch das Abladen von Holz vor seinem Fenster. Es ist ein Bäuerlein, das sich im Abladen nicht stören läßt durch die Bemerkung der Magd, daß hier kein Holz gekauft worden sei. Der Wagen Brennholz wird abgeladen und aufgesetzt, und das Bäuerlein sagt zu Gellert: er möge es annehmen als einen kleinen Beweis seiner Erkenntlichkeit für das Vergnügen, das ihm seine „Fabeln“ gemacht haben. Das fiel noch in die Privatdozenten-Zeit, und Gellert ward von der treuherrigen Dankbarkeit des Bauern bis zu Thränen gerührt. Später, als er Professor war, besonders während des siebenjährigen Krieges, war der Zudrang der Fremden zu ihm außerordentlich. Von allen Seiten kamen ihm Geschenke und Unterstützungen als Zeichen des Danks und der Verehrung. So arm er war, so lehnte doch seine Genügsamkeit entweder die Gaben ab, und seine Menschenliebe wies die Geber damit an die vielen Bedürftigen, die der Krieg mache, oder nahm er sie an und ließ sie den Mangelleidenden zufließen. So kam einmal ein junger preussischer Offizier und drückte ihm ein Papier mit hundert Thalern in die Hand. „Sie haben,“ sprach er dabei, „mein Herz durch Ihre Schriften gebessert, und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht.“ Fast ganze preussische Regimenter nahmen an seinen Vorlesungen Theil. Die Soldaten grüßten ihn achtungsvoll, wo sie ihm auf der Straße begegneten. Ein preussischer Husarenlieutenant besuchte ihn eines Tags, er wollte ihm auch seine Verehrung durch ein Geschenk beweisen. Silber und Gold hatte er nicht, aber ein Paar seltene Deutesstücke, die er in der Schlacht den Russen abgenommen: ein werthvolles Paar Pistolen von besonders schöner Arbeit, und eine Lederpeitsche, eine russische Deute; er hatte Gellert auf seinem Schimmel reiten sehen, dachte wohl das passe zum Pferd, und Anderes zu geben hatte er nicht. Gellert verstand den Edelsinn, welcher diese seltsame Gabe ihm aufdrängte; er nahm sie an, als hätte ihm ein Anderer das Kostbare geboten. Ein Sergeant erhielt Urlaub in die Heimat nach langem und schwerem Kriegsdienst. Schon unterwegs zu den Seinen kehrt er noch einmal um, nach Leipzig hinein zu gehen und den Mann zu sehen, „dessen Schriften ihn verhindert haben ein schlechter Mensch zu werden.“ In dieser Zeit, wo die Preußen Sachsen erobert und besetzt hatten, besuchten ihn auch die preussischen Prinzen Karl und Heinrich öfters; der Letztere schenkte ihm einen Schimmel, damit er durch Reiten seiner Gesundheit nachhelfe. Die preussischen Husaren verehrten den leipziger Professor wahrhaft schwärmerisch. Denn das war der Lieblingsmann ihres Generals, und dieser Husarengeneral war der tapferere Zietzen, unter den Generalen Friedrich's II. der herrlichsten ein. So unfrohm damals sein König war, so frohm war dieser sein Reitergeneral, aber kein Kopfhänger, Schleicher, Schmeichler und Wüchlingmacher, wie die Frömmlinge, sondern, wie alle Menschen echter, kernhafter Gottesfurcht, ein Mann voll Wahrhaftigkeit und Freimuth, aufrecht und gerad, auch seinem Könige gegenüber. Seine Husaren lehrte er die Gellert'schen Aeder, und daß in denselben so ein Gottvertrauen und so ein fröhlicher Todesmuth, für den der Tod keine Schreden hat, sich aussprach, das machte ihm diesen Mann ganz besonders lieb. Vor dem Angriff in der Schlacht ließ der alte Zietzen jedesmal seine Husaren ein Gellert'sches Lied anstimmen und sang selber am kräftigsten mit. Er war eines Tags an der Tafel seines Königs, und der Witz der Höflinge, nachdem Friedrich selbst den Ton dazu angegeben, übte sich frivoll an der Frömmigkeit. Da stand der alte Husar auf, glühend vor heiligem Zorn. „Es hat,“ rief er mit lauter Schlachtfeststimme, „den Kriegern Eurer Majestät noch nie Schaden gebracht, wenn ich an der Spitze meiner Reiter mit dem laut schallenden Lied: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath“ in die Feinde meines Königs einhieb.“ Die Spötter wurden blaß, der König erröthete, ging auf Zietzen zu und schüttelte ihm die Hand. „Er hat Recht, bleib er dabei!“ sagte der große

König. Daß ein König wie Friedrich Verlangen empfand, einen Mann, der seine Husaren und sogar die königlichen Prinzen so für sich begeisterte, persönlich kennen zu lernen, war natürlich. Nach einer noch heute in Leipzig erhaltenen mündlichen Ueberlieferung — nicht nach einer geschichtlichen Aufzeichnung — trat der Held des siebenjährigen Krieges, unkenntlich, als gewöhnlicher Kriegermann gekleidet, eines Tages in die Wohnung Gellert's in Leipzig ein, wo schon so viele vornehme Männer seit Jahren zu Besuch gekommen waren. Er ließ sich als preussischer Offizier melden und wurde angenommen. Der König hatte sich mit den Fabeln und Liebern Gellert's und einem Theil seiner prosaischen Schriften bekannt gemacht, und das Gespräch kam bald in lebendigen Fluß. Der Professor gefiel dem Preussenkönig, und der geistvolle Offizier gefiel dem Professor. Beim Abschied gab sich Friedrich als König von Preußen zu erkennen. Gellert war mehr überrascht dadurch, daß er Friedrich nicht sogleich erkannt hatte, dessen martirtes Bild in allen Händen war, als daß ihn das Gegenüberstehen eines Königs, wenn auch eines so großen Königs, „die Majestätsnähe“, außer Fassung gebracht hätte. Gellert blieb in seiner Ruhe und in seinem bescheidenen Selbstgefühl dem Könige gegenüber, wie er es dem vermeintlichen Offizier gegenüber gewesen war. Das gefiel Friedrich erst noch recht an ihm: große Fürsten haben Gefallen an Männern, die Verdienst und Selbstgefühl haben, für solche Männer haben sie Hochachtung. Diese Anekdote vom Besuche Friedrich's in Gellert's Haus war zu jener Zeit allgemein verbreitet. Vor Kurzem hat Berthold Auerbach eine schöne Volkserzählung daraus gemacht. Geschichtlich belegt ist, daß Friedrich der Große Gellert sehr hoch schätzte; daß er ihn im Jahr 1760 in Leipzig zu sich in's Schloß rufen ließ; daß er sich bemühte, ihn in den preussischen Staatsdienst zu ziehen, was Gellert ablehnte; daß er zu Gellert selbst unter anderen Anerkennungen namentlich auch sagte: „Er hat so etwas Coulantés in seinen Versen;“ und daß er ihn nachher vor seinen Hofleuten „den vernünftigsten aller deutschen Gelehrten“ nannte. Diese Unterredung im Schloß schließt die Möglichkeit des früheren Besuchs, also die Wahrheit der mündlichen Ueberlieferung so wenig aus, daß vielmehr das Eine die Folge des Andern gewesen zu sein scheint. Wo Könige und Fürsten selbstständige Geister im Volke hochachten und auf sie hören, steht es gut um Fürst und Volk; wo sie die Stimme des Geistes, der aus dem Volk und für es spricht, nicht suchen, noch weniger hören und befolgen, geht es Beiden schlecht.

Ein berühmter Verbrecher.

Von

Karl Teschner.

Die Namen großer Tugendhelden dem Andenken der Nachwelt aufzubewahren, ist eine erhebende und heiligende Aufgabe der Geschichte; aber die Erinnerung an große Verbrecher wach zu erhalten, ist lehrreich.

Schauen Sie, verehrte Leser, das getreue Abbild eines Mannes an, welcher dieser Charakteristik beigegeben ist! Dieß Bild zeigt einen feinen, ritterlichen Wuchs, eine vornehme Haltung, verbunden mit einer gewissten, fast an Weibliches streifenden Eleganz, eine zarte, weiße, wohlgepflegte Hand, eine hohe, freie, musterbaste Stirn, und im Allgemeinen einen edlen Gesichtsschnitt. Aber welch' ein lauernder, zugleich matter Blick des Auges, welche abschredende Verlebensheit der Züge, welche lüsterne, jede sittliche Regung ausschließende Genussucht im Ausdruck der Mundbildung.

In Wahrheit, dieß Bild steht in vollster Harmonie zu dem inneren Wesen seiner Persönlichkeit, und je sorgfältiger wir es studiren, desto mehr befestigt sich in uns die Ueberzeugung: daß wir es hier mit einem beispiellosen, einzig da-

stehenden Schurken zu thun haben, und dieß war der Mann, den das Bild darstellt: Cesare Borgia; ein Name, an welchen sich eine Reihe der dunkelsten Ereignisse der Geschichte knüpft, ein Charakter, in welchem sich seine Zeit vollkommen wieder spiegelt.

Die edle Familie dieses Namens, ursprünglich Borja, stammt aus Spanien, und zwar aus dem Städtchen Borja am Huelsa. Das Feuersteinlager, auf welchem ihr Stammsitz stand, kann als ein Symbol ihres Charakters gelten: Härte und Feuer war den meisten Gliedern der Familie eigen. Im fünfzehnten Jahrhundert siedelte sie nach Italien über. Alphons Borja, Bischof von Valencia und Rath des Königs Alphons von Arragonien, ward im Jahre 1455 Papst unter dem Namen Calixtus III. Bereits in diesem Gliede der Familie betundeten sich Charaktergrundzüge, die sich später vielfach wiederholten. Feinheit in den Manieren, Schlauheit im Anstreben gewisser Pläne. Calixtus III. war bekanntlich der erste Papst, der in Wien ein Konkordat erschlich. Die Sittenlosigkeit seiner Neffen war so sehr berüchtigt, daß die Römer fast revoltirten, als er jene in die günstigsten Stellungen versetzte.

Der Sohn eines dieser Neffen, Soderfros, war Roderigo Borgia, welcher durch allerlei Ränke im Jahre 1492, zwei- und fünfzig Jahre alt, als Papst Alexander VI. den römischen Stuhl bestieg. Als Kardinal hatte er in wilder Ehe mit der berüchtigten aber wunderbar schönen Giulia Banozza fünf Kinder, von denen drei in der Geschichte Italiens bedeutende Rollen gespielt haben. Giovanni, der älteste Sohn, wurde vom Vater, nachdem dieser sich selbst die dreifache Krone aufgesetzt hatte, zum Herzog von Benevent und Grafen von Terracina und Pontecorvo ernannt; Cesare, bei Weitem der Bedeutendste unter den Spröhlingsen Roderigo-Alexanders, gelangte einige Jahre später zu den hervorragenden Stellungen. Er war bereits Bischof vom Pampelona und Kardinal, als seine reizend schöne Schwester Lucrezia mit Johann Sporga, Fürsten von Pesaro, vermählt ward.

Der würdige Cesare begann seine große Laufbahn damit, daß er, aus Eifersucht über den gleichzeitigen fluchwürdigen Verlehr Lucrezia's mit Giovanni, diesen 1497 heimlich ermorden und in den Tiber werfen ließ. Hochwahrscheinlich blieb dieß Verbrechen nicht genügend verborgen, denn Cesare legte bald nach der That seine geistlichen Würden nieder. Indes war der römische Hof unter einem Alexander so sehr eine Schule der ärgsten Sittenlosigkeit und der schändlichsten, von den meisten Kardinälen getheilten Laster, daß die hochmächtigen Träger der Tiara und Mitra an Cesare's That weiter keinen Anstoß nahmen.

Der Mörder gab nun einen eklatanten Beweis der Kühnheit, die ihn später überhaupt charakterisirte: er verfolgte die Absicht, einen italienischen Thron zu besteigen; daher bewarb er sich, gestützt auf das Ansehen seines Vaters, um die Tochter des Königs Friedrich's II. von Neapel. Dieser stille, den Nutzen ergebene und aller verrätherischen, in Italien gänzlich und gaben Politik fremde Fürst wies den ledigen Bewerber mit Würde zurück, denn er liebte sein Kind und fürchtete mit Grund, bald selbst ein Opfer dieses Ehebündnisses zu werden.

Von diesem Augenblicke an waren Papst Alexander und sein Sohn Cesare Friedrich's erbitterteste Feinde, welche die politischen Konstellationen jener Zeit klug benützten, um den unglücklichen König stürzen zu helfen. Das Königreich Neapel, früher ein Zankapfel zwischen Normannen und Deutschen, wurde seit Jahren zwischen Arragonien und Frankreich hin- und hergerissen. Als Ferdinand II. von Arragonien starb und seinem Oheim Friedrich die Krone überließ, stand König Karl VIII. von Frankreich als Prätendent bereits an den Grenzen. Friedrich hielt es für ein Glück, daß Karl 1498 plötzlich starb, aber dessen Nachfolger, Ludwig XII., von den Franzosen „Vater des Volks“ genannt, nahm Karl's Eroberungspläne auf, und kam durch eine persönliche Leidenschaft völlig in Papst Alexander's Hand.

Ludwig XII., mit der häßlichen Johanna, Tochter Ludwig's XI., vermählt, hatte nämlich schon, bevor er den Thron bestieg, eine heftige Liebe für Anna von Bretagne gefaßt, welche ursprünglich der deutsche Kaiser Maximilian heirathen sollte, bald darauf aber von König Karl VIII. zum Altar geführt ward, während dieser seinen Thronfolger, Ludwig XII., in einem eisernen Käfig gefangen halten ließ. Anna bewirkte die Freilassung ihres Geliebten, und als nun Karl VIII. starb, hinderte den neuen König nichts, seiner Retterin dankbar zu sein, als — seine Gemahlin Johanna. Von dieser

sich definitiv getrennt zu sehen, um der geliebten Anna die Hand reichen zu können, war der lebhafteste Wunsch des Königs.

Der kluge Minister Ludwig's, Georg von Amboise, war der Vermittler in dieser delikaten Angelegenheit. Er versprach im Namen des Königs dem Mörder seines Bruders das Herzogthum Valentinois in der Dauphiné, eine Leibgarde von hundert Lanzen, 20,000 Livres Jahrgehalt, die Hand Charlottens von Albret aus dem Hause Navarra, und außerdem, auf Borgias Verlangen, Unterstützung seiner Absichten



Cesare Borgia.

auf die Romagna. Damit war Cesare für seine Person zufrieden, aber nicht für die Person des Papstes. Ludwig mußte sich auch bereit erklären, ein starkes Heer nach Italien zu führen, um seine Ansprüche auf Neapel geltend zu machen.

Ludwig war unter der einzigen Bedingung, welche die Leidenschaft seines Herzens stellte, zu Allem bereit. Cesare Borgia erhielt Alles, was ihm versprochen worden: Alexander vernichtete zum Ständele der gesamten Christenheit die Ehe Ludwig's mit Johanna, und ebenso rasch vermählte sich der König von Frankreich mit Anna von Bretagne.

Der gewiegte Amboise, welchem Borgia die Mitra zusagte und Hoffnung auf die Tiara machte, besorgte die Zustimmung des französischen Staatsraths zum italienischen Feldzuge, und beschwichtigte den Kaiser Maximilian durch die Abtretung der Städte Aire, Bethune und Hesdin.

Cesare Borgia triumphirte. Ludwig gab ihm 2000 Reiter und 6000 Fußknechte, womit er im Fluge die Städte Imola, Forli, Faenza, Pesaro, Piombino und Rimini eroberte, während die Franzosen unter Trivulzio nach einander Mailand, Arezzo, Anon, Valence, Bassignano, Voghera, Castel-Nuovo,

Vente: Corona, Tortona, Alessandria und Genua ergriffen. Cesare Borgia scheute kein Mittel, seinen Besitz zu befestigen. Er ließ Alle, die sich nicht unbedingt ihm unterwarfen, ohne Gnade niedermachen, entlebte sich vieler Adligen, die er fürchtete, durch Gift und Mordthaten, füllte die Thürme mit Gefangenen und begegnete den Besiegten, denen er vorläufig das Leben ließ, mit unerträglichem Uebermuth.

Seine Schwester Lucrezia hatte noch vor Abschluß des Vertrags mit Frankreich zu Blois, im Jahre 1498, Alphons von Viscaglia, einen Sohn des Königs Alphons II. von Neapel, geheirathet. Als dieser nun, ein Anhänger und Verwandter der aragonischen Partei, nach Abschluß des Vertrags von Blois nach Neapel entflohen, lockten Cesare und sein Weib ihn 1501 nach Rom zurück, und hier ward er, angeblich mit Wissen Lucrezia's, durch ihren Bruder Cesare ermordet.

Raum drei Monate später heirathete das höllische Weib Alphons von Este, spätern Herzog von Ferrara.

Nun erfüllten sich auch die Rachepläne Alexander's und seines Sohnes gegen Neapel. Zwischen Ferdinand dem Katholischen und Ludwig XII. war, unter Zusicherung des Papstes, bereits im Jahre 1500 ein geheimer Vertrag über die Theilung Neapels geschlossen worden, der wie ein Damoklesschwert über dem ehlen Friedrich II. hing. Ferdinand heuchelte ihm noch Freundschaft, als im Jahre 1501 die Franzosen im Neapolitanischen einmarschirten.

Bald darauf landeten auch Ferdinand's Spanier aus Sizilien, und während diese Kalabrien, ihren Beuteheil, in Besitz nahmen, eroberten auch die Franzosen eine Stadt nach der andern. Die Truppen Friedrich's, feig unter verrätherischen Führern, ergaben sich überall, und der unglückliche Fürst, welcher sich auf der Insel Ischia sicher glaubte, erkannte mit Entsetzen den höllischen Betrug eines falschen Freundes. Lieber wollte er in den Händen seiner entschiedenen Feinde sein, als in der Gewalt des spanischen Räubers, darum ergab er sich an Ludwig XII. und wurde nach Frankreich abgeführt.

Das war das Nachwort eines verschmähten Brautwerbers und seines in seiner Eitelkeit getränkten Vaters.

Cesare Borgia, welcher durch Muth, Klugheit und Verdruthheit in kaum drei Jahren so Bedeutendes errungen hatte, begnügte sich damit keineswegs.

„Das aber ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären!“

Er hatte Titel und Gewalt eines Herzogs der Romagna und Valentinois, er wollte mehr — er wollte eine Krone tragen. Seine Anhänger, besorgt über den gewissenlosen Ehrgeiz dieses Tyrannen, verbanden sich gegen ihn. Seine kluge Ueberlegenheit machte ihre Pläne zu Schanden. Er gewann durch seine hinreißende Beredsamkeit und eine grenzenlose Verschlingungskunst einen Theil der Abtrünnigen für sich, ging mit ihnen, durch 300 Schweizer verstärkt, die leider damals für Sold auch dem entmenschesten Tyrannen dienten, gegen den Rest, siegte am 31. Dezember 1502 bei Sinigaglia und — ließ sämtliche Häupter, auch diejenigen, die er vorher gewonnen hatte, wider gegebenes Ehrenwort erdrosseln.

Durch Verrath, Hinterlist und Gewalt eroberte er Bologna, Siena und Florenz. Dann kündigte er an, daß er Camerino nehmen wolle, und verlangte dazu vom Herzog von Urbino, Guidobald von Montefeltro, Truppen und Kanonen, indem er ihm Freundschaft heuchelte. Guidobald gab ihm seine Streitkräfte aus Gehorsam gegen den heiligen Stuhl, und Cesare eroberte damit sein eigenes Herzogthum und verjagte den bitter getäuschten Freund. Dann zog er nach Camerino, nahm es mit Sturm, und ließ den Herrn der Stadt, Giulio di Barano, nebst dessen zwei Söhnen erdrosseln. So bahnte er sich den Weg zum Königsstrome.

Selbst Ludwig XII., dessen Interesse mit dem der Borgia's so eng verflochten war, schauderte zurück vor Cesare's Schandthaten und kündigte einen Bruch der Bundesgenossen-

schaft an. Da war es der zum Cardinal gemachte Minister von Amboise, welcher in der trügerischen Hoffnung auf den päpstlichen Purpur eine Versöhnung bewirkte, so daß der irre geführte Ludwig laut den Raub Bolognas, das Venedig gehörte, guthieß.

Ealtamer Weise ging mit diesen fürchterlichen politischen Zuständen, verbunden mit einer beispiellosen Sittenlosigkeit, welche die innigsten Familienbände zerriß, und vor Dolk, Strang und Giftbecher keinen Augenblick zurückscheute, wenn es galt, Leidenschaften zu befriedigen, die sorgfältigste Pflege der Wissenschaften und schönen Künste Hand in Hand, und Cesare sowie seine sittenlose Schwester waren es vor Allen, welche vorzügliche Gelehrte, Dichter, Maler und Bildhauer begünstigten. In Ferrara befand sich damals die berühmteste, auch von Deutschen und Franzosen besuchte Universität mit 52 besoldeten Lehrern; in Siena und Florenz excellirten die ausgezeichnetsten Maler und Bildhauer; Bologna wurde der Hauptstiz der lombardischen Malerschule; in Ferrara arbeiteten Bildmeister aus Brabant.

Für alles Große und Schöne in Wissenschaft und Kunst empfänglich, opferte Cesare Borgia, persönlich mäßig, bedeutende Summen, während er selbst eine große Belesenheit entfaltete, und durch sein Nebentalent selbst tiefgelehrte Männer hinriß und seine Schwester von zeitgenössischen Dichtern besungen ward. Und das waren die Ungeheuer, welche Hunderte der entsetzlichsten Mordthaten auf ihr Gewissen luden!

Ihre einzige Entschuldigung beruht darauf, daß eine Charaktereigenschaft, welche wir deutsche Biederkeit nennen, dem italienischen Volkscharakter überhaupt fehlt, daß die Männer der Wissenschaft an der allgemeinen Entfittlichung theilnahmen; und es gewährt dem Beschauer der Gräuel, die Cesare Borgia verübte, eine Art von Trost, daß die, gegen welche sie sich richteten, nicht viel besser waren als er selbst.

Schon war er im Begriff, sich von seinem gewissenlosen Vater die Krone als König von Romagna, Umbriens und der Marken auf's Haupt setzen zu lassen, da erreichte Beide die Remessis. Papst Alexander hatte zwölf Cardinäle, die seinen ehrgeizigen Plänen und der Anwartschaft des Cardinals Amboise auf den römischen Stuhl im Wege waren, Gift bereiten lassen. Durch die größere Schlaueit der designirten Opfer genossen Beide, Borgia selbst, von den vergifteten Erfrischungen. Der erschöppte Papst hatte nicht mehr genug Lebenskraft, um dem Gift zu widerstehen — er starb einen elenden Tod im Jahre 1503. Cesare Borgia indeß raffte sich auf, denn Alles stand jetzt für ihn auf dem Spiele. Er rettete vor Allem seines Vaters kolossale Schätze, dann bemächtigte er sich mit seinen Truppen unter Beihülfe der Franzosen, die Amboise dirigirte, des Vatikans, um die Ernennung des letztgenannten Cardinals zum Papste durchzusetzen. Aber auch die Gegner, an deren Spitze die Colonna und Ursini standen, waren thätig.

Die Cardinäle waren so schlau, Amboise Hoffnung zu machen, nur sollte er, um das Vertrauen herzustellen, das französische Heer entfernen, und Amboise ging in die Falle. Cardinal della Rovere leitete diesen klugen Feldzugsplan; er war der Todfeind Cesare Borgia's.

Raum waren die Franzosen abgezogen, so wählten die Cardinäle einen Piccolomini, und, als dieser schon nach drei Tagen starb, den della Rovere unter dem Namen Julius II. zum Papst.

Cesare Borgia wurde auf dessen Befehl gefangen genommen, mußte alle festen Plätze ausliefern und wurde dann davon gejagt. Er fiel aber den Spaniern unter Gonzalero de Cordova in die Hände, wurde nach Spanien geschickt und auf dem Schlosse Medina del Campo gefangen gesetzt. Hier blieb er zwei Jahre, bis es ihm gelang nach Navarra zu seinem Schwager zu entfliehen. Er vermochte diesen zu einem Einfall in Kastilien, leitete mit dem persönlichen Muth, der ihn nie verließ, die Belagerung des festen Schlosses

Biana, und wurde im Jahre 1507 durch ein Wurfgeschloß getödtet.

Seine kriegerische Kühnheit machte ihn des ehrlichen Soldatentodes würdig, die Größe seiner Verbrechen hätte den Tod durch Hinterschand als das geringste Maß der Gerechtigkeit erscheinen lassen.

Ein germanisches Waldweib

im neunzehnten Jahrhundert.

Von

Dr. Wilhelm Holland.

Wir wissen aus den ältesten Zeiten unseres deutschen Alterthums, daß es immerdar weise Frauen und kundige Heilrätinnen gab, die gegen alle Krankheiten und Gebrechen des Leibes Rath wußten, die schwere Wunden zusammenlegten und darüber ihren Segen machen, daß sie sich schlossen, die über die Fesseln sangen, daß sie sich lösten. Eine ähnliche Handtierung ist seitdem immer im Volke üblich geblieben, und bildete mit allerlei Kräutern und Sympthiemitteln den Hauptbestandtheil der Volksmedizin. Von Zeit zu Zeit tauchte dann eine absonderliche Heilkünstlerin wieder auf, und ihr Ruhm ward mit oder ohne ihr Zuthun groß und gewaltig und ihre Hülfe vielbegehrt.

Ein solches Wunderweib treibt nun in der Nähe von München, in dem mittelst der Eisenbahn in einer kleinen Stunde erreichbaren Daisenhofen, ihr Wesen. Sie hat seit einiger Zeit großen Allarm gemacht, und ebensoviele die wissenschaftliche Kunst und die Behörden in Athem und Aerger versetzt, als tagtäglich einen ganzen Schwarm Hülfe suchender auf ihrem Hofe gesehen. Es lohnt sich vielleicht, Nachschau zu halten, und je nach der Lage der Dinge unsere unmaßgebliche Meinung auszusprechen.

Von jeher hat in der „volkstümlichen Medizin“ (wir müssen diesen technischen Ausdruck wohl beibehalten) die Meinung existirt, man könnte alle menschlichen Krankheiten ganz allein aus dem „Brunnen“ erklären und beurtheilen. Ebenso hat sich auch die Meinung der Aerzte gegen diese alleinige Annahme erklärt, und von Albertus Magnus und dem ersten deutschen Naturforscher Konrad von Megenberg bis zu Paracelsus, und von diesem seltsamen Wechselbalg bis zu den neuesten Doktoren hat keiner an die allein gültige Diagnose aus dem „Brunnen“ geglaubt, obwohl sie, mit mehr oder minder großer Vorsicht, dieses Symptom zu Rathe gehalten haben. Die Heilrätin zu Daisenhofen steht natürlich ganz auf dem ersten Standpunkt. Sie braucht den Patienten gar nicht zu sehen, ein halbes Quart des genannten Fluidums reicht hin, ihr Urtheil abzugeben, und sie trifft, wenn die Leser die Urtheilsfähigkeit anderer Augenzeugen und des Berichterstatters selbst nicht etwa in Frage stellen wollen, die Sache nicht selten auf ganz überraschende Weise. Man hat ihren Witz auf die Probe gestellt: ein Glas enthielt die Entleerung eines Pferdes; sie warf es entrüstet dem Versucher vor die Füße; einem Andern, der eine künstliche Mischung zusammengegossen hatte, wurde kurzweg die Thüre gewiesen. Ich selbst weiß von Augenzeugen, die jede Stunde bereit sind ihre Aussage eidlich zu bekräftigen, ganz auffallende und unleugbare Thatfachen. Sie weiß nicht nur nach der flüchtigsten Ansicht der in einem Gläschen überbrachten Flüssigkeit das Wesen des Patienten zu bestimmen, sondern auch mit Entschiedenheit die Krankheit, die Dauer, den Verlauf und Bestand der Krankheit und das Ende derselben anzugeben; dergleichen bestimmt sie augenblicklich, ob noch eine Hülfe möglich sei, in welcher Zeit, oder ob Alles verloren.

Der Name dieser Person lautet ziemlich romantisch, Amalie Hohenester; sie ist das Weib eines behäbigen Landmannes, der vor einiger Zeit zu Daisenhofen sich ankaupte. Von

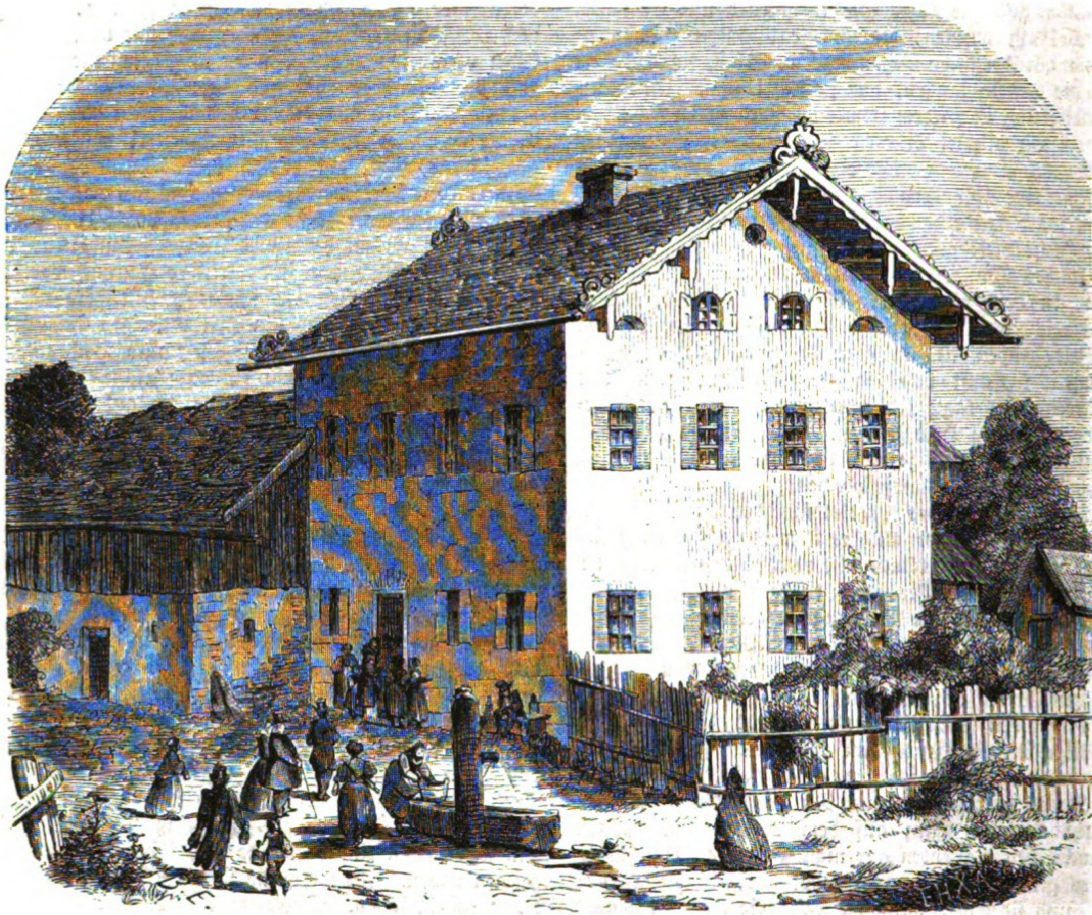
mütterlicher Seite führt sie einen Namen, der vor kaum einem Vierteljahrhundert im ganzen bayerischen Hochland berühmt und gefürchtet war, bei dessen Klang alle Bauern erbebten, die Landgerichte zitterten und der Arm der Gerechtigkeit gelähmt zu sein schien. Unter der Führung des kühnen Simon Nonnenmacher hatte sich in der Nähe von Holzkirchen und Tegernsee eine Räuberbande konstituiert, welche unerhörte Plünderungen und Grausamkeiten vollbrachte, und mit unheimlicher Schnelligkeit beinahe gleichzeitig an den verschiedensten Punkten ihre feinsten Fänge vollbrachte. Vergebens wurde die Gendarmrie und das Militär aufgeboten, man machte große Streifzüge mit vereinten Kräften, man setzte einen hohen Preis auf das unsichtbare Haupt, lange vergeblich, bis endlich ein einzelner Gendarm mit dem Räuber zusammenstieß, und in einem furchtbaren Ringkampfe, in welchem der Nonnenmacher sogar den Gewehrlauf der Flinte verbog, Sieges blieb. Etliche Säbelhiebe über die Füße, deren einer die Kniescheibe des Riesen spaltete, ermöglichten dessen Gefangennahme, die aber noch mit vielen Schwierigkeiten verbunden war. Von da an verstummte das Gerede, daß der Nonnenmacher sich verwandeln oder unsichtbar machen könne; zwar hätte er beinahe die letztere Eigenschaft in der münchener Frohnfeste bewahrt, wurde aber noch glücklich abgefaßt, als er sich bereits durch einige Mauern durchgearbeitet hatte. Der Ketten aber spottete er noch lange, jeden Morgen hatte er sie abgestreift, bis es doch endlich gelang, die wahrhaft hertulische Gestalt festzuhalten, die auf dem Schaffot noch von imponirender Haltung war. Seine Mutter aber (die jetzt ein immer noch rüstiges Alter von 86 Jahren genießt) und ein vierblättriges Schwesternkleblatt, welche an seinen Raubzügen und Heldenthaten nie theilhaftig waren, genossen ein ungetrübtes Ansehen und standen immer im Rufe, daß sie sich auf Heilkunde verstanden, und in solchen Fällen häufig Rath und Hülfe wußten, wo den wissenschaftlichen Heilkünstlern die Hoffnung geschwunden war. Namentlich wurde „die Alte“ weit und breit berühmt, die Leute liefen in Prozessionen zu ihr, bis die Polizei sich dazwischen legte und Wachen vor ihre Thüren setzte. Da blieb der Zubrang aus, im Stillen aber wurde sie doch noch immer befragt und geholt; auch sorgte sie, daß ihre „Wissenschaft“ nicht erlösche und zog ihre Töchter also heran. Plötzlich brach im Volke das alte Bemühtsein wieder auf, und nun übertrug sich das ganze gläubige Vertrauen auf die lange unbemerkt gebliebene Amalie, welche unterdessen die Hohenesterbäuerin geworden war.

Diese Amalie Hohenester ist beiläufig dreißig Jahre alt, von hoher Gestalt, ein echtes, urgermanisches Waldweib mit glutäugigen Blicken; sie trägt sich wie eine reiche Bäuerin, mit besonderer Vorliebe zu städtischem Geschmack; ja man will sogar schon eine Krinoline und seidene Schleppe an ihr gesehen haben. In wie ferne diese Aussage wahr, will ich dahin gestellt lassen. Soviel aber ist richtig, daß weit und breit herum, ungefähr seit zwei Jahren, die Phantasie des Volkes entzündet wurde durch eine Fülle der überraschendsten Heilungen, welche durch die bekanntlich eundo creasirende Jama zu wahren Wunderthaten anwuchsen. Nun kam bald von allen Seiten die Menge, und die Hohenesterbäuerin kurirte nach ihrem besten Wissen und Gewissen darauf los, legte auch nebenbei einen hübschen Folioband an, in welchem sie sich von höher gestellten oder fremden Persönlichkeiten, die ihre Wunderkraft erprobt hatten, sichere Zeugnisse mit Siegel und Unterschrift ausstellen ließ; auch war sie vorsichtig genug, nie Geld zu fordern, sondern für ihre Medicamente sich bezahlen zu lassen, deren Preis jedoch fabelhaft billig war, und mit den Resultaten in keinem Zusammenhange stand. Was man ihr schenkte, nahm sie gerne an, selbst wenn es, wie es bisweilen vorkam, ein Säcklein russischer Rubel oder goldener Napoleone waren.

In der jüngsten Zeit steigerte sich nun der Zulauf zu ihr in ganz unglaublicher Weise; das „Geschrei“ von ihr ging nicht allein durch das altbayerische Volk, sondern auch

in die Märkte, und Städte und voraus in die Stadt München. Letztere lieferte ihr mit der Eisenbahn oft in einem Tage achtzig, hundert und noch mehr Patienten, die Station Daisenhofen wurde belebt, als wenn es das malerische Mühlthal oder ein anderer Vergnügungsort wäre. Man drängte sich vor ihren Thüren, und die Menge stand oft vom frühen Morgen bis zum Abend, ohne daß der ganze Rest befriedigt werden konnte. War es nun eine Praktik der Heilkünstlerin oder ging es wirklich nicht anders, in letzterer Zeit gelang es nie mehr, die ganze Zahl der Patienten abzufertigen, oftmals erklärte sie diktatorisch, ein solches „Gefindel“ von „gewöhnlichen Kranken“ gar nicht annehmen zu wollen, sie befaßte sich nur mit solchen Fällen, wo die Aerzte keinen Rath mehr wußten und dergleichen. Jeden Morgen war also bereits eine übernächtlige Schaar vorhanden, und jeden

Abend blieb ein halbes Hundert der Zubringenden unerlebigt übrig. Auch hatte sie die Schwachheit, Alles liegen und stehen zu lassen, wenn Reiter und Equipagen ankamen und als „hohe Gäste“ ihren Rath verlangten. Das wurde denn der Polizei endlich zu bunt, sie rief die Heilkünstlerin vor Gericht, wo sie sich wacker und mit Zeugen vertheidigte, dessenungeachtet wurde sie wegen unberufener Ausübung der Heilkunst zu einer Geldstrafe verurtheilt, und als sie trotzdem dagegen ihre Kräuter und Tränke weiter spendete, durch einen energischen und bewaffneten Besuch überrascht, welcher jedoch von ihren Medicamenten nichts mehr erbeutete, als die leeren und vollen Gläser der Kranken; denn ihre eigene Apotheke hatte sie beim Anrücken der unerwarteten Macht sämmtlich umgeschüttet und vertilgt. Das Volk, obwohl widerstrebend und murrend, verlief sich, sie selbst aber eilte, wie man sagt,



Die Wohnung der Hohenesterbäuerin in Daisenhofen.

nach Berchtesgaden, um die Hülfe des Königs anzusuchen. — Wir sind weit entfernt, in ihr eine untrügliche Wunderfrau zu bewundern, aber ebenso möchten wir den Schein einer Betrügerin von ihr abgewehrt haben. Sie ist jedenfalls im Besitze eines Wissens, welches sie nach ihrer eigenen Aussage „aus alten Pergamentern“ und von „ihren Vorfahren“ erhalten haben will, welche ihr Wissen wiederum „aus Egypten am Meer gelegen“ erhielten. Ob die rohe Gewalt oder die wissenschaftliche Kunst die einzigen Prüfsteine ihres Wissens sein sollten, möchten wir nicht entscheiden. Jedenfalls aber gehört es dazu eines sehr ruhigen und objektiven Untersuchungsrichters, der ebenso frei ist vom Aberglauben der Schule wie von dem Wunderglauben des Volkes. Soviel steht fest, daß der alte Satz des Prinzen Hamlet mit vielen Exempeln von ehemals verirrten Menschen, die von den Aerzten als unheilbar aufgegeben waren, und sich jetzt wieder

ihrer Gesundheit und ihrer heilen Glieder erfreuen, belegt werden kann, der dahin lautet: „Es gebe viele Dinge auf Erden, von denen die Schulweisheit und Stubengelehrsamkeit sich nichts träumen läßt!“

Die Sache hat, abgesehen vom kulturhistorischen Standpunkt, auch für den Germanisten und für diesen ganz besonders ein anziehendes Interesse. Man lernt daraus, wie alte Traditionen, die oft lange im Volksleben geschlafen haben, oft plötzlich wieder erwachen, und mit unaufhaltbarer Schnelligkeit sich verbreiten und Wurzel fassen. Wehe, wenn die Erscheinungen dann so zu Ende gebracht werden, daß der Schein des Martyriums daran haftet!

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.



Mein altes Roß.

Von

M. Graf Strachwitz.

Mein altes Roß,
 Mein Spielgenosch,
 Was siehst du mich wiehernd an?
 Deine Sehne, wie lahm,
 Meine Seele, wie zahm,
 Wir reiten nicht mehr hinten an

Du schüttelst dein Haupt,
 Deine Rüster schnaubt!
 Ich glaube, du träumst, Kamerad:
 Wir flogen zusamm'
 Ueber'n Bergeklamm,
 Den alten geliebten Pfad!

Ein knarrendes Thor,
 Du scharfst davor,
 Deine schäumende Stange tropft!
 Ein rauschend Gewand,
 Eine weiße Hand,
 Die den funkelnden Hals dir klopfst!

Es kühlt der Riech,
Schlaf süß, Schlaf süß,
Und hinaus in die blaue Nacht!
Auf thauligem Rain
Im Mondenschein,
Dahin mit Nacht, mit Nacht!

Verhängt den Baum,
Im Herzen ein Traum,
Auf der Lippe den letzten Kuß;
Dampfschallender Fuß
Und Wackelruf,
Und fern ein rauschender Fluß!

Der Nachtwind haucht,
Das Mondlicht taucht
In das silberwogende Korn.
Woll bläht der Mohn,
Und mit schlafreiem Ton
Flüstert der Hagelorn!

Einen letzten Blick
Zurück, zurück
Auf der Liebsten schlafendes Haus!
Mein Kamerad,
Wie schad', wie schad',
Das Alles, Alles ist aus!

Mein Kamerad,
Den geliebten Pfad,
Den hat verweht der Schneel
Und das Thor verbaut
Und verloren die Braut,
Und mein Herz so weh, so weh!

Der Wüstenvogel.

(Fortsetzung.)

• Neuntes Kapitel.

Ein Ausflug in den Busch.

Während die Behörden von B... vergebliche Nachforschungen nach den Uebeltätern anstellen und der Vicomte sich in das Magazingeschäft des Monsieur Brissot einschließt, wollen wir uns nach den Damen in Dorling umsehen. Die arme Klara blieb seit Martigny's Abreise düster und niedergeschlagen; die Nächte entschwanden ihr schlaflos, und wenn sie auch in dem Store noch an ihrem alten Platz zu finden war, so benahm sie sich nur abgemessen und wortkarg. Zu Zeiten konnte sie plötzlich aufbrechen, um sich in ihr Zimmer einzuschließen, und wenn sie zurückkam, waren ihre Augen vom Weinen geröthet. Man kann sich denken, daß ihre Mutter und ihre Freunde Allem aufboten, um sie diesem Zustand von Schwermuth zu entreißen, aber alle derartigen Versuche schienen sie nur noch trüber zu stimmen und waren ihr namentlich zuwider, wenn sie von Denison ausgingen. Auch zeigte sie gegen ihre Mutter ein neues, unerklärliches Gefühl — nicht gerade Abneigung, sondern eher eine scheue Zurückhaltung und eine Kälte, von der man sich keinen Grund denken konnte. Sie bemerkte endlich mit Erstaunen, daß sie Klara gegenüber selbst der Gegenstand einer vielleicht unwillkürlichen aber doch unverkennbaren Spionage war. Sie erhielt davon in dem ersten Monat nach Martigny's kurzem Besuch einen schlagenden Beweis.

Da die Zimmer beider Damen nebeneinander lagen, so fehlte es Klara nie an Gelegenheit, unter einem oder dem anderen Vorwand die Hebeligkeit ihrer Mutter zu durchstöbern, und nur einem kleinen Armoire, zu dem Madame Brissot stets den Schlüssel bei sich führte, hatte sie nie beikommen können, obgleich sie hauptsächlich diesem Möbel ihre Aufmerksamkeit zuwenden schien. Wie nun eines Tages Madame Brissot den Armoire offen vor sich hatte, kam plötzlich ihre Tochter halb angeleibet und mit leuchtenden Augen herein gestürzt, warf sich der Mutter um den Hals, sprach

einige zärtliche Worte zu ihr und machte sich mit einer wahren Heißgier über den Schrein her, um seinen Inhalt zu untersuchen. Im Ganzen waren nur gleichgültige Gegenstände darin; Klara aber fand eine Kassette aus Palisanderholz heraus, in welcher Madame Brissot ihren werthvollsten Schmuck aufzubewahren pflegte. „Ach, Mama,“ rief das Mädchen, „lassen Sie mich doch sehen, was Sie in dieser Kassette haben. Ich weiß, es sind die Schmucksachen darin, die ich in meiner Kindheit an Ihnen bewunderte und die Sie seitdem nicht mehr getragen. Sie werden in mir so glückliche Erinnerungen — bitte, Mama, zeigen Sie sie mir.“ — „Kind, es ist Zeit, in's Magazin hinunter zu gehen. Auch ist der Schmuck altmodisch, und ich würde mich nur lächerlich machen, wenn ich mich damit herausputzen wollte.“ — „Ich verlange dieß ja nicht, Mama; aber zeigen müssen Sie mir ihn. Können Sie mir das abschlagen?“ — „Ich begreife Dich nicht, Klara — diese Festigkeit! Was glaubst Du denn in dieser Kassette zu finden?“ — „Nichts, Mama!“ rief Klara außer sich. „Aber schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab. Ach, wenn Sie wüßten!“ — „Nun, meinethwegen,“ versetzte Madame Brissot mit Güte, „obgleich ich dieses kindische Wesen nicht begreife.“ Sie stellte die Kassette auf den Tisch und schloß auf. Für den hastigen Blick des Mädchens reichte eine Sekunde aus, den ganzen Inhalt zu überschauen. Es waren da ein paar Pakete vergilbter Briefe, Armb- und Halsbänder und Broschen von so veralteter Form, daß sie nur noch den Metallwerth hatten. Doch all' dieß schob Klara gleichgültig bei Seite und wühlte auf dem Boden der Kassette, bis sie auf ein strohgelbes Käpfelchen stieß, das wie absichtlich unter dem übrigen goldenen Tand verborgen zu sein schien. Sie wollte sich desselben bemächtigen, aber Madame Brissot, die mit unruhiger Aufmerksamkeit zugehört, entriß es ihr plötzlich und sagte mit Festigkeit: „Nicht doch, mein Kind; das darfst Du nicht sehen.“ — Klara, welche an dem Klappern bemerkt hatte, daß die Kapsel einen harten Körper enthielt, erwiderte mit Festigkeit: „Mama, zeigen Sie mir, was darin ist — ich bitte — ich muß es sehen.“ — „Nein,“ versetzte Madame Brissot, deren Geduld jetzt zu Ende war. „Bisher trug ich Nachsicht mit Deinen thörichten Grillen, aber ich habe meine Gründe, nicht mehr weiter zu gehen.“ Sie war im Begriff, die Kassette wieder zu schließen. Klara stand betäubt und eingeschüchtert; dann verbarg sie das Gesicht mit ihren Händen und rief: „Gerechter Himmel, es ist also wahr!“ — „Was ist wahr?“ entgegnete die Mutter. „Was willst Du damit sagen?“ — Klara war außer Stand zu antworten, und Madame Brissot hatte Mitleid mit ihrem Schmerz. „Es ist vielleicht unrecht,“ sagte sie, „aber dieses Jammergeficht schneidet mir in die Seele. Deinem Verlangen soll willfahrt werden; doch verzich nicht, daß Du selbst mich gezwungen hast, eine traurige Erinnerung wieder wach zu rufen.“ Sie öffnete die Kapsel und zog daraus eine kleine Bleikugel hervor, welcher augenscheinlich vertrocknetes schwarzes Blut anlehte. „Erkennst Du dieß?“ flüsterte sie und wandte erblassend den Blick ab. „Es ist die Kugel, die Dein Vater — die Blutspuren daran rühren von mir her.“ — Klara warf sich jetzt vor ihrer Mutter auf die Kniee nieder, bedeckte ihre Hand mit Küßen und Thränen und rief: „Verzeihen Sie mir, meine theure Mutter, ich bin wahnsinnig! Hat sich denn Gott ganz von mir abgewendet!“ — Madame Brissot öffnete ihre Arme. Sie hatte von der ganzen Szene nichts begriffen, und wäre es auch der Fall gewesen, so hätte der Tochter die Vergeltung nicht entstanden.

Von diesem Tag nahm Klara's Schwermuth einen andern Charakter an; sie schien gegen Alles gleichgültig geworden zu sein. Man gab sich daher alle Mühe, sie aufzuheitern, ließ das Magazin nicht länger offen, als für den Geschäftsbetrieb unumgänglich nöthig war, und machte mit ihr sowohl zu Fuß wie zu Wagen weite Ausflüge in die Umgegend von Dorling, auf welchen sie noch am ehesten Zerstreuung fand. So geschah es auch einmal Sonntags, als Mr. Owens

etwa zwölf bis fünfzehn Miles von Dorling, an der Grenze der Wildniß, ein dienstliches Geschäft zu besorgen hatte. Der Surveyor benützte für diesen Ausflug, an dem sich auch seine Tochter betheiligen wollte, sein Charabanc und hatte die Brissot'schen Damen dazu eingeladen, während Denison die Partie zu Pferd mitzumachen gedachte. Die Gesellschaft verließ bald den nach den Minen führenden gebahnten Weg, um einem wenig befahrenen Pfad zu folgen. In größerem Abstand von dem Fleden wurde das bebaute Land seltener, und endlich verschwanden die Meierhöfe ganz, so daß der schwarze Kutscher, weil keine Spur von Weg mehr sichtbar war, öfters Halt machen mußte, um sich in der Gegend zu orientiren. Bald ging es durch den immergrünen Wald, bald über eine unfruchtbare Fläche, auf der die Nader dicke Staubwolken aufwirbelten, und in der einsamen Natur hörte man kein anderes Geräusch mehr als das Schreien des Lachvogels, das Plappern der Katadus oder den Flügelschlag des prächtigen Leiervogels, der bei der ungewohnten Annäherung von Menschen scheu aufzog.

„Dort ist die Wallerstation,“ sagte endlich Mr. Owens, auf ein Haus mit Wirtschaftsgebäuden deutend, „und zwei Miles davon die Station Goldvug, beides Plätze mit Schafzucht, aber die erbärmlichsten, die man nur finden kann. Der Bach dort bildet die Grenze von Viktoria, und jenseits desselben beginnt der Maaly-Strub, das den Schwarzen vorbehaltene Gebiet. Die armen Teufel sind übel daran, denn sie können meilenweit gehen, ohne einen Zoll fruchtbarer Ebden oder einen Tropfen Wasser zu finden; deßhalb halten sie sich auch hauptsächlich in der Nähe des Baches auf, und da sie keinen Schaden thun, so läßt man sie gewähren. Die Damen brauchen sich nicht zu fürchten, wenn vielleicht einige Eingeborne des Weges kommen; sie sind ganz harmlos.“ Während dieser Erklärungen war die Gesellschaft ausgestiegen, und die Pferde wurden nun mit Fesseln versehen, damit sie sich nicht vom Platz, der ihnen einen guten Weidgrund bot, entfernten. „Ah, da kommt Waller mit seinem Schäfer,“ rief Mr. Owens fort; „sie mußten mich schon aus der Ferne bemerkt haben. Mein Geschäft führt mich mit ihnen noch zwei Miles weiter nach einem Platz, wohin man nicht zu Wagen kommen kann; aber ich werde in einigen Stunden wieder zurück sein.“

Man hatte gegen diese Trennung um so weniger einzuwenden, da der Stationsinhaber und sein Schäfer ziemlich abstoßende Persönlichkeiten waren. Meister und Knecht unterzogen sich, was die Rohheit der Manieren betraf, kaum von einander, da sie in der Einsamkeit alle Bräuche des zivilisirten Lebens abgestreift zu haben schienen. Waller war übrigens einfach ein grober Kerl, während die wilde, harte Physiognomie seines Untergebenen einen noch weit abfchredenderen Eindruck machte. Nachdem der Erste mit dem Katasterbeamten einige Worte gewechselt, wandte er sich an die Uebrigen und lud sie mit rauher Stimme ein, in seiner Wohnung zu thun, als ob sie zu Haus seien; die Damen aber, denen das schmutzige Aussehen der Station mißfiel, erklärten, daß sie unter dem Schutz Richard's lieber an Ort und Stelle bleiben wollten, und Waller, der schon an die äußerste Grenze der Höflichkeit gegangen zu sein glauben mochte, drang nicht weiter in sie. Nachdem der Surveyor, seine Pfeffette aufspand, sich mit den beiden Männern entfernt hatte, machten sich's die Zurückbleibenden bequem, indem sie die Pläne der Charabanc zum Schutz der Damen gegen die Insekten und den Sonnenbrand in ein kleines Zelt umwandelten, und dann auf dem Boden die mitgebrachten Speisen ausbreiteten, um ein Mahl einzunehmen.

Sehntes Kapitel.

Die Laubenvögel.

Es entschwanden mehrere Stunden. Madame Brissot, für welche die Wunden der jungfräulichen Natur kein Interesse hatten, war unter einem Baume eingeschlafen, und einige

Schritte von ihr rauchte Richard Denison im Schatten risiger Farrenträuter melancholisch eine Cigarre. Die beiden Mädchen hatten sich, um den Schlummer der Mitter nicht zu stören, etwas von dem Zelte entfernt, und Rachel ihre Freundin nach einem nahen Gebüsch hingeführt, von dem aus sie, ohne selbst gesehen zu werden, die schönen Vögel beobachten konnten, welche herzugeflogen kamen, um aus dem klaren Wasser zu trinken oder sich darin zu baden. Die Engländerin wußte jedes der Thiere mit Namen zu nennen; Klara aber achtete nur wenig auf ihren gelehrten Nebefluß.

„Da fliegt ein schwarzer Schwan auf,“ sagte Miß Owens, „eine der Merkwürdigkeiten des Landes, die man sonst nirgends zu sehen kriegt. Und hier, diese schönen Tauben mit so prächtigem Gefieder, daß gierige Goldsucher sie für fliegende Klumpen des edlen Metalls halten könnten. Und da die schreienden Katadus mit der blutrothen Haube — ist's nicht ein herrlicher Anblick? — Ach, Himmel, was sehe ich dort auf jenem weißen Gummibaum?“ Und Rachel brühte in ihrer Aufregung den Arm der Freundin so lebhaft, daß diese plötzlich wie aus einem schweren Traum erwachte. „Was haben Sie denn, meine Liebe?“ fragte Klara. — „Bist!“ flüsterte Miß Owens; nach einem nahen Baume deutend. — Klara schaute erschrocken in die Richtung, in der sie nichts Geringeres als eine gefährliche Schlange oder sonst ein Ungeheuer der australischen Wildniß zu sehen erwartete, bemerkte aber zu ihrem großen Erstaunen nur zwei oder drei Vögel, die sich in den Zweigen des Baumes zu verbergen suchten, als seien sie, wie sie eben in dem Bach ihre Toilette machen wollten, gestört worden. „Das sind die Laubenvögel,“ nahm Rachel mit leiser Stimme wieder auf, „die merkwürdigsten, aber auch die schönsten Thiere in der ganzen Vogelwelt. Gemeinlich halten sie sich nur in solchen Einöden auf, obgleich sie sich gelegentlich auch in die Nähe menschlicher Wohnungen wagen. Da — einer davon kann dem Drange des Durstes nicht widerstehen.“ — Klara erkannte an dem schönen Gefieder des Vogels sogleich dieselbe Art, die ihr schon einmal in ihrem Garten aufgefallen war. Er näherte sich verstohlen einer Wasserlache, in die er Schnabel und Beine eintauchte; durch sein Beispiel ermuntert folgten allmählig drei bis vier andere, welche sich denselben Genuß bereiten wollten. — „Klara, liebe Klara,“ nahm die Naturfreundin begeistert wieder auf, „wir können von Glück sagen. Den wenigen Naturforschern, welche die Fauna Australiens zu ihren Studien machten, sind diese außerordentlichen Vögel selten zu Gesicht gekommen. Auch ich sehe sie heute zum ersten Mal, obgleich sie mir aus den erstaunlichen Geschichten, die man von ihnen erzählt, wohl bekannt sind.“ — „Wir kommen sie nicht so außerordentlich vor,“ verzeigte Klara ungeduldig, „denn ich habe sie schon in unserem Garten gesehen.“ — „Wohl möglich; doch muß dieß nur auf dem Durchflug geschehen sein, da sie nur solche abgelegene Plätze gewöhnlich zum ständigen Aufenthalt wählen. Sie entfernen sich bloß dann weiter von ihm, wenn sie das nöthige Material zum Erbauen ihrer Lauben auffuchen.“ — „Ihrer Lauben?“ wiederholte Klara zerstreut. — „Ja, ihrer Lauben; diese Vögel, welche im System den Namen Chlamyderen führen, sind nicht bloß merkwürdig wegen der Schönheit ihres Gefieders, sondern auch wegen ihres Sinns für Kunst und Luxus, der vielleicht einzig in der vernunftlosen Thiergeschöpfung dasteht. Nicht zufrieden, wie andere Vögel im Frühling Nester zu bauen, vereinigten sie sich, bisweilen in großer Anzahl, um grüne Laubengänge herzustellen, die ihnen als Vergnügungsorte dienen. Diese Lauben sind oft drei oder vier Fuß lang und bestehen aus Reisern, deren eines Ende in den Boden eingegraben wird, während das andere oben die Wölbung abschließt. In das Reiskitterwerk flechten sie immergrüne Zweige und nicht welkende Blumen ein; auch tragen sie für ihr kleines Wildnißcloure stets neue Verzierungen, z. B. farbiges Federn und Schalthiergehäuse, glänzende Steine und blankte Metallstücke herbei, die sie geschmackvoll an dem Ein-

gang ihrer Lauben anzubringen wissen.“ — „Wie wunderbar!“ sagte Klara, deren Interesse allmählig erwachte. — „Sie begreifen daher, meine liebe Freundin,“ fuhr Rachel fort, „daß diese Chlamyderen wohl auch in Ihren Gärten kommen konnten, denn sie suchen den Schmuck, den sie brauchen, oft in weiter Ferne. Man hat an den Lauben Muscheln entdeckt, die sie nur vom Meer her, aus einer Entfernung von dreißig oder vierzig Miles, geholt haben konnten. Obgleich die Vögel sehr scheu sind, nähern sie sich doch nicht selten, durch glänzende Gegenstände angelockt, den menschlichen Wohnungen, und ist der Flitter leicht, so nehmen sie ihn fort, um ihre Lauben damit zu verzieren.“ — „Was sagen Sie da!“ rief Klara plötzlich, während ihr Antlitz erblaßte und ihr ganzer Körper zu zittern begann. „Diese Vögel könnten also eine Perle, einen kostbaren Stein oder etwas Ähnliches forttragen, wenn man es an einem ihnen zugänglichen Ort liegen ließe?“ — „Ohne Zweifel, Klara; die Chlamyderen Australiens haben in dieser Beziehung Ähnlichkeit mit den Elstern Europas, nur daß diese den gestohlenen glänzenden Gegenstand dummerweise in einem Mauerloch verstecken und vergessen, während die Laubenvögel ihn zum Ausbau ihres kleinen Palastes benützen. Aber um Gotteswillen, was ist Ihnen — fühlen Sie sich unwohl? Soll ich Ihre Mutter rufen?“ — „Nein, nein, Rachel,“ versetzte Klara, die Freundin zurückhaltend, „es ist nichts, — nur eine Wallung — die Hitze vielleicht. Ach, wenn Sie wüßten, wie glücklich Sie mich machten durch Ihre Erzählung — sprechen Sie mehr von diesen Vögeln, die an die Wunder von Tausend und eine Nacht erinnern.“ — „Sie sind wahrhaftig krank,“ erwiderte Miß Owens, durch die Hastigkeit ihrer Freundin noch mehr erschreckt. „Ich muß Ihre Mutter wecken.“ — „Nein, nein, es ist jetzt Alles vorbei. Meine liebe Rachel, ich bitte, erzählen Sie mir noch mehr von Ihren Chlamyderen. Wissen Sie auch gewiß, daß Sie sich nicht täuschen?“ — „Geben Sie Acht, ob sie in dem Sand nicht glänzende Körner suchen, die sie für ihre Ornamente brauchen können. Doch halt, wir wollen einen Versuch machen, der Sie überzeugen wird.“ Miß Owens machte von ihrem Armband einige Glasperlen los, welche sie gegen die Lache hinwarf, in der sich die Chlamyderen badeten. Sie hatte zu diesem Ende die Zweige auseinander müssen und dadurch die Vögel so erschreckt, daß sie schreiend sich nach einem benachbarten Baum flüchteten; aber die Perlen blieben auf dem Sand liegen. Rachel machte gegen ihre Freundin ein Zeichen sich ruhig zu verhalten, weil sie in dem Umstand, daß die Vögel nicht nach dem Wald hin flogen, schloß, daß sie nicht ganz eingeschüchtert seien und wieder zurückkommen dürften. Und so war es auch. Man hörte bald ein Gewitscher in den Zweigen des Baumes, und die Vögel streckten neugierig ihre braunen Köpfchen hervor, bis sie sich so weit ermutigt hatten, um auf die in der Sonne funkelnden Emailflügelchen loszustürzen. Doch thaten sie dies nur ganz behutsam, zuerst einer, dann ein anderer, faßten die klippernde Kleinodie mit dem Schnabel auf, stießen einen triumphirenden Schrei aus und schwangen sich mit ihrem Schatz in die Luft, um dem Walde zuzufiegen. — „Sie tragen's fort, Rachel — sie tragen's fort!“ rief Klara hoch erfreut. Ein Händedruck aber belehrte sie, daß sie Stillschweigen beobachten müsse und die Sache noch nicht zu Ende sei. Nach kurzem Zögern schossen auch die beiden andern nach dem Sand nieder, und es kam zwischen ihnen zu einem lebhaften Streit, bis der stärkere den Sieg davon trug und mit dem Schnabel die dritte Perle aufsaßte, worauf er mit seinem minder glücklichen Kameraden dem Maaly-Strub zuslog.

Stolz auf diesen Beweis, der allen Zweifel und ihr Wissen bannte, sah Rachel ihre Freundin lächelnd an; diese aber konnte ihr Entzücken nicht mäßigen. „Sie hatten recht, Rachel,“ rief sie; „wie viel kann ich von Ihnen lernen! Ach, jetzt weiß ich das Verschwinden — und meine gute Mutter, die ich im Verdacht hatte! Tausend Dank für die

Freude, die Sie mir bereiteten. Die Hoffnung ist wieder in mein Herz eingekehrt.“ Und sie umschlang weinend ihre Gefährtin, welche sich diese Aufregung nicht zu erklären vermochte.

In demselben Augenblick vernahmen die beiden Mädchen hinter sich das Geräusch von raschen Tritten, und Richard rief ihnen unruhig zu: „Nehmen Sie sich in Acht, meine Fräulein; es kommen Indianer gegen uns her.“ Sie wandten sich hastig um und bemerkten eine kleine Bande von Schwarzen, die aus dem Wald hervor kamen. Die Wilden sahen nicht eben furchtbar aus. Der Vater machte den Zugführer; ihm folgten seine Lubra (Weib), die das jüngste Kind auf ihren Schultern trug, und dann kamen die Kinder, von denen jedes eine Waffe, ein Stück Hausrath oder etwas Eßbares in der Hand hatte. Die beiden Mädchen eilten nach dem Felt zurück, und Richard griff nach seinem Revolver, um zu ihrem Schutz bereit zu sein. Doch kaum war der Vorderste aus dem schwarzen Zug der Damen ansichtig geworden, als er mit dem Ruf „Klara! Klara!“ wie närrisch herangesprungen kam, während die übrigen Familienglieder ihm in gleicher Freude folgten. „Es ist nur unser armer Tête-de-crin,“ jagte Klara begütigend zu Denison, der den Wilden mit seiner Waffe in den Weg treten wollte. „Der brave Burische würde uns lieber vertheidigen, als angreifen.“ — „Ach,“ meinte Madame Brissot, „wenn es unser alte Kunde ist, so haben wir nichts zu fürchten. Er will uns wahrscheinlich seine Familie vorstellen. Heilige Jungfrau, welch' ein häßliches Volk!“ Sie hatte kaum ausgesprochen, als die Indianer einen Kreis um die kleine Gesellschaft bildeten und unter gräßlichen Pantomimen um sie hertanzten; doch schien diese Huldigung hauptsächlich Klara zu gelten, welche Tête-de-crin seiner Familie vorzugsweise als Gegenstand der Verehrung bezeichnet hatte.

Der Alte ist uns bereits bekannt, und die Lubra war seiner würdig. Man weiß, daß die Weiber der australischen Indianer noch häßlicher sind als ihre Männer, und auch Madame Tête-de-crin hatten die vielen Geburten und die strenge Arbeit, welcher das zartere Geschlecht unter den Wilden sich unterwerfen muß, so wenig verschönernd eingewirkt, daß sie mit ihrem schwarzen Kind auf dem Arm sich auf und nieder wie eine Affenmutter ausnahm. Die ganze Familie war sehr ungenügend mit Känguru- und Opossumfellen gekleidet, so daß die mageren unförmlichen Glieder und die tätowirte Haut einen ziemlich abstoßenden Anblick boten. Tête-de-crin lud die ganze Gesellschaft nach seinem nur eine oder zwei Miles weit im Innern des Maaly-Strub gelegenen Wohnplatz ein: aber man kannte das, was die Gastlichkeit der Schwarzen zu bieten vermochte, zu gut, um von diesem Kompliment Gebrauch zu machen. Dagegen wurden die Wilden eingeladen, bis zum Abend bei der Gesellschaft zu bleiben, und sie ließen sich das um so lieber gefallen, da Klara, als Vorgesorge für eine solche Begegnung, unterschiedliche wohlfeile baumwollene Tücher, Spiegel und Nägel mitgenommen hatte, welche sie jetzt unter die Familie vertheilte. Für die gemachte Freude suchte sie diese dadurch dankbar zu erweisen, daß die einzelnen Glieder sich auf's Aeupferste anstrebten, den Damen Proben von ihrer Geschicklichkeit im Klettern zu geben, oder pantomimische Vorstellungen von Kängurujagden und dergleichen aufzuführen. Auch die Lubra blieb hierin nicht zurück, obgleich sie, ehe sie ihre Sprünge machte, sorgfältig darauf Bedacht nahm, ihr Kind im weichsten Gras zu betten und es gegen die Insekten zu schützen.

Diese Unterhaltungsbestrebungen schienen kein Ende nehmen zu wollen, als die Indianer plötzlich bei dem Anblick von Reitern, welche über die Ebene her sprengten, in große Unruhe geriethen. Owens lehrte mit seinem Kettenträger, Waller und dem Schäfer nach vollbrachtem Geschäft wieder zurück. Tête-de-crin sprach einige Worte, die man nicht verstand, nahm seine Waffen auf und wollte sich mit den Seinigen nach dem Wald zurückziehen; man suchte

ihnen jedoch begreiflich zu machen, daß die Ankömmlinge Freunde seien, von denen sie nichts zu befürchten hätten; und sie ließen sich endlich durch Alara's Zuspruch zum Bleiben bewegen. Die Reiter langten an. Owens sprang, ohne sich um die Anwesenheit der Schwarzen zu kümmern, vom Pferd und beeilte sich, seine Tochter zu begrüßen; Walter aber und der Schäfer warfen verächtliche Blicke auf Lède-crin und seine Familie.

„Was zum Teufel will dieses Riggerpad hier?“ rief der Stationsinhaber. „Macht, daß ihr fortkommt.“ — Und dann fuhr Burley mit rauher Stimme gegen sie los. „Ha, das sind die Schurken, die mir vor vierzehn Tagen den Hammel gestohlen haben. Wartet, ich will euch!“ Er knüpfte seine Peitsche ab und ließ sie auf den Rücken der

unglücklichen Australier klatschen, die vor Schmerz laut aufschrieten.

Nun war es allerdings möglich, daß sich der hungernde Stamm ein verlaufenes Schaf angeeignet hatte; doch ließ sich damit diese Rohheit nicht entschuldigen, und die Damen sowohl als Richard entrüsteten sich um so mehr darüber, als der Schäfer, ohne auf ihre Einreden zu achten, fortwährend seine Peitsche schwang und nicht einmal die Lubra mit ihrem Kind verschonte, die das arme kleine Geschöpf mit ihrem eigenen Körper zu decken suchte. „Das ist eine Schändlichkeit“, rief Denison, dem Barbaren in den Arm fallend. „Noch einen Schlag, und Ihr sollt es bereuen!“ — „Was mischt Ihr Euch in die Sache?“ versetzte Burley unverschämt. „Mir hat Niemand zu befehlen, als mein Herr!“ — „Gleich-



Die Laubenvögel.

wohl werdet Ihr Euch nach meinen Befehlen richten müssen, sofern es in meiner Befugnis als Magistratsperson steht, Euch auf der Stelle nach Dorling in's Gefängnis abführen zu lassen und dort so lange festzuhalten, bis Ihr Bürgschaft für eine Strafsomme von zwölf Pfunden geleistet habt, um die man Euch wegen Mißhandlung von Unterthanen der Königin halten kann. Ich rathe Euch, zu diesem Vergehen nicht auch das der Rebellion hinzuzufügen.“ An der Grenze der Kolonie ist das richterliche Ansehen nicht so sehr respektiert; Burley hatte daher Lust zu einer zornigen Gegenrede, als ihm sein Herr das Wort abschnitt. „Ihr seid im Unrecht, Burley“, sagte er, „und Herr Denison könnte Euch in's Gefängnis schicken, wenn er nicht in Erwägung nähme, daß ich Euch für meine Schafe brauche.“ — So zurecht gewiesen ermäßigte der Schäfer seinen Ton. „Ich bitte um Verzeihung,

Guer Ehren“, sagte er, seine Augen abwendend; „aber habe ich nicht das Recht, diese Spitzbuben, die mir meinen Hammel gefressen haben, zu züchtigen? Das ist kein Menschenvolk mit einer vernünftigen Seele, und man braucht sie so wenig zu schonen als ein Ross oder einen Ochsen.“ — „Sie sind Unterthanen der Königin“, entgegnete Richard mit Nachdruck, und haben ein Recht auf ihren Schutz. Schämet Euch Eures unmenschlichen Benehmens. Ich werde nicht dulden, daß man sie belästigt, und verlange, daß Ihr ihnen für die rohe Mißhandlung eine Entschädigung gebt.“ — Burley würde wohl auf's Neue Widerspruch erhoben haben; aber Walter erklärte ihm mit Festigkeit: „Ihr seid zuvor schnell gewesen, Schäfer. Bittet Seiner Ehren um Verzeihung, und ich hoffe, daß der Herr Friedensrichter die Sache gegen Euch nicht zu weit treiben und sich mit einem kleinen Schmerzens-

gelb an die verhenkerten Schwarzen aufrieben geben wird.“ So bebrängt stotterte Burley einige Worte der Entschuldigung. Denison machte nun Walker den Vorschlag, als Vergütung des erlittenen Unrechts den Eingebornen ein zweites Schaf zu schenken. — „Nur dieß nicht, Euer Ehren,“ versetzte Walker. „Man darf diesen Lumpenhunden keinen Geschmack am Hammelfleisch beibringen, wenn man nicht gewärtig sein will, daß sie uns jedes verlaufene Thier wegfangen. Ich will ihnen dafür das große Känguru geben, das Burley gestern geschossen hat; es reicht für den ganzen Haufen auf ein paar Tage, und Burley mag sich diese Buße für ein andermal zur Wigung dienen lassen.“

Man theilte Tête-de-crin und seinen Leuten, so gut es gehen wollte, diese Vereinbarung mit, und Burley wurde abgeschickt, das Wildpret zu holen. Die Schwarzen hielten sich inzwischen schon bei Seite, und schienen an diese Versprechungen nicht recht glauben zu wollen; als aber der Schäfer wieder zurück kam und ihnen das mächtige Thier hinwarf, zum Zeichen, daß sie nach Belieben darüber verfügen konnten, fingen sie an zu schreien, zu tanzen und die Hände zusammenzuschlagen. Die Streiche waren jetzt vergessen, denn um einen ähnlichen Preis würden sie die Peitschen aller Schäfer des Landes nicht gefürchtet haben. Sie nahmen ihre Last auf, schleppten sie an den Rand des Waldes und beschickten dort ihre Kühe.

Während Owens und Walker über die Reste des Mahls verfügten und sich dabei über die Tagespolitik unterhielten, kehrten Klara und Rachel nach dem Bach zurück, wo die Erstere noch mehr von den Chlamyderen zu sehen hoffte; doch es war jetzt zu viel Lärm in der Nachbarschaft, und sie fanden im Gebüsch nur noch die Papageien und andere Schreier. „Die Laubenvögel sind nicht mehr zurückgekommen,“ sagte Klara traurig. „Ich meinte, man werde von fern ihnen folgen und einen der Gänge auffinden können, von denen Sie mir eine so eingehende Schilderung gaben.“ — „Das geht nicht so leicht, meine Liebe. Der berühmte Naturforscher Gould, der uns zuerst mit diesen Vögeln bekannt gemacht hat, spürte ihnen lange Zeit ohne Erfolg nach, und erst nach vielem gefährlichem Suchen gelang es ihm, zwei solche Lauben aufzufinden, von denen er eine an das Londoner, die andere an das leydener Museum geschickt hat.“ — „Aber könnte uns der Zufall nicht in gleicher Weise beglücken? Wenn etwa gar ein solcher Prachtbau sich in der Nähe von hier befände?“ — „Wohl möglich, Klara; aber die Vögel, die wir hier trinken sahen, können eben so gut ihre Lauben zwanzig oder dreißig Miles von uns in der Wildniß drinnen haben. Ist Ihnen nicht ihr schneller Flug aufgefallen? Wollten wir uns eine solche Laube aufspüren, so müßten wir uns in den Maaly-Strub hineinwagen, und wenn man da verirrt, so hat man die schönste Aussicht, von Hunger oder Durst umzukommen.“ — „Versuchen wir's gleichwohl, meine liebe Rachel,“ erwiderte Klara in bittendem Ton. „Wir wollen uns an den Saum des Waldes halten, und wenn es auch keine Chlamyderen gibt, so finden Sie doch sicherlich neue Pflanzen, neue Insekten. Ach, ich kann Ihnen nicht sagen, warum ich so sehr darnach verlange, eine dieser merkwürdigen Vogellauben aufzufinden; aber das Glück meines Lebens hängt von dieser Entdeckung ab.“ — Miß Owens betrachtete ihre Freundin mit erschrockenem Blicken. „In der That, Klara,“ sagte sie, „Sie kommen mir heute seltsamer als je vor. Doch selbst, wenn Ihr Lebensglück dabei theilhaftig ist, so kann jetzt von einer solchen Nachforschung keine Rede sein, da wir mit Nächstem schon wieder nach Dorling ausbrechen müssen. Liegt Ihnen so viel daran; so wollen wir ein andermal unser Glück versuchen.“ — „Sie haben recht,“ entgegnete Klara seufzend, denn sie bemerkte, daß der Surveyor bereits den Charabanc zur Heimfahrt herrieden ließ; „heute ist nichts mehr zu machen — aber wir müssen wieder herkommen. Einstweilen wollen wir Tête-de-crin und seine Leute über diese Vögel befragen, sie sind ihnen sicherlich auf ihren Wanderungen schon öfters begegnet.“

In Gemäßheit dieser von Miß Owens gebilligten Anforderung näherten sich die beiden Mädchen der Rochstätte der Indianer, und Klara bemühte sich, Tête-de-crin begreiflich zu machen, was sie wünschten; der Wilde würde sie jedoch nie verstanden haben, wenn sich Rachel nicht glücklicherweise des Namens erinnert hätte, mit welchem die Eingebornen diese Vögel bezeichnen. „Miß Klara wünscht zu wissen,“ sagte sie, „ob Ihr nie dem Kaury begegnet seiet.“ — „Kaury!“ wiederholten Tête-de-crin und seine Kinder wie in Einem Athem, und zeigten sogleich durch ausdrucksvolle Gebärden an, daß ihnen der Vogel sehr gut bekannt sei. Der älteste der Söhne ahmte den Schrei, den die Chlamyderen ausstoßen, wenn sie erschreckt davon fliegen, und ihre Bewegung nach, wenn sie im Schnabel glänzende Steinchen oder kleine Muscheln davon tragen, worauf Tête-de-crin auseinandersezte, er habe oft die Lauben dieser merkwürdigen Vögel gefunden, und auch schon manchen der kleinen Baumeister, die ein sehr delikates Fleisch hätten, gegessen. Diese barbarische Erklärung wirkte so empörend auf die enthusiastische Rachel, daß sie dem alten Wilden hätte in die Haare fahren mögen; doch kämpfte sie ihre Entrüstung nieder und fragte weiter, „ob es wohl auch in der Nachbarschaft Chlamyderenlauben gebe?“ — Die Familie hielt eine Berathung, deren Resultat der Vater in der Erklärung zusammenfaßte, daß von seinen Leuten seit langer Zeit keines eine Laube gesehen habe; die Vögel seien sehr unzugänglich, und ihre Lauben befänden sich an den abgelegensten Plätzen; auch sei es, ungeachtet des guten Fleisches, wegen der Kleinheit der Thiere nicht der Mühe werth, auf sie Jagd zu machen.

„Es thut nichts!“ rief Klara lebhaft, nur eingebend, daß man sie nicht verstand; „ich weiß, daß es in diesem County Chlamyderen gibt, da wir sie ja vor einigen Augenblicken selbst gesehen haben. Laßt daher Eure Leute die Lauben aufsuchen; wer eine entdeckt und mir davon Nachricht nach Dorling bringt, soll eine gute Belohnung erhalten.“ Es hielt ziemlich schwer, Tête-de-crin den Sinn dieser Worte begreiflich zu machen, denn er meinte lange, man wüßte von ihm, er solle die Lauben aufsuchen, sie zerstören und die geflügelten Vögel nach Dorling bringen. „Nein, nein,“ rief Klara mit Heftigkeit: „wer eine Laube zerstört oder einen Kaury tödtet, erhält gewiß nichts; ich verlange nur, daß Ihr Euch den Platz der Lauben merkt, und eine Anzeige davon macht.“

Tête-de-crin vermochte freilich nicht gut zu fassen, daß man von den Kaurys etwas Anderes wünschen könne als ein leckeres Brätchen; indeß theilte er seiner Frau und seinen Kindern das Geheiß ihrer Beschützerin mit, und sie beeilten sich insgesammt, in ihrer Sprache Klara Versicherungen zu geben. Dabei that sich namentlich der älteste Sohn hervor, welchem die Fräulein wegen eines Stückchens Holz, das er stolz als Nasenthorpelzier trug, den Namen Nez-percé ertheilten. Nachdem Klara und Rachel sich überzeugt hatten, daß sie verstanden waren, und eine gewissenhafte Erfüllung ihres Wunsches in Aussicht stehe, verabschiedeten sie sich von der Familie und kehrten zu dem bereits eingespannten Charabanc zurück, wo sie zu guter Letzt die armen Schwarzen auf's Angelegentlichste dem Schutz des Stationsinhabers empfahlen. „Ja, ja, Miß Brissot,“ antwortete er auf die Bitte der schönen Französin, „soll mich der Teufel holen, wenn ich vergesse, daß Sie sich für dieses diebische schwarze Vieh interessieren. Ich will mit Burley reden, denn er ist ein rachsüchtiger Mensch und wohl im Stand, ihnen die Geschichte von heute einzutränken.“ — „Wenn dieß der Fall sein sollte,“ sagte Richard in strengem Tone, „so ist es Ihre Pflicht, mich alsbald davon in Kenntniß zu setzen. Ich dulde keine Gewaltthat gegen die Unterthanen der Königin, ob sie nun schwarz oder weiß seien. Doch wer ist dieser Burley, der sich so anmaßend benimmt und sogar Ihnen selbst eine Art Furcht einzusößen scheint?“ — „Mein Schäfer, Euer Ehren,“ versetzte Walker ausweichend. „Ich habe keinen Grund ihn zu fürchten.“ — „Der Mensch wird doch nicht ein alter

Sträfling sein?" fuhr Denison bei Seite fragend fort. — "Weiß nicht, Euer Ehren. Es ist in diesem Land nicht sehr höflich, die Leute zu fragen, woher sie kommen und was sie getrieben haben. Als Bursley mir seine Dienste antrug, saß ich allein auf der Station, denn sein Vorgänger war mir nach jenen verdamnten Placers entlaufen. Ich konnte es daher nicht so genau nehmen und muß sagen, daß ich keine Ursache habe, es zu bereuen, denn seit er in meinem Dienst steht, ist mir nur selten ein Schaf verloren gegangen." — "Gut; ich werde Erkundigungen über ihn einholen. Vorherhand aber rathe Sie Ihrem Schäfer, er solle klug sein und die Aufmerksamkeit nicht allzuviel auf sich ziehen."

Die Damen waren inzwischen eingestiegen, und nun warf sich Denison in den Sattel. Man verabschiedete sich von dem Stationsinhaber, und wie sich der Charabanc in Bewegung setzte, zogen sich auch die Australier in den Schutz des Maaly-Strub zurück. Diese Vorsicht war nicht unnötig; denn kaum hatte sich der Surveyor mit seiner Gesellschaft weit genug entfernt, so kam Bursley mit geschwungener Stockpeitsche wieder herangeritten, um für die erlittene Demütigung Rache zu nehmen.

Auf dem Heimweg benahm sich Klara heiterer und mittheilbarer als seit langer Zeit. Denison war hoch erfreut darüber, obgleich er sich den Grund nicht denken konnte. Einmal schmiegte sich das Mädchen an die Mutter an, schlang den Arm um sie und sagte mit halblauter Stimme: "Ach, liebe Mama, das war ein glücklicher Tag. Ich werde ihn nie vergessen, namentlich wenn mir Gott die Gnade schenkt..." — "Sprich es aus, Klara; was erwartest Du von der Gnade Gottes?" fragte Madame Brissot neugierig. — "Sie sollen es später erfahren; vorherhand beten Sie mit mir, daß er sein Werk nicht unvollendet lasse." Madame Brissot seufzte; seit langer Zeit hatte sie es aufgegeben, die Handlungen und Worte ihrer Tochter begreifen zu wollen.

Elftes Kapitel.

Der geheime Ausgang.

Martigny hatte sich in dem Store von B... bald unentbehrlich zu machen gewußt, und Monsieur Brissot's Geschäft nahm einen immer größeren Aufschwung. Anders verhielt sich's jedoch mit den Gesamtinteressen der Kolonie, und die Kluft zwischen Goldgräbern und Kaufleuten wurde immer weiter. Da der Preis der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse ohne Unterlaß stieg, so konnte der größte Theil der Minenbevölkerung mit dem Ertrag seiner Arbeit nicht einmal die tägliche Nahrung mehr bedenken. Dann kam noch der Trud der Vicenztare, also, daß die Leidenenschaften einen weiten Spielraum gewannen. Gewisse Kolonialzeitungen schürten das Feuer, indem sie bald für die eine, bald für die andere Partei aufreizende Artikel veröffentlichten. Jede Nacht wurden an die Tempel und öffentlichen Gebäude Plakate angeklebt, die zum Aufruhr hielten, und alle Augenblicke gab es Streitigkeiten, in welchen das Messer und der Revolver die Hauptrollen spielten, ohne daß die Polizei und die Militärmacht im Stande war solchen Unwesen vorzubeugen. Die Zeichen eines bevorstehenden Sturms traten mit jedem Tage mehr hervor.

Brissot blieb, seinem Optimismus getreu, blind gegen die drohende Gefahr; denn wenn auch die Blicke des Hasses und die halblauten Drohungen, die man ihm nachsandte, seiner Beachtung nicht entgehen konnten, so war er doch längst an dergleichen feindselige Kundgebungen gewöhnt. Selbst der Anschlag, dem er nur durch Martigny's Wachsamkeit entronnen, kostete ihm keine ernstliche Besorgnis ein; er sah darin nur einen einzelnen Nachschuß, den er mit dem Tod des Mexikaners beendet glaubte. Martigny erkannte freilich die Sachlage besser; da er jedoch den Kaufmann in seiner Ruhe nicht stören wollte, so begnügte er sich, seine Wachsamkeit zu verdoppeln, um für jeden neuen verbrecherischen Angriff auf seinen Dienstherrn vorbereitet zu sein.

An einem Sonntag waren die Zeichen der allgemeinen Aufregung besonders auffallend. Nach dem Gottesdienst zerstreuten sich die aus den verschiedenen Kirchen kommenden Leute nicht wie gewöhnlich, sondern sammelten sich an den Kreuzwegen und vor den Schenken in Gruppen und sprachen lebhaft mit einander, diesmal aber mit gedämpften Stimmen. Die Gesichter waren ernst, und bisweilen drückten sich die Sprechenden verstoßen die Hand oder tauschten andere geheimnißvolle Signale aus. Es gewann den Anschein, als hätten sie unter ihren Kleidern Waffen verborgen.

Der Vicomte und Brissot gingen mit einander durch die Stadt, um sich nach einer Schenke zu begeben, wo sich die Kaufleute von B... zusammen zu finden pflegten. An dem Plage selbst, der nur mit rohen Bänken und Tischen ausgestattet war, hatten sich schon viele Gäste eingestellt, doch war ihre Unterhaltung nicht lärmend wie sonst, und man sah da und dort verdächtige Gestalten, die sich zum ersten Mal hier blicken ließen. Nur hin und wieder grüßte aus der Ferne ein Stammgast die neuen Ankömmlinge, welche für die Mehrzahl der Anwesenden ein Gegenstand der Neugierde oder des Argwohns zu sein schienen. — Sie nahmen an einem einzeln stehenden kleinen Tisch Platz, und ließen sich eine Schmitte kalten Ochsenfleisches und Bier auftragen. Die gedrückte Stimmung wirkte auch auf sie, und Brissot begann bald sich sehr unbehaglich zu fühlen. Während Martigny dem nur knuspernden Kaufmann gegenüber sich sein Frühstück gut schmecken ließ, beobachtete er im Geheimen scharf, was um ihn vorging.

An dem anderen Ende des Zeltes saßen, in dem biden Tabaksqualm kaum unterscheidbar, drei oder vier Personen, deren bärige Gesichter und zerlumpte Kleider nur schlecht zu der im Allgemeinen sehr anständigen Wirthschaftsgesellschaft paßten. Sie tranken Brantwein, den sie, nur der Form halber, mit ein klein wenig Wasser mischten, und unterhielten sich mit einander in einer Sprache, aus der man nicht recht klug werden konnte. Martigny glaubte in einem der Männer eine Ähnlichkeit mit einem der Mexikaner zu entdecken, deren Bekanntschaft er bei seiner Ankunft an den Placers gemacht hatte. Die wilden Gestalten schienen in sehr lebhaftem Geflüster über irgend einen Gegenstand zu verhandeln, und standen endlich auf, um sich zu entfernen. Als sie an Martigny vorbei kamen, faßten sie ihn mit einer Dreistigkeit in's Auge, die an Unverschämtheit grenzte, und einer von ihnen sagte auf spanisch zu seinen Gefährten: "Ja, er ist's, ich erkenne ihn; es ist der Franzose mit dem Diamanten."

Bei diesen Worten überflog den Vicomte unwillkürlich ein leichtes Zittern. Er stand auf und wollte den Unbekannten folgen; diese aber beeilten sich so sehr, daß sie schnell in dem Gedräng vor dem Zelt verschwunden waren. Da Martigny das Augenlose einer weiteren Verfolgung einsah, so kehrte er schweigend an seinen Platz zurück und wartete, bis Brissot mit seinem Frühstück fertig war. Als der Kaufmann seine Cigarre anstekte, sagte er leise zu ihm: "Wollen wir nicht lieber in's Freie gehen, Monsieur? Wir können dann ungestört mit einander sprechen." Brissot willfahrte bereitwillig dieser Aufforderung, und nun fuhr der Vicomte fort: "Mein lieber Herr, haben Sie irgend Jemand etwas von dem Diamanten gesagt, der sich in meinem Besitz befindet?" — "Wie kommen Sie zu dieser Frage, Martigny?" — "Weil ich einen dieser Schurken davon habe sprechen hören, und da hier Niemand etwas von meinem Geheimniß wissen kann als Sie, so muß die Enthüllung nothwendig von Ihnen ausgegangen sein." — "Ich habe allerdings meinen eifersüchtigen Leuten vorgestellt," versetzte Brissot verlegen, "daß Sie im Besitz eines sehr werthvollen Diamanten seien, und bei einer solchen Hülfquelle mit der Zeit mein Associé oder Nachfolger werden könnten." — "Wie unbesonnen," entgegnete Martigny. "Ich glaube nur für Ihre Sicherheit besorgt sein zu müssen, aber jetzt gilt es, auch auf meine eigene Bedacht zu nehmen. Wissen Sie denn nicht, daß es unter den dreißigtausend Goldgräbern wenigstens zehntausend

Verunglückte gibt, die sich vor Elend nicht zu helfen wissen? Und von diesen ist die Hälfte fähig, einen Nebenmenschen wegen eines Dollars niederzustoßen.“ — „Ich erkenne meinen Fehler, glaubte indeß, daß von meinen Leuten, die mit Niemand in Berührung kommen, nichts zu fürchten sei. Doch warum zaudern Sie noch, Ihren Diamanten in der Bank niederzulegen?“ — „Dieß würde einen Galgenvogel, der ihn bei mir vermuthet, nicht hindern, mir den Garauß zu machen. Ich kann Sie übrigens in dieser Beziehung beruhigen: mein Schatz befindet sich bereits in sicheren Händen, und wer um seinetwillen mir zu Leibe geht, setzt sich den Kugeln meines Revolvers umsonst aus.“ — „Aber ist die Person, der Sie ihn anvertrauten, auch eines solchen Vertrauens

würdig? Nehmen Sie sich in Acht, Martigny; es gibt auch treulose Verwahrer.“ — „Wenn Sie den Namen der meinen wüßten,“ versetzte der Vicomte heiter, „so würden Sie nicht so sprechen. Doch hören Sie mich an,“ fügte er mit gedämpfter Stimme bei. „Wenn ich wirklich als Opfer fallen sollte, so werden Sie bei mir eine Schrift finden, die Ihnen über Alles Aufklärung gibt. Dieses Papier stellen Sie der Person zu, deren Adresse es trägt, und sagen ihr von mir, daß ich sie zu meinem Erben einsetze und sie bitten lasse, eines armen Abenteurers manchmal freundlich zu gedenken. Doch zum Henker,“ unterbrach er sich hastig, „ich sterbe noch nicht so bald, und wer an mich will, soll mich zäh genug finden. Nichts mehr davon; denken wir lieber



Die Volksredner.

an unsere gemeinschaftlichen Gefahren. Wissen Sie, Brissot, daß es heute oder morgen zu ernstern Ausstritten kommen wird?“

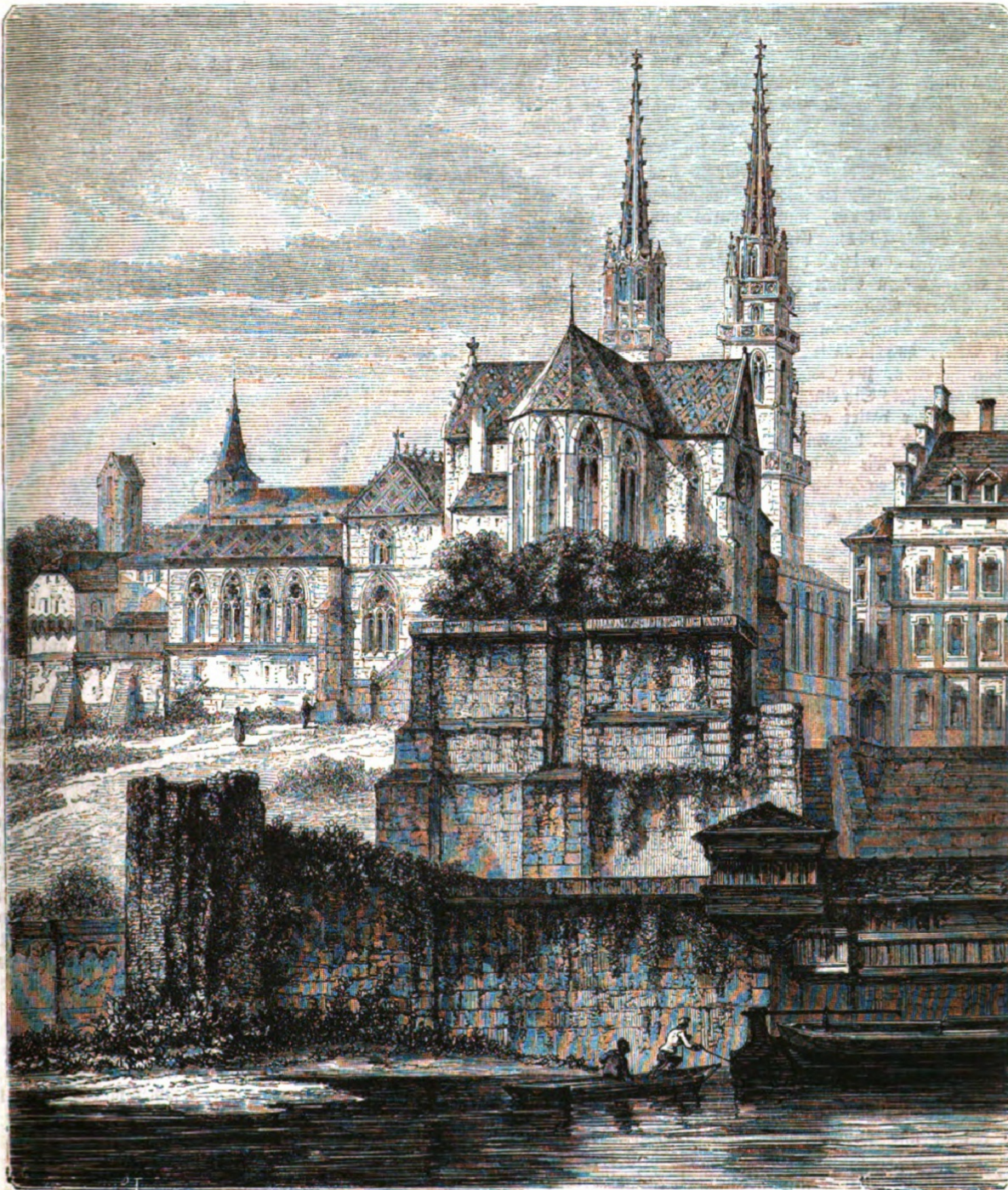
Der Kaufmann zitterte, entgegnete aber alsbald: „Stets derselbe Gedanke, Herr Vicomte; ich sehe keinen Grund zu außerordentlichen Besorgnissen. Wie es jetzt ist, kann es sich wohl noch einen Monat oder zwei hinziehen. Ja, noch einen Monat — ich verlange nicht weiter.“ — „Und dann mag man hier sengen und brennen, wie man will,“ entgegnete Martigny lachend. „Ja, so sind die Menschen! Aber leider muß ich Ihnen dießmal Ihren Wahn benehmen. Die Katastrophe wird keine zwei Tage, vielleicht keine zwei Stunden mehr ausbleiben. Sehen Sie selbst.“ Er deutete auf eine weite Straßent Kreuzung hin, auf der eine große Menge

von Goldgräbern versammelt stand, ein Gewirr zerklümpelter Gesellen, aus allen Erdtheilen zusammengeblasen. Stegreifredner stiegen auf die Marktsteine oder sogar auf die Schulter ihrer Kameraden, um zu dem Volksgetümmel zu sprechen, der Eine in dieser, der Andere in jener Zunge, so daß von dem Ganzen nichts verständlich wurde als das gemeinsame Gefühl des Jorns, des Hasses und der Rachsucht. Doch Brissot wollte noch immer nicht weichen geben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Münster von Basel.

Von
Ernst Wallroth.



Die Ostseite des baseler Münsters.

Gewisse Städte, sagt Dora d'Istria, haben eine Physiognomie, die dem Charakter und den Sitten derer entspricht, die in ihren Mauern leben; der Mensch hat sich darin eine Wohnung gebaut, die mit seiner Phantasie und seinen Neigungen in der innigsten Harmonie steht. Die gelehrte und thätige Stadt, welche Erasmus zu seinem Aufenthalt gewählte, trägt dieses Gepräge auf das Vollständigste: Hier findet man nicht jene schönen blauen Seen, welche der

Lage von Vevey, Genf, Zürich, Thun, Lugano, Zug und Locarno einen so hohen Reiz verleihen; nicht jene milde südliche Sonne, welche die alten Festungswerke von Bellinzona und die bleichen Eichen Mendrisios bestrahlt, sondern ernste, solide Straßen, den Blick über eine weite Ebene, einen Himmel, der oft mit Rheinebeln umwölkt ist. Man sieht auch nicht jene sorglose und muthwillige Bevölkerung, welche am Abend an dem nördlichen Ufer des Comersees singt. Ein

thätiges, ernstes, vom Handel, von der Sorge um den Erwerb und die Berechnungen der Börse absorbiertes Volk geht an uns gleichgültig vorüber. Beim ersten Blick liegt der ganze Reiz dieser mit Recht berühmten Stadt in der vortrefflichen Reinlichkeit, die überall herrscht und auf ein behäbiges und solides Leben deutet. Welchen Reiz konnte diese Stadt aber für Erasmus haben? Das begreift man erst, wenn man den Hügel ersteigt, der von der untern Stadt bis zum Münster hinan führt. Mit unbeschreiblichem Behagen bleibt man auf der Terrasse stehen, welche die Pfalz heißt und dicht neben dem Dome liegt. Das Auge folgt voll Genuß dem Laufe des Flusses durch die Stadt und sieht, wie begierig die Häuser in das breite Gewässer schauen, das so viele reiche Paläste, so viele herrliche Hügel, so viele fruchtbare Wiesen bespült. Die ehrwürdige Stadt erwuchs aus dem römischen Lagerposten Basilia; die ältere Stadtanlage fand Heinrich der Vogler zerstört vor, und er wurde nun der zweite Begründer Basels (924). Eine Zeitlang gehörte die Stadt zu Burgund, fiel aber 1032 dem deutschen Reiche zu. In Folge der Schlacht von Sankt Jakob — deren Gedächtniß jedes Jahr gefeiert wird — wo sich 1600 Baseler und Eidgenossen einer Masse von 30,000 Franzosen erwehrt hatten, trat Basel, das schon früher zur Schweiz gegen die Habsburger gehalten, zur Eidgenossenschaft. Basel war vor der Reformation stets Sitz eines Bischofs gewesen, und sein herrlicher Münster datirt aus dem Jahre 1010, wo er von Kaiser Heinrich II. begonnen wurde. Er litt bei dem großen Brande 1258, wie bei dem Erdbeben 1356, wo ein Theil des Chors in den Rhein fiel. Von dieser Zeit schreibt sich die Hauptrenovation, namentlich der Hauptfassade, die einen anderen Styl hat; der südliche oder Martinsthurm ist sogar erst 1500 vollendet. Der Münster erscheint im Verhältniß zum freiburger und strassburger als bischöfliche Kirche nicht sonderlich großartig, er bildet aber gewissermaßen den Uebergang vom Großmünster in Zürich zu den genannten Domen. Wir finden im baseler Münster romanischen und gothischen Styl fast gleichmäßig vereint, auch schon mehr Bilder Schmuck am Aeußern und größern Reichthum in den Kreuzgängen. Es fehlt deshalb an der eigentlichen Gesamtwirkung. Die Grundform der Kirche bildet ein lateinisches Kreuz, so daß der Querbau die Seitenarme ausmacht; der Lage nach zieht sie sich von Westen nach Osten. Dem Umfang nach zählt sie zu den mittleren Kirchen. Ihr Material ist rother Sandstein. Auf die Hauptfassade, westlich von dem freien Platz, ist die meiste Sorgfalt verwendet. Die Fassade theilt sich in zwei Hauptstockwerke. Neben der eigentlichen Thüreinfassung gruppiert sich der viereckige mächtige Vorbau mit seinen Strebepfählen, Balbachinen und Statuen sehr gut. Das Portal selbst hat drei mit Bildwerk gefüllte Höhlungen. Zu beiden Seiten erheben sich auf vier Bildsäulen vier lebensgroße Statuen, von denen die eine Heinrich der Erbauer sein soll. Der Portalbau schließt mit einer durchbrochenen Gallerie, über der sich ein einfaches, großes, schön gearbeitetes Fenster befindet. Oberhalb endlich eine Gallerie, die sich um die ganze Fassade hinzieht und die Thürme mit dem Mittelbau verbindet. Links und rechts vom Hauptportal treten die vordern Seiten der Thurmgebäude hervor, die dürftig und unschön nur durch die beiden kolossalen Seitenstatuen, den heiligen Georg und den heiligen Martin, nach welchen die Thürme genannt werden, einiges Leben erhalten. Die beiden Thürme nehmen über der Gallerie eine Pyramidalform an; leider sind auch sie ungleich und ohne die entsprechende Wirkung. Die nördliche Seite der Kirche enthält Schiff, Nebenschiff und Querbau. Dieser, noch byzantinisch, zerfällt in zwei Stockwerke und die Giebel. Das neuere Stockwerk faßt die Gallusspforte in sich, ein im Halbkreis geschlossen Portal mit der reichsten Ornamentik, allerdings nur vom Entstehungspunkt der Entstehungszeit aus betrachtet. Der zweite Stock zeichnet sich durch das große Radfenster mit seinen stehenden und fallenden Figuren aus, die es als „Glücksrad“ erscheinen lassen. Der Vorbau des

Chors ist im halben Achteck geformt. Durch den kleinen Vorgang neben demselben tritt man in eine Art Vorhalle, an die sich links und rechts zwei Kreuzgänge schließen, die sich durch hübsche Kreuzgewölbe und reichgegliederte Spitzbogenfenster auszeichnen. Hier ruhen mehrere der schweizer Reformatoren, wie Odolampad etc. Das Innere hat manches werthvolle Alte erhalten. Das Schiff nimmt die doppelte Breite einer Abseite ein und mißt in der Höhe 70 Fuß. Der höher liegende Chor wird durch einen Lettner vom Schiffe getrennt. Im Schiff zeichnet sich die Kanzel mit Arabesken (Totentanz) aus; zu beiden Seiten des Eingangs geschnitzte Kirchenstühle mit ausgezeichneten Thier- und Menschenköpfen; gemalte Fenster; die Dentfäule des Erasmus; der Taufstein mit acht gehauenen Figuren. Die Grustkirche macht durch das Licht, das sie in reichlicher Masse erhält, und den Kontrast des Dunkels einen sehr malerischen Effekt. Nachdem wir so den Münster in seinen Einzelheiten betrachteten, wünschten wir wohl ein Totalbild in uns aufzunehmen, aber das erhalten wir nur, wenn wir ihn von jenseits des Rheins betrachten. Dort macht er die schönste Wirkung, denn nur aus der Ferne gruppieren sich seine Massen zu einem Gesamtbild, das, je näher man kommt, in lauter disharmonische Einzelheiten zerfällt.

Der liebe Sohn.

(Fortsetzung.)

4.

Der dünne Faden, an dem seit drei Wochen das Leben der Mutter Wild's, die Hoffnungen und Gebete des Sohnes hingen, war zerrissen, sie war gestorben. Ihr Leben war Liebe und Mühe. Selbst fast arm, fühlte sie sich doch reich genug, den Armen und Hülflosen beizustehen, und auf einem solchen Liebesgange war es, wo sie einen unglücklichen Fall von der Treppe that. Der Körper war von dem eijigen Hauch des Todes fast schon halb erstarrt, als ihn gewaltsam noch ein Gebante zu bewegen schien. Die Kranke hatte sich mit einer fast leidenschaftlichen Energie des Willens erhoben, mit der schlaffen Hand dem Sohne einen Schlüssel gereicht, und damit nach einem alten eichenen Eschranke ge deutet, in dem sie ihre Papiere, ihre Baarschaft und ihre wenigen Pretiosen zu verwahren pflegte. In einer Schublade lag ein zweiter, sehr kleiner Schlüssel, Wild öffnete damit eine andere Schublade, und fand darin weiter nichts als ein dünnes Paket. Die Mutter war den Bewegungen des Sohnes mit der lezten Anstrengung ihrer Lebenskräfte gefolgt. Dieser trat mit dem Kinde an ihr Bett, ihre Hand deutete auf das Paket, ihre Blicke flammten wie in leuchtender Hoffnung auf, und vergessend, daß ihre Zunge bereits gelähmt, machte sie eine Anstrengung zu sprechen und war todt... Erstorben dieses Leben, an dem das des Sohnes mit allen Fasern hing, und das sein wahnsinniger Schmerz wieder beleben zu können währte, erschlaft diese treuen, nimmer müden Hände!

Dem Pakete, welches mit einem weißen Umschlag versehen, war ein vergilbter Zettel von der Hand der Verstorbenen beigelegt. „Mein Sohn! Einliegende Papiere sind das Eigenthum von Frau Elisabeth Thone, und befinden sich in demselben Zustande, versiegelt, wie ich sie einst empfangen habe. Wenn Du diesen Namen hörst, oder darnach forschen willst, und wenn die Eigenthümerin noch am Leben, so bringe ihr das Ihrige. Es wurde mir nie abgefordert, darum hatte ich auch kein Recht mich dessen zu entäußern. Du solltest die Papiere erst bei meinem Tode finden. Ihr Besitz war das einzige Geheimniß, was ich vor Dir, mein lieber Sohn, hatte. Ich wollte alle Erörterungen, die sich daran über gewisse Dinge knüpfen, um jeden Preis vermeiden, und Deinem Herzen eine bittere Stunde ersparen.“

Ob Wild's Mutter gewußt, daß Frau Thone die nächste

Anverwandte des Hauses war, dem ihr Sohn angehörte? Nein. Es war ein Grundsatz des Sohnes, nie von dem Hause seines Prinzipals zu sprechen, und zudem lebte Ersterer erst seit wenigen Monaten in derselben Stadt mit ihrem Sohne zusammen. Der junge Mann hatte in den letzten drei Tagen, in welchen er von dem Bette seiner Mutter nicht gewichen war, weder Gabriele noch seinen Prinzipal gesehen. Gabriele fühlte mit ihm den Schmerz, als ob es ihre eigene Mutter wäre. „O, so geliebt zu sein!“ sprach sie in Momenten oft zu sich. Nur eine Thräne aus dem Leuchten dieser Augen, nur eine Klage um sie von dem Klang dieser Stimme, und lächelnd würde sie in den Tod sinken. Ja, jetzt mußte sie, was sie schon längst gefühlt, daß sie ihn liebte, wie sie nie etwas geliebt: unennbar. Es kamen Augenblicke, Augenblicke leidenschaftlicher Erregung, in denen das heiße Gebet von ihren Lippen flog: „Erhöre mich, gib mir deine Liebe, oder laß mich sterben!“

Wild war nicht der Mann, der über seinen Schmerzen seine Pflichten vergaß; seit drei Tagen hatte er nicht gearbeitet, viele Sachen mochten seiner warten, diese zu erledigen begab er sich in das Geschäftslokal. Der Erste, der ihm entgegentrat, war Herr Neer. Der Commis erschraf vor dem Aussehen seines Prinzipals, die Wangen waren bleich und eingefallen, die Haltung hatte alle Sicherheit verloren. „Gott sei Dank, daß Sie wieder da sind, lieber Wild, eben wollte ich nach Ihnen schicken.“ — Vorsichtig sich nach allen Seiten umsehend, zog er den Commis auf das Sopha, und entdeckte ihm, daß er am Rande des Verderbens stehe. Die große Handelskrise war ausgebrochen, und schritt unaufhaltsam, furchtbar wie eine Pest vorwärts. Seit diesem Morgen arbeitete der Telegraph an seinem Untergange; statt Zahlungen und Aufträgen kamen von allen Seiten Zahlungseinstellungen und Verluste über Verluste. Unter Letzteren war auch der Sturz des Hauses Launay in Paris. „Ich bin ein verlорener Mann,“ jammerte er, „und in wenig Tagen wird die Nachricht durch die Stadt laufen, Paul Neer hat fallirt.“ — „Nur Ruhe, Muth, Herr Neer, noch ist nicht Alles verloren.“ — „Ich weiß keinen Ausweg,“ versetzte Herr Neer trostlos. „Gehe Alles wie es wolle.“ — Wild theilte seinem Prinzipale die Nachricht des Todes seiner Mutter mit. Es that Herrn Neer recht herzlich leid. Wie hätte auch dieser Mann im Angesichte des Ruins seines Hauses noch Theilnahme für Andere empfinden können! Der Commis verlangte die eingetroffenen Hiobsbotschaften zu sehen, und bat nur noch um einige Stunden Nachsicht, um seiner Mutter die letzte Liebespflicht zu erweisen, das letzte Geleite zu geben. Eine Thräne noch und drei Hand voll Erde für die Liebe des treuesten Mutterherzens. „Ist diese Pflicht erfüllt, Herr Neer, dann verfügen Sie über mich zu jeder Stunde bei Tag und Nacht, wir müssen den Verhältnissen muthig stehen, ehe wir uns von ihnen überwältigen lassen.“ Er ließ den Prinzipal allein, um sich von den eingetroffenen Nachrichten Einsicht zu verschaffen.

Herr Neer nahm Gut und Stod, er wollte noch das Aeußerste versuchen, und einen Gang zu seinem langjährigen Freunde, dem Bankdirektor machen, vielleicht daß er bei der Bank noch Hülfe fand. Eben im Abgehen wurde er durch Doktor Müßling zurückgehalten. Der joviale Arzt sah äußerst vergnügt aus, in drei Worten theilte er Herrn Neer die Glücks- oder, wie er sich sogleich verbesserte, die Unglücksbotschaft mit, daß sein einziger Onkel vor zwei Stunden Todes verblieben sei. Der gute Mann war eigentlich kein böser Mensch, wie der Doktor sich ausdrückte, er nahm nie mehr als zehn Prozent, er schwärmte stets für Rebhühnerpasteten, und konnte doch nicht mehr als eine Kartoffelsuppe über sein Herz bringen. Das Einzige, was er je umsonst gegeben, war sein Leben, die Erde sei ihm leicht. Die Verlassenschaft belief sich auf zwei große Häuser und zweihundert und fünfzigtausend Thaler in Staatspapieren; Letztere hatte der Doktor in einem Palet, welches er, mit einem weißen Umschlage versehen, gleich zu sich genommen. Er

war so glänzende Gäste in seiner Wohnung nicht gewohnt. Herr Neer hatte wenigstens feuerfeste Schränke und darum bat er ihn, die Summe einstweilen in Verwahrung zu nehmen. Wunderbarer Zufall, diese Summe, in diesem Augenblicke, Herr Neer war gerettet. Verwirrt sprach er: „Ich... Sie... Sie wollten wirklich diese Papiere bei mir deponiren?“ — „Nun ja, die kleine Gefälligkeit können Sie mir doch thun.“ Eben trat Wild nach Beendigung der Durchsicht der Unglücksnachrichten in das Zimmer, Herr Neer übergab ihm das Palet des Doktors mit der Weisung, daselbe zu übernehmen und in die Kasse niederzulegen. Wild zählte die Summe nach, versiegelte das Palet vor den Augen der Anwesenden, hüllte es wieder in den weißen Umschlag, und ging in sein Zimmer zurück, um das Anvertraute später in der Kasse zu verschließen.

„Und ich, lieber Doktor,“ begann Herr Neer, als er mit diesem wieder allein war, „ich will Ihnen den Empfangsschein ausstellen.“ — „O ja,“ sagte Müßling, „einen Empfangsschein werde ich mir ausbitten, aber nicht von Papier, einen lebendigen, den sichersten, besten, die Hand Ihrer Frau's Tochter.“ — Der Vater mußte im nächsten Augenblicke nicht, was er zu diesem Antrag sagen sollte. Ungläubig starrte er den Doktor an, so daß dieser in die peinlichste Verlegenheit gesetzt wurde, vielleicht das erste Mal in seinem Leben. „Meine Tochter? Sie spassen, Doktor, Sie wollten wirklich heirathen?“ — Gewiß wollte er das. Die table d'hôte im englischen Hof wurde gar zu schlecht, er wollte es auf andere Weise versuchen. „Ich will fortan lieber in Wechseln arbeiten, als in Wechseln, ich hänge die Medizin an den Nagel und trete als Theilnehmer in Ihr Geschäft; ich kann da wenigstens in Ruhe zu Mittag essen, und werde des Nachts nicht aus dem Schlafe geholt.“ — „Wer Sie so hörte und nicht kannte, lieber Doktor,“ versetzte Herr Neer, dem Arzte die Hand schüttelnd, „der würde gewiß nicht sagen, was ich Ihnen jetzt sage, daß mich Ihr Antrag von Herzen freut.“ — Müßling bat den Vater, die Tochter von demselben zu unterrichten; heute noch wollte er kommen, um sich die Antwort zu holen, heute noch sollte Verlobung sein. „Und jetzt,“ sagte er, Gut und Stod wieder an sich nehmend, „jetzt gehe ich in meine Häuser, ich muß den Besiz mit Anstand antreten, das heißt ich muß heute noch die Miethe erhöhen; gestern noch hätte ich so etwas verabscheut, und heute thue ich es selbst. Das ist der Dämon des Besizes.“

Die Nachricht von dem unerseßlichen Verluste, welcher Wild getroffen, hatte sich bald im Hause verbreitet. Jedermann bedauerte den jungen Mann, denn Jedermann wußte, wie hoch der Sohn diese Mutter gehalten hatte, und Jedermann liebte ihn trotzdem, oder vielleicht weil er so streng war, und diese Strenge in seiner Pflichttreue mürkelte. Wahrhaft komisch benahm sich bei diesem Trauerfalle Jean Gissel. Er toletirte mit seinem Schmerze um die Verbliebene, vom Comptoir ging er in die Küche, von der Küche in den Stall, überall zog er das Blatt hervor, in welchem die Todesanzeige stand, und überall weinte er pflichtmäßige Thränen. Natürlich mußte auch Herr Jonas erfahren, welcher gefühlvolles Herz er hatte. „Immer hatte sie für mich, für Herrn Gissel, wenn ich zu ihr kam, ein Gläschen bereit. Alles ist vergänglich,“ beendigte er seinen Bericht, „und das Schönste am schnellsten. Hier,“ damit zog er wieder das bereits ganz zernittelte Zeitungsblatt hervor, „hier steht sie auch schon im Blättchen.“ — „Ich sehe nichts,“ sagte Jonas, einen Blick auf das Blatt werfend. — „Hier, da steht es, schwarz auf weiß, Frau Märten, im Herrn selig entschlafen.“ — „Märten?“ wiederholte Jonas, hastig nach dem Blatte greifend. Sein Gesicht war in dem Augenblicke leichenfahl geworden, und mit wahrhafter Eier verschlang die weit aufgerissenen Augen die Zeilen, welche den Unglücksfall der Welt kund thaten. — „Nun ja, so hieß die Mutter des Herrn Wild,“ erklärte Jean Gissel, „habt Ihr denn das nicht gewußt? Hättet es alle Tage hören können.“ — „Aber der Name des Sohnes?“ — „Wißt Ihr denn nicht, daß

Fälle und viele Fälle im Leben vorkommen können, daß Mutter und Sohn nicht einerlei Namen haben," fragte Jean Giffel mit wichtig thuernder Miene. — „Habt Ihr die Frau Märten gekannt?" fragte Jonas gespannt. — „Ob, Herr Jonas! Wir waren gute Bekannte, ich war oft im Auftrage des Sohnes bei ihr, und an Markttagen begegnete ich ihr jedesmal an der Apothekenecke, und jedesmal nickte sie mir liebevoll zu, als wollte sie sagen: Guten Morgen, lieber Herr Giffel." — „Das brauche ich nicht zu wissen. Ihr sollt mir sagen, wie sie ausgesehen hat." — Der Comptoirbedienter beschrieb nun in seiner Weise das Aussehen der Verstorbenen, die Beschreibung mußte auch zutreffen, denn mit jedem neuen Merkmale, welches Jean Giffel angab, vermehrte sich die Unruhe des Alten. „Sie war nicht aus hiesiger Gegend?" forschte Jonas weiter. — „I Gott bewahre, weit weg von hier, von W.....b." — Jonas wiederholte den von Giffel ausgesprochenen Ortsnamen mit so jähem Schreck, daß Letzterer verblüfft erst nach einer Pause hätte zu Worte kommen können, wenn der Schall der Glocke ihm die Rede nicht abgeschnitten hätte. — „Aus Herrn Wild's Zimmer!" bemerkte er gegen Jonas, und ging um zu sehen, „was los ist!"

Der Alte war in höchster Aufregung, das Blut, welches bei dem Laute des Namens „Märten" aus dem mumienhaften Gesichte gewichen war, nahm plötzlich mit aller Macht seinen Weg dahin zurück, die sonst gebückte Gestalt reckte sich, wie von einem mächtigen Gefühle aufgeschwemmt, lang empor. Jonas war in diesem Augenblicke nicht nur in seinen Gedanken, nein auch in seiner körperlichen Erscheinung um dreißig Jahre jünger. „Der Ort, ihr Name, ihr Aussehen, das Alter des Sohnes, die Gedanken der Frau Thone, seit sie ihn an jenem Abende gesehen, Alles trifft," sprach er zu sich selbst. „Sie war's und er ist ihr Sohn, er muß sich im Besitze der Papiere befinden. Ich unvorsichtiger Mensch, daß ich das nicht früher erkannte. Er wird die Papiere ihr bringen, sie wird die Arme nach ihm, dem Längstverheiratheten, ausstrecken, den ich immer suchen sollte, aber nie finden konnte, nie finden wollte, sie wird ihm Alles geben, was ich lange Jahre im Schweisse meines Angesichts gesammelt, ... mein Geld, mein Glück, meine Seligkeit, ... ich möchte wahnsinnig werden! Es darf nicht geschehen ... ich muß die Papiere haben und wenn ..." — Er wurde in seinem Selbstgespräch unterbrochen. Giffel lehnte zurück mit einem Ueberzieher über dem Arme. „'s ist ein merkwürdiger Mensch, der Herr Wild!" — „So!" war Jonas' trockene Antwort. — „Unserer sekte sich nach einem solchen Unglücksfalle hin und weinte wie ein Kettenhund. Aber nein, er nicht, und doch hat er ein nicht weniger gefühlvolles Herz als ich, er sitzt und grübelt schon wieder über den Geschäftspapieren." — „Was hat er denn gewollt, der Herr Wild." — „Nichts Besonderes. Er hat mich bloß gebeten, Herr Wild bittet immer, diesen Ueberzieher nach seinem Zimmer zu bringen. Dann soll ich sogleich zu Frau Thone gehen und ihr melden, daß er sich morgen die Ehre geben werde sie zu besuchen." — „Niemals!" rief Jonas in befinnungsloser Leidenschaft. — „Warum denn nicht? Erst recht, Herr Jonas, denn Herr Wild hat mir's ausdrücklich anbefohlen. Er nahm noch vom Tische ein Palet, schob es in die Seitentasche dieses Rockes, gab mir den Schlüssel zu seinem Zimmer, fragte mich, ob der Kassier noch im Geschäft sei, der ist aber schon fort, und trug mir auf, das Kleidungsstück mit Vorsicht nach seiner Stube zu tragen, dieselbe sorgfältig zu verschließen, und ihm den Schlüssel zurückzubringen." — Soviel stand in Jonas' Geiste fest, dieses Palet, welches in einem schmalen weißen Streifen aus der Brusttasche des Rockes herausah, enthielt die Papiere, welche er in des jungen Mannes Besize so sehr fürchtete. Er streckte krampfhaft die Hände nach dem Schape aus, aber Herr Giffel hielt das Kleidungsstück fest in seinen Armen, und diesem war auf keine Weise beizukommen. Er vermochte den Blick nicht mehr von dem ersehnten Schape, der ihm so nah und doch so fern war, abzuwenden, sein Ge-

hirn brannte und mit jeder Sekunde flog das Blut heißer durch die Adern, umsonst, horch! da tönte die Hausglocke. — „Daß man in diesem Hause nie Ruhe hat!" warf Jean Giffel den Rock über die Lehne des nahestehenden Sessels, und ging die Hausthüre zu öffnen. In fieberhafter Hast stürzte der Alte auf das Kleidungsstück zu, eine Bewegung, er hielt das Palet in seinen Händen, es war in der Tasche seines Rockes verschwunden, und als Herr Giffel zurückkehrte, sah er sich vergebens nach Herrn Jonas um, dieser war mit seinem Raube verschwunden. Der Comptoirbedienter that, wie ihm geheißen war, brachte das Kleid nach dem Zimmer, verschloß dasselbe wieder, und übergab an Wild den Schlüssel, ohne das Fehlen des Bäckchens bemerkt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Antibes.

Geschichte der Landung Napoleon's.

Von

Dr. Schweitzer.

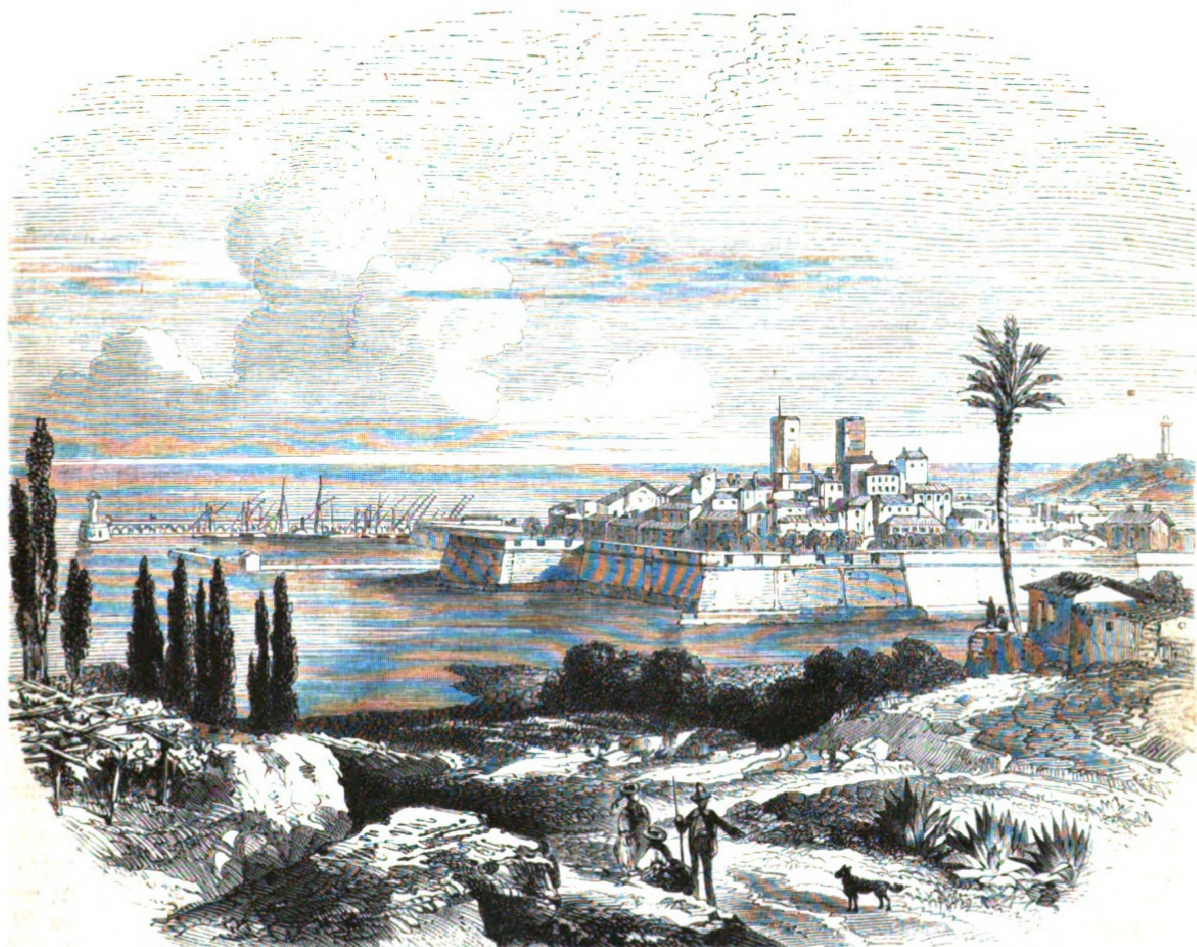
Als nach der Ueberwindung des Kaisers Napoleon und der Einnahme von Paris (Ende März 1814) die gegen ihn verbündeten Herrscher die Erklärung erlassen hatten, daß sie fortan weder mit Napoleon noch mit einem Gliede seines Hauses unterhandeln würden, die Franzosen möchten sich daher eine andere Regierung wählen, erklärte zuerst der Gemeinderath der Hauptstadt, daß er sich vom Gehorham gegen Napoleon löse und die Wiederherstellung des alten Königshauses der Bourbonen wünsche. Tags darauf (2. April) faßte auch der Senat im Namen von ganz Frankreich den Beschluß der Absetzung Napoleon's, rief am 6. April das alte Königsgeschlecht zurück und erkannte Ludwig XVIII. als König von Frankreich; Napoleon aber nahm nach mehrfältigen vergeblichen Unterhandlungsversuchen, um seine zukünftige Lage möglichst annehmbar zu gestalten, und weil seine Umgebung ihm ihre Mitwirkung zu Fortsetzung eines hoffnungslosen und thörichten Kampfes versagte, nothgedrungen endlich die Bedingungen an, welche hauptsächlich durch die Milde des russischen Kaisers noch günstig genug gestellt waren, wie sie nie zuvor einem entthronten Fürsten waren zugestanden worden. Nach denselben sollte Bonaparte Kaiser bleiben, seine Herrschaft aber auf die Insel Elba im Mittelmeer, die sieben Quadratmeilen und gegen 12,000 Einwohner enthielt, sich beschränken. Er sollte als eines der gekrönten Häupter Europas angesehen werden, eine Leibgarde und Marine unterhalten dürfen, wie sie den Grenzen seines neuen Gebiets angemessen war, und zur Unterhaltung seines Hofes wurden ihm noch außer den Einkünften der Insel sechs Millionen Franken, von Frankreich zahlbar, ausgesetzt.

Auf diese Bedingungen unterzeichnete Napoleon seine Thronentsagung (den 11. April). Vermuthlich lag im Hintergrund seiner Seele schon der Gedanke, nur jezt dem Drange des Augenblicks zu weichen und künftig bei günstiger Stunde, wenn Europa das Schwert eingesteckt habe, plötzlich aus seinem Hinterhalt wieder hervorzubrechen. Auch schienen sich die Bedingungen dieses sogenannten Traktats von Fontainebleau so wenig mit einer gesunden Politik als mit allen früheren Vorgängen zu vertragen. Namen, Würde, Militärmacht und unumschränkte Gewalt als Kaiser an den Potentaten eines solchen Ländchens abzugeben, war äußerst lächerlich, wenn man sich dachte, Napoleon würde sich in solcher Abgeschiedenheit ruhig verhalten, und gefährlich, wenn er Mittel suchen sollte, Europa auf's Neue in Unruhe zu versetzen. Elba überdies, der Sitz seiner neuen Souveränität, so nahe bei Italien, in so geringer Entfernung von Frankreich, schien geistlich dazu auserwählt zu sein, seine künftige Auferstehung in der politischen Welt zu begünstigen.

Von vier Kommissären der Verbündeten begleitet, reiste er in seine neue Herrschaft ab und landete am 4. Mai zu Porto Ferrajo, der Hauptstadt der Insel, auf deren Grenzen sein mächtiges Reich nun zusammengeschmolzen war. Dieselbe liegt der Küste von Toscana gegenüber, wenige Stunden von Corsica. Die Luft ist gesund, das Land gebirgig und, da sie all' die blühende Vegetation von Italien hat, von ziemlich romantischem Charakter. Es erzeugt wenig Getreide, führt aber ein beträchtliches Quantum Wein aus, und sein Eisen ist seit der Römer Zeiten berühmt, dessen Ertrag nebst dem anderer Produkte des Mineralreichs jährlich über eine halbe Million Franken betrug. Die Insel rühmt sich zwei guter Häfen, und bringt außer Wein noch Oliven, Obst und Mais hervor.

Auf diesem Elba nun führte Napoleon äußerlich ein

sehr einfaches Leben, legte Neubauten an, empfing huldvoll die vielen Fremden, die ihn sehen und sprechen wollten, und nahm seine Mutter Lätitia und Schwester Pauline von Rom aus zu sich. In'sgeheim aber führte er eine ausgedehnte Korrespondenz, richtete sein scharfes Auge unausgesetzt nach Paris und Wien, wo der große europäische Kongreß tagte, und erfuhr durch seine Agenten Alles, was vorging. Diese berichteten ihm viel von der Unzufriedenheit Frankreichs mit der Regierung der Bourbonen, wie sie das Volk, von dem sie mehr als zwanzig Jahre getrennt gewesen, und welches in den unerhörtesten Umwälzungen eine ganz neue Gestalt angenommen, nicht mehr kennen und nicht zu behandeln verstünden, wie besonders die wiedergekehrten Adelligen mit der ganzen Anmaßung ihrer alten Rechte hervortreten und Volk und Heer auf's Heußerste erbitterten. Außerdem berichteten



Antibes, der Landungsplatz Napoleon's.

ihm seine überall spähenden heimlichen Freunde: in dem großen Fürsten- und Gesandtenrathe, der seit vorigem Spätjahr in Wien versammelt war, sei manche wichtige Streitfrage noch nicht ausgemacht, die Meinungen stünden sich noch in vielen Dingen schroff entgegen; jetzt sei der rechte Augenblick für ihn, wiederum die Brandsadel des Kriegs in die Mitte Europas zu werfen; dasselbe werde ihm nicht so einig wie im vorigen Jahre gegenüber treten. Wenn sie aber auch wieder einig wurden, schien ihm baldigst die Insel zu verlassen darum rathlich, weil die Bourbonen, denen sein geheimer gefährlicher Verkehr mit Frankreich nicht ganz verborgen geblieben, ihn nicht gerne in solcher Nähe hatten und schon Vorschläge gemacht worden waren, ihn auf die entfernte Insel Sanct Helena im Ozean zu versetzen. Dem wollte er um jeden Preis zuvorkommen und das Schicksal noch einmal herausfordern. Seine Hoffnung setzte er dabei

auf die vielen Tausende alter Kriegsgejellen, für welche der Friede keinen Reiz hatte, die mit der neuen Ordnung der Dinge völlig unzufrieden und mißvergnügt, in ihm ihren Herrn und Meister vermiften. Heimliche Bottschaft ging zwischen ihm und ihnen, und als er nun ihres Beistandes gewiß war, trat er plötzlich aus seiner Felsenburg hervor und erfüllte Europa mit Schrecken oder mit gerechtem Zorne.

So unerhörte Bewegung vom Palast bis in die niedrigste Hütte hat wohl noch nie ein Wort hervorgebracht, als da es nun hieß, Napoleon Bonaparte, dem Europa eine Freistätte auf der Insel Elba gewährt hatte, ist am 26. Februar mit einer Schaar verwegener Menschen von seiner Insel zu Schiffe gegangen und am 1. März (1815) bei Cannes an der französischen Küste, da, wo er auch einst aus Egypten zurückkehrend anlang, gelandet, und in seinen Aufrufen nennt er sich wieder einen Kaiser der Franzosen, der da komme sei-

nen Thron von Neuem zu besteigen. — Mit dieser Entscheidung und Landung verhielt es sich also.

Von den oben erwähnten Kommissären der Verbündeten war bloß der britische Oberst, Sir John Campbell, auf Befehl des Kabinetts von St. James fortwährend auf Elba geblieben mit der Obliegenheit, das Benehmen Napoleon's zu beobachten, übrigens ohne Gewalt, Titel und Mittel, den Bewegungen desselben entgegen zu treten, obschon ihm die Anzeichen einer nahen Katastrophe nicht verborgen blieben, nur daß ein Kriegsschiff in der Nähe zu seiner Verfügung stand, das seinen Verkehr mit Livorno vermittelte. Als derselbe nun, wie öfters, dahin gegangen, benutzte Napoleon die Tage seiner Abwesenheit, um sich mit den 400 Mann, die, aus allen seinen alten Regimentern ausgewählt, seine Garde bildeten, am 26. Februar an Bord einer Flotille zu begeben, welche aus der Brigg *Inconstant* und sechs andern kleinen Fahrzeugen bestand, und eine der außerordentlichsten und abenteuerlichsten Expeditionen zu unternehmen. Um das Unternehmen geheim zu halten, gab seine Schwester Pauline in der zur Abfahrt bestimmten Nacht einen Ball, und die Offiziere bekamen, als sie von dieser Belustigung heimkehrten, unerwartet den Befehl, an Bord des kleinen Geschwaders zu gehen.

Auf seiner Fahrt, die fünf Tage dauerte, gerieth Napoleon zweimal in große Gefahr. Die erste war, daß er einer königlich französischen Fregatte begegnete, die den *Inconstant* begrüßte. Die Soldaten bekamen Befehl, ihre Bärenmützen abzulegen und sich in den untern Schiffsraum zu begeben, oder sich auf dem Verdeck nieder zu legen, während der Kapitän des *Inconstant* mit dem Befehlshaber der Fregatte, mit dem er zufällig bekannt war, einige Höflichkeiten wechselte, und ohne weitere Nachfrage passirte, da er in diesen Gewässern gleichsam zu Hause war.

Die zweite Gefahr bestand darin, daß ihm von Sir John Campbell — der inzwischen von den Behörden in Livorno erfahren hatte, daß zu Elba die Einschiffung Napoleon's mit seiner Garde nach dem festen Land beschlossen sei, daher eiligst dahin zurückgekehrt war und ihn mit seinen Leuten nicht mehr getroffen hatte — in der Kriegsschaluppe *Partridge* (Rebhuhn) nachgesetzt wurde mit dem Voratz, das kleine Geschwader entweder zu nehmen oder in den Grund zu bohren. Bei seiner Rückkunft von Livorno — wo man übrigens muthmaßte, Napoleon's Absicht gehe nach Italien, um sich mit seinem Schwager Murat zu vereinigen, welcher um diese Zeit zu seinem Unglück die Kriegsfahne erhob — hatte Campbell die Mutter und Schwester Bonaparte's in scheinbarer Todesangst über das Schicksal ihres Bruders getroffen, von dem sie nichts wissen wollten, als daß er nach den Küsten der Verberei gesteuert sei, auch Allem aufboten, um den Briten zurückzuhalten. Ihren Witten widerstehend und die nachdrücklicheren Vorstellungen des Gouverneurs, der nicht ungeneigt schien ihn mit Gewalt an seiner Wiedereinschiffung zu hindern, zurückweisend, war Campbell wieder an Bord seines Schiffes gelangt und flog nun dem Abenteurer mit vollen Segeln nach. Allein es war zu spät, er konnte die Fahrzeuge nur in weiter Entfernung zu Gesicht bekommen, als sie gerade ihre Mannschaft an's Land setzten.

Erst unterwegs kündigte Napoleon den entzückten Soldaten an, die Reise gehe nach Frankreich, und diktierte ihnen seine Proklamation, um sie gleich bei der Landung in vielen Abschriften zu verbreiten. Er redete darin zum Heer und zum Volk und kündigte sich als Befreier vom schimpflichen Joch der Bourbonen an. „Soldaten!“ sprach er zu jenem, „sammelt Euch unter die Fahnen Eures alten Führers. Er lebt nur in und durch Euch. Sein Wohl, seine Ehre und sein Ruhm sind nur Euer Wohl, Eure Ehre und Euer Ruhm. Der Sieg wird im Sturmschritt einhereschreiten. Der Adler, mit den Nationalfarben geschmückt, wird von einem Kirchturm zum andern durch Frankreich vor mir herfliegen, bis er sich auf dem Thurme von Notre Dame zu Paris niederläßt.“

Am 1. März hieß Napoleon seine Leute die dreifarbige

Kolarde wieder aufstecken, und setzte sie in einer Bucht, die sich südöstlich von Antibes (Meerbusen von St. Juan) ausbreitet, an's Land. Antibes, im Departement Var, Arrondissement Grasse, liegt am Meer. Die Stadt ist befestigt aber schlecht gebaut, hat eine Citadelle, drei Kirchen, zwei Hospitäler, 600 Häuser und gegen 6000 Einwohner. Ihr Hafen, der einer Naumachie (Amphitheater, zu Seelampfspielen eingerichtet) gleicht, ist nur klein. Doch besitzt sie ein Seearsenal, eine Schiffsfahrtschule, und treibt einigen Seehandel und Küstenfahrt, mehr aber noch Fischerei, da das Meer an Sardellen und Thunfischen reich ist. Ein kleiner Theil seiner Garde zeigte sich vor dieser Stadt, wurde aber vom General Corfin, dem Gouverneur des Platzes, gefangen genommen. Dagegen bemächtigte sich General Cambronne mit Napoleon's Vorhut der kleinen Stadt Cannes. Hier ließ Napoleon Lebensmittel fassen und eilte in der Nacht weiter, um unter Vermeidung der großen Rhonestraße und der königlich gesünnten Provence rasch auf der Seite des Gebirgs, der piemontesischen Grenze entlang, nach Grenoble zu kommen, wo er zahlreiche Anhänger zu finden sicher war. Nirgends wurde er aufgehalten, die erschrockenen Behörden der kleinen Orte verhielten sich leidend, die Bauern gafften staunend dem fremdartigen Zuge nach, als ob sie unschlüssig wären, ob sie ihm als Freunde beistehen, oder sich ihm, als einem Feinde, widersetzen sollten.

Am Abend des 2. März, anderthalb Tage nach seiner Landung, erreichte der kleine Trupp Cérénon, nachdem sie ihre wenige Artillerie hinter sich gelassen, um im Stande zu sein, forcirte Märsche zu machen. — Als Napoleon sich der Dauphiné, der Wiege der Revolution, wie man sie nannte, näherte, wuchs die Theilnahme, und die Landleute begrüßten ihn mit allgemeinem Willkommen. Am 7. März kam er vor der Festung Grenoble an. Hier zog der Oberst Labedoyère, durch Cambronne tief in die Verschwörung von Elba verwickelt, an der Spitze von zwei Bataillonen aus den Thoren, und vereinigte sich mit Napoleon, worauf ihm die übrigen Truppen, ohne sich weiter an ihren Oberbefehlshaber zu kehren, die Stadt übergaben. Er zog unter allgemeinem Jubel ein und stand jetzt an der Spitze von beinahe 3000 Soldaten, hatte auch den nöthigen Artillerietrain und Schießbedarf. Von nun an war sein Marsch bis Paris ein Triumphzug. Die Soldaten, welche gegen ihn ausgesandt wurden, begrüßten ihn mit Jubel und gingen zu ihm über. Es fiel kein einziger Schuß, und Napoleon wurde auf seinem Wege auch nicht einmal durch einen Versuch von Widerstand aufgehalten, man schien sich um die Ehre zu streiten, ihm am schnellsten zu huldigen; eine Wandelbarkeit der Gesinnung, die ihm traurige Betrachtungen eingeben mußte.

Nach einer Siegereise von zwanzig Tagen durch eine Strecke von 110 Meilen hält er am 20. März (1815) an der Spitze derselben Haufen, die gegen ihn ausgesandt waren und ohne daß ein Tropfen Bluts für den betrogenen König vergossen wäre, seinen Einzug in Paris, und nahm alsbald Besitz von dem Schloß der Tuileries, das Ludwig XVIII. die Nacht zuvor geräumt hatte, um sich nach Gent unter den Schutz der dort lagernden Engländer zu begeben.

Mit der Wiederkunft Napoleon's von Elba und der Flucht der Königsfamilie aus Frankreich beginnt die zwar kurze aber inhaltsreiche und verhängnisvolle, von den Schriftstellern so genannte „Geschichte der hundert Tage“. Sie endigt mit der blutigen Schlacht bei Waterloo, 18. Juni, nach deren Verlust Napoleon sich in Frankreich nicht mehr zu halten noch zu helfen wußte. Als es ihm nicht gelang, unerkannt auf einem Schiff nach Amerika zu entkommen, gab er sich zu Rochefort am 10. Juli den Engländern, die vor dem Hafen Wache hielten, gefangen. Darauf wurde er, um ihn für Europa unschädlich zu machen, weit hinaus in das große Weltmeer, wohl 800 Meilen weit, auf die einsame, unwirthbare Insel St. Helena, in strengen Gewahrsam gebracht. Dort hat er sein Leben am 5. Mai 1821 beschloß.

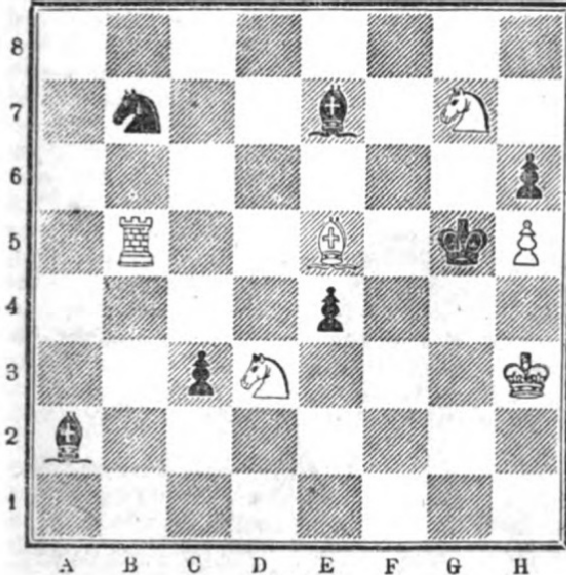
Schach.

Reizigt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 7.

Von Herrn Groschemange.

Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung von Nr. 4 und 5.

Weiß. Schwarz.

- Nr. 4.** 1) R. C 6 — D 7 . . . 1) D 6 — D 5.
 2) E. A 8 nimmt D 5 . . . 2) R. D 4 nimmt D 5.
 3) E. C 4 — E 3 Schach und Matt.
- Nr. 5.** 1) E. D 5 — F 4 . . . 1) R. C 6 — C 7.
 2) B 7 — B 8 . . . 2) R. C 7 — B 6 — D 8 nimmt B 3.
 3) E. F 4 — D 5 oder E 6 oder D 7 — D 8 D. Matt.
- 1) 1) R. C 6 — B 6.
 2) D 7 — D 8 D. † . . . 2) R. B 6 — C 6.
 3) B 7 — B 8 E. Matt.
- 1) 1) R. C 6 nimmt D 7.
 2) B 7 — B 8 D. . . . 2) R. D 7 — C 6.
 3) D. B 8 — B 7 Matt.

Die Zigeuner.

Ein Kulturbild

von

Hans Westen.

Wer erinnerte sich nicht aus seiner Jugendzeit des arm-seligen Wagens mit dem mageren Gaul, der an warmen Sommerabenden, wenn wir vor das Dorf hinauswanderten, auf freiem Felde stand, und um den her sich eine fremdartig ausschauende Familie gelagert hatte, die ein Feuer anzündete, um sich in dem freihängenden Kessel ein Nachtmahl zu kochen, während die Einen Löffel schnitten, die Andern Vorübergehende anbettelten, die Kinder aber im Grase spielten. Es waren Zigeuner. Die Alles belebende Kultur, wenn wir uns eines mildernden Ausdrucks für den Polizeistaat bedienen wollen, hat diese Lager auf freiem Felde immer seltener gemacht, und sie leben beinahe nur noch in Romanen oder in den Skizzenbüchern unserer Maler fort. Von den Gendarmen verfolgt, von der Civilisation in Zucht genommen, die ihre vagabunde Lebensweise nicht goutirt, müssen sich die Zigeuner wohl oder übel in die Uniformität des modernen Lebens schmiegen lassen. Nur einzelne Gegenden haben sich noch ein Vorrecht sie zu beherbergen erhalten. Man hat sie zerstreut in einzelne Gemeinden aufgenommen, oder ihnen

gestattet, selbst besondere Gemeinden zu bilden. Da geht es nun freilich mehr malerisch als schön zu. Wir haben ein solches Zigeunernest, denn Dorf kann man es kaum nennen, im elsäßer Varenthal besucht. Die kleinen Häuser waren von unerhörter Unsauberkeit. Die Zeit verbrachte das faule Volk mit Nichtsthun: höchstens fischten sie mit Gabeln, die nur sie zu brauchen verstehen, in den Bächen der Gegend. Manche von ihnen waren fort auf der Wanderschaft: sie musizierten auf den Kirchweihen. Die Frauen zeigten wenig hübsche Typen mehr; und die Mütter mit dem in ein Tuch gespannten Kinde auf dem Rücken machten vollends einen häßlichen Eindruck. Der Zigeuner hat überhaupt von dem stolzen und edeln Rassenhaften unendlich verloren: seitdem sie sich taufen lassen und unter Christen mischen, ist ein so wesentlicher Theil ihres Charakters verloren gegangen, daß man den früheren Zigeuner kaum mehr erkennt. Der Zigeuner muß ein Heide sein, wenn er den Typus des Zigeuners bewahren will. In den slavischen Ländern hat sich der Zigeuner jedoch noch in seiner vollen Blüte erhalten. Die Moldau und Wallachei zählt ihrer nicht weniger als 80,000, Ungarn und Siebenbürgen 35,000, Polen und Rußland 40,000, die Türkei 50,000, Oesterreich 30,000 — die Gesamtzahl aller Zigeuner der Erde mag 200,000 nicht über-schreiten. In der Moldau und Wallachei, in der Türkei und Ungarn findet man sie noch in ganzen Vanden, die ihre Zeit zwischen Musizieren, Tanzen und Faulenzen vertheilen. Als Kesselflicker, Hufschmide verdienen sie sich in Siebenbürgen ihren Unterhalt, auch als Vergleute helfen sie dem Landmann, dem Jäger aber besonders bei Wolfsjagden als Treiber: wenn's nicht anders geht, geht's mit Stehlen. Auf Pferde verstehen sich alle Zigeuner. In Spanien leben sie sogar in Städten, aber immer in besonderen Quartieren: ihr Geschäft ist dort der Rohhandel und ihr Name synonym mit Schuft und Dieb; sie verstehen vortrefflich die Fehler des Thieres zu verheimlichen, falsche Zähne einzusetzen und dergleichen Kunststücke, während ihre Frauen sich mit Wahrsagen ein gutes Stück Geld verdienen, denn der Pyrenäenbewohner ist sehr abergläubisch; indessen sind sie nach neueren Reise-schriftstellern dort besser als ihr Ruf. In vielen Gegenden wurden sie gar als Henker und Schinder gebraucht, da man sie ohnehin für unehrlich ansah. So verhaßt sie dort sind, so gerne gesehen sind sie auf den Tanzplätzen Agyptens, Ungarns und Polens, und Lenau's Dichtungen haben sie würdig verherrlicht. In Rußland sind sie als Sänger geschätzt, und es sind sogar Beispiele vorgekommen, daß russische Große Zigeunermädchen heiratheten. Ihre Frauen unterstützen sie in der Musik, und singen und tanzen so lange sie jung sind, wahr-sagen, wenn sie alt werden, und halten soviel auf die Ehre ihrer Prophezeiungen, daß sie selbst einen Mord nicht scheuen, um ihre Prophezeiung nicht zu Schanden werden zu lassen. Das hat natürlich doch mehr und mehr den Wunsch rege gemacht, sie der Gefittung zuzuführen, wenn auch die Romantik darunter litt. England und Rußland haben den Versuch gemacht, ihre Zigeuner zu civilisiren, und es scheint ihnen auch vielfach gelungen zu sein; aber vielleicht haben einzelne Be-kehrungen doch zu vielen Hoffnungen Raum gegeben, und man spricht kaum mehr von der englischen Gesellschaft, die sich im Jahre 1827 in Southampton zur Civilisirung der Zigeuner gebildet und über 2000 angesiedelt. In Deutsch-land, Frankreich, den Niederlanden, den deutschen Provinzen der österreichischen Monarchie sind sie indeß durch polizeiliche Maßregeln beinahe ganz verschwunden, und nur in Süd- und Osteuropa noch häufig.

Ihr Ursprung, ihr inneres Leben, ihre Weltanschauung hat sich bislang dem Forscher, der Wissenschaft entzogen. Man weiß nur, daß sie in Horden leben, Könige, Moiwoden oder Herzoge haben; aber was läßt sich daraus schließen? Das ist bei allen wandernden und wilden Horden der Fall. Ihre Sprache gehört zu den jüngeren Volksmundarten In-diens. Sie selbst halten sich für ägyptische Abstammlinge, und der Name Nomeitschel, den sie sich geben, kommt viel-

leicht von den Ufern des Nils (Romi — Mensch, Chal — Egypten). Ein Volkslied der Zigeuner Spaniens gedenkt des langen Aufenthaltes im Lande Chal; Egypter (Gypsies im Englischen), so hießen sie früher; der Sage nach, welche sie von Egypten stammen läßt, wären sie vor dem Einfall der

Araber von dort geflohen; sie hassen dieses Volk, und auch nicht ein Wort der Sprache desselben ist in die der Zigeuner übergegangen. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß ihr Aufenthalt in Afrika nur ein vorübergehender war und sie stammen von den Ufern des Euphrat: sie waren dann die Be-



Zigeunerinnen aus dem Barenthal.

wohner von Theodosiopolis und Molitene gewesen, die 750 nach Thrazien verpflanzt worden, und hatten einen Häuptling Namens Athingan gewählt, woher der Name Zingan, Zingari im Italienischen, Giganos im Portugiesischen, Zigeuner im Deutschen. Die sicherste Behauptung ist jedoch die von

Marshden und Borrow, welche in den Zigeunern einen Trümmerrest der Schudrassie sieht, welche in Indien zu den untergeordnetsten Diensten verdammt war; so würde sich auch der Mangel aller Religion, der so sehr auffällt, erklären, ebenso wie die Verachtung, in der sie bei allen Völkern

stehen. Ihren Sinn für Magie und Wahriagekunst konnten sie in Indien auf allen Wegen und Stegen nähren. Durch die Einfälle Tamerlan's (1389) zerstreut, erschienen sie in Ungarn, Böhmen und Deutschland. Das Vorgeben, aus Palästina zurückkehrende Pilger zu sein, verschaffte ihnen

Schutzbriefe, wie der von Kaiser Sigismund; freilich haben sie auch selbst solche nachgemacht, wie den, welcher ihnen siebenjährigen freien Diebstahl bewilligt. Durch Betrügereien und Spitzbübereien aller Art, sowie durch Irreligiosität erregten sie den Verdacht der Regierungen und des Volkes, und be-



Zigeuner aus dem Barenthal.

reits im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert suchte man sie, wiewohl vergebens, aus Spanien, Frankreich, Italien und Deutschland zu vertreiben. Zigeuner nach Dänemark und Norwegen überzuführen, war sonst bei Konfiskation des Schiffes verboten. Doch gibt es in Rütland, unfern der

Küste, ein Spitzbubenvolk, ungefähr hundert Familien stark (Natmaend), das wahrscheinlich von Zigeunern stammt, und Carit Otter den Stoff zu einem hübschen Roman geliefert, wie sie überhaupt der Poesie werthvolle Staffage gewesen sind. Wir erinnern nur an Lesage's Gil Blas, Walter Scott's

Guy Manerey, Wolf's Preziosa und Ponson du Terrail's König der Zigeuner. Diesen werden sie erhalten bleiben, wenn auch die Polizei und Humanitätspolitik sie in die menschliche Gesellschaft vollständig hineingezogen.

Der siebte Sohn.

(Fortsetzung.)

5.

Die Existenz des Hauses stand auf dem Spiele, Alles hatte Wild geprüft, sein Kopf brannte, vergebens sah er sich nach Hülfe, nach Rettung um; die mühsame Arbeit von Jahren war in wenig Stunden dahin. Ereignisse folgten Ereignissen, Aufregung der Aufregung. Den Kopf in die Hand gestützt, saß der Commis in einem Lederfauteuil zurückgelehnt, sein Sinnen ging nach rettenden Gedanken aus. Ohne daß er es merkte, öffnete sich die Thüre, und einige Gestalten, in der Tracht der Grubenleute, drängten sich unbehütlich in das Zimmer. „Da ist er,“ sagte der Erste zu den Nachfolgenden, „Matthias, Du mußt reden.“ — „Mir könnte der Faden ausgehen,“ antwortete dieser und zeigte auf den Dritten, den Längsten von Allen; „der Stephan hat ein gutes Plauderment.“ — Durch das Geräusch aus seinen Gedanken aufgeschreckt, wandte sich Wild nach der Ursache desselben um, er erkannte die Leute auf den ersten Blick. „Ihr da? Was soll das heißen? Wer hat euch hieher gerufen?“ — „Niemand,“ war des langen Stephan verzagte Antwort. — „Um so schlimmer, daß ihr eure Arbeit verlaßt.“ — „Das ist's ja, daß wir immer arbeiten sollen,“ versetzte der Erste, näher und mit mehr Zuversicht an Wild herantretend. „Heute früh ist uns gesagt worden, daß zwei Dritttheile von uns entlassen werden.“ — „Das ist nicht wahr, das ist nicht denkbar,“ rief Wild. — „Hab' ich's nicht gesagt?“ rief der lange Stephan, sich zum Andern wendend, diesem zu. „Hinter seinem Rücken ist's geschehen. Ja, nun ist Alles gut. Sie, Herr Wild, haben das nicht gethan, wir haben es ja gemußt.“ — Wild forderte sie auf zu erzählen. „Nun ja,“ begann der Erste, „als wir heute früh bei den Hocköfen und den Gruben wechseln wollten, hat uns der Faktor Alle auf dem Schichtplatze zusammen kommen lassen, und aus einem großen Papier vorgelesen, daß zwei Drittel entlassen sind. Entlassen, ja, da haben wir gestanden, und statt der Zunge hat sich die Faust rühren wollen.“ — „Psui,“ unterbrach ihn Wild, „ich hielt euch für ehrenwerthe Leute.“ — „Nur die erste Aufwallung,“ beruhigte der Sprecher. „Warum hat uns dieß auch der Faktor angekündigt, warum nicht Sie, unser Freund, unser Wohlthäter? Sie haben aus uns fleißige, ordentliche Menschen gemacht, und wir waren durch Sie glücklich mit unsern Weibern und Kindern... Nein, nein, mit Ihrem Wissen ist das nicht geschehen. Nur das Eine haben wir wissen wollen, und wie wir waren, haben wir uns ohne viel Redens vom Platze weg auf den Marsch hieher gemacht, und da sind wir.“ — „Aber spricht, was soll denn nun geschehen?“ — „Ja,“ versetzte der Zweite, der geschränkt hatte, daß ihm der Redefaden ausgehen könnte, „das wissen wir selber nicht. Keine Arbeit, kein Brod haben, das ist hart. Herr Wild, da kommen Gedanken, Versuchungen, die dem Menschen oft vor sich selbst bange machen können. Wenn Sie uns aber sagen, daß Herr Neer keine Arbeit geben kann, dann ist es auch recht, dann wollen wir darben, nicht mehr murren, und in Gottes Namen mit Weib und Kind warten, bis wieder bessere Zeiten kommen.“ — Wild suchte die Leute so viel als es ging zu beruhigen; die ganze Sache sei nur ein Irrthum gewesen, an dem Herr Neer nicht Schuld gehabt, sie sollten nicht darben, sie sollten arbeiten wie zuvor, und jetzt gehen, um das draußen Allen zu verkünden. — „Habt ihr's gehört,“ jubelte der lange Stephan den Andern zu. „Das war wieder ein Wort,

das Herr Wild hieß. Zucke! Tausend Dank dafür, Herr, und vergehen Sie, daß wir nicht viel schöne Reden machen können. Sie wissen, wir sind rauh wie unser Eisen, das erst im Feuer weich wird und seine schöne Farbe bekommt. Versuchen Sie es nur, wir halten auch Farbe, wir gehen für Sie in's Feuer. Gott befohlen.“

Raum waren die Arbeiter fort, so eilte Wild, Herrn Neer aufzusuchen, ihn zu fragen, ob die Arbeiter von Buchstetten in seinem Austrage entlassen worden seien. Der Prinzipal bejahte es. „Warum haben Sie das gethan?“ fragte Wild, nicht ohne einen Anflug des Vorwurfs. — „Weil ich nicht länger Arbeit geben kann, als ich selbst welche habe; die Pflicht der Selbsterhaltung verbietet mir, mich für Andere vollends zu ruiniren.“ — Selbsterhaltung! Hätte er dieses Wort doch zu sich gesagt in jenem unglückseligen Momente, wo er, durch Jonas verleitet, mit einem Federzuge seine und so vieler Existenz auf das Spiel setzte! „Wenn es bis zum Aeußersten kommen sollte, Herr Neer,“ war Wild's Entgegnung, „ja Sie haben sich selbst ruiniert für Andere, aber nicht für Ihre Arbeiter, ein Gedanke an diese, ein klein wenig Liebe für diese armen Menschen, und das traurige Verhängniß wäre an Ihrem Hause vorübergegangen.“ — „Schön, recht schön, Herr Wild,“ versetzte Neer in wachsender gereizter Stimmung, ich weiß jetzt, wie ich mit Ihnen daran bin. Wer nicht für mich, ist wider mich. Ist das die Achtung, die Sie mir schuldig sind, daß die Dankbarkeit, welche ich von Ihnen erwarten zu können glaubte?“ — „Ich habe für Sie gearbeitet, Sie haben mich bezahlt, Herr Neer, das heißt, Sie haben mir für meine Arbeit die Mittel zu meinem Lebensunterhalt gegeben. Den Verbrauch an Zeit und Kräften kann aber kein Gold bezahlen, die Natur gleicht hier aus durch die Gegenseitigkeit der Bedürfnisse. Unsere Arbeiter leihen uns ihre körperlichen Kräfte, wir beherrschen, verwerthen dieselben. Unsere höhere Begabung legt uns die heilige Verpflichtung auf, sie, die minder Begabten, auf dem Pfade der körperlichen Wohlfahrt, der geistigen Erkenntniß, der Tugend, dem Menschenglücke entgegenzuführen, für das wir die geweihten Missionäre des Geistes und des Herzens sind, Helben eines neuen, heiligen Kampfes gegen den Uebersinn dieser schönen Welt und ihres Glüdes, gegen den Egoismus.“ — Freilich hört man diese Lehre nicht auf offenem Markte predigen, aus einem Mutterherzen hatte er sie empfangen, aus engem Stübchen sie hinaus in die Welt getragen und hielt an ihr, dem köstlichsten Kleinod und Erbtheil, weil sie allein aufrecht halten kann in Kampf und Nothen. Das war die Stelle, wo sich diese beiden Charaktere, Neer's versteckter Egoismus und Wild's Aufopferungsfähigkeit nothwendig trennen mußten. Beide fühlten das in gleicher Weise, mit Eiskälte wandte sich Herr Neer nach einer Pause zu seinem Commis mit den Worten: „Ich danke Ihnen, ich brauche Ihre Dienste nicht mehr, der Austritt aus meinem Hause steht Ihnen jeden Augenblick frei.“

Die Szene zwischen Beiden war ziemlich heftig und laut. Herr Neer hatte das Zimmer verlassen, gleich darauf trat Gabriele herein, sie hatte den Laut streitender Stimmen gehört, und ihren Vater in höchster Erregung den Weg nach dem Garten einschlagen sehen; sie fand Wild bleich, nur mit Mühe sich aufrecht erhaltend. „Was ist geschehen?“ rief sie mit der ahnenden Angst ihres Herzens ihm zu. — „Mein Wort fordere ich von Ihnen zurück, Fräulein, mein Wort, das ich Ihnen einst in einem schwachen Augenblicke gegeben. Damals wollte ich gehen und ging nicht, und jetzt zeigt man mir die Thüre dieses Hauses.“ — „Ich beschwöre Sie, nehmen Sie ein rasches und unbedachtes Wort meines Vaters nicht so streng auf, er ist heftig, doch er ist gut, und wenn er Ihnen Unrecht gethan hat, so wird er es einsehen und bereuen.“ — Die Blide des jungen Mannes ruhten auf der engelähnlichen Gestalt, er wollte sich abwenden und den Zauber bekämpfen. „Nein, nein,“ rief er, „einst ließ ich mich durch diese Sirenenstimme berücken, es war der süße Traum eines Augenblicks, er ist dahin. Ich bin allein, ohne Fei-

mat, ohne Liebe, ohne Fesseln, und darum fort aus diesem Hause, fort aus dieser Welt, weit weg über den Ozean, ich will mein heißes Herzblut nicht dahin opfern für das nackte, elende Interesse, denn Alle, Alle sind Egoisten." — "Vergebe Ihnen der Himmel diese schweren Worte, gehen Sie, wenn Sie können," setzte Gabriele mit leiser, fast ersticker Stimme hinzu. "Wenn Sie nichts zurückhält, dann," aus ihren Augen quollen Thränen, "dann müssen Sie gehen."

Wilb sah diese Thränen, sah, daß Gabriele schwarz gekleidet war, sein Blick war eine Frage. — "Es ist so schwer," antwortete Gabriele, "allein zu sein auf der Welt — und im Schmerz. Es that mir so weh um Sie, da wollt' ich wenigstens mit Ihnen trauern. War mir's ja, als ob es auch meine Mutter gewesen wäre." — Ein Blick — ein in seinem Aufjauchzen ersticker Laut und der junge Mann breitete seine Arme nach dem Mädchen aus und preßte sie, die das Alles geschehen ließ, mit der ganzen Kraft und Inbrunst seines Wesens an sein Herz. "Gabriele," rief er, "meine Gabriele! Du liebst mich, sieh' mich nur an, der alte Knabe weint vor Wehmuth, vor Entzücken, mein süßes Mädchen, meine Liebe, mein Himmel!" — Und Gabriele lag an dem Herzen, welches das Ziel ihres innersten Sehnsüßes gewesen, sie klammerte sich fest an ihn an, und ein Ausblick zu ihm war das hohe Lied ihres Glücks. Lautlos und innig hielten sich die Weiden umschlungen. Draußen ertönten die Glocken, es war das Tödtengeläute der Mutter, sie segnete den Bund der Herzen, sie lächelte auf diese Todtenfeier der Liebe durch die Liebe; die Wellen des Irdischen wollten über ein Menschenherz zusammenschlagen, es wollte verzweifeln, da ward es vom Geiste Gottes, vom Hauche der Liebe berührt — es war gerettet!

6.

Zonas hatte noch nicht Zeit gefunden, seinen Raub näher zu untersuchen, dazu hatte er sich die verschwiegene Nacht vorbehalten, wo er vor jedem unberufenen Lauscher sicher war. Mit den Papieren in der Hand würde Wilb, der "Desial", der für ihn mit allen Gaben finsterner Mächte ausgestattet war, das ganze große Vermögen der Frau Thone in die Hand bekommen haben. Diese war durch jenen Vertrag die Gläubigerin des Hauses Neer geworden, sie würde auf Wilb die Ansprüche an Herrn Neer übertragen, und der Commis auf solche Weise und mit Hülfe der übrigen Kapitäne der reichen Frau in die glänzende Möglichkeit gesetzt worden sein, die dem Graurod so verhassten Jbeen und verderblichen Plane in's Werk zu setzen, in demselben Hause, welches er, Zonas, zum Theil gegründet hatte und welches, so lange er lebte, in demselben Zustande verbleiben sollte, in welchem er es an Herrn Neer übergeben hatte. Es war ein Egoismus, der in einer Beschränktheit der Ansichten, in einem inneren Hochmuth wurzelte, durch die Ereignisse zum Fanatismus sich ausbildete, und dem Fanatismus dunkeln alle Mittel erlaubt, auch die schlechtesten, wenn sie nur zum Ziele führen. Mit dem Besitze der Papiere war jedoch noch nicht aller Gefahr von Seiten des jungen Mannes vorgebeugt. Von Jean Vissel hatte Zonas zwar erfahren, daß Wilb aus dem Hause scheiden würde, und Auftrag gegeben habe, morgen seine Sachen zu packen und auf ein Schiff zu bringen. Er habe eine Stellung in einem großen überseeischen Hause angenommen. Morgen würde er abreisen. Welche Möglichkeiten lagen aber zwischen dem heute und morgen! Wie leicht konnte Wilb die Entwendung der Papiere gewahr werden, Lärm machen, zu Frau Thone vordringen und Alles enthüllen! Es mußte ein Mittel gefunden werden, wodurch dem Gefährlichen die Rückkehr in das Neer'sche Haus ganz unmöglich gemacht würde, und dasselbe fand sich auch.

Wir sehen Zonas in seinem abgeschabten grauen Rodde und dem unvermeidlichen Quälerhut nach dem Hafenplatz seinen Weg nehmen. In einem ziemlich unscheinbaren Wirthshauses, aus dessen Erdgeschosse ein wüster Lärm tönte, fragte er die dicke Wirthin: "Ist der Kapitän Esly zu Hause?"

— "I freilich, Herr Zonas," antwortete die Wirthin, welche den Frage kannte. — "Ihr kennt mich also noch, Frau Meinten? Ihr habt ein gutes Gedächtniß," jagte der Alte mit seinem heiseren Lachen. — "Ja, das habe ich so gut wie Ihr, Herr Zonas; Ihr vergeßt keinen Schuldner und ich auch nicht. Wenn Ihr aber glaubt, vom Kapitän Euer Geld zu bekommen, so kehrt nur gleich wieder um. Der böse Zahler ist seit der letzten Seefahrt um kein Haar besser geworden." — "Ich komme nicht wegen meiner Schuld zu dem Kapitän." — Frau Meinten lachte bei dieser Versicherung laut auf, und wies Herrn Zonas die enge Treppe, die nach der Behausung des Kapitäns führte.

Auf das Anklopfen des Alten rief eine tiefe, starke Bassstimme ein sehr hörbares Herein! Der Inhaber dieser kräftigen Stimme war ein großer, das heißt ein langer Mann von sehr starkem Knochenbau, rothem, aufgedunsenem Gesicht und sehr vielem Durst. Denn vor ihm waren bereits drei Flaschen aufgestapelt, von deren Inhalt nur noch die Etiketten Zeugniß ablegten. "I, Herr Zonas! Ruß das Wetter Euch noch hieher in meine Spelunte führen. Konntet Ihr nicht warten bis morgen?" — "Dann hätte der Herr Kapitän die Anker gelichtet und ich das Nachsehen." — "Wer sagt Euch das?" — "Die Zeitung. Heute Abend wird Ihre Brigantine die Reise antreten." — "Die verfluchten Zeitungen! Alles spannen sie auf das große Segel, daß ein ehrlicher Mensch nimmer bestehen kann. Ihr bekommt kein Geld — ich habe kein Geld — damit Basta!" — "Wer sagt denn, daß ich Geld von Ihnen haben will?" — "Flugs drehte sich der Kapitän nach seinem Besuche um, denselben verwundernd anstarrend. Er glaubte ein Wunder vernommen zu haben. "Vielleicht wollt Ihr mir noch welches dazu bringen. Könnte es gerade brauchen." — "Vielleicht, Herr Kapitän." — "Zonas," rief lachend der Kapitän, "Ihr werdet auf Eure alten Tage noch vernünftig." — "Das heißt, ich habe nur ein Anliegen an Sie." — "Sprecht!" forderte der Kapitän seinen Gast auf, demselben einen Stuhl reichend. — "Um wieviel Uhr wird die Brigantine in die See gehen?" — "In zwei Stunden. — Wohin?" — "Nach den Antillen." — Der Alte nickte beifällig. "Könnten Sie noch einen Passagier mitnehmen?" — "Ja wohl. Aber Ihr, Herr Zonas, wollt die Reise doch wohl nicht mitmachen?" — "Ich habe die Seelust nie geliebt, Herr Kapitän. Aber einem Andern möchte sie besser bekommen. Das heißt, er möchte auch wohl wenig Lust haben mit Ihnen zu reisen." — "Aber?" sagte gespannt der Kapitän, der nicht wußte, wie er das Alles deuten sollte. — "Er muß," sagte Zonas und zog den Kapitän bei Seite. Er sprach lange mit gedämpfter Stimme zu ihm, der Kapitän schüttelte einige Male wie sich weigern den Kopf. Zonas zeigte ihm dann ein Papier, eine mit dem Namen des Kapitäns versehene Schuldverschreibung und ließ dann, als dieses Mittel nicht anzuschlagen drohte, in seiner Hand eine Portion Goldstücke glänzen. Die klingende Sprache derselben wirkte. — "Also auf dem Wege von dem Kirchhofe zurück?" sagte der Kapitän. — "Ja, nach dem Neer'schen Hause hin — der Weg ist ziemlich abgelegen — es wird bereits dunkel — Störung werden Sie keine haben." — "Zwei handfeste Jungen verspreche ich Euch, Jeder nimmt fünf solcher Comptoirsfliegen auf sich. Hilft nichts, für die Fäuste meiner Jungen stehe ich Euch — sie überliefern ihn mir sicher und prompt — und dann einmal an Bord, gibt es kein Entrinnen mehr, es sei denn aus dem Leben!" Der Kapitän lachte, ihn freute der Streich, und froh über den Erfolg seiner Sendung nahm Zonas seinen Weg zurück.

Gabriele wußte noch nicht, daß ihr Vater bereits über ihre Hand verfügt habe, sie war daher sehr erstaunt, als sie ihn bei sich eintreten sah. Das war nur in den seltensten Fällen geschehen, daß Herr Neer in den Zimmern seiner Tochter erschien, die Tochter mußte sonst zu ihrem Vater kommen. Möchte Herr Neer das, was zwischen Wilb und Gabriele vorgegangen war, ahnen, er fühlte sich beengt, er

suchte nach Worten, in die er seine Mittheilung einkleiden wollte, er sprach von ihren Notizen, ihren Zeichnungen, bis er endlich ganz plötzlich und abgebrochen den Zweck seines Kommens mit den Worten begründete: „Liebe Gabriele, es ist ein Werber um Deine Hand erschienen.“ — „Vater!“ rief Gabriele erschrocken, dieser hatte nicht Zeit, den Namen des Bewerbers zu nennen, als auch schon Rüstling in das Zimmer trat. Herr Neer hatte seinen Leuten hinterlassen, im Falle der Doktor kommen würde, denselben hieher zu weisen. In Rüstling's Erscheinung war eine gewisse Aufregung nicht zu verkennen. „Erlauben Sie, daß ich mich setze,“ sagte er, sich auf einen Sessel niederlassend, „ich bin am ganzen Körper wie zerschlagen, aber das ist die Rache der Unbeständigkeit; heute Mittag zeig' ich der Behörde an, daß ich meine Praxis aufgebe, und diesen Abend muß mir nach langer Zeit wieder eine romantische Schwäche eine Anwandlung von Mitleid den Kopf verrücken, daß ich meinen Beruf mit einem Akt von Menschenliebe beschließen sollte.“ Nun erzählte er, was ihm begegnet. „Es war Nacht, ich gehe am Kai hin, plötzlich kommt des Weges ein weibliches Wesen in einen Shawl gehüllt, weinend die Hände ringend. Ich in meiner mitleidsvollen Stimmung frage sie, wohin sie gehe. „Zu einem Arzt,“ antwortet sie. „Ich, liebes Kind, bin Arzt, ich will mit Ihnen kommen.“ Aber so verderbt ist diese heutige Welt, daß das weibliche Wesen meinem reinen Menschengefühl nicht glaubte und davon rannte. Ich in meiner mitleidsvollen Seele immer ihr nach, und das Ende davon war ein großer ungebildeter Mensch, der sich zu ihrem Beschützer aufwarf, mich mit meiner reinen verkannten Menschenliebe auf den Boden schleuderte — und da lag ich.“ Rüstling betrachtete jetzt Gabriele näher und erschrak fast über ihr bleiches Aussehen. „Sind Sie unwohl?“ fragte er mit Besorgniß, „schnell den Puls her! Aber nein,“ setzte er, den weißen Arm Gabrielens im nächsten Augenblicke wieder sinken lassend, hinzu, „ich darf ja nicht mehr, ich habe diesen Mittag meine Praxis aufgegeben. Jetzt hätt' ich allerdings Lust, sie wieder aufzunehmen, nur um Ihnen den Puls fühlen zu können; der Puls, sage ich Ihnen, ist das Interessanteste an der ganzen Medizin.“ Er würde in seiner humoristischen Weise noch länger so fortgesprachen haben, wenn er, sich umsehend, nicht bemerkt hätte, daß Gabrielens Vater sie Beide allein gelassen hatte. — „Entschuldigen Sie mich,“ drängte Gabriele, „mein Vater hat nothwendig mit mir zu sprechen.“ — „Nein, nein, jetzt bitt' ich Sie zu bleiben, jetzt habe ich mit Ihnen zu sprechen, Fräulein Gabriele. Gewiß,“ fuhr er fort, als er sah, daß das Mädchen ihn mit großen, ängstlichen Blicken ansah, „diesmal ist es eine sehr ernsthafte Angelegenheit, oder eigentlich gar keine Angelegenheit, oder vielmehr —“ er verwirrte sich so in den Fäden des Gesprächs, daß es für Gabriele nicht weniger peinlich als für ihn selber war. Jetzt erst bemerkte sie seinen schwarzen Anzug und fragte ihn halb gedankenlos nach der Ursache desselben. Er antwortete ihr, daß sein Onkel seit ein paar Stunden seinen heißesten Wunsch erfüllt habe und hinüber gegangen sei. — „Sie sind herzlos,“ sagte das Mädchen, vom Fauteuil aufstehend. — „Aber wahr, immer wahr, wenn auch oft abscheulich. Soll ich den Mann noch im Tode lieben, den ich im Leben immer verwünscht habe, weil er in seinem Ueberflusse mich darben ließ? Soll ich pflichtschuldigst Krokodilstränen und Schlangenseufzer ihm nachsenden, der mir meine Jugend vergällt, mich um das Glück meines Lebens gebracht hat? Ich hatte ein kleines Vermögen von meinen Eltern geerbt, von dem ich meine Studien machen sollte. Während des ersten Jahres hatte ich ein Mädchen kennen gelernt, sie wohnte bei einer Stiefmutter, die ihr das Leben zur Hölle machte, ich mußte eine andere Universität beziehen, ich konnte nicht ohne sie leben und beredete sie, ihre Stiefmutter zu verlassen und mir zu folgen; es war vielleicht ein dummer Streich, aber der dumme Streich machte mich glücklich. Ich brachte Marie bei einer alten, sehr ehrenwerthen Frau unter. Den Tag war ich in den Hörsälen und über meinen Büchern,

des Abends setzte ich mich zu ihr, wir aßen, wir lachten, wir weinten zusammen, dieses — dieses Glück. Ich hatte ihr die Verwaltung meines Vermögens übergeben. Eines Tages, gegen das Ende meiner Studienzeit, als die Promotion heranrückte, gestand sie mir unter Thränen, daß es zu Ende sei. Es war aber schon lange zu Ende, sie hatte mir nur nichts davon gesagt, um mich nicht von meinen Studien abzu ziehen, sie hatte mich mit ihrer Hände Arbeit ernährt, jedoch an einer Summe, wie sie meine Promotion erforderte, scheiterten ihre Kräfte. Ich wandte mich bittend an meinen Onkel. Dienstherrliche Zungen waren schon bereit gewesen, ihm von meinem Verhältnisse, dem reinsten, das je ein Menschenherz beglückt, Mittheilung zu machen. Er versprach mir unter der Bedingung seine Hülfe, wenn ich dieß Verhältniß löste. Nie — niemals, rief ich, als ich den Brief gelesen, aber sie dachte anders. Des nächsten Tages war sie fort, sie hatte mich verlassen, um meiner Zukunft, meinem Glücke nicht im Wege zu sein, wie es in den zurückgelassenen Zeilen an mich hieß. Ich suchte sie mit allem Raffinement meines Verstandes, ich suchte sie mit meinen Thränen, mit meiner Verzweiflung, sie kam nicht wieder. Es sind drei Jahre, daß ich eines Tages unter den Verunglückten eines auf dem Wege von Amerika nach England untergegangenen Schiffes ihren Namen fand. Seitdem hat sich mein Herz, so weich, so lind wie Mutterliebe, mit einer Dornenheide umgeben, mein ganzes Wesen sich in das Gegentheil verkehrt, und nur in stillen, geweihten Augenblicken der Erinnerung, jetzt wieder tönt wie aus einer im Meere versunkenen Kirche der Glockenton meines einstigen Wesens, meines versunkenen Glückes zu mir herauf.“

Eine Pause trat ein. „Ich danke Ihnen,“ sagte Gabriele, ihm die Hand reichend, „ich weiß Ihr Vertrauen zu schätzen, geben Sie die Hoffnung nicht auf, Sie werden noch glücklich werden.“ — „Ja, das will ich, ich will es wenigstens versuchen, länger kann ich dieses Leben nicht ertragen. Marie war das Glück, die Poesie des Jünglings, Sie, Fräulein Gabriele, sollen das Glück, der Halt des Mannes werden, darum habe ich Ihren Herrn Vater um Ihre Hand gebeten.“ — „Sie, Doktor, um meine Hand?“ Erblichend mußte sich Gabriele an der Lehne des Sessels festhalten. — „Ja, wovon rede ich denn immer? Sie, Fräulein, sollen die Königin meines Lebens werden, sollen mit dem lachenden Erben lachen so hell, daß der alte Geizhals droben das ganze Mobiliar des Himmels auf uns herabschleudern möchte.“ — Gabriele ging im Kampfe auf sie einströmender Gefühle unruhig im Zimmer auf und ab. Was sollte sie dem Doktor sagen? Endlich entschied sie sich dahin, daß sie ihm eine Antwort geben würde, wenn sie mit ihrem Vater gesprochen hätte. „Ich bitte, verlassen Sie mich jetzt bis morgen.“ — „Nein, nein,“ widersprach der Arzt, die Uhr ziehend, „es ist jetzt sieben Uhr vorüber, in einer halben Stunde kann man viel sprechen, ich warte unterdeß im Eckalon. Heute noch muß die Verlobung sein! Ich könnte sonst die Nacht nicht schlafen, und nichts ist auf der Welt so wichtig, daß man darüber den Schlaf zu verlieren braucht. Schlaf ist das Geheimniß des Lebens, Schlaf ist!“ — aber er vergaß ja, daß er seine Praxis aufgegeben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

In den Pampas.

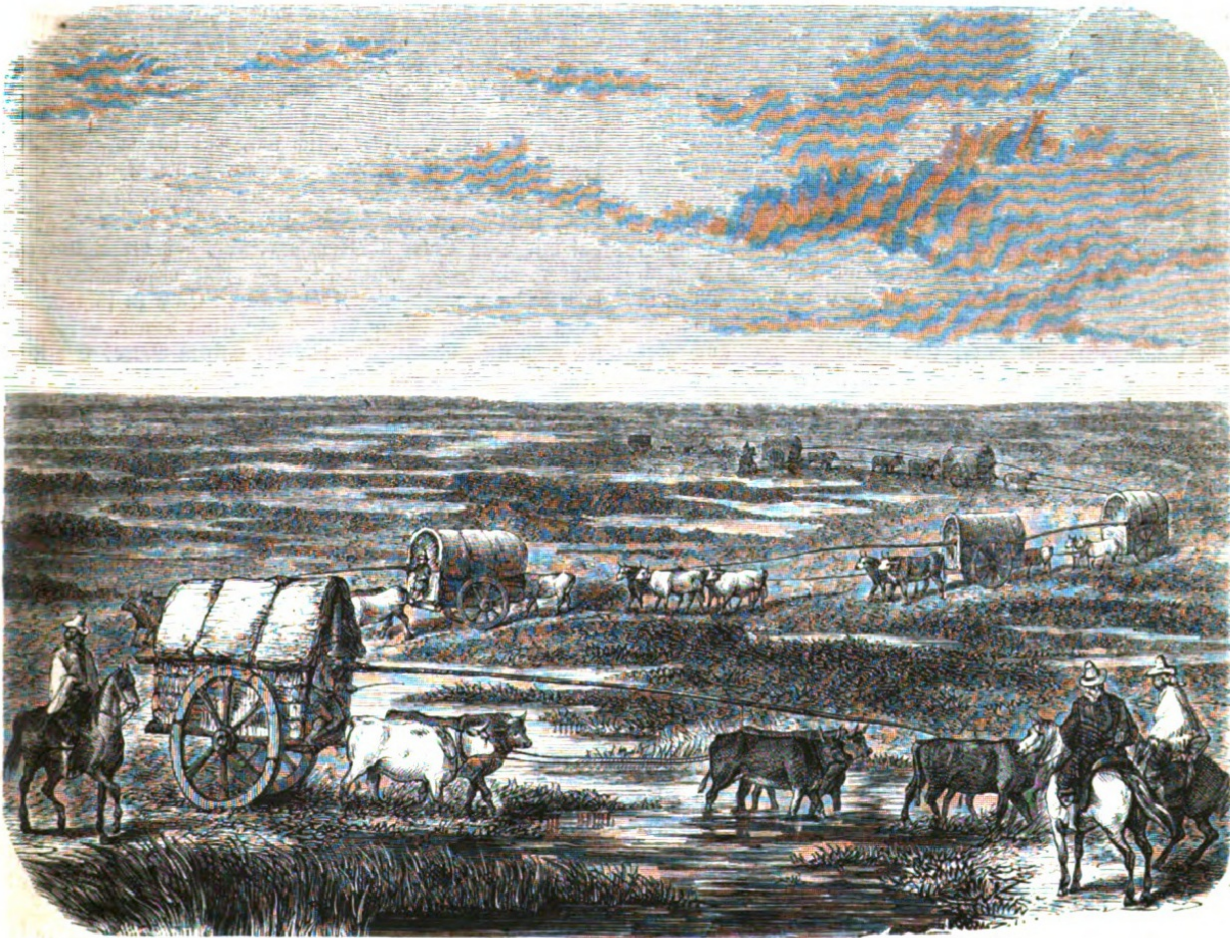
Von

Alexander Will.

Das Reisen in den endlosen Ebenen der südlicheren Theile von Südamerika, in den sogenannten Pampas, ist unsträglich so interessant auf der einen, so ermüdend auf der andern Seite, wie das in den Wüsten Afrikas. Von der Ostküste von Patagonien bis zu den Anden, und von der Mündung

des Rio de la Plata bis nach Peru hin erstrecken sich diese Ebenen, welche zur Regenzeit treffliche Weiden bieten, zur trockenen Zeit unfruchtbare Erdstriche sind. Der Pampasindianer, der trefflichste Reiter der ganzen Welt, der die Thiere im vollen Jagen mit dem Lasso fängt, er besteigt das nächste beste, noch nie gezähmte und unter den Zügel gebrachte Pferd ohne Scheu, und legt damit seine Reise zurück. Aber diese Gauchos sind selbst noch halb wild. Der Reisende nimmt entweder Postpferde oder bedient er sich eines jener seltsamen Wagen, die nur diesen Gegenden eigenthümlich sind. Die Postwagen sind von unbeschreiblicher Fassung und könnten schon zu Noah's Zeiten Dienst gethan haben. Die vier Pferde, welche den Wagen ziehen, sind durch breite Ledersriemen an den Sattel des Postillons gebunden. Sie haben keine Zügel noch Brustriemen. Jedes Pferd wird von einem

Postillon in vollem Galopp geritten, wodurch der Wagen natürlich tüchtig hin und her gerüttelt werden muß. Diese Art zu reisen ist jedenfalls weit bequemer als die zu Pferde, aber geht auch langsamer und ist gefährlicher wegen der Indianer, die durch den Staub auf weite Entfernung aufmerksam gemacht werden. Reisende zu Pferde vermeiden dagegen die staubigen Theile des Wegs. Auch ist diese Reiseart viel kostspieliger, weil sie vier Postillone erfordert. — Reitet der Reisende, so erhält er ein Pferd und einen Postillon, der auf der nächsten Station das Pferd zurücknimmt, und in dem Jelleisen hinter sich die Briefpost besorgt. Die Stationen sind besetzte Blockhäuser, welche von einem Wassergraben umgeben und mit einer Zugbrücke versehen sind. Das Blockhaus selbst ist mit einem hohen und dichten Kattusgebüsch umgeben, dessen spitze Dornen die Bajonnette vertreten. Der



Waarentransport in den Pampas.

Indianer ist nur auf dem Pferde ein Mann, zum Belagern einer solchen kleinen Festung fehlt es ihm an Muth und Energie. Auch scheut er die Löcher der Weste, aus denen die Pistolen der Stationsleute sehr sicher zu treffen wissen. Das echt nationale oder lokale Fuhrwerk ist der Karren mit dem Ochsengepann, das Schiff der Pampas. Auf diese hat es der Indianer abgesehen, die langsame Bewegung erleichtert den Angriff auf die mit Waaren vollgepackten Wagen. Die Wagen sind ziemlich wie die unsern gebaut, nur plumper: es fehlt nahezu alles Eisen; die Wände sind aus ungegerbter Haut gemacht, welche naß um die Pfosten gewidelt wird, und wenn sie trocken so hart wie Eisen ist. Die Decke ist gewöhnlich von Stroh oder Haut, selten von Canvas. An jeden Wagen sind sechs Ochsen gespannt, denen das Joch an die Hörner befestigt wird. Eine Stange steht

weit aus dem Wagen hervor, die bis zum vordersten Gespann reicht, und durch Stechen zum Gehen angetrieben wird, während die hintersten die Peitsche zu fühlen bekommen. Zwölf solcher Wagen bilden eine Truppe, und wenn man erwählt, daß die Treiber die Achsen niemals einschnüren, so kann man sich das Geträchze eines solchen Zuges vorstellen. Diese Töne hört man natürlich meilenweit, und es hat gar oft den Indianern als Lockmittel gedient. Trotz aller Gefahr und Unbequemlichkeit würde sich der Pampero wohl schwerlich entschließen, wollte man ihm eine bequemere Manier, seine Waaren zu transportiren, lehren, und es wird sich wohl auch Niemand die Mühe machen.

Der Liebe Lohn.

(Fortsetzung.)

Gabriele warf einen leichten Schal um und flog über die Korridore des Hauses, ihren Vater zu suchen. Sie fand ihn in seinem Arbeitszimmer, schluchzend warf sie sich in seine Arme. „O mein Vater!“ stöhnte sie. — „Wozu Thränen, mein Kind? Deine Hand und Du wirst glücklich sein.“ — „Nein, Vater, das werde, das kann ich nicht. Du kennst unser Abkommen von jenem Abend. Als Du zu mir kamst, war ich eben auf dem Wege zu Dir, um Dir in kindlichem Vertrauen den Mann zu nennen, dem sich mein Herz in einem heiligen Augenblick verlobt hat.“ — „Und dieser Mann?“ fragte Herr Neer fast athemlos, in aufsteigender Ahnung. — „Du kennst ihn, er ist der edelste, beste — Siegmund Wild.“ — Bei diesem Namen war es dem Prinzipal, als ob der Himmel über ihm zusammenbräche. Wild's ganzes Wesen war ihm antipathisch, seine Uebermacht ihm lange schon lästig, und jetzt hatte er sich auch noch in das Herz seiner Tochter gedrängt! „Nie sollst Du ihm angehören, mit meinem Willen — nie! Lieber einen Bettler von der Straße, nur diesen nicht, den ich hasse, den...“ — „O sprich nicht weiter, Du bist im Zorn, Du wagst Deine Worte nicht. Seine Ehre, Vater, ist die meine. Ich habe Dir gelobt, daß ich eine meiner würdige Wahl treffen werde, Du sollst mit Stolz auf Dein Kind blicken. Du könntest es aber nimmer, wenn ich von ihm abfielen, wenn ich ihn um eines falschen, schwächlichen Gehorsams willen aufgeben wollte. Du sollst es am meisten dann können, wenn ich von Dir gehen müßte, um feinetwillen, ihm nach, und führte der Weg auch über dieses Leben hinaus.“ — „Mein Kind, höre auf,“ bat Herr Neer, „Deine Worte sind mir fürchterlich. Geh, wir werden darüber später sprechen.“ Er wollte gehen. — „Nein, mein Vater,“ entgegnete Gabriele, vor ihn hintretend. „Lassen wir diesen Augenblick nicht vorübergehen, um den Widerstreit zur Lösung zu bringen. Ich hatte keine Mutter, meine Kindheit verbrachte ich in einem vornehmen Pensionate, liebeleer. Als ich vor einem Jahre zu Dir nach Hause kam, warst Du voll Sorge, voll Liebe um mich. Da hätte ich glücklich sein können; doch es fehlte mir zu meinem vollständigen Glücke etwas. Ich stand wie vor einem großen Geheimniß, das mich ängstigte, quälte, bis ein großer Augenblick den Schleier hob und die Offenbarung der Liebe über mich hereinbrach. Sein Arm ist meine Stütze, sein Auge mein Leitstern. Ich kann nicht anders, ich muß ihn als den Erwählten vor Dir und der Welt aufrecht erhalten, weil ich ihn als solchen bekennen muß vor Gott und meinem Herzen.“ — Herr Neer fühlte jetzt die Nothwendigkeit, seine Tochter Alles, was er ihr bisher verheimlicht hatte, wissen zu lassen, daß der Doktor ein reicher, und er morgen ein bankrotter Mann sei. Er wollte, er mußte sich auf der Höhe erhalten um jeden Preis, er brauchte fast ein ganzes Leben, um hinauf zu kommen, ein Heruntersteigen würde sein Tod sein. „Jetzt weißt Du Alles,“ schloß er, „in Deinen Händen liegt das Schicksal dieses Hauses, das magst Du jetzt bedenken, ich gehe in den Salon zum Doktor.“ — „Höre mich, mein Vater,“ rief ihm Gabriele mit flehender Stimme nach. Umsonst. Der schwache und in seiner Schwäche so grausame Mann ließ sein Kind allein, eine Beute der Verzweiflung. Dumpf vor sich hinbrütend, saß Gabriele. Die einzigen Worte, die von Zeit zu Zeit ihren Lippen entschlüpfen, waren: Armer Siegmund! Sie rang nach einem Entschlusse, dort der Geliebte, hier der Vater, und wer weiß, wohin das Zünglein ihrer wägenden Gedanken sich geneigt, wenn nicht plötzlich ein Gedanke aller Unsicherheit und Ungewissheit Einhalt gethan, wenn aus der Brandung ihres Innern nicht ein fester Entschluß emporgestiegen wäre, von dem sie Hülfe, von dem sie Rettung hoffte.

Frau Thone war von Herrn Neer persönlich eingeladen, der Verlobung seiner Tochter anzuwohnen; sie sollte die Stelle von Gabriele's Mutter vertreten, sie hatte zugejagt, trotz der

Einreden ihres Gewissensrathes, der es nicht gern sah, wenn Frau Thone ihre Zimmer verließ und zu Welt und Menschen zurückkehrte.

In einem schwarzen, schweren altmodischen Atlaskleide, einer Haube und einem weißen spitzen Tuche, welches vorne mit einer prächtigen Diamantbroche zusammen gehalten war, bot die alte Frau ein ebenso interessantes, als würdiges Bild dar. Eben forderte sie Jonas auf, ihr auf der Treppe voranzuleuchten, als rasch die Klingel gezogen wurde. Nachdem Jonas geöffnet, stürzte Gabriele zu den Füßen der alten Frau hin. „Retten Sie mich,“ waren die einzigen Worte, die sie hervorbringen konnte. Seit zwanzig Jahren wollte Frau Thone den Fuß wieder in die Welt zurücksetzen, und die erste Begegnung waren die alten Thränen, das alte Leid, zu einem Fest der Freude glaubte sie gehen zu können, und begegnete hier Schmerz und Kummer. „Bei Ihrem ehrwürdigen Haupte beschwöre ich Sie,“ flehte Gabriele unter strömenden Thränen, „hören Sie mich an, denn diese Stunde muß entscheiden zwischen Herz oder Welt, Glück oder Tod.“ — Langsam ging die alte Frau auf das Mädchen zu, schaute sie ernst, ja streng an, und ernstet noch war der Ton ihrer Stimme. „Diese Augen — diese Knie — Kind, das heißt Gott lästern. Aber sprich klar, was hat man Dir gethan?“ — „Es ist um mich geschehen, Tante, wenn ich dem Doktor meine Hand reichen muß, dem Manne, den ich nicht liebe, nicht lieben kann.“ — „Du liebst ihn nicht? Davon hat mir Dein Vater nichts gesagt, nur, daß der Doktor ein braver, ein reicher Mann sei.“ — „Und mein Vater...“ das Mädchen wagte nicht, die Knie zu Ende zu führen. — „Ein bankrotter Mann,“ vollendete Frau Thone. — „Nicht für mich stehe ich Sie an, nur für meinen Vater, Sie können ihn retten, wenn Sie nur wollen, denn Sie sind reich, reicher als mein Vater je gewesen.“ — „Dein Vater mag immerhin fallen, er ist schuld an seinem Unglücke.“ — „Die ganze Welt sagt, Sie hätten ein hartes Herz,“ fuhr Gabriele in ihrem Sturme auf Frau Thone's Herz fort, „ich glaube das nie, ich hatte Sie so lieb. Als Sie jüngst krank darniederlagen, ängstigte ich mich Tag und Nacht um Sie. Taglich und oft mehrere Male stieg ich zu Ihnen die Treppe hinauf, um Ihnen Schmerzen und Langeweile fortzuplaudern, aber nie wurde ich eingelassen, und stets erhielt ich die niederschlagende Antwort, daß Sie Niemanden von uns sehen wollten.“ — „Wer hat Dir das gesagt?“ — „Dieser da,“ antwortete Gabriele, auf Jonas zeigend, der eben in der Thüre sichtbar wurde. — Herr Jonas hatte die Taktik, so bald er eine Entdeckung zu fürchten hatte, die Gedanken auf einen anderen Gegenstand zu lenken. So auch jetzt, wo er Frau Thone bemerkte, daß Herr Neer sie wohl im Salon erwarten würde. — „Hören Sie es, liebe Tante,“ brach das Mädchen in neue Thränen aus, „wenn Sie mich nicht retten, sterbe ich zu Ihren Füßen.“ Mit diesen Worten glitt sie auf den Boden. — Die alte Frau hob sie mittheilungsvoll wieder zu sich empor, streichelte ihre Wangen und blickte in ihre Augen, aus denen ihr Wahrheit und Treue entgegen schauten. „Du habtest Kummer um mich gehabt, Du liebst die alte verlassene Frau wirklich? Ja, ja, mein Kind, ich glaube Dir. Sei ruhig, ich halte meine schützende Hand über Dich, ich sollte an Deiner Mutter Statt erscheinen, wohl, ich will jetzt Mutterstelle an Dir vertreten.“

Frau Thone ließ Gabriele einige Augenblicke warten und ging in das Nebenzimmer, um eine vor der Nachtlust schützende Hülle anzulegen, dann wollte sie mit ihr nach dem Vorderhause gehen. Gabriele war allein, und diese günstige Gelegenheit benützte Jonas, ihr zu nahen. Er hatte die Unterredung zwischen Frau Thone und ihrer Großnichte beäugt, und seinen Planen und Absichten konnte eine Heirath mit Doktor Mülling nur erwünscht erscheinen. Der Prinzipal hatte bis jetzt aus Stolz oder aus Verzweiflung den früheren Leiter des Thone'schen Hauses von seiner Lage nicht in Kenntniß gesetzt; aber Jonas, der beständig im Vorderhause sich zu thun machte, merkte denn doch aus vielen Dingen, daß

die Existenz des Hauses mehr erschüttert war, als er selbst in seinem Haß gegen den jungen Geschäftsführer es gewollt; er fürchtete für Herrn Neer, trotzdem er an der Kriege selbst einen großen Theil der Schuld trug. Die Heirath mit dem reichgewordenen Doktor konnte Allem vorbeugen. „Das vierte Gebot, Fräulein. Wenn der Name Ihres Vaters ausgelöscht wird aus seiner stolzen Reihe, wenn an seinem Leben der Krebs des bitteren Grammes frisst — Sie sind schuld, und wenn eines Tages die Leute auf den Straßen stehen und sich zuflüstern: 'Herr Neer — gestorben', und hinter diesen Worten ein Fragezeichen machen — nur Sie — Sie allein haben Schuld daran.“ — „Ich will Euch nicht mehr hören, diese Lust ist mir gefährlich, ich muß fort zu ihm, zu Siegmund Wild, dem Trauernden — dem Verlassenen — an seinem Herzen ist mein Platz.“ — Hätte Jonas auch eine unbestimmte Vorahnung gehabt, so konnte ihn doch nichts so sehr in besinnungslose Wuth bringen, als der Name Wild's, gesprochen von den Lippen dieses Mädchens, gesprochen mit der ganzen Inbrunst und Liebeseligkeit eines jungen Herzens. Er, er, und immer er — Vesial. In teuflischem Hohne lachte der Alte hoch auf. „Suchen Sie ihn, laufen und schreien Sie durch die Straßen, er ist für Sie verloren — Sie werden ihn nimmer sehen.“ Ein Kanonenschuß tönte aus weiter Ferne. „Hören Sie, er grüßt in dieser Stunde die hohe See, Sie müssen dem Doktor Ihre Hand reichen, er ist reich geworden, Ihr Vater ist bankrott, Sie müssen jetzt, oder alle Plagen des Himmels...“ — „Werden das verbrecherische Haupt Desjenigen treffen, der die heilige Gerechtigkeit mißbraucht, ein wehrloses Frauenherz der Verzweiflung zu überliefern.“ Mit diesen Worten war Wild, der Jonas' Rede und die ganze Sachlage vernommen hatte, zwischen Beide getreten. Mit einem Aufschrei der Ueberaschung klammerte sich das Mädchen an seinen Hals, und Gabriele in seinen Armen haltend, begann der junge Mann mit zornesrollenden Widen gegen Jonas gewendet: „Drehen Sie nur Ihre Augen in ihren Höhlen, ich bin es, leibhaftig — ich, Siegmund Wild, dem Sie freie Ueberfahrt verschaffen wollten. Ich danke Ihnen, Herr Jonas. Aber um schlecht zu sein, darf man nicht geizig sein. Sie hatten mich herzhast gepackt. 'He, Jungens,' rief ich ihnen zu, 'ein Seemann ist ein ehrlicher Kerl und kein Banbit, ihr aber seid gebunden. Nennt mir den Preis, ihr sollt das Doppelte haben, wenn ihr mich freilast.' Und nun können Sie in der Hasenfneipe sehen, wie sie sich's von Ihrer Freigebigkeit wohl sein lassen.“

Wie ein Wahnsinniger stürzte der Alte fort, um Herrn Neer, den Doktor, das ganze Haus zu Hülfe zu rufen. Die Hölle war mit dem jungen Manne im Bunde, mit ihrer Hülfe durchkreuzte er alle seine Pläne und Anschläge. — „Siegmund, mein Retter“, stammelte Gabriele, „Du leidest um mich.“ — „Ja, ja, der Doktor ist reich, und auch Dein Herz, Gabriele, sollte von dem bitteren Kampfe zwischen Pflicht und Liebe nicht verschont bleiben.“ — „Wohlan, so sei Du der Richter in dem schweren Kampfe, der mein Herz zu zerreißen droht, zeige Du mir den Weg, den ich gehen soll, ich werde ihn gehen. Deine Entscheidung soll mein Schicksal sein.“ — „Wir hätten glücklich sein können“, begann Wild, „wenn wir auch arm gewesen. Ob uns aber der Gedanke zu einem ungetrübten Genuße dieses Glückes hätte gelangen lassen, daß wir es mit der Wohlfahrt vieler armen Menschen erkaufte haben, die durch den Sturz Deines Vaters, gegen den ich keine Hülfe mehr weiß, brodblos werden, das überlasse ich Deinem Herzen. Es ist rein und schuldlos, weiß nicht, wie schwer nur eine Menschenthäne auf dem Gewissen lastet — das Rechenexempel ist einfach: ehe Tausend für Zwei leiden, es ist billig, daß diese Zwei für jene Vielen entsagen — und dulden.“ — „Aber mein Herz wird brechen“, seufzte das Mädchen; „Du bist stark, doch ich bin ein Weib.“ — „Aber auch er war schwach gewesen, als er in einer augenblicklichen Aufwallung der Selbstsucht Herrn Neer um seine Entlassung gebeten hatte. Ohne dieses wäre vielleicht Alles anders geworden. Als Sühne

sollte er sein Liebestes dahingeben, heute sollte ein Tag des Abschlusses sein für Alles, was er geliebt, und dann — aus freiem Entschlusse hinüber über das Meer. „Machen wir es kurz, Gabriele; denke, daß ein hingegebenes Glück kein verlorenes ist, daß vor Gott ungeweihte Thränen als gestillte Thränen gelten. Lebe wohl.“ — „Ja, ich will gehorchen“, seufzte Gabriele fast tonlos. Und wenn die Klage um das verlorene Eden meines Lebens in mir sich erheben will, will ich an Dich und diese Stunde denken, an Deiner Stärke soll sich meine Schwäche aufrichten. Lebe wohl.“ — Wild wollte gehen, aber im letzten Momente des Scheidens zeigte sich in der Schwäche des weiblichen Herzens die Stärke derselben, die Macht der Liebe. Das Mädchen klammerte sich immer von Neuem an ihn an, mit ihren stummen, fliehenden Widen, ihren Thränen den Geliebten zurückhaltend.

So traf sie Frau Thone. Bei ihrem Anblicke erinnerte sich Wild seines Auftrages. „Frau Thone“, begann er zu der Greisin, „ich darf nicht von hier scheiden, ohne mich eines Auftrags an Sie entledigt zu haben.“ — „Ich habe mit dem Leben abgeschlossen“, war die Antwort der Frau. „Ich wußte nicht...“ — „Es war der Auftrag einer Sterbenden. Nach Allem, was ich gehört, haben Sie einst meine Mutter gekannt.“ — „Ihre — Ihre Mutter?“ wiederholte Frau Thone, die vor wenig Sekunden noch so theilnahmlos sich gezeigt, und jetzt mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten des Sprechers lauschte. „Wild — Wild ist Ihr Name?“ fragte sie, jetzt wieder wie an jenem Abend ihre scharfprüfenden Blicke auf den jungen Mann richtend. Es war, als suchte sie zur Erklärung dieser Züge in der Vergangenheit nach irgend einem Hülfsmittel. „Ich kannte keine Frau Wild“, bemerkte sie. — „Das war auch nicht der Name meiner Mutter. Vielleicht kannten Sie eine Frau Märten.“ — „Märten?“ Der Name war ihr fast in der Kehle erstickt. „Und Sie — Sie ihr Sohn?“ fragte sie weiter, an der Lehne des nahestehenden Sessels sich festhaltend. So groß war ihre Erregung, daß sie sich nur mit Mühe aufrecht erhalten konnte. — „Hier, diese Papiere“, sprach Wild, das in dem Nachlasse seiner Mutter gefundene Paket aus dem schwarzen Overcoat ziehend, „soll ich Ihnen als Ihr Eigenthum zurückgeben.“ — Die alte Frau war keines Wortes mächtig. Sehnächtig, wie nach einem längst gesuchten, längst aufgegebenen theuren Gute streckte sie zitternd die Arme nach dem Dargebotenen aus. „Zu viel des Glücks!“ stammelte sie. „Ich habe Sie gefunden, den ich durch lange Jahre gesucht — ich habe meine Papiere wieder! Jetzt kann ich Allem trosten. Nun sollen die Menschen nicht mehr sagen, daß die alte Thone hart und geizig sei — jetzt kann ich dem Zuge meines Herzens folgen und Diejenigen glücklich machen, die meinem Herzen theuer geworden.“ Sie umarmte Gabriele, sie umarmte Wild, streichelte seine Wangen und blieb, stumm ihn betrachtend, vor ihm wie vor einem Bilde aus der Vergangenheit stehen. Der langjährige, unfelrige Bann, der sie den Menschen entfremdet, aller Freude feind gemacht, war gelöst, das schöne, tiefe Menschengefühl ihrer Brust strömte wieder voll und rückhaltslos. „Der Herr ist mir gnädig“, rief sie wie im Gebete aus, „doppelt gnädig. Ich habe Sie wieder gefunden und in Ihnen die Seele, die mich mit Welt und Menschen wieder verbindet.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein vornehmer Pilz.

Von

Max Rosen.

Wenn es sein Wohlleben gilt, kennt der Mensch keine Grenzen seiner Gargier, Alles muß sich ihm zu Genuße geben. Auch dem Unscheinbarsten weiß er einen Reiz zu geben, einen Reiz abzugewinnen. So sollte man kaum glauben,

auf welche verschiedenartigen Bereitungsarten der unscheinbaren Schwämme die Lederhaftigkeit der Menschen oder der Erfindungsgeist der Köche gekommen. Sie werden gedämpft, gelocht, gebacken, geröstet und am Spieß gebraten. Man pökelt sie ein, und weißt sie mit Salz, Essig und Del, oder auch bloß getrocknet, jahrelang brauchbar zu erhalten. In Ungarn pulverisiert man sogar die Schwämme, in Italien mischt man sie mit allerlei andern Gewürzen, so daß der Geschmack der einzelnen ganz verloren geht. Wenn wir auch der berühmten Trüffel um der Achtung, in der sie bei den Gourmands steht, den Vorrang lassen müssen, so führt uns doch unsere besondere Liebhaberei für den Champignon auf diesen, und wir möchten aus egoistischen Gründen etwas zu seiner Verbreitung und zum Billigerwerden desselben beitragen. Der Champignon hat auf einem starken Strunke einen weißlichen Hut, und wird oft sehr unförmig, schuppig, zottig und am Rande zerrissen gefunden. Seine anfangs weißlichen, von ungleicher Länge gegen den Stiel ablaufenden Blätter werden allmählig rothbraun. In der ersten Jugend tritt der

Schwamm kugelförmig aus der Erde hervor. Er wächst auf Wäldern, wohin das Vieh getrieben wird, in lustigen Eichenwäldern, in Gärten, wo fauler Mist umgegraben wird, oder auch auf Mistbeeten und alten Spargelfeldern. Wenn er noch jung und in der Größe einer Nuß ist, schmeckt er am besten. Sobald der Champignon die Kugelform völlig verläßt und sich ausbreitet, taugt er nicht mehr zum Essen, indem er dann bereits eine Herberge der Würmer geworden. Die beste Zeit sie zu sammeln ist August und September. Die Blättchen lassen sich leicht vom Fleische trennen und werden, wenn man die Champignons ißt, herausgenommen, ebenso wie man auch die äußere Haut abzieht. Sind sie aber klein, kugelig, so bleibt Beides daran. Auch den Stiel ißt man an diesen.

Welche Ausdehnung die Champignonzucht, denn auf diese zielen wir ab, gewonnen, davon zeugt die statistische Zahl, daß auf dem pariser Markt jährlich acht Millionen Körbchen verkauft werden, welche 1,600,000 Franken umsetzen. Man kultivirt sie in Frankreich an unterirdischen Orten; die Cinen



Die Champignonzucht.

in wohlgelüfteten Kellern, die Andern in Steinbrüchen. Zweierlei ist dabei von Wichtigkeit: die Zubereitung des Mistes und die Unterhaltung der Schober. Zu den Mistlagern nimmt man Pferde-, noch besser aber Esels- und Mauleselsmist. Die Streu muß mindestens eine Woche gelegen haben; dann aber soll man jeden schmutzigen Strohball herausnehmen. Daraus bildet man Lagen von drei Fuß Breite und sechs Decimeter Höhe, und läßt diese, nachdem sie festgestampft, vierzehn Tage ruhen. Nur wenn die Temperatur sehr warm und trocken, feuchtet man die Haufen an. Dann werden die Lagen wieder aufgerissen und durch einander gewühlt und wieder acht Tage zugewartet. Sobald man Wasser sieht, ist der Prozeß noch nicht vollendet. Endlich werden neue Lagen in Form eines runden Daches gebildet, wie die Abbildung zeigt, und festgestampft und mit der Schaufel geschlagen. Diese Schober würden von selbst Champignons hervorbringen, aber man bedeckt sie doch in kurzen Zwischenräumen mit Champignonweiß, einer weißen Substanz, die man auf den alten erschöpften Schobern findet. Hat man das nicht,

so genügt auch das Zerschneiden von frischen Champignons, die man mit Wasser vermischt und auf die Schober gießt. Die Erzeugungskraft eines Schobers dauert gewöhnlich zwei bis drei Monate, dann stirbt er ab. Man sieht wie billig man sich einen reichen Gewinn verschaffen, und wie leicht man unserem Genuße eine große Freude bereiten kann.

Die Lawinen in unsern Schweizeralpen.

Naturgeschichten

von

August Feierabend.

Zu den großartigsten Naturerscheinungen unserer erhabenen schweizerischen Alpenwelt gehören unstreitig die Schneelawinen, auch Lawinen und Lawinen genannt. Was der Sturm auf dem Meere, das ist die Lawine in unsern Ber-



Die Staublaune.

gen, ebenso imposant durch ihre Majestät, wie durch die Furchtbarkeit ihrer Gewalt.

Wie die Stürme des Meeres zu bestimmten Jahreszeiten wiederkehren und ihren eigenthümlichen Gang nehmen, so auch die ungeheuern und donnernden Schneeströme der Lawinen in unsern Bergen, die diesen als Kanäle dienen, um sich stellenweise der kolossalen Schneelasten zu entledigen. Die Lawinen erscheinen mit einer Regelmäßigkeit, die sich nach Wochen und Tagen bestimmen läßt; ja man trifft Aelpler genug in unsern Bergen, welche im Frühjahr mit der Regelmäßigkeit der Post die Stunde bestimmen, in welcher die „Lawe“ kommt. Die Lawinen sind von sehr verschiedener Art, und man unterscheidet sie nach ihrer Form als einfache: Schneeschlippe, Schneegwächten; als Staub- und Schlag- und Gletscher-Lawinen.

Mit ebenso elementarer Wuth, wie die Schneestürme in den öden Steppen von Rußland, toben diese im Winter und Frühjahr auf unsern Gebirgshöhen. In rasender Jagd wirbeln die dichten Schneeflocken, den Tag zu Nacht verwandelnd, durch einander. Wenn ein solcher Schneesturm losbricht, der auf den unwirthbaren Höfen alljährlich zahlreiche Menschenleben fordert, so bezeichnet es der Bewohner der Urschweiz mit dem Ausdruck „eine Guxeten“ oder „es guxet“. Solche „Guxeten“ wirbeln den frisch gefallenen Schnee wieder auf und tragen ihn im wildesten Durcheinander durch die Luft. Wirft ihn der Sturm an hervorragende Gegenstände, z. B. an große Felswände, so bleibt er da kleben und, Flode auf Flode häufend, bildet er senkrecht dastehende Schilde, die bei wärmerer Temperatur sich verdichten, von den Gegenständen, an welche sie sich anlehnten, ablösen und als Gesims gefährdend überhangen.

Unsere Aelpler heißen dieselben Windschirme, Föhnschilde, Schneegwächten. Diese oft Hunderte von Zentnern wiegenden Schneegewölbe neigen sich mit dem Erscheinen des Frühlings immer gefährdender dem Abgrund zu, und die unbedeutendste Lustererschütterung, die leiseste Bewegung, der Fußtritt eines Hais, der Klang einer Glöde vermag eine solche überhangende Schneelehne zum Sturze zu bringen, der Alles begräbt, was gerade unter ihr sich befindet. Darum treffen die Säumer und Fuhrleute, welche in solchen Jahreszeiten über unsere Alpenpässe ziehen, die größten Vorsichtsmaßregeln.

Sie schießen in der Richtung vor sich hin Pistolen ab, um durch den damit bewirkten Luftdruck die drohenden Schneelehnen zum Sturze zu bringen. Fallen dieselben nicht vor ihnen herunter, dann nehmen sie den Säumpferden die Schellen ab, und ziehen schweigend und so leise wie möglich an den gefährdenden Stellen der Alpenstraße vorüber.

Nimmt der Absturz einer Schneelehne einen größern Umfang an und reißt noch andere angrenzende Schneelagen mit sich in die Tiefe, so entsteht die Schlaglawine. Diese kann je nach Beschaffenheit des Schnees sich sehr verschiedenartig gestalten. Fällt so eine rechte „Guxeten“ von staubigem, körnigem Schnee auf eine ältere, gefrorene und daher platte Schneeschicht an steilen Abhängen, und thürmt sich zu bergartigen Schwellen empor, so hat diese neue Schicht beim eingetretenen Thauwetter keinen Halt, sondern rutscht unter donnerähnlichem Getöse brausend hinab in die Thäler. So entsteht die Staublawine, welche sich im Winter und bei nördlichen Winden nach starkem Schneefall einstellt. Diese Staublawinen verursachen wegen ihrer lodern Beschaffenheit weit geringern Schaden als der Luftdruck, welcher ihrer rutschenden Masse auf weite Entfernung vorangeht, mit furchterlicher Gewalt ganze Wälder entwurzelt und die stärksten Bäume wie Grasspalme knickt. Wenn eine solche Staublawine anbricht, so ist ihre erste Bewegung nur sehr langsam, steigert sich aber rasch, indem sie tiefer liegende Massen mit sich fortreißt, sich überwallt und zerfliehet, durch den rasch sich entwickelnden Luftdruck von allen Seitenhalben neue Schneemassen in den Sturz hineinzieht, und endlich mit immer mächtigerer Gewalt und Schnelligkeit und unter weithin durch die klare Luft bringendem Donnergepolter hinab in die Tiefe stürzt.

Unendliche Staubwolken hüllen den Gang ihres Schneestromes ein, der zu rauchen scheint. Die Felsen erheben in ihren Grundfesten, und an ihren himmelhohen Wänden hallt der Donner in unzähligen Echos lange, bange Minuten dahin. Jetzt ein erschütternder Schlag — dann plötzlich Stille. — Die losgebrochene Verheererin der Alpen hat unten in dem Thalgrunde ihr Ziel gefunden, und liegt nun still und bewegungslos mit ihren Schnee- und Trümmern da.

Anderes bilden sich die Grundlawinen. Sie entstehen im Frühling, vom Hornung bis Ende April, wenn der Föhn aus Italiens Gefilden über unsere Hochalpen hereinbricht. Von seinem heißen Hauche weich und schwer gemacht, verliert der Schnee an den steilen Abhängen der Alpen seine Verbindung mit dem Boden und schmilzt zusammen zu dichteren Massen. Ist er durch das Schmelzen hinreichend mit Wasser durchfeuchtet und die unmittelbare Verbindung mit dem Boden gelockert, so bildet sich durch die leiseste Bewegung, durch den Fußtritt eines Hais, einer flüchtigen Gemse die Grundlawine, welche rutschend mit rasend schnell wachsender Gewalt sich in die Tiefe stürzt. Die zerstörende Wirkung der Grundlawine ist viel größer als die der Staublawine, und beruht in der Massenhaftigkeit ihrer Wucht. Der Luftdruck oder „Dunst“, welcher der Staublawine vorangeht und sie zu beiden Seiten auf weite Entfernung begleitet, bringt die wunderbarsten Sturmbewegungen hervor. Stoß- und schußweise fliegt er rechts und links mehrere hundert Schritte vor und neben der Schneemasse hinaus, prallt an den gegenüberstehenden Felswänden ab, geht wieder zurück, prallt auf's Neue ab, und verliert sich endlich in der Weite des Thaies, nachdem er auf eine halbe Stunde Entfernung die Fenster der Wohnungen eingedrückt, Dächer abgehoben, Menschen und Thiere, ja die schwersten Lasten wie Flaumfederchen durch die Luft dahin geschleudert, und die riesenmäßigen Bäume aus dem Boden gerissen oder zerkniet hat. Dieser Luftdruck der Staublawine ist bei der Grundlawine kaum bemerkbar. Ihre furchtbare Gewalt beruht in der Wucht ihrer Schneelasten. Durch dieselben reißt sie in ihrem Laufe das erweichte Erdreich bis auf die nackten Felsen mit sich fort, und überdeckt und verwüstet mit ihren durcheinander gekneteten Schnee-, Erd- und Felsmassen die Alpentriften und tiefen Thalsohlen. In ihren schmutziggelben Trümmern führt sie Tausende und Tausende von Insekteneiern, Larven, Wärmern und Alpenpflanzenfamereien mit sich in die Thäler hinab. Langsam schmilzt erst im Hochsommer die Grundlawine unten im Thalleßel, und da, wo sie gelegen hatte, blühen im nächsten Sommer oft die seltensten Pflanzen der Hochalpen.

Unter Gletscherlawinen endlich versteht man bei uns in der Schweiz jene Ablösungen von Gletschermassen in den höchsten Alpenregionen, welche die Wärme und das fidernde und lodernde Gletscherwasser im Hochsommer fast ohne Unterbruch hervorruft, und die besonders in den warmen und hellen Sommernächten durch ihren majestätischen Donner einen so gewaltigen Eindruck auf die fremden Reisenden machen. An diese Naturerscheinung der Gletscherlawinen und ihr einer Kanonade ganz ähnliches Geräusch knüpfen sich im berner Oberland die gespenstigen Sagen von den Herren im Roththal, deren Petterschießen den kommenden Regen verkündet.

Sowohl die Grund- wie die Staublawinen haben in unserer schweizerischen Gebirgswelt ihren regelmäßigen Lauf, ebenso in Bezug auf ihre Richtung als die Zeit ihres Erscheinens. Zahlreiche Trümmernmassen bezeichnen ihre Bahn, den sogenannten Lawinenzug, der meistens seinen feststehenden Namen hat, wie z. B. im Grindelwaldthal die Dolbis-, Madersteg-, Brunnenhornlaue. Der vorsichtige Mensch baut seine Wohnung nicht in die Nähe solcher Lawinenzüge, und darum stehen die Alpendörfer meistens auf den Vorsprüngen der Bergabhänge. — Im Wallis hat einmal ein übermüthiger Müller im Anivierthal oberhalb Bessons seine neue Mühle in der Nähe eines Lawinenzuges hingebaut, der ehemals sehr verrufen, durch den aber die Lawine mehrere Jahre nicht

mehr gekommen war. Im dritten Jahre ist er richtig mit Haus und Hof unter der Lawine begraben worden.

So groß auch in einzelnen Fällen die Verheerungen sind, welche die Lawinen anrichten, so müssen sie doch im Allgemeinen als vorwiegend wohlthätige Naturerscheinungen betrachtet werden. Von ihnen hängt nämlich in weiten Gebirgsteilen unserer Alpenwelt die Möglichkeit der Vegetation ab. Zudem sind gerade die kleineren Lawinen die zahlreichsten, und diese sind meistens unschädlich. Die größeren Lawinen werden vorzüglich dann zerstörend, wenn sie ihre gewöhnlichen Züge verlassen und neue ungewohnte Bahnen einschlagen. Unsere Alpenbewohner suchten sich ehemals gegen die Lawinen durch Erhaltung der Bauwälder zu schützen, in welche keine Art getragen werden durfte. Diese stehen aber fast überall seitwärts entfernt von den neuen Bahnen, und sind überhaupt in Abgang gekommen, weil man sie nicht forstwirtschaftlich behandelt hat. Im Wallis werden in einigen höhern Alpengegenden die Lawinen festgenagelt. Es werden nämlich im Vorfrühling an gewohnten Lawinenbruchstellen an den steilen Hängen eine Menge Pflöde in die Erde getrieben, und dadurch wird verhindert, daß bei eintretender Schneeschmelze das ganze Schneelager sich in rutschende Bewegung setzt. In den Kantonen Uri und Graubünden schützen die Bewohner ihre Häuser und Ställe durch zwei giebelhohe Erd- und Steinwälle, die in einem spitzen Winkel gegen die Lawinenseite zusammentreffen und Spaltedden genannt werden. Vermöge ihrer scharfen Kante zertheilen dieselben die Lawine mitten in ihrem Laufe, und weisen ihre Massen unschädlich zu beiden Seiten der Wohnung ab. Auf solche Weise ist die Liebfrauentirche im Davoserthale in Graubünden geschützt, und eine Menge Häuser im Maien-, Bebretto- und St. Antönierthale. Oft freilich hüpfen die Staublawinen über Damm, Haus und Stall brausend hinaus. Die für die Menschen und ihre Wohnungen gefährlichen Lawinen kommen nur selten später als im März und April vor. An unseren neuen Alpenpässen sind an allen lawinengefährlichen Stellen sogenannte Gallerieen angebracht, die in gleicher Flucht mit der Gangbettsohle der Lawine liegen.

Solche findet man an der Gotthardstraße in der verrufenen Schöllinen, ebenso im Tremolathal, in der Züga bei Davos und am plattiser Paß. Die Lawinen zeichnen mitunter die wunderbarsten Ereignisse in das stille und einsörmige Leben unserer Alpenbewohner, und die Chronik jeder einzelnen Thalschaft weiß von merkwürdigen Schicksalen einzelner Menschen, Haushaltungen und ganzer Ortschaften zu erzählen, welche in verschiedenen Zeiten unter Lawinen gekommen sind. Hier hat der Lawine Wucht ein ganzes Dorf plötzlich in dunkle Nacht gehüllt und unter haushoher Last begraben. Dort hat das gleiche Schicksal eine einzelne Haushaltung, oder eine vorüberziehende Reisegesellschaft, oder auch einen einzelnen Menschen getroffen. Die lebendig Begrabenen sind alsbald erstickt, weit öfter aber nach langen bangen Stunden auf oft wunderbare Weise gerettet worden. Während dieser schweren Prüfungszeit haben sie jedes Wort verstanden, was von ihren Rettern über ihnen auf der Lawinenmasse gesprochen worden, während sie sich, auch in Fällen, wo sie bedeutend freien Raum um sich hatten, trotz aller Anstrengung durch ihren Hilferuf den Suchenden nicht vernehmbar machen konnten. Wir reißen eine kurzgefaßte Geschichte von merkwürdigen Lawinenfürzen aus unsern Schweizeralpen an, wie solche uns durch schriftliche und mündliche Ueberlieferung zugekommen sind.

In dem sogenannten Wellenzerkriege im Jahr 1478 hatte der heldenmuthige Verteidiger von Murten, Adrian v. Bubenberg, 3000 Berner über den Gotthardt geführt. Die Belagerung von Wellenz wurde ohne Erfolg aufgehoben und mitten im Winter der Rückzug angetreten. Der vorsichtige Feldhauptmann machte seine Leute auf die drohende Lawinengefahr aufmerksam und schärfte ihnen die größte Sorgfalt dringend ein. Aber die trotzigen Kriegsgesellen spotteten der Vorsicht ihres sonst sehr beliebten Anführers, und zogen jauch-

zend und singend den steilen Bergpaß hinan. Da plötzlich tracht es über ihren Köpfen. Eine Lawe ist losgegangen, stürzt mit donnerähnlichem Getöse auf die Straße hinab, und reißt sechzig der spottenden Lärmer hinab in den Abgrund. Glücklicher waren im sogenannten Schnabekrieg 400 Oesterreicher im Engadin. Dieselben kamen unter eine Staublawine, konnten aber alle wieder gerettet werden. Dagegen kamen ein Jahr später (1500) beim Uebergang über den großen St. Bernhard hundert Eidgenossen um's Leben. Im Jahre 1595 stürzten bei Martinach im Wallis mehrere Lawinen nach einander in die Rhone, hemmten den Lauf des Wassers und stauten dasselbe auf, so daß sein Strom über die Ufer trat, 100 Häuser fortriß und 60 Menschen und 400 Stück Vieh das Leben raubte. Im Jahre 1602 kamen zu Davos in Graubünden 13 Menschen unter eine Lawine, zwei Jahre später 26 zu St. Theodor, ebenfalls im Bündnerlande. An ersterem Orte wurde nach vollen vier Tagen noch ein Mädchen lebendig herausgegraben.

Auf rührende Weise rettete im Jahre 1628 ein kleiner Hund seinem Herrn auf den unwirthbaren Höhen des Gotthardt aus einer Lawine das Leben. Landammann Kaspar Brandenberg von Zug war mit einem Knechte und seinem treuen Hunde vom Hospiz auf die Höhe des Berges fortgeritten, um nach der Landvogtei von Laus zu gehen. Da kam Herr und Knecht mit den Pferden unter eine Lawine. Einzig der Hund konnte sich retten. Dieser eilte heulend und bellend zum Hospiz zurück und ließ nicht nach mit Krähen an der Thüre, bis endlich die Spitalbewohner, ein Unglück muthmaßend, mit Schaufeln und Hauen eiligt ihm folgten. Nun schnell der Hund webelnd voran bis zum Lawinensturz, wo er seine Schnauze in den lodern Schnee steckt und dann eifrig zu scharren beginnt. Die Hülfsmannschaft versteht diesen Wink und fängt aus Leibeskräften zu graben an. Bald sind Herr und Knecht gerettet. Beide hatten 36 volle Stunden im Lawinengrab gelegen, dabei deutlich das bellende Hülfsgeheul des Hundes vernommen, ohne daß sie sich in irgend einer Weise in ihrem engen Gefängnisse bewegen konnten. Die rettende That des treuen Hundes ist denn auch auf dem Grabsteine des zuger Landammanns verewigt. Zu Füßen seines lebensgroßen, aus Stein gehauenen Bildes liegt nämlich (in der St. Oswaldskirche in Zug) der Hund und eine einfache Inschrift erklärt seine That.

(Schluß folgt.)

Der Küstenvogel.

(Fortsetzung.)

„Paß,“ sagte Brissot, „es betrifft wahrscheinlich eine Adresse an den Minenkommissär, um eine Herabsetzung der Lizenztaxe oder des Getränkepreises zu erwirken.“ — „Neinen Sie? Gehen wir näher; aber halten wir uns rüdenfrei und entfernen Sie sich nicht von mir.“ Sie drückten ihren Hut in's Gesicht und mischten sich in das Gedränge. Bald hatten sie einen Platz erreicht, wo einer der Redner englisch sprach und den beiden Freunden Gelegenheit gab, sich klar über die Ursache dieser Aufregung zu unterrichten. Der Demosthenes des Kreuzwegs perorirte mit ungewöhnlicher Heftigkeit gegen die Kaufleute, „diese Pest der Placers, diese nimmerfatten Bluthunde“. Nachdem er sich mit einer die Geduld der Goldgräber im höchsten Grad übenenden Breite ausgelassen hatte, schloß er mit der Betheuerung, daß Niemand ihnen die Befugniß wehren könne, sich selbst Recht zu schaffen, und je früher dieß geschehe, desto besser sei es. Martigny und Brissot hörten eine Weile stumm dieser wuthathmenden Auslassung zu, als sie auf einmal bemerkten, daß sich die Aufmerksamkeit ihrer Nachbarn ihnen zuwendete. Sie küsterten unter einander, stießen sich mit dem Ellbogen an, und schossen ihnen zuerst erstaunte, bald aber feindliche und drohende Blicke zu,

Man dachte nicht mehr an den Redner, und ein dumpfes Gemurmel lief durch die Reihen, aus denen heraus deutlich eine Stimme klang: „Ja, es ist Brissot von dem großen Store, der härteste und habgierigste von allen Kaufleuten. Er hat mehr als einen Unglücklichen verhungern lassen, ohne ihm für einen Schilling Werths zu geben, obgleich er Millionen von Dollars in der Bant liegen hat.“ — „Es ist wahr,“ rief ein Anderer, „und nie hat ein Volksbedrucker mehr verdient, daß man an ihm die Lynchjustiz in Anwendung bringe. Was will er hier? Spioniren und uns die Polizei auf den Leib hezen?“

„Sind Sie jetzt überzeugt?“ sagte Martigny, seinen Prinzipal am Arm fassend und ihn aus dem Gewühl nach der Straße hinziehend. Hinter ihnen erhob sich nun ein mächtiges Geschrei, und die Wüthenden machten Miene sie zu verfolgen. Zum Glück kam in demselben Augenblick unter Führung eines Konstabels eine Abtheilung von Soldaten und Polizeidienern angezogen, und der Lärm ging in ein ersticktes Geflüster über. Martigny und Brissot beschleunigten ihre Schritte, um aus der Nähe der Volksmenge zu kommen, die trotz der Anwesenheit der Sicherheitsmannschaft noch immer furchtbar war.

Bald hatten sie das Store erreicht. Brissot schloß mit seinem eigenen Schlüssel auf, und beeilte sich von Innen die Thüre zu verbarrikadiren. Bei dem dadurch veranlaßten Geräusch erhob sich der Mulatte, den man als Magazinswächter zurückgelassen, von seiner Matratze und trat, sich die Augen ausreibend, heran. Martigny ertheilte ihm die Weisung, hurtig das Magazinspersonal herbei zu holen. Nachdem sich Pedro entfernt hatte, begann Brissot mit bebender Stimme: „Es ist also wahr, Martigny, daß wir angegriffen werden sollen?“ — „Meiner Treu, ich weiß es nicht,“ versetzte der Vicomte, der keinen Augenblick seine Geistesgegenwart verloren hatte; „aber auf alle Fälle wird es gut sein, wenn wir uns zur Abwehr vorbereiten. Ich habe zwar Pedro nach unseren jungen Leuten fortgeschickt, glaube aber, daß wir mehr auf uns selbst, als auf sie werden bauen müssen.“ — „Die Meisten davon habe ich dem Glend entzogen,“ sagte der Kaufmann, „und es wäre schändlicher Umdant, wenn sie mich in dieser Gefahr verließen. Mit ihrer Beihilfe wird es uns hoffentlich gelingen, diesmal noch die wüthenden Goldgräber zurückzuschlagen.“ — „Ohne Zweifel,“ erwiderte Martigny, indem er seine Büchse mit Zündkapseln versah. „Doch müssen wir uns auch auf Verrath gefaßt halten.“ — „Auf Verrath? Was wollen Sie damit sagen? Haben Sie einen von meinen Untergebenen im Verdacht?“ — „Eine weise Vorsicht kann nicht schaden — ich werde Acht haben.“ — „Sie haben Verdacht auf meine Leute? Sie sind ja immer in dem Magazin und müssen unser Schicksal theilen, wenn wir angegriffen werden; wie sollten sie besser entkommen können als wir?“

Martigny lächelte und führte Brissot an das Ende des Magazins, wo er einige leichte Kisten und Ballen wegräumte, bis er an eine Blendthüre gelangte, die eben groß genug war, um einen erwachsenen Menschen durchzulassen. Die Thüre drehte sich geräuschlos an ledernen Bändern und war so geschickt eingefügt, daß es schwer hielt, sie zu erkennen. Brissot starrte sie betäubt an. — „Haben Sie von diesem Ausgang nichts gewußt?“ fragte Martigny. — „Da steht mir der Verstand still,“ versetzte der Kaufmann. „Die Bude ist doch unter meinen Augen errichtet worden, und ich habe keine geheime Pforte anbringen lassen.“ — „Es kostete ohne Zweifel nicht viel Zeit und Mühe, eine solche Oeffnung in die Wand zu machen; man brauchte nur eine Säge und ein wenig Leder dazu. Man sieht, die Arbeit ist von Innen besorgt worden, ein Beweis, daß wir im Magazin einen Feind haben; auch könnte man sie nicht öffnen, wenn man nicht die Kisten wegräumt, die sie bei Tag verstellen.“ — „Sie haben recht, Martigny. Diese Oeffnung ist wohl angebracht, um mich zu bestehlen?“ — „Möglich; vielleicht aber auch bloß, um Nachts, wenn wir schlafen, einen von Ihren Un-

tergebenen hinaus zu lassen.“ — „Wenn es nur dieß wäre — aber wie haben Sie diese Entdeckung gemacht, mein lieber Vicomte?“ — „In ganz einfacher Weise. Mein Nachtlager befindet sich in der Nähe. Nun hörte ich vor etwa acht Tagen gegen Mitternacht ein Räden an den Kisten und Ballen, und bald darauf fühlte ich einen Luftzug im Gesicht, während zu gleicher Zeit in der Wand sich eine hellere Stelle bemerklich machte. Durch die Oeffnung schlüpfte eine menschliche Gestalt hinaus, und unmittelbar darauf ging die Thüre leise wieder zu. Da ich von diesem Ausgang nie etwas gewußt hatte, so näherte ich mich halb angekleidet demselben, öffnete leise und sah trotz der Nacht, daß ich mich auf dem freien Platz hinter dem Store befand und in einiger Entfernung sich eine dunkle Gestalt an den Wohnungen hin bewegte. Obgleich ich ihre Umrisse nicht unterscheiden konnte, zweifelte ich doch nicht daran, daß es die Person war, welche eben das Magazin verlassen hatte, und folgte ihr daher so geräuschlos, als dieß mit nackten Füßen nur geschehen konnte. Der Mensch war so gefällig, sich nicht allzuweit zu entfernen, sondern machte bei den an London-Street grenzenden gemeinen Schenken Halt, welche trotz des polizeilichen Verbots die ganze Nacht offen stehen. Hier piffte er ein paar Mal, und es kam ein Mensch heraus, mit dem er sich in leiser Stimme besprach. Ich hätte sie gerne in ihrer Unterhaltung belauscht, aber das Kreuzen des mondhellen freien Platzes würde mich unvermeidlich verrathen haben. Während ich noch bei mir erwog, wie ich, ohne Argwohn zu erregen, dem Paare beikommen könnte, nahm der aus der Schenke den Commis beim Arm und zog ihn, wie es schien, fast gewaltsam in das Haus hinein. Ich wartete eine Zeit lang; da sie jedoch nicht wieder herauskamen, so begriff ich wohl, daß sich für diesmal nichts weiter ermitteln ließ und beschloß durch die geheime Pforte in das Store zurückzukehren.“ — „Sie haben von den Beiden keinen erkannt?“ fragte Brissot hastig. — „Der aus der Schenke war, wie ich aus dem Zerge und dem blanken Nachete im Gürtel entnehmen konnte, einer von jenen verwünschten Mexikanern, ohne Zweifel ein Angehöriger von Guzman's Bande, wo nicht Guzman selbst, um den seit der Pulverfaßgeschichte die Polizei sich so viele vergebliche Mühe gegeben hat. Den Anderen erkannte ich erst, als er etwas vor Tag in's Magazin zurückkehrte; es war Don Fernandez, den ich in der größten Stille die Kisten vor dem Pfortchen ordnen sah.“ — „Und Sie haben ihn nicht angerufen?“ — „Nein, denn ich wollte ihm noch weiter abpassen, und diesen geheimnißvollen Nachtausflügen auf den Sprung kommen; sie haben sich indeß, sei es, daß er Verdacht schöpfte oder aus anderen Gründen, seitdem nicht wiederholt, und die ganze Geschichte ist mir noch immer ein Räthsel.“ — Brissot blieb eine Weile in Nachdenken versunken. „Sie halten also Fernandez für einen Verräther?“ fragte er plötzlich. — „Es ist wenigstens Grund für diese Vermuthung vorhanden. Ich mußte mich sehr täuschen, wenn nicht dieser Mensch trotz seiner honigsüßen Worte Sie aus dem Innersten seines Herzens haßt und es Ihnen nicht verzeihen kann, daß Sie über ihn gebieten. Auch ich bin ihm ein Dorn im Auge, wie ich seinen tückischen, eifersüchtigen Blicken anmerkte.“ — „Sie vermutheten wohl, daß er schon bei dem ersten Anschlag die Hand im Spiel hatte.“ — „Ja, aber ich muß mich hierin getäuscht haben. Fernandez ist eine Memme und wäre nicht um die Welt im Magazin geblieben, wenn er gewußt hätte, von welcher Gefahr es bedroht war. Gleichwohl möchte ich glauben, daß er schon damals eine geheime Verbindung mit unseren Feinden unterhielt, und seitdem mag ihn sein Haß gegen uns und die Hoffnung, bei Plünderung des Store etwas davon zu tragen, vielleicht auch der Gedanke, meinen Diamanten an sich zu bringen, bewogen haben, den Vorschlägen der gegen Sie erbosten Schurken williges Gehör zu schenken. Glauben Sie mir, daß ich mich in diesem nichtswürdigen Spanier nicht täusche.“

Nach einer abermaligen nachdenklichen Pause fuhr der Kaufmann in großer Aufregung wieder fort: „Wenn die

Sachen so stehen, Martigny, so thun wir wohl am Besten, ihn bei seiner Rückkehr sogleich festzunehmen, damit er uns nicht weiter schade.“ — „Warum dieß, Herr Brissot? Unser einfacher Verdacht rechtfertigt eine solche Gewaltmaßregel noch nicht. Auch brauchen wir ihn noch nicht so sehr zu fürchten, wenn wir auf der Hut sind. Ich werde ihn nicht aus den Augen lassen und ihn zwingen, bei unserer Verteidigung mitzuwirken. Bei der ersten zweideutigen Bewegung jage ich ihm eine Kugel durch den Kopf.“ — „Blut und immer Blut!“ seufzte Brissot geistesabwesend. — „Es bleibt uns keine andere Wahl,“ entgegnete Martigny, „als zu tödten oder uns tödten zu lassen.“ — „Wenigstens sollten wir zuerst diese geheime Pforte zunageln.“ — „Warum nicht gar! Ein paar schwere Nägel hindern, daß Niemand

hinaus kann ohne unsere Erlaubniß; und wer weiß, ob wir dieses Thürrchen nicht selbst brauchen können?“ — „Ach, Sie haben immer recht, Martigny. Rathen Sie mir, denken Sie für mich, denn ich weiß nicht mehr, wo mein Kopf steht. Meinen Sie nicht, daß wir uns von dem Minentommisär Schutzmannschaft erbitten sollten?“ — „Wir werden keine erhalten, denn voraussichtlich sind an ihn schon viele ähnliche Gesuche ergangen, da die Bedrohung nicht Ihnen allein gilt. Der Kommissär wird sich wohl hüten, bei der bevorstehenden Krise seine geringen Streitkräfte zu zerplittern. Auch ist es sicherlich besser, wenn er sie zum Schutz der Bank, von der die Wohlfahrt der ganzen Kolonie abhängt, beisammen behält, bis die von Melbourne erwartete Verstärkung anlangt.“ — „Die Verstärkung wird zu spät kommen. Das ganze



Der Ueberfall.

Goldgräberlager träumt von nichts als von Raub und Mord.“ — „Je nun, wir müssen uns eben wehren. Muth, Monsieur Brissot! Wir haben Waffen, haben Munition und sind unserer sieben, um einen Angriff zurück zu schlagen. Ich will unseren Hosenfüßen schon Courage einflößen und es den Verräthern unmöglich machen uns zu schaden. Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen!“ Mit diesen Worten schickte er sich an, aus den ansehnlichen Waffenvorräthen den Bedarf für die Commis auszuwählen, Patronen herzurichten und einige große Tonnen vor die geheime Pforte zu wälzen. Der Kaufmann ging ihm schweigend dabei an die Hand. Als sie fertig waren, setzten sie sich nebeneinander auf eine Bank, und Brissot begann in wehmüthigem Tone: „Wenn ich an die wahrscheinlichen Folgen der bevorstehenden Katastrophe denke, so verläßt mich mein Muth und meine

Thatkraft nicht so fast, weil ich den Tod, sondern weil ich die traurigen Resultate für mir theure Personen fürchte. Sie halten mich für reich, mein Freund; das bin ich nicht, oder vielmehr bin es noch nicht. Der Untergang dieses Magazins richtet auch mich zu Grunde. Hören Sie mich an. Als ich mit bescheidenem Kapital nach Australien kam, kannte ich den Handelsbetrieb dieses Landes noch nicht, und mußte mir erst mit schweren Verlusten Erfahrung sammeln. Das Store in Dorling war eine ganz verfehlte Spekulation, und mein Geschäft gewann erst einen Aufschwung, als hier herum die Goldlager entdeckt wurden. Ich bot meinen ganzen Kredit, alle meine Hilfsquellen auf, um das hiesige Etablissement zu gründen, für welches das in Dorling nur ein Zwischen-depot bildet, und schulde noch einen großen Theil der hiesigen Waaren an melbournier Kaufleute. Gehen sie nun durch

Brand oder Plünderung verloren, so reichen die in der Bank niedergelegten Summen kaum aus, meine Gläubiger zu befriedigen." Bei dieser Mittheilung konnte sich Martigny eines Ausrufs der getäuschten Erwartung und des Staunens nicht enthalten. Brissot fuhr in steigender Aufregung fort: „Wahrscheinlich haben Sie mich, gleich den Andern, für habgierig, hart und unerbittlich gehalten; aber Sie thun mir damit unrecht, denn das Herz blutet mir oft, wenn ich mich so hart an die Regel halten muß, die ich mir vorgezeichnet habe. Der Beweggrund meines Handelns ist einzig meine innige Liebe zu meiner Frau und meiner Tochter." — „Wer könnte ein so natürliches und gerechtfertigtes Gefühl tadeln?" bemerkte der Vicomte. — „Ich mag nicht an eine traurige und schmerzliche Vergangenheit zurückdenken. Genug, wenn ich Ihnen sage, daß ich an diesen theuren Wesen ein großes Unrecht gut zu machen habe und daß es mein glühendster Wunsch ist, sie glücklich zu sehen. Um ihnen eine ihrer würdige Stellung zu verschaffen, mußte ich mich um jeden Preis zu bereichern suchen, und nur deshalb habe ich mich den Kämpfen und Entbehrungen dieser Placers, wo mir der Haß der Goldgräber auf allen Schritten und Tritten folgt, unterzogen. Sollte nun mit einem Schlag die Frucht so vieler Mühen, Gefahren und schmerzlichen Opfer verloren sein?" — Der Vicomte hatte diesen Eröffnungen mit wachsamem Interesse zugehört und erwiderte in freundschaftlichem Tone: „Es ist mir in der That vorgekommen, mein lieber Brissot, als unterhalte sich Ihre schätzbare Frau nicht sonderlich in dem armseligen Flecken, den sie bewohnt, und ich begreife recht wohl, warum Sie so gerne von dort fortmochten. Aber habe ich nicht gehört, daß Fräulein Klara mit dem Richter von Dorling versprochen ist? Werden Sie sich von Ihrer Tochter trennen können?" — „Wir hatten uns einmal der Aussicht auf eine solche Verbindung erfreut, aber bei Klara scheint in letzter Zeit eine auffallende Sinnesänderung Platz gegriffen zu haben. Sie braucht Ausflüchte, spricht von Fristverlängerung, und ich fürchte, wenn es drauf und dran kommt, wird sie seinen Antrag gar ablehnen." — „Und seit wann," fragte Martigny mit unwillkürlich bebender Stimme, „seit wann bemerkt man diese Sinnesumwandlung?" — „Ich weiß nicht genau," entgegnete Brissot zerstreut; „doch glaube ich, ungefähr seit der Zeit Ihrer Anwesenheit in Dorling." — „Und glauben Sie vielleicht, Monsieur," stotterte der Vicomte in zunehmender Erregung, „daß ich Veranlassung gegeben haben könnte..." Er hielt inne, eingeschüchtert von dem Blick, den der Kaufmann auf ihn heftete. — „Eine sonderbare Vermuthung," nahm Brissot das Wort. „Wie Sie mir sagten, haben Sie sich nur einige Stunden in Dorling aufgehalten." — „Wenn nun diese wenigen Stunden ausgereicht hätten, mir eine leidenschaftliche Bewunderung für Klara einzusößen?" fuhr Martigny sich ermunternd fort. „Wenn es mir schon in dieser kurzen Frist gelungen wäre, durch den Ausdruck meines Gesichts, meine Blicke, meine Reden vielleicht ihr das tiefe und ernste Gefühl, das mein Inneres bewegt, zu offenbaren? Herr Brissot, ich kann nicht mehr an mich halten; ich liebe Ihre Tochter, und in dieser Liebe liegt das Geheimniß meiner rücksichtslosen Aufopferung für Sie."

Der Kaufmann erhob sich hastig. „Ich hätte nicht erwartet, hören zu müssen," begann er in stolzem Ton, brach aber sogleich wieder ab und fuhr milder fort: „Wohlan, ich will offen gegen Sie sein, Martigny. Ihr Geständniß überrascht mich nicht und erklärt vollkommen Ihren Eifer für mich, der unter andern Umständen mir durch sein Uebermaß hätte verdächtig erscheinen müssen. Sie haben so viel für mich gethan," und er reichte dem Vicomte die Hand, „daß ich schon aus Rücksichten der Dankbarkeit Niemand lieber als Ihnen, dem thatkräftigen, besonnenen Ehrenmann, das Glück meiner Tochter vertrauen möchte." — „Dank für dieses Wort," versetzte der Vicomte entzückt. „Ich darf also hoffen?" — „So weit sind wir noch nicht, mein lieber Vicomte; ich will der Zukunft nicht vorgreifen. Wie Vieles kann sich nicht

ereignen und der Verwirklichung Ihrer Wünsche in den Weg treten; ich wage es daher nicht, Sie jetzt schon zu ermuntern. Warten wir den Ausgang dieser Krisis ab und fahren Sie fort, mich mit dem bisherigen Eifer, mit der bisherigen Klugheit zu unterstützen; in ruhigeren Zeiten können wir dann auf diesen Gegenstand zurückkommen."

In diesem Augenblick wurde an die Magazinsthüre geklopft. Die beiden Freunde fuhren nach den Waffen; aber Martigny überzeugte sich schnell durch ein Schießfenster, daß Pedro mit den vier Commis zurückgekehrt war. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie allein waren, ließ er sie ein und legte hastig den Querbalken wieder vor die Thüre.

Das Magazinpersonal zeigte im Allgemeinen eine sehr kleinmüthige Stimmung; es war eingeschüchtert von den furchtbaren Drohungen, die man aller Orten gegen die Kaufleute und namentlich gegen Monsieur Brissot ausstieß. Die Commis zweifelten nicht, daß ein Sturm gegen alle Magazine der Stadt im Anzug war und daß man von den wüthenden und brantweinberauschten Goldgräbern Mord und Brand zu gewärtigen hatte. Nur Don Fernandez, dieser sonst so furchtsame Mensch, schien die Niedergeschlagenheit seiner Kollegen nicht zu theilen. „Wir müssen uns vertheidigen," sagte er, eines der von Martigny bereit gelegten Gewehre aufgreifend. „Ich habe zwar überall sagen hören, daß die Goldgräber von uns einfachen Ladengehülfsen nichts wollen; aber wenn man unserem Herrn zu Leibe geht, so ist dieß ebenso gut, als ob man es auch auf uns abgesehen hätte. Er ist so gütig, so edelmüthig. Hat er uns nicht stets wie seine Kinder behandelt?"

Diese Ermunterung machte jedoch nur schlimmen Eindruck auf seine Kameraden. „Wenn wir Widerstand versuchen," sagte einer davon, „so werden wir Alle niedergemetzelt." — „Was können wir machen gegen Tausende?" meinte der Andere. — „Ihr seid Memmen," nahm Fernandez mit kriegsrischem Feuer wieder auf. „Es wäre schändlicher Undank, wenn wir nicht unser Leben einsetzen wollten für den wackeren Dienstherrn, dessen Brod wir gegessen haben. Und wenn ihr Alle abfällt, so werde ich allein an der Seite des Herrn Brissot und des Herrn Martigny kämpfen." Er schickte sich an, sein Gewehr zu laden. Brissot warf dem Vicomte einen Blick zu. „Was halten Sie davon?" fragte er leise. — „Hum, zu viel Eifer. Ich werde ein Auge auf ihn haben."

Zwölftes Kapitel.

Die Katastrophe.

Der Vicomte theilte die Waffen aus, verfaß jeden der Magazinwächter mit Munition für einen langen Widerstand und wies für den Fall eines Angriffs den Einzelnen ihre Posten an. Die so in den Dienst gepreßten Vertheidiger zeigten allerdings keine sehr kriegsrische Haltung, und trugen kein Bedenken, trotzig zu erklären, durch den Versuch einer Abwehr erziele man nichts, als daß sie Alle ermordet würden. „Was liegt daran?" entgegnete ihnen Fernandez mit Begeisterung. „Dürfen wir unsern Herrn feig im Stich lassen? Die Gefahr ist freilich groß, und wir werden wahrscheinlich unterliegen; aber wir sterben dann als mutige Männer und beweisen unserem wackeren Patron unsere Dankbarkeit. Es lebe Monsieur Brissot!"

Man kann sich denken, daß dieser Hochruf bei den verzagten Magazingehülfsen nur einen schwachen Wiederhall fand. Das Mittel, zu dem Martigny seine Zuflucht nahm, that bessere Wirkung; er sorgte nämlich für ein gutes Mahl und ließ es nicht an Brantwein fehlen, dessen Feuer von dem Magen aus sich bald auch dem Gehirn seiner Kampfgenossen mittheilte.

Die Nacht brach an, ohne daß in ihrer Lage eine Veränderung eingetreten wäre. Draußen zogen wohl von Zeit zu Zeit lärmende Gruppen hin und her, aber im Innern des Magazins herrschte tiefe Stille, und es war so dunkel, daß die bewaffneten Wächter sich nur am Klang ihrer Stimme

unterscheiden konnten. Es ging auf Jehn, und man glaubte bereits, daß die Besorgniß eine eitle gewesen sei, als der Lärm draußen sich verstärkte und in der Ferne Schüsse fielen. — „Jetzt wird's bald losgehen,“ sagte Martigny. — „Aber wenn dieß ein Krawall ist,“ versetzte Brissot, „so scheint er in einem ganz andern Stadttheil zu spielen. Die Minenarbeiter werden es kaum wagen, hier in der Nähe des Camp, wo sie die Behörden und die Soldaten auf dem Hals haben, einen Handstreich zu versuchen.“

Das Getöse und die Schüsse schienen sich auch nach einer andern Richtung auszudehnen. „Sie greifen an verschiedenen Stellen an,“ sagte Martigny. „Wenn wir nur wüßten, was jetzt draußen vorgeht.“ — Einer von den Commis machte den Vorschlag, die Thüre zu öffnen, daß man relogosiren könne, und sogleich waren die Anderen bereit, denselben Kraft zu geben. Brissot aber, der sich wohl denken konnte, daß es ihnen nur um das Hinauskommen, nicht aber um das Wiederkehren zu thun war, wies sie mit Festigkeit zurück, während Martigny auf ein anderes Mittel, sich über die Vorgänge draußen zu unterrichten, hindeutete. Ueber dem Dach des Store erhob sich nämlich eine Art Laternenraum, welcher die Bestimmung hatte, dem Innern Licht und Luft zuzuführen. Von hier aus konnte man nicht nur das ganze Magazin, sondern auch seine Umgebung übersehen. Der Vicomte stieg mittelst der größten Leiter nach diesem Raum hinauf und hielt von seinem hohen Posten aus Umschau. Die höheren Gebäude hoben sich nur wie wirre schwarze Massen gegen den tiefblauen, mit Sternen besäeten Himmel ab. Die großen Laternen, welche gewisse Kaufleute in den Hauptstraßen unterhalten mußten, waren nicht angezündet worden, und außer einzelnen Lichtern, die da und dort durch ein Fenster flimmerten, lag um das Magazin her Alles in Nacht gehüllt. Dagegen stieg an zwei verschiedenen Enden der Stadt eine rothe Flamme auf, die sich weiter und weiter ausdehnte und bald den ganzen Horizont erhellte. Augenscheinlich handelte sich's um einen von den Minenarbeitern angelegten Doppelbrand, und der Tumult, der sich aus denselben Richtungen vernehmen ließ, verkündigte, daß dort Menschen in heißem, blutigerem Kampf begriffen waren. Martigny bemerkte diese beunruhigenden Einzelheiten von seiner Warte aus, antwortete aber auf die ungeduldige Frage seines Prinzipals nur damit, daß er wieder herunter kam und Herrn Brissot hinaufsteigen hieß. — „Das Feuer ist in dem Quartier der Deutschen und in der melbournier Straße,“ murmelte der Kaufmann, als er sich denen im Magazin wieder angeschlossen hatte. „Die Gefahr liegt noch weit ab.“ — „Kann uns aber schnell genug nahe rücken,“ versetzte Martigny. „Haben Sie nicht um das Magazin her ein Geräusch gehört?“ — „Nein; in unserem Stadttheil herrscht vollkommene Ruhe.“ — „Um so schlimmer; in dieser Ruhe liegt etwas Unnatürliches. Ich hätte lieber Leben und Bewegung in unserer Nachbarschaft. Was zum Teufel ist dieß?“ fügte er laut bei; denn man hörte auf einmal einen Ton, wie wenn ein Gefäß zerbricht und eine Flüssigkeit über den Boden hinwegströmt. — „Ach, ich fürchte, es ist mir eine Ungeschicklichkeit begegnet,“ sagte Fernandez. „Sie haben verboten, ein Licht anzuzünden, und im Finstern ist mein Gewehrrolben an etwas gestoßen — ich weiß nicht an was.“ — „Das wollen wir bald sehen,“ entgegnete Martigny, eine Kerze anzündend und nach der Stelle gehend, wo der Spanier stand. Dort war eine Reihe von mit Del und Eisen gefüllten großen Krügen aufgestellt, und Fernandez hatte sein Gewehr so linksch gehandhabt, daß zwei derselben in Brüche gingen und mit ihrem Inhalt die Waarenvorräthe weiter unten und den Boden tränkten.

„Donnerwetter, was haben Sie hier zu schaffen gehabt?“ rief Brissot zornig. „Sie werden mir den Schaden vergüten.“ — „Mein Gott, Herr Brissot,“ versetzte der Spanier verwirrt, „wie ich im Finstern umherging, glitt mein Fuß aus, und als ich vorsichtshalber mit dem geladenen Gewehr in die Höhe fuhr, stieß ich mit dem Kolben gegen diese ver-

wünschten Krüge.“ — „Diesen Unfall können wir morgen wieder gut machen, wenn sich noch Gelegenheit dazu gibt,“ ergriff Martigny mit eigenthümlicher Betonung das Wort. „Haben Sie die Güte, Herr Brissot, wieder Umschau zu halten, wie es in der Stadt aussieht.“ — Der Kaufmann stieg abermals die Leiter hinan. — „Also von dieser Seite her,“ fuhr Martigny, nachdem er das Licht wieder gelöscht hatte, gegen Fernandez fort, „erwarten Sie den ersten Angriff der Nordbrenner, amigo? Die Waaren brennen allerdings leicht, wenn sie mit Del und Spiritus getränkt sind.“ — „Ich begreife Sie nicht,“ stotterte der Spanier und suchte seinen Arm, den der Vicomte mit der Gewalt eines Schraubstocks umfaßt hielt, los zu machen. — „So lassen Sie mich doch; Sie zerbrechen mir den Arm.“ — „Ich zerbreche Ihnen auch noch etwas Anderes, wenn ich noch mehr Beweise Ihres Verrathes finde. Nehmen Sie sich in Acht — Sie sind gewarnt.“

Herr Brissot kam hastig die Leiter wieder heruntergeißelt. „Ein neuer Brand lobert auf, und um das Magazin her sehe ich schattenhafte Gestalten schleichen,“ sagte er. — Aber auch von Außen ließ sich jetzt in der Richtung der engen Straße ein Geräusch vernehmen, als ob leichte Stoffe an der Wand aufgehäuft würden. Der Vicomte erkannte darin eine Bestätigung seiner Besorgnisse und wollte sie eben dem Kaufmann mittheilen, als von der Straße her ein Pfiff erschall, auf welchen eine Stille eintrat, wie wenn die Arbeiter draußen auf eine Antwort warteten. Martigny faßte jetzt den Spanier an seinem Wamme, drückte ihm seinen Revolver auf die Brust und sagte ihm in's Ohr: „Wenn Sie sich rühren, so sind Sie des Todes.“ — „Es ... es fällt mir ja gar nicht ein,“ versetzte Fernandez an allen Gliedern zitternd. — Ein zweiter Pfiff, auf welchen wie auf den ersten Stille eintrat.

„Sie müssen sich gerettet haben oder eingeschlafen sein,“ sagte eine Stimme in der Straße draußen in spanischer Sprache. „Machen wir voran.“ — „Noch nicht,“ entgegnete eine andere. „Sie sind drinnen, und Du weißt, daß wir noch ein paar Wörtchen mit ihnen zu reden haben, ehe wir fertig machen. Und muß uns nicht der ‚Andere‘ einlassen?“ — „Demonio!“ rief der erste Sprecher mit Ungeduld; „wir haben keine Zeit zu verlieren. Nicht alle Polizeidiener und Maories sind in den anderen Stadttheilen beschäftigt. Kümmeren wir uns um Niemand; dieß ist das Sicherste.“

Durch die Ritzen der Wand sah man jetzt den Widerschein einer Flamme dringen; dieß bannte jeden weiteren Zweifel. Das Magazin war von zahlreichen Feinden umgeben, die es auf Raub, Mord und Brand abgesehen hatten. Martigny zögerte nicht länger; er stieß Fernandez zurück, legte sein Gewehr an und schoss beide Läufe gegen die Wand ab, hinter der sich die Angreifer befinden mußten. Zum Unglück hatte er nicht dieselbe Vorsicht, wie in dem früheren Falle, beobachten können, und die Spitzkugeln blieben, statt die Bretter zu durchdringen, in einer Zone mit Waaren stecken, so daß der fruchtlose Versuch nur ein höhnisches Gelächter von Außen nach sich zog.

(Fortsetzung folgt)

Der polnische Aufstand.

von

Arthur Wyl.

„Noch ist Polen nicht verloren!“ Dieser Ruf durchhallt auf's Neue die dunkeln Wälder des polnischen Reiches; wieder ertönnen die Schmiedessen, auf denen die Senzen zu Waffen gewandelt werden; wieder hört man das Weinen und Klagen verlassener Mütter, welche ihre Kinder in den Krieg sandten, um dem Vaterlande die politische und religiöse Unabhängigkeit zu ertämpfen. Todesmüthig stürzt sich der

Polen in die Bajonnette der Feinde; Tausende von Lanzen durchblühten die Nacht der Föhren, die zum Himmel emporragen, und die Lager des insurgirten Volkes in ihre Schatten hüllen.

Es war eine finstere Nacht, jene vom 23. auf den 24. Januar, als plötzlich wie auf einen Zauberschlag aus allen Dörfern Männer und Jünglinge bewaffnet ausbrachen, um den Feind aufzufuchen, der ihre besten Kräfte in den Kriegsdienst holte, jenen Kriegsdienst, aus dem kein Heimkehren ist an den häuslichen Herd. Nur der Vorwand freilich war diese Zwangsconscription, sich gegen Rußland zu erheben, denn die Elemente, die die Unterdrückung der Revolution im Jahre 1831 ausgelöscht zu haben schienen, glühten unter der Asche

fort und der leichteste Windhauch konnte sie wieder aufkochen. Der tiefe Haß der Polen gegen Rußland ließ es ermöglichen, einen Revolutionsplan von solcher Tragweite in so tiefer Stille vorzubereiten, daß selbst der gewandten russischen Polizei nicht möglich war, die Fäden aufzudecken und bis zu dem Knoten vorzudringen, in welchem sie alle zusammenliefen. Von Warschau, dem Sitz des Gouvernements, gingen alle Proklamationen aus, und doch wußte Niemand, wo sie berathen, wo sie geschrieben, wo sie gedruckt wurden. In kleinen Häufen standen sie auf in jener Nacht, sie wuchsen und wuchsen und sammelten sich in den Wäldern; aus Preussisch- und Oesterreichisch-Polen kamen Zuzüge, und das russische Gouvernement sah sich plötzlich in einen Guerilla-



Maryan Langiewicz.

krieg verwickelt, der zahllose Menschenleben kostete, ohne daß eine oder die andere Partei einen entscheidenden Sieg davon trüge. Die Regierung verkündigte sogleich das Standrecht. Aber die Insurgenten schreckte das nicht zurück. Zersprengt, sammelten sie sich immer wieder, und wenn auch die Bauern und Städtebewohner noch immer an vielen Orten schwankten, die Geistlichen und die Emisäre des Centralkomitees schürten in solcher Weise, daß an den meisten Orten der Brand der Insurrektion ausbrach. Gleich zu Anfang hatte sich ein junger Mann im Kampfe hervorgethan, Maryan Langiewicz, der, wohl einsehend, daß nur eine einheitliche Leitung des Aufstandes einen Sieg gegen die Russen ermöglichen könne, die Diktatur von Polen für die Zeit der In-

surrektion übernahm, um sie nach dem endlichen Sieg wieder in die Hände des Centralkomitees niederzulegen. Am 9. März erließ er diese Proklamation, und sogleich gewann der Kampf ein anderes Ansehen: aus dem Guerillakampf entstand ein förmlicher Krieg, statt Einzelgefechten wurden Schlachten geliefert, die sich zwar nicht mit den großen Tagen von Magenta und Solferino, noch mit denen am Potomac und Rappannanock messen dürfen, aber doch ein todesmuthiges Volk in seiner Glorie uns zeigten; denn selbst der Russe läugnet des Polen Heroismus nicht.

Maryan Langiewicz wird immer eine bedeutsame Gestalt für diesen Kampf bilden, wir dürfen deshalb wohl einen Augenblick bei ihm verweilen. Er ist am 5. August 1827

in Rowotschnit im Großherzogthum Posen geboren, wo er sich auch zur Universität in sehr tüchtiger Weise vorbereitete. Er bezog die breslauer Hochschule, und widmete sich dort vorzüglich der Mathematik und den Naturwissenschaften. Nachdem er eine Zeitlang Hofmeister in einer polnischen Familie gewesen, ging er nach Preußen, studierte in Berlin nahezu zehn Jahre, und verließ als das „bemooste Haupt“ die Universität, um als Freiwilliger in der Artillerie zu dienen. Als der Krieg in Italien ausbrach, diente er im Insurrektionsheere und focht in Sizilien an den Ufern des Volturno mit heldenmüthiger Tapferkeit. Nach Befiegung des Aufstandes ging Langiewicz nach Frankreich und wurde Professor an der polnischen Militärschule, mit der er später nach Genua zog. Vor zwei Jahren ließ er sich jedoch in Polen nieder,

wo sein Talent, sein Muth und seine militärische Erfahrung ihn an die Spitze der Insurrektion stellten. Aus dem Hauptquartier Gójsza datirt seine Diktatur. Aber während auf der einen Seite erst jetzt die rechte Energie in den Kampf kam, war der russischen Macht auch der Feind konzentriert gegenübergestellt und ihr die Möglichkeit gegeben, entscheidende Siege zu erringen. Das Geschick schien ihm zwar anfangs günstig, aber nachdem er in mehreren Treffen gegen die Russen gesiegt, mußte er in dem Kampfe an dem Ufer der Nida am 19. März fliehen. Er überschritt mit seinem Adjutanten, dem Fräulein Pustowoitow, die ihm bis dahin treulich zur Seite gestanden, die österreichische Grenze, wo er erkannt, festgenommen und zuerst nach Tarnow, später nach Krakau, zuletzt nach Tschernowiz internirt wurde. Einen Augenblick



Eine Episode der polnischen Insurrektion.

schien damit der Insurrektion die Spitze abgebrochen, aber die Polen ließen den Muth nicht sinken und setzten den Kampf unerschrocken weiter. Einundsechzig Schlachten wurden in den ersten drei Monaten geliefert und noch ist nicht das geringste Resultat erzielt. Die Pression der öffentlichen Meinung auf der einen Seite, auf der andern gewiß aber auch jenes echt menschliche Gefühl, das den Bauern des ganzen russischen Staats von dem Sklavenjoch seiner Herren befreite, bewog den Kaiser eine allgemeine Amnestie zu erlassen für Alle, welche bis zum April die Waffen niederlegen würden. Aber dieser kaiserliche Ukas fand kein Echo in den polnischen Wäldern, und der Kampf dauert ununterbrochen fort. Freilich wühlt ein arger Feind in dem Lager der Insurgenten. Es ist die Uneinigkeit. In demselben Augen-

blicke, in welchem ein unerbittlicher Feind die empörten Polen niederzuwerfen mit allen Mitteln bestrebt ist, besitzen sie nicht Gemeingeist genug, thun nicht jenen Drang nach Einigung kund, der doch einzig und allein mögliche Erfolge bewirken könnte. Die Aristokraten drängen sich unter dem apokryphen Schutz des revolutionären Komites zu den hervorragenden Posten, dieses hat nichts Eiligeres zu thun, als die unliebsamen Persönlichkeiten zu perhorresziren, und voll Mißtrauen, daß die Leitung des Aufstandes in aristokratische Hände fallen könnte, die Diktatur zu lähmen und unmöglich zu machen. Die Amnestie goß neues Del in das Feuer und der Aufstand wuchs. Die Diplomatie hat in diesem Augenblicke die Sache der Polen in die Hand genommen: die drei Großmächte Oesterreich, England und Frankreich sind separat zwar, aber doch

auf gemeinschaftliche Grundlege hin, in St. Petersburg mit Noten erschienen, in denen sie die politische Reorganisation und die religiöse Emanzipation von Russisch-Polen verlangten. In Bezug auf die Amnestie hat L. Napoleon das wahre Wort gesprochen: „Zu früh oder zu spät, keinen Falls genug!“ Harren wir des Erfolgs der vereinten Warnung der drei Großmächte.

Der Wüstenvogel.

(Fortsetzung.)

„Ich sagte es ja, daß sie im Nest sind,“ rief die schon früher gehörte Stimme. „An's Werk also! Bleibe Jeder auf seinem Posten; diesmal soll uns die Genugthuung nicht entgehen.“ — Man hörte hastige Tritte um das ganze Magazin her; die Helle der Flamme vermehrte sich rasch, und von der Wand her vernahm man ein unheilbedeutendes Knistern. Bald wurden auch mächtige Artzschläge gegen die Thüre geführt, welche diese gebrechliche Schranke in kurzer Zeit zertrümmert haben mußten.

„Hieher, ihr Herren; hieher Alle!“ rief Martigny den Storegehilfen zu. „Ziele jeder auf die Thüre; wir haben dann doch die Befriedigung, einige von diesen Halunken niederzuschmettern.“ Es folgte eine unregelmäßige Salve, die jedoch keine sonderliche Wirkung hervorzubringen schien; denn die Kette arbeiteten ungestört weiter. Auch mußte die Furcht den Leuten im Magazin eine sehr unsichere Hand gemacht haben, denn eine der Kugeln streifte die Wange des Vicomte, der jedoch dieß in der Hitze des Kampfes nicht einmal bemerkte. „Muth!“ rief er. „Hurtig die Gewehre wieder geladen. Wir Beide, Herr Brissot, wollen die Revolver frachen lassen.“ — Sie thaten in dieser Beziehung zwar das Mögliche; aber was ließ sich von ihren kleinen Kugeln erwarten, da das schwerere Kaliber den Büchsen und Musketen dem unsichtbaren Feind gegenüber erfolglos blieb? Die Kette stellten ihre Thätigkeit nicht ein, und als endlich durch die zusammenbrechende Thüre die Umrisse der Angreifer deutlich wurden, waren leider alle Pistolenläufe verbraucht. „Jetzt ist's an euch, ihr jungen Herren,“ rief Martigny. „Ihr könnt nun diese Schurken gut auf's Korn nehmen.“ Aber zu seiner großen Ueberraschung blieb jede Antwort aus. Er wandte sich nun; von den Gehülfen war keiner mehr da. „He, Fernandez, Pedro, Landolf, wo seid ihr?“ — „Sollten uns die Memmen im Stich gelassen haben?“ sagte Brissot. — „Bei allen Teufeln, Sie haben recht. Die geheime Thüre ist mir außer Acht gekommen, und Fernandez wird sie ihnen ohne Zweifel gezeigt haben. Wir müssen sie zurückhalten, Brissot, kommen Sie hieher — sie können noch nicht hinaus sein. Fernandez, verfluchter Hidalgo,“ fügte er bei, „auf einige dunkle Gestalten losstürzen, die sich in der Nähe des Pförtchens bewegten, Ihr sollt mir diesen Verrath theuer bezahlen. Bringt die Gehülfen zurück, oder ich schwöre Euch...“

Der Ruf war erfolglos. Die Gestalten, welche er für die Commis gehalten, stürzten plötzlich auf ihn los und warfen ihn sowohl als den Kaufmann nieder. Dieß war so schnell geschehen, daß sie an keinen Widerstand denken konnten. — „Ist dieß der Diamantenfranzose?“ fragte eine Stimme, auf welche eine andere, dem Ton nach die des Don Fernandez, mit Ja antwortete. — „Und dieß ist wohl der Storeinhaber?“ sagte ein Dritter, „der Blutegel, der sich von unserem Herzblut mästete und erst kürzlich noch den Tod unseres armen Alvarez verschuldete?“ — „Derfelbe, Señor Guzman,“ entgegnete wieder die Fernandezstimme. „Ihr Haß gegen ihn kann nicht stärker sein, als der meinige gegen ihn und gegen den andern Franzosen mit seinem schönen Diamanten.“ — „Wohlan, so verfährt mit ihnen nach der Uebereinkunft,“ sagte der als Guzman Angeredete, welcher der Führer der Bande zu sein schien.

Martigny fühlte, daß man ihn durchsuchte; im Nu war

er seiner Waffen, seiner Papiere und seines Geldes beraubt. Er bemühte sich, unter der Hand hervor, die ihm den Mund schloß, Brissot um Beistand anzurufen; aber dieser war in nicht minder großer Gefahr, und ächzte, so bald er Luft bekam, gleichfalls: „Zu Hülfe! Zu Hülfe!“ — Der Vicomte konnte, selbst von kräftigen Fäusten gehalten, nicht sehen, was vorging, wohl aber aus der erstickten Stimme des Kaufmanns entnehmen, daß man ihm gewaltsam die Kehle zusammenpreßte. Inzwischen griff die Flamme, die sich der eingestülten Waaren bemächtigt hatte, mit Wuth um sich, und der Rauch wurde so dicht, daß man kaum athmen konnte und die Minenarbeiter, welche jetzt die Hauptthüre eingeschlagen hatten, sich nicht mehr in's Innere wagten. „Macht schnell!“ rief eine Stimme. „Das Feuer gewinnt die Oberhand, und das Pulverfaß, welches das letzte Mal nicht fangen wollte, ist noch da.“ — „So, mit dem Patron sind wir im Reinen,“ sagte ein Anderer. „Wir haben an ihm Synchjustiz geübt, und er mag nun mit seinen geliebten Waaren im Rauch aufgehen. Caramba! seid ihr noch nicht zu Ende da drunten?“ — „Wir finden nichts,“ entgegnete einer von den Männern, welche den Vicomte festhielten. „Wir sind betrogen.“ — „Unmöglich,“ versetzte Fernandez; „er muß den Zwölftausendbollar-diamanten bei sich haben.“ — Die Hand vor Martigny's Mund wurde jetzt weggenommen; dann sah er ein langes Messer über sich blinken, und einer der Mordbrenner fragte ihn in schlechtem Englisch: „Wo hast Du Deine Diamanten?“ — „Meinen Diamanten?“ versetzte der Vicomte, sobald er einigermaßen wieder zu Athem gekommen war. — „Ja, wo ist er? Muß ich Dir den Bauch aufschlitzen, um zu sehen, ob Du ihn nicht verschluckt hast?“ — „Ich bin kein Freund von so schwer verdaulichen Speisen,“ erwiderte der Franzose in einem Ton, in welchem selbst die Größe der Gefahr den Humor nicht zu ersticken vermochte. — „Wo ist er?“ — „In der Hölle, wo ihr ihn früher oder später finden werdet.“ — Der Mexikaner stieß einen Fluch aus, welchem alsbald von Außen der ängstliche Ruf erfolgte: „Macht ein Ende; die schwarze Garde, die Polizei und die Maories rücken uns auf den Leib.“ — Die Maories waren die Neuseeländer, welche bei jener Gelegenheit vielleicht aus dem Grunde, daß sie mit den Kaufleuten weniger in Verkehr kamen, Partei für diese ergriffen hatten. Sie und die schwarze Garde, welche aus den der Regierung treuen australischen Eingeborenen bestand, wurden wegen ihrer Wildheit besonders gefürchtet.

„Zummet euch, Señores,“ rief Fernandez, die Warnung unterstützend. „Das Feuer nähert sich dem Pulverfaß — wir haben die höchste Zeit, uns davon zu machen.“ Die Gefahr war in der That dringlich geworden, denn das Feuer schlug in allen Richtungen an den brennbaren Waarenvorräthen in die Höhe, und nur unerfättliche Nachsucht oder Habgier konnte noch Menschen in dieser Hölle zurückhalten, die jeden Augenblick in die Luft zu fliegen drohte. Auch hatten sich die meisten der Banditen schon durch die geheime Pforte hinausgeflüchtet, und nur ihr Anführer zögerte noch mit Don Fernandez bei Martigny. „Willst Du sagen, was Du mit Deinem Diamanten angefangen hast?“ rief Guzman, mit seinem Messer ausholend. — „Habt Ihr ihn nicht in meiner Tasche gefunden? Laßt mich selbst nachsehen.“ — In ihrer Eile ließen sie ihm die Hände frei, und der Vicomte stellte sich an, als suche er den ersuchten Gegenstand, obgleich er dabei nur die Absicht hatte, Gelegenheit zu gewinnen, beim Licht der Flamme die Gesichter seiner Feinde zu erkennen. — „Beile Dich!“ rief der Mexikaner wild. — „Hurtig, oder wir fliegen auf!“ pflichtete Fernandez bei. Martigny aber stürzte jetzt plötzlich auf sie los, faßte die mit dem Messer bewehrte Hand und rief aus Leibeskräften: „Polizei, hieher! Man ermordet mich!“ Er rang einige Augenblicke mit dem Mexikaner und hatte durch seine körperliche Kraft fast die Oberhand über ihn gewonnen, als Guzman sich plötzlich losriß und ihm sein Messer in den Hals stieß. Zum Glück glitt in Folge einer raschen Bewegung des Vicomte die Waffe gegen die Schulter ab und zerbrach;

aber die Gewalt des Stoßes streckte gleichwohl den Betroffenen in seinem Blute zu Boden. Jetzt eilte auch der Mexikaner seinem bereits geflüchteten Freunde nach, fest überzeugt, daß dem Vicomte, wenn es nicht schon die Wunde gethan hatte, die Explosion den Garaus machen mußte.

Martigny hatte indeß, trotz der schweren Verletzung, sein Bewußtsein nicht verloren; er richtete sich alsbald wieder auf Händen und Knien auf und suchte sich über seine Lage klar zu werden. Da bemerkte er in einer Lichtung zwischen den Rauchwolken eine krampfhaft sich abzapfelnde menschliche Gestalt, welche zugleich ein dumpfes Gestoß ausstieß. Nicht ohne Mühe schleppte er sich zu derselben hin und erkannte mit Schrecken die entsetzliche Wahrheit. Die Minenarbeiter hatten den armen Kaufmann an einem Pfeiler aufgehängt, der dem Dach des Store zur Stütze diente. Glücklicherweise war Brissot noch am Leben, denn die Uebelthäter hatten in der Eile ihr Werk so schlecht gemacht, daß ihr Opfer mit den Zähnen einen vorspringenden Sims erreichen konnte, obgleich seine Lage schrecklich genug blieb und einige Augenblicke mehr ihn aus dem Bereich aller Hülfe gebracht haben würde. Ohne an seinen eigenen Zustand zu denken und nur von dem Eifer beseelt, Alara's Vater zu retten, versuchte Martigny dem Kloben beizukommen, an dem der Strick befestigt war; aber vergeblich. Der Schmerz seiner Wunde, die unerträgliche Hitze und der erstickende Rauch verursachten ihm einen solchen Schwindel, daß er sich nicht aufrichten konnte. Er wollte rufen, aber die Stimme versagte ihm. Wer hätte auch in's Innere dringen mögen, da draußen Jeder den Andern durch den Auf abschredete: „Das Pulver — das Pulver — das Magazin springt in die Luft!“

Der Vicomte blieb einige Augenblicke erschöpft liegen; dann aber raffte er sich auf, riß aus der nahe gelegenen Abtheilung für die Ackergeräthschaften eine Sense heraus und begann den Strick zu durchsägen. Die Arbeit gelang, und Brissot stürzte schwerfällig nieder, riß jedoch in seinem Sturz auch seinen Retter mit zu Boden. Nachdem sich Martigny von dieser neuen Erschütterung erholt hatte, löste er von dem Hals des Kaufmanns den Strick ab und fand zu seiner Freude, daß er noch athmete. Freilich war Brissot ohne Bewußtsein und angesichts des bedrohten Pulverfasses die Rettung sehr zweifelhaft; der Vicomte machte daher noch eine letzte Anstrengung, und als er bemerkte, daß ihm seine Wunde nicht gestattete, den leblosen Körper auf den Armen hinauszutragen, überhaupt er selbst vor Schwäche sich nicht aufrecht zu halten vermochte, so ließ er sich auf Hände und Kniee nieder und begann seinen Freund nachzuziehen. Man kann sich denken, daß dies eine schwere Arbeit war für einen gefährlich verwundeten und vom Rauch fast erstickten Menschen, der jeden Ruck seiner kriechenden Bahn mit einem Blutstrom bezeichnet; doch gelang es ihm endlich, mit seiner Bürde das Pfortchen zu erreichen und sie nach dem Gäßchen hinauszuschleppen, das öd und verlassen war, weil auch die Kühnsten vor der drohenden Zerstörung die Flucht ergriffen hatten.

Das Gäßchen hinter dem Magazin war früher von den Minenarbeitern auf Gold untersucht worden, und es befanden sich daselbst einige alte Gruben, von denen die Eine eine gewölbte Bedachung zeigte, weil ihr Eigenthümer trügerischer Weise einen Eingriff in das Gebiet seines Nachbarn versucht hatte. Dahin richtete nun Martigny, der sich in der frischen Luft belebt fühlte, seine Bewegung, und da auch Brissot sich jetzt wieder einige Hülfe geben konnte, so erreichten sie endlich diesen Bergewinkel, der kaum Raum genug bot, um sie Beide zu schützen.

Es war die höchste Zeit gewesen. Kaum hatten sie die schirmende Decke über sich, als unter furchtbarem Krachen das Magazin auseinander borst und einem Vulkan gleich eine ungeheure Feuergarbe mit brennenden Tonnen, Kisten und Waarenballen in die Luft schleuderte. Der Himmel war eine einzige Blutmasse, und die Erde schütterte, als wolle sie die ganze Stadt verschlingen. Auf die Explosion folgte die dichteste Finsterniß, und an der Stelle des Magazins sah

man nur noch einen schwarzen Graben mit glostendem und qualmendem Balkenwerk. Jetzt begann übrigens der Nothstand für die Bewohner der Holzhütten und Zelte, die, von den hinausgeschleuderten brennenden Trümmern getroffen, rasch in hellen Flammen ausloderten. Wohin man blickte, Glend, Jammer und Verwirrung, während Martigny und Brissot in ihrem Asyl unter den glimmenden Balken, Brettern und Tonnen begraben lagen, welche der explodirende Krater auf sie hatte niederregnen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilderräthsel.

1.



Der liebe Lohn.

(Fortsetzung.)

7.

Jonas war in den Eschalon, wo sich Herr Meer mit seinem künftigen Schwiegersohne, dem Arzte, befand, wie ein Rasender gestürzt, und kaum vermochten die Beiden aus seinen abgebrochenen, halb verwirrten Worten sich den Zusammenhang des Ganzen zusammenzustellen. Ebenso schnell wie er gekommen, war der Graurod auch schon wieder verschwunden. Müßling allein hatte kaltes Blut behalten; das Nächste war, daß er Jean Giffel rief und demselben einen Zettel mit Bleistift geschrieben an Wild übergab. Die wenigen Worte enthielten eine Bitte an den Genannten, ihm, dem Schreiber, einige Minuten zur Unterredung zu schenken.

Kurz darauf erschien Wild an dem zu der Zusammenkunft bezeichneten Orte, in dem Salon, von dem wir unsern Lesern am Beginne unserer Erzählung gesprochen haben. Der Gerufene grüßte ernst aber freundlich. Der Arzt bemerkte, daß Wild die Hand mit einem weißen Tuche verbunden hatte. „Was ist Ihnen geschehen, Herr Wild?“ fragte ihn theilnehmend Müßling. — „O nicht der Rede werth, eine kleine Verletzung, morgen wird sie wieder geheilt sein.“ — Müßling betrachtete seinen Nebenbuhler aufmerksamer, die Gestalt, die Bewegungen schienen Erinnerungen in ihm zu wecken, Vergleiche hervorzurufen. Endlich sagte er rasch: „Gestehen Sie es mir, Herr Wild, wir sind uns diesen Abend schon begegnet und nicht eben auf die sanfteste Weise. Sie waren der Mann. O Sie haben Kraft, — noch spüre ich es.“ Damit griff er wiederholt an seinen Arm. — „Ich bedaure das Rencontre, Herr Doktor. Sie schienen das arme Mädchen zu verfolgen.“ — „Still, still,“ mahnte Müßling. „Nur ein Mißverständnis — nur die reine Menschenliebe, wie immer bei mir.“ — „Ich hielt es für meine Pflicht, mich der Schutzlosen anzunehmen,“ bemerkte Wild. — „Auf sehr empfindliche Weise. Aber woher haben Sie die Wunde?“ — „Der spitze Haken Ihrer Uhrkette war in das Fleisch meiner Hand gedrungen,“ erklärte Wild. — Der Doktor griff erschrocken an die Stelle, wo er sonst seine Uhrkette zu tragen pflegte,

sie war verschwunden. „Wo mag sie geblieben sein?“ fragte sich mit dem Ausdruck der Angst der Arzt. „Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich die Kette wieder hätte. Es hängt ein für mich kostbares Kleinod daran.“ — „Ein Ring, nicht wahr, Herr Doktor?“ — „Woher wissen Sie das?“ fragte Müßling, erstaunt seinen Nebenbuhler. — „Ein Ring,“ fuhr dieser fort, „mit einem Opal, den Sie einst von einer Dame erhalten haben.“ — „Mensch!“ rief der Arzt halb in Schreck, halb in Humor aus, „woher können Sie wissen?...“ Er vollendete seine Rede nicht, sondern griff heftig nach der Uhrkette, die ihm Wild entgegenhielt. „Aber der Ring daran fehlt — wo haben Sie den Ring, Herr Wild?“ — „Für den Ring soll ich Ihnen dieses Tuch übergeben.“ Damit löste Wild von seiner Hand ein weißes, seines Battisttuch. Es war mit einer bereits etwas verbläuten Guirlande von Pensees mit dem aus brennenden Pfeilen gebildeten Namen „Marie“ gestickt. Ein Blick — eine Bewegung und das Tuch war in Müßling's Hand, er bedeckte es mit seinen Lippen, er benetzte es mit seinen Thränen, und das Einzige, was er mühsam unter Thränen und Seufzern hervorbringen konnte, war der Name: „Marie!“ — „Woher haben Sie dieses Tuch?“ rief er nach einer Pause furchtbarer Erregung. „Woher? — sprechen Sie — sprechen Sie um's Himmelswillen.“ Seine Blicke hingen starr an den Lippen, die in diesem Momente das Schicksal seines fernerer Lebens aussprechen sollten. — „Marie lebt!“ antwortete Wild mit feierlichem Tone. Müßling antwortete nichts, sprachlos warf er sich an Wild's Brust, und erst nach langer Pause konnte dieser Aufklärungen geben. Er hatte nämlich das Mädchen, welches er in Schutz genommen, bis zu ihrer Wohnung geleitet, sie hatte gesehen, daß seine Hand blutete und hatte ihn genötigt, ihr in die Wohnung zu ihrer Cousine zu folgen, der sie ihren Beschützer vorstellte. Die beiden Damen waren am Nachmittag erst angekommen. Die ältere von ihnen, die Cousine der jüngeren, eine Figur voll geistiger Noblesse mit großen hellen, braunen Augen und weichen langen Locken, hatte sich wahrscheinlich von der Reise plötzlich unwohl gefühlt und nach einem Arzte geschickt. Man unterhielt sich über das Abenteuer, es war zu Erörterungen gekommen, und scherzend zeigte Wild die goldene Uhrkette mit dem Ringe, welche er in dem Kampfe erbeutet hatte, indem sie in dem Gleiche seiner Hand haften geblieben war, ohne daß er sie ihrem Eigenthümer, der sich schnell aus dem Staube gemacht hatte, zurückgeben konnte. Es war natürlich zu Aufklärungen über den Besitzer gekommen, und dieser Besucher befand sich denn auch schon fünf Minuten nach der Erzählung auf dem Wege nach der ihm von Wild genau bezeichneten Wohnung der Damen. Ein, zwei, drei Schritte die Treppe hinauf — ein Druck auf die Klinke der Thüre und mit dem jubelnden Ausruf: „Marie!“ stürzte er zu den Füßen der blassen Dame mit den schönen braunen Augen nieder, sie beugte ihr Haupt, ihre Locken berührten seine Stirn, schwellend im Genuße der höchsten Wonne, Wange an Wange, Thräne um Thräne feierten die beiden so lange getrennten Herzen das Glück des Wiedersehens. — „Die Zeitungsschreiber sollte man alle hängen,“ versetzte Müßling halb im Scherze, halb im Zorne. „Sie hätten mich fast um das Glück meines Lebens gebracht.“ — Die Nachrichten der Zeitungen waren aber nicht so ganz grundlos gewesen. Das Schiff, auf welchem sich Marie befand, um von Amerika nach England zurückzukehren, hatte wirklich Schiffsbruch gelitten, nur Wenige waren gerettet, und zwei Tage und zwei Nächte schwebten diese, dem Hungertod und den Wellen preisgegeben, zwischen Leben und Tod, bis endlich im Augenblick der höchsten Noth ein anderes Schiff ihr Retter wurde und sie an Bord nahm. Drei Jahre nach dieser Katastrophe war Marie als Erzieherin in einem vornehmen englischen Hause geblieben und hatte sich zu ihren amerikanischen Erparnissen ein ansehnliches Kapital erworben. „Unserem Glücke,“ sagte sie, „dankt ihr der hellen braunen Augen auf ihn ausgießend, „stand nur unsere Armuth entgegen. Ich hatte Dich,“ setzte

sie hinzu, „noch nicht ganz aufgegeben, obwohl ich jede Spur von Dir verloren hatte. Auf meiner Reise durch Deutschland wollte ich Erkundigungen einziehen. Ein gepriesener Zufall hat uns zusammengeführt, aber morgen früh gebente ich weiter zu reisen, um in Rußland eine Stelle anzunehmen.“ — „Nein, nein, nein,“ erwiderte Müßling, sie zärtlich umfassend, „in Rußland bekommt man sehr leicht Katarrh, Du darfst nicht mehr fort, Du ungehöriges, böses Mädchen, das mir so vielen Kummer gemacht hat, Du bleibst von nun an hübsch in Deutschland bei mir; Du wirst jetzt meine Gouvernante.“ Und so lachten, scherzten und liebtesten sie, so waren sie glücklich wie in den ersten Zeiten ihrer jungen Liebe.

Die Wohnung der Frau Thone bestand aus der Stube, die unsere Leser bereits kennen, und aus einem kleinen Gemache, in welcher die alte Frau schlief. Dieser Theil der Wohnung war durch einen schmalen Gang von demjenigen getrennt, welche von Jonas bewohnt wurde, eine Stube, in der es leer, einsam und öde wie in dem Inhaber selbst aussah. Diese Stube hatte einen Ausgang auf den Flur, daneben war noch eine zweite niedere, eichene, mit dichten Eisenbeschlägen verwahrte Thüre zu bemerken. Wohin diese führte? Unsere Leser sollen das später erfahren. Nun war aber noch ein Gemach übrig, welches die Ecke des Hintergebäudes bildete und nach jeder der beiden Außenseiten zwei Fenster hatte. Die Scheiben der Fenster waren schon längst erblindet, mit Papier verklebt und der Staub von Jahren lag auf ihnen. Das Innere desselben war vollkommen in dem Style des vorigen Jahrhunderts erhalten. An den Wänden hingen noch die Ueberbleibsel verblaster rother Seidentapeten, die schnörkelhaften Holzschnitzereien waren noch vorhanden, aber die Vergoldung einstiger Zeiten war verblühen. Das Gemach zeigte im Ganzen noch die Spuren eines ehemaligen Prunksaales, in welchem die Originale der an den Wänden aufgehängten Bilder in Puderstrich und steifeidener Robe ihre Renouvette getanzt haben mögen. Von dem einstigen Glanze des Raumes zeugten auch noch der schwere Krystalltrichter, der von der Decke herabhing, und die Stühle mit den hohen Lehnen und den gelben Plüschbezügen, Spuren von Draperieen gleichen Stoffes waren noch zu beiden Seiten der Fenster zu sehen. Die eine Hälfte des Hintergrundes bildete eine Vertiefung, in der sich ein altmodischer Schrank befand, gegenüber demselben war eine Thüre bemerkbar, welche die Verbindung mit den von Frau Thone bewohnten Räumen herstellte. Einen Theil der anderen Hälfte des Hintergrundes nahm ein alter mit mythologischen Figuren reichgezierter Kamin ein, dessen Öffnung eine gleiche Thüre, wie diejenige in Jonas' Stube, verschloß.

In dem Zimmer, welches gemeiniglich „die rothe Stube“ genannt ward, herrschte vollkommene Finsterniß. Nur bisweilen drang ein Laut des Lebens oder ein Strahl des Lichtes von der Straße herein. Plötzlich wurde ein Geräusch wie von Riegeln hörbar, die von Innen zurückgeschoben worden. Ein Lichtschein drang durch eine Spalte in das Gemach, die Spalte erweiterte, die eichene Thüre öffnete sich zu einem Raume von dem Umfange, daß ein Mensch gebückt darin stehen konnte, das Innere war erhellt von dem Lichte einer Handlaterne. Als Träger derselben kam Jonas zum Vorschein.

Der Raum, von dem einst belebende Wärme über das ziemlich große Gemach ausströmte, war von ihm zur Schlafkammer umgewandelt worden, zu welcher es nur einen einzigen Eingang von Jonas' Stube aus gab. In Körben und hölzernen Kästen lag das gerollte Gold in sechsachen Reihen auf einander geschichtet, während das Silber in großen Leinwandbeuteln in geordneter Reihe den Boden bedeckte. Zwischen den Körben und Kästen standen einzelne eiserne Kassetten, in denen die Papiere aufbewahrt lagen. Die Summe, die hier untergebracht war, betrug zum wenigsten eine halbe Million Thaler. Welche Fülle von Menschenglück hätte in dem Inhalt dieses Gewölbes in die Menschheit ausströmen

können! Hier aber lagen diese Schätze starr und leblos. Nur einen beglückte ihr Anblick, ihn, der sie zum Theil gesammelt hatte und jetzt mit funkelnden, gierigen Augen betrachtete, Jonas.

Der Geiz, die Freude am Golde, von dem manche Naturforscher behaupten, daß sie so zu sagen ein elementarisches Laster sei, war eine Seite seiner Natur, aber nicht die hervorragende; denn um seinem Fanatismus für das Alte zu genügen, hätte er alle diese Reichthümer mit lachender Miene hingeben können. Der Grauroß war noch in vollster Aufregung, er kam geraden Weges aus dem Vorderhause, aus dem er in seiner wahnsinnigen Ueberstürzung Herrn Keer, den Doktor, zur Hülfe gegen die verderblichen Anwandlungen derjenigen Frau rufen wollte, die er seit dreißig Jahren beherrschte, und die sich nun plötzlich von seiner angemasteten

Herrschaft befreien wollte. Das Geheimniß seines Zaubers über die alte, unglückliche Frau war der Hinweis auf die Papiere, in welchen das Geheimniß des vergangenen Lebens der Frau Thone ruhte, welche der lange Ersehnte und nun Erkannte ihr eines Tages überreichen würde, die Anwartschaft auf das ungeheure Vermögen der reichen Frau. Das Schreckbild, welches Jonas vor der Phantasie seiner einstigen Gebieterin immer hatte aufsteigen lassen, war nun sein eigenes geworden, und so hatte er sich in seinem eigenen Truggewebe gefangen. Aber noch gab er nicht Alles verloren. Wo waren die Papiere, womit sich der junge Belial ausweisen konnte? In seinen Händen, und triumphirend zog er das weiße Paket, welches er sich aus dem Kleide seines Todfeindes angeeignet hatte, aus der Tasche.

Er war aus der Oeffnung der Schatzkammer heraus und



Der Wucherer.

an den Tisch getreten, welcher in der Mitte des Zimmers stand. Auf der Platte desselben legte er den Raub nieder, ging dann in den Kaminraum zurück und holte eine eiserne Kassette, um die Papiere in dieselbe zu verschließen. Da blickte er erschrocken um sich. Die Helle, welche von der Handlaterne in das Gemach sich ergoß, hatte ihm den Schreck eingeagt. Rasch ging er auf das eine der Fenster zu, welches nicht wie die übrigen mit Vorhängen von verblühtem gelbem Sammet verhüllt war, zog den Vorhang zu und sagte im Zurückgehen an den Tisch zu sich selbst: „Vorsichtig! Sie könnten wieder das geheimnißvolle Licht sehen, und hieher kommen und mich überraschen — der Grasaffe! Will mich nicht umsonst bemüht haben, seit Jahren um diesen Ort das Grauen verbreitet zu haben. Alle glauben mir, daß es hier nicht recht geheuer sei, nur — sie glaubt es mir nicht —

der Naseweis. Mir am allerwenigsten ist es geheuer, wenn ich Nachts mein schönes, liebes Geld zähle und eine Ueberaschung durch neugierige Augen befürchten muß. Darum das geheimnißvolle Licht — es war eine gute Erfindung — nur sie glaubt es mir nicht.“ Er öffnete die Kassette, um das Paket hineinzulegen, begann sich aber plötzlich und begann den Umschlag zu öffnen, um den Inhalt des Pakets zu untersuchen — als ein Geräusch ihn in seinem Beginnen störte. Zum Tode erschrocken stand er einige Augenblicke starr und wagte sich nicht umzusehen, sonst hätte er sehen müssen, wie eine dunkle Gestalt in der Vertiefung des Zimmers an dem dunklen Schranke hinglitt und durch die bereits erwähnte Thüre verschwunden war. Flugs warf er das Paket in den eisernen Kasten und trug denselben nach der Oeffnung zurück mit einer Miene, als wollte er sagen: „Treten Sie doch vor,

Herr Wils — übergeben Sie die Papiere, klagt doch den alten Jonas an, wenn Ihr könnt! Sucht doch in diesem Gewölbe, sucht Eure Augen blind nach dem Schape — Ihr werdet ihn doch nimmer finden!“ Er verschwand — die Kiesel wurden von Innen wieder vorgeschoben.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe für das Volk

zur

Runde des menschlichen Körpers und Gesundheitspflege.

Von

Dr. R. Kolb.

Dritter Brief.

Die Haut und ihre Verrichtungen.

Der menschliche Körper grenzt sich nach Außen mit einer Decke ab, welche zunächst die Bestimmung hat, ihn gegen die vielerlei schädigenden Einflüsse der Außenwelt, unter denen die der Luft mit ihren wechselnden Temperatur-, Feuchtigkeits- und Elektrizitätsverhältnissen in erster Linie stehen, zu schützen. Allein außer diesem Schutz kommen ihr noch viele für das Leben selbst wichtige Funktionen zu, welche es wohl der Mühe werth machen, ihr eine eingängliche Betrachtung zu Theil werden zu lassen, und wir schiden zu diesem Ende eine anatomische Beleuchtung ihrer Bestandtheile voraus.

Die Haut (denn dieß ist die Decke die wir meinen) bildet einen einzigen zusammenhängenden Sack, in welchem der Körper steckt, und zeigt an Stellen, welche dazu bestimmt sind, gewisse Substanzen in den Körper ein- oder aus demselben wieder austreten zu lassen, Durchbohrungen, an welchen sie übrigens nicht abbricht, sondern in innere häutige Ausbreitungen, die Schleimhäute, übergeht. Solche Oeffnungen sehen wir am Ein- und Ausgang des Nahrungskanals, am Eingange des Athmungsapparats (Nasenlöcher), an den Ausführungsstellen der Nierenausscheidungen und der Geschlechtsprodukte, an den Orten, wo die Organe für die höheren Sinne (Gesichts- und Gehörinn) eingelassen sind. An der Haut unterscheiden wir vier Schichten, denen wir in ihrer Auseinanderlagerung von Innen nach Außen folgen wollen.

Die erste oder innerste Schichte ist das Unterhautgewebe. Sie besteht aus lockerem verschiebbarem Zellgewebe, welches den darunter liegenden Körperteilen in einer Weise anhaftet, daß es bei den verschiedenen Bewegungen der Einzeltheile nachgeben kann. An der Mittellinie, welche die vordere Seite des Körpers in zwei Hälften theilt, zum Beispiel am Nasenrücken, in der Mitte des Kinns, in der Mittellinie des Brustbeins und des Bauches hängt es mit den Theilen, die es überzieht, etwas fester zusammen und ist somit an diesen Stellen die Verschiebbarkeit der ganzen Haut, welche den Bewegungen des Unterhautgewebes folgt, beschränkt, so daß sie sich mit den Fingern nicht in so starken Falten wie anderwärts erheben läßt. Weniger findet dieß in der Mittellinie des Rückens Statt, wo die Beweglichkeit der Wirbelsäule größere Nachgiebigkeit fordert. Dagegen erscheint die Anheftung der Haut an die unterliegenden sehnigen Ausbreitungen der hohlen Hand und der Fußsohle, am Schädeldach, den Nasenflügeln, den Lippen, dem äußeren Ohr und unter den Nägeln wieder fester. Das Unterhautgewebe besteht aus vielfach sich kreuzenden Bündeln und Blättern von Bindegewebe nebst reichlich eingestreuten elastischen Fasern, stellenweise auch glatten Muskelfasern, und enthält in seinen verschieden geformten Maschenräumen zu Klümpchen sich ballende Anhäufungen von Fettzellen, eine Eigenschaft, welcher es auch den Namen Fettgewebe verdankt. Das flüssige Fett dieser Maschenräume trägt durch die Leichtigkeit, mit welcher es die Gestalt seiner Umhüllung verändern und ein rundes Bläschen zum Beispiel in ein plattes Scheibchen u. s. w. um-

wandeln kann, nicht wenig zur Beweglichkeit der Haut bei, und da es außerdem ein schlechter Wärmeleiter ist, so hält es auch die Körperwärme zusammen, während es zugleich die Oberfläche ebener macht und durch Abrundung eine schönere Körperform bedingt. Die Anhäufung des Fetts am Gefäße, in der hohlen Hand und an der Fußsohle ist in hohem Grade geeignet, den Druck auf diese Partien durch Vertheilung desselben von einer Stelle auf viele abzuschwächen. Abgekehrten Menschen ist daher wegen Fettmangels fast jede Lage schmerzhaft. An den Baden trägt die Fettanhäufung viel zur Schönheit der Gesichtsforn bei, und mit dem Verschwinden desselben in Fehrrkrankheiten sieht man die Vertiefungen und Erhabenheiten der darunter liegenden Theile deutlich hervortreten. Die Fettschicht erreicht bisweilen auch an der Bauchhaut eine sehr ansehnliche Dicke; fettarm dagegen oder beziehungsweise fettlos ist das Unterhautgewebe an den Augenlidern, der Nase, der Ohrmuschel, dem Hand- und Fußrücken, an den behaarten Partien der Kopfhaut, der Stirne und einigen andern Theilen.

Die Lederhaut, so genannt, weil sie unter Einwirkung von Gerbstoff das feiner Fäulniß unterworfen Leder bildet, ist die zweite, der vorigen anhaftende Schichte, löst sich im Kochen zu Leimschmelze auf, und besteht aus feinen, kurzen, nach allen Richtungen sich kreuzenden Bindegewebebündeln, die sich so dicht versilzen, daß eine durchschnittene Fläche dem bloßen Auge als vollkommen glatt erscheint. Ihre Dicke wechselt sehr; am dicksten ist sie in der hohlen Hand, an der Fußsohle und auf dem Rücken, am Haartopf dicker als im Gesicht, an den Augenlidern am dünnsten. Das Gewebe selbst ist reichlich von Blutgefäßen und Nerven, auch an behaarten Stellen von glatten Muskelfasern durchzogen, welche von den Haarbälgen aus zur Oberfläche gehen und durch ihre von Kälte oder nervösen Einflüssen bewirkte Zusammenziehung die sogenannte Gänsehaut herstellen. Die äußere Fläche zeigt eine ununterbrochene Reihe kleiner hügeliger Erhabenheiten von $\frac{1}{60}$ bis $\frac{1}{10}$ Linie Höhe, in welche sich Gefäß- und Nervenschlingen einsenken (siehe Fig. 1, a in beiden hügeligen Wärtchen oder Papillen eine Gefäß-, b in der rechts gelegenen eine Nervenschlinge); doch kommen die Nervenschlingen nicht in allen Papillen vor, und wo es der Fall ist, sind sie von den sogenannten Tastkörperchen begleitet (c).



Figur 1.

Ebenso gibt es sehr viele Wärtchen, in welchen bloß Nerven, keine Gefäßschlingen vorkommen. Die Tastkörperchen haben ein tannenzapfenartiges Aussehen und bestehen aus einem fibrösen Gewebe, welches fester ist als das des übrigen Wärtchens; es kommt ihnen, da die Haut das Haupttastorgan ist, die Bestimmung zu, im Moment des Fühlens den Nervenfäden als Stütze zu dienen, damit sie unter dem Tasteindruck nicht zurückweichen, und sie erfüllen somit eine den Nägeln analoge Rolle, welche den Weichtheilen der Fingerspitzen gegenüber ein der Tastfläche entgegengesetztes Unterstützungsblatt bilden. Die Wärtchen der Lederhaut sind das Organ, das unablässig die bildungsfähige Feuchtigkeit ausschweigt, aus welcher die beiden Schichten der Oberhaut hervorgehen.

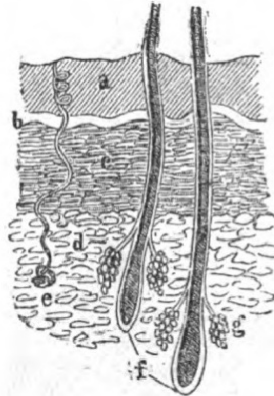
Die Oberhaut ist die äußerste Umhüllung des Körpers, welche über den Papillen lagert und denselben in alle zwischenliegenden Vertiefungen folgt. Ihre tiefere unmittelbar der Lederhaut aufliegende Schichte (Schleimhaut oder malpighisches Schleimnetz) hat um der in sie hineinragenden Wärt-

den willen ein nefförmiges Aussehen, und besteht aus dicht neben und über einander gelagerten, kernhaltigen Zellen, die theils mit einem flockigen, theils einem feinkörnigen Inhalt gefüllt sind. Die Zellen der tiefsten Lage haben eine längliche Form und stehen senkrecht auf der Lederhaut, runden sich aber, da von unten her immer neue nachschieben, in dem Maß, in welchem sie sich von ihrer Unterlage entfernen, mehr ab. Mit dieser Entfernung nehmen die Kerne an Umfang zu, die Wandungen gewinnen ein streifiges Aussehen und zeigen stellenweise körnige Ablagerungen; mit dem Weiterwachsen werden sie zu dünnen trockenen Hornplättchen und stellen dann die äußerste Schichte der Oberhaut, die sogenannte Hornhaut dar, an deren oberer Fläche die ältesten verhornten Blättchen als mehligte mikroskopische Schüppchen sich ablösen und abfallen. Man sieht dies besonders deutlich nach manchen Krankheiten (Masern, Rothlauf); nach Scharlachfieber findet die Ablösung der Hornschicht, unter der sich bereits eine neue gebildet hat, in größeren Fetzen, selbst ganzen Däumlingen und Fingerlingen statt. Die Schleimschicht ist die Trägerin der Pigmentablagerung, welche die Hautfarbe der verschiedenen Rassen bedingt. Doch hat das Negerkind unmittelbar nach der Geburt gleich dem einer anderen Rasse eine röthliche Farbe, die erst mit der Zeit der sogenannten Kinder gelbsucht, das heißt im Lauf der ersten Woche, in die schwarze übergeht. Die Pigmentförmchen verschwinden wieder in dem Maß, in welchem die nach oben rüdenden Zellen trockener werden und verhornen, so daß die Abtragung eines Stüchens Hornhaut, die sich an den Spitzen der Finger leicht mit einer Scheere bewerkstelligen läßt, beim Neger einen fast ebenso durchsichtigen Körper liefert, wie bei dem Europäer. Bei dem Letzteren zeigt die ganze Oberhaut, in welche keinerlei Blutgefäße, dergleichen auch keine Nerven eingeht, eine solche Durchsichtigkeit, daß man an den Wangen zum Beispiel das Blut in den Gefäßen der Lederhaut durchscheinen sieht; das Gleiche geschieht nach jeder einen stärkeren Blutandrang bedingenden Reizung der Lederhaut, nach Anwendung von Senfpflastern, nach Kratzen, bei der Aufwallung des Jorns, der Scham und so weiter. Die beiden Schichten der Oberhaut sind ein Ausscheidungsprodukt der Lederhaut, ein empfindungsloser schützender Ueberzug der Letzteren, und bestehen aus einem anderen organischen Grundstoff, dem Hornstoff, welcher durch Kochen nicht zu Leim wird, sondern zu einer schleimartigen Masse aufquillt, unter dem Einfluß von Alkalien sich erweicht, in der Hitze schmilzt, und bei trockener Destillation viel kohlen saures Ammoniak mit einem sinkenden Del entbindet. — Die Oberhaut hat an den verschiedenen Körperstellen eine verschiedene Dicke, die größte an der Fußsohle und in der hohlen Hand, und zwar nicht bloß in Folge des Drucks, den diese Theile erleiden, sondern schon beim neugeborenen Kind, obgleich der Druck ebenfalls einen begünstigenden Einfluß übt und die Oberhaut zu schwieligen Massen verdickt, ohne daß dadurch die Wahrnehmung für Tasteindrücke gemindert wird. Die Hornschicht ist ziemlich fest und nur wenig elastisch; sie wird nirgends durch eigentliche Löcher durchbohrt, und wo solche (sogenannte Poren an den zahlreichen Mündungen der Hautdrüsen und Haarbälge) vorhanden sind, findet eine Einstülpung der Oberhaut statt, welche den Kanälen folgt und deren äußere Umkleidung bildet. Wir geben in Figur 2 in zwanzigfacher linearer Vergrößerung einen Durchschnitt der Haut; d macht die Fettschicht, c die Lederhaut mit ihren oberflächlichen Warzenkörpern, b das Schleimnetz und a die Hornschicht anschaulich.

Zu der Haut gehören noch einige drüsige oder in das Bereich der Horngebilde fallende Anhängen, nämlich die Schweiß- und Talgdrüsen, die Haare und die Nägel.

Die Schweißdrüsen sind gelbliche oder gelbröthliche Körperchen, die ein Netzwerk von feinsten, sogenannten Kapillar- oder Haargefäßen umgibt; sie liegen im Unterhautgewebe und bestehen aus einer blinden Ende, am inneren Ende zu einem Knäuel verstrickten Röhre, die auf dem Weg durch

Leder- und Oberhaut, stets zwischen ein paar Warzenkörperchen austretend, einen spiralförmigen Verlauf nimmt. Die Schweißkanäle münden in der Regel frei an der Oberfläche der Oberhaut, bisweilen aber auch in einen Haarbalg, bilden daselbst eine rundliche Oeffnung von $\frac{1}{50}$ bis $\frac{1}{20}$ Linie Durchmesser, und kommen besonders häufig an der Fußsohle und in der Hohlhand vor; in Letzterer kann man die trichterförmige



Figur 2.

gen Mündungen mit dem bloßen Auge sehen, und Krause hat auf einem Quadratzoll derselben gegen 2700 gezählt; an anderen Stellen dagegen fehlen sie, zum Beispiel in der Ohrmuschel und am äußern Ohr. Die Funktion dieser Drüsen besteht in der Ausscheidung des Schweißes, den man tropfenweise vor den Mündungen der Ausführungskanäle sich anhäufen sieht (siehe Fig. 2 e).

(Schluß folgt.)

Zwei Frauen aus dem Volk.

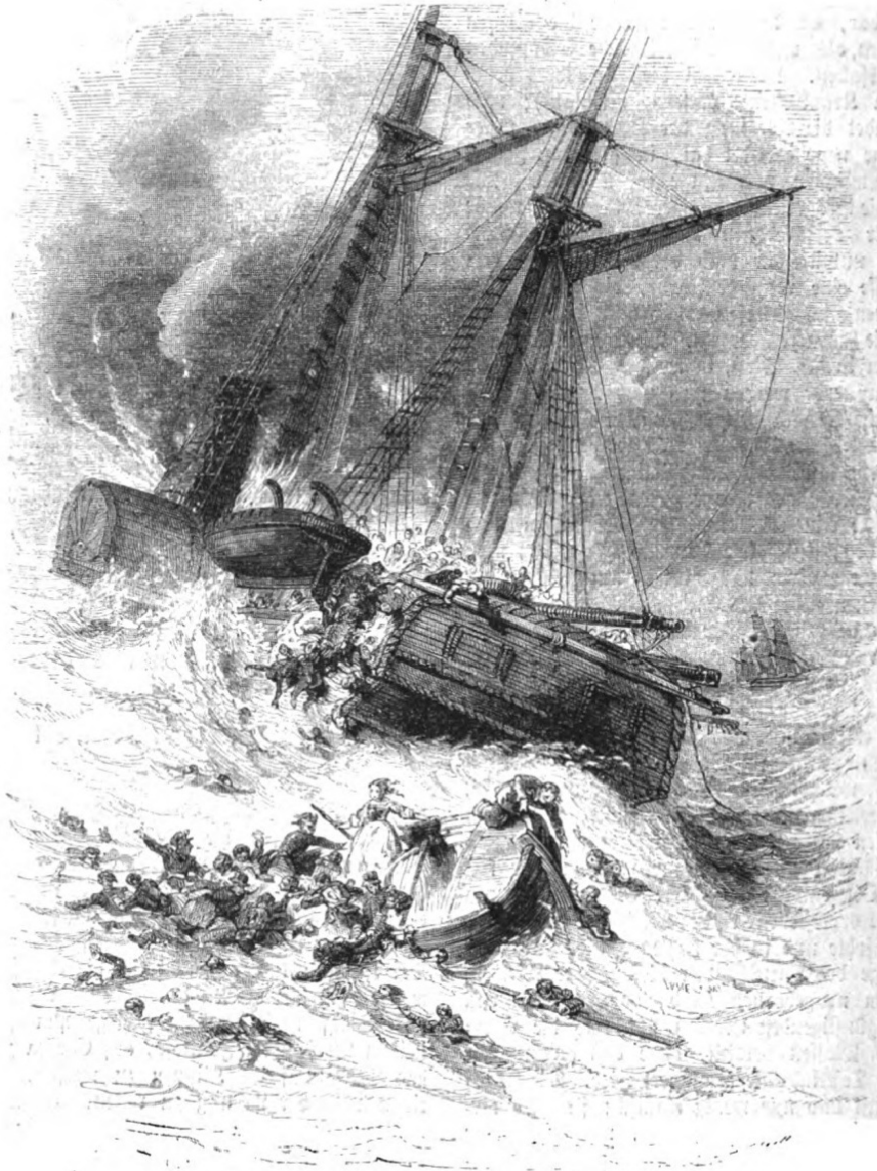
von

Alexander Weil

An einem schönen Aprilabend des Jahres 1855 ging der englische Dampfer *Grösus* und das große Segelschiff *Pedestrian*, mit Proviant für die Heere in der Krim versehen, von Genua unter Segel, um sich nach ihrem Bestimmungsort zu begeben. Eine Stunde später brach in dem Kohlenmagazin des *Grösus* Feuer aus, und griff mit solcher Schnelligkeit um sich, daß an keine Rettung des Schiffes gedacht werden konnte. Der Kapitän ließ augenblicklich die Schiffskleine zerschneiden, welche zum Remortiren des *Pedestrian* diente, und wandte das Schiff nach dem Vorgebirge Portofino, unfern dem kleinen Dorfe San Fruttoso, auf Corfica zu, in der Absicht, das Schiff auf die Klippen zu werfen, um wenigstens so einen Theil der Ladung zu retten. Es war eine furchtbare Fahrt während der anderthalb Stunden, in welchen die ganze Equipage in Todesangst schwebte, jeden Augenblick in die Luft zu fliegen. Die ganze Energie des Kapitäns gehörte dazu, die Leute zu beruhigen und durch seine Kaltblütigkeit ihnen Muth einzuflößen. Aber ehe sie das Vorgebirge erreicht hatten, stieß das Schiff plötzlich auf und saß auf einer Sandbank fest. Man begann augenblicklich mit der Rettung der Truppen, welche aus zweihundert und siebenundachtzig Geniesoldaten bestanden. Aber selbst diese verloren den Kopf im entscheidenden Augenblicke, obgleich sie vermöge ihrer Uebungen an Gefahren hätten gewöhnt sein sollen. Bestürzt und erschreckt durch den raschen Fortschritt des Brandes, der bereits das Deck ergriffen hatte, und da durch den Wind ihnen die Flammen entgegengetrieben wurden, erwartete ein Theil der Mannschaft die Rückkehr der Boote nicht, sondern stürzte sich über Bord in das Wasser, um sich durch Schwimmen zu retten. Aber sie hatten ihren Kräften zuviel zugemuthet, die

Entfernung von der Küste war zu groß, und so gingen Viele jämmerlich im Meere unter, während Andere ihre Rettung auf den Klippen suchten. Gräßlich war der Anblick von der Küste aus, aber so voll sie auch mit Menschen stand, keiner der Schiffer wagte den Armen zu Hülfe zu kommen, da sie fürchteten, ihre Boote würden von den Hülfsuchenden leicht überfüllt und durch Umstürzen derselben drohe auch ihnen der Tod. Noch größere Gefahr drohte ihnen, wenn sie dem brennenden Schiffe durch den Wind in die Arme

getrieben wurden, denn das Bugspriet sank bereits in die Tiefe. Das Jammern der Rettungsuchenden und das Schreien der Schiffer übertönte das Bräseln des brennenden Schiffes. Aber noch immer wollte der Jammer das Herz der am Strande Stehenden nicht zu einem Entschlusse aufrufen. Da sah man plötzlich eine Barke loslösen und zwei Frauen sich hineinstürzen, um die Ruder zu ergreifen und den unglücklichen Schiffbrüchigen entgegenzusteuern. Ein Schrei der Bewunderung dieser beiden Heldinnen, die die Männer am



Der Brand des Grösus.

Ufer beschämten, durchbröhnte die Masse, und die Schwimmer baten ihre letzten Kräfte auf, um das schwankende Boot zu erreichen. Das war ein Anblick, um das Herz zusammenzuschüttern, als die beiden Heldinnen bei den Schwimmern anlangten und nun jeder zuerst den Vord zu erklimmen strebte. Aber es waren ihrer zu Viele. Sie stürzten sich in solcher Masse auf das schwankende Boot, daß es mit den beiden Retterinnen und den einen Augenblick sich gerettet Glaubenden unter sank. Die Feder versagt uns, diesen Moment zu schildern. Maria und Katarina Maigno waren Schwestern; die Erstere, deren Leiche man nach einiger Zeit zwischen den

Klippen schwimmen sah, hinterließ acht Waisen; die Zweite konnte wieder zum Leben gebracht werden. Die sardinische Regierung ließ jeder der beiden Familien 300 Franken theilen und auch die englische Regierung beschenkte den Gatten und die Kinder der Marie. Der Bericht des Kapitäns erzählt kein Wort von dieser Heldenthat: wir verzeichnen aber die Geschichte, die uns jüngst bei unserem Besuch auf Corsica erzählt wurde, gerne zur Ehre der Frauen in diesen Blättern.

*

Schwarz:Roth:Gold! Welch' tiefer Sinn liegt doch in diesen Farben, so recht das deutsche Wesen kennzeichnend. Da draußen hat schwarze Nacht die Natur umhüllt. Alles Leben scheint erstorben. Es wird im Osten lichter — der Wind rauscht stärker, und das erste Frühroth juckt am Morgenhimmel hin und weckt die Natur auf.

Ohne Licht kein Leben.

Langsam entweicht die Dunkelheit der immer mächtiger hereinbrechenden Morgenröthe. Wohl sucht sie sich noch zu halten in Thälern und Wäldern; aber schon blitzen die Gipfel der Berge im goldenen Sonnenschein, und bald bringen die hellen Strahlen in's enge Thal, in den dichten Wald.

Durch Nacht zum Licht! Durch Kampf zum Sieg! Das sind echt deutsche Wahrsprüche. Unser Volk fürchtet den härtesten, blutigsten Kampf nicht, um endlich zum Siege zu gelangen.

Und will man jene Wahrsprüche in Farben andeuten, welche kann man denn anders wählen, als Schwarz:Roth:Gold!

Recht eigentlich haben die deutschen Farben ihre Weihe im Kampfe gegen den ersten Napoleon empfangen. Flatterten sie doch damals nach Jahrhunderten zum ersten Male wieder in den Lüften, um eine deutsche Schaar zum Siege zu führen. Und kein Geringerer, als Friedrich Wilhelm III. selbst, hatte diese vergessenen Farben der Letzteren zum Feldzeichen gewählt.

Ja, zu Anfange dieses Jahrhunderts lag es auch wie schwarze Nacht auf deutschem Boden. Das waren die unglücklichen Tage von Ulm, von Jena und Auerstädt; das war die Zeit des Verraths, da Deutsche gegen Deutsche kämpften; das war die schwere Noth des französischen Gend's. Wie beeilten sich damals die deutschen Fürsten, den Befehlen aus Paris gehorham, immer neue Truppen für Napoleon bald gegen die Tyroler, bald gegen die Niederländer, jetzt nach Spanien und dann wieder nach Rußland zu senden. Ihre Gegenwart mußte in Erfurt und Dresden seinen Glanz erhöhen, und dafür wurden sie von den französischen Generalen auf's Tiefste gedemüthigt. Und was hatten die eroberten und besetzten Länder zu ertragen?

Um die Armee beweglicher zu machen, hatten die Franzosen sich von Magazinen und Vorräthen zur Ernährung und Bekleidung der Soldaten freigemacht, und lebten, wohin sie kamen, auf Kosten der Einwohner, und nahmen, was sie brauchten. Jeder Waffenstillstand, jeder Friede mußte Napoleon mit Gold aufgewogen werden.

Hannover mußte zehn Jahre hindurch 30,000 Franzosen sammt Zubehör ernähren und kleiden, und außerdem monatlich 1,200,000 Franken bezahlen. Aus den Einkünften dieses Landes wurden dreihundsebenzig Dotationen für französische Generale erhoben. Bernadotte und Berthier bekamen davon Jeder 140,000, Mortier 100,000, andere Generale 80,000, 50,000, 20,000 Franken jährliche Rente. Mecklenburg hatte sofort 26,000 Pferde zu liefern. Braunschweig mußte nach dem Einrücken der Franzosen eine Kontribution von zwei Millionen Thalern zahlen. Hamburg berechnet seinen Verlust in den Jahren 1806—13 auf mindestens 140 Millionen; Bernadotte ließ sich unter Anderem monatlich 1440 Louisd'or Tafelgelder zahlen. Nicht besser ging es andern deutschen Ländern und Städten. Thiers berechnet, daß Napoleon vom Herbst des Jahres 1806 bis 1808 aus Norddeutschland 600 Millionen Franken gezogen habe. Und mit diesem Blutgelde belohnte er seine Günstlinge. Kann man sich da noch wundern, daß Napoleon in Frankreich göttlich verehrt wurde!

Und welcher geistige Druck lag auf dem Volke: französische Gesetz, französische Konstitution, französische Abgaben, französische Regierungsformen, französische Sprache wurden dem Lande aufgedrungen. Die wichtigsten Ämter waren in den Händen der Franzosen und ihrer Freunde. Das Briefgeheimniß galt nichts, französische Espione erbrachen künstlich

die Briefe und nahmen von den wichtigsten Abschriften. Die Presse lag unter einer unerhört strengen Censur, und die öffentlichen Blätter durften nur im französischen Sinne berichten — sonst drohte Gefängniß und Tod. Dazu die entsetzliche geheime Polizei, die das Land überschwemmt hatte; ein Wort, eine mißliebige Miene konnte Gefahr bringen.

Denkt an Palm, an den Rath Beder und an andere unglückliche Opfer des fluchwürdigsten Despotismus.

Und auch Deutsche konnten Napoleon vergöttern! Der Franzose Thibaudeau hat recht, wenn er sagt: „Er wisse nicht, wer damals unverkämter und niederträchtiger gedacht und gehandelt habe, ob die Deutschen der vornehmen Welt und alten Zeit, oder die seit 1799 vornehm gewordenen Franzosen ohne Ahnen, welche die zu vertheilenden Entschädigungen gleichsam in offener Auktion verkauft, um sich durch ihre Vestschlichkeit eine glänzende Existenz zu sichern und Reichthümer durch wahre Gaunerstreiche zu erwerben.“

Und Arndt ruft: „Keine Thräne, Hermann, für Dein Volk? Keine Thräne? Und die Schande brennt; keine Stimme laut, wo Luther sprach? Alle Donner, die der Himmel sendet, sollten rufen: Volk erwache! seiges, greif' zum Schwerte! auf zur Rache! was das Lied nicht löset, löst das Schwert.“

Da juckt es wie Wetterleuchten in diese schwarze Nacht hinein.

Es ist im Jahre 1809, der Löwe von Aspern hat gebrüllt, Hofer und seine treuen Tyroler, Dörnberg, Schill, Braunschweig-Deß und ihre Tapsen erheben sich als die Vorboten glänzender Siege. Ihr Kampf ist das Morgenroth der Freiheit, und rüttelt Millionen deutscher Herzen aus der Nacht der Knechtschaft auf. Der Lugenbund beginnt seine stille tiefeingreifende Wirksamkeit, Stichte donnert unter französischen Bajonetten seine Reden an die deutsche Nation, Jahn übt die deutsche Jugend bereits zur Franzosenheße ein.

Und endlich sank der Stern Napoleon's, und golden ging die Sonne deutscher Erhebung im Osten auf.

Durch Nacht zum Licht!

Die Flammen Moskaus leuchteten auch nach Deutschland herein. Es kamen die Tage an der Beresina und von Wilna, und vom 10. Dezember 1812 an flüchteten die taurigen Reste der großen Armee über die preussische Grenze, dort Schutz und Halt suchend. Der Oberpräsident von Auerstwald berichtet vom 18. Dezember von Königsberg aus nach Berlin: „Seit zwei Tagen sind hier größtentheils zu Fuß und auf Baumschlitten, mitunter ohne Hemden und Stiefeln, sogar in Weiberkleidern mit erfrorenen Gliedern angekommen: 84 Generale, 106 Obristen, 1171 Offiziere; alle Gemeinen, die die Provinz in allen Richtungen einzeln und auch truppweise durchziehen, sind größtentheils unbewaffnet.“

Drei Tage später schreibt er: „Nach dem Rapport sind in der Stadt (Königsberg) noch befindlich: 255 Generale, 699 Obristen, 4412 Capitains und Lieutenants, 26,590 Mann Unteroffiziere und Gemeine, fast Alle in erbärmlichem Zustande.“

Die Stunde der Rache war für Preußen da, und der französische Marschall Macdonald erklärte: „Nur Preußen kann uns noch retten!“

Soll das preussische Kabinet gegen den Willen des Volkes bei dem schmackvollen Bündniß mit Napoleon beharren? — Jetzt oder nie!

Borussia! gelegt in schwere Stricke
Ward'st Du, als Dich der Herr im Jorn gerichtet;
Jetzt hat er seinen Jorn mit Dir geschlichtet,
Und Deine Bande schlottern am Genick.
Borussia! in diesem Augenblicke
Ist Deutschlands ganzes Aug' auf Dich gerichtet;
Denn nicht ist zwischen Dir und ihm vernichtet
Das alte Blutband, Dein's ist sein Geschick.
Borussia! Du hast einst deutschen Ländern
Ein Beispiel selbst verschuldeten Unterliegens
Gegeben, preisgegeben Dich den Schändern.
Jetzt gib ein Beispiel fallens oder Siegens;
Auf, und greif' nach des Kriegeglücks dunklen Pfändern
Ned mit dem Wahlspruch: Gottes Hände wiegen's!

Haart.

Auf russischem Boden, dicht an der ostpreussischen Grenze, liegt das Städtchen Taurroggen. In einem kleinen Hause dieses unbedeutenden Ortes saß am 29. Dezember 1812 ein ernstlicher Mann in tiefen Sinnen versunken. Es war der Generalmajor von York, der Heerführer des preussischen Armeekorps, jetzt die einzige Rettung der geschlagenen Franzosen. blieb er auf ihrer Seite, so konnten die ermatteten Massen in der Verfolgung aufgehalten werden. Für York war jetzt ein Augenblick schwerer Entscheidung gekommen, von seinem Schwerte hing es ab, ob Napoleon sich noch einmal zum Unheil Deutschlands erheben sollte. Aber er war preussischer General; sein König, der Verbündete des Kaisers, hatte ihm die Weisung gegeben, „sein (des Königs) und des Kaisers der Franzosen engverbundenes Interesse zu wahren“.

Die Russen, deren Vortruppen York bereits umgangen hatten, drängten ihn zum Anschlusse an ihre Sache und versprachen ihm für sein Vaterland alles Gute. Alexander selbst hatte ihm geschrieben sich zum Heile seines Königs und Vaterlandes Rußland anzuschließen. Noch einmal überlegte York, klar und ruhig wog er das Für und Wider ab. Jetzt konnte er sich noch mit leichter Mühe durch die erschöpften Russen hindurchschlagen und sich mit Macdonald, seinem Vorgesetzten, verbinden. Seine Truppen, obwohl französisch feindlich gesinnt, würden doch der Pflicht gehorcht haben. Handelte er so, dann konnte ihn kein Vorwurf treffen, die Folgen hatte der König und sein Kabinet zu verantworten. Preußen blieb unter der Hand Napoleon's. Folgte er aber seiner inneren Ueberzeugung, die ihm die Waffen gegen Frankreich zu führen gebot, so konnte er sich doch nicht verhehlen, welche Gefahr und schwere Verantwortung er auf sein Schultern lade. Wenn sich nun der König, in die Macht der Franzosen gegeben, anders entschied? Wenn Rußland falsches Spiel trieb? Wenn das Volk die großen Opfer nicht zu bringen vermochte? Dann brach Alles zusammen; ihn, der die Folgen nicht berechnen konnte, traf der Fluch des Verraths, des Verbrechens gegen König und Vaterland.

Und York wählte, er ergriff, wie Droysen in seiner Biographie York's sagt, den letzten und reifsten Moment für seinen Entschluß, und that jenen glücklichen Schritt, den das gerettete Vaterland jetzt bewundert. Er entschloß sich, die verlangte Konvention mit dem russischen General Diebitsch einzugehen, und berief sein Offizierkorps, um sie von dem gethanen Schritte zu unterrichten.

„Meine Herren,“ sagte er mit bewegter Stimme, „das französische Heer ist durch Gottes strafende Hand vernichtet; es ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir unsere Selbstständigkeit wieder gewinnen können, wenn wir uns jetzt mit dem russischen Heere vereinigen. Wer so denkt wie ich, sein Leben für das Vaterland und die Freiheit hinzugeben, der schreibe sich mir an; wer dieß nicht will, der bleibe zurück. Der Ausgang unserer heiligen Sache mag sein wie er will, ich werde auch den stets achten und ehren, der nicht meine Meinung theilt und zurückbleibt. Geht unser Vorhaben gut, so wird vielleicht der König mir meinen Schritt vergeben; geht es mißlich, so ist mein Kopf verloren. In diesem Falle bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und Kinder anzunehmen.“ Ein begeisteter Jubel folgte diesen Worten, Niemand wollte zurückbleiben. York hatte aus der Seele Aller gesprochen.

Am Mittwoch den 30. Dezember Morgens kam man, der Verabredung gemäß, in der nahe bei Taurroggen gelegenen Mühle von Poscherun zusammen. General Diebitsch erschien in Begleitung des Oberflieutenant's Clausewitz und des Grafen Dohna, York kam mit dem Oberst Röder und dem Major Seibitz. Die Vereinbarung war bald getroffen.

York machte sich verbindlich seine Truppen von den Franzosen zu trennen. Seine Armeekorps wurden auf zwei Monate für neutral erklärt, und nahmen hinter Memel, Elbist und dem Haff ihre Stellung, um den Entschluß des Königs abzuwarten. Befahl dieser den Rückmarsch zur französischen Armee, so sollte nach dieser Zeit, und wenn Alexander die Genehmigung der Konvention verweigerte, sogleich freier Abmarsch

auf dem kürzesten Wege zur französischen Armee ihm freistehen. Das unter Massenbach stehende aber zu York gehörende Korps, welches bereits in Elbist sich befand, wurde in diesen Vertrag mit eingeschlossen. Die Begeisterung war allgemein, die Preußen weinten vor Freude; auf den Vorposten umarmten sich die ehemaligen Feinde wie Brüder. Das war der erste goldene Sonnenstrahl nach langer langer Nacht.

Nun galt's, Massenbach mit seinem Korps so schnell als möglich herbeizurufen; denn daß dieser, sein Offizierkorps und seine Truppen mit Freuden folgen würden, darüber war man keinen Augenblick zweifelhaft. York sandte an Massenbach den bestimmten Befehl: von Elbist zum Korps zurückzukehren.

Dort in Elbist wartete der französische Marschall Macdonald vergeblich auf die Preußen. Von böser Ahnung ergriffen, hatte er zwar das Korps getheilt, indem er Massenbach in die Vorhut setzte, während York die Nachhut bilden mußte. Er selbst mit seinen Franzosen bildete das Zentrum und meinte so Alle in seiner Gewalt zu haben. Er sollte sich bitter getäuscht finden.

Mit großer Klugheit hatte Massenbach seine Truppen von den Franzosen zu trennen gewußt, ehe man im Hauptquartier auch nur die leiseste Ahnung davon hatte. Macdonald saß eben beim Dejeuner, als die beiden Abschiedsbriefe von York und Massenbach ihm übergeben wurden.

In tiefster Bewegung las er zuerst York's Schreiben:

„Erlaubt mir Herr! Nach sehr mühseligen Märschen ist es mir nicht möglich gewesen sie fortzusetzen, ohne auf den Flanken und im Rücken gefährdet zu werden. Dieß hat die Vereinigung mit Euer Excellenz verzögert, und da ich zwischen der Alternative wählen mußte, den größten Theil meiner Truppen und alles Material, welches meine Subsistenz sichern konnte, zu verlieren, oder Alles zu retten, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, eine Konvention zu schließen, nach welcher die Sammlung der preussischen Truppen in einem Theile Ostpreußens, der sich durch den Rückzug der französischen Armee in der Gewalt der russischen befindet, stattfinden soll. Die preussischen Truppen werden ein neutrales Korps bilden, und sich gegen keinen Theil Feindseligkeiten erlauben. Die künftigen Begebenheiten, Folge der Verhandlungen, welche zwischen den kriegführenden Mächten stattfinden müssen, werden über ihr künftiges Schicksal entscheiden. Ich beileide mich, Euer Excellenz von meinem Schritte in Kenntniß zu setzen, zu dem ich durch gebieterische Umstände gezwungen bin. Welches auch das Urtheil sein mag, das die Welt über mein Verfahren fällen wird, ich bin darüber wenig in Unruhe. Die Pflicht gegen meine Truppen und die reichlichste Erwägung schreiben es mir vor; die reinsten Beweggründe, wie auch immer der Schein sein mag, leiten mich.“

Massenbach schrieb: „Der Brief des Generals von York wird Ihnen schon bemerklich gemacht haben, daß mein letzter Schritt mir vorgeschrieben ist, und daß ich nichts daran hätte ändern können, weil die Vorsichtsmaßregeln, die Euer Excellenz diese Nacht ergreifen ließ, mir verdächtig schienen, daß Sie mich vielleicht mit Macht zurückhalten oder meine Truppen in dem gegenwärtigen Fall entwaffnen wollten. Ich mußte die Partie, welche ich jetzt genommen habe, ergreifen, um meine Truppen der Konvention anzuschließen, die der kommandirende General unterzeichnet hat, und von der er mir diesen Morgen Kunde und Weisung gegeben hat.“

Das hatte der Marschall, der übrigens von dem preussischen Offizierkorps, seiner persönlichen Liebenswürdigkeit halber, sehr geachtet wurde, nicht erwartet. Er befaß den sofortigen Ausbruch der ihm noch übrig gebliebenen Truppen. Am peinlichsten war der ganze Vorgang dem preussischen Dragonerlieutenant von Korff, der die zweihundert Mann starke Stabschwache beim Marschall kommandirte, und eben beim Erhalten der Briefe an des Herzogs Seite zu Elbist saß.

Marschall Macdonald sprach ihm sein tiefstes Bedauern aus: „Die Lage der Sachen ist von der Art, daß Sie nicht bei mir bleiben können; gehen Sie mit Ihrem Kommando

über die Memel zurück, wo Sie Ihr Korps und Ihr Regiment wiederfinden werden. Es ist möglich, daß sich die Umstände noch ändern, dann sehen wir uns wahrscheinlich bald wieder. Ist es indeß nicht der Fall, so sehen wir uns auf dem Felde der Ehre wieder. Leben Sie wohl!"

General Dork war an demselben Tage, dem letzten Dezember 1812, von Lauroggen ausgebrochen, und marschierte der preussischen Grenze zu, Massenbach's Korps entgegen. Jetzt erblickte man den preussischen Grenzbewacher, und die tausendstimmigen Hurrahs wollten kein Ende nehmen. Bald erfolgte unter erneutem Jubel die Vereinigung der beiden Korps, und am 1. Januar 1813 zogen sie in Tilsit ein.

(Schluß folgt.)

Das Schloß Habsburg.

Von

G. E. Haas.

Erst in neuester Zeit wieder ist das Schloß Habsburg durch die Verhandlungen, welche zwischen der Regierung des Kantons Aargau und der österreichischen Regierung wegen Ankaufs des Stammsitzes des österreichischen Dynastengeschlechtes obschwebten, der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden. Wir geben uns der freudigen Hoffnung hin, daß die Nachkommen jener ersten Grafen von Habsburg auf dem Kaiserthron, wenn auch die Unterhandlungen einstweilen in's Stocken geriethen, die Heimat und Wiege ihres Geschlechtes, den ersten Ausgangspunkt ihrer Macht, den Stammsitz ihrer Väter, der durch Wassergewalt verloren ging, auf friedlichem Weg wieder an ihr Haus bringen werden. Wir glauben es der anererbten Pietät des Erzhauses Oesterreich zumuthen zu dürfen, daß es, im schroffen Gegensatz zu einer andern Dynastienfamilie, welche ihr Erbgut in den letzten Jahren erst leichtsinnig verschleuderte, Alles anwenden werde, den geheiligten Boden der alten Ahnenveste wieder in seinen Besitz zu bringen.

Der ganze Kanton Aargau ist voll von historischen Erinnerungen an die Zeiten der habsburgischen Macht und Herrlichkeit in jenen Gegenden, aber der Wülpelesberg mit der Veste Habsburg, dem alten Adlerneß, ist der Mittelpunkt, von welchem alle Rabien ehemaligen Glanzes ausgehen. — Man würde es dem alten, halbverfallenen, nicht einmal geräumigen Bau kaum ansehen, daß er die Keime einer Weltherrschaft in sich barg, altersmüde ragen die grauen Wände der tausendjährigen Burg aus dem jungen Grün der Berghalde empor, die Last der Jahre hat die Mauern hie und da niedergebückt, an anderen Stellen hat die sorgsame Mutter Natur die kahlen Scheitel mit einem Kranz von zartem Moos umflochten und umwunden, Schwalben nisten unter dem überhängenden Dache, der Steinröthel siedelt sich in den Rissen und Lücken des Mauerwerkes an, und hoch auf dem Dachfirst klappert zuweilen ein riesiger Storch. Unten am Fuß der grauen Steinwände streben mancherlei Schlingpflanzen empor, Holunderbäume haben schon vor manchem Jahre in der brüchigen Erde Wurzel gefaßt, und tränken nun das alte Gemäuer mit dem Thau ihrer Blätter.

Der Wartthurm bildet den festesten Theil des Gebäudes; er ist aus rohen, unbehauenen Steinmassen aufgeführt, und legt den Vergleich mit den Cyclopienmauern anderer alten Bauwerke nahe.

Da der Wülpelesberg sich bei 9000 Fuß über das Mittelmeer erhebt, so wird man begreiflich finden, daß man von der Ruine aus eines ausgedehnten Blickes über die Umgebung genießt. Dieser Umstand führte die Leute auf die Idee, die Burg als „Lug in's Land" zur Beobachtung von Feuersbrünsten zu benutzen. Der Wächter, welcher die Ruine bewohnt, läßt, sobald er eines Schadensfeuers gewahr wird, die Lärmanone ertönen.

Das Schloß Habsburg ist also zur Wohnung und zum Observatorium des aargauer Feuermästers herabgesunken. Dennoch ist dieser Zustand schon ein Schritt zum Besseren. Zu Anfang des Jahrhunderts schien das ehrwürdige Gebäude dem sicheren Verfall überlassen zu sein, keine sorgsame Hand regte sich, den verfaulten Sparren durch einen anderen zu ersetzen, die beschädigte Dachung wieder herzustellen, den verfallenen Weg auszubessern, und es war so weit gekommen, daß David Herrliberger, Gerichtsherr zu Muri, schon um die Mitte des verflorenen Jahrhunderts vom Schloße Habsburg folgende Beschreibung machen konnte, „... und ist das Gebäu, bis an etwas Gemäuer, in gänzlichen Abgang gekommen, so daß

Nunc ibi disiectas moles avulsaque saxa
Saxa vides,

andere nichts als eine schlechte Bauren-Wohnung, und bei dem großen Namen ein schlechtes Wesen übrig ist." Erst als sich ein innigeres Verständniß der Natur, größere Wanderlust und ein mächtiger historischer Forschungstrieb bei den gebildeteren Völkern Europas zu regen anfang, als Niemand, der den Aargau berührte, die berühmte Schloßruine unbefucht ließ, als die beiden Kaiser Franz und Ferdinand nach dem Stammsitz ihres Geschlechtes gewallfahrtet hatten, wurde die Kantonsregierung auf die Bedeutung des immer mehr verfallenden Schlosses aufmerksam. Die verdorbenen Wege wurden einigermassen gehbar gemacht und mindestens dem weiteren Verfall Einhalt gethan. So wenig dieß auch im Grunde ist, verdient es dennoch Anerkennung, es macht dem künftigen Besitzer möglich, eine großartige Herstellung vorzunehmen, was bei ungehemmtem Fortschreiten des Ruins völlig unthunlich geworden wäre.

An heiteren, sonnigen Tagen vermag man die Bergtolosse des Oberlandes von der Finne der Burg genau zu unterscheiden: Finsteraarhorn, Wetterhorn, Schredhorn, Jungfrau und die beiden Mönche sind die ausgezeichnetsten Punkte der Alpenkette, auf welchen das Auge unwillkürlich weilt. Wie eine Kette von Diamanten blitzen und schimmern die Eisberge am äußersten Horizont, und bilden so einen der bewunderungswürdigsten Gegensätze zu den blühenden Abhängen des Wülpelesberges und dem fruchtbaren Thalboden, aus welchem er sich burggekrönt erhebt.

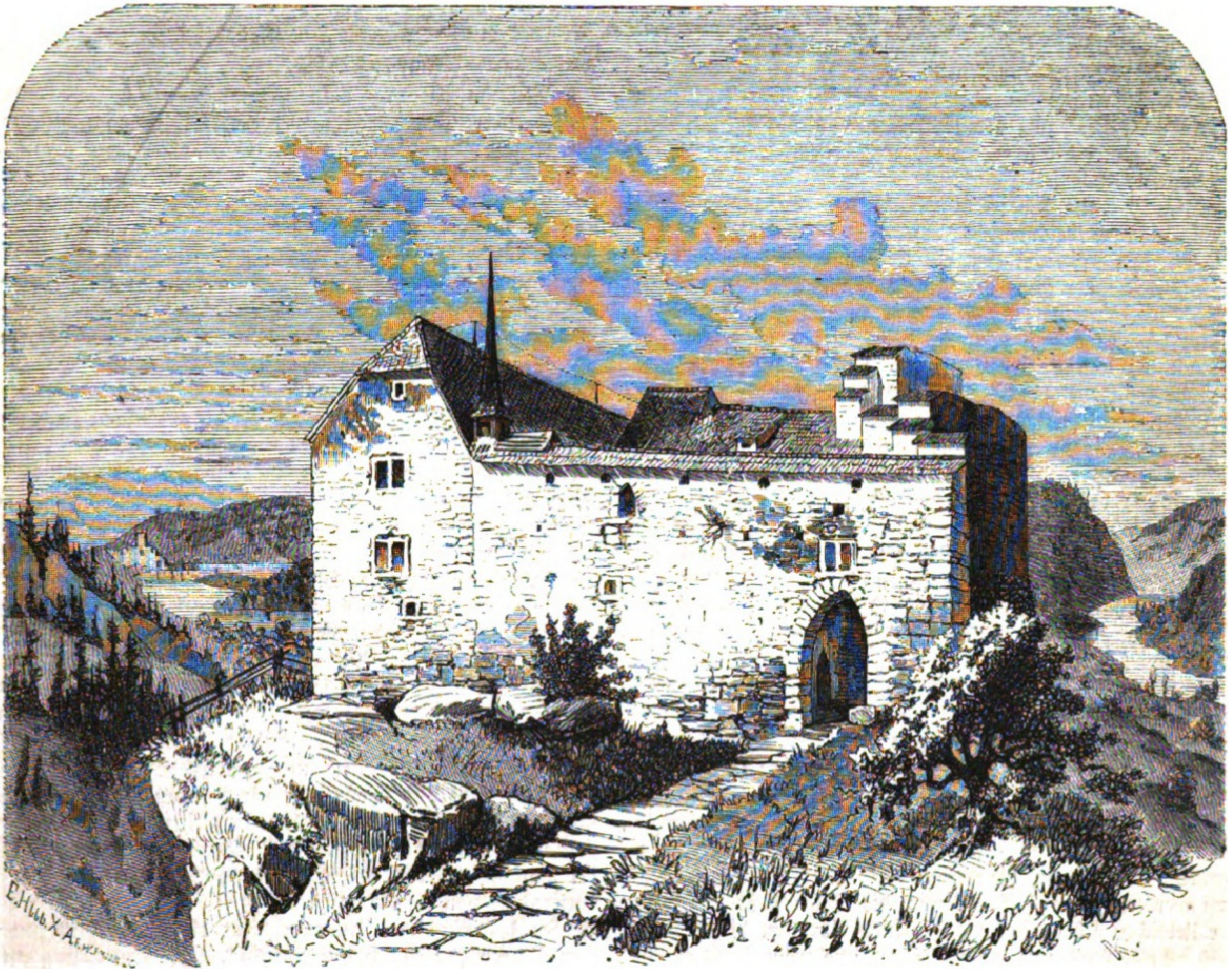
Unfern, im Angesicht des Schlosses, liegt Königssfelden, einst ein Doppelkloster, das in naher Beziehung zur Habsburg steht. Ehe sich noch der fürstliche Bau erhob, dehnte sich an dieser Stelle Wiesgrund hin, welchen man durchschreiten mußte, wenn man von dem Städtchen Brugg aus der Bergveste zustrebte. Das saftige Grün dieses Bodens wurde an einem freundlichen Maientag im Jahre 1308 mit Blut gefärbt, es war das Blut Kaiser Albrecht's I., welcher von den Verschworenen, an deren Spitze sich der eigene Vetter Johann von Schwaben befand, hier gleichsam im Schatten des Stammschlosses ermordet wurde. Wenige Schritte abseits kauerte eine alte Bettlerin, in ihren Armen verblutete der deutsche Kaiser, dessen Krone damals noch ein schwacher Nimbus römischer Weltherrschaft umschwebte. Der Tod des Monarchen wurde blutig gejubelt — Königin Agnes badete ihre Hände in Blut. Thatsache ist es, daß nicht die Person des Mörders allein bestraft, sondern ganze Geschlechter ausgegilt und dem Galgen oder Rad überliefert; Thatsache ist, daß ungeheure Güterkonfiskationen vorgenommen, und das aus ihnen gelöste Gut religiösen Zwecken gewidmet wurde.

Lassen wir aber das blutgetränkte Feld, und wenden wir unser Auge lieber dem freundlichen „Schinznaeh" zu, daß, so zu sagen, zu Füßen des Schlosses Habsburg liegt, und dessen Heilquellen jährlich Kranke aus allen Gegenden der Eidgenossenschaft anlocken; betrachten wir uns das liebliche Städtchen Brugg, das an der Stelle oder mindestens in nächster Nähe der alten Windanista gebaut ist. Noch bezeichnet der Name des Dorfes Windisch die Bedeutung und das Alter des Ortes. Die weite Ebene, die sich südwärts von Habsburg und dem Wülpelesberg hindehnt, heißt das „Birrfeld",

dessen Grenze im Süden durch eine Vergrünte bezeichnet wird, in welcher der Sage nach die Söhne des Schweizer-tyrannen Gessler, des Gessler's der Tell'sage, hausten. Es ist die Ruine von „Braunegg“, von der wir reden. Tiefer unten im Felde liegt ein neueres Gebäude, das zwar von der Romantik historischer Erinnerung nichts weiß, aber eines desto frischeren Ruhmes genießt, des, den großen Pestalozzi beherbergt zu haben — hier auf dem Neuenhof lebte und starb der große Volkserzieher, er wurde in Mitte seiner Thätigkeit als zweiundachtzigjähriger Greis von seinem Werke abgerufen. Dort hundert Schritte weit links vor Neuenhof

liegt das Dörfchen Birr, dessen Friedhof die Gebeine dieses Rechtschaffenen birgt.

Es ist ein Akt der Selbstbeherrschung, wenn wir uns nicht in das trauliche Dämmerlicht alter Chroniken versenken, und den Lesern mehr als ein Gemälde der Vorzeit, das mit der alten Habsburg im Zusammenhang steht, vorführen. Was ließe sich nicht von den den Habsburgern ebenbürtigen Hallwylen, Hertensteinen, Erlachen, Rebingen, Grafenrieden, Bonstetten und Wattenwylen berichten? Was ließen sich nicht über die alten Habsburge selbst für lehrreiche Betrachtungen anstellen, auch wenn wir uns um den Preis der



Das Schloß Habsburg.

wiener Akademie der Wissenschaften nicht bewerben wollten! Wir üben Entzagung und behalten uns vor, bei Gelegenheit einer nachhaltigen Restauration dieses geschichtlich merkwürdigsten Denkmals Deutschlands näher auf den fraglichen Gegenstand zurückzukommen.

Das Siederfest in Schwäbisch Hall.

Von

J. P. Glöckler.

Die ehemalige Reichsstadt Hall — Schwäbisch Hall — ist durch den Eisenschienenweg dem allgemeinen Verkehr nahe gerückt, und erfreut sich seit Beginn des Betriebs der Eisenbahn im Sommer des Jahres 1862 eines steigenden Besuchs. Und mit Recht. Hat doch diese Stadt des Sehenswerthen und Merkwürdigen gar mancherlei, und Freunde des Alterthums

und althergebrachter Sitten und Gebräuche finden hier eine reichliche Ausbeute für ihre Liebhabereien.

Hall liegt in einem freundlichen, von zwei einander gegenüberstehenden Hügelreihen begrenzten Thale, in dessen Grunde der Kocher fließt, der die Stadt in zwei ungleiche Theile theilt, in den östlichen größeren und in den westlichen kleineren. Die ganze Stadt ist ziemlich uneben, macht aber mit ihren wohl erhaltenen alterthümlichen Häusern, mit ihren schönen Kirchen und ihren freien Plätzen einen angenehmen Eindruck auf den Fremden. Die Umgebung der Stadt ist wahrhaft malerisch schön, und die zum Theile noch vorhandenen Thürme, namentlich aber die imposante, erhaben liegende Hauptkirche heben die freundliche Erscheinung noch mehr hervor. Eine einzige gerade Straße durchschneidet Hall in größerer Länge; sonst ist es in keinem seiner Theile regelmäßig gebaut. Auf der östlichen Seite des Kochers liegt die eigentliche Stadt, in die obere und untere getheilt, und ehemals mit starken Mauern und mehr als 30 Thürmen umgeben, von denen dormalen nur noch einige mehr oder weniger gut

erhalten stehen. Wenden wir uns von der eigentlichen Stadt aus nördlich, so gelangen wir in die Gelbinger Vorstadt; wandern wir aber von dort aus in entgegengesetzter Richtung, so kommen wir in die Vorstadt Unterlimburg oder Unterberg, die sich auf der rechten Seite des Kochers zu den Füßen der Ruine des Schlosses Oberlimburg bis nahe vor Romburg hinzieht, das so freundlich zum Besuche einladet. Kehren wir aber in die untere Stadt zurück, so betreten wir bald den ältesten Theil derselben und stehen auf dem sogenannten „Haalplatz“. Nicht weit davon liegen das Kreisgefängniß und die Saline. Ueber die sogenannte Johannis- oder Hensersbrücke schreitend, gelangen wir in den Stadttheil jenseits des Kochers, der eine eigene Pfarrgemeinde „zu St. Katharina“ bildet. Damit hätten wir die einzelnen Theile Hall's durchwandert. Indem wir nun wieder in den Stadttheil diesseits des Kochers zurückkehren, besuchen wir den Vergnügungsort der Haller, das Unterwöhrd, eine von Linden beschattete Insel, auf der auch das Soolbad sich befindet. Schon manches Volksfest wurde auf diesem schönen Plage abgehalten, und seit Jahrhunderten ist er den Hallern lieb geworden. Unter den freien Plätzen der eigentlichen Stadt verdienen noch besondere Beachtung der Marktplatz bei der St. Michaeliskirche, auf dem die Wochenmärkte ihren Verlauf nehmen, und der schon erwähnte Haalplatz, der zur Abhaltung der Jahrmärkte dient. War in früheren Zeiten die Stadt sehr enge und bezüglich der Straßen wenig geregelt, so daß die häufig vier Stockwerke hohen Häuser vor dem Brande im Jahr 1728 „über und durcheinander standen“, so haben die letzten Jahre ungemein viel zur Verschönerung des ganzen Wohnplatzes sowie einzelner Theile desselben zu Stande gebracht. Nicht wenige Gebäude sind wahrhaft schön zu nennen; andern wird mehr und mehr wenigstens eine schmutzige Außenseite gegeben. So reiht sich Hall ebenbürtig den schönsten und bedeutendsten Städten Württembergs an, und mit gerechtem Selbstgefühl betonen die Haller die Wichtigkeit und Bedeutung ihrer Geburtsstätte für das engere Vaterland.

Die Hauptzierde der Stadt bildet unstreitig die Hauptkirche zum heil. Michael. Schon ihre Lage auf einem vorspringenden Hügel des Bergabhanges ist ungemein freundlich und anziehend. Zum Haupteingange des ehrwürdigen Gotteshauses führt vom Marktplatz aus eine großartige steinerne Treppe von vierundfünfzig Stufen, welche in einem Kreissegment angelegt sind. Die unterste dieser Stufen hat 180 Fuß Länge. Je weiter wir hinaufsteigen, desto mehr nimmt diese Länge ab. Mag nun auch manchem alten Mütterchen der Gang in die Kirche von dieser Seite aus mühsam werden, dennoch scheut man die Mühe nicht, und auf der lieblichen Höhe, auf dem schönen Vorplatze dieses Tempels athmet sich's nur um so leichter und froher. Dem Alter sind aber zudem noch andere Pfade geboten, auf denen es die Kirche gar leicht zu erreichen vermag. Von dem geräumigen Vorhof aus läßt sich fast die ganze Stadt in ihrer Ausdehnung und Größe überschauen. — Zunächst fällt das prächtige, in edlem Styl ausgeführte Rathhaus in's Auge, ein Bau, der schon in seinem Aeußern auf seine Bedeutung hinweist. Im Stadttheile jenseits des Kochers liegt die Kirche zu St. Katharina. Auf dem Abhang des Hügelzuges auf dem linken Ufer des Flusses verfolgt man gerne das Eisenschienengeleise, durch welches Hall in die großen Verkehrswege der Neuzeit hereingezogen wurde. Mit Wohlgefallen ruht das Auge auf dem schön gelegenen Bahnhofgebäude. Und das Gelände ringsum erfreut den Beschauer durch seine reiche Fruchtbarkeit. Unwillkürlich wird schon auf dieser Stelle das Herz heiliger Gefühle voll. Betritt man aber das Innere der Michaeliskirche, so steigern sich diese Gefühle noch, und fröhlich erheben sich Auge und Herz zu dem, der nicht in Tempeln von Menschen gebaut wohnt. Zu dem Ausgezeichnetsten in dieser Kirche gehört der große, durch Künstlerhand neuhergestellte Altar und das wunderschöne Sakramentshäuschen. Ueber dem Altare erhebt sich ein Kreuzifix von beinahe Lebensgröße, das sich durch die

Naturwahrheit seiner Formen auszeichnet, und von dem die Sage berichtet, der Künstler habe das Modell zu seinem Kunstwerk von einem wirklich Getreuzigten genommen. Interessant ist auch die in einer Seitennische im Langhause der Kirche angebrachte Grablegung Christi mit lebensgroßen, in Holz geschnittenen Figuren. Außerhalb des Gotteshauses ist noch auf der Nordseite desselben der „Delberg“ mit seinen lebensgroßen Bildern der Beachtung werth. — Um Zusammengehöriges nicht zu trennen, weisen wir noch auf die Kirche zu St. Katharina hin, die mit ihrem Reichthum an Kunstgebilden dem Kenner und Alterthumsfreunde hohen Genuß gewährt, und die von Fremden nicht unbesucht bleiben darf.

Die Bewohner der alten freien Reichsstadt sind ein thätiges, lebensfrohes Völkchen, dem Finsterblinde einen gewissen Stolz auf ihre Geschichte und einen natürlichen Hang zum Wohlleben zuschreiben wollen. Gewiß ist, daß den Hallern vor nicht allzu langer Zeit, so lange das Salzwerk noch Eigenthum der Stadt oder vielmehr einer Anzahl Familien war, fremde Händler und hallische Bauern den Honig des Behagens zutrug. Wenn ehemals eine Familie den Siedenstag hatte, d. h. wenn an sie, nachdem ihr zuvor je nach ihren Rechten ein oder mehrere Tage zur Alleinverfabrikation des Salzes angewiesen waren, die Reihe des Alleinverkaufs des Salzes kam: welch' eine köstliche Zeit, welch' ein fröhliches Leben! Die Verkäufer und Händler schwelgten in gebratenen Hühnern, Gänsen und Enten, und sorgten umsichtig dafür, daß diese Bissen nicht auf trockenes Land fielen. Und vollends das Sieberfest und das Kuchenholen! Was Wunder, wenn die Sehnsucht nach den Fleischöpfen Egyptens noch in der jetzt lebenden Generation herrscht und sich von Mund zu Mund fortpflanzt! Was Wunder, wenn man durch guten Lauber-, Kocher- und Weinsbergerrwein neben grandiosen Biermassen die Sorgen für den kommenden Tag zu erlösen sucht! Und dazu noch der Jakobimarkt und der Martinsstag! — Musik und Gesang sind eine besondere Liebhaberei des Hallers. Musik- und Singfeste, Aufführungen von Konzerten und Oratorien tragen nicht wenig zur Ausbildung und Vereblung des Geschmacks bei. Der Haller selber hat ein stets gut gelauntes, aufgewecktes, frohes, dabei höfliches, gefälliges, dienstfertiges, mehr oder weniger leichtes, mit einem unüberstehlichen Reiz zum Spötteln und Neden ausgerüstetes Wesen. Schweres nimmt er nicht allzuschwer auf; zur Ausdauer in der Arbeit und zur Ertragung von Widerwärtigkeiten ist er nicht gemacht. Den Fremden nimmt er liebevoll auf, und bald findet man sich heimisch bei seiner Zutraulichkeit, die aber weit entfernt ist von Ausbringlichkeit. —

In den frühesten Zeiten erscheint die Stadt Hall unter dem Namen „zu den sieben Burgen“. Ihre Entstehung verdankt sie unstreitig dem „Haal“, d. h. der Salzquelle. Um diese wurden sieben Burgen, viereckige, massive und vier Stockwerke hohe Thürme, in einem Halbkreis gebaut, in dessen Mitte die Hauptburg „Hall“ stand. In diesen Burgen wohnten der Salzgraf, der Schultheiß, der Münzmeister, der Sulmeister (Aufseher über die Soole), der Feurer, der Refler, der Sieder. Diese Beamten bildeten zweifelsohne das Salinengericht. Die Aemter selber wurden erblich, und aus den Amtstiteln entstanden eben so viele Familiennamen. — Unter dem Schutze dieses Gerichts und jener Burgen vergrößerte sich Hall zusehends; schon gegen das Jahr 1000 wurde die erste Kirche gebaut. Die ersten Bewohner der Stadt waren königliche Dienstleute, einige Freie und mehrere bei der Salzquelle und Münzstätte beschäftigte Hörige oder Leibeigene. Zu diesen gesellte sich bald eine große Zahl Freigeborner aus der Umgegend, und diese machten mit jenen königlichen Dienstleuten die sogenannten Geschlechter. Diese behaupteten das ausschließliche Recht der Besetzung des Magistrats, hatten meist ritterliche Eise auf dem Lande, besaßen Lehen von Fürsten und Herren, und wurden bei den Turnieren als ritterbürtig anerkannt. Hall konnte deshalb mit Recht im Mittelalter die „Adelsstadt“ genannt werden.

War nun die Salzquelle höchst wahrscheinlich in den frühesten Zeiten ein Arovgut, so finden wir die Saline schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts ganz in Privathänden, und zwar zuerst in denen der Edelbürger, später in denjenigen der übrigen Bürger und Körperschaften. Im Jahr 1306 hatten sich die Berechtigten dahin vereinigt, daß die Zahl der „Sieden“, welche alljährlich gesotten werden sollten, auf hundertundsechzig beschränkt wurden. So wurde die Quelle mit dem umliegenden Grund und Boden zu einem geschlossenen Eigenthum der Inhaber geregelt und in hundertundsechzig Theile getheilt; und dieses Hauptgrundgesetz blieb aufrecht bis zu dem im Jahr 1804 mit Württemberg getroffenen Abkommen.

Anfänglich wurde die Salzgewinnung von den Eigenthümern auf eigene Rechnung betrieben. Aber schon im Jahr 1344 war es allgemeiner Brauch geworden, die „Sieden“ zur Nutznießung erblich an die Sieder zu überlassen. Und dieses absonderliche zweifache Eigenthumsverhältniß — Lehen und Erb — blieb bis auf unsere Zeiten. Der Eigenthümer einer Siedergerechtigkeit war „Lehensherr“, der Nutznießer aber „Erbsieder“. Nutzungsrechte, die der Inhaber mit Fideikommiß belegte, hießen „Erbsuß“, im Gegensatz zu dem freien oder „eigenen Erb“. Häufig verkauften die Erbberechtigten ihre Befugniß zu siedeln auf ein oder etliche Jahre an einen Dritten, der „Jahrläufer“ hieß, und nicht selten, wie z. B. im Jahr 1800, einen Jahresbestand von 450—600 fl. entrichtete. Durch derartige Spekulationen erhielten die Erbsieder einen fast doppelt so hohen Verkaufspreis als die Lehenrechte.

Mit der Saline stand nun im innigsten Zusammenhang das Siederfest. Wenn auch das „Brehelnfest“ und der „Seelenweden“ und andere herkömmliche Gebräuche noch heute in Hall bestehen, so wollen wir für heute dieses Fest in's Auge fassen.

Hören wir zunächst Näheres über den Ursprung desselben. Am Tage Petri und Pauli — so erzählt eine alte Beschreibung — war die Siederskompagnie auf dem großen „Unterwöhr“, einem schönen großen Platze, der heute noch Hall's „Promenade“ bildet, zu einer Versammlung versammelt. Auf einmal flog ein Hahn mit Zetergeschrei zum Dachladen der gegenüber stehenden Dorf-mühle hinaus. Die Siedersleute hörten dieses Geschrei, sahen aber auch, daß das Feuer zu eben diesem Laden hinausschlug. Schnell waren Alle bei der Hand, und retteten die Mühle durch ihren Muth vor der nahen Zerstörung. Weil aber diese Mühle städtisches Eigenthum war, so fand sich ein edler und hochweiser Rath der Stadt Hall benutzen, zum Lohn für und zum Andenken an diese schöne That, der Siederskompagnie alljährlich Früchte zu einem Kuchen und Wein zu Abhaltung eines Festes zukommen zu lassen mit der Bemerkung, daß sich die lebige Siedersmannschaft auch künftig bei Feuersbrünsten, wovon aber der gütige Gott Stadt und Land in Gnaden behüten möge“, auszeichnen und den Feuern kräftige Hülfe thun solle. — Das „Siederkuchensest“ gefiel aber den Domherren des nahen Romburgs so sehr, daß auch sie der Siederskompagnie jedes Jahr Früchte und Wein zum Feste spendeten. So kam es, daß der große Kuchen gewöhnlich 100 Pfund und sammt der Krönung mit Blumen 120 Pfund wog. Der armen Leute wurde ebenfalls gedacht, und ihnen einige Körbe voll „mürbes“ Brod, sogenannte Mühlenkaffeelein, zum Fenster der Dorf-mühle hinausgeleert. Das ganze Fest war also eine Stützung für die haller Siedersöhne.

Die Festlichkeit des Hofes, wie man das Siederfest auch nannte, ging alljährlich am Feiertag Petri und Pauli — „weil der Gedächtnistag der That“ — vor sich. Die Vorbereitungen zum Feste begannen aber schon am Pfingstmontag. Drei Sonntage vor dem genannten Feiertage wurde von den Sieders- oder Haalbürgern jedesmal ein feierlicher Kirchgang unternommen. Bei einem ganzen (großen) Siederhof gingen sie Vor- und Nachmittags in schwarzer Tracht, gepuderten Haaren, Mänteln, schwarzen Schärpen, versilberten Degen und weißen seidenen oder baumwollenen Strümp-

fen in die Kirche. Bei einem halben Siederhof besuchten sie dagegen nur Vormittags in ihrer hellen Scharlachtracht mit silbernen Borten und Schleifen, sowie mit einer großen grünen Kolarbe am Hüte, den Gottesdienst in der Michaelskirche. Bei dem Ein- und Ausgehen mußten sie „den Hut abziehen und paarweise eintreten, damit keine Unordnung entstehen möge — bei Strafe zwei Maas Wein, die Maas zu 6 kr. gerechnet“. Ein ganzer Siederhof bestand aus 18 Paaren; waren es weniger Paare, so hatte man nur einen halben Hof. Die Paare hießen Hofbursche und Hofjungfern. Ausgeschlossen vom Fest war, wer „nicht Bürger oder Siederssohn war, wer sich zum Heirathen versprochen oder gegen das sechste Gebot vergangen hatte“.

Ueber die ganze Festzeit durfte man sich, wenigstens in der Mühle, nicht mit Du anreden, vielmehr wurde allseitig Er und Sie — hört Er's, hört Sie's — gesprochen, wieder bei zwei Maas Wein Strafe.

Das Gasthaus, in welchem Nachts getanzet wurde, war das Kuchenhaus. Dort mußten die Hofbursche (Kuchenholer) Morgens 6 Uhr erscheinen, und durften nicht ohne Degen und Degenbehäng aus- und eingehen, „bei Strafe: vier Maas Wein“.

Die Verabreichung des Kuchens geschah in der Dorf-mühle, seine Verpeisung Nachts im Kuchenhause. In den Teig kamen „nebst noch vielem Gewürz 80 Stüde Muskatnuß“.

Den Kuchenträger bestimmte das „Loosen mit Würfeln aus einem Glase bei Strafe: zwei Maas Wein“. Ihm und dem Träger des Weins, Flaschenträger genannt, waren zum „Hin- und Wiederkehren zwei tüchtige Jungen, welche allezeit gehörige Parition zu leisten, bei Strafe: zwei Maas Wein“, zur Seite gegeben. Auch ein Hofmeister zur Erhaltung guter Ordnung oder wenigstens ein Obmann zur Menage u. wurde bestellt.

Die Kleidung — die Siederhofstracht — war sowohl für die Hofbursche als für die Hofjungfern bis auf's Kleinste festgelegt. Jene trugen einen dreieckigen, schwarzen, mit Silberborten und rothen Federn eingefassten, und mit der halben Kolarbe — roth und gelb — geziertern Filzhut, eine schwarzseidene Halsbinde und darüber den Hemdkragen, einen scharlachrothen, silberbordirten Rod mit apfelgrünen Aufschlägen an Kragen und Ärmeln und mit silbernen Knöpfen, eine weiße Weste mit doppeltem silbernem Befatz und mit silbernen Knöpfen, schwarze Hosen mit drei silbernen Knöpfen an jeder Seite, grüne Widelstrümpfe, dazu die Knierröcken schwarz mit Goldfränschen und silbernen Schnallchen, und schwarze Lederschuhe. Ein Degen mit schwarzem, mit seidenen Fransen besetzten Bändel; in der rechten Hand eine Zitrone mit Gewürznelken bespidt, deren Köpfe versilbert waren und mit denen der Name des Eigenthümers gebildet wurde, vollendete den Aufzug des stattlichen Hofburschen.

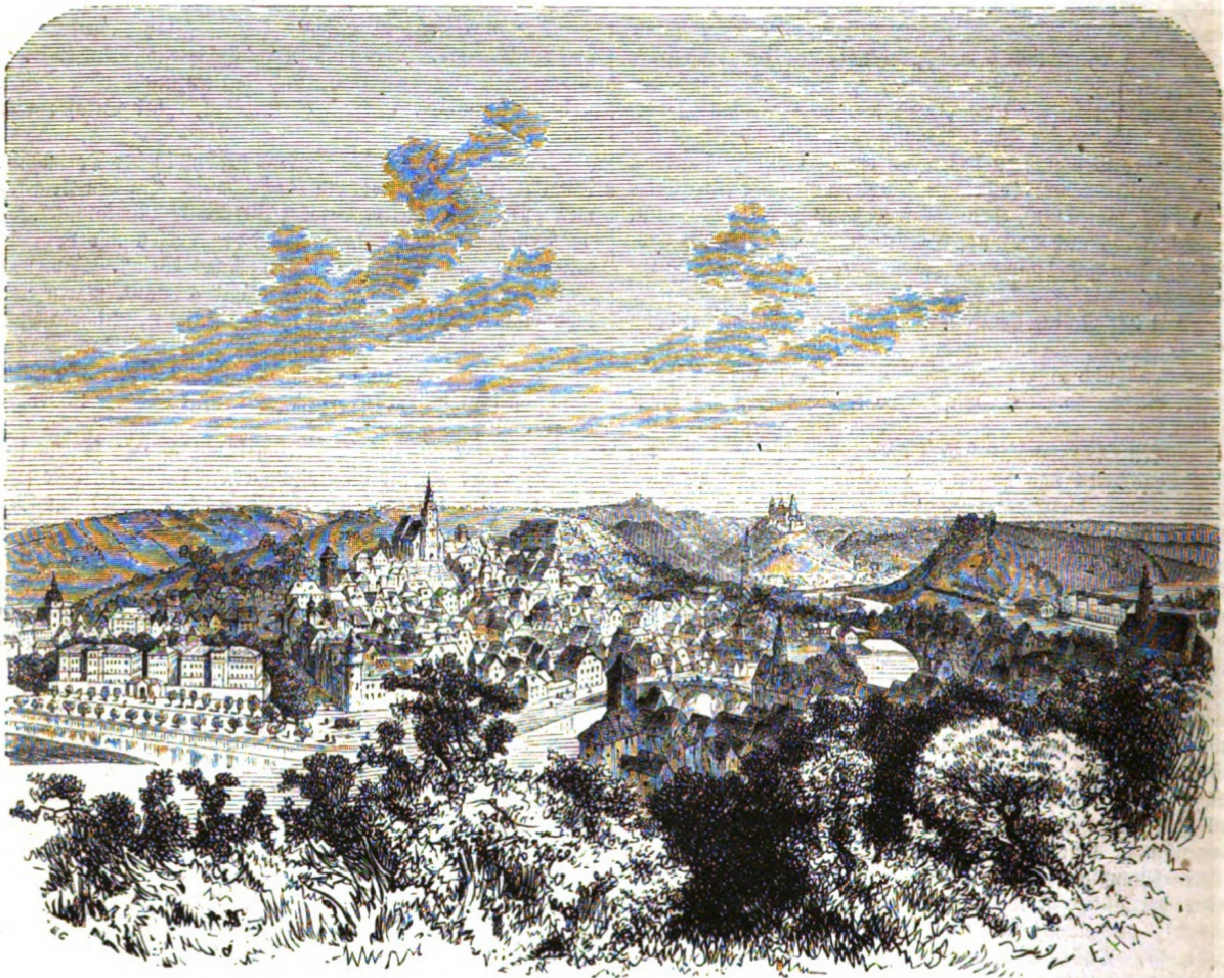
Die Hofjungfern waren geschmückt mit einer schwarzen, silbergestickten und mit schwarzen Spigen besetzten Stirnbinde, einer Art Haube, und durch diese und das Haar zog sich quer aufrecht eine lange silberne Nadel, Zitternadel, mit einem Halbmond, an dem silberne Glöckchen und andere Figuren befestigt waren, die im Winde spielten. Um den Hals schlangen sie ein weißes, gesticktes Halstuch; besleidet waren sie mit einem schwarzen, mit weißen Spigen besetzten Kittel mit rothem, durch eine silberne Kette mit silbernen Haken und mit einer Kette, der Siederskette, geziertern Vorstecker, mit einem scharlachrothen Rod, unten mit einem handbreiten Befatz versehen, und mit einer weißen, schmalgefalteten und gestickten Schürze; um die Hüfte und die Schürze hinunter lief ein grünes Band; weiße Strümpfe und Stöckelschuhe mit silbernen Schnallen sah man an den Füßen; weiße, gestickte Handschuhe umschlossen die Hände; silberne Ohrengehänge vollendeten den Schmuck der zierlichen Jungfrauen.

Mit großer Strenge wurde auf Einhaltung dieser Kleidung gehalten; die Hofbursche mußten mit „Höflichkeit im Wort bedacht sein, daß ihre Hofjungfern in Ansehung ihrer Kleidung ja nicht von der vorgeschriebenen Hofstracht abwei-

den und unter Vorpiegelung unerheblicher Ursachen schädliche, mit der Sache nicht zu vereinbarende Modenerneuerungen eindringen ließen“.

Fragen wir endlich nach den Festlichkeiten und ihrem Verlaufe. Am ersten Festtage hatten die Hofbursche — wie schon bemerkt — Morgens in der Frühe im Kuchenhaus, einem durch's Loos bestimmten Gasthause der Stadt, zu erscheinen. Die Ältesten begaben sich mit dem Hofmeister rechtzeitig in die Dorfsmühle zu den Weibern, welche den Kuchen mit Blumen krönten. Der Kuchen selbst wurde sofort in's Kuchenholz eingesetzt und mit vier Schrauben befestigt. So blieb er bis zehn Uhr liegen. Nach dem ersten Laute der Vaterunser-Glocke in der Michaeliskirche zogen sämtliche Haalbursche vom Kuchenhause mit klingenem Spiel in die Dorfsmühle, dort den Kuchen in Prozession abzuholen. War

dieser in Empfang genommen, so wurde er unter Vorantragung einer seidenen Fahne und Voranschreitung von Trommlern und Pfeifern in der Stadt herumgetragen, und endlich in der Gerichtsstube des sogenannten neuen Hauses dem versammelten Rathe präsentiert. Von der Gerichtsstube aus wurde, sobald der Zug ankam, der Fahnen „ausgeschwängt“ und während dieses Aktes „vom Siederhof in Ordnung der Gut abgezogen“. Vor dem versammelten Gerichte hatte der Älteste, d. h. der durch's Loos gewählte Siedersbursche, dem die Ehre des Tages zugefallen war, in einer wohlgelesenen Anrede an das „Hoch- und Wohllobliche Haalgericht“ um den Kuchen anzuhalten, und wenn der Haalhauptmann eine Antwort beliebte, sein „Dankagungskompliment“ abzulassen, welchem die Gesundheitens folgendermaßen folgten: „Diemeilen es dem Hochedelgebornen und Hochweisen Magistrat hiesi-



Ansicht von Schwäbisch Hall.

ger Stadt gnädigt gefallen hat, dem Siedershof den Siederstuchen nochmals großgünstig zugehen zu lassen, so erordert auch unser Obliegenheit, einem Hochedelgebornen und Hochweisen Magistrat zum Zeichen unseres dankbaren Gemüths ein Hoch auszubringen. Anbei wir uns dero schätzbaren hohen Guld und Gewogenheit unterthänigst empfehlen. Auf das venerirende hohe Wohlergehen des Hochedelgebornen und Hochweisen Magistrats hiesiger Stadt ein dreimaliges Hoch! Pfeifen und Trommeln fielen ein, und aus frohen Kehlen erscholl das „venerirende“ Hoch. Nachdem diese Guldigung vorüber war, bewegte sich der Zug in das mit Maien verzierte Kuchenhaus zurück. Dort hatte man so lange zu verweilen, bis der Zug der Hofjungfern am Kuchenhaus vorüber war.

Nachmittags versammelte man sich auf dem großen Un-

terwöhrd: die Hofjungfern unter vorangehender Musik „in der streng vorgeschriebenen Hofkleidung vor dem Kuchenhaus vorbei“, die Hofbursche „einige Zeit später mit Trommel und Pfeife“. Wenn nun auf dem Unterwöhrd ein Hofbursche seine Hofjungfer erblickte, mußte er sie, „nachdem sie von ihren Eltern Erlaubniß erhalten“, sogleich zu sich bitten, um sie Abends mitzunehmen in's Kuchenhaus. Nun wurde auf dem freien Plage „bis Thorglocken (Abendglocke)“ nach der Trommel und einer nur wenige Töne wiederholenden Pfeife getanzt. Noten für die Tanzliedchen und den „Kuchenmarsch“ sind heute noch vorhanden. Ein ganz beliebtes Tanzliedchen lautete z. B.:

Da Muetter kocht mer Zwiebelefsch,
Rutsch her, rutsch her, rutsch her;
Sie waas woll, das i's gere is —
Rutsch her, rutsch her, rutsch her.

Der Tanz selber, ein Reihentanz, war durchaus ernster und stiller Natur; freundlich durften die Tanzenden zur Noth sein, aber sprechen oder lachen oder gar jauchzen hätten sie nimmermehr dürfen: es würde ihnen zu größter Unehre gereicht haben. Jahrhunderte hindurch war dieser Tag immer der nämliche.

Vor dem Beginn des Tanzes war es die Aufgabe der zwei ältesten Siedersbursche, die „Jungfernrede oder Einladung der Jungfern zum Siederstag“ zu halten. Sägung war, bei einer Aufforderung zum Tanze von keiner „Hofjungfer oder anderen Frau oder Jungfrau“ eine abschlägige Antwort anzunehmen; wer sich ohne die erheblichsten Ursachen mit einer solchen abspesen ließ, wurde gestraft „um vier Maas Wein“.

Hatte die Thorglocke „dem Tanz ein Ende gemacht“, so

zogen alle Festtheilnehmer in das Kuchenhaus zurück, und jetzt begann das große Bankett. Der wohlverdiente Kuchen wurde unter die Hofbursche vertheilt. Jeder „verehrte“ seinen Antheil unter strengster Beachtung der bestehenden Höflichkeitsformeln seiner Hofjungfer. Das Festmahl selbst dauerte bis spät in die Nacht unter allerlei Lustbarkeiten fort. Während der ebenfalls vorgeschriebene „Speizzettel in der Frühe (Morgens im Kuchenhaus) Suppe und Eingemachtes“ aufwies, Mittags aber „Suppe, Suppenfleisch, Meerrettig, Werschingtraut oder Zuckerschäfen und Eingemachtes“ verordnete, verbreitete er sich für das Nachbankett auf „Reissuppe, Salat mit Bratwurst, Pasteten mit Kalbfleisch, Kalbsbraten, Bodenfleisch, gesottene Fische, Weinbeertorten, Gans, Schneeballen und Viertuchen“. Dabei hatte von der Nachtmahizeit „vor dießmal jeder Kuchenholer (Hofbursche) seine



Der Aufzug der haller Sieder.

Ueberbleibsel der ihm gehörigen Hofjungfer zu überlassen“. Und diese Ueberbleibsel waren von nicht allzu kleinem Zuschnitt.

Daß dieses Siederfest mit einem Tage nicht vollendet werden konnte, läßt sich ohne weitere Auseinandersetzungen begreifen. Der zweite Tag mußte auch etwas haben, und dieser galt dem sogenannten „Bronnenzug“, zu welchem sich die Siederskompanie, „wenn sie die Frühsuppe genossen, bei Zeiten zu rüsten“ hatte. Die ganze Mannschaft zog vor das Kuchenhaus und „verrichtete vorderamst mit dem Gewehr im Arm das Gebet“; dann ging's zum Marktbrunnen „mit Salven und Trinken der Gesundheit gegen das Rathhaus“; von da zog man in die Gelbinger Gasse, „unterwegs mit Salutiren gegen die im ‚Hirsch‘ versammelten Städtmeister und Feuter, und mit Tanzen der den Bronnenzug erstmals

Mitmachenden um den Brunnen daselbst, um sich so der Kompanie zu weihen“. Hierauf bewegte sich der Zug zum „Mühlmarktbrunnen“ und über die Senkersbrücke, wo eine Salve gelöst wurde, „die Mauer hinum zum Brunnen jenseits des Kochers, wobei auch Diejenigen, welche in der ‚Glocke‘ oder im ‚Wildenmann‘ der Kompanie aufwarteten, mit Schüssen salutirt wurden“. Endlich kam man über den „rothen und steinernen Steg, von dem aus das neue Haus salutirt wurde“, wieder zum Kuchenhaus, wo die letzte Salve erfolgte. Nachmittags aber wurde „der Tanz auf dem Unterwöhrd auf's Neue begonnen“, und der Abend versammelte Hofbursche und Hofjungfern abermals beim Bankett. An „Reissuppe, Salat, Bratwurst, Butterpasteten, Kalbschlegel, gesottenem Fische, Kesselfleisch, Schweinebraten, gebadenen Füß' und Viertuchen“ konnten sich die schmachtenden Herzen

baß erquiden, und die „Hoftracht“, in welcher man selbstverständlich dem Festschmaus anwohnte, war nicht so eng anliegend, daß man nicht hätte nach Herzenslust zugreifen können. Zudem war für dieses Bankett noch ganz bestimmt festgesetzt, daß „die Kuchenholder die übriggebliebenen Portionen nicht mehr den Hofsingfern zu geben hatten, sondern selbst mit heim nehmen durften“. An Trinksprüchen fehlte es niemals. Wenn ein älterer Hofbursche rief:

„Es leb' ein treues Herz
Dem guten Freunde hold,
Denn dieses halte ich
Für köstlicher als Gold.“

so folgte schnell ein jüngerer nach und sprach in feuriger Rede:

„Und wenn ein Tröpflein Blut,
Freundin, Dir ungetreu,
So sprengte dieser Trunk
Das falsche Herz entwei.“

Und ein Dritter fuhr nicht weniger begeistert und lieb erglüh't fort mit seinem Trinkspruch auf die schönen Augen, indem er mit großem Nachdruck verkündigte:

„Wir trinken
Allen schönen Augen,
So zum Lieben taugen
Und doch nicht von Herzen
Leicht mit Andern scherzen.“

So verging auch der zweite Tag unter Lust und Scherz, unter Freud und Wonne. Und am dritten Tage mußte man noch „einige Nachfeier mit Tanz auf'm Unterwöhrd“ abhalten, damit die Festlichkeit nicht „über's Knie abgebrochen werde“.

Damit aber nichts im Rückstande bleibe, was später noch hätte schmerzen können, wurde am vierten Tage zusammen-gerechnet und „Alles in Richtigkeit gesetzt und alle Klage solcher-gestalt vermieiden“.

Drei Wochen vor und eine Woche nach dem Fest kam aber der Siederhof jedesmal am Sonntag nach dem Mittagessen, „wenn schön Wetter war“, auf dem vielberühmten Unterwöhrd zusammen, wo man auf- und abging, bis Alles versammelt war, um alsdann „bei Trommel und Pfeife“ eine Landpartie zu machen „auf den Tanzplatz bei Heimbach, wo sofort auf dem großen Rasen getanzt und im Wirthshaus in Heimbach eine kleine Erquidung genommen“ wurde. Zuweilen zog man auch nach Tullau, Gelbingen u., manchmal auch nur auf den lieben Unterwöhrd, und ein Tanz wurde aufgeführt, wobei „eine große Wassergölle mit einem Schränkchen darauf das Orchester für Trommler und Pfeifer“ bildete. Auch bei diesen Spaziergängen und Tanzauf-führungen war dem Siederhofe eine bestimmte Kleidung vorgeschrieben.

Vermeintliche Eindringlinge wurden strenge zurückgewiesen und, wollte nicht Folge geleistet werden, in die Brunnen „geschwippt“; ein hochwohlwaiser Rath mußte sogar durch Verordnungen gegen diese Gewaltthätigkeiten einschreiten: Beweis genug, wie ernst die Hofbursche ihre Ehre wahrten.

Die „Kosten des Hofes“ fielen „gemeiner Stadt“ zur Bestreitung zu.

Und warum feierte man in der alten Salzstadt diese Siederfeste? Wir haben oben die Geschichte ihrer Entstehung angegeben; allein es möchten doch noch andere Gründe zu Begehung dieser Festlichkeiten zu finden sein. Man wollte offenbar durch sie den Segen verherrlichen, den die Salzquelle über Hall verbreitete, und der Riesenluden sollte den Wohlstand bezeichnen, der von ihr ausging. Die mit dem Fest verbundenen Waffenübungen und der Wassenprunk sind ein Beweis der Wehrhaftigkeit der Siederzunft, und ein Zeichen ihres Entschlusses und ihrer Verpflichtung, für Haus und Hof Blut und Leben zu lassen. Und ihre Wehrhaftigkeit haben die Sieder nicht selten bethätigt, indem sie als eine für sich bestehende Kompanie namentlich in früheren Tagen der Stadt manche gute Dienste leisteten. Zudem bildeten sie bei allen öffentlichen Hochzeiten eine Art Ehrenwache, trugen

gewisse Klassen von Stadtbewohnern zu Grabe. Sie waren für die größte Hitze und Kälte unempfindlich, trugen die schwersten Lasten und schwammen vortrefflich. Obgleich sie nicht in einem besonderen Stadttheil beisammen wohnten, so pflanzten sie außer ihrer Tracht und einzelnen ihnen ganz eigenthümlichen Sitten auch eine eigene Sprache durch eine lange Reihe von Geschlechtern fort, die durch Ton und Aussprache von der gewöhnlichen Mundart sehr abwich.

Seitdem die Saline in den Händen des Staates ruht, sind alle Siederbräuche und Siederfeste zerfallen. Nur einmal noch fladerte die alte Herrlichkeit auf: es war am 2. August 1862. Damals veranstalteten die Haller zu feierlicher Eröffnung der Eisenbahn einen Siederhof, der an Glanz den früheren nicht nachstand. Und daß die damaligen Hofbursche und Hofsingfern ihre Rollen verstanden und bei allen Festgästen sichtlich Wohlgefallen erregten, durften sie selber zu ihrer Freude genugsam erfahren.

Der liebe Sohn.

(Fortsetzung.)

8.

Frau Thone war mit den beiden Liebenden allein geblieben. Eine einzige Stunde hatte in der alten Frau eine merkwürdige Umwandlung hervorgebracht. Die Herbe und Trauer ihres Wesens waren verschwunden, das Leben schien in neuem Reize vor ihr aufzublühen. Sie war heiter und gesprächig geworden, wie Gabriele sie nie gesehen. „Was würde die Welt sagen, wenn sie sähe, wie die reiche Frau Thone so angenehmen Besuch bei so kümmerlichem Kerzenlichte bei sich sieht,“ hatte sie scherzend bemerkt. „Schnell, mein Kind, dem heutigen Abend zu Ehren müssen silberne Leuchter angestekt werden.“ Sie hatte Gabriele einen Schlüssel mit dem Bedeuten gegeben, daß sie durch das Schlafzimmer gehen, die Thüre nach der rothen Stube aufschließen und aus dem dortigen Silberschrank die Leuchter herausnehmen sollte. Das Mädchen war bald aber ohne das Verlangte zurückgekommen; sie war befangen, in einer gewissen Erregung, und hatte sich damit entschuldigt, daß sie den großen, schweren Schrank nicht habe aufschließen können. Heute würde es wohl noch das kümmerliche Kerzenlicht thun. Frau Thone wollte selbst gehen, aber Gabriele bat sie so inständig, es für diesmal bewenden zu lassen, daß die alte Frau nicht ohne stille Verwunderung über die plötzliche Seltsamkeit Gabriele's den Bitten nachgab und blieb. Sie lud Beide mit einer stummen Bewegung ein, Platz zu nehmen, und begann an Wild gewendet folgendermaßen: „Es ist die Stunde gekommen, wo ich Ihnen, Herr Wild, über manches Räthselhafte der Vergangenheit Aufschluß geben muß. Mein Name und mein Reichthum bedeuten in der Meinung der Welt dasselbe. Aber wie arm — wie unglücklich war einst diese reiche Frau Thone! Vor Allem, Herr Wild, bitte ich Sie um Beantwortung einer Frage. Ihre Mutter wohnte, als Sie noch Kind waren, in einer großen Stadt, sie war später mit Ihnen von dort weggezogen.“ — „So ist's,“ entgegnete Wild. „Ein Verwandter meiner Mutter, ein unverheiratheter Geistlicher, hatte ihr das Anerbieten gemacht, die Leitung seines Hauswesens zu übernehmen. In einer von dem Weltverkehr ganz abgekehrten Gegend verlebte ich meine Jugend. Er hatte meine Erziehung übernommen, sein Haus wurde mir zum Vaterhaus. Er hatte mir auch seinen Namen gegeben. Warum? habe ich nie erfahren, aber noch klingen in mir die Worte meiner Mutter wieder, als ich aus dem Vaterhause scheidend an sie die Frage richtete, warum ich nicht, wie sie, den Namen meines Vaters trüge. „Für mich ist das Leben zu Ende, für Dich aber beginnt es, mein Sohn, Du sollst einen ehrlichen Namen haben.“ Das Räthsel blieb mir ungelöst.“ — „Nun, so will ich es

Ihnen lösen," nahm Frau Thone wieder das Wort. „Das junge Glück der Ehe hatte mich und meinen seligen Gatten mit einem andern jungen Ehepaare zusammengeführt, es waren Ihre Eltern, Herr Wild. Wir wohnten uns gegenüber. Ihr Vater verjah das Amt eines Kassiers in einer der ersten in Deutschland errichteten Spinnereien, mein Gatte hatte die Aufsicht über die englischen Maschinen. Arm hatten wir uns geheirathet, aber wir liebten uns; zur Vollenbung unseres Glückes flehten wir den Himmel nur noch um Eines an — um ein Kind. Sie waren schon im ersten Jahre das Glück Ihrer Eltern. Es war unaussprechlich. Mein Mann liebte in Ihnen seine eigenen heiß und still gehegten Wünsche, er konnte stundenlang Sie ansehen, halbe Tage mit Ihnen spielen — ich aber sah scheel dazu, deutete diese Liebe als einen unausgesprochenen Vorwurf gegen mich, ich beneidete die Mutter um ihr Kind, nicht genug, ich sah bald weiter, wie schön, wie liebenswürdig die junge Frau war, ich haßte sie, die Stacheln der Eifersucht drückten sich in mein Herz, denn ich liebte meinen Mann mit aller Macht eines weiblichen Herzens. Ich kann nicht sagen, was ich litt, aber ich wollte nicht allein diese Qualen dulden, ich wollte mich an der Gekakten rächen, und getrieben von dämonisch-grausamer Lust, ersah ich mir dazu die arglose Seele des glücklichen Gatten, Ihres Vaters, indem ich eines Tages zur Anklägerin der Untreue des unschuldigen von ihm so heiß geliebten Weibes wurde. Sein guter Engel war von dieser Stunde an von ihm geflohen. Eine leidenschaftliche Natur, begann er Ihre Mutter auf jede nur erdenkliche Weise zu quälen, ja zu mißhandeln. Eines Abends, als er meinen Mann mit Mutter und Kind wieder allein traf, stürmte er in einem Anfälle der Wuth mit gezücktem Messer auf sie ein, brachte ihr eine tiefe Wunde bei, und würde sie ohne die Tageshelferinn meines Mannes durchbohrt haben. Seine Leidenschaft wuchs mit jedem Tage, aus Verzweiflung hatte er sich dem Trunk ergeben; um sich zu betäuben, stürzte er sich in einen Strudel wilder Lust. Er vernachlässigte seine Pflicht, und als man eines Tages die Kasse untersuchte, fand man ein Defizit von mehreren tausend Thalern. Er wurde gefänglich eingezogen, der Unterschlagung für schuldig erkannt, und starb im Gefängniß — aus Scham und Verzweiflung. Das zerstörte Glück Ihrer Eltern, die verlorene Ehre Ihres Vaters war mein Wert.“

Die Sprecherin schwieg, lautlose Stille herrschte in dem Gemache, und nur dann und wann entrang sich ein tiefer Seufzer über die Leiden seiner armen Mutter der Brust des liebenden Sohnes. „Aber fluchen Sie mir nicht," nahm Frau Thone nach einer Weile ihre Erzählung wieder auf, „der Himmel hat mich schwer gestraft und Ihre Mutter hat vergebens. Mein seliger Gatte, Herr Thone, war ein reger Geist, ein erfindungsreicher Kopf, in ihm lebte eine Idee. Von einem alten Seitenverwandten seines Vaters, den er früher unterstützt, hatte er einen ziemlich bedeutenden öden Strich Landes geerbt, der damals nicht hundert Thaler werth war, aber er hätte ihn nie veräußert, und wenn man ihm dafür Tausende geboten, denn er hatte die feste Zuversicht, daß dieses Fleckchen Erde einst sein Glück gründen würde. Unter dessen hat mein seliger Gatte einen Antrag von einer der ersten Fabriken Englands bekommen, als Aufseher über die Maschinen nach dem Inlandland überzusiedeln. Er ging, ich war genöthigt bis zu einem gewissen Zeitpunkt in Deutschland zurückzubleiben. Vier Monate nach der Abreise meines Gatten traf ein Brief von fremder Hand ein, dessen Inhalt mich zu Boden schmetterte. Eine schwere Verletzung durch eine Maschine hatte meinen Mann auf das Krankenlager geworfen, ohne Mittel, ohne eine pflegende Hand ging er dem sicheren Tode entgegen, und ich konnte nicht zu ihm eilen, um ihm die Hand der Liebe zu reichen. Ich warf mich den Menschen zu Füßen, um Hülfe, um Erbarmen, um ein Darlehen flehend, — mein Flehen, meine Thränen blieben ungehört. In meiner Verzweiflung griff ich endlich zum äußersten Mittel und verkaufte meinen kleinen Hausrath:

Nichts behielt ich als ein ärmliches Lager, und auf diesem hörte ich einige Tage darauf das schwache Weinen eines Kindes. Der Schmerz hatte mich vor der Zeit zur Mutter gemacht. Ja, die Menschen standen mir bei, aber nach zwei und drei Tagen kamen sie seltener und endlich blieben sie gänzlich aus, und es kamen Tage, wo das arme Geschöpf, mein Kind, stundenlang nach Nahrung schrie und ich, todesmatt an das Lager gefesselt, ihm diese nicht reichen konnte, denn ich hatte oft tagelang selbst Hunger gelitten. Ich wurde irre an Gott, ich sagte den Menschen ab, ich verfluchte mein Dasein; da öffnete sich eines Abends meine Thüre und eine Gestalt trat an mein Bett, bot mir die Hand und sagte mit thränenerschlückter Stimme: „Vergeben und vergessen wir, und wenn Sie etwas bedürfen, betrachten Sie dieses als Ihr Eigenthum. Ich wäre früher gekommen, eine Krankheit hielt mich zurück, zu Ihnen ist mein erster Ausgang.“ In meiner Hand fühlte ich eine schwere Geldrolle. Dieses Heilands-gemüth war die, deren Leben ich vergiftet hatte, die arme Wittwe — Ihre Mutter. Sie kam oft, sie gab mehr fast, als ihr ganzes kleines Vermögen, welches sie in die Ehe gebracht, als Ersatz für das Defizit ihres Mannes geboten hatte, welches aber nicht angenommen worden war. Das Maß des Unglücks war aber für mich noch nicht voll. Mein geliebtes Kind, das mich in meinem Elende zum glücklichsten Weibe gemacht hatte, starb trotz aller Sorgfalt und Pflege; von seinem Grabe hinweg trieb mich der Schmerz fort, über das Meer zu dem Einzigen, was mir auf der Welt noch geblieben war, zu meinem Gatten. Frau Märten verjah mich auch noch mit den Mitteln zur Reise, und Alles, was ich ihr als Unterpfand fast aufbringen mußte, war ein Päckchen werthloser Papiere. In England fand ich meinen Gatten wieder genesend. Beide hatten wir den tobsteren Ernst des Lebens bis auf die Neige gelostet. Mit einer wahren Jagdier trachteten wir jetzt nach dem, dessen Mangel uns hatte so viel leiden lassen, nach Geld und Gut. Wirklich lehrten wir nach acht Jahren mit einem für deutsche Verhältnisse bedeutenden Vermögen in das Vaterland zurück. Mit aller Energie ging mein Gatte an die Ausführung seines Lieblingsplanes, das bereits ererbte Grundstück nutzbar zu machen. Unterstützt von seinen in England gemachten Erfahrungen, schloß er mit seinem erworbenen Vermögen auf dem ererbten Grundstücke die Kohlen-schachte von Buchstetten auf. Der Erfolg war überraschend, unser Ansehen vor der Welt wuchs mit unserem Vermögen, aber die Hand Gottes hatte zu schwer auf uns gelegen, wir hatten Welt und Menschen kennen gelernt, die Freude an ihnen verloren. Wir schlossen uns ab, nur ein Gedanke erfüllte und bewegte uns, die Spur Ihrer Mutter aufzufinden, ihre Wohlthaten nach unseren schwachen Kräften zu vergelten, die schwere an Ihnen und ihr begangene Schuld zu jähnen. Wie angewandten Mittel waren umsonst. Warum? Darüber haben Sie bereits Aufklärung gegeben. Nur das Eine hatte ich erfahren, daß Sie noch am Leben, und an Sie klammerte sich nach dem Tode meines Gatten die einzige Hoffnung, der einzige Zweck meines Lebens. Ich weiß jetzt, warum der Herr meinem Mutterherzen eine so tiefe Wunde geschlagen, ich sollte meine Schuld an der Mutter am Sohne sühnen, und ich lebte der gewissen Zuversicht, daß der Herr mich nicht eher heimrufen würde, als bis ich mein Ziel erreicht, ihn gefunden hätte. Ich habe mich von der Welt zurückgezogen, ich darbe, ich geizte, nur um mein Hab und Gut in's Unendliche zu mehren, und es ihm in einer glücklichen Stunde mit den Segenswünschen meines Herzens und den Thränen meiner Neue zu Füßen zu legen. Der Augenblick ist da. In Ihrer Hand, Herr Wild, wird das Metall, an dem so oft der Fluch der Menschheit klebt, zum Segen für Ihre Mitmenschen werden, und Du," damit erhob sie ihre Hände wie zum Gebet gen Himmel, „verklärtes Mutterherz leuchte herab von den Höhen des ewigen Friedens; ich bin entführt durch meine Leiden, meine Neue — in Deinem Kinde.“

Das war die Erzählung der Frau Thone. „Es ist spät

geworden," sagte sie nach einer Pause, "und ich fühle mich angegriffen. Es war ein schöner aber ein bewegter Tag. Du wirst bei mir bleiben diese Nacht, Gabriele. Ich will diesen Menschen, diesen Jonas nicht mehr sehen. Gehen Sie, Herr Wild, gehen Sie. Morgen früh um neun Uhr bitte ich Sie hier zu sein. Gute Nacht." — "Gute Nacht," hauchte Gabriele ihrem Geliebten zu, und dieser ging nach der Wohnung seiner Mutter zurück.

(Schluß folgt.)

Der Wandsbeker Bote.

Ein Liebling des Volks.

Von

C. Buchner.

Neben den gewaltigen Menschen, welche am Himmel des deutschen Schriftlebens als glänzende Sterne erster Größe stehen, gibt es eine nicht geringe Menge anderer, welche, ohne mit durchschlagender Wirksamkeit in das Geistesleben ihres Volkes unmittelbar einzugreifen, doch zur Vervollständigung des umfassenden Bildes, zur Darstellung der allseitigen geistigen Regsamkeit jener Zeit von eigenthümlicher Bedeutung sind, und, jenen Großen nicht ebenbürtig, doch eine Zeitlang dem Einen oder Anderen nahe tretend, als Freund oder Feind oder auch als Beides nacheinander ihnen gegenüberstehend, mit ihnen in mannigfacher Wechselbeziehung stehen. Ein solcher Mann, ein lieber Dichter und edler Mensch, war der Wandsbeker Bote, Matthias Claudius.

Aus einer ehrenwerthen Pfarrersfamilie, die nachweisbar seit Ende des sechzehnten Jahrhunderts im nördlichen Schleswig, der Grenzmarkte deutschen Lebens, segensreich wirkte, war entsprossen Matthias Claudius, Pfarrer zu Reinfeld, einem zwei Meilen von Lübeck gelegenen holsteinischen Marktflecken. Ihm ward am 15. August 1740 ein Sohn geboren, welcher den Namen des Vaters, Matthias, empfing.

Von Claudius' Jugendjahren wissen wir nichts; er selbst berichtet nicht darüber; so mögen sie ohne bedeutende Ereignisse im stillen Pfarrhause, in dem behaglichen Kleinleben eines Landstädtchens dahingeflossen sein. Daß der Knabe und Mann mit warmer Liebe an den Eltern hing, beweist unter Anderem das schöne von wahrer Herzenswärme durchwehte Lied bei dem Tode des Vaters 1773:

Friede sei um diesen Grabstein her,
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er wehr.

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Besten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Auf der lateinischen Schule des sechs Meilen davon gelegenen Landeshauptstädtchens Bloen ward Claudius eingeführt in die Kenntniß der alten Sprachen, der Mathematik u. s. w. Seine Ausbildung darin war nicht eben tief gelehrt, aber sie genügte zu lebendiger Anregung für das ganze Leben; auch die Tonkunst ward und blieb ihm allezeit eine vertraute Freundin. Später lernte er noch zahlreiche neuere Sprachen, als Französisch, Englisch, Italienisch, Dänisch, Holländisch, Schwedisch, Spanisch, las und übersezte manches Werk aus den Literaturen dieser Völker.

Neunzehnjährig, im Jahre 1759, verließ Matthias Claudius die Heimat, um zu Jena seine theologischen Studien zu beginnen; ein Brustleiden indes nöthigte ihn, sich dem Studium der Rechte und Kameralwissenschaften zuzuwenden; indes scheint er weniger den Brodwissenschaften obgelegen, als sich mit der Literatur der klassischen und romanischen Völker und mit Mathematik beschäftigt zu haben; auch fallen

in diese Zeit seine ersten erhaltenen dichterischen Versuche, welche er 1763 unter dem Titel: "Ländeleien und Erzählungen" zu Jena herausgab, unbedeutende Gedichte, welche entschieden unter dem Einflusse der damaligen süßlichen antireontischen Dichtung stehen. Sonst wissen wir von Claudius' etwa vierjähriger Studienzeit nichts. Zu einem gebiegenen Studium scheint er es ebenso wenig gebracht zu haben, als er lebenslang Lust und Fähigkeit hatte, sich an die Gebote eines streng geregelten Berufslebens zu gewöhnen.

Nach einigem Aufenthalte im väterlichen Hause segelte Claudius im Frühjahr 1764 nach Kopenhagen, wo ihm die Sekretärstelle bei einem Grafen Holstein angetragen worden war; denn zu jener Zeit waren Deutsche und Dänen noch nicht durch politischen Hader entzweit; bedeutsame deutsche Staatsmänner besetzten die höchsten Aemter des Königreichs, deutsche Dichter und Gelehrte empfingen von Dänemark Ehren und Unterstützungen. Zu Kopenhagen trat er in belebenden Verkehr mit Klopstock, dem Messias- und Odenfänger, mit Gerstenberg, dem Dichter des "Ugolino"; das Getriebe der Großstadt, die schöne Natur, welche sie umgab, all' dieses mußte anregend genug auf den jungen Dichter wirken. Doch war ihm damals schon, scheint es, eigen jene Abneigung gegen jede Beziehung zu der großen Welt, gegen eine regemäßige Amtsthätigkeit; schon im Sommer 1765 lehrte er nach Reinfeld zurück, um hier über drei Jahre zu verweilen, in fleißiger Arbeit sicherlich, doch ohne ein bestimmtes Lebensziel in's Auge zu fassen.

Im Spätherbst 1768 ging Claudius als Mitarbeiter an den sogenannten "Abrechnungscomptoirnachrichten" nach Hamburg, jener Stadt, welche im deutschen Geistesleben jener Jahrzehnte eine so bedeutsame Rolle spielt. Hier lebten Lessing, Reimarus, in dem benachbarten Altona Basedow; mit ihnen und Anderen war Claudius bekannt und befreundet. Bald siedelte sich auch Klopstock hier an; Herder bei mehrwöchentlichem Aufenthalte schloß sich mit allem Feuer seiner nach Liebe und Anregung dürstenden Seele an Claudius an; an dem befreundetsten Verkehr fehlte es also nicht. Mit Neujahr 1771 übernahm Claudius die Mitarbeiterschaft an einem neubegründeten Blatte, dem "Wandsbeker Boten", welcher seit 1773 den Namen "Deutscher Bote" annahm. Es war eigentlich ein sehr unbedeutendes Blättlein, viermal wöchentlich in sehr bescheidener Ausstattung erscheinend; Claudius hatte die Aufgabe, den "poetischen Winkel", "die gelehrten Artikel", oder, nach dem heutigen Zeitungsdeutsch, das Feuilleton mit allerlei Gedichten, Prosaaufsätzen und Beurtheilungen von neuen Büchern oder Theaterstücken zu versorgen. Das anspruchslose Blatt, welches seinen Namen von dem unweit Hamburg gelegenen Marktflecken Wandsbeck empfing, ist die Stätte gewesen, wo Claudius' eigenthümliche Gabe für den lebenswürdigsten, die tiefsten Herzensklänge mit lächelnder Lippe aussprechenden Humor sich entfaltete; der "Wandsbeker Bote" wäre ohne diese Gedankenlänge und einfachen Gedichte des lebenswürdigen Mannes längst, wie Tausende seiner Genossen, der Vergessenheit anheim gefallen.

Mit der Uebernahme des Blattes war naturgemäß verbunden Claudius' Uebersiedelung nach dem stillen, schöngebauten Wandsbeck, welches durch ihn, nach Matthijson's Wort, der berühmteste Marktflecken von Deutschland geworden ist. Er bot ihm zuerst eine bleibende Stätte, eine dauernde Beschäftigung, einen weitverbreiteten Schriftstellerruf, das Glück der Ehe und eines gesegneten Familienlebens; Wandsbeck war die Wiege seiner Dichtung und seiner Kinder, und bot schließlich dem ehrlichen Aemus ein Grab. Hamburg war nahe genug, um der Freunde froh zu werden, ohne die schwerfällige großstädtische Gejelligkeit; die anmuthige Gegend, der schöne Park boten alle Freuden des Lebens. Hier in seinem lieben Wandsbeck war Claudius mehr als vierzig Jahre lang glücklich, und nur auf kurze Zeit vermochte er sich loszureißen zu schleuniger Wiederkehr.

Im Frühjahr 1772 heirathete hier Claudius seine Rebekka, "sein Bauernmädchen", die Tochter eines wandsbeker Jim-

mermannes und Schenkwirthes. Es war eine vortreffliche Frau, einfach gebildet, aber mit den köstlichsten Gaben des Herzens ausgestattet, fromm, arm, einfach, lebensmuthig, fröhlich, liebenswürdig, dabei ungewöhnlich schön, kurz, ein Wesen, wie es für den von Geist und Gemüth sprudelnden, allem Brunt abgeneigten Boten geschaffen war. Noch fast zwanzig Jahre nachher nennt Jacobi sie „nach aller Menschen Zeugniß das holdseligste Wesen, das man sehen kann“. Durch die lange an Sorgen reiche Ehezeit war sie des Mannes Segen, das Sonnenlicht seines Lebens.

An Sorgen fehlte es nicht. Die Einnahmen vom Boten waren gering und zweifelhaft; das Blatt ging im Sommer 1775 ganz ein. Um Geld zu schaffen gab Claudius die gesammelten Aufsätze und Gedichte seit 1775 nach und nach in kleinen Bändchen heraus, unter dem bekannten Titel:

«*Asmus omnia sua secum portans*». Es sind überaus liebenswürdige Büchlein, und der Verfasser erinnert sich noch gar wohl des Eindrudes, den dieses graue Löschpapier mit den schnurrigen Bildern, der aus harmloser Heiterkeit und dem schönsten Ernste gemischte Inhalt auf den Knaben machte. Mit welchem Vergnügen las ich die Audienz beim Kaiser von Japan, die köstlichen Briefe über Lessing's *Mina*; wie glücklich war eine Zeit, die an dem „von Rembrandt radirten“ Bildniß des Präsidenten Lars, an der schaurigen Kleinkinderzeichnung zum Riesen Goliath ihr inniges Ergötzen hatte; und mit welchem Wohlbehagen versenken wir uns in das patriarchalische Haus- und Schriftstellerleben des lieben Mannes, der die Welt so rosig warm erfäht, daß er ihr all' die Blasen und Schnigel seines Geistes mit liebenswürdigster Sorglosigkeit darbietet. Wie fern liegt unserer überfetzten



Matthias Claudius, der Wandsbeker Bote.

studirten Zeit dieses harmlose Stilleben vor allem Volke, dieses glückliche Sichgehenlassen. Nun, jede Zeit hat ihre eigene Arbeit!

Einen Genossen seiner schriftstellerischen Einsamkeit fand Claudius 1775 in Voss, welcher in gleichem um die Zukunft sorglosem Literatendasein als Herausgeber des „Göttinger Musenalmanachs“ 1775 sich in Wandsbeck niederließ. Das Leben der beiden Dichter, wie wir es aus Voss' Briefen kennen lernen, ist eine wirklich gewordene Idylle. So schreibt Voss einmal: „Wir sind den ganzen Tag bei Bruder Claudius, und liegen gewöhnlich bei einer Gartenlaube auf einem Rasenstück im Schatten, und hören den Ruf und die Nachtigall. Seine Frau liegt mit ihrer kleinen Tochter im Arm neben uns, mit losgebundenen Haaren und als Schäferin gekleidet. So trinken wir Kaffee oder Thee, rauchen eine Pfeife oder schwagen, oder dichten etwas Gesellschaftliches für den Boten.“ Und an seine Braut: „Claudius ist ein vortrefflicher Mann, und seine Frau ist, wie er sie verdient.

Wenn ich so des Abends bei Sonnenuntergang mit ihnen sitze, und das Herz sich öffnet, dann fühl' ich's, daß es noch Rechtschaffenheit und Tugend gibt, und feuriger wird der Entschluß, immer besser zu werden.“ Indessen dieses behagliche Schriftstellerleben ward bald durch das bevorstehende Eingehen des „Wandsbeker Boten“ schwer bedroht; Noth und Sorge traten ernsthaft an den sonst so sorglosen Mann heran, und er ging Freund Herder dringend an um seine Verwendung zu einer Anstellung. Diese fand sich denn früher als gehofft.

An dem landgräflich heßischen Hofe zu Darmstadt wirkte damals einer der gewalttham und übereilt freisinnigen Staatsmänner, wie sie zu Joseph's II. Zeit sich mehrfach fanden, und an den unreifen Volkszuständen, dem eingerosketen Schlenbrian der alten Beamtenwirthschaft meist kläglich zu Schanden wurden. Der Präsident Karl Friedrich von Moser, ein als polnischer Schriftsteller hochverdienter und noch jezt sehr beachtungswerther Mann, bedurfte eines Schriftstellers,

welcher dem Hessenlande die Strebungen und Wohlthaten der neuen Aera erklären und an's Herz legen sollte. So kam es, daß Herder's Bemühungen in Darmstadt — denn Herder hatte eine Darmstädterin geheirathet — rasch Erfolg hatten, und er schon im selben Sommer dem beschiedenen „Wandsbeker Boten“ die Stelle eines geheimen Kanzleisekretärs von Moser anbieten konnte. Was mochte der gute Mann bei der Botschaft für Augen machen!

„Ihr seid sehr erpedit, Freund Herder,“ erwidert er, „und der Präsident von Moser muß sehr gütig sein, daß er auf das Wort eines bekannten Namens einen Unbekannten so ehren will. Also geheimer Kanzleisekretär? Der Wissenschaftler, den halb Wandsbed für unflug und ganz Wandsbed für einen lausigen Wissenschaftler hält, geheimer Kanzleisekretär? Ich weiß nicht ganz genau, was ein geheimer Kanzleisekretär in Darmstadt zu thun hat, aber ich kann rechnen und schreiben, weiß vom Staats- und Völkerrecht nicht viel, finde mich leicht in etwas und arbeite schnell, habe ehedem wohl Italienisch schreiben können, schreibe noch Französisch, grammatisch aber nicht delikat, verstehe Griechisch, Lateinisch, Englisch, Dänisch, Holländisch, Deutsch, etwas Schwedisch und Spanisch, habe die Institutionen und Pandekten gehört und Historie, weiß aber von Institutionen, Pandekten und Historie nicht mehr, als eben zur Lebensnahrung und Nothdurft u. s. w. gehört, bin ehrlich und lasse mich nicht bestechen. Wenn ich nun mit diesem Wissen und Nichtwissen geheimer Kanzleisekretär werden kann, so erkenne ich es mit Dank, daß der Herr Präsident von Moser mich dazu machen will, aber nach meiner Neigung möchte ich lieber eine weniger glänzende und mehr ruhige Stelle haben, und etwa Vorsteher eines im Walde gelegenen Hospitals oder anderer milder Stiftung, Verwalter eines Jagdschlosses, Garteninspektor, Vogt eines Dorfes u. werden, dabei ich Zeit hätte, meinen Grillen nachzuhängen u. s. w.“ Diese Herzensergießung zeigt bereits, welche Befähigung Claudius zum Staatsbeamten und Herausgeber der offiziellen Zeitung besaß.

Schließlich erhielt Claudius den bestimmten Antrag, als Oberlandkommissarius mit dem für jene Zeit ganz ansehnlichen Gehalte von 800 fl. nach Darmstadt zu kommen. Voll schöner Hoffnungen auf seine Burgvogtei, sein Waldbau, reiste er im Frühjahr 1776 mit Weib und Kind über Büdeburg und Göttingen nach Darmstadt, wo ihn Moser nach Claudius' eigenem Wort „nicht gnädig, sondern freundschaftlich“ aufnahm. Die aus fünf Mitgliedern bestehende Oberlandkommission hatte nach Moser's Erlaß die Aufgabe, durch Verbesserung des städtischen und dörflichen Haushaltes, des Ackerbaues und der Viehzucht, des Handels und der Fabriken u. s. w. dem guten, fleißigen Unterthanen jede Gattung seiner Arbeit fruchtbarer, seine Abgaben leichter, sein ganzes Leben froher, seinen Himmel blauer, ihn stolz auf sein Vaterland, zum Frieden mit sich selbst und dankbar gegen seinen Fürsten zu machen. Vortreffliche Grundsätze, wenn solches sich im Handumdrehen von oben herab machen ließe. Die Oberlandkommission stand und fiel 1780 mit dem Minister, als leere Phantasterei und Geldschneiderei bespöttelt. Claudius hatte längst sein Amt niedergelegt, daß er aber zum Organisiren nicht entfernt Mulahe besaß, ist offenbar.

Mehr an seinem Plaze war er als Verfasser der privilegierten Landeszeitung, welche die Gemeinde-, Wohlstands- und sittlichen Verhältnisse der engeren Heimat ganz besonders berücksichtigen sollte. Der gute Äsmus erstand wieder als Invalide Görgel und trieb sein Wesen mit dem alten Humor. Die Geselligkeit der kleinen Stadt behagte ihm indeß keineswegs; Johann Heinrich Merck, Goethe's väterlicher Freund, war fast der einzige Umgang des „Boten“, ein Mann, dessen umfassende Geschäfts- und wissenschaftliche Thätigkeit, seine vorwiegend verständliche Richtung dem gemüthlichen, sorglosen Claudius kaum entsprechen konnte. Sein Amt mit seiner Regelmäßigkeit brüdte den an planloses Arbeiten gewöhnten Mann, so gering die Arbeit für ein zweimal wöchentlich erscheinendes Blättlein und heutzutage dünken mag; auch mochte

er selbst empfinden, wie wenig er als Oberlandkommissär zu wirken vermöge; mit dem Direktor kam er in Haber. Schon vorher saßte ihn das Heimweh an, im Februar 1777 ergriff ihn eine schwere Brustentzündung, welche ihm den erwünschten Anlaß gab, seine Unlust zum Bleiben der „ungesunden seinen“ darmstädtischen Luft zuzuschreiben. Kurz, nach einjährigem Aufenthalt gab Claudius seine darmstädtische Stelle auf; Herder verschaffte ihm von der Herzogin Louise von Weimar, Karl August's hochseliger Gemahlin, das Reisegeld, und Anfangs Mai fuhr unser Äsmus wieder seinem lieben Wandsbed zu.

Es ist eigenthümlich zu bemerken, wie wenig damals der Norddeutsche, scheint es, sich im Süden heimisch finden konnte. Auch Klopstock ging gleichzeitig ohne Abschied von Karlsruhe weg. Zahlreiche Süddeutsche, wie Goethe, Schiller, Wieland u. s. w. gebieten dagegen in Norddeutschland auf's Beste. Einige Jahre später äußerte sich Moser in seiner Rechtfertigung sehr bitter über Claudius: „Seine herrliche und populäre Schreibart schien die Erwerbung eines solchen Mannes bei einer Anstalt schätzbar zu machen, wo so wenig auf Befehl und so viel auf Ueberzeugung ankommt. Er war aber zu faul, mochte nichts thun als Vögel singen hören, Klavier spielen und spazieren gehen, konnte die hiesige Luft nicht ertragen, fiel in eine tödtliche Krankheit und ging von selbst zu seinen Seetrebsen wieder zurück.“ Man sieht dem Worte die Verbitterung über gescheiterte Hoffnungen an, an deren Mählungen wohl mehr die Unreise von Zeit und Volk, als die Unzulänglichkeit der ausführenden Kräfte schuld war. Aber daß an jenen herben Beschuldigungen auch viel Wahres sein mochte, und daß Claudius zu einem fleißigen Geschäftsarbeiter nicht geschaffen war, lehrt ein Blick in seinen Briefwechsel.

Lange Jahre verstrichen nun unserm „Wandsbeker Boten“ in ungetrübter Ruhe. Er lebte wieder in der alten ländlichen Einfachheit und Ungebundenheit mit stets heiterer Laune. Die Familie erweiterte sich um eine Anzahl Mädchen und Knaben. Für die einfachen Bedürfnisse des Haushaltes sorgten die nach und nach erscheinenden Bände des Äsmus, und die von Claudius verfaßten Uebersetzungen populär-philosophischer Werke aus dem Französischen und Englischen; die Kinder unterrichtete der Vater selbst. Der Kronprinz von Dänemark gewährte ihm 1785 einen Jahresgehalt von 200 Thalern, und 1788 auf Claudius' offene Bitte das bescheidene aber genügend einträgliche Amt eines Revisors der schleswig-holsteinischen Bank; es machte ihm weiter keine Arbeit, als alle Vierteljahre etliche Tage lang zur Prüfung der Rechnungen nach dem nahen Altona zu gehen; im Uebrigen wohnte er auch ferner in Wandsbed.

In Claudius' geistigem Leben dagegen ging in diesen Jahren eine bedeutende Aenderung vor. Während in seinen Schriften bis dahin der Humor vorgewaltet hatte, führten ihn seine erneuten philosophischen und theologischen Studien zu immer tieferer Versenkung in die Tiefen der christlichen Religion, eine Richtung, mit welcher er allerdings in seiner Zeit ziemlich allein stand. So geschah es, daß das Verhältniß zu manchem der früheren Bekannten und Freunde sich merklich loderte, wie zu Goethe, Herder und Wos; an ihre Stelle traten in seinem brieflichen Verkehr Männer ähnlicher Richtung, F. H. Jacobi, Lavater und Fr. L. von Stolberg. Claudius' mehr und mehr der beschaulichen und gläubigen Richtung sich zuneigende Schriften gaben Anlaß zu bitteren Urtheilen und darin wieder eigenen Streitschriften; die französische Revolution mit ihren Stürmen bedrückte von Anfang an das Gemüth des nur zu stiller Beschaulichkeit geneigten Mannes auf das Unangenehmste. Einer der alten Freunde starb nach dem Andern; zu allen diesen Herzensstürmen kamen endlich die Kriegsstürme des Freiheitskampfes, welche unsanft an das friebliche Haus des greisen Boten klopften. Claudius' Schwiegersohn, der wadere Buchhändler Perthes in Hamburg, welcher mit an der Spitze der Bürgerbewaffnung gestanden, entrannt bei Davoust's Eindringen kaum der Gefangenschaft und Hinrichtung durch schnelle Flucht; ihm folgte die Frau mit ihren sieben Kindern in die Verbannung.

Auch der liebe alte Matthias Claudius hielt es für gerathen, dem im Herbst 1813 mit erneuter Wuth an der Niederelbe losbrechenden Kriege aus dem Wege zu gehen; der dreizehn- bis vierzigjährige Mann flüchtete zu Freunden und Verwandten in Holstein, lebte einige Monate in drückender Noth zu Kiel und Lübeck; erst nach drei Vierteljahren, im Mai 1814, konnte er in sein Wandsbeck zurückkehren, um dort bald sein Grab zu finden.

Von jeher zart, war Claudius' Körper durch das Alter wie durch die Entbehrungen und Sorgen der letzten Zeit gebrochen; er fühlte sich kränzlich und zog im December 1814 zu dem Schwiegersohne nach Hamburg. Nach sieben Wochen lag er hier in seiner letzten Krankheit, heiter und ergeben des Todes harrend. „Mein ganzes Leben habe ich auf diese Stunde studirt, und noch weiß ich nicht, wie es enden soll,“ sprach er mehrmals in seinen letzten Tagen; bis zuletzt klaren Geistes, hoffte er stets noch einen hellen Blick in das Jenseits. Nach zweitägigem Todeskampf kam am 21. Januar 1815 seine Todesstunde. Um 2 Uhr wußte er das Ende bestimmt, sagte den Seinen gute Nacht! gute Nacht! dann versagte ihm die Sprache. Noch einmal schlug er die Augen groß und hell auf, blickte nach seiner Rebekka und verschied.

Auf dem Friedhofe von Wandsbeck fand er die Ruhestätte; erst 1832 folgte ihm seine treue Rebekka. An seinem hundertjährigen Geburtstag, den 15. August 1840, ward ihm im wandsbeker Gehölz, seinem Lieblingspaziergang, ein einfacher Denkstein errichtet mit Stab, Hut und Tasche, als Sinnbilder seines Botenberufes.

Claudius war, wie er selbst den Dichter nennt, „ein heller, reiner Kieselstein, an den der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion geschlagen, daß Funken herausfliegen“. Seine Seele barg einen unerschöpflichen Schatz der glücklichsten Heiterkeit und des sinnigsten Ernstes, der harmlosesten Lebensfreude und der gläubigsten, hingebendsten Frömmigkeit; die eigenthümliche Mischung dieser beiden Grundzüge macht Claudius zu dem lebenswürdigen Humoristen in Poesie und Prosa. Er war nicht bemüht, diese Kinder seines Geistes in glänzender, wohlgeputzter Gestalt der Welt zu bieten; Alles ist bei ihm einfach, ungesucht, nicht selten kindlich anmuthig; aber ebenso wenig zeigen sie das unbehagliche Witzspiel, die gänzlich in Formlosigkeit und weitschweifige Fülle zerflatternde Seltsamkeit anderer Humoristen. Auch das heiterste Gedicht mit seiner im besten Sinn einfältigen Form zeigt das tiefinnerlich warme, liebevolle Gemüth des Dichters, der beim Rheinwein den Traurigen nicht vergift, beim Abendgebet nicht den kranken Nachbar; viele seiner Gedichte, wie das Rheinweinlied, das Lied, das heute noch alle Herzen erfreut, Abendlied, der Riese Goliath, Urian's Reize, die Bauernlieder u. sind in jeder Weise volksthümlich und allerfreund. Und gleiche Lebenswürdigkeit in Scherz und Ernst spricht aus den kurzen Prosaaufsätzen, die wohl bisweilen an einer etwas gesuchten Ländlichkeit tranken; aber das vergift man über dem tiefen Gemüth, dem heiligen Ernst, welche immer wieder durch das schallhafte Lächeln der Heiterkeit durchbrechen. Unter Claudius' späteren Schriften sind manche von wahrhaft tiefinniger Anschauung. So scheiden wir von dem guten Ksmus mit den schönen Worten seines Freundes Stolberg:

Der Bote ging in schlichtem Gewand,
Mit geschältem Stab in der blüthen Hand,
Ging forschend wohl auf und forschend wohl ab,
Von der Wiege des Menschen bis an sein Grab.
Er sprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Dat freundlich die Andern, auch fromm zu sein,
Und sah'n sie sein redliches, ernstes Gesicht,
So zürnten auch selbst die Thoren ihm nicht.
Doch wußten nur Wenige, denen er hold,
Dah im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
Dah heimliche Kraft in dem hölzernen Stab,
Zu erblicken mit Richte des Himmels das Grab.

Nun ruhet er selbst in der kühlen Gruft,
Bis die Stimme des hehren Erweders ihn ruft;
O gönnet ihm Ruh' in dem heiligen Schrein,
Und sammelt die Ernten des Säemanns ein!

Der Holzschnitzer.

Erzählung

von

A. Erian.

1.

Der arme, kleine Alanit war ein schönes Kind. Stellt euch einen Knaben von zwölf Jahren mit langen, blonden Haaren vor. Wenn er die Kuh der guten Frau, die er seine Großmutter nennt, auf der Heide hütet, rufen die Fremden, die vorübergehen und ihn sehen: „Der hübsche Brelagner. Seht mal!“ Seine Kleidung ist kaum hübsch zu nennen. Eine Mütze von blau- und weißgestreifter Baumwolle diente ihm als Kopfbedeckung; seine Weste und Beinkleider sind überall geflickt; seine Füße sind bloß und nur an Regentagen trägt er die schweren Holzschuhe. Er ist eine Waise, aber die Mühme seiner Mutter hatte Mitleid mit ihm, erzog ihn, und nun ist er ihre Stütze geworden. Er ist es, der in den Gehölzen und unter den großen Eichen das dünne Holz, das später auf dem Herd verbrannt wird, sucht; er ist es, der die nasse Wäsche vom Waschhaus zurückträgt, weil sie zu schwer für die schwachen Schultern der alten Barba wäre; er ist es, der den steinernen Krug am Wiesenbrunnen füllt; er ist es, der Penn-bu, die magere Kuh, die ein wenig Butter und ein wenig Milch für die arme Haushaltung liefert, zur Weide führt. Alanit ist nicht faul. Betrachtet ihn, während Penn-bu die feinen Kräuter sucht, die zwischen dem Gestrüppe wachsen, macht er Strohgeschlechte, aus denen ihm der Müller nächstes Jahr einen Hut formt. Dieser Hut wird mit einem blauen Baumwollband eingefast, und er setzt ihn auf, wenn er in die Messe und die Kinderlehre geht, denn im kommenden Frühjahr wird er zum ersten Mal zur Kommunion kommen.

Heute ist er nicht so heiter wie gewöhnlich, er singt nicht mit seiner hellen Stimme die Lieder, die er gelernt, er pfeift nicht, und doch hat nie eine Amsel besser gepfeiffen als er. Der Grund zu seiner Trauer ist sehr begreiflich, ich werde ihn erklären.

Die arme, kleine Lehmhütte, in der Barbara wohnt, liegt an dem Ufer eines schönen Flüsschens, der in Windungen durch das Thal fließt. In kurzer Entfernung steht eine Mühle, deren große Räder sich fortwährend unter dem schäumenden Wasserfall drehen, welcher, von der Sonne beschienen, den kleinen Kindern wie ein Perlen- und Diamantenregen aus den Fennmärgen vorkam; über der Mühle erhob sich, umgeben von alten Bäumen mit kräftigen Stämmen, ein hübsches Landhaus, Schloß Kerbargne. Im Sommer wurde dieses Haus von Herrn und Frau von Kerbargne und ihren Kindern Albert und Bertha bewohnt. Die Mutter ist sehr gut gegen die Armen, und wenn sie im Schlosse wohnt, hat Barba weder für sich noch für Alanit Sorge, Hunger leiden zu müssen. Alanit ist der Liebling von Albert und Bertha. Er ist so gefällig, so gewandt, so lustig, so geschickt; er holt die Nester aus den höchsten Bappeln; er pflückt Blumen auf den höchsten Felsen, und formt aus Lehm tausend verschiedene Dinge. Da er kein plumper Bauernjunge wie die Andern war, sondern ein lebenswürdiges, frommes Kind, so brachte er viele Zeit in Kerbargne zu.

Gestern hatte er sich von seinen Freunden im Schloß, die wieder nach Paris zurückreisten, verabschiedet, und deshalb ist er heute so betrübt, da er seine Penn-bu allein hüten muß, er hört nicht mehr das frohe Lachen Albert's, nicht die sanfte Stimme von Bertha. Dieser Kummer wäre übrigens gering zu schätzen gegenüber dem Schmerz, der so unvermuthet über ihn kommen sollte.

Als er bemerkte, daß die Sonne hinter den blauen Bergen unterging, wickelte er das geflochtene Stroh um seinen Arm, band daran die kleine Garbe, und indem er zwei Finger auf seine Lippen drückte, pffte er stark und lange. Auf diesen

Auf drehte Penn-du den Kopf und richtete ihre großen Augen auf ihn. Sie kannten sich seit sechs Jahren, sie schliefen unter einem Dach und hatten sich gar lieb. Sie wandte sich langsam nach ihm um, ging bedächtig, wie es sich für eine Kuh ihres Alters geziemte, und so stiegen sie Eines nach

dem Andern den Hügel hinab, auf dem es Penn-du erlaubt war die Kräuter zu suchen, die nach einem Regen spärlich aus dem mageren Boden ausblühten.

An dem Häuschen mit dem Strohdach angelangt, hob Alanit, nicht weit von der Schwelle entfernt, einen Stein in



Der Streit um das Heiligenbild.

die Höhe, nahm einen gebrauchten Schlüssel von eigenthümlicher Form, und öffnete die scheinbar nicht sehr feste Thüre. Sie gingen in's Haus. Die Wohnung war elend aber reinlich. Zwei Betten, ein Tisch, eine grobe Bank, zwei hölzerne Stühle, ein Koffer von altem Eichenholz, ein kleiner Schentisch mit drei mit Blumen bemalten Tellern bildeten die Ein-

richtung; über dem Kamin stand ein Kreuzifix zwischen einem Stück Seife und einem Paß Lichtern von Harz. Auf dem Schentisch stand eine Statuette von Gyps, die heil. Maria das Christuskind im Arme vorstellend; über jedem Bett war ein großer Zweig vom letzten Ostersonntag, der sich auf die untere Hälfte von Flaschen niedersentte, die als Weihkeffel

dienten, und auf den geschwärzten Balken lag eine Reihe Vogeleier von allen Farben und allen Größen.

Penn-du ging dem hinteren Theil der Hütte zu, der sie gewöhnlich beherbergte, und legte sich auf dem trockenen Stroh nieder. Manik befestigte den Strick, der an der Mauer

angebunden war, an ihren Hörnern, und schickte sich an das Abendessen zu bereiten. Wenn Barba, den Sack auf dem Rücken, von ihren Runden im Kirchspiel spät zurückkam, war sie müde und sehr froh, das Abendessen bereit zu finden.

Manik störte die Kohlen auf, fand noch eine, die glühte,



Die Ueberraschung.

steckte sie zwischen einige Strohhalme, die er aus dem nächsten Bett gezogen, und fing an langsam zu blasen. Das Stroh fing zu brennen an, er bedeckte es mit kleinen Zweigchen, dann mit großen Hobelspänen, die ihm der Schreiner des Schlosses für kleine ihm geleistete Dienste gegeben. Während das Holz sich entzündete, holte er Kartoffeln, wusch sie, ordnete

sie in einen Topf, fügte etwas Salz und Wasser dazu, bedeckte sie mit einem reinen Tuche, und setzte darüber einen zerbrochenen Topf und hing den Kessel an den Kesselhaken. Das Wasser kam bald in Bewegung und fing zwischen den Kartoffeln zu singen an. Sobald Manik dieses Surren hörte, ging er zu Penn-du und brachte ihr Futter, das er

für sie im Garten des Schlosses geholt, und das bald gegessen war; dann, versehen mit einem Kaps, fing er an recht sorgfältig zu melken, um der alten Mutter die Mühe zu ersparen. Das Nachtessen lachte, es wurde stiller im Kessel und Barba kam nicht. Alanit goß die Milch in die Töpfe, stellte die Holzlöffel hinein, und löschte das Feuer auf dem Herde, auf dem eine graue, magere Kaze knurrend saß, nach und nach aus. Als dieß geschehen, ging er seiner Pflegemutter auf dem Wege entgegen und rief mit zitternder Stimme: „Mamm goz“ in allen Tonarten. Nur das Echo antwortete. Er kehrte unruhig zurück, aß einige Kartoffeln, zerbröckelte welche für Minet in Milch, und ging wieder fort. Es war dunkel geworden; es war kalt und der arme Knabe schauerte unter seinen abgetragenen Kleidern. Er ging nach der Mühle, suchte in der Meierei, frug im Schlosse, aber Niemand hatte Barba seit dem Morgen gesehen. Niemals hatte sie sich auf dem Wege aufgehalten, oder in der Meierei geschlafen, es mußte ihr deßhalb etwas zugestoßen, oder sie krank geworden sein.

Als Alanit von seinen vergeblichen Gängen zurückkam, weinte er, und nachdem er sein Gebet vor der Statuette gesprochen, legte er sich angekleidet auf sein Bett. Der Schlaf, den Gott den Bekümmerten zum Trost sendet, übermannte ihn endlich, und er erwachte erst am Morgen. Die aufgehende Sonne schien durch die kleinen Fenster, die Vögel sangen fröhlich in den Feldern, die Natur erwachte. Alanit rief sich die Augen, erhob sich, streichelte die Kaze, die sich um seine Arme wickelte und ihn zu erwärmen suchte. Dann stand er auf; aber er starrte an allen Gliedern. Das Erste, was er bemerkte, war das unangerührte Abendessen; er sah nach Barba's Bett, es war leer. Schnell ging er zu Penn-du, die gerade wiederläute, gab ihr ein Bißchen Stroh, zog seine Holzschuhe an und ging aus dem Hause. Als er den Fuß auf ein Brett setzte, das den Uebergang über den Fluß bildete, hielt er schnell an, wurde blaß und zitterte, seine Augen fielen auf eine Frau, die auf der andern Seite der Brücke in dem seichten Bett des Flusses unbeweglich ausgestreckt lag. Sie war auf das Gesicht gefallen und man sah auf ihrem Rücken einen gefüllten Bettelstich. Alanit sprang wie ein Pfeil über die Brücke, die durch den Nachthau schlüpferig geworden, und warf sich mit einem herzerreißenden Schrei über die Leiche, die er als die seiner Großmutter erkannt.

2.

Acht Tage später schritt man in dem Lehmhäuschen zum Verkauf des Eigenthums der armen Wittwe. Ihr Sohn Yvon mit dem braunen Gesichte und den blöden Augen, der sie schlechterweise während ihres Lebens verlassen, war von einem entfernten Dorfe herbeigekommen, um ihren Nachlaß in Empfang zu nehmen. Der Hausrath stand zerstreut auf der Wiese vor dem Haus und wurde von den Käufern beschäftigt. Der arme Alanit, untröstlich über den Tod seiner Wohlthäterin, saß auf der Seite und betrachtete diese für ihn so schmerzliche Szene; den einen Arm hatte er um Penn-du's Hals geschlungen, die unter einem Baume lag, mit der andern Hand hielt er Minet, die den Verkauf mit emporstehenden Haaren und erstaunten Augen betrachtete; vor ihm stand die Heilige in Ohn. Als der Verkauf anging, und er die alten Möbel, unter denen er aufgewachsen war, nach einander fortnehmen sah, fing er zu weinen an. Der Hausrath war verkauft und nun kam die Reihe an Penn-du. Sie mußte aufstehen, damit man sie genauer prüfen konnte; eine arme Frau aus der Nachbarschaft kaufte sie für fünfzig Franken. Sie sah zwar schlecht aus, allein Diejenige, die sie kaufte, hatte keinen schlechten Handel gemacht, die Kuh fraß nicht viel, und hatte trotz ihres Alters noch gute Zähne. Alanit erhob sich mit schwerem Herzen, legte den Strick, an dem die Kuh angebunden war, in die Hände der neuen Besitzerin, schlang seine Arme um ihren Hals und küßte sie, indem er ihr ein trauriges, zärtliches Liebewohl zuflüsterte. Sie ging brüllend weiter, als habe sie ihn verstanden. Der

Ausrufer warf einen Blick um sich, es war nichts mehr auf der Wiese als einige Scherben und verfaulte Bretter. — „Man hat die Kaze vergessen,“ rief der Erbe mit einem dummen Lachen; „wer will sie kaufen?“ Er nahm sie trotz Alanit's Widerstreben am Halse und hielt sie in die Luft. Man lachte. Minet miaute um Mitleid zu erregen, denn Yvon's Finger zwickten sie. In dem Augenblick, als der Brutale Minet bis zur Höhe seines Gesichtes brachte und ausrief: „Zwei Sous die Kaze! die Kaze zwei Sous!“ streckte sie die Pfote aus und bohrte die Krallen in seine Wangen. „O!“ stöhnte Yvon, die Hand unwillkürlich zum Gesicht führend. Minet fiel aus den geöffneten Händen und ergriff nun augenblicklich die Flucht. Ihr nachzuspringen, daran war nicht zu denken, und dem zertrasteten Yvon blieb nur die Wunde und der Jörn. Alanit war der Entwicklung dieser kleinen Szene mit Bangigkeit gefolgt. Bei der That und der Flucht der Kaze erheiterte sich sein Gesicht einen Augenblick; dann wurde er aber wieder unruhig, seine Augen verfolgten den Sohn Barba's, und sobald er sich ihm näherte, zitterte er. Was hatte er denn zu fürchten? Yvon schien in keiner Weise sich mit ihm zu beschäftigen, denn er half das letzte Stück Möbel auf einen Karren laden. Als es darauf lag sagte er: „Vorwärts!“ und gab dem mageren Klepper, der ihn zog, einen Peitschenhieb. Dann sagte er zum Führer: „Einen Augenblick noch, Du bist der Letzte, hilf mir mich von den alten Sachen befreien, nimm diese gute Heilige und mach' Deiner Frau ein Geschenk damit.“ Alanit erblaßte und stand auf. — „Oheim,“ sagte er mit bewegter Stimme, „laßt mir die Heilige. Seit ich sprechen kann, habe ich mein Morgen- und Abendgebet vor ihr gesprochen; es ist für mich eine Freundin, die ich behalten möchte.“ — „Paperlap! elender Junge,“ rief Yvon, „das gehört Dir nicht, Du hast hier nichts zu verlangen.“ Der Knabe faltete die Hände, die Thränen rollten über seine Wangen. — „Ich weiß es wohl,“ sagte er; „aber, lieber Onkel, ich bitte Euch darum.“ Er betrachtete ihn mit flehender Miene. — „Nein,“ sagte Yvon, indem er sich der Statuette näherte. Alanit aber ergriff sie, schloß sie in seine Arme, und sein blaues Auge auf den Erben richtend, sagte er mit Entschlossenheit: „Ihr werdet sie nicht bekommen; Ihr müßt wissen, sie gehört mir, da Mamm goz sie mir geschenkt hat.“ Er war prächtig anzusehen in seiner gerechten Empörung, den braunen, nackten Fuß vorgestreckt und den ganzen Körper zur Vertheidigung gerüstet. Der Onkel brühte seine breite Hand mit solcher Kraft auf die Schultern des Jungen, daß er in die Kniee sank, und mit einer heftigen Bewegung riß er auch noch den andern Arm los. Mit der Widerfestigkeit des blonden Alanit hatte es ein Ende, aber der Landmann, der bisher ein stummer Zeuge dieser Szene war, dachte, daß es nun Zeit sei sich darein zu mischen. „Meine Frau braucht die heilige Jungfrau nicht,“ sagte er, „ich gebe sie Alanit.“ — „Er wird sie nicht bekommen, er wird hier nicht Meister sein.“ — „Ach geh!“ sagte der Landmann, „laß den Knaben in Ruhe und komme mit mir in den Fleden.“

Der Fleden war für Yvon das Wirthshaus, der Brantwein; der Trunkenbold ließ sich verleiten. Alanit blieb allein. Der Abend kam. Er betrachtete mit schwerem Herzen das Haus, das ihm so lange Zeit Schutz verliehen, wuschte sich eine letzte Thräne, die über seine Wangen floss, und ging zum Pachtthof hinaus. Das Herz war ihm so voll, daß er den Hunger vergaß. Die Nacht war schön, die Luft milde. Er näherte sich einem Heuschaber, machte sich da ein Lager zurecht, und nachdem er sein Gebet mit dem Blick auf seine Heilige gesprochen, vertrocknete er sich in das Loch, das er sich zugedrückt hatte. Seine müden Augen schlossen sich, da glaubte er zu fühlen, daß sich neben ihm etwas bewege, er streckte seine Hand aus, seine Finger begegneten etwas Weichem, wie einem Pelz, dann legte sich ein haariger Kopf auf seine Wange und ein klägliches Miauen wurde hörbar. Er erhob sich, umarmte Minet, die treue Minet — denn sie war es, machte Platz für sie dicht neben sich, und schlief dann ein.

3.

Es gibt unbaufähige Kinder in der Welt, sagt man, die nie daran denken ihrer Eltern Wünsche zu erfüllen, die alle Sorgfalt genießen, zärtlich geliebt sind und doch vergessen, dem lieben Gott zu danken, der ihnen Alles so leicht gemacht. Die Arbeit dünkt ihnen hart, trotz allen Unterrichts bleiben sie unwissend, und, nachdem sie faule Kinder waren, werden sie unnütze Menschen. Um über ihre Undankbarkeit erröthen zu müssen, wäre es hinreichend, wenn sie sich mit den vielen Kindern vergleichen würden, deren Schicksal so bitter ist. Es ist beinahe zu viel, Waise und arm zugleich zu werden, besonders auf dem Lande, wo es keine Wohlthätigkeitsanstalten gibt, wo der Arme, der Leidende und Verlassene nicht die schützende Hand und das liebende Herz einer Dienerin Gottes findet. Der arme Manil hatte weder zärtliche Eltern noch Freunde, weder ein gutes Dach, noch einen gastlichen Herd oder ein weiches Bett; keine barmherzige Schwester war, die ihn tröstete und in seinen Leiden pflegte. Barba war todt und Niemand dachte an ihn, er war allein und verlassen, bald verstoßen von dem Einen, bald freundlich aufgenommen von dem Andern, vom Stärkeren geschlagen, vom Schwächeren schlecht berathen, ohne Führer, ohne Leitung.

Sein Dasein war mehr als traurig. Die Tage brachte er im Gasthaus zu, hielt den Fremden ihre Pferde, besorgte die Ausgänge für die Wirtschaft und war glücklich, wenn er einige Sou's, einen Zeller Suppe, ein Stück Brod oder die Erlaubniß, im Stall schlafen zu dürfen, dafür erhielt. Meistens hatte er nichts als ein trockenes Stückchen Schwarzbrod und ein Lager von Stroh unter freiem Himmel.

Das war ein elendes Leben, und doch war er noch weit größerer Gefahr ausgesetzt als der, hungern zu müssen. In dem Dorfe war eine ganze Bande müßiger, fauler Buben seines Alters. Diese hatten genug zu essen, aber statt ihren Müttern im Hauswesen nützlich zu sein, brachten sie den ganzen Tag auf dem großen Platz zu, sperrten die Mäuler vor jedem Fremden auf, legten den Hunden, Katzen und Vögeln Schlingen, spielten, stritten sich, lehrten sich gegenseitig schlechte Streiche und entfernten sich gar weit vom Haus, um Spitzbübereien zu verabreden oder auszuführen. Auf diese Weise bereiteten sie sich zu einem müßigen Leben vor, und Manil wurde in ihre Reize gelockt.

Er hatte aber bei diesen unfreiwilligen Ausflügen einen Ort gefunden, wo der prächtige Lehm Boden reiches Material für seine kunstfertige Hand bot. Dorthin führte ihn nun jeden Tag sein Weg, und er formte aus Lehm die verschiedenartigsten Dinge, die er in der Sonne trocknen ließ. Diese Arbeit wurde eine wahre Leidenschaft für ihn, und seinen Händen entwandten sich die wunderbarsten Figuren. Er verstand mit seltenem Talente die Heiligen, die er in der Kirche gesehen, oder die Verzierungen, die er bei Jacques, einem Steinhauer, der Grabsteine verfertigte, gefunden, nachzubilden.

Manil ging an Markttagen nur in die Stadt, um Jacques' Werkstatt zu sehen, und wenn er zurückkam, hatte er keinen andern Wunsch und Gedanken, als zu Jacques in die Lehre zu kommen. Unglücklicherweise konnte er nicht mehr wie früher, als er noch mit Barba zusammen lebte, nach seinem Wunsch und Willen handeln, er wurde entdeckt, und die schlechten Augenblicke, die seine Freunde werden wollten, umstellten den Graben, in dem er eifrig arbeitete. Beim Anblick der kleinen Statuetten, die der Reihe nach aufgestellt waren, ließen die Dummköpfe unter schallendem Gelächter weiter. Ach, dieses grausame, dumme Hohngeklächter schnitt Manil tief in's Herz. Nachdem der erste Anfall von Heiterkeit vorüber war, dachten sie daran, den unglücklichen Künstler zu quälen; man suchte die Statuetten zu vernichten, man machte Kugeln davon, man zerbrach sie unbarmherzig. Manil verteidigte sich umsonst und erlag dem Kampfe. „O, laßt mir wenigstens diese,“ rief er, mit seinen Armen die

legte, eine Heilige, schützend, die derjenigen so ähnlich war, die er auf der Bühne hatte, wo er gewöhnlich schlief. Der größte der unartigen Knaben unterbrach den Angriff durch ein Wort. „Wenn Du mit uns spielst, so laßt man sie Dir,“ sagte er.

Manil betrachtete seine Arbeit, und folgte ihnen mit gesenktem Kopf, er fühlte, daß er einen Akt der Schwäche begangen. Er spielte mit diesen bösen Knaben ein-, zweimal, selbst ein drittes Mal, den nächsten Tag aber fing er wieder an. Sein künstlerischer Zeitvertreib wurde verlassen, die letzten Töne der Vesperglocke waren verklungen und er folgte den Andächtigen nicht zur Kirche. Um sich den Vorwürfen zu entziehen, ging er nicht mehr in's Pfarrhaus, wo er sonst immer so freundlich aufgenommen war und etwas zu essen bekommen; auf diese Art hatte er nun Niemanden mehr, der sich bemühte ihn von dem dunkeln Pfad, den er betreten, zurückzuführen, und die Leute dachten er sei verloren, und das Land habe in ihm einen Vagabunden weiter.

Die Bursche hatten sich einen Fels an der Küste zum Schlupfwinkel ihrer kleinen Räubereien ausersehen; unter diesem Fels befand sich eine Höhle, in der sie zusammen trugen, was sie gebettelt und gestohlen, und der arme Manil mußte ihren Spion abgeben, da er am weitesten sah. Dieß dauerte mehrere Monate lang, und die Nothe Nora lebte in ihrem Schlupfwinkel in Lust und Freude, bis einst ein Sturm ein kleines Schiff gerade vor dem Felsen an's Land trieb. In dem Schiffe aber befanden sich eine Anzahl Zollschatwächter, welche das Räubernetz aushub und sie den Gerichten überlieferte. Manil ging frei aus, da er nachweisen konnte, daß er zu Allem gezwungen worden und nie an der Beute Theil gehabt.

Die Vorsehung, die nie ermüdet und zu warnen, wenn wir auf dem Pfad der Tugend zu wanden beginnen, sandte ihm eine herbe und schmerzliche Lehre.

Als er eines Tages ein Pferd halten mußte, das ein Füllen hatte, schlug dasselbe aus und hatte ihm beinahe das Bein zerschmettert. Er kam mit dem Schreck davon: aber er hatte eine entsetzliche Wunde, aus der das Blut in Strömen floss. Man brachte ihn in die Mühle von Kerbargne, in welcher die Besitzer immer sehr gut gegen Manil waren, und dort legte man ihn in den Stall. Die Müllerin bereitete ihm ein Bett von Stroh, deckte ihn mit Tüchern zu, und brachte ihm aus Mitleid jeden Tag etwas zu essen. Eine alte Frau, die sich mit der Heilkunde beschäftigte, untersuchte die Wunde, legte kräftige Salben auf, die dem Knaben die heftigsten Schmerzen verursachten, und verschlimmerte dadurch nur das Uebel.

Manil konnte nicht mehr gehen, ja sogar nicht aufstehen, und keiner seiner ehemaligen Freunde verließ auch nur einen Augenblick das Spiel, um ihn zu besuchen. Ach, was waren das für traurige Tage für ihn! Halb aufgerichtet auf seinem Lager, heftete er seine Blicke stundenlang auf das Dachfensterchen, durch das ein Wischen Licht kam, und bat unter Thränen den lieben Gott, ihm Genesung zu senden. Er war wieder der sanfte, fromme, vernünftige Knabe wie früher geworden, der die verlorene Zeit bereute. Seine Statuette, die er für kurze Zeit vergessen und in eine dunkle Ecke seines Winkels gestellt hatte, war auf seine Bitte ihm gegenüber an der Mauer aufgestellt worden, und wenn er sie betrachtete, fühlte er sich erleichtert. Von Zeit zu Zeit bekam er Besuche von Minet, die in der Nachbarschaft sich aufhielt. Sie hatte seit seinem Unfall ihre Freundschaft erneuert. Vorher beging Manil das Unrecht, Minet von seinen Freunden plagen zu lassen, und die von ihm verlassene Kage wurde auch eine Vagabundin. Um Minet Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir bekennen, daß sie bei der ersten Liebeslung ihres alten Freundes alles früher begangene Unrecht vergaß.

Nachdem Manil einen ganzen Monat in dem Stall festgebunden gewesen, erbat er sich als eine Günst, daß man die große Doppelthüre in dem Stall aufmachen möchte, damit

er die Felder sehen könne. Die Bitte wurde erfüllt und das große Thor geöffnet. Das Bild, das sich vor den Augen des armen Knaben entfaltete, erfüllte ihn mit Entzücken. Es war der erste April. Der Bachthof und das Schloß zur Rechten standen in einem Rahmen von Tannen, deren Zweige das frische Grün belebte; auf der Ebene stand eine von noch kahlen Bäumen umgebene Kapelle von grauer Farbe und schlankem Glockenturm; dort war ein mit Gesträuch bepflanzter Abhang sichtbar, dessen Zweige nach dem Regen der vergangenen Nacht grün geworden; in der Mitte des Thaies rauschte der Fluß, dessen Wellen in der Sonne glänzten. Ueberall Leben, das Zwischern der Vögel, das Läuten der Glocken, das Jauchzen der Kinder, der Gesang der Hirten; das war das frische volle Leben der neu erwachten Natur. Das Feld wird belebt von tausend sichtbaren und unsichtbaren Weshornern; das Gras ist voll Insekten, die Luft voll herrlichen Duftes; die Nester verbergen sich in den Gesträuchen und den Hecken, oder hängen sie an den Zweigen der Bäume, und wenn die Sonne aufgeht, scheint Alles zu zittern unter den glänzenden warmen Strahlen, — der Frühling ist da, die Jugend der Erde.

Manit, den erst dieser Anblick mit Freude erfüllte, wurde augenblicklich wieder tief betrübt; denn es war ihm ja nicht gegönnt, diese verführerischen, reichen, belebten Felder betreten zu können. Unwillkürlich rollten bei diesem Gedanken Thränen über seine hohlen Wangen; doch klärte sich sein Gesicht bald wieder auf, denn die frische Luft, die hereinbrang, erfüllte ihn mit neuer Lebenslust.

(Schluß folgt.)

Das Sechseläuten in Zürich.

Ein schweizer Volksfest

von

G. Schmoller.

Es ist eine bekannte Sache, daß die eigentliche Schweiz so gut wie keinen Karneval hat. Sie weiß sich aber, wenigstens in Zürich, durch ihre Volksfeste zu entschädigen.

Wie so? wird uns mancher gereiste Tourist entgegen, wir kennen wohl die schweizer Schützen- und ähnliche Feste, wir kennen auch die bekannten schweizer Schwingfeste, aber ein karnevalartiges Volksfest in der Schweiz ist uns nicht bekannt. Das kommt daher, antworten wir dem gereisten Touristen, weil das Fest, von welchem wir hier erzählen wollen, zu einer Zeit stattfindet, wo die Touristen sich noch nicht auf den Weg gemacht haben, die schweizer Hotels aller Orten anzufüllen, wo also die Schweizer noch en famille sind.

Was ist nun aber dieses zürcher Sechseläuten? Daß es eine Art Karneval für die Züricher ist, sagte ich schon; in der Art aber, wie sich dieser als großer, allgemeiner Maskenzug gestaltet, ist er nur die neuere Ausbildung eines uralten zürcher Volks- und Zunftfestes. Die eigentliche Bedeutung des Tages ist die Feier des Frühlingsanfangs, die gewöhnliche Zeit ist der erste Montag nach der Tag- und Nachtgleiche, an welchem seit unvorstelllichen Jahren für die emsigen Bürger Zürichs die abendliche Fei erglocke zum ersten Male um 6 Uhr statt wie des Winters um 5 Uhr geläutet wurde. Daher der Name!

Und sie hatten Recht, jene alten zürcher Bürger, welche dieses Fest einführten, welche die Pflicht fühlten, der Herrlichkeit der Natur, wenn sie ihr neues Festkleid anzieht, einen Hohn der Dankbarkeit und Verehrung zu bringen. Wo in aller Welt liegt es näher, diese Verjüngung der Mutter Natur zu feiern, als hier an diesen lieblichen Ufern, wo sie mit verschwenderischer Fülle alle ihre Gaben ausgestreut, alle ihre Reize enthüllt hat. Und gerade dieses Jahr schien die Mutter Natur das Freudenfest ihrer Verjüngung besonders mitzueinpfeifen. Die Nacht vorher hatte es noch etwas geregnet;

aber mit der aufsteigenden Sonne zertheilten sich nach und nach die Wolken und Nebel; immer mehr erhoben sich im Hintergrund die blauen Berge mit ihren schneebedeckten Spitzen aus dem kristallhellen See, während die näheren Ufer, schon mit einem leichten Frühlingsgrün angehaucht und da und dort mit den ersten Blüten geschmückt, nun in den Strahlen der hervorbrechenden Sonne ein doppelt freundliches Bild boten. Es war ein herrlicher Tag. Schon frühe, gegen 8 Uhr Morgens, war ein Wogen auf allen Straßen, besonders an beiden Ufern der smaragdgrünen Limmat, auf den Kais, die sich von den Ufern des Sees an durch die ganze Stadt ziehen. Den ganzen Morgen über durchzogen maskierte Knaben und Mädchen mit Trommeln und Pfeifen, auch da und dort mit einem Bären, die Straßen. Auf dem See sind schon eine große Zahl Nachen in Bewegung. Ueberall werden Wigblätter, Travestien auf die zürcher Zeitungen zum Verkauf ausgebaut, in denen politische Anspielungen eine Hauptrolle spielen. Die Gasthöfe und andere öffentliche Lokale sind festlich mit Flaggen geschmückt, und heute meist nur der betreffenden Zunft zugänglich, welche dort ihren Sitz hat. Auch die meisten Privathäuser in den Straßen, durch welche der Zug passiren sollte, hatten dieses oder jenes festliche Kleid angelegt. Um 11 Uhr werden alle Geschäftslokale und Bureaus geschlossen, denn präzis 12 Uhr beginnen überall die großen Zunftessen.

Das ist der Anfang des Festes, und war früher die Hauptsache. Es bestehen nämlich seit alten Zeiten dreizehn Zünfte in Zürich. Jeder Bürger, mochte er nun ein Gewerbe treiben oder nicht, mußte einer Zunft angehören, da nur innerhalb dieses Rahmens der Zunft die politischen Rechte ausübbar waren. Heutzutage besteht allgemeine Gewerbefreiheit, und vielleicht die Hälfte der zürcher Gewerbetreibenden und Einwohner sind nicht Bürger von Zürich. Der zürcher Bürger aber muß auch heute einer Zunft angehören, die ihre Bedeutung noch als Wahlcorporation hat. Gewisse städtische Rechte stehen diesen Zunftbürgern allein zu, während allerdings an allen Staatsangelegenheiten und allen Finanzsachen die Einwohner, welche nicht Bürger sind, mit gleichen Rechten theilnehmen.

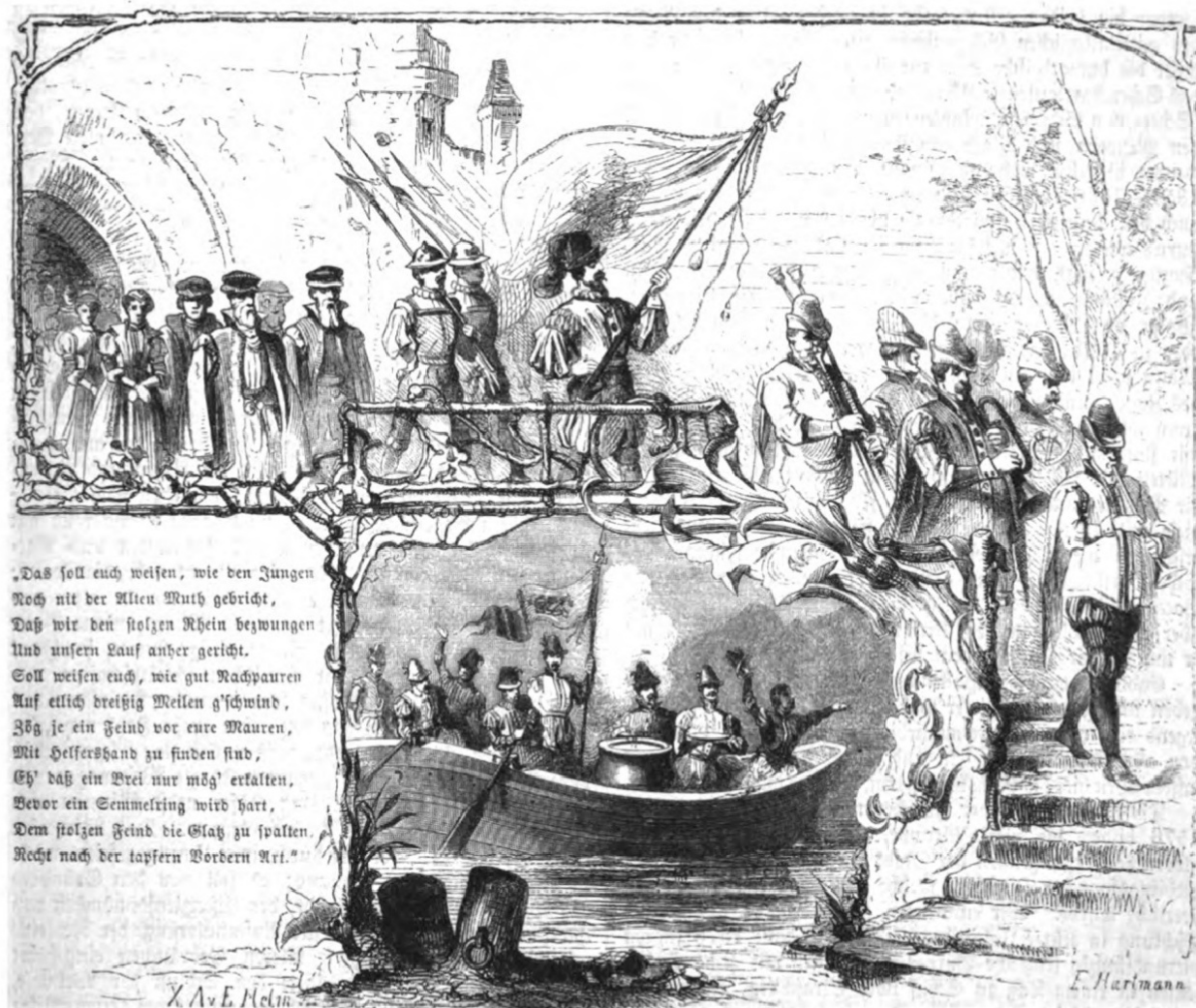
Das Sechseläuten ist der Tag geselliger Vereinigung für diese Zünfte; jede hat ihr besonderes Wirthschaftslokal, wo an diesem Tag ein gemeinschaftliches Mittag- und später ein gemeinschaftliches Nachtessen die Zunftbrüder in froher Heiterkeit versammelt. Dieses Mahl war früher die Hauptsache; nur die Zunft der Metzger knüpfte daran einen jährlichen festlichen Umzug, der seit Anfang der dreißiger Jahre dann zu einem allgemeinen Maskenzug erweitert wurde. Ein freiwilliges Komitee leitet diesen, und weiß jedes Jahr neue Abwechslung durch Geschichtsbilder und Anspielungen in das Fest zu bringen.

Das Schicksal wollte, daß wir der vereinigten Zunft der Gerber und Schuhmacher, welche ihr Festmahl im Hotel Bellevue hatte, zufielen. Wer nun erwartet hätte, hier ehrsame zürcher Handwerker zu treffen, der hätte sich sehr getäuscht. Die Gesellschaft bestand meist aus Kaufleuten und Fabrikanten, Gelehrten, Künstlern, Juristen, kurz aus dem gebildeten Theile der zürcher Bevölkerung. Einzelne Masken mischten sich wohl unter die ehrbaren, schwarzgekleideten Herren. Auf dem Tische in der Mitte, vor den Präsidenten der vereinigten Zünfte, prangten die großen goldenen und silbernen Becher, Werke der vollendetsten Goldschmiedearbeit aus alter und neuer Zeit. Die ersten Toaste der beiden Präsidenten galten dem Wohl der Zunft, dann folgte in äußerst wüthiger Laune die Rede eines Juriprechs — so nennt man die Advokaten in der Schweiz — zu Ehren der Verfasser der „Neuesten neuen Züricher Zeitung“, das heißt einer Parodie auf die altliberal-bureaucratische Tendenz dieser Zeitung durch die Jeunesse dorée von Zürich. Die ganze Gesellschaft war in der besten Laune; aber die Zeit war verstrichen, und wer den Zug noch sehen wollte mußte eilen, da er präzis um 2 1/2 Uhr seinen Anfang nehmen sollte.

War bei dem Essen, die ganze Gesellschaft eine sehr gewählte, so waren dagegen bei dem Festzuge alle Schichten der Bevölkerung Zürichs vertreten. Der reiche Patrizier stand unmittelbar neben dem gewöhnlichen Handwerker; es war nicht diese oder jene Gesellschaft, welche sich hier produzierte; nein, in echt bürgerlich-demokratischer Weise steht sich hier Jeder gleich; höchstens an der Feinheit und dem Glanz der Masken war der Standesunterschied des Inhabers zu erkennen. Das weibliche Geschlecht theilte sich nicht bei dem Zug; auch die weiblichen Masken werden durch Herren gegeben, und ich hörte es von mehreren zürcher Damen aussprechen, daß die Eitelkeit, welche hier zu Tage komme, diejenige der Damen weit übertreffe.

Der Zug gruppierte sich in sieben je für sich bestehende Abtheilungen, wovon die ersten vier Darstellungen aus der deutschen Städtegeschichte, Verherrlichungen des deutschen Bürgerthums waren, während die letzten drei in loserer Weise sich hieran als Maskengruppen angeschlossen. Der ganze Zug zählte vielleicht 800—1000 Personen; elegante Kavaliere zu Pferd, in schwarzem Frack und Reithülsen, waren stets beschäftigt den Zug von einer Station zur anderen in Ordnung zu halten.

Die erste Gruppe war der Aufzug zum Freischießen in Zürich. Voraus die Musik in den zürcher Stadtfarben Weiß und Blau, dann einige alte Banner der Stadt, die in früherer Zeit wohl oft zum ernstesten Waffentanze geführt hatten; dann



Die Hirsebreisfahrt der Zürcher nach Straßburg.

der eigentliche Schützenzug: die Knaben, welche die Schützenpreise trugen, waren so äußerst liebliche Erscheinungen; ebenso zogen die eleganten Armbrust- und Büchschützen, besonders die in weißen und blauen Sammet gekleideten, durch ihren geschmackvollen Anzug alle Blicke auf sich; zwei Wagen, der eine mit einer Festwirtschaft, der andere mit den von Bajazzo's bedienten Scheiben, schlossen die erste Gruppe, welche mit Recht als altes zürcher Bürgerfest vorangestellt wurde. Auch die Wirtschaft hat eine historische Beziehung, indem jeder Schütze nach den alten Schützenordnungen während des Schießens mindestens vier Maas Wein täglich erhalten mußte.

Die zweite Gruppe stellte den Aufzug des Gesellenstechens in Nürnberg aus dem Jahre 1446 dar, welches zu Ehren

der Vermählung des reichen Patriziers Wilhelm Köffelholz mit Kunigunde, einer schönen und jungen Wittve, der Tochter des in ritterlichen Dingen wohlverfahrenen Konrad Baumgärtner's, mit besonderem Glanze veranstaltet wurde. Auch diese Gruppe zielte auf die Verherrlichung des Bürgerthums; denn da die Ritter das ausschließliche Recht der Turnierübungen hatten, ihnen aber die Bürger der reichen Städte um diese Zeit an Wehrkraft und glanzvollem Auftreten vollkommen ebenbürtig waren, so suchten sie ihre Gesellenstechen so möglich noch glänzender auszuführen als die Ritter ihre Turniere, um so den Glanz, die Kraft und die Bedeutung des Bürgerthums zu zeigen. Die verschiedenen geharnischten Patrizier mit ihren alten Rüstungen aus dem zürcher Zeug-

haus boten auf den schönen Pferden theilweise einen äußerst glänzenden Anblick dar; mancher derselben freilich konnte dem Beschauer den Gedanken nicht fern halten, daß diese gewaltigen Rüstungen für ein anderes Geschlecht gemacht waren. In hübscher Weise hatten die meisten an der Spitze ihrer langen Lanzen Blumensträuße angebracht, die sie so den zürcher Schönheiten bis in die Fenster des ersten Stocks mit Leichtigkeit überreichen konnten, während die Andern, welche sich auf's Werfen legen mußten, gar oft ihr Ziel verfehlten, so daß der schöne Strauß statt dem Fräulein am Fenster dem Dienstmädchen auf der Straße zufiel. Der Festwagen mit den älteren Patriziern und Damen war sehr geschmackvoll, und eine reizende Blondine hatte ein Vodenköpfchen, um das sie manches zürcher Kind gewiß beneidet hat.

Die dritte Gruppe stammt ebenfalls aus Nürnberg. Hatten die beiden ersten mehr in erster Weise den Glanz des mittelalterlichen Bürgerthums verherrlicht, so sollte hier mehr die humoristische Seite zur Geltung kommen. Sie stellt das Schenkbartlaufen in Nürnberg vor. Dieses Maskenlaufen (Schem von Schemen, Masken) war ein von Kaiser Karl IV. den Metzger und Waffenschmiden verliehenes Privilegium, welches dieselben während beinahe zweihundert Jahren, von 1351—1530, besaßen und zuweilen den andern Gewerben, auch den Patriziern, miethweise überließen. Mit steigendem Luxus wurden — wie die historische Erklärung sagt — diese Umzüge gefeiert, und mannigfache Anspielungen auf Personen und Zustände fehlten dabei nicht. Voraus die Eierreiter, gefolgt von Musik; dann die Schenkbartmännlein zu Fuß oder zu Pferd, das heißt in den lebernen Rössen, welche der Mann selbst bewegen muß; sie waren die komischen Figuren des Zuges, und umschwärmten auch heute denselben überall; dann folgte zu Ehren der freien Reichsstadt das Stadtbanner mit stattlicher Patrizierbegleitung, und sogleich darauf als Mittelpunkt der Gruppe auf einem doppelgetheilten Wagen die Metzger- und Waffenschmide; jene mit allerlei Würfeln, diese mit allerlei Waffen den Waffentanz ausführend; jetzt erscheinen die Urbansreiter, ebenfalls stehende Figuren des Schenkbartlaufens. Das ganze Urbansreiten war eine Art Bacchusfest, wobei St. Urban die Hauptrolle spielte, welcher aber zum Schluß in den Brunnen geworfen wurde, damit er um so eher Sonnenschein beschaffen sollte.

Endlich kommt der Höllewagen, von Stadtsoldaten umgeben und gefolgt. Dieser war seit alter Zeit dazu bestimmt, irgend eine oder mehrere mißliebige Persönlichkeiten porträtirt von allen möglichen Teufeln und Ungeheuern mißhandeln zu lassen. Wen hier die Verhöhnung traf, konnten wir nicht erfahren.

Die Hirsbbreifahrt der Züricher nach Straßburg im Jahr 1576 bildete die vierte Gruppe. Sie greift in die eigene glorreiche Vergangenheit der Stadt zurück, und ist daher eine Lieblingsfrage der Züricher, welche auch dichterisch schon verherrlicht wurde. Wir entnehmen gerade Usteris anmuthiger Dichtung in Kürze Folgendes: „Am 20. Juni 1576 fuhr vierundfünfzig fröhliche Bürger von Zürich mit sechs Spiel-leuten in einem Tag zu Schiff nach Straßburg, einen Topf voll heißen Hirschebries mitführend, und dort warme Semmelringe unter das Volk auswerfend, um den damals verbündeten Straßburgern zu beweisen, wie schnell der Züricher Hülfе zur Hand wäre. Der Sprecher der Schiffer, Statthalter Thommen, jagt darum:

„Das soll euch weisen, wie den Jungen
Noch mit der Alten Muth gebricht,
Daß wir den stolzen Rhein bezwungen
Und unsern Lauf anher gericht.
Soll weisen euch, wie gut Nachpauren
Auf eilich dreißig Meilen g'schwind,
Dag je ein Feind vor eure Thuren
Mit Hellsershand zu finden sind,
Oh daß ein Brei nur mög' erkalten,
Davor ein Semmelring wird hart,
Dem stolzen Feind die Glaz zu spalten,
Recht nach der tapfern Vordern Art.“

Viele Namen, welche heute noch zu den besten der Stadt Zürich zählen, werden als bei dieser Fahrt theilhaftig genannt,

so die Ziegler, Waser, Winschädler, Keller, Escher u. Der Festzug soll den Empfang in Straßburg darstellen, wo die Bürger und der Rath von Straßburg mit einer großen Menschenmenge die Gäste am Strand der Iller in Empfang nehmen und männiglich von dem Hirsbbrei haben wollte. Voraus die Straßburger mit ihrer Musik, ihrem Stadtbanner, Rathsherren und Festdamen, geschmückten Knaben mit Fähnlein, dann aber als Hauptjache das große Schiff mit den Zürichern und dem Hirsbbrei, umgeben von straßburger Bürgern zu Fuß und zu Pferd, die sich der Ankunft der Züricher freuen.

Damit sind die historischen Bilder unserer Augen entschwunden, und es naht sich uns als fünfte Gruppe der Chinesenzug, wahrscheinlich nur gewählt, um eine Reihe der buntesten, vielfarbigsten komischen Figuren in den Zug zu bringen. Die Kostüme waren meist sehr geschmackvoll.

Wir eilen zur sechsten Gruppe, welche das Winterfest in Vivis in außerordentlich reizender Weise darstellte. Die Kostüme waren zwar theilweise vielleicht nicht so glänzend als bei den anderen Gruppen, aber um so geschmackvoller, und die reiche Verzierung mit schönem, grünem Ephen, das die Stelle der Nebenblätter versehen mußte, gab allen Personen und Wagen eine schöne harmonische Stimmung. Schon die Musik voraus in Hemdärmeln, rothen Westen, kurzen, schwarzen Hosen, weißen Strümpfen und grünen Guirlanden um den Hut sah reizend aus. Nehmlich waren die Winterknaben und die Winter und Winterinnen. Eine imposante Pracht entwickelte der Opferpriester, eine herkulische Figur mit langem, weißem Bart und weit nachschleppenden prachtvollen Sammet- und Seibegewändern in gelber und violetter Farbe. Ein glänzendes Gefolge mit einem Bock als Opfertier umgab ihn. Es folgten die in trunkenen Lust sich tummelnden Faunen zu Fuß und zu Pferd; Alle in glänzenden Pantherfellen und ephenbekränzt, gefolgt vom alten Silen auf einem Eseln. Darauf Bacchus als Fürst der Reben und Nebenhauer mit einem glänzenden Wagen, umgeben vom Gefolge und einigen Negern zu Pferd. Ein beinahe ebenso reich mit üppigem Grün decorirter Wagen voll Bacchanten und Bacchantinnen schloß sich an. Nun eine Riesentraube, die Traube aus Kanaan, und dann die Weinsfabrikation in alter und neuer Zeit, auf dem doppel getheilten Wagen, vorne Vater Noah mit der alten Trotte, hinten einige Herren im Frack und Glacehandschuhen, mit chemischen Geräthschaften und einer großen Inschrift: „Wasser, Traubenzucker, Weinsäure u.“ Als Produkt dieses Wagens folgt eine große Zahl wandelnder Flaschen mit den verschiedensten Gilekten, sehr hübsch bargefellt, und der große elegant bekränzte Weinwagen voll neuen Weines. Noch ein Zug Rüfer nebst Winter und Winterinnen schließen die schöne Gruppe. Das Winterfest in Vivis, das in dieser Art durch einen Umzug gefeiert wird, ist uralten historischen Datums; es soll von den Gründern des Weinbaues im Waadtlande, den Cisterziensermönchen von Hauterive, zur Aufmunterung der Reblente mit Antknüpfung von noch älteren Gebräuchen eingeführt worden sein. Das Fest bildete den Schluß der Weinlese, gleichsam den Heimzug der Reblente mit ihren Erzeugnissen und Geräthschaften.

Als letzte Gruppe naht das Narrenfest in Mainz, Prinz Karneval als Held des Tages mit seinem ganzen Hofstaate. Wirklich glanzvoll in Kostüm und Wagen war Sibibus Apollo in Begleitung einiger Monddragoner, das heißt Kavaliere, die als Köpfe einen Halbmond führten. Wieder eine der glänzendsten Figuren war König Gambrinus mit seiner komischen, sehr gelungenen Gambrinusgarbe, denen ein bekränkter Bierfaß als eine Art Panzer auf dem Leibe saß. Einige Bajazzo bildeten den Uebergang zu dem nun in einer Reihe von Wagen folgenden Einzelmasken, die wir nicht mehr näher berühren können, und die auch der Festzettel nur unter dem allgemeinen Titel: „Junge und alte Narren aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ zusammengefaßt.

Der Zug dauerte von Mittags 2 1/2 Uhr bis Abends nach 6 Uhr. Das Gedränge war ungeheuer; alle Fenster

nicht mit Zuschauern besetzt; der Fremdenzufluß soll sehr bedeutend gewesen sein. Dennoch war nirgend etwas von Polizei zu sehen. Alles ging äußerst friedlich und ohne Unglück vorbei. Als Kommando für den Festzug hatte das Komite folgende Verse ausgegeben:

„So wird's so, wenn jede Gruppe
Pünktlich sich am Platz postiert,
Militärisch, gleich die Truppe,
s'Zugheiß Ordere parirt.
So wird's so, wenn d'Zeust vor All
Euhrem Wunsch entspreche wend,
Und — der gueten Orning z'G'falle
Dann erst später z'trinke gänd.“

„So wird's so, wenn all Geister
Sind mit schmucke Lüfte ziert,
Dass me lings und rechts sich eistet
Ru mit Blume dumberdirt.
So wird's so, wenn uf de Straße
Alles Volk macht willig Platz,
Dann es git erwiesener Mase
Allobot Truch's — ohne Trag.“

„So wird's so, so fern der Himmel
Wuß und blau herniederblickt,
Und is heiter fröligewimmel
Dessi nu kei Wasser schickt.
Wär ja doch Alwillewäge
Sicher Riemerten hüt gläge.
Dass zur Freud das Fest erwachs
Wuschit rächt sehr und hofft Hans Sachs.“

Und so war es auch. Jedermann, welcher noch offenen Sinn für solche heitere Volksfeste hat, wird mit Freuden an dasselbe zurückdenken. War auch bei demselben nicht jener übersprudelnde Witz und Humor zu treffen, wie er sich bei dem reicheren Karnevalsleben in den rheinischen Städten kundthut, so entschädigte dafür der echt republikanische Sinn, mit welchem die Züricher, begeistert für ihr Vaterland und für die große Vergangenheit des deutschen Bürgerthums im Mittelalter, historische Szenen darzustellen wußten.

Doch wer mehr nur die heitere, humoristische Seite des Festes suchte, hatte jetzt noch den ganzen Abend vor sich; er entzieht sich mehr der Schilderung als das Bisherige, weil die Menge sich in allen den Zunftlokalen und andern geselligen Vereinigungspunkten zerstreut. Um 9 Uhr begannen, wie wir schon erwähnten, die Abendessen auf den Zünften, während die übrige zürcher Bevölkerung sich anderwärts tummelt, die niederern Schichten der Gesellschaft sich hauptsächlich in den vielen Tanzlokalen in und um Zürich zusammenfinden. Doch hört das Lärmen auf den Straßen nicht auf; einzelne Gruppen des Zuges ziehen von einer Zunftherberge zur andern, die Zünfte besuchen sich gegenseitig, und humoristische Reden unterbrechen die jubelnden Gelage, die sich bis in die späteste Nacht bis zum andern Morgen fortsetzen.

Als ich den andern Tag Morgens früh mit der Post nach Luzern über den Albis fuhr, fielen mir sogleich einige sehr herabgestimmte Jünglingsgesichter auf, und bald stellte es sich heraus, daß sie als zürcher Kinder zum Fest gekommen, ein Nachtlager aber nicht nöthig gehabt hätten.

Die Regenwürmer.

Von

Dr. Kapff.

Jedes Geschöpf in der Natur hat seinen Zweck, und wenn dieser dem Menschen dient, seinen Nutzen; es kommt nur darauf an, daß man diesen Nutzen durch richtige und sorgfältige Beobachtung auffindet. So ist es auch mit den Regen- oder Erdwürmern, welche für Viele ein Gegenstand der Furcht und des Abscheus sind, und selten von Jemand, außer von den Anglern, in die Hand genommen werden. Der Regenwurm ist der eigentliche Landmann der Erde, der in den obern Theilen des Bodens die weichen Theile verwelteter Vegetabilien verzehrt und die holzartigen Fasern weiter

hinabschafft, wo sie den Boden lockern und düngen. Er durchwühlt den Boden nach allen Richtungen, und macht ihn dadurch durchdringlicher für Luft und Wasser, welche beide für das vegetabilische Leben nothwendig sind. Diese Würmer sind gleichsam unterirdische Pflüger, und leisten unten dieselben Dienste, wie oben der Spaten für den Garten oder der Pflug für den Acker. Wird auf ein Land Kalk, Gyps, Mergel oder Asche gestreut, so schaffen die Regenwürmer diese Stoffe tiefer hinab und die Vegetation wird üppiger. Die feinere, befruchtende Erde, welche sich beim Zerfallen des Urbodens bildet, besteht aus den Excrementen der Erdwürmer, welche eine bedeutende Menge des Bodens verzehren, verdauen und als eine Art runder Körner wieder von sich geben. Man hat beobachtet, daß ein Land, das mit Mergel bestreut wurde, durch die Arbeit der Regenwürmer in zwanzig Jahren eine durchschnittlich 13 Zoll dicke Schichte fruchtbaren Bodens (Humus) erhielt. Im Winter und bei anhaltender Trockenheit ziehen sich die Regenwürmer tiefer in den Boden; nach warmen Tagen dagegen kommen sie Abends und Morgens in großer Anzahl auf die Oberfläche und begatten sich hier. Sowie die Sonne höher steigt, suchen sie wiederum ihre unterirdischen Gänge auf. Sie legen Eier, aber nicht an einer Schnur zusammenhängend wie die Schlangen, sondern in abgesonderten gelbbraunen Kügelchen, aus welchen dann die Jungen auskriechen. An feuchten Orten, z. B. in der Nähe von Brunnen, findet man die jungen Würmer in großer Zahl bei einander. Wie schnell sie wachsen und wie alt die Würmer werden, ist noch nicht ermittelt. Die Regenwürmer haben ein feines Gehör und scharfes Gesicht. Wenn sie auf der Oberfläche des Bodens liegen, so fahren sie pfeilgeschwind in ihr Loch, sobald man etwas stärker tritt; ebenso wenn man die Hand ihnen langsam nähert. Bei einiger Vorsicht jedoch kann man nach einem Regen eine bedeutende Zahl fangen, und sie dann längere Zeit in einem mit Erde gefüllten Gefäß, das man von Zeit zu Zeit anfeuchtet, aufbewahren. Für die meisten der Fischearten, welche mit der Angel gefangen werden, ist der Regenwurm die beste Lockspeise, und gar mancher Fisch, der auf der Tafel des Feinschmeckers erscheint, hat durch seine Vorliebe für Wurmfleisch durch die hinterlistige Angel Freiheit und Leben eingebüßt.

Das Opfer der Maori.

Neuseeländische Geschichte.

von

F. Lager.

Tiaia sitzt träumend am Ufer im Schatten einer Banane und blickt auf die kleinen silbernen Wellen, die flüsternd dahin eilen nach dem Rotorua-See. Sie denkt des Geliebten, der jenseits des Sees im Pah Pehia weilt, und ihre geheimen Grüße gehen mit den Wellen des Baches, damit der geliebte Ngatitua sie vernehme, wenn er drüben am Ufer das Kanoe zum Fischfang bereit macht.

Tiaia ist traurig, als ahne sie das Unheil, welches in ihrem heimischen Pah schon vorbereitet wird, ehe sie es kennt. Nachts kam ihr Geliebter mit seinem Kanoe über den See und schlich sich in ihre Hütte, während der Vater fest schlief; aber als der muthige Ngatitua ging, ward er erkannt und verfolgt, und nur mit Mühe entkam er den Verfolgern. Schon lange hatten die Ngaitahu, die Männer des heimischen Pah, gegen die Bewohner des Dorfes Pehia, welche einem andern Stamme angehören, einen bitteren Groll, und suchten nach einer Ursache zum Kampfe, und diese Ursache war nun gefunden — ein Mann von drüben war Nachts als Spion gekommen um zu kundschaften, damit das Dorf überfallen werde; so hieß es.

Der Häuptling Te Pehi versammelte in seinem Hofe die

kriegerischen Männer, während die Frauen in den Hütten Flachs spannen, und er forderte sie auf, sich zu rüsten, damit das Dorf Behia erobert werde, ehe sie selbst der Ueberfall treffe. Da trat ein junger Maori vor, der die schlanke Liaia gern mochte und den sie verschmähete, und gab den Kriegern kund, auf Otati, Liaia's Vater weisend, daß Ngatitoo der Spion sei, und daß Liaia, bei der Letzterer schon oft Nachts sich eingeschlichen, mit ihm im Einverständniß sei, um das Dorf zu verrathen. Die Ngaitahu riefen laut und stürmisch um Rache, und Otati, der arme Vater, wollte sich wuthvoll entfernen, um sein Kind für die bezugte Beschuldigung zu strafen.

Der Maoripriester hielt ihn zurück: „Hört, ihr Männer des Pah,“ sprach er feierlich, „was die Geister, die Männer der Nacht, mir im Traume verkündet! Ich sah einen Leichnam auf der Erde liegen — und dieser Leichnam war Liaia, Otati's Tochter. Und ich sah unsern Pah aufblammen in Feuer, unsere Männer tödten und unsere Frauen

und Kinder essen. Und der große Geist Atua gab mir ein: Erhebe Dich, rufe die Tautoto zum Kampfe, damit das Verderben nicht über euch komme! Ueber dem Rotornuafee wohnen die, welche uns verderben wollen. Auf, sie zu schlagen und ihren Leib zu verzehren!“

Die Männer des Pah begrüßten diesen Waffengeruf mit lautem Geschrei und schwenkten ihre Pat-Punambu (Tomahawks), ihre Taiaha (Schwerter), die Tiuhatiuha (Streitärte, welche die Maori „Liebe Mutter“ nennen) und die Timata und Tao (Speer).

„Aber der große Atua muß ein Opfer haben, damit er uns günstig sei,“ fuhr der Priester fort, „und Liaia, die Schuldige, sei ihm geweiht.“

Und die Krieger stimmten ihm zu; nur Otati, der arme Vater, blickte stumm und resignirt zu Boden.

Liaia saß am Bach und sann und sann — was flüstert so bang im Schilf? „Hinsiehst, Du Perle Neuseelands, Dein junges Leben, dem großen Geiste geweiht! In den



Die Ermordung Liaia's.

Silberbach strömt Dein Blut und fließt hinüber zum harrenden Ngatitoo. Du stirbst so jung, liebe Liaia, und wirst den Geliebten nicht mehr sehen.“

Da schlich es heran hinter ihr, auf leisen Beinen; es war der mächtige Te Behi, der Rothbemalte, der Federngeschmückte, dem Alle im Pah gehorchten — er ist bereit, dem großen Geiste der Maori das Opfer zu bringen. Liaia hört ihn nicht — da trifft sie ein Schlag der wuchtigen Jaspiskeule, sie stürzt mit stöhnendem Angstschrei in den aufschauenden Bach, und ihr Blut entströmt der klaffenden Wunde des Hauptes, und ihr reiches schwarzes Haar ist ein Spiel der silbernen Wellen.

Die Krieger aber singen den brausenden Ngeri, tanzen wie rasend den Kriegestanz, und als der Abend einbrach, schifften sie auf schwanken Kanoes mit leisem Ruderschlage über den See, stiegen geräuschlos an's Ufer, zerfielen mit wuchtigen Speeren die Ballisaden des feindlichen Pah und drangen hinein mit brüllendem: „Kei ahau te mataati! Kei ahau te tatao!“

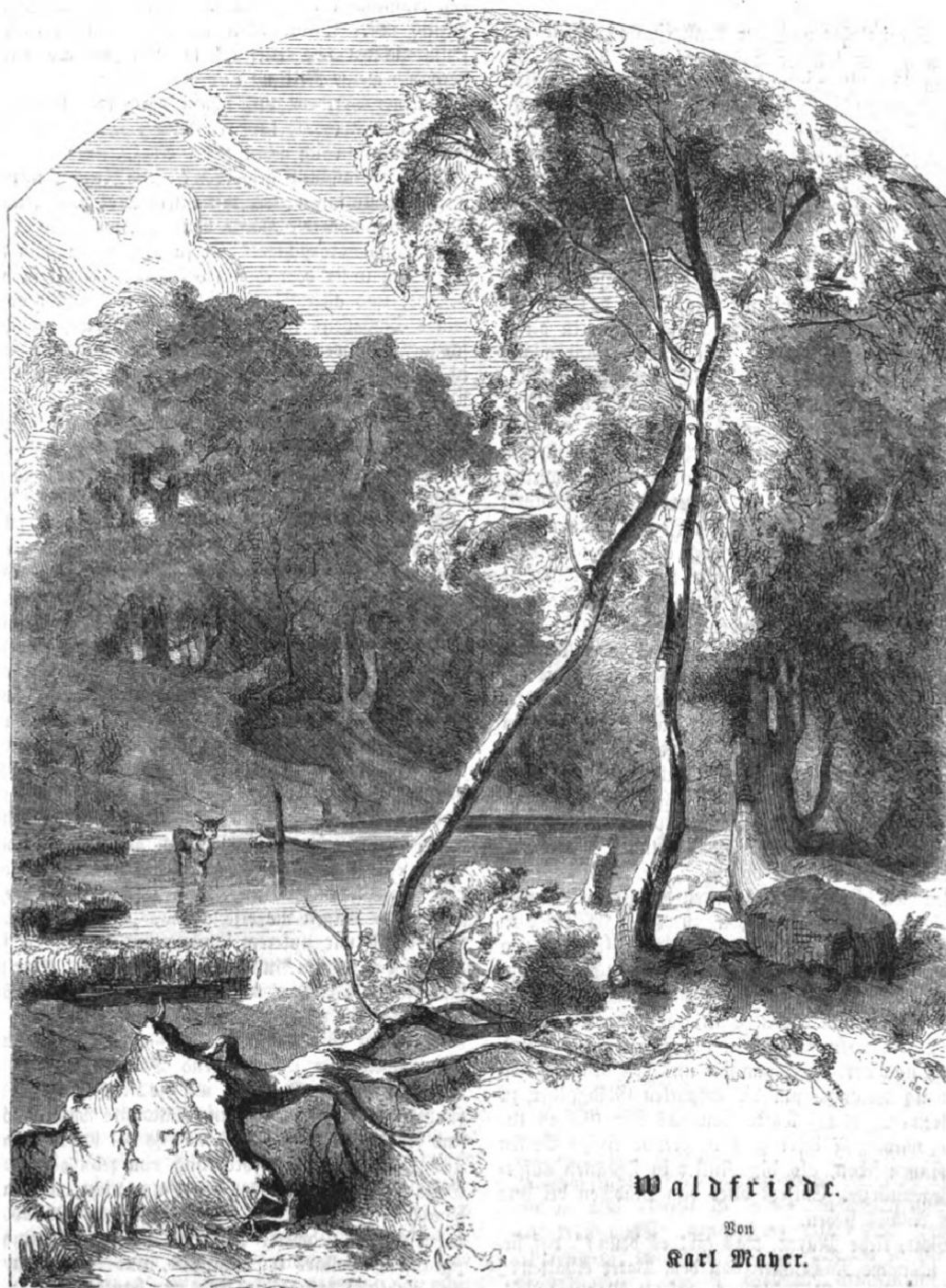
Die Männer wurden getödtet, Frauen und Kinder als Sklaven in die Kanoes gebracht. Der erste Erschlagene

(Mataati) ward dem Atua geweiht; man schnitt ihm das Herz aus dem Leibe und steckte es auf einen Pfahl, damit der große Geist es genieße. Der zweite Erschlagene (Matahunga) wurde für den Priester gebraten. An Anderen lekten sich die Gaumen der Krieger. Einige von den gefangenen Frauen und Mädchen wurden den Weibern der Sieger preisgegeben; diese stachen ihnen zunächst die Halspulsadern auf und tranken gierig ihr Blut. Dann wurden die Leichname gebraten. Von den erschlagenen Männern durften die Weiber nicht essen, sondern deren Reste wurden, als geheiligt, in's Gebüsch geworfen, um — von wild umherstreifenden Schweinen verschlungen zu werden.

So treiben es die heidnischen Maori auf Neuseeland noch heute — glücklicherweise ist das Christentum in der Ausbreitung begriffen, und der Verkehr mit den weißen Ansiedlern hat die Kämpfe der Stämme untereinander seltener gemacht; aber die rohen Eingriffe der Engländer, die überall, wo sie sich einnisten, ihre Selbstsucht geltend machen, haben leider in den letzten Jahren die wilden Maori mit neuer Erbitterung gegen die Weißen erfüllt.

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.



Waldfriede.

Von

Karl Mayer.

Im Kreis von Wald und Büschen,
Bedeckt mit Wasserlinsen,
Wie ruht der kleine See!
Zu den geheimsten Stellen,
Umgaukelt von Lilien,
Tritt hier ein badend Reh.

O sei nicht scheu und blöde!
Bei mir ist keine Rede
Von Jagd, Verletzung, Tod;
Mir thut's um Waldfrieden,
Den Gott auch dir beschieden,
Ja selber einzig Noth.

Der Wüstenvogel.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

Die Nachricht.

Seit der Spazierfahrt nach der Wasserstation lastete auf Klara nicht mehr der frühere Trübsinn. Sie benahm sich liebevoll gegen ihre Mutter und zeigte auch gegen Denison weniger Zurückhaltung; insbesondere aber wurde ihre Freundschaft zu Miß Owens immer inniger. Die beiden Mädchen konnten, während Semiramis unter der Leitung der Madame Brissot die spärliche Labenlundschaft bediente, tagelang in dem Zimmer hinter dem Store beisammen sitzen und miteinander Naturgeschichte studiren; denn unserer Klara waren nachgerade die Ornithorynchen und Opossums sehr wichtig geworden, obschon die Gewohnheiten und die Lebensweise der Chlamyderen der Hauptgegenstand war, auf den sie bei jedem Anlaß zurückzukommen pflegte. Sie machte in dieser Richtung sogar Experimente. In dem Laden befanden sich nämlich Arm- und Halsbänder von verschiedenfarbigen Glasperlen, die noch immer im Tauschhandel mit wilden Völkern sehr beliebt sind. Klara opferte eines derselben, um von den blitzenden Glaskügelchen einige auf der Veranda und in dem Garten, der nur von den Hausbewohnern betreten wurde, auszustreuen. Die Perlen blieben mehrere Tage unberührt; aber eines Morgens vermißte sie zwei derselben in dem Garten, und im Lauf des Tages war auch eine von dem Balkon verschwunden. Welche Freude für sie; denn hatte sie darin nicht den deutlichsten Beweis, daß sie den Diamantendiebstahl auf Rechnung der Chlamyderen schreiben durfte, und ihren Nachforschungen eine bestimmte Richtung geben könnte? Die Versuche wurden fortgesetzt; aber obschon es ihr nie gelang, die kleinen Schelme auf der That zu ertappen, so hörte sie doch hin und wieder im Laubwerk dasselbe Gezwitscher wie im Walde, wenn auch die Vögel selbst in der Nähe der Wohnungen sich zu scheu erwiesen, um deutlich unterscheidbar zum Vorschein zu kommen.

Während dieser scheinbar kindischen Spielereien hatte sie den unheimlichen Gerüchten über die Zwistigkeiten der Minenarbeiter mit den Kaufleuten von B... nur eine zerstreute Aufmerksamkeit gewidmet. Freilich waren die Prophezeiungen von bevorstehenden Tumulten schon zu lang im Umlauf, ohne daß sie sich je bewährt hätten, und die Klugen hatten nachgerade aufgehört an die Möglichkeit eines solchen Ereignisses zu glauben. Doch eines Tages nach dem Durchgang des aus den Minen kommenden Couriers verbreitete sich in Dorling die Schreckenskunde, daß in den Placers Mord und Brand wüthete, und der Oberkommissär aus den benachbarten Distrikten Zugang verlange, um die empörten Goldgräber zu Paaren zu treiben. Klara lehrte eben aus dem Garten zurück, wo sie wieder zu ihrer großen Freude einige Perlen hatte verschwinden sehen, als die Mutter in Thränen aufgelöst ihr entgegenstürzte. Entsetzt blieb das Mädchen bei dem unerwarteten Anblick stehen.

„Mein Gott, liebe Mama, was gibt es denn?“ rief sie. „Haben Sie schlimme Nachrichten von dem Vater erhalten?“ — „Ja wohl, schlimme Nachrichten,“ versetzte Madame Brissot, die Tochter an ihre Brust drückend. „Wir sind zu Grunde gerichtet — unser ganzes Vermögen ist dahin! Fluchwürdiges Land, das solche Bösewichte, Räuber und Mordbrenner birgt!“ — „Um Gotteswillen, Mama,“ entgegnete Klara, kaum der Rede fähig; „sagen Sie mir Alles! Der Vater...“ — „Sie ihn beraubt, niedergebrannt, erwürgt!“ rief Semiramis mit verzweifelter Händeringen. „Alles gestohlen, Alles fort! Heilige Jungfrau, schütz uns!“ — „Ist's möglich?“ erwiderte Klara leichenbleich. „Mein theurer, mein geliebter Vater!“ — „Da, lies seinen Brief — ich bin außer Stand, seinen schrecklichen Inhalt auszusprechen.“ — „Er hat geschrieben — er lebt also?“ rief Klara. „Gott sei gelobt!

Jetzt kann ich Alles ertragen.“ — „Freilich lebt er — an was hast Du denn gedacht? Er befindet sich wohl, obschon er in großer Gefahr schwebte; aber wir sind ruiniert!“

Klara hörte nicht weiter, sondern durchnas begierig den Brief, den Brissot am Tag nach der Katastrophe geschrieben hatte. Er theilte darin in wenigen Worten den Seinigen den Zustand der Goldsucher und die Zerstörung seines Magazins mit. „Fast hätte ich dabei den schrecklichsten und schimpflichsten Tod erlitten,“ sagte er zum Schluß, „und ich verdanke meine Rettung nur dem Vicomte de Martigny, der bei meiner Vertheidigung schwer verwundet worden ist. Wie kann ich dem edlen, tapferen Mann je nach Würden vergelten; denn bin ich nicht selbst ein Gegenstand des Mitleids und der Verachtung geworden? Die Früchte meiner glücklichen Speculationen sind mit einem Mal dahin, und wir besitzen kaum noch die Hälfte von dem, was wir in dieses unheimliche Land mitbrachten.“ Er fügte noch bei, daß er sich mit Martigny unter dem Schutz der Staatsgewalt in dem Camp befinde, und aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Eintreffen seines Schreibens in Dorling die Empörung völlig niedergeschlagen sein werde. — Klara ließ den Brief fallen und sank in stummem Schmerz auf einen Sessel, während ihre Mutter und Semiramis in ihren Wehklagen fortfuhren.

„Ach, mein armes Kind,“ sagte Madame Brissot, „alle unsere schönen Träume — die meinigen wenigstens — sind vernichtet. Die Waaren, die in wenigen Stunden zu Grund gingen, haben hunderttausend Dollars gelöstet, und hätten uns an den Placers das Doppelte einbringen sollen. Wir werden nun, um uns von diesem Unglück erholen zu können, in diesem verhassten Land bleiben müssen, wo man vor Hitze zu frühem Alter einborrt, und vor Aerger und Ungeheuer vor der Zeit in die Grube fährt.“ — Klara blieb stumm, warf sich aber ihrer Mutter um den Hals und überhäufte sie mit Liebkosungen. — „Was denkst Du jetzt von diesem Martigny?“ fuhr Madame Brissot mit der gewöhnlichen Wandelbarkeit ihres Geistes fort. „Zweimal hat er schon Deinem Vater das Leben gerettet und sich dabei den schrecklichsten Gefahren ausgesetzt. Ach, ich sah gleich von Anfang, daß er nichts gemein hat mit den Leuten, wie man ihnen hier herum begegnet, und eine innere Ahnung drängte mich, ihm das Empfehlungsschreiben an Deinen Vater mitzugeben. Er ist eine von jenen edlen Naturen, die man nur in unserem lieben Frankreich findet.“ — „Warten wir ab,“ versetzte Klara, die Augen niederschlagend, „bis wir wissen, in welchem Grad wir unserem Landsmann verpflichtet sind. Der Vater ist in diesem Punkt sehr zurückhaltend. Aber hat denn,“ fügte sie in verändertem Tone bei, „aus diesem Sturm gar nichts gerettet werden können? Sind wir wirklich unwiederbringlich zu Grunde gerichtet?“ — „Leider ja, mein Kind. Wir haben nur sechzigtausend Dollars in der Bank und brauchen fast das Doppelte, um die Kaufleute von Melbourne zu befriedigen. Wir hätten Millionäre werden können und sind jetzt Bettler.“ — „Wenn also — ich will sagen in einem Monat — eine Forderung von zehn oder zwölftausend Dollars einlief, so wäre der Vater nicht im Stande sie zu bezahlen?“ — „Zehn- bis zwölftausend Dollars! Woher sollen wir sie nehmen? Ich sage Dir ja, wir sind um vierzigtausend Dollars im Rückstand, und wenn man heute auf ihre Zahlung dringt, so sind wir bankrott.“ — Klara bedeckte das Gesicht mit ihren Händen und seufzte: „Ach, das ist ein großes Unglück!“ Das arme Kind fühlte, daß sie, wenn inzwischen nicht der Diamant zum Vorschein kam, ganz und gar der Gnade des Vicomte preisgegeben war, ein Gedanke, der eben so vernichtend auf sie wirkte, als die unglückliche Lage ihres Hauses.

Im Laden zeigte sich jetzt Denison vollkommen reisefertig ausgerüstet. Er trug eine doppelläufige Büchse über der Schulter, und draußen sah man den alten Diener, der seinem Herrn das Pferd bereit hielt. Der Friedensrichter näherte sich den beiden Damen und sagte mit einem Gefühl, das sehr gegen sein gewöhnliches Pölegma abstach: „Ich komme, um

Ihnen vor meinem Ausbruch mein herzlichstes Beileid zu bezeugen." — "Wie, Sie wollen fort?" entgegnete Madame Brissot. — "Ja. Der Minenkommissär hat alle Magistralpersonen und treuen Unterthanen der Königin einberufen, in V... dem Ansehen des Gesetzes Geltung zu verschaffen. Ich nehme zwanzig Freiwillige und einige Konstabler von Dorling mit. Ein gleiches Aufgebot ist an alle Nachbarbezirke ergangen, und wir werden ohne Zweifel die unselige Empörung der Minenarbeiter bald bewältigt haben. Kann ich etwas an Herrn Brissot besorgen?" — "Ich würde ihm schreiben," versetzte Madame Brissot, "aber im ersten Augenblick kann ich weder die Kraft noch den Muth dazu finden. Sagen Sie meinem Mann, in welchem Kummer Sie uns verlassen haben — daß wir zerknirschet, vernichtet seien." — "Und vergessen Sie nicht ihm zu sagen," fügte Klara in tiefer Bewegung bei, "wie sehr wir dem Himmel danken, daß uns in dem schweren Unglück doch sein Leben erhalten blieb." — Denison betrachtete die Damen eine Weile schweigend; dann näherte er sich Klara und sagte schüchtern: "Der Ernst der Gegenwart veranlaßt mich, eine Frage an Sie zu richten, Miß Klara, auch auf die Gefahr hin Ihnen zu mißfallen. Hat das Ereigniß in V... nichts in Ihrer Gesinnung gegen mich geändert? Wenn ein Anderer mir in Ihrem Herzen zuvorgekommen ist, so schreckt ihn vielleicht der Umschlag in Ihren Glücksverhältnissen zurück, und in diesem Fall bitte ich Sie, sich zu erinnern..." — "Wie, Monsieur Denison," unterbrach ihn Madame Brissot, durch ihre Thränen lächelnd, "denken Sie noch immer an jenen Plan, der jetzt unausführbarer als je erscheint?" — "Ist Miß Klara auch dieser Ansicht?" fragte Richard. — "Mein Gott," entgegnete das arme Mädchen mit tonloser Stimme, "der Abgrund, in dem ich mich befinde, ist tiefer als je, und ich habe keine Hoffnung daraus zu enttrinnen." — "Was soll dieses geheimnißvolle Wesen, Klara?" nahm Madame Brissot ärgerlich das Wort. "Ist dieß ein Augenblick, um Kindereien nachzuhängen, wenn uns das Schwert auf die Brust gesetzt ist?" — "Kindereien, Mutter? Ach, wenn Sie wüßten." — "Quälen Sie Klara nicht um meinetwillen, Madame," sagte Richard. "Ich muß ihre Geheimnisse achten und mit Geduld abwarten, bis es ihr gefällt mir Vertrauen zu schenken. Doch ich darf nicht länger zögern. Leben Sie wohl, meine Damen — leben Sie wohl, Miß Klara. Für Herrn Brissot, den ich so bald sehe, soll Alles geschehen, was in meinem Vermögen liegt." Er reichte nach englischer Sitte den Damen die Hand und eilte von hinnen.

"Ich weiß nicht, Klara," begann nach seiner Entfernung Madame Brissot mit Strenge, "warum Du den ehrenvollen Antrag, den Herr Denison auch heute mit so viel Zartgefühl wiederholt hat, stets zurückweist. Er ist der erste Beamte im Bezirk, und namentlich unter unseren gegenwärtigen Verhältnissen die annehmbarste Partie, die sich Dir anbieten kann. Ich will nichts mehr von Deinen lächerlichen Einwürfen hören, sondern bestehst darauf, daß Du Dich unverweilt zu dieser Heirath entschließt oder mir wenigstens einen vernünftigen Grund angibst, warum Du nichts mehr von dem jungen Mann willst, der Dir doch sonst gefallen hat." — "Ich beschwöre Sie, liebe Mutter," versetzte Klara, "dringen Sie nicht in mich, denn es handelt sich um eine Sache, die Ihren Kummer nur vermehren würde." — "Ich will endlich die Wahrheit wissen," entgegnete Madame Brissot ungeduldig. "Sprich, ich bin auf Alles gefaßt." — "Noch nicht, liebe Mama," sagte Klara, flehentlich die Hände faltend. "Ich habe noch nicht die Kraft, Ihnen das Geständniß abzulegen, und Sie vermöchten es nicht zu ertragen. Haben Sie Mitleid mit mir und mit sich selber." — "Mein Gott!" rief Madame Brissot mit der Miene des Schreckens, "hat denn das Unglück noch kein Ende? Ich will Dir noch einige Stunden Aufschub gestatten, aber heute Abend — hörst Du? — heute Abend werde ich unerbittlich sein." Mit diesen Worten entfernte sie sich nach ihrem Zimmer.

Als die arme Klara allein war, versank sie in ein düste-

res Brüten. Sie fürchtete das Bekenntniß, das ihre Mutter von ihr verlangte, mehr als den Tod, und doch mußte sie die volle Berechtigung derselben zu dieser Forderung zugehen. Wie sie auch sinnen mochte, sie sah keinen Ausweg, um dieser Nothwendigkeit zu entgehen.

Eit Theil des Morgens entschwand, und ihre Angst steigerte sich mehr und mehr. Rachel kam, um die trüben Gedanken ihrer Freundin zu zerstreuen, und ihr wegen des Unglücks, das die Familie betroffen, ihr Beileid zu bezeugen. Klara empfing ihre Gesährtin mit Freundschaft und begab sich mit derselben in den Garten, in welchem sie während der Hitze des Tages im Schatten der Bäume zu arbeiten pflegten. Sie war eben im Zug, Miß Owens zu erzählen, wie viele falsche Perlen in der letzten Zeit von den unsichtbaren Chlamyderen fortgetragen worden seien, als Semiramis den alten Tête-de-crin in den Garten einführte. Der Australier kam, sobald er der jungen Frauenzimmer ansichtig wurde, auf sie zugetanzt und rief, seinen ganzen Vorrath von Englisch anbietend: "Ah, Klara, viel, viel Kauriez — viel Lauben — viel, Klara." Dabei schlug er die Hände zusammen, hüpfte und machte Grimassen, die zu jeder anderen Zeit den beiden Fräulein eine große Belustigung bereitet haben würden. — "Ist's möglich! Darf ich also hoffen?" rief Klara mit verhaltenem Athem. "O, Rachel, ich bitte, sprechen Sie mit ihm. Um Gotteswillen, wir müssen Gewissheit haben, daß er sich nicht täuscht."

Miß Owens nahm sofort den Willen in's Gebet, und brachte, abwechselnd des Englischen, der Zeichensprache und einzelner der Zunge des Australiers angehöriger Worte sich bedienend, heraus, daß Tête-de-crin seit dem Besuch der Walkerstation nächst seiner Lubra und seinen Kindern mit allem Eifer nach Kaurielauben gesucht und auch richtig mehrere gefunden hatte. Klara konnte ob dieser Nachricht ihre Freude nicht verbergen. "Aber wo sind sie?" fragte sie hastig, worauf die nicht minder neugierige Rachel, welche als Dolmetscherin diente, dem alten Australier dieselbe Frage vorlegte. — "Im Maaly-Strup," lautete die Antwort. — Klara stand entsezt. "Ist dieß nicht der unbewohnte und unbewohnbare Strich," sagte sie zu Rachel, "der sich von der Walkerstation Hunderte von Miles nach allen Richtungen ausdehnt? Kann man sich in diese wilde Gegend wagen, die selbst die kühnsten europäischen Forscher stets vermieden haben?" — "Ach, meine liebe Klara," versetzte Miß Owens, "die Eingebornen werden sich wohl gehütet haben, zu weit in die Wildniß einzudringen; aber wenn Tête-de-crin uns führt, laufen wir keine Gefahr zu verirren." Sie fragte sodann den Willen, in welchem Abstand von der Walkerstation die kunstvollen Bauten zu finden seien, und erhielt die befriedigende Antwort, daß sie nur zwei oder drei Miles davon ablügen. "Zwei oder drei Miles!" wiederholte Rachel. "Das ist ja bloß ein Spaziergang." Und sie schien über die Mittel nachzudenken, wie sich der Plan, der noch als Keim in ihrem Geiste lag, ausführen ließe.

"Rachel," sagte Klara, "haben wir bei unserem letzten Spaziergang am Saum der Maaly-Wildniß Tête-de-crin nicht gebeten, er solle uns, wenn er eine Laube finde, einige von den Schmuckstücken mitbringen, mit welchen diese Vögel den Eingang zu ihren Bauten verzieren?" — Als Rachel den Australier an diesen Auftrag erinnerte, griff er in einen Beutel von Opossumhaut, der an seiner Seite hing, und brachte eine Handvoll bunter Steinchen, Muschelschalen und blanker Metallstückchen zum Vorschein, unter denen Klara mit jubelnder Freude eine von ihren Glasperlen erkannte. Es war in der That kein Irrthum möglich, denn das Glaskügelchen hatte eine Form und Farbe, die es recht gut kenntlich machte; auch verglichen es die Mädchen zum Ueberfluß mit den falschen Perlen, die sie noch in ihrem Besiz hatten, und fanden keinen Unterschied. "Daraus folgt nothwendig," sagte Rachel mit Heiterkeit, "daß die Chlamyderen, deren Lauben die Familie Tête-de-crin entdeckte, dieselben sind, welche uns zu bestehlen so unverschämt waren." Diese Ver-

sicherung schien Alara's Aufregung noch mehr zu steigern. — „Die Vorsehung ist mit mir!“ rief sie. „Jetzt ist es für mich von größtem Interesse, meine theure Miß Owens, den Ort aufzufuchen, wo diese diebischen Vögel ihren Raub aufbewahren. Gehen wir sogleich hin — mein Glück, meine Ruhe, meine Ehre hängt davon ab.“ — „Was wandelt Sie an, Alara?“ versetzte Rachel erstaunt. „Wie kommen Sie zu dieser unverständigen Hast? Mein Vater ist in Geschäften fort und wird erst in einigen Tagen Gelegenheit haben, uns wieder nach der Wallerstation zu führen.“ — „Ich kann keinen Tag mehr warten,“ entgegnete die Freundin. „Mich drängt eine unerbittliche Nothwendigkeit. Morgen könnte es schon zu spät sein.“ — „Das ist Wahnsinn. Oder erklären Sie mir wenigstens, Alara...“ — „Das kann ich nicht, wenigstens im Augenblick nicht. Aber wenn ich nicht heute gehe, um mich von Tête-de-crins Entdeckung zu überzeugen, so bin ich vielleicht morgen vor Schmerz und Scham eine Leiche.“

Die Engländerin umarmte ihre Freundin und erwiderte in zärtlichem Tone: „Sie ängstigen mich, Alara; doch beruhigen Sie sich — es gibt ein Mittel, Ihren Wunsch zu erfüllen. Hören Sie mich an. Mein Vater ist zwar abwesend, hat aber den Charabanc und das Pferd zu Haus gelassen. Unser schwarzer Diener Hans kann uns nach der Wallerstation führen. Es ist noch früh am Tag; in zwei Stunden haben wir den Maaly-Strup erreicht. Zwei Stunden brauchen wir zum Auffuchen der Lauben, und so können wir noch vor Sonnenuntergang wieder zurück sein. Was sagen Sie zu diesem Plan, meine Liebe?“

Es ist bekannt, daß in Amerika und in den englischen Kolonien die Sitte den Mädchen eine vielleicht nur allzu-große Freiheit gestattet. Miß Owens konnte daher von diesem Ausfluge wie von einer ganz einfachen Sache sprechen. Alara aber, die in Frankreich erzogen und noch nicht ganz an den wilden Brauch der Kolonie gewöhnt war, schien anfangs ob der Kühnheit des Entwurfes zu erschrecken. „Aber glauben Sie nicht, meine theure Miß Owens,“ sagte sie, „daß wir uns Gefahren aussetzen, wenn wir so ganz allein gehen?“ — „Welche Gefahr sollten wir zu befürchten haben?“ entgegnete die Engländerin mit treuherzigem Staunen. „Haben wir nicht mit einander schon ähnliche Spazierfahrten in die Umgegend von Dorling gemacht? Diese geht zwar etwas weiter, aber was liegt daran! Ich stehe dafür, daß uns auf dem ganzen Weg nach der Wallerstation nicht eine einzige lebende Seele begegnet, und im schlimmsten Fall ist Hans ganz der Mann dazu, uns vor jeder Verleibung zu schützen, abgesehen von Tête-de-crins, den wir ja auch auf den Wagen nehmen müssen. Ihr Französinne seid viel zu furchtsam.“

So ermuntert, konnte Alara selbst nicht genug zum alsbaldigen Aufbruch drängen, und Miß Owens, die an der Zustimmung der Madame Brissot nicht zweifelte, entfernte sich, um die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen. Ihre Voraussetzung erwies sich auch als richtig; denn obschon der Mutter die Bitte Alara's befremdlich erschien, wollte sie doch ihrem Kind die vermeintliche Zerstreuung nicht wehren. „Aber vergiß nicht,“ fügte sie in ernsterem Tone bei, „daß ich heute Abend Deine Enthüllung hören muß. Suche auf dieser Spazierfahrt den Muth dazu zu gewinnen, wenn Du wirklich dessen so sehr bedürftig bist.“ — Die Erinnerung an diese Verpflichtung schlug mit einem Mal alle Lebhaftigkeit der Tochter wieder nieder, und mit schwerem Herzen begab sie sich nach ihrem Gemach, um für den Ausfluge einige unerläßliche Veränderungen in ihrem Anzuge vorzunehmen.

Bald nachher hörte man den Charabanc vor dem Store anfahren. Alara war bereit. „Beruhigen Sie sich nicht, meine liebe Frau,“ sagte Rachel zu Madame Brissot, „wenn wir etwas spät zurückkommen. Wir haben uns vorgenommen, uns heute ein wenig weiter in der Welt umzusehen.“ — „Macht es nur nicht gar zu lang,“ versetzte Madame Brissot, „und bringen Sie mir Alara heiterer zurück, als sie jetzt ist. Ach, daß auch ich wieder froh werden könnte — doch, wer

weiß, vielleicht sind auch mir noch glücklichere Tage vorbehalten.“ — Der Wagen fuhr ab, und am Ende des Fledens saß Tête-de-crins auf, der neben Hans seinen Platz erhielt.

Madame Brissot hatte durchaus keine Unruhe gezeigt, und als sie sich im Magazin zu schaffen machte, dachte sie vielleicht gar nicht mehr an den geringfügigen Umstand, daß ihre Tochter sich eine kurze Lustpartie erlaubte. Doch sollte sie diese Sicherheit schwer büßen. — Der Tag entschwand, ebenso die darauf folgende Nacht und ein Theil des nächsten Tages, ohne daß Alara, Miß Owens oder irgend Jemand von denen, welche die beiden Mädchen auf ihrer Ausfahrt begleitet hatten, zurückgekehrt wäre.

Vierzehntes Kapitel.

Die Maaly-Wildniß.

Die Achtung, mit welcher die Frauen in den englischen und amerikanischen Kolonien behandelt werden, läßt das Wagniß der beiden Mädchen, nur unter dem Schutz eines Wilden und eines schwarzen Dieners sich in einen Urwald zu begeben, durchaus nicht so unentschuldigbar erscheinen, als es wohl den Begriffen anderer Länder zufolge ist; sie unternahmen daher wohlgemuth die Fahrt, und Rachel sammelte unterwegs Blumen und Schmetterlinge, während die schüchternere Alara so sehr von der Hoffnung getragen wurde, daß die gelegentlich auftauchenden Gedanken an die Gefahren der endlosen Gindöbe, an die Wildheit mancher Indianerstämme, mitunter auch an die unheimliche Gestalt des Schöpfers Burley bald wieder in den Hintergrund traten.

Ohne auf dem Weg nach der Wallerstation irgend einer Menschenseele zu begegnen, erreichten sie den Rand des Maaly-Strup, und stiegen an der Stelle des Baches aus, wo sie die Chlamyderen beobachtet hatten. Ich sage an der Stelle des Baches, denn von Wasser war keine Spur mehr zu sehen, da die kleineren australischen Strombette Sommers auszutrocknen pflegen, und nur nach schweren Gewittern oder zur Regenzeit, dann aber auch mit einer Mächtigkeit sich füllen, daß sie das benachbarte Land weithin überschwemmen und unbegehrbar machen. Beim Aussteigen aus dem Charabanc warf Alara einen scheuen Blick nach der unsern gelegenen Station hin; sie schien verlassen zu sein, und die weiten Hüden darum her standen leer. Ohne Zweifel hatte die Wasserarmuth und der ausgebrannte Boden die Schäfer veranlaßt, mit ihren Heerden einen weniger dünnen Grund aufzusuchen. Die Abwesenheit des Ansiedlers und namentlich des wilden Burley wirkte beruhigend auf Alara, die ohne weiteren Verzug in den Maaly-Strup eindringen wollte; doch die methodische Engländerin, welche sich erinnerte, daß jetzt Lunszeit sei, bestand darauf, daß man sich für die Beschwierlichkeiten des Wegs durch einen Imbiß stärke, zu dem sie das Material aus dem Rucksacktrüchlein hervorholte.

Als nach Beendigung dieses Geschäftes Hans, der sein Pferd ausgespannt hatte, bemerkte, daß die beiden Mädchen sich unter dem Geleite des Australiers in den Wald begeben wollten, stieß er einen Ruf des Unwillens aus und sagte: „Miß Rachel, ich nicht lob, daß Sie und Miß Alara gehen will mit diese schwarze Spigbub — all schwarze Indianer nur Thiere von schlechte Erziehung, und der Maaly-Strup nicht besser als sie. Hunger, Durst, Wilde, Schlangen und Alles.“ — „Kümmere Dich nicht um dieß, Hans,“ versetzte Miß Owens kalt, „sondern halte während der paar Stunden unserer Abwesenheit Wache bei dem Pferd und dem Wagen. Ich bedaure nur, daß das Haus dort verlassen ist, denn da man meinen Vater dort kennt, so könntest Du in der Station einstellen.“ — „Ich nicht leid darum,“ entgegnete der Schwarze. „Burley nicht gut — man sag, er alter Deportirter. Wenn er nur nicht komm.“ Er ließ bei diesen Worten seine Blicke über die Ebene hinschweifen, als wolle er sich überzeugen, ob von keiner Seite her den seinem Schutz Befohlenen Gefahr drohe, und fügte dann plötzlich, mit der Peitsche nach dem Horizont deutend, bei: „Was ich sehen da?“

— Rachel und Klara schauten in die angegebene Richtung: da jedoch ihre weniger geübten Augen nichts unterscheiden konnten, so erwiderte Miß Owens ungeduldig: „Bah, wahrscheinlich einige Ochsen oder Schafe, die von der Heerde abgekommen sind.“ — „Nein, ich sah Reiter,“ sagte Hans, „und sie scheinen zu komm her gegen uns.“ — „Was liegt daran?“ versetzte Rachel. „Dann sind's ohne Zweifel Ansiedler, die ihre Heerden sammeln. Menschen im freien Land dürfen uns nicht beunruhigen.“ — „Keine Ansiedler, Miß Rachel. Man sag, die Goldgräber nach Meuterei in die Placers. Wer weiß, sie such Zuflucht im Wald.“ — „Mein Gott, Hans, Du bist unerträglich,“ erwiderte Miß Owens. „Wie sollen Goldgräber hieher kommen? Ich habe Deine Narrheit satt. Kommen Sie, Klara; wir verlieren unsere Zeit.“ Sie wandten sich unter dem Vorgang Tête-de-crins

dem Wald zu. Hans sah ihnen, bedenklich seinen dicken Kopf schüttelnd, nach und murmelte vor sich hin: „Raaly-Ekru nicht gut. Wilde nicht gut. Goldgräber nicht gut. Doch was kann arme schwarze Mann, wenn Miß Rachel will?“

(Fortsetzung folgt.)

Francke's Stiftungen.

Von

Karl Teschner.

Vor wenigen Wochen feierten die Kollegien sowie ehemalige Zöglinge des „Halle'schen Waisenhauses“ ein bedeutendes Fest: den zweihundertjährigen Geburtstag des



August Hermann Francke, der Stifter der Waisenhäuser.

tungsvolles Fest: den zweihundertjährigen Geburtstag des Stifters dieses Waisenhauses, August Hermann Francke's. Aus allen Gegenden Deutschlands, ja aus sehr fernen Ländern selbst kamen ehemalige Schüler und Zöglinge herbei, frische Jünglinge, kraftvolle Männer, Greise im Silberhaar, schlichte Handwerker, Kaufleute, wie berühmte Gelehrte und Staatsbeamte, welche Alle sich dankbar der schönen Jugendzeit erinnerten, die sie an Francke's Stätte zu Halle verlebten. Und nicht allein in Halle, sondern auch in Berlin, und außerdem gewiß in manchem engeren Kreise wurde des bedeutungsvollen Tages mit Ehren und Dankbarkeit gedacht.

Warum geschah das? Warum noch hundertsechszunddreißig Jahre nach Francke's Tod einen Mann so hoch feiern, der nur ein schlichter Geistlicher war, arm an irdischen Gütern, obwohl reich an Liebe, an Glauben, an Gottvertrauen? Warum wird dieser schlichte Gottesmann, den viele kleingei-

stige Anhänger der „freien Bildung“ unserer Tage verächtlich einen „Pietisten“ und „Muder“ schmähen, noch so voll Preissens genannt, während tausend andere Namen, deren Träger die Welt mit Lärmen und Staunen erfüllten, längst vergessen sind, oder nur mit Abscheu und Verachtung genannt werden? Weil dieser schon von seinen neidvollen oder sittenlosen Zeitgenossen beschimpfte und verfolgte „Frömmel“ Großes geschaffen hat, weil er aus der Liebe reichem Brunnen Licht ausgoß über sein Vaterland, das seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ununterbrochen geleuchtet hat, und heute schöner strahlt wie jemals.

Gewaltiger wie Baschow, Fellenberg, Pestalozzi und alle andern bedeutenden Erzieher war es Francke, dessen Geist und Gemüth läuternd, rettend in die moralische Verfunkenheit seiner Zeit eingriff; nicht mit hohlen Phrasen, nicht mit geistlichem Scheine, sondern mit werththätiger Liebe und mit

einer Sorgfalt, die auch nicht das kleinste seiner Worte üben strafte. Mancher Zug in Frande's Leben und Charakter will vom Standpunkte seiner Zeit beurtheilt sein; wer dieß nicht thun will, oder nicht vermag, wird leicht in Gefahr kommen, diesem großen und edlen Manne Unrecht zuzufügen.

August Hermann Frande, am 22. März 1663 in Lübeck geboren, genoß eine sorgfältige Erziehung. Sein Vater, Johann Frande, Doktor beider Rechte, Hof- und Justizrath, besaß eine bedeutende Gelehrsamkeit, hatte auf Reisen durch Holland, Frankreich, Deutschland und die Schweiz, durch seinen amtlichen Verkehr auf Reichstagen seine Welterschauung bereichert, und war von einer seltenen Aufrichtigkeit und Redlichkeit, die ihn, nach dem Urtheile kompetenter Zeitgenossen, oft Böses mit Gutem vergelten ließen.

Hermann Frande's Mutter, die Tochter des Lübeck'schen Bürgermeisters Slogrinus, war eine gebildete Frau mit einem tiefen christlichen Gemüthe.

Großen Einfluß auf Frande's Jugend hatte eine seiner Schwestern, Elisabeth Margaretha, welche schon frühzeitig eine Glaubensschwärmerin ward und es auch, indem sie unversehrtheit blieb, noch auf ihrem Todtenbette war. Ihr rastloses Beten, ihre erbauenden Reden lenkten Frande's Herz vielleicht zu zeitig auf ausschließlich geistliche Dinge, aber sie legten auch in ihm den festen Grund zu der Lebensneigung Frande's, ein wahrhafter Apostel Christi in Wort und That zu sein.

Auf der Schule war Frande außerordentlich fleißig, machte sich tüchtig in den alten Sprachen, in der Philosophie, Physik, Geographie, Theologie u., entwickelte frühzeitig eine schöne Verehrsamkeit, die später für Alle, die ihn hörten, hinreißend war, und wurde fromm im wahrsten Sinne des Wortes. — Das war von unendlichem Werthe, und man darf für alle Zeiten behaupten, daß, so lange es überhaupt Theologen und geistliche Prediger gibt, sie so innig von der Größe ihres Berufes durchdrungen sein müssen wie Hermann Frande. Ohne diese Glaubensinnigkeit und volle Hingebung an die Wunderkraft Gottes hätte Frande sein Riesenwerk nicht vollendet.

Eben weil Alles, was er sprach, tief empfunden war und so klar überzeugend klang, erfüllte er seine Hörer mit Begeisterung. Wenn er predigte, war die Kirche stets zum Erdrücken voll. Die Studenten verehrten ihn wie einen Abgott, und selbst Geistliche konnten ihm den Rost der Bewunderung nicht versagen.

Mit dieser Verehrung ging aber die gehässigste Verfolgung Hand in Hand. Die Josophtheologen, deren Sermon, reich mit fremden Floskeln verbrämt, Niemand mehr hören, wenigstens Niemand mehr glauben wollte, schmähten den jungen Apostel. Johann Benedikt Carpzov, Professor und Prediger zu St. Thomä in Leipzig, verfolgte Frande selbst in die weite Ferne, indem er verdächtigende Briefe an Diejenigen richtete, die ihm schaden konnten. Und in gleichem Geiste stellten auch die Pharisäer in Erfurt, wohin Frande als Diakonus berufen worden war, eine Hege gegen ihn an, welcher er erlag, weil ihm, doch zu seinem Ruhme, nachgewiesen werden konnte, daß selbst Katholiken, durch seinen Vortrag begeistert, zum Glaubenswechsel geschritten waren.

Vergeblich war der Kinder, die Frande wie einen Vater liebten, vergeblich der Bürger stehendes Bitten — gleich einem Verbrecher ward Frande aus Erfurt vertrieben, und Hunderte gaben ihm mit Thränen das Geleite.

So mußten im Rathschluß der Vorsehung die Verfolgungen dazu dienen, den „überspannten Pietisten“ gerade dahin zu versetzen, wo er sich durch ein segensreiches Werk unsterblich machen sollte.

Frande ward durch Spener's Einfluß Prediger in der Halle'schen Vorstadt Glaucha. Hier fand er ein wüß liegendes Feld für seine priesterliche Thätigkeit. Sein Vorgänger war ein schlechter Miethling gewesen, ein Säufer, Spieler, Ehebrecher, ein gemeiner selbstsüchtiger Mensch, der schimpflich hatte abgesetzt werden müssen. Darum war die Glaucha'sche Kirchengemeinde, meist aus armen, geringen Leuten bestehend,

total verwildert. Schaarenweise zogen die Bettler umher, die Gasthäuser waren stets voll von Säufern, Spielern und Lasterern, der Erwerb lag darnieder. Auf solch' ein Feld kam Frande, um auszufegen, aufzuräumen, neu anzubauen. Und wie that er es! Mit Feuereifer, alles auch mit einer Sanftmuth und Duldsamkeit, welche kein Prediger außer ihm in ganz Halle besaß, vielleicht keiner im ganzen Deutschland.

Wenn die Bettlerschaaren zu ihm in's Pfarrhaus kamen, theilte er ihnen neben seinen irdischen Gaben das Brod des Himmels aus, er ermahnte, flehte, drohte, strafte; er zürnte und weinte über die Verstortheit und über die schreckliche Noth seiner Gemeindeglieder. Viele lachten ihn aus, fluchten ihm, oder heuchelten Mäßigkeit, um nur Geld und Brod zu erhalten; aber es gab auch Ungläubliche, deren Herz durch Frande's Rede und Beispiel tief erschüttert ward, die sich wirklich besserten und dann bald an sich die Segnungen wahrnahmen, welche der begeisterte Priester einer geläuterten Christusreligion ihnen verheißen hatte. Jedes Saatkörnchen, das Frande in dieser Weise ausspreien sah, entlodte ihm Freuden Thränen, denn er lebte nur seinem Berufe ohne alle kleinsten Interessen.

Aber er wollte nicht bloß einige spärliche Blümchen, sondern einen blühenden Garten, daher schritt er weiter. Er sammelte Gelder von mildbhätigen Menschen, schrieb Bücher, deren Erlös er für die sittliche Erhebung der Verwahrlosten bestimmte, veranlaßte arme Studenten, denen er wenige Groschen zuwendete, sich an seinem Unterrichte zu betheiligen. Zuerst kaufte er siebenundzwanzig Schulbücher, gab diese armen Kindern und hielt Schule mit ihnen. Die Kinder nahmen die Bücher mit nach Hause — und nur vier kamen wieder! Frande ließ sich dadurch nicht abschrecken, er fing immer wieder von vorne an — endlich krönte doch der Erfolg sein heiliges Streben.

Die Schüler mehrten sich so, daß erst ein zweites Unterrichtszimmer, dann noch ein ganzes Haus hinzugenommen werden mußte. Die Studenten, welche mit unterrichteten, erhielten jetzt regelmäßig Freitisch.

Nun faßte Frande den Entschluß, eine Waisenanstalt zu gründen. Die vorhandenen Mittel reichten nur für ein Kind, man brachte ihm auf einmal vier — er behielt sie, auf Gott und gute Menschen bauend. Nach wenigen Tagen hatte er schon zwölf Kinder. Es mußte nun auch ein eigenes Waisenhaus gebaut werden. Freunde rathen ihm im Jahre 1697: „Baue ein hölzernes Haus, weil es billig ist.“ — „Nein,“ erwiderte Frande, „Gott hat mir gesagt: „Baue Du es von Steinen, ich will es begahen.“

Als der Grund gegraben ward, fand sich in der Erde eine kleine Münze mit der (lateinischen) Inschrift: „Jehova, der Erbauer, vollende den Bau.“ Dieser wunderbare Zufall gab Frande stärkenden Trost. Das neue Haupthaus sollte 20,000 Thaler kosten und Frande hatte davon keinen Pfennig. „Wenn diese Mauern in die Höhe kommen, so will ich mich daran hängen lassen!“ hatte ein Spötter gesagt — am 13. Juli 1699 war das Haus unter Dach. Es ist daselbe, welches jetzt die Hauptfront der frande'schen Stiftungen nach dem Frankenplaz zu bildet, und am Frontispiz zwei zur Sonne fliegende Adler mit der Inschrift trägt: „Die auf den Herrn bauen, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler.“

Das Sprichwort: „Wenn die Noth am größten, ist Hülfe am nächsten“ bewährte sich bei diesem Unternehmen oft wunderbar. Von allen Seiten, selbst aus fernen Gegenden, floßen milde Beiträge, oft sehr bedeutende Summen. Jeder gute Mensch setzte seinen Stolz darein, einen Stein zu dem großen Werke beizutragen. Einmal kam ein Paket mit dem Spruche:

„Den armen Waisen wird dieß vermacht,
Weil Gott einen Kranken gesund gemacht.“

Ein anderes Mal ein Bild Luther's mit Geld und dem Motto:

„Der Luther bringt nach seiner Eitt'
Den Waisen eine Gabe mit

Und wünschet, daß der Pfennig werd'
Auf tausendfache Art vermehrt."

Einst, als Franke in größter Noth war und von allen Seiten um Geld gedrängt ward, warf er sich nieder auf die Kniee und betete mit heißer Inbrunst: „Unser Vater, der Du bist im Himmel“, und mitten im Gebet klopfte es und der Postbote brachte einen Brief mit 400 Thalern. Der Kurfürst von Brandenburg, später König Friedrich I., schenkte 100,000 Mauersteine, 10,000 Dachsteine und 2000 Thaler, gab auch den Stiftungen später ausgedehnte Privilegien. Marie Sophie Marschall in Halle schaffte Hunderte von Hemden; selbst arme Bauern brachten Geld und Viktualien.

Großen Gewinn verschaffte die seit 1698 eingerichtete Waisenhausbuchhandlung, welche der wadere Clerus, ein ehemaliger Theologe, leitete, der, als ihn König Friedrich Wilhelm I. bei einem Besuche 1713 fragte: „Was hat Er denn aber für Gewinn für seine Mühe?“ antwortete: „Majestät, wie ich gehe und stehe. Ich habe nichts Eigenes in der Welt, als meine Kleider und meine Handbibel. Was bedarf ich auch weiter? Nur für die Armen sammle ich Schätze.“

Auch eine Apotheke ward mit dem Waisenhause verbunden, und der Handel mit kostbarer Medizin, bereitet nach geschenkten Rezepten, warf Tausende ab. Apotheke, Buchhandlung, Buchdruckerei floriren noch heute. Franke kaufte nach und nach eine Reihe von liegenden Gütern, theils in der Nähe der Anstalt, um diese zu erweitern, theils in der Ferne, um die Revenuen zu benützen. Er gründete außer dem eigentlichen Waisenhause ein Pädagogium für Kinder begüterter Eltern, eine lateinische Schule mit Pensionat, drei Bürger Schulen für Knaben und Mädchen, eine Bibliothek von 20,000 Bänden, eine Meierei, Bierbrauerei, Krankenhaus, eine Pflanzschule für künftige Lehrer und Prediger, eine höhere Töchter Schule mit zehn Klassen. Später erst kam eine Realschule hinzu. Auch die berühmte Cansteinische Bibelanstalt wurde mit den Stiftungen verbunden, und lieferte bis jetzt bereits sechs Millionen Bibeln.

Als Franke im Jahr 1727 starb, standen seine Stiftungen bereits in der herrlichsten Blüte, so daß Alles, was jetzt vorhanden ist, als sein Werk bezeichnet werden kann, wenn auch spätere Direktoren, namentlich Niemeyer, und König Friedrich Wilhelm III. Bedeutendes gethan haben, um die Anstalten zu erhalten.

Gegenwärtig bilden dieselben gleichsam eine kleine Stadt mit allen nur erdenklichen Einrichtungen, Gärten, Turnanital, Spielplätzen, weiten Höfen, Dampf- und Handpressen, Wasserleitung, Bauplatz u. Dreihundert Lehrer und Angestellte wirken, viertausend Kinder und Gymnasiasten werden täglich unterrichtet. 8000 Waisen sind bereits erzogen worden. Ungefähr 150 Waisen sind immer vorhanden. Erwägt man nun, daß aus den Unterrichtsanstalten der Franke'schen Stiftungen seit ihrem Entstehen schon Millionen von Scholaren als reif entlassen worden sind, und daß diese Millionen die in den Stiftungen geernteten Wissensfrüchte in ihren späteren Wirkungskreisen weiter verbreitet haben, so ergibt sich das Unermeßliche des Segens, den Franke der Welt mitgetheilt hat. Keine zweite Anstalt für Ausbreitung des Lichts kommt der Franke'schen gleich, keine zeugt so lebendig und so rühmend dafür, was ein Menschenherz vermag, wenn Gottvertrauen, Willenskraft und werththätige Liebe es bewegen. Die Liebe hat das große Werk begonnen, die Liebe hat es vollbracht.

Der Holzschnitzer.

(Schluß.)

4.

Drei Personen standen auf der Schwelle der großen Thüre; eine feine, freundlich aussehende Frau von etwa vierzig Jah-

ren, ein blondes Mädchen von dreizehn Jahren und ein nur wenig jüngerer Knabe in der Uniform der Gymnasiasten. Es war Frau von Kerbargne und ihre Kinder, die den Abend vorher angekommen waren, sich sogleich nach ihrem Schützling erkundigt hatten, und als sie erfuhren, daß er in der Mühle krank liege, sich beeilten zu ihm zu gehen. Eine schmerzliche Ueberrasschung zeigte sich in ihren Zügen beim Anblick des armen Knaben. Ach, es war nicht mehr der kleine, lebhaft, kräftige Junge vom vorigen Jahr mit der gesunden Farbe und dem glänzenden Auge. Seine unregelmäßige, dürftige Lebensweise und zuletzt noch ein Monat voll Leiden hatten schreckliche Furchen zurückgelassen. Er war mager und blaß, seine Augen waren finster und wie ausgelöscht, seine Haare, die er nicht mehr pflegte, hingen ungeordnet über seine Schläfe und seine blassen Wangen, und sein halb offenes Hemd ließ seine weiße Brust sehen, auf der man jedes Bein zählen konnte.

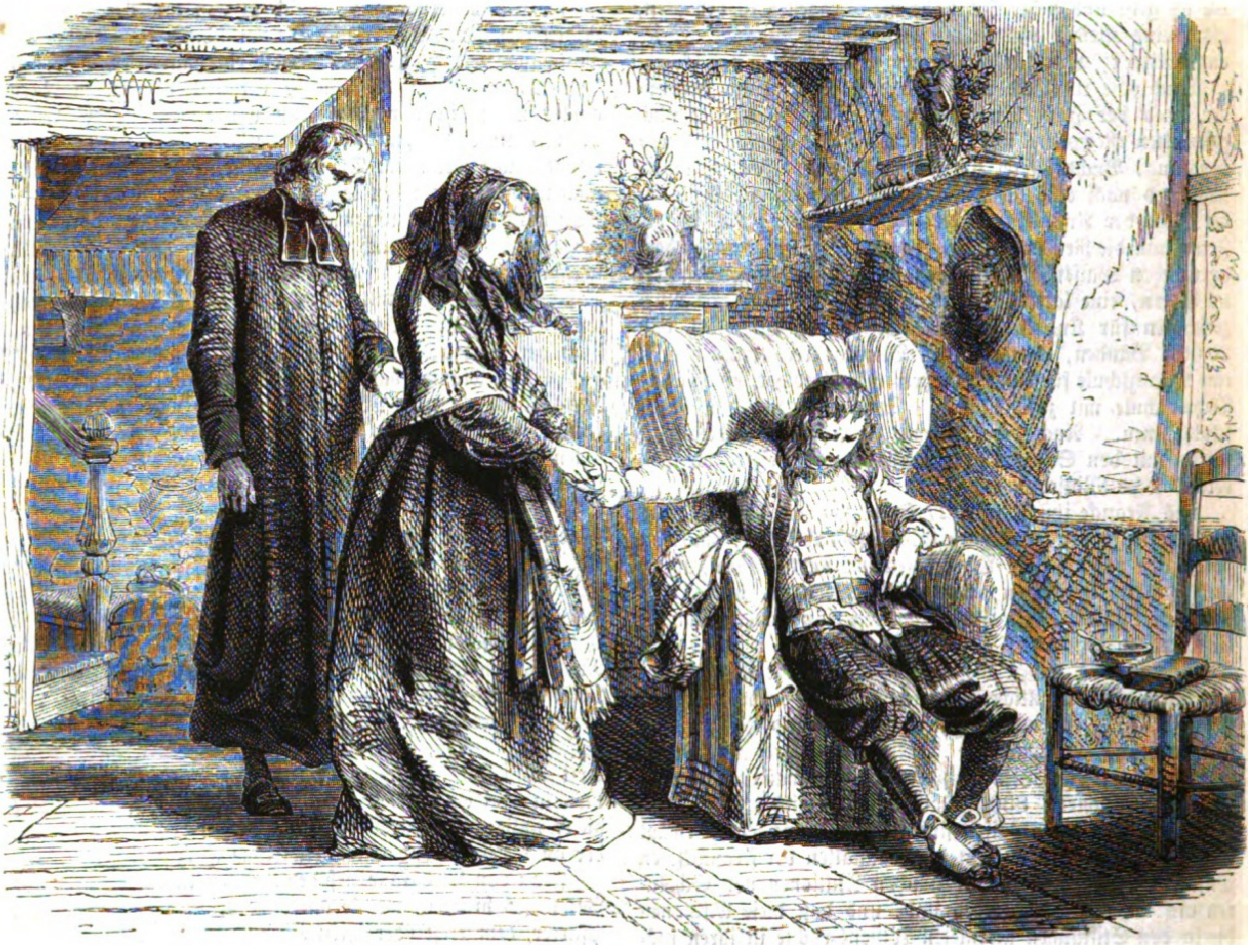
Frau von Kerbargne setzte sich zu ihm und ließ sich seine Leiden erzählen. Albert und Bertha hörten tief gerührt zu. Dann ließ sie sich das Bein zeigen, die starken und fruchtlosen Mittel hatten die Wunde vergiftet und boten einen häßlichen Anblick dar, der Frau von Kerbargne erschreckte. „Armes Kind,“ sagte sie, den Verband selbst wieder aufliegend, „wie viel mußt Du gelitten haben. Ich werde heute noch meinen Arzt rufen lassen, damit er für Dich sorgt.“ — „Du wirst Dich sehr langweilen,“ sagte Albert, indem er um sich blickte. — „Ja, ach ja,“ antwortete Alanit. — „Du schnitzest noch immer,“ fügte Bertha hinzu, während sie ein Stückchen Holz, das mit einem alten Messer auf dem Strohlag, in die Hand nahm. — „Besonders seit ich krank bin, Fräulein Bertha; sonst wäre ich aus Kummer gestorben.“ — „Sieh, Mama, das ist sehr gut gemacht,“ sagte Bertha, das Stück Holz ihrer Mutter gebend. Es war nur der erste Entwurf von dem Kopf eines alten Mannes, aber dennoch schien Frau von Kerbargne ganz überrascht davon. „Nicht schlecht, in der That nicht schlecht,“ sagte sie; „es ist weit besser, als Du es früher machtest.“ — „Die Großmutter hatte mir immer versprochen, daß ich nach meiner Konfirmation zu Jacques, dem Steinmetz, in die Lehre komme,“ antwortete Alanit traurig; „um das ausführen zu können, wäre sie zweimal in der Woche auf Betteln gegangen; sie legte früher schon Etwas für mich zurück. Von hat das nun Alles genommen; ach, ich darf nicht mehr daran denken. Arme Großmutter!“ — „Fasse Muth,“ sagte Frau von Kerbargne freundlich. „Erst wollen wir an Deine Wiederherstellung denken, und später werden wir weiter sehen. Mein Arzt wird Dich besuchen, ich werde Dich selbst verbinden, und in einigen Wochen wirst Du aufstehen können.“ Mit diesen aufmunternden Worten verließen sie den armen Alanit, der an diesem Abend mit erleichtertem Herzen einschlief.

Frau von Kerbargne ließ den Knaben in ein Zimmer des Nachthofes bringen, wo sie ihn öfter besuchte, entweder vom Pfarrer, dem Arzt oder ihren Kindern begleitet.

Die Prophezeiung dieser wohlthätigen Frau ging, Dank der verständigen Pflege, die der Knabe genoss, in Erfüllung. Das Bein wurde geheilt. Der erste Besuch, den er noch etwas hintend machte, galt seiner Wohlthäterin. Er wurde herzlich empfangen und mit Gaben überhäuft. Bertha gab ihm gute Sachen zu essen und befahl den Dienern ihn freundlich zu behandeln. Albert schenkte ihm sein Messer mit seiner stählerner Klinge, und Frau von Kerbargne vertauschte seine zerlumpten Kleider mit einem guten Anzuge. Als er sich in der Küche zu einem herrlichen Mittagessen niedergelegt hatte, das er vorher schon mit den Augen verschlang und mit der unerjättlichen Gflust eines Gesehenden verzehrte, suchten die Kinder ihre Mutter auf, die nach ihnen geschickt hatte. Sie sah ernst und nachdenkend aus. „Bis jetzt,“ sagte sie, „habe ich blind euren Wünschen nachgegeben, da sie ganz mit den meinigen übereinstimmten. Es handelt sich nun darum, das Werk zu vollenden. Ich habe den armen Knaben pflegen lassen, ich habe seine Wünsche durch Versprechungen

gesteigert. Das Wort muß zur That werden. Was mich betrifft, so bin ich bereit, Alanit als Hirten im Pachthof unterzubringen; es ist Alles, was ich thun kann, denn ich bin nicht reich genug, einen Künstler für ihn zu bezahlen. Aber ist es wohl genug? Was wird dann aus ihm werden? Er ist von ziemlich schwacher Leibesbeschaffenheit, und, wie mir scheint, nicht stark genug für grobe Feldarbeiten. Ich muß bekennen, das Schicksal dieses Knaben beunruhigt mich." — "Mama, er muß zu Jacques in die Lehre gehen," rief Albert. — "Ich kann hiefür nicht sorgen; aber ihr, meine Kinder, ihr könnt es." — "Und wie?" sagten die Kinder sehr erstaunt. — "Durch ein ganz einfaches Mittel. Hat nicht Dein Onkel, mein lieber Albert, seit lange versprochen, daß er Dir dreihundert Franken gebe, sobald Du den ersten Preis in Deiner Klasse bekommst? Diese Summe ist Dein

Eigenthum, mein Sohn, wenn Du willst, Du darfst nur ernstlich arbeiten. Bertha wird dann ihre Ersparnisse dazu legen, was ihr leicht wird, wenn sie sich kleine Neuerungen in der Toilette, die sie entbehren kann, ver sagt, und, wenn es nöthig ist, ergänze ich die Summe. Ueberlegt euch die Sache, meine Kinder, und wenn ihr den Entschluß gefaßt, so behaltet den festen Willen ihn auszuführen." — Albert und Bertha beriethen sich mit Blicken. "Wir nehmen den Vorschlag an," sagten sie endlich großmüthig. — "Das ist gut," antwortete die Mutter, "Jedes für sich wird an der Erfüllung dieses edlen Werkes arbeiten: aber Alanit darf nichts von unserem Plan hören; die Täuschung wäre zu bitter. Wenn die Anlagen, die er für die Skulptur an den Tag legt, Zeichen wirklichen Talentes sind, so wird sich das bald in der Lehre zeigen; besitzt er aber nur gewöhnliche



Der Krankenbesuch.

Geschicklichkeit, so wird er wenigstens ein guter Arbeiter, der so viel verdienen kann, um sich zu erhalten. Für alle Fälle ver dankt er euch seine Zukunft." Erfüllt von dem Eindruck des feierlichen Versprechens, das sie soeben gegeben, gingen sie mit ihrer Mutter zu Alanit.

Der von Frau von Kerbargne bestellte Pächter war da; er war gerne willens Alanit als Schäfer anzunehmen, aber sie sagte ihm, daß der Knabe nur bis Ende August in dieser Eigenschaft bei ihm bleiben könne. "Ich habe meine Gründe hiefür," sagte Frau von Kerbargne. "Alanit ist bald dreizehn Jahre alt, und es ist Zeit daran zu denken, daß er etwas Anderes thue als Schafe hüten." Albert und Bertha lächelten; als sie allein waren, sagte Bertha: "Das Geheimniß brennt mir auf der Zunge, wenn ich denke, daß ich ihn mit einem Wort vergnügt und glücklich machen kann. Ich

bin fest entschlossen; damit er gewiß in die Lehre kommt, werde ich mir die Volière nicht kaufen, nach der mich gelüstete, die Vögel singen besser in der Freiheit als im Käfig. Das ist ein schöner Anfang, aber die Sache hängt auch von Dir ab, mein lieber Albert; Du wirst doch den ersten Preis bekommen, nicht wahr?" — "Ich verspreche es Dir," antwortete Albert mit fester Stimme; "freilich," fügte er, sich am Ohre kratzend, bei: "Es hilft nichts, es muß eben tüchtig gearbeitet werden."

5.

Der Monat August ging seinem Ende entgegen: es war Abend. Auf einer von brennender Sonne heißen Haide sah man Schafe zerstreut; die einen suchten Kräuter unter dem Schatten des Ginsters, die andern schliefen auf dem warmen

Boden. Der Hirte stand vor dem Graben an eine Eiche gelehnt, die Arme gekreuzt, und die Augen auf einen Punkt geheftet. Das, was er betrachtete, bewunderte, war ein steinernes Kreuz, das am Abend vorher an der Stelle ihm gegenüber errichtet worden war. Früher stand hier ein altes Kreuz von Holz. Die Männer nahmen im Vorübergehen ehrfurchtsvoll die Hüte ab, die Frauen betrauerten sich, und doch war der heilige Leib Christi nie mehr verunstaltet dargestellt worden. Es war durch das Alter zusammengebrochen, und der Besitzer eines benachbarten Schlosses

hatte es ersetzen lassen durch ein schönes Kreuz aus Granit. Es war dieß nicht das unbedeutende Werk des Bildhauers der Grabsteine, dessen Kunst Alanik beneidete; es war das Werk eines wirklichen Künstlers, und die Kunst, zu der sich der arme Knabe hingezogen fühlte, strahlte für ihn an diesem Tage im höchsten Glanz. Vom frühen Morgen an betrachtete er diese heilige unter der Dornenkrone gekrümmte Stirne, dieses Gesicht, dem die grenzenlosen Leiden eingegraben waren, diese Glieder von Granit, die ihm wie Fleisch und Bein erschienen. Man konnte also dem Steine Leben und Athem



Vor dem Kreuze.

einhauchen! Seine Träume waren erfüllt durch die Hand eines Menschen!

Die ihm anvertraute Heerde irrte hirtelos herum, er schien sie nicht zu beachten. Die Vorübergehenden betrachteten ihn mit Erstaunen. Eine Stimme, die ihn vom Wege aus anrief, weckte ihn aus der Beschauung. Einige Schritte von ihm hielt ein Wagen an, aus dem Bod neben dem Kutscher saß Albert, und durch die offene Wagenthüre sprang Bertha's rosige Gestalt. Alanik, aus diesen Betrachtungen gerissen, war in einem Augenblick bei ihnen. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen sagte Albert: „Was machst Du da? Ich habe

Dir dreimal gerufen und Du scheinst mich nicht gehört zu haben.“ Alanik zeigte mit einer ausdrucksvollen Bewegung der Hand nach dem Kreuze. — „Ich betrachtete dieses,“ antwortete er mit einem strahlenden Blick, „es ist so schön.“

Frau von Kerbargne und ihre Kinder lächelten. „Siehst Du immer noch so gerne Statuen?“ fragte Bertha lebhaft. — „Ja, Fräulein, besonders diese.“ — „Möchtest Du immer noch in Jacques' Atelier arbeiten?“ fügte Albert mit nicht geringerer Lebhaftigkeit hinzu. — Alanik nickte mit dem Kopfe, zerkrümelte seinen Hut zwischen den Fingern und seufzte tief. „Ach, Herr Albert,“ sagte er, „ich bin nur eine arme Waise,

muß suchen mein Brod zu verdienen, und um der Schüler Jacques' zu werden brauchte ich drei Jahre Zeit und müßte eine große Summe Geld sogleich bezahlen." — „O, Mama, dürfen wir es ihm sagen,“ riefen zu gleicher Zeit Bertha und Albert. Frau von Kerbargne machte ein Zeichen der Zustimmung. Die Kinder hatten nur diese Einwilligung abgewartet, um Alanit die frohe Nachricht mitzutheilen. Es war ein seliger Augenblick, der sich nicht schildern läßt. Es gibt gewiß im Leben keinen größeren, keinen reineren Genuß als den, den die Kinder der Frau von Kerbargne im Augenblick empfanden. Ihre Ausdauer, ihre edeln Bemühungen wurden belohnt.

Jacques nahm Alanit zu sich, und dieser erbat sich die Gunst Minet mitbringen zu dürfen, was ihm gerne gewährt wurde. Alanit arbeitete mit Erfolg. Er steht nun im Mannesalter, hat seinen Lehrer längst übertroffen, wird aber nie ein berühmter, großer Künstler werden. Seine erste Unwissenheit stand ihm im Wege, und Gott hatte ihm kein großes Talent gegeben, das ihm Vorbeeren um die Schläfe gewunden worden wären. Doch es glückte ihm in seiner bescheidenen Sphäre, er lebt im Wohlstand, und einstens wird er seinem Lande einige große Werke hinterlassen, die seinen Namen der künftigen Generation überliefern. Seine Werke haben ein Gepräge, das ihnen eigen ist, der Kenner mag vielleicht Manches daran aussetzen, aber das Volk muß sie lieben. Was man tadelte war, daß seine Madonnen sich alle gleich sehen.

Das Vorbild, das er mit Liebe wiedergab, war zwar vergeistigt und geheiligt durch die Kunst, aber es war doch die Statuette, die man in seinem Atelier sah, und die ihn an die Tage der Armuth und der Verlassenheit erinnerte.

Albert und Bertha kommen nie nach Kerbargne, ohne in der benachbarten Stadt den ehrlichen Bildhauer aufzusuchen. Das Andenken an die Wohlthaten, die man ausgeübt, ist dem Herzen süß, und Alanit hatte ihnen eine zärtliche Anhänglichkeit bewahrt. Er konnte nicht vergessen, daß er all sein Glück, das er als Künstler empfand, ihnen verdankte.

Briefe für das Volk

311

Runde des menschlichen Körpers und Gesundheitspflege.

Dritter Brief.

(Schluß.)

Die Talgdrüsen sind weiche, länglichrunde Körperchen von $\frac{1}{10}$ bis 1 Linie Durchmesser, die mehr in den oberflächlichen Theil der Lederhaut eingebettet sind, wo sie jedoch in die Haarbälge ausmünden, auch eine tiefere Lagerung haben. Sie bilden bald einfache, kurze Schläuche von cylindrischer oder flaschenförmiger Gestalt, bald einen länglichen traubenförmigen Drüsenkörper (letzteres namentlich, wo sie in Verbindung mit den Haarbälgen stehen, siehe Fig. 2 g); sonst geschieht die Ausmündung vermittelst trichterförmiger Oeffnungen an der Oberfläche der Haut. Sie kommen am ganzen Körper vor, die Handteller, die Fußsohle, die Rückseite der letzten Finger- und Zehenglieder ausgenommen, und haben besonders an den Nasenflügeln und an der Ohrmuschel sehr deutlich bemerkbare Mündungen, namentlich wenn diese durch Schmutz und eingedicktes Fett verstopft sind (sogenannte Miteffer). Die Talgdrüsen sondern eine zur Einölung der Haut und der Haare bestimmte dickliche Substanz ab, die an manchen Stellen einen eigenthümlichen Geruch besitzt, und gelegentlich auch einer besonderen Milbenart (Haarjadmilbe), die sich in den Drüsenbälgen aufhält, zur Nahrung dient.

Die Haare sind in der Haut stehende Hornfäden, an denen man je eine Wurzel und einen Schaft unterscheidet. Wurzel nennt man die in die Haut eingesenkte Partie, die

bei den fast auf der ganzen Längsoberfläche vorkommenden kurzen und feinen Wollhaaren (sie fehlen nur in der Hohlhand und der Fußsohle, der Rückseite der Finger- und Zehenspitzen, den Augenlidern und um manche Gelenke her) bloß in die Lederhaut hineinreicht, bei den übrigen Haaren dagegen bis in das Unterhautgewebe dringt, und bei den Lasthaaren der Thiere sogar noch tiefer, bis in die unterliegende Mustelschicht geht. Schaft ist der freie Theil, welcher an den Kopshaaren eine walzig runde, und an den Bart- und Achselhaaren eine glattrunde Form hat, und namentlich bei schwarzen Haaren am äußeren Ende häufig in mehrere feine Fäden auseinander weicht. Die Haarwurzel steckt in einer taschenförmigen Einstülpung der obersten Hautschichten, dem Haarbalg, in dessen Grund ein kleines, gefäß- und nervenreiches Wärtchen sitzt; dieses ist das Ausscheidungsorgan für den formlosen Stoff, aus welchem sich die Haarzellen bilden. Die Haarzwiebel ist eine die eingestülpte Oberhaut fortsetzende kappenartige Umhüllung dieses Wärtchens, und besteht in ihrer innersten Schichte aus frischen, kernhaltigen Zellen, die nach außen sich spindelartig verlängern, der Länge des Haars nach zu Fasern sich an einander reihen und die Rinde des Haars herstellen, während die inneren Zellen ihre Form beibehalten, durch Uebereinanderlagerung bis gegen die Spitze des Schaftes aufsteigen und das Haarmark bilden; Letzteres verhält sich zur Rinde des Haars wie die Schleimschicht zu der verhornten Oberhaut. An dunkelgefärbten Kopshaaren und den feinen Wollhaaren ist das Haarmark von der Rinde deutlich zu unterscheiden. Um die Haare geschmeidig zu erhalten, ist jeder Haarbalg mit Talgdrüsen versehen, die ihr fettiges Produkt in ihn ergießen. Man unterscheidet die Haare nach ihrer Dichtigkeit und Länge. Der Wollhaare, welche an den meisten Körpertheilen vorkommen, ist bereits Erwähnung geschehen; sie sind in der Regel kurz und dünn, auch lichter gefärbt, zeigen aber bei erwachsenen Männern an Armen, Beinen und der Brust oft eine solche Entwidlung, daß Homer seinen Helden eine zottige Brust zuschreiben konnte. Die Haare der Augenlider (Wimper) haben eine Länge von nur einigen Linien, und sind dabei sehr straff und elastisch. Kurz und weniger fest als die vorigen sind die Augbrauhaare, während die viel weicheren Haupthaare oft eine sehr ansehnliche Länge erreichen, und je nach den Individuen oder Rassen bald eine mehr schlichte, bald eine gelockte, traufe und wollige Beschaffenheit zeigen. Kürzer, dicker, etwas gekräuselt und von härterem Gefüge sind die Haare, welche zur Zeit der Geschlechtsreife an den Anfügungsstellen der oberen und unteren Gliedmaßen ersprießen; ihnen nähern sich, was die Dicke und die Staartheit der Textur betrifft, die Barthaare, diese Zier des Mannes, obschon sie sich in der Regel gegen die vorigen durch ihren dichteren Stand und längeren Wuchs auszeichnen. — Die Farbe der Haare bietet verschiedene Schatten, vom hellsten Weiß bis zum tiefsten Schwarz; sie wird durch das Pigment der zelligen Gebilde bedingt. Obschon durch ihre hornige, empfindungslose Beschaffenheit den Charakter eines erstorbenen Ausscheidungsstoffes zeigend, sind sie doch dem Leben nicht völlig entrückt, wie man aus dem Umstand entnehmen kann, daß bisweilen unter dem Einfluß schwerer Gemüthsbewegungen ihre Farbe im Lauf von wenigen Stunden sich verändert hat (Marie Antoinette wurde in einer einzigen Nacht grau). In Zehrkrankheiten, die mit bedeutender Minderung des Körperjets verbunden sind, wird das früher weiche, glänzende Haar trocken, spröde und struppig; auch ist die belebte Beschaffenheit der Haare durch das Hin und wieder von Erfolg begleitete Experiment der Ueberpflanzung eines ausgerissenen Haars in einen Hautschnitt, in dem es friische Wurzel faßte, bewiesen. — Haare kommen nur vor, wo die Lederhaut nicht zerstört ist; in der Narbentubstanz, durch welche Verletzungen der Lederhaut ersetzt wurden, nie. — Ein periodischer Haarwechsel gehört zu den regelmäßigen Lebenserscheinungen, obschon er bei den Menschen ordnungsmäßig nicht in der Weise der Thiermauser, sondern nur allmählig von statten

geht. Das neue Haar erzeugt sich, ehe das alte entfernt ist, in der Tiefe des Haarsacks in demselben Verhältniß, in welchem die Milchzähne den ständigen Platz machen. — Im Alter werden die Haare von den Spitzen her grau, hören auf zu wachsen und fallen endlich ganz aus, indem ihre Ernährung durch Verschließen der kleinsten Gefäße aufhört; doch können auch graue Haare sich noch sehr lang erhalten und wachsen. Ein solcher Gefäßschwund bedingt gelegentlich nach Krankheiten, übermäßiger Anstrengung, Ausschweifungen und so weiter das Ausfallen der Haare, obgleich die Haarpapillen dann nicht ganz außer dem Bereich der Wiedererholung liegen, und später wieder Haare sprießen können. — Für das Haupt haben die Haare ihren entschiedenen Nutzen, indem sie als schlechte Wärmeleiter die schädlichen Einflüsse der Kälte sowohl als auch einer zu großen Wärme auf das Gehirn und seine Gefäße mäßigen, die Einwirkungen von Stoß und Druck anderer Körper auf die Hirnschale schwächen und als Schutz gegen Durchnässung dienen. Für die übrigen Körperteile, mit Ausnahme der Brauen und Wimper, wo sie das Auge gegen den abfließenden Schweiß, gegen Staub u. s. w. schützen, ist ihre Bedeutung weniger klar.

Die Nägel, gewölbte viereckige Hornplatten an der Rückseite der Finger- und Zehenenden, folgen dem nämlichen Schema der hornigen Bildungen, wie die Haare und die Oberhaut. Ihre hinteren und seitlichen Ränder stecken in Eintiefungen oder Falzen der Haut; den hinteren Theil nennt man die Nagelwurzel, welche über zwei Linien tief in dem Nagelsalz steckt, und durch einen kleinen weißen Kreisabschnitt, das Mönchchen, angedeutet wird. Der im Nagelsalz stehende Theil ist die jüngste Partie des Nagels, weich und gleich der Schleimschicht der Haut aus zelligen Elementen gebildet, welche bei der Berührung mit der Luft verhornen und allmählig weiter vorgeschoben werden, bis sie den vorderen Rand erreichen, dort über die Hautunterlage hinauswachsen und nun abgeschnitten werden müssen, wenn das hornige Gebilde nicht eine scharfe Krallenform gewinnen soll. Sind die Zellen verhornt, so erhalten sie eine faserige Beschaffenheit, welche nur durch Reiben mit kaustischen Alkalien den zelligen Bau nachweisen läßt. Indes wächst der Nagel nicht bloß von hinten her, sondern die Nagelwurzel bildet bloß die obere Schichte. Die ganze Unterlage des Nagels, die auch Nagelbett genannt wird, ist ein längsgestreifter, sehr gefäß- und nervenreicher Papillarkörper, dessen Streifung an der Oberfläche des Nagels einen schwachen Abdruck findet. Dieser Papillarkörper sondert, wie das Schleimnetz, Zellen aus, welche sich von unten an die von der Wurzel ausgehende oberste Nagelschicht anlegen, in ihrem weichen Zustand leicht verschiebbar sind, und deshalb mit dem Wachsthum des Nagels gleichfalls vorwärts rücken. Durch ihr Verhornen wird der Nagel nach vorne zu immer dicker, bis er am Ende des Nagelbetts, wo ihm von unten kein Zuwachs mehr zugeht, schrumpft, dünner und zuletzt messerscharf wird. Wie sehr das Nagelbett zur Bildung des Nagels mitwirkt, sieht man deutlich, wenn sich ein Nagel losgerissen hat und unter ihm ein neuer entsteht; das ganze Nagelbett bedeckt sich mit unregelmäßigen Massen von Hornsubstanz, die allmählig mit dem von hinten nachwachsenden Nagel zusammenschmelzen. Die Nagelsubstanz selbst ist gefäß- und nervenlos, und bildet durch ihre Starrheit und Unempfindlichkeit einen Schutz- und Stützpunkt für die tastende weiche Masse der Finger- und Zehenspitzen; der Nagel hindert das Ausweichen, die allzugroße Abplattung derselben beim Tasten und Greifen.

Nachdem wir der Haut in ihren verschiedenen anatomischen Verhältnissen unsere Aufmerksamkeit zugewendet haben, ist es am Ort, ihre ziemlich vielseitigen Verrichtungen in's Auge zu fassen. Des Schutzes, den die Horngebilde ihren weichen, äußerst empfindlichen Unterlagen zu Theil werden lassen, ist bereits flüchtig Erwähnung geschehen; er ist in der That so hochwichtig, daß ohne ihn das Leben zur höchsten Qual werden müßte, sofern jede Verührung mit den rauen Nothwendigkeiten des Lebens auf den schirmlosen Leib wie

ein Nessushemde wirken würde. Ein Bild im Kleinen gibt uns eine Hautstelle, die durch ein Blasenzpflaster des hornigen Ueberzugs beraubt ist; sie empfindet auch die leiseste Berührung schmerzlich. Indes ist die Hornhaut doch nicht so starrer Natur, um die Empfindungseindrücke zu hindern, und auch hinlänglich durchdringlich, um Wasserdunst durchzulassen und den Austausch von Gasen zu ermöglichen. Namentlich ist die Wasserausbünstung sehr ansehnlich; wir meinen indes damit zunächst nicht das Wasser, das in tropfbar flüssiger Gestalt als Schweiß austritt, sondern die stetige, unsichtbare Verdunstung, welche man häufig mit dem Namen der unmerklichen Transpiration belegt. Die so austretende Wassermenge ist so beträchtlich, daß man sie für die 24 Stunden des Tages sogar bis zu $\frac{1}{40}$ des Körpergewichts berechnet hat. Natürlich ist diese Ausscheidung zahlreichen Schwankungen unterworfen, bei denen die Temperatur und der Feuchtigkeitsgrad der umgebenden Luft eine Hauptrolle spielen. Sie wird begünstigt durch eine trockene Luft, welche mit begier Wasserdämpfe sich aneignet; besigt dagegen die Luft bereits die volle Menge von Feuchtigkeit, die sie bei ihrem Wärmeград zu fassen vermag (man nennt sie dann gesättigt), so kann sie sich nicht weiter mit Wasserdampf belasten und wirkt hindernd auf die Haut- (und Lungen-)Ausbünstung. In solchen Fällen muß das Wasser, das den verbreitetsten Bestandtheil unseres Körpers ausmacht, auf anderem Weg (durch die Nieren) sich Ausgang verschaffen. Steht die Temperatur der gesättigten Luft der des Thierleibs gleich, so wird Haut- und Lungenausbünstung zu Null, folglich unterdrückt; nun aber tritt ein neues Phänomen ein, das zum Zweck hat, den Organismus vom Wasser zu befreien, dessen er sich in Dunstform nicht mehr entleiben kann, indem die Schweißdrüsen ihre Thätigkeit entwickeln und das Wasser in tropfbar flüssiger Gestalt ausscheiden. In der Sommerwärme ist die hygrometrische Beschaffenheit der Luft im Allgemeinen dem Sättigungspunkt ferner als im Winter, braucht somit dazu weit mehr Wasser. Haut- und Lungenausbünstung sind also in der warmen Jahreszeit durchschnittlich viel stärker als in der kalten, in welcher dafür die Harnausscheidung energischer vor sich geht. — Die Verdunstungsfeuchtigkeit der Haut, auf deren Menge nicht so sehr der Wassergenuss, sondern vorzugsweise die eben genannten äußeren physikalischen Verhältnisse einen bestimmenden Einfluß üben, stammt hauptsächlich aus dem Schleimnetz, aus der wasserreichen Leberhaut und den in ihr enthaltenen Blutgefäßen, in weit geringerem Grad von den in den Hautdrüsen und Haarbälgen angesammelten Feuchtigkeiten her, und man kann sich von ihrer Massenhaftigkeit einen annähernden Begriff machen, wenn man ein Glas mit einer für Wasserdämpfe undurchdringlichen Hülle, Wachselektrolyt zum Beispiel, umgibt, an der sie sich zu Tropfen ansammelt. Die Wasserdünste durchsetzen die Spalten und die Gewebtheile der trockenen Oberhautlage, deren sehr hygroskopische Porenzellen die Feuchtigkeit mit Begierde anziehen. Eine ähnliche ausscheidende Thätigkeit bemerken wir auch an den Lungen, wie wir sehen können, wenn wir eine blanke Spiegelfläche anhauchen; doch beträgt die auf diesem Weg entfernte Wassermenge kaum die Hälfte von der, welche durch die Haut entweicht.

Eine andere Thätigkeit, welche die Haut gleichfalls mit den Lungen gemein hat, nur mit dem Unterschied, daß sie bloß $\frac{1}{35}$ von der Menge des Produkts liefert, das von den Lungen ausgeschieden wird, ist der Gasaustausch. Die Haut nimmt aus der Atmosphäre Sauerstoff auf und scheidet dafür Kohlenäure ab; sie vollbringt also in kleinem Maßstab einen wahren Athmungsprozeß, wie man sehen kann, wenn man die Hand und einen Theil des Vorderarms in eine mit atmosphärischer Luft gefüllte Glocke einbringt, die über einer Rufe mit destillirtem Wasser umgestürzt ist. Nimmt man nach etwa einer Stunde den Arm wieder heraus, und schüttelt man die in der Glocke zurückbleibende Luft mit Kaltwasser, so erhält man einen freibigen Niederschlag (kohlenfauren Kalk),

dessen Kohlen säuregehalt der Menge der von der Haut ausgehauchten Kohlen säure entspricht. Die chemische Untersuchung ergibt ferner, daß die Luft in der Glode Sauerstoff im Verhältnis zu der ausgehauchten Kohlen säure verloren hat.

Die unmerkliche wässrige Aushauchung und die Ausscheidung von Kohlen säure, zwei Thätigkeiten, durch welche verbrannte Stoffe aus dem Körper entfernt werden (denn das Wasser des Körpers ist theilweise so gut ein verbrannter Stoff, wie die Kohlen säure, vgl. ersten Brief S. 119), sind wichtige Lebensprozesse, die man allgemein mit dem Namen Hautathmung (Hautrespiration) bezeichnet. Werden sie gehindert, so entwickeln sich allmählig ernste Störungen, welche selbst den Tod zur Folge haben können. Der Nachweis dafür ist durch das Experiment an Thieren geliefert. Wenn man einen Warmblüter am ganzen Leib rasirt und seine Haut bid mit einem trodnenden Firniß überzieht, so lebt er selten länger als sechs bis zwölf Stunden. Man findet dann nach dem Tode die Gewebe und Organe wie nach Erstidung mit schwarzem Blute überfüllt, wahrscheinlich nicht in Folge zurückgehaltenen Wassers, sondern zurückgehaltener Kohlen säure; zugleich hat man die Beobachtung gemacht, daß bei mit Firniß überzogener Haut die Körpertemperatur abnimmt. Was hier in kurzer Frist den Tod herbeizuführen im Stande ist, muß auch bei partiellen Unterdrückungen der Hautrespiration mehr oder weniger Unordnungen und Störungen der Lebensverrichtungen nach sich ziehen.

Eine weitere Berrichtung der Haut besteht in der Ausscheidung zusammengesetzter Stoffe, als die vorgenannten sind, welche mehr der unorganischen Natur angehören; man nennt diese auf einer verwickelteren Thätigkeit beruhende Ausscheidung Sekretion. Als erstes Sekretionsprodukt fällt uns zunächst das ganze Oberhautgebilde in's Auge, dessen Erzeuger die Papillen der Lederhaut sind. Diese scheiden eine schleimige Substanz aus, welche sich zuerst in feuchte, später in Hornzellen umwandelt, und zuletzt schuppig abstößt, wenn nicht etwa wie an Haaren und Nägeln die Kunst zur Abtragung mitwirken muß. — Ein zweites Sekretionsprodukt ist der von den Schweißdrüsen gelieferte Schweiß, der nicht bloß aus Wasser besteht, sondern in geringer Menge auch Essigsäure, Milchsäure, Chlor, Harnstoff, Fett und verschiedene Alkalien und Erden enthält. Die Bedeutung des Schweißes als Mittel für Erhaltung einer gleichmäßigen Thierwärme ist in unserem ersten Brief (S. 118) hervorgehoben worden; auch haben ohne Zweifel die meisten unserer Leser die Wahrnehmung gemacht, wie nachtheilig eine plötzliche Unterdrückung des Schweißes, selbst wenn sie nur an sehr klein abgegränzten Stellen vorkommt, auf das Wohlbefinden wirkt. Bei Lösung von Krankheiten spielt das Eintreten von Schweiß häufig eine sehr wichtige Rolle.

Die Talgdrüse, das Sekret der Talgdrüsen, ist eine ölarartige, mit phosphorhaurem Kalt und Eiweißsubstanz gemengte Flüssigkeit, die viel abgestoßene Oberhautschüppchen enthält. In größerer Menge findet die Aussonderung im Gehörgang (Ohrenschmalz) und an einigen anderen Hautstellen Statt, die geschmeidig erhalten werden sollen. An den Augen, wo sie durch die meibomischen Drüsen der Lidränder ausgeschieden wird, hat sie als Augenbutter die Bestimmung, den Abfluß der Thränen im Umfang der ganzen Lidpalte zu hindern. Die Talgdrüse erhält die Haare geschmeidig; wo sie sich indeß auf die Haut ergießt, dient sie nur zur Verunreinigung derselben. Da die Talgdrüsen in so großer Menge vorhanden sind, so haben sie wahrscheinlich den Zweck, die plastische Flüssigkeit, welche zur Bildung der Oberhaut in Verwendung kommen soll, möglichst (denn ganz geschieht es nicht) vom Fett zu befreien.

Wir kommen nun schließlich an die Bedeutung der Haut als Sinnorgan. Sie oder vielmehr ihr Papillarkörper ist vorzugsweise der Sitz des Tastsinnes, und zwar mit jenem Theile der Wärzen, in welche Nervenschlingen eingehen, was, wie oben bemerkt wurde, nicht bei allen der Fall ist. Diese Gefühlswärzen, die stets im Geleite der Tastkörperchen

austreten, kommen auch auf der Zunge vor, und sind hier namentlich sehr deutlich sichtbar, obwohl wir hier nicht mit einer Haut im Sinn der allgemeinen Bezeichnungen, sondern mit einer Schleimhaut zu thun haben; indeß sind auch die Schleimhäute stellenweise sehr fein empfindende Organe, zum Beispiel die in der Nasenhöhle, Mundhöhle, und auf der Zunge in so hohem Grad, daß diese es jedem Stüd der äußeren Haut zuvorthut. Andere Gewebe sind für das sogenannte feine Fühlen nicht zugänglich, und hautlose Theile fühlen die Berührung, selbst einen schwachen Druck nicht. Man muß einen Muskel schon ziemlich stark zusammenpressen, wenn seine Empfindlichkeit (Sensibilität) mit in's Spiel kommen soll. — Wir werden an einer anderen Stelle sehen, daß die Nerven in solche zerfallen, welche das Empfinden, und in solche, welche die Bewegung vermitteln. Bei ersteren zeigt sich nur die Erscheinung, daß sie, wenn sie an anderen Stellen als an denen ihres peripherischen Hautendes berührt werden, kein Last: sondern ein Schmerzgefühl zum Bewußtsein bringen, und zwar nicht an der berührten Stelle, sondern an einer andern, die am Endpunkt der Ausläufer des gedrückten Nerven liegt. Wenn Personen, denen Glieder abgenommen wurden, in ihren Stümpfen Schmerz fühlen, so verlegen sie denselben in den Fuß zum Beispiel, der nicht mehr vorhanden ist, und sie sagen, derselbe Schmerz sie aus dem Grab heraus. — Der Grad der Hautempfindlichkeit ist nach den Stellen verschieden. Man hat dafür ein Maß gefunden, indem man die nächste Entfernung zweier Punkte ermittelte, in welcher sie, wenn man sie zu gleicher Zeit berührt, getrennt empfundene Eindrücke erzeugen. Bringt man die Spitze eines auf $1\frac{1}{4}$ Linie geöffneten Zirkels zuerst an die Lippen, und dann an die Wangen oder auf den Handrücken, so wird man an den Lippen zwei deutliche Eindrücke, auf den Wangen aber nur einen einzigen fühlen; will man im letzteren Fall auch zwei erhalten, so müssen die Zirkelspitzen um's Doppelte von einander entfernt werden. Führt man mit dem in der ersten Weise geöffneten Zirkel von der Wange gegen die Lippen hin, so fühlt man plötzlich den einfachen in den Doppelpunkt übergehen. Bei solchen Versuchen zeigt sich die Zungenspitze als der empfindlichste Theil, da sie noch einen Abstand von $\frac{1}{3}$ Linie unterscheidet; dann kommen die Fingerspitzen, dann die Finger selbst, die Lippen u. s. w.; die Rückenhand als die unempfindlichste Partie bedarf fast eines halbes Zoll's Spitzenabstand, um einen doppelten Eindruck zum Bewußtsein zu bringen. Der Grund dieser verschiedenen Tastempfindlichkeit ist in der größeren oder geringeren Menge von mit Nervenschlingen versehenen Lederhautpapillen zu suchen. Von ihr hängt auch die mehr oder weniger feine Unterscheidung der körperlichen Form eines betasteten Gegenstandes ab.

Außer der Wahrnehmung körperlicher Ausdehnungen kommt der Haut auch die Eigenschaft zu, verschiedene Temperaturen zu würdigen; sie beruht jedoch nur auf einer Differenzvergleichung nach dem Maßstab der Eigenwärme, und kann in dieser Beschränkung thermometrische Messungen durchaus nicht ersetzen, da die Unterschiede, wenn sie zum Bewußtsein kommen sollen, schon ziemlich beträchtlich sein müssen. Auch spielt bei Würdigung von Temperaturen die Beschaffenheit des zu untersuchenden Körpers eine wichtige Rolle, sofern ein guter Wärmeleiter, weil er der tastenden Hand eine größere Wärmemenge entzieht, uns kälter anspricht, als ein schlechter vom nämlichen Wärmegrad. Zu gleichen Irrthümern gibt auch die spezifische Wärme der Körper Anlaß, da sie, um sich bis zu einem gewissen Grad zu erwärmen, verschiedene Wärmemengen brauchen, und wir bei dem Kontakt unserer Hand mit anderen Körpern nur den Verlust oder die Erwerbung von Wärme empfinden. Extreme Temperaturgrade verwirren diese Art der Empfindung bis zum Schmerz oder völliger Gefühlsabstumpfung, wahrscheinlich in Folge physikalischer Veränderungen, die in den Nervenenden vor sich gehen.

Leionda.

Von
Alexander Moser.

Das Schicksal meiner Jugend hatte mir nicht voraus verkündet, daß ich einst den europäischen Aufenthalt mit dem asiatischen vertauschen würde, ebensowenig wurde mir an der Wiege gesungen, daß eine Chinesin noch einmal in meinem Leben die Sorge meines Herzens zu bilden bestimmt sei, und doch traf Beides ein.

Ich befand mich als Wundarzt bei den englisch-französischen Exekutionstruppen in Schanghai, als ich eines Tages, müßig durch die Straßen schlendernd und die närrischen Stücker mustern, welche mit ihren Fächern agitirten wie bei uns in Europa die Dandys mit Reitpeitschen und Lorgnetten, plötzlich in einer schmutzigen Seitengasse ein junges chinesisches Mädchen bemerkte, welches mir ebenso durch seine Lieblichkeit wie durch seine Trauer auffiel. Mein Interesse war sofort in hohem Grade rege. Ich trat auf das Mädchen, das höchstens dreizehn Jahre zählen konnte, zu und fragte englisch: was ihm fehle. Das Mädchen blickte mich mit seinen schönen, dunklen, von Thränen benetzten Augen an und



Leionda.

schien aus meinem Gesicht Vertrauen zu schöpfen, denn es erzählte mir, halb englisch, halb chinesisch, daß ihre Mutter sehr krank sei und sie einen Arzt suche. Der, den sie haben wollen, sei aber abwesend.

Ich machte mich der Kleinen so gut es ging verständlich, daß ich auch Arzt sei, und daß ich mit ihr gehen wolle. Sie antwortete mit einer Geberde der Dankbarkeit und eilte mir voran. Ganz am Ende der Stadt stand sie vor einer Wohnung, die mehr einer alten Hütte als einem Hause gleich, still und hieß mich eintreten. Ich fand ein sehr reiches aber sehr dürftiges Gemach, und auf einem Lager

von Teppichen eine stöhnende Frau. Zufällig hatte ich zur ersten Milderung des Uebels, an welchem sie litt, ein Mittel in meinem Stui. Dann schaffte ich selbst Blutegel aus der nächsten Offizin herbei, applizirte sie und hatte die Befriedigung, bald eine wesentliche Besserung eintreten zu sehen.

Am folgenden Tage ging ich wieder zu meiner Patientin; aber sie war es nicht allein, welche mich dahin zog, sondern das kleine Mädchen hatte seinen Zauber auf mein Herz ausgeübt. Ich sah nun das Kind in seiner ganzen Lieblichkeit. Leionda — so hieß das Mädchen — hatte ziemlich entwidelte Formen, einen sammetartigen, gebräunten, rosig an-

gehauchten Teint, ein volles, ovales Gesicht, mehr runde als schiefgeschnittene braune Augen, von schweren Wimpern und Brauen beschattet, und das schönste dunkelbraune Haar, das ich je gesehen.

Sehr häufig findet man in den niederen Ständen Chinas die kleinen verkrüppelten Füße der Mädchen und Frauen, die schon in frühester Jugend durch Einwickeln verbildet werden, nicht mehr, aber Leionda hatte diese kleinen Füße, welche die Chinesen poetisch „goldene Lilien“ nennen, und der zierlichste Pantoffel bedeckte diese Füßchen. Wenn sie sprach, flossen die Worte wie Perlen von ihren Rosenlippen, und ihre kleinen weißen Zähne bligten dabei so schallhaft hervor, daß ich nicht müde wurde sie anzuschauen.

Leionda erzählte mir, daß ihr Vater handelnd durch's Land ziehe, aber recht hart sei und die arme Mutter häufig mißhandle, wenn er zurückkomme, sie Weide aber immer Noth leiden lasse.

Die alte Chinesin war völlig hilflos, und ich bebauerte in diesem Momente doppelt lebhaft, daß ich selbst nur spärliche Mittel zur Verjüngung hatte. Aber geholfen mußte werden, und so gerieth ich auf die Idee, der kleinen Leionda auch das Feilbieten von allerhand kleinen Waaren vorzuschlagen. Sie sagte mir, es sei längst ihr Wunsch gewesen, mit einem Tischchen sich an den Kai zu setzen und solche Dinge zu verkaufen, wie sie die Soldaten und Hafenarbeiter lieben, aber es fehle dazu das Geld.

Zwei Pfund vermochte ich aufzuwenden, kaufte selbst Verschiedenes für meine hübsche Klientin, fabrizirte ihr nach eigenen Rezepten Seifen und Parfümerieen, und so sah ich sie denn zu meiner Freude schon nach wenigen Tagen auf einem Korbseffel, ein Tischchen mit ihren kleinen Sachen vor sich, an einer sehr belebten Stelle sitzen, und ich veranlaßte alle meine Bekannten, bei der kleinen Leionda zu kaufen. Sie machte gute Geschäfte, und wenn sie mich sah, belohnte sie mich mit dem innigsten Lächeln und zeigte mir nedend ihre weißen Zähne.

Aber dabei blieb es nicht. An einem sonnigen Feiertage saß ich neben ihr unter einem Granatbusch, der hinter der Hütte prangte, und hielt die Liebliche in meinen Armen. Warum, dachte ich, solltest du dir nicht eine kleine Chinesin als sorgliches Weibchen heimführen? Leionda war für ihre Verhältnisse sehr unterrichtet, zitierte mit vielem Verstandniß eine Menge Sprüche chinesischer Philosophen, und wor in ihrer kleinen Wirthschaft so flink und nett, daß mir in ihrer Erscheinung das Wesen einer echten Hausfrau erst recht aufging.

Sie mochte wohl daran denken, wie trostlos so viele chinesische Ehen seien, wie die chinesischen Mädchen selten vor der Verheirathung ihren Bräutigam kennen, wie sie oft förmlich verschachert werden und sich gefallen lassen müssen, daß der Mann sie aus sieben Gründen verläßt, während sie als Frauen nie ein Recht auf Scheidung haben. Sie mochte daran denken, wie demüthigend es sei, unter dem Gesetz der Vielweiberei zu seufzen, und daher schloß sie sich mit Wärme an den Europäer an, von dem sie wußte, daß er nur eine Frau haben dürfe.

Ich hatte alles Ernstes die Absicht Leionda zu heirathen, und später meine Verwandten in Europa mit einer zarten Hälfte aus dem Reiche des Confucius zu überraschen, aber ehe ich Zeit und Mittel hatte meinen Entschluß auszuführen, nöthigte mich mein Beruf, Schanghai zeitweilig zu verlassen. Erst nach sieben Monaten konnte ich dahin zurückkehren. Wie pochte mein Herz, als ich durch das finstere Gäßchen nach der wohlbekannten Hütte eilte! Ein hagerer, roh aussehender Kerl in schmutziger Kutte trat mir entgegen — das war Leionda's Vater. Die arme Mutter war seit zwei Monaten todt.

Schmerzlich berührt und angewidert durch die Erscheinung des alten Schacherers, ging ich bangen Herzens nach dem Kai. Da saß Leionda noch, aber wie sah sie aus! Abgemagert, gelb im Gesicht, mit dunklen Schwindtsuchtsträndern um die erloschenen Augen, ärmlich gekleidet — ein Bild des

Grames und des Elends. Als sie mich sah, suchte sie zusammen. Die untergehende Sonne beleuchtete ihr fahl werdendes Antlitz. Sie schlug die Augen nieder und ich sah, wie die Thränen ihr in den Schooß perlen. — Leionda! rief ich tief bewegt und wollte ihr die Hand reichen.

Da trat ein vierähriger Kuli mit ungeheurem hängenden Schnurrbart hinter einer Bastmatte hervor, blickte mich feindselig durchbohrend an, und fing ohne Umstände an den Kram zusammenzupacken. Leionda half ihm mechanisch, zitternd. Furcht sprach aus ihren Mienen. Ich trat zurück, denn ich erkannte jetzt — Leionda war an diesen Kerl verschachert. Die schöne Rose des Yang-tje-Kiang war von einem chinesischen Padesel rauh entblättert worden, weil er keinen Sinn hatte für ihren Duft, wie die meisten chinesischen Männer. Dieß Volk ist in schmutzigsten Eigennutz verjunken!

Der Wüstenvogel.

(Fortsetzung.)

Die Maaly-Wildniß hat ihren Namen von einem zum Geschlecht der Eutalypten gehörigen, immergrünen Baum, der nur etwa zwölf oder fünfzehn Fuß Höhe erreicht, und durch seinen dichten Stand den Grund oft ganz unbegebar macht. Dieses Niederholz zieht sich auf endlose Fernen an dem Staat Victoria hin, und erstreckt sich an vielen Stellen auf unbekannte Breiten, da diesen Theil von Zentralaustralien selbst der unermülichste Forscher noch nicht durchdrungen hat. Die spärlichen leberartigen Blätter des Maaly hindern den Sonnenstrahl nur wenig; der Boden ist daher dürr, ohne Grün, und der Schatten der Bäume bietet keine Erfrischung. Das Gehölz ist oft von sandigen Hügeln oder Ebenen unterbrochen, auf welchen Büschel von Arbutus in lebhafterer Färbung gedeihen; doch ist nirgend ein Anzeichen vorhanden, daß man auf Hunderte von Miles Wasser finden kann, und wenn man von den erwähnten Hügeln aus auch gelegentlich eine Lache bemerkt, so weiß man, daß ihr bradiges Wasser weder für Menschen noch für Vieh sich zum Getränk eignet. Der Anblick der Wildniß konnte sonach weder Rachel noch Klara einen Reiz bieten. Es war gerade die wärmste Zeit des Jahres, und der heiße Durst des Bodens wirkte in Verbindung mit den scharfen Gerüchen der Maalybäume fast erstickend auf die armen Mädchen. Ihre Füße glitten auf dem gefallenem Laub aus, und jeden Augenblick versperrten ihnen niedere Zweige oder dürres Holz den Weg. Zum Glück hatten sie sich für die Hindernisse, welche ihnen der Wald in Aussicht stellte, durch eine geeignete, halb männliche Kleidung von soliden Stoffen vorbereitet; aber trotzdem kamen sie nur mit Mühe dem Australier nach, der ruhig und wohlgemuth vor ihnen herschritt.

Die Wildniß nahm, je weiter sie kamen, einen immer düsteren und traurigeren Charakter an. Selbst das Geschrei der Papageien und Spottelstern hörte auf, und kein Vogel ließ mehr seine Stimme in dem dünnen Blätterwerk vernehmen. Sogar das Summen der Insekten war verstummt und hatte dem Schweigen der Verdünnung Platz gemacht. Nur hin und wieder bemerkte man am Boden in dem dünnen Laub ein Hauschen, zum Zeichen, daß eine Schlange in ihrer Ruhe gestört worden war, oder das Wolluby (eine kleine Känguruart), das im flüchtigen Sprung seiner ungleichen Beine sich davon machte.

Plötzlich stieß Tete-de-crin einen so mächtigen und wilden Schrei aus, daß die beiden Freundinnen erschreckt stehen blieben. Nach wenigen Augenblicken aber hörten sie Tritte im Wald, und sahen sich bald darauf von dem ganzen kleinen Stamm des Australiers umgeben. Außer mehreren Familiengliedern, die sie noch nicht kannten, war da zuvörderst Lubra, die ein farbiges Baumwollentuch (Klara's Geschenk) auf dem Kopf und ihr in gleicher Weise geschmücktes jüngstes Kind

auf dem Arme trug; dann kam der älteste Sohn Nez-Perce, mit der Lanze und seinen Haggagien bewaffnet; ihm folgten die jüngeren Söhne und Töchter, und den Schluß bildeten die übrigen Verwandten mit ihrem affenartigen Nachwuchs, im Ganzen fünfzehn Personen. Sie waren natürlich auf den Besuch ihrer Wohltäterin vorbereitet, denn sie hatten sich ihr zu Ehren in ihre besten Opuffumfelle gekleidet; auch bekundeten sie ihre Freude über die Ankunft der Damen durch lustiges Springen, Zusammenschlagen der Hände und die wiederholten Rufe: „Klara! Rachel!“

Wie häßlich sich auch diese halbnackten, tätowirten Gestalten ausnahmen, so war der frohe Empfang doch vollkommen geeignet, den beiden Freundinnen Vertrauen einzusößen, und sie folgten dem Stamm nach seinem nahen Lager. Dieses befand sich in einer kleinen Waldbichtung, und bestand aus mehreren schlechten Hütten oder vielmehr Schuppen, die nur in der Windrichtung durch Reisflechtwerk geschlossen, nach allen anderen Seiten hin aber für Luft und Sonne offen waren. Das Hausgeräth beschränkte sich auf einige Kürbislafchen, den Schild des Häuptlings, einige rohe Waffen und eine auf dem Boden ausgebreitete Moosstreu, die als Bett diente; denn ein Kleiderschrank war um so weniger nöthig, da jedes Familienglied seine ganze Garderobe auf dem Leibe trug.

Die Wilden ließen sich's nicht nehmen, ihren Gästen Erfrischungen anzubieten; aber leider bestand die größte Delikatesse, über die sie verfügen konnten, nur aus einem ekelhaften schwarzen Teig, dem ein Blatt als Teller dienen mußte, und einer geringen Menge brackigen Wassers aus einer der Flaschen. Rachel erklärte ihrer Freundin, daß der Teig ein Kuchen von in der eigenen Brühe gekochten großen Ameisen und nicht das Schlechteste in der Küche der australischen Wilden sei, die sich außerdem von Würmern, Eidechsen und Schlangen nährten. Man kann sich denken, daß die beiden Mädchen eine solche Kost dankend ablehnten und ungeduldig fortzutommen trachteten, um dem Zweck ihres Ausflugs näher zu rücken. Rachel deutete dieß ohne Umschweife dem Häuptling an.

„Kauries, ja, Kauries,“ wiederholte Tête-de-crin und schiedte sich zum Ausbruch an, während die übrigen Stammangehörigen sich gleichfalls bereit machten, die Gäste zu begleiten. Dieß war freilich eine etwas allzu zahlreiche Gesellschaft, wo sich's darum handelte, so scheuen Thieren aufzulauern; doch wollten die beiden Mädchen den guten Willen der Eingebornen um so weniger zurückweisen, als sie in ihrem Anschluß ein größeres Pfand der Sicherheit sahen. Rachel zeigte dem Häuptling die Glasperlen, welche die Vögel aus dem Garten von Dorling entführt hatten, und forderte sie auf, sie zuerst nach der Laube zu führen, in welcher sie gefunden worden. Tête-de-crin machte ein Zeichen des Verständnisses und ging voran zur großen Zufriedenheit des ganzen Stamms, der sich ein Fest in Aussicht genommen zu haben schien.

Also wieder hinein in den Wald, nach Indianerart einer hinter dem andern, die Männer voran, dann Klara und Rachel, zuletzt die Vuben mit den Mädchen. Die Australier schritten mit der vollkommensten Ruhe unter den Hemmnissen des Terrains dahin. Nicht so die beiden Europäerinnen. Jeden Augenblick sahen sie sich durch die Stacheln eines Dornbusches, in dem sich ihre Kleider verfangen, oder einen Ast, der ihnen in's Gesicht schlug, angehalten, so daß sie viel früher als die Anderen, die noch außerdem von dem glühenden Wunsch befeelt waren sich nützlich zu machen, den Einfluß der Ermüdung fühlten. So ging es über eine Stunde fort, als ihnen endlich eine plötzliche Geberde des Häuptlings Halt gebot. Er deutete mit der Hand nach einer Richtung, welche durch die Maalystämme sichtbar wurde; und sagte flüsternd: „Dort — die Kauries.“ — „Sind wir endlich so weit?“ versetzte Miß Owens, während Klara ein „Gott sei gelobt!“ vor sich hinmurmelte.

Tête-de-crin mahnte durch ein Zeichen zum Stillschweigen und deutete den beiden Freundinnen an, daß sie sich dicht hin-

ter ihn halten sollten, während die Lubra mit ihren Kindern sich in dem Dicksicht verlor. Man näherte sich der Lichtung, und Klara hörte deutlich wiederholt den schrillen Schrei, der ihr von ihrem Garten her nicht fremd war, dann aber einen raschen Flügelschlag im Laubwerk, ohne daß die Vögel, von denen er ausging, ihr zu Gesicht gekommen wären.

„Kauries fortgeflogen!“ sagte Tête-de-crin mit kleinlauter Stimme. — „Nacht nichts,“ versetzte Rachel, die jetzt jede Vorsicht für unnöthig hielt. „Wir sind ja hauptsächlich um der Lauben willen hergekommen.“ — „Ja, ja, die Lauben!“ wiederholte Klara, vor Aufregung zitternd. — Und sie eilten in die Lichtung, während zugleich an verschiedenen Stellen auch die anderen Angehörigen der Familie mit einem lauten Triumphgeschrei aus dem Gebüsch hervorbrachen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilderräthsel

2.



Auflösung des Bilderräthfels auf Seite 331.

Vieles muß der Arme entbehren, was der Reiche im Uebermaß genießt.

„Komm' in mein Schloß mit mir.“

Von

Hermann Lobinsk.

Mozart's reizvollstes und brillantestes Tonwerk, die heroisch-komische Oper: „Don Juan“, hat den Urtypus aller verführerischen Wüstlinge längst auch in Deutschland zu einer bekannten und beliebten Figur gemacht. Handwerksbursche und Hausknechte singen mit Verständniß Leporello's:

„Keine Ruh' bei Tag und Nacht etc.“

und der schmachthafte Flaumbart flötet mit ritterlichem Ansich Don Juan's:

„Reich' mir die Hand, mein Leben,
Komm' in mein Schloß mit mir!“

Das Schlimmste aber ist, daß sich unsere Stutzer und Alce, die es werden wollen, den Don Juan zum Muster nehmen und Jeder sich bestrebt, in seiner Art und nach seinen Verhältnissen auch ein kleiner Don Juan zu sein.

Es gehört in allen Kreisen, namentlich aber in den besseren Ständen zum Modeton, möglichst frivol zu sein, und sich in den Künsten raffinirter Genüsse und Verführung mehr und mehr auszubilden. Der Don Juan, den Schikaneder auf gut österreichisch uns vorführt, und der naiver

Weise auf seinem südspanischen Tanzplatze die Gäste „englisch und steirisch, schwäbisch und bayrisch, fröhliche Ländler und Menuett“ tanzen läßt, kommt ja auch für all' seine Unthaten sehr gut weg — auf ein wenig Gespensterspuk läßt man es schon antommen, ja man findet es höchst amüſant, mit dem „Teufelſholen“ bedroht zu werden.

„Weg mit den Frömmeleien!“

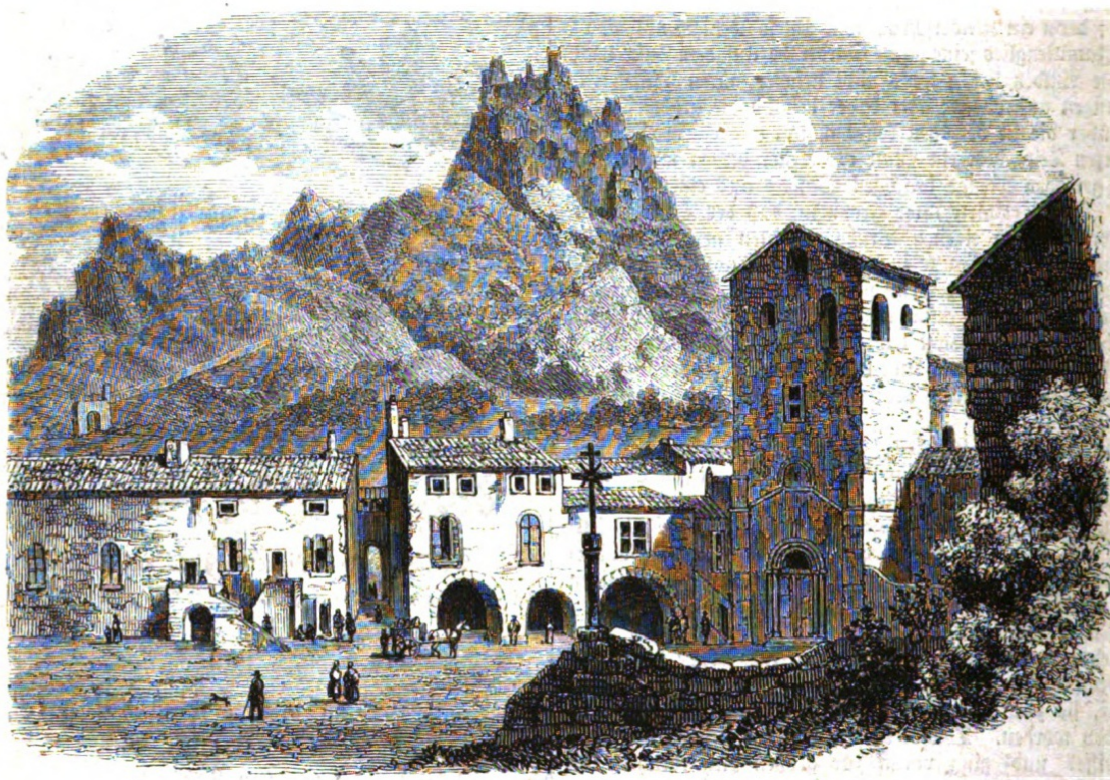
Das klingt ſo genial lüderlich, daß es gern jeder kleine moderne Don Juan zu ſeinem Lieblingsſpruche ertürt.

Somit hat der Don Juan endlich alle moralische Bedeutung verloren. In Mozart's Oper entzündet man ſich an einzelnen leichtfertigen Szenen, bewundert man die herrliche, zauberhafte Muſik — das iſt Alles. Der Zeitgeiſt hat den Standpunkt überwunden, welchen ältere Dichter einnahmen, als ſie den feinen Schurken, welcher bei den Spaniern die Stelle Fauſt's vertritt, dramatiſch behandelten. Gabriello Tellez, Antonio de Zamora, Zorilla, Molière, Corneille, Shadwell, Goldoni, Righini und Grabbe ſchilderten in ihren

dichterischen Darſtellungen Don Juan als den Ausbund der Sinnlichkeit und Sittenloſigkeit, der außer der Befriedigung ſeiner Genußſucht keine Verpſlichtung anerkennt, und, von dem Reize der Gegenwart trunken, gar nicht dazu kommt, an eine künftige Vergeltung zu glauben, oder ſich ein „Ende mit Schreden“ vorzuſtellen.

Die alten ſpaniſchen Dichter, darunter beſonders Tellez, hatten ein hohes Ziel vor Augen, als ſie den „Don Juan“ ſchrieben: ſie wollten ihr Volk moralisch emporheben, indem ſie den Uebermuth und die ſchändliche Trivialität des Adels, der nach völliger Beſiegung der Mauren in ſeinem laſtervollen Treiben keine Grenze mehr kannte, in lebenſtreuen Bildern geiſelten. Sevilla, groß und reich geworden durch die Unterdrückung und Veraubung der Mauren, durch den Handel mit andern Ländern, war der Schauplatz, auf welchem der ſtolze, reiche und ſchöne Tenorio den Stoff zum „Don Juan“ lieferte.

Hier ſann er „unterm Schatten der Kaſtanien“, in einem heißen, das Blut durchglühenden Klima, berauscht vom Duſt



Das Schloß Don Juan's.

der Mandel- und Orangeblüten, auf immer neue reizvolle Genüſſe, hier erging er ſich auf der bezaubernden Alameda am Ufer des Guadalquivir, und ſendete aus ſeinen ſchwarzen Augen den Brand der Liebe in die Herzen der ſchönen Andaluſierinnen. Sein Haus am Fuße des hoch in die Wolken ragenden mauriſchen Alcazar, deſſen Ruinen noch jetzt vorhanden ſind, hallten ſtets von Feſtlichkeiten wieder. Hierher verlockte er mit allen Künſten der Bethörung liebedürſtende Frauenherzen. Der prachtvolle, im Sommer zeltartig überdeckte mauriſche Hof, mit erfrichenden Springbrunnen verſehen und durch Orangen, Granaten ꝛc. in einen lieblichen Garten verwandelt, trug zu dem Zauber bei, den Tenorio auf die Frauenherzen ausübte. Er beſtritte auch die Tochter des ſevillaniſchen Gouverneurs d'Ulloa und erſtach dieſen, der ſeine Tochter rächen wollte, im Zweikampfe. Die dichterische Sage ließ ihn endlich in den Händen hölliſcher Mächte ſein verdientes Ende finden. Vermuthlich ſtarb er ebenfalls eines gewaltſamen Todes.

Ein zweiter Don Juan, de Maranna, welcher aus einem Wüſtlinge ein büßender Mönch ward und ſo die Göttheit der Tugend wieder in ihre Rechte einſetzte, gab nach dem hiſtoriſchen Tenorio den Dichtern und der Volkstradition Stoff zu poetiſcher Behandlung. Alexander Dumas machte ihn zum Romanhelden.

Am Meeresſtrande.

Von

Alfonſ Emken.

Im Herzen des Binnenländers beſteht als ein tiefer charakteriſtiſcher Zug die Sehnsucht nach dem Anblick des Meeres, und je unerreichbarer ihm die Befriedigung dieſer Sehnsucht iſt — deſto lebhafter ſind die Bilder, welche ſeine

Vorstellung sich vom Wesen des Meeres macht. Mögen diese Bilder auch oft irrig sein — nie tragen sie das Gepräge des Unbedeutenden.

Das Meer ist in der That ein Sinnbild majestätischer Größe. Sein Wesen drückt das Unendliche aus, denn es

ruht niemals; selbst bei der vollkommensten Windstille kommen und gehen seine Wogen, als seien sie die Hebel, welche die Welt in Bewegung erhalten. Das Meer hat seine eigene Poesie in Tausenden von Bildern: sei es die donnernde Brandung, welche thurmhoch ihren schneeigen Schaum an die



Am Meeresstrande.

zadigen Felsen schleudert, sei es die hüpfende Springflut, die brausende Sturmflut, die markerschütternd an die schützenden Deiche pocht und donnert, sei es das grause Spiel der aufgeregten Wogen, die sich gleich riesigen Ungeheuern in weitem Bette wiegen, sei es das Endlose, welches dem Auge den Eindrud schrecklicher Debe gewährt — immer ist diese

Poesie hinreißend überwältigend. Dort schwimmt ein hölzerner Riesenpalast mit strammen Segeln, mit regem, geordnetem Leben an Bord. Obwohl Tausende von Zentnern schwer, trägt ihn das Meer auf seinen glatten Schultern wie einen Kautschukball. Dort furcht ein brausender Dampfer mit leuchtenden Rädern die endlose Flut. Pfeilschnell saust er

dahin, die Menschen, welche am Eisengeländer des Berbeds lehnen, erscheinen aus der Ferne wie Mäden... Ein anderer Dampfer kreuzt die Bahn des ersten, wie zwei Schwalben huschen sie aneinander vorüber. Dort ein dritter, ein vierter. Sie eilen dem Hafen zu; das Geläute der Schiffs-glocken tönt zu uns herüber.

Furchtbar schön ist die Nacht auf dem Meere. Rote und gelbe Lichter bewegen sich gleich Irrlichtern über die Flut, ein Schuß donnert mit dumpfem Hall durch den dicht-grauen Nebel, als Warnungszeichen vor dem Schrecklichsten: vor dem Zusammenstoß. In der Ferne, an öder, schroffer Küste, funkelt wie ein Sonnenauge das Feuer des Leuchthurms, bald strahlend hell, bald umschleiert vom Nebel.

Uner schöplich ist der Wechsel dieser erhabenen Meerespoesie. Und nun der Strand mit seinen reizvollen Bildern, das Treiben der Fischer, das eigenthümliche Leben der Watta! Aus kleinen Buchten am schroffen Ufer schießen die besegelten Jollen hinaus auf die hohe See — es sind Fischer, im Begriff, den Wogen ihre lebenden Schätze zu entreißen.

In flachen Küstengegenden, z. B. in der Nord- und Ostsee, gibt es überall breite Strecken, welche zur Ebbezeit wasserlos werden: dieß sind die sogenannten Watta, theils hart wie Thon und völlig trocken, theils mit Schlud und mehr oder weniger tiefen Rinnalen bedeckt. Hierher begeben sich zu Tausenden die armen Watten- und Schludläufer, Männer und Weiber, mit Körben und Handnetzen, um gestrandetes Gut oder Krabben aufzulesen, welche dann entweder der armen Strandbevölkerung zur Nahrung dienen, oder als Delikatessen auf des Reichen Tisch nach dem Binnenlande wandern.

Wenige, die sich an diesen Seethieren legen, denken daran, unter welchen Mühseligkeiten und Gefahren sie dem Meere entführt werden. Stundenweit wagen die Wattengänger sich kühn auf den Meeresboden hinaus, jeden Augenblick in Gefahr in trügerischem flüssigen Sande zu versinken, oder, wenn sie zu weit gingen, daß die zurückkehrende Flutwoge sie überrascht, ehe sie im Stande sind das Festland wieder zu erreichen.

Aber die Strandbevölkerung ist furchtlos, mit dem schrecklichen Elemente vertraut wie der Jäger mit dem Walde, wie der Wanderer mit sicherer Landstraße. Schon die Kinder, wenn sie kaum das fünfte Jahr überschritten haben, steigen led in's schwankende Boot, oder gehen auf die Watta und üben sich in der Gefahr, so daß diese den Charakter einer solchen verliert. Das Meer ist ihr Lebenselement, und sie lieben es bis zum Grabe, wie der Landbauer seine heimliche Scholle, obschon Dürftigkeit ihr Lebensloos ist.

Ihre Wohnungen sind Hütten, ärmlich ausgestattet. Am Eingange hängen auf Leinen und Stangen Netze und getrocknete Fische. Die Männer tragen meist dicke wollene Röcke und schwere Wasserstiefeln, die bis an den Leib reichen. Ein alter Filzhut bedeckt ihren Kopf. Die Frauen tragen dickwollene Röcke, welche bis zum Knie reichen, spitze Hüben oder Hüte wie die Männer, und Tuchjaden. Ihre Füße sind gewöhnlich nackt. Ein charakteristisches Velleidungsstück aller Küstenbewohner in der Bretagne, Picardie und Normandie, in Belgien, Holland, Oldenburg, Ostfriesland, Hannover, Bremen, Hamburg und Holstein ist der Holzschuh, bei den Franzosen am zierlichsten, am plumpsten bei den Dänen. In Nordfriesland und Holstein findet sich indeß auch der Holzpantoffel vor.

Der zarte Städter darf diese schlichten Menschen am Meeresstrande beneiden um ihre eiserne Konstitution. Der härteste Winter findet sie immer noch härter. Das immerwährende Treiben in der Kälte hat auf sie keinen Einfluß. Die kräftige Seeluft und die primitivste Nahrung haben ihren Körper sehnig gemacht.

Frauen und Kinder nehmen an der Beschäftigung der Männer Theil, helfen fischen, Fischereigeräthe und Fahrzeuge ausbessern, salzen die gefangenen Fische ein, ziehen die Jollen an's Land, wenn die Väter und Brüder von der

hohen See kommen, und bringen die geernteten Meeresbewohner zum Verlaufe nach den nächsten Städten. So herrscht während der ganzen milderen Jahreszeit am offenen Strande ein reges Leben; nur im Winter wird es hier still und öde; desto lebhafter aber in den Hütten der Strand-dörfer. Am prasselnden Herdfeuer sitzen dann die Jungen und die Alten, eifrig mit Netzstriden und Garnspinnen beschäftigt, während der Großvater, aus der kurzen Thonpfefse blaue Wolken blasend, alte Märchen und Seeabenteuer erzählt, oder die Kinder ein munteres Liedchen singen.

Aber wie die Lerche sich nach dem sonnigen Frühling sehnt, so sehnen sich die emsigen Strandleute, wenn sie der rauhe Nord in den Dunst des engen Gemachs bannt, nach dem ersten frischen Grün auf ihrem geliebten Strande, und mit den ersten Schwärmen der Wasservögel, welche der Anbruch des Frühlings herbeizieht, erscheinen auch die Strandleute mit neuer Lust in ihrem Lebens-elemente, und die jüngsten Kinder, die inzwischen laufen gelernt haben, krabbeln sich mit den älteren Geschwistern auf's Watt hinaus, um das Miniaturfahrzeug zu probiren, welches Großvater ihnen am warmen Herde geschnitten, und das sie selbst mit improvisirten Segeln aus Kattunsegen und mit Tauwerk aus Netzgarn versehen haben. Dieß sind einige kleine Bilder vom Meeresstrande. Glücklich der, welcher sie im wirklichen Leben schauen kann!

Die Lawinen in unsern Schweizeralpen.

(Schluß.)

Im Jahr 1626 tödtete zu Cosebra an der italienischen Grenze eine Lawine auf einmal 300 Menschen. Im Jahre 1669 verschütteten zwei auf einander herabstürzende Lawinen zu Saas im Prättigau 150 Häuser und kamen 77 Menschen dabei um's Leben. Im Jahr 1719 begrub am 17. Januar eine ungeheure Lawine die Hälfte der Leuterbäder im Wallis. 56 Menschen büßten dabei ihr Leben ein, 19 konnten wieder lebendig herausgegraben werden. Noch gefährlicher war das darauf folgende Jahr (1720) durch seine vielen und gewaltigen Lawinenstürze. Den 11. Hornung nämlich riß zu Feltan im Unterengadin eine Lawine dreizehn Häuser weg, wobei 61 Menschen den Tod fanden. Sieben Tage später begrub eine Lawine im Zehender Brigg im Wallis 40 Menschen, und eine andere, welche von der Grimsel herabstürzte, zerstörte das Pfarrdorf Abergstelen dermaßen, daß 88 Leichen mit einander in ein Grab gesenkt wurden. Noch jetzt erzählt am Rande der Kirchenmauer eine lalonische Inschrift das Unglück mit den Worten: „Gott, welche Trauer! Achtundachtzig in Einem Grab!“ — 120 Häuser wurden dabei zerstört und 400 Stück Vieh kamen um's Leben.

Am 23. des gleichen Monats verloren auf dem großen St. Gotthardsberg 7 Menschen unter einer Lawine ihr Leben, und kamen am Ramor vier Kinder um, während ihrer Mutter Arme und Beine gebrochen wurden, und der Luftdruck der Lawine so groß war, daß er Bäume entwurzelte, und Menschen und Vieh wie Flaumfedern mit sich forttrieb. Im Jahr 1749 wurde in Bünden das dortige Dorf Queras mitten in der Nacht von einer Lawine verschüttet mit 100 Menschen, von denen indessen 60 wieder lebendig ausgegraben wurden. Einige Häuser wurden bei diesem Lawinenstürze so sachte fortgeschoben, daß die schlafenden Bewohner es nicht einmal bemerkten, und es daher nicht begreifen konnten, daß es in ihrem Schneegrab zur gewohnten Tageszeit nicht heller werden wollte. Im Bedrettothal, am südlichen Abhange des Gotthards, befanden sich an steiler Bergabfälle in gleicher Zeit einige Hütten. In einer derselben schliefen zwei kleine Mädchen in ihrem Bettchen, während ihre Mutter nebenan ihr drittes Kind stillte. Da reißt plözlich vom gegenüberstehenden Berge eine Lawine los, stürzt hinab in's Thal, überschreitet den in seiner Sohle befindlichen Fluß und deckt, auf der an-

bern Seite wieder die Halbe hinanstürmend, mit einem Schlag alle Hütten zu. Glücklicherweise widerstanden die Ballen der Hütte der armen Wittne der Wucht des Lawinenerschlages, obwohl sie in allen Fugen erbeben. Alle ihre verschütteten Bewohner blieben unverfehrt am Leben, mußten aber drei lange Tage und Nächte in dem finstern und kalten Schneegrabe ausharren, bis sie endlich gerettet wurden. Sie empfanden während dieser Zeit eine ungewöhnliche Schlassucht, hörten aber ganz deutlich den Ruf der Sturmgloden, und das Arbeiten ihrer Retter mit Haxe und Schaufel über ihren Köpfen, bis sie endlich am Abende des dritten Tages glücklich ihrem finstern Grabe wieder entflohen. In einer benachbarten Hütte wurden ebenfalls 7 Personen gerettet, 13 andere dagegen kamen in einer dritten um. Eine ungeheure Schneelawine, welche im St. Plazisthale im Bündnerlande im Jahre 1784 fiel, füllte das ganze weite Thal von der Landstraße bis Legrau mit ihren Schneemassen aus. Der Lustdruck, welcher ihr voranging, war so gewaltig, daß derselbe einen schweren Brunnentrog aus Granit eine Viertelstunde weit, von Vadaribas bis nach Beul, forttrieb und die östliche Thurmkupe des Klosters Dissentis herabwarf, obwohl dasselbe 1 1/2 Stunde vom Lawinenstriche seitwärts lag.

In dem drei Stunden langen und nur sehr schmalen St. Antonienthale in Bünden sind innerhalb 100 Jahren 34 Menschen unter 8 Lawinen umgekommen, weit mehr wurden wieder gerettet. Unter diesen mitunter sehr wunderbaren Lebensrettungen verdienen besonders zwei einer nähern Erwähnung.

Im Jahre 1731 war nämlich im Thale sehr viel tiefer Schnee gefallen, wie seit Menschengedenken niemals. Damals wurde zu hinterst im Thale über Nacht die kleine Hütte eines Holzhaders von einer Lawine zugebedt, und mit Schreden sah er sich mit seinem Weib und seinen vier Kindern lebendig begraben, und voraussichtlich dem Hungertode preisgegeben, da ein kleines Stüd Käse mit Wasser die einzigen Lebensmittel waren, die sich in der verschütteten Wohnung voranden. Umsonst suchte der Vater ängstlich für sich und die lieben Seinen Rettung durch Thüre und Fenster, und endlich durch das Rauchloch der Hütte. Ueberall umstarrte ihn festgekneteter, kalter Schnee. Er zündete auf dem Herde Feuer an, um durch dessen Wärme ein Schmelzen des Schnees nach oben und dadurch einen rettenden Ausweg zu bewirken. Bald war das Wischen harten Käses mit Wasser von den lebendig Begrabenen verzehrt, und mit steigender Heftigkeit stellte sich der Hunger ein. Das Jammergeschrei der verarmten Kinder drang den Eltern durch Markt und Wein. Da sagte der älteste Knabe, der zehnjährige Toneli, zu seinem Vater, er solle ihn schlachten, und mit seinem Fleische der Eltern und Geschwister Leben fristen bis zur endlichen Erlösung. Thue er das nicht, so müssen sie Alle ja Hungers sterben. Mit Entsetzen hörte der Vater die verständigen Worte seines Kindes, und sein Herz sträubte sich gegen eine solche bittere Opfertthat. Aber immer jammervoller wurde das Geschrei der hungernden Kinder. Jetzt greift der arme Vater in voller Verzweiflung zur Art, fängt sie zu schleifen an, während Toneli voll Ergebenheit sein Köpflein auf den Trog legt, den Todesstreich zu empfangen. Plötzlich läßt sich ein schwerer Fall aus der Küche hören, dem ein schmerzliches Gestöhn folgt. Der Vater eilt hinaus, und, wer beschreibt sein freudiges Erstaunen; als er draußen auf dem Herde eine junge Gemse mit gebrochenen Hinterläufen liegen sieht, und durch den hohen Schneeschacht über dem Rauchloch den reinen, blauen, in's Lawinengrab hineinlachen den Himmel!

Sogleich wurde das Gemselein statt des Knaben geschlachtet, und mit seinem Fleische erhielt sich nun die gerettete Familie, bis der Vater durch den Schneeschacht Hülfe herbeigeht, und sie Alle glücklich dem Lawinengrabe entflohen sind. Durch Rauch und Wärme war nämlich die Schneemasse über dem Rauchloch der Hütte bis auf die Oberfläche der Lawine geschmolzen. Da führte der Helfer in aller Noth die junge

Gemse über die dünne Stelle, die dann natürlich unter ihr einbrach und den Fall des rettenden Thieres verursachte.

Im gleichen Bergthale wurde wenige Jahre später eine Frau auf merkwürdige Weise gerettet. Sie hatte eben die Milch in den Keller getragen, da lam die Lawine und verschüttete sie in demselben. Sieben Tage lang mußte sie eingeschlossen ausharren. Sie hörte das leiseste Wort, das über ihr gesprochen wurde, sich selbst aber konnte sie trotz aller Anstrengung nicht vernehmen machen. Endlich, als man am siebenten Tage bis zur Kellertüre vorgebracht war, vernahm man ihren Hilseruf. Die Frau lebte noch viele Jahre nachher.

Im Jahre 1806 gab es in ganz Bünden sehr viele Lawinen. Im Salanathal riß eine solche einen großen Wald mit sich fort, schob denselben auf der andern Seite des Berges die steile Halbe hinan, und pflanzte dabei eine Lärche so wagrecht auf das Dach des Pfarrhauses, als wäre sie seit Jahren demselben entsprossen. Weit furchtbarer aber waren die Verheerungen, welche die Lawinen zwei Jahre später in der Nacht vom 12. auf den 13. Christmonat 1808 überall in der ganzen Schweiz anrichteten. Auf allen Bergen lagen Massen von Schnee, welcher erst frisch gefallen war. Da lam der warme Föhn, und überall donnerten die Lawinen hinab in die Thäler. In allen Gebirgsgegenden der Kantone Bünden, Glarus, Uri und Wallis wurden eine Menge von Menschen und Thieren, Häusern und Scheunen verschüttet und spurlos wegrasirt, und ganze Wälder umgeworfen und zerstört. Einzig in dem kleinen Kanton Uri wurden in dieser Schredensnacht dreißig Häuser und hundertundfünfzig Heugaden zerstört, und elf Menschen und zweihundert und siebenunddreißig Stüd Vieh getödtet. Da ereignete sich oberhalb Bajen eine wunderbare Lebensrettung. Von zwei Brüdern stand der Eine eben besorgt auf dem Hausdach, das sich an den Berg lehnte, und war eifrig bemüht, den Zwischenraum zwischen Hausdach und Berg auszufüllen, um so die gefürchtete Lawine über das Dach wegzufiegen zu machen. Da bricht diese los. Der Dunst, der ihr vorangeht, faßt den Mann auf dem Hausdach wie einen Strohhalbm, trägt ihn, hoch in den Lüften schwebend, über einen tiefen Abgrund hinüber, und setzt ihn unverfehrt am jenseitigen Abhange auf die Erde, wo er sich an einen Baum anklammern kann, bis Alles endlich vorüber ist. In einem anderen Hause beteten eben Vater und Mutter mit ihren Kindern sehr eifrig für alle Menschen, welche in dieser Nacht in Lawinengefahr schwebten. Da plötzlich tracht es, als bräche der Himmel ein, und Haus und Stall knicken unter der Wucht der Bäume wie Schwefelhölzchen zusammen. Den Vater, der eben beobachtend unter die Hausthüre getreten war, hatte der Lawinenbunst erfaßt, und unten im Thale im lodern Schnee begraben, aus dem er sich mit unsäglich Mühe am nächsten Morgen endlich losmachen konnte. An der Stelle, wo einst sein Haus gestanden, fand er nur ungeheure Massen Schnee. Er ruft um Hülfe, und von den Nachbarn unterstützt kommt er endlich nach langem Graben auf die Trümmer des Hauses, aus denen ihm die wohlbelannte Stimme seines Weibes entgegen tönt. Bald ist sie gerettet. Da läßt sich eine liebe Kinderstimme vernehmen: „Mutter ich bin auch noch am Leben, aber ich kann nicht hinaus!“ Endlich gelingt es den Eltern das Kind herauszugraben. Es hatte ein Armlein gebrochen. Die zwei anderen Kinder wurden todt aufgefunden. Ueber dem malerisch am herrlichen Vierwaldstättersee gelegenen Dorfe Gersau befinden sich am Fußwege nach dem stark besuchten Rurhause Rigi-Scheidegg mehrere Bauernhöfe, welche wegen ihrer hohen Lage im Giebel genannt werden. Hier brach Anfangs der erwähnten Schredensnacht von der Höhe des Schneälzleins eine Lawine los, und trug ein Haus sammt vier Ställen durch die tiefe Schlucht des wilden Waldbaches dem Dorfe zu. Von den sieben Personen, welche das Haus bewohnten und welche alle bereits zu Bette gegangen waren, konnte einzig ein zwölfjähriges Mädchen sich retten, dem es gelang, sich nach der Zerstörung des Hauses aus der

Schneemasse heraus zu arbeiten und ein Nachbarnshaus zu erreichen, wo es freundliche Aufnahme fand. Das Mädchen lebte, an einen Zimmermann verheirathet, noch in letzter Zeit als betagte Frau im fernen Mexiko. Einen höchst merkwürdigen Verlauf nahm in der gleichen Nacht die Lawine oberhalb Trons im Bündnerland. Sie ward am Gipfel des Kludas an der Ostseite des Pontelgasthales angebrochen und in's Thal gestürzt, von da auf der andern Seite desselben wieder bergangestürzt, hatte dort eine ganze Walbung und die Gebäude der Bergmatten niedergeworfen, war dann aber wieder zurück auf die Ostseite des Thales geeilt, wo sie abermals eine Walbung fortriß. Zum zweiten Mal lehrte sie wieder auf die Ostseite zurück, Alles mit sich fortreisend, und von da wieder auf die Westseite, wo sie die Ziegelhütten von Crastacca niederwarf, dann wieder auf die Ostseite zurückstürzte, den Stall Poskathura voll Vieh begrub, dann auf der Westseite sich über die Hügel von Splaz ausleerte, und endlich zum vierten Male auf die Ostseite zurückkehrte und gerade auf das Dorf Trons lösging, dessen Häuser sie bis an's Dach in Schnee begrub.

Unsere berner Oberländer heißen eine solche hin- und herstürmende Lawine „Garein“, was so viel sagen will als eine Schneewindsbraut. Dieser Garein entsteht gewöhnlich in dem Falle, wenn sich hartgefrorener Schnee an's Gebirge angelegt hat, wo dann der nachher fallende Schnee sich nicht fest mit ihm verbinden kann, und daher eine eigene Lage ausmacht. Erhebt sich nun unter solchen Umständen ein kleiner Wirbelwind, der zum Anfange auch nur ein Pfund Schnee herumweht, so dehnt sich dieser in seiner kreisförmigen Bewegung jählings fort. Der Wind bringt nämlich zwischen den beiden Schneelagen ein, macht die obere los und bewirkt so, daß dieselbe mit großer Schnelligkeit und einer unwiderstehlichen Gewalt fortglitt.

Im Jahre 1827 wurde in der Nacht vom 16. auf den 17. Januar im Wallis das Dorf Biel von einer 600 Fuß breiten Lawine verschüttet, nachdem dieselbe bereits vorher vom Dorfe Seltung zwölf Gebäude mit sich fortgerissen hatte. Einundfünfzig Menschen kamen um's Leben, achtundvierzig konnten gerettet werden, siebenunddreißig Personen erlitten Beinbrüche oder andere mehr oder weniger bedeutende Verletzungen, fünfundneunzig Stück Vieh gingen zu Grunde und vierunddreißig Häuser wurden zertrümmert. Eine merkwürdige Lawinengeschichte trug sich im Jahre 1836 zu Cresta im Averserthal im bündner Oberlande zu. Es war am zweiten Weihnachtsfeiertag, als die Bewohner von zwei Häusern drei Viertelstunden oberhalb dem Dorfe wegen eingetretenen Föhnwitters sich besorgte berathen, ob sie wegen drohender Lawinengefahr zu Hause bleiben oder den entfernten Gang zur Kirche wagen wollten. Während die Eltern im Freien Rath hielten, waren in einem der Häuser elf Kinder spielend beisammen. Da brach plötzlich die Lawine los und nahm ihren ganz ungewohnten Lauf den Häusern zu. Vor dem Hause, in welchem die elf Kinder sich befanden, standen noch zwei Andere, welche dringend um Einlaß baten, als sie die Lawine drohend heranbrausen sahen. Die Kinder brinnen, keine Gefahr ahnend, hielten nedisch die Hausthüre zu; da faßte der Lawinendunst die beiden Kinder vor der Thüre und zwei andere, welche zum Fenster hinaus sahen, und schleuderte sie mit Riesenkraft hinab in den Keller. Das Haus selbst wurde gänzlich zertrümmert. Als die Eltern voll Schrecken herbeieilten, trochen die Kinder alle unverfehrt und wohlbehalten, das eine da, das andere dort, aus dem lodern Schnee hervor, und eilten ganz frisch und fröhlich ihren geängsteten Eltern in die Arme. Bei denselben befand sich auch ein halbjähriges Mädchen, das von seinem Schwesterchen auf den Armen getragen wurde. Ein ganz kleiner Knabe, der während des Lawinensturzes mit einem Hammer in der Hand auf dem Ofen saß, ließ denselben nicht los, sondern arbeitete sich ganz fest mit dessen Hülse aus dem Schnee heraus.

Eine ebenfalls sehr merkwürdige Lebensrettung ereignete sich im Jahre 1853 im Schächenthal im Kanton Uri. Da-

selbst war in Folge des eingetretenen Thauwetters am Sonntag nach Ostern eine gewaltige Grundlawine losgebrochen, hatte in ihrem Laufe in's Thal hinab viele Hundert gewaltige Lannen mit sich fortgerissen, und sich dann auf ein Haus gestürzt, in welchem eben fünf elternlose Geschwister in der Küche beisammen saßen. Die beiden Brüder befanden sich auf der Ofen-, die drei Schwestern aber auf der Fensterbank. Plötzlich entstand ein donnerähnliches Krachen, und es brach das feste Haus unter der ungeheuren Lawinenwucht zusammen, als wäre es aus Karten gebaut. Die armen Geschwister finden sich zwischen zerknieten Balken und Schneemassen in tiefster Finsterniß lebendig begraben. Die jüngste Schwester, welche an dem Unglückstage eben zur ersten heiligen Communion gegangen war, bemerkte über sich einen nur schmalen, matthellen Lichtstreifen, fühlte sich aber wie die übrigen Geschwister in der Schneemasse fest eingeleit. Von ihrer ältern Schwester, welche indessen tief unter ihr lag, aufgemuntert, arbeitete sie sich mit unsäglicher Mühe endlich los, indem sie ihre sämtlichen Kleider bis auf das Hemd vom Leibe streifen mußte. Endlich stand sie, zitternd vor Frost, auf dem Trümmerhaufen der Lawine und des Hauses. Ihr Hülfegekrei rief trotz der noch immer anbauenden Lawinengefahr mehrere Männer als Retter herbei, und der angestrengten Arbeit derselben gelang es, einen Bruder und die beiden Schwestern, wenn auch mehr oder weniger schwer beschädigt, aus dem Schneeграbe zu befreien. Der andere Bruder lag todt und zermalmt unter den Trümmern des Ofens und den wie Schwefelhölzchen zerknieten starken Balken des Hauses. Der gerettete Bruder hatte den rechten Arm gebrochen. Sie waren im Keller gelegen, und der schwache Tageschein von oben hatte dem Kinde als Rettungsstrahl gebient, um seine Geschwister von dem Schrecken des Lebendigbegrabenseins zu erlösen.

Kein Winter und Frühling vergeht, daß nicht Lawinen in unsern Schweizeralpen zahlreiche Opfer an Menschenleben, an Gebäulichkeiten und Viehhabe fordern, ähnlich wie die verhängnisvollen Stürme auf dem Meere. Dennoch fesselt die Heimatlust den Bergbewohner an seine gefahrdrohende Berghalde und seine väterliche Hütte, wie den Strandbewohner an das niedere Ufer des heimtückischen Meeres. „Es ist eben eine eigene Sache um das warme, bewegliche, ruhelose und doch so treuanhängliche Menschenherz!“

Die königliche Kapelle in Palermo.

Von

Robert Sander.

Das herrliche Palermo ist in diesen Blättern schon oft der Vorwurf trefflicher Bilder gewesen; auch das Äußere der Kathedrale hat seinen Schilderer gefunden. Einen Blick in das Innere dieses merkwürdigen Denkmals, das griechische, römische und sarazenische Bauart vereint, werden die Leser gerne mit uns werfen. Die Capilla reale stößt an den Palazzo reale, einen gewaltigen Bau verschiedener Style, die von den normannischen Zeiten ihre ersten Motive entlehnten. Roger, der erste normannische König von Sizilien, war der Erbauer dieses Denkmals, und zweifellos haben Griechen und Sarazenen sich in den Bau getheilt, da ihre Style über den ihrer Eroberer, der Normannen, überwiegen. Er nimmt die ganze Länge einer Seite des Palastes ein und trägt in jeder Beziehung das würdige Gepräge einer Kirche. Er ist in der langen Form eines lateinischen Kreuzes gebaut, mit einer Kuppel, einem Schiff, zwei Seitenschiffen und drei Absiden. Die Säulen des Hauptschiffes sind ohne Zweifel einem andern Gebäude entnommen, das aus noch älterer Zeit datirt; die Säulen sind aus Granit, die Andern aus Marmor. Die Kapitäle sind nicht gleich; die Bogen, die sie tragen, aber spit. Die Fenster sind schmal und ihrer wenig an Zahl: ohne Zweifel, um einen magischen Effekt hervorzubringen.

Die dunkle, hölzerne Decke ist von besonderer eigenthümlicher Arbeit, in maurischem Style, Erinnerungen der Mauren in Spanien. Sie besteht aus einer Reihe sternartiger Figuren

in doppelter Reihe mit stalactitenartigen Zapfen, die von Inschriften umgeben sind, welche in der Art der Alhambra den Ruhm des Fürsten aussprechen. Der größere Theil des



Das Innere der königlichen Kapelle von Palermo.

Innern dieses architektonischen Juwels ist mit Mosaik auf Goldgrund bedeckt, was einen wunderbar reichen Eindruck macht, wenn auch das Licht, das dieses Gold hervorbringen würde, durch die wenigen Fenster gedämpft ist. Die

riesenhafte Gestalt, welche man über dem Altar sieht, ist der Allmächtige. Der Boden ist mit farbigem Marmor eingelegt. Neben der granitenen Kanzel, welche ebenfalls mit Marmor eingelegt ist, steht ein marmorer Kandelaber, die Kopie einer

Antike, mit normannischem Ornament. Die königliche Kapelle ist vollständig erhalten. Eine Inschrift sagt, daß außen eine Uhr angebracht war, welche mit einem Pendel in Bewegung gesetzt wurde, da sie aus König Roger's Zeit stammte, aus einer Zeit also, wo Uhren eine große Seltenheit waren. An die Kapelle schließt sich die Sakristei und das Archiv, in welchem sich die werthvollsten Manuskripte befinden.

Schach.

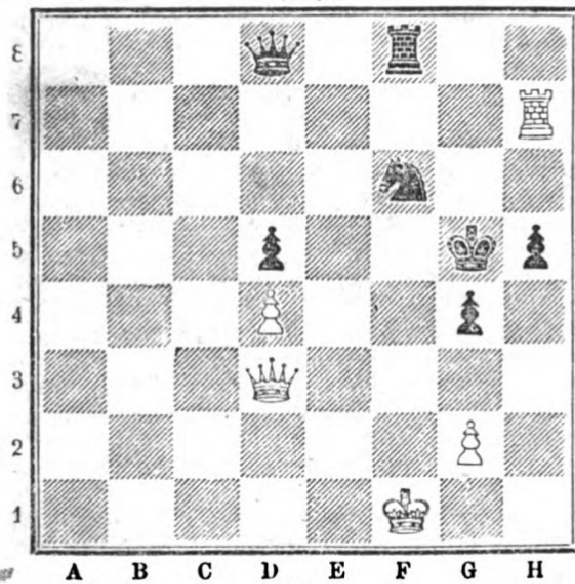
Rechtigt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 8.

Endspiel einer wirklich gespielten Partie.

Von Dufresne.

Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Der liebe Lohn.

(Schluß.)

9.

Des andern Morgens zeigte die sogenannte rothe Stube ein ganz verändertes Aussehen, der Modergeruch des vergangenen Jahrhunderts war verschwunden und hatte einer reinen Luft Platz gemacht, die Fenster und Möbeln waren vom Staube gereinigt, und im festlichen Anzuge erwartete Frau Thone in dem einstigen Brunnengemach den Notar, Doktor Reichwald, und Herrn Neer. Gabriele hatte ihr in allen Vorbereitungen treulich zur Seite gestanden. Jonas schlich sich wie das böse Gewissen umher, und beobachtete in seiner Stube mit höhnischem Lächeln die Vorbereitungen, welche Frau Thone zur Disposition über ihr Vermögen machte, und die doch so nutzlos waren, denn die Hauptbeweise befanden sich ja in seinen Händen. Es war darüber zwischen ihm und Herrn Neer auch schon zu einer Verständigung gekommen. Doktor Mülling aber hatte sich seit gestern Abend nicht wieder bei seinem künftigen Schwiegervater sehen lassen.

Um die festgesetzte Stunde waren die von Frau Thone Geladenen versammelt, nur Jonas fehlte. Frau Thone beauftragte die Aufwärterin ihn zu rufen. Er kam, und schwer wurde es ihm, in dem Ausdruck seiner Züge die Schandenfreude zu unterdrücken, die er über alle diese feierlichen

Vorbereitungen empfand. Er blieb in einer Ecke des Zimmers stehen, während die Uebrigen auf den verbliebenen Sammetstühlen um den Tisch herumsaßen, den der Notar, Herr Doktor Reichwald, eingenommen hatte. Herr Neer würdigte den früheren Geschäftsführer keines Blickes, und auch gegen seine Tochter vermochte er schwer den Groll seines Innern zu bewältigen. — „Ich bin zu Ihrem Befehl, Frau Thone,“ ließ sich der Notar vernehmen. — „Ich bitte Sie,“ nahm Frau Thone das Wort, „die Verfügung über mein Vermögen in gesetzlicher Form niederzuschreiben. Nach dieser Uebersicht,“ — hier überreichte sie dem Notar ein Papier — „beläuft sich mein gesammttes Vermögen auf 836,000 Thaler, bestehend in gemünztem Gold und Silber, Hypotheken, Pfandbriefen und sicheren Staats- und Industriepapieren. Ich mache an das Leben keine Ansprüche mehr, wenig reicht hin, um mir für meine gezählten Tage noch einige Bequemlichkeit zu verschaffen. Zweitausend Thaler jährliche Rente sind für mich hinreichend, sechzehnhundert für mich, vierhundert für meinen langjährigen Diener Jonas, den ich hiemit mit Anerkennung seiner mir geleisteten Dienste derselben enthebe, und dem ich Vollmacht gebe, diese Pension wie und wo er will zu verzehren. Haben Sie geschrieben?“ — Der Notar nickte mit dem Kopfe. — „Ueber die übrigen viertausend Thaler der mir aus dem Geschäfte gebührenden Rente, sowie über den Baarbestand meines Vermögens verführe ich zu Gunsten des früheren Geschäftsführers meines Neffen — des Herrn Siegmund Wild.“ Der Genannte unterbrach die Sprecherin mit einem Ausruf der Ueberraschung, ja des Schreckens. Aber Frau Thone ließ sich nicht irre machen. „Siegmund Wild,“ wiederholte sie zum Notar, „haben Sie geschrieben?“ — Währenddem wechselte Jonas mit Herrn Neer einen Blick des Einverständnisses. Herr Neer wäre durch diese Verfügungen gerettet gewesen, aber er war am allerwenigsten der Mann, der seine Rettung diesem Schwiegersohne schuldig sein wollte. Er haßte den früheren Commis zwar nicht, wenn er überhaupt lieben oder hassen konnte, aber sein Stolz bäumte sich gegen den Gedanken auf, einem früheren Bediensteten seines Hauses etwas zu verdanken. „Einen Augenblick, Herr Notar...“ — „Bitte, Herr Neer,“ schnitt Frau Thone ihm das Wort ab. „Lassen Sie mich erst zu Ende kommen. Der Schluß geht Sie an, Herr Neffe — das Glück Ihres Kindes, um dessen Hand ich Sie für meinen Schützling, Herrn Wild, bitte.“ — Gespannt waren Aller Blicke auf Herrn Neer gerichtet. Er schwieg anfangs, dann nahm er das Wort: „Ich muß gegen das Recht der Frau Thone, über ihr Vermögen aus eigener Machtvollkommenheit zu disponiren, im Namen der Verwandten des Herrn Thone Verwahrung einlegen.“ — „Herr Neer!“ rief die alte Frau in langem, gebühnem Tone, als zweifelte sie an dem Gehörten. — „Mein seliger Onkel,“ fuhr der Neffe fort, „ist schnell ohne Hinterlassung eines Testaments gestorben. Frau Thone hatte mir nach seinem Tode die buchstettner Werte gegen eine Rente von sechstausend Thaler überlassen. Im Uebrigen hatten die noch lebenden Erben, ich und meine beiden Schwestern, die Uebereinkunft getroffen, Frau Thone im Besitze des Gesamtvermögens zu lassen. Da dieselbe jedoch zu Gunsten eines Fremden testiren will und kein Testament da ist, das Frau Thone zur Erbin ihres Gatten einsetzt, so muß die Dispositionsfähigkeit der hinterlassenen Wittve über das Gesamtvermögen bis zur völligen Ausgleichung mit den Verwandten des seligen Herrn Thone sistirt werden.“ — „Der Stein vom Grabe meines seligen Mannes möchte sich schier erheben vor solcher Undankbarkeit. Herr Neer, wir sind fertig mit einander, fertig für das ganze Leben. Es ist, als ob der Verstorbene diesen Augenblick vorhergesehen hätte. Vor seiner Abreise nach England hinterließ mir mein Gatte aus Vorsicht und hauptsächlich im Hinblick auf die großen Hoffnungen, die er für die Zukunft auf jenes ererbte Grundstück setzte, ein Testament, worin er mich zur Erbin einsetzte, was damals freilich nicht viel mehr als das Testament eines Bettlers war. Herr Wild, in Ihren Händen befinden sich die

in dem Nachlasse Ihrer Mutter vorgefundenen Papiere: das Testament des erwähnten Verwandten, und dann das Testament des seligen Herrn Thone. Bitte, übergeben Sie das Palet dem Herrn Notar." — Wild that, wie ihm geheißen war. Er holte aus seinem Rock ein Palet hervor und überreichte dasselbe zur Prüfung dem Notar. Der alte Graurod glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als der junge Mann das Convolut übergab, die Augen quollen ihm fast aus den Höhlen, und mit vorgebeugtem Körper verfolgte er athemlos die Bewegungen des mit der Durchsicht beschäftigten Notars. „Die Dokumente," erklärte dieser, „sind vollkommen in Richtigkeit. Jeder Einspruch gegen die Dispositionsfähigkeit der Frau Thone ist gehoben, die getroffene Verfügung ist rechtsgültig." — Unterdessen hatte Frau Thone ihren Neffen bei Seite genommen, ihn ermahrend, seinen Widerstand nicht bis auf's Äußerste zu treiben, und sein Ja und seinen Segen zu geben. — „Nie und nimmer," erklärte Neer, „und wenn Herr Wild auch Millionen besäße!"

Die Szene wurde durch den Eintritt Jean Giffel's unterbrochen; er meldete, daß Doktor Rüßling den Prinzipal dringend zu sprechen wünsche. Herr Neer ließ bitten einzutreten, und fragte Frau Thone, ob sie ihm erlauben werde, einige Augenblicke mit seinem Besuche in ihr Wohnzimmer einzutreten. — „Bitte, das ist gar nicht nöthig," bemerkte Rüßling, den Kreis überschauend. „Ich sehe eben, daß es hier zu Auseinandersetzungen kommt; und zu diesem Zwecke bin ich ebenfalls hieher gekommen. So wie ich jetzt die Verhältnisse übersehe, Herr Neer, müßte ich mir ein Gewissen daraus machen, länger auf meiner Bewerbung um die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu bestehen. Man kann zwar Mehrere lieben, aber nur Eine heirathen, und da ich mir leider, wie ich seit gestern weiß, nicht schmeicheln kann, der beweiswürdige Gegenstand für das Herz Ihrer Fräulein Tochter zu sein, so leiste ich Verzicht zu Gunsten eines Würdigeren." Dieß sprechend deutete er auf Wild. Je mehr aber der Willen des Herrn Neer Widerstand fand, desto fester bestand er darauf, daß Gabriele seinem Willen sich füge, trotz der wahrhaft lösslichen Versicherungen Rüßlings, wie schwer es ihm falle, das Glück zweier Liebenden zu stören, bis endlich der Arzt dem Vater Gabriels den wahren Hergang berichtete. „Die veränderte Sachlage," setzte er hinzu, „hat auch meinem Lebensplane eine andere Richtung gegeben, nur an Sie, Herr Wild, habe ich noch eine Bitte. Man war so eben in der Verlassenschaftskommission bei mir, um mir anzudeuten, daß ich morgen zur Feststellung des Nachlasses meines Onkels die Werthpapiere bei Gericht niederlegen soll. Sie haben dieselben diesen Nachmittag in Empfang genommen, ich bitte Sie, mir sie zurückzugeben." — Wild ging, das Verlangte herbeizuholen. Jonas, der seit der Uebergabe der Dokumente völlig erstarrt war, da er seine Täuschung erkannt, war bei der Erwähnung der Werthpapiere des Arztes von plötzlicher Bewegung durchzuckt, sein Blick begegnete demjenigen Gabriels, vor dessen durchbohrender Macht er sich betroffen senkte. Auch in der Seele des Mädchens war die Vermuthung einer Möglichkeit aufgestiegen, die zur Gewißheit sich gestaltete, als Wild bleich und zerschört wieder in das Zimmer stürzte mit dem Ausruf: „Die Papiere sind verschwunden!" — Es dauerte eine Weile, bis die allgemeine Verstörung, welche diese Worte verbreitet hatten, und während deren Gabriele plötzlich verschwunden war, ruhiger Ueberlegung Platz machte. „Wo haben Sie die Papiere niedergelegt?" forschte der Notar. — „Ich hatte das Paletchen mit in mein Arbeitszimmer genommen, und dort in die Brusttasche meines Ueberziehers geschoben." — „Warum? Entschuldigen Sie meine Fragen, Herr Wild. Zur Verfolgung der Sache ist aber vollständige Aufklärung nöthig. Sie belamten die Papiere, um sie in die Kasse niederzulegen?" — „Ja. Aber der Kassier war schon weggegangen, um noch ein Geschäft auf der Bank abzumachen." — „Kam das Kleidungsstück aus Ihrer Hand?" forschte der Notar weiter. — „Allerdings, ich übergab dasselbe nebst meinem Schlüssel dem

Hausdiener mit dem Beutehen, den Rod auf mein Zimmer zu tragen und dasselbe wieder fest zuzuschließen. Jean Giffel waren schon weit größere Summen als die betreffende anvertraut worden, und meine Absicht war, das Geld bis diesen Morgen bei mir zu behalten, um es dann dem Kassier zu übergeben." — „Sie waren gestern, wie ich erfahren, aus dem Geschäft ausgetreten? Hatten Sie denn nicht gestern schon den Verlust bemerkt?" — „Ich war nicht mehr in mein Zimmer zurückgekehrt, ich trug den Schlüssel bei mir, und erst heute Morgen sollte die Uebergabe alles dessen stattfinden, was mir anvertraut war." — „Nur Jean Giffel kann das Räthsel lösen," war die Meinung des Notars. — „Oder das Gericht!" ließ sich die trodene Stimme des Graurods vernehmen, so daß sich Alle erschrocken ansahen, denn in Keinem der Anwesenden waltete auch nur der leiseste Zweifel an Wild's Redlichkeit. „Eine Untersuchung," sprach der Alte mit satanischer Ueberlegung weiter — „das Gericht wird Alles finden." — „Es ist schon gefunden," tönte aus dem Hintergrunde des Zimmers eine Stimme, so bekannt und doch so eigenthümlich, daß Alle mit einem Male die Blicke nach der Stelle wendeten, von welcher sie gekommen war. Die hölzerne Bekleidung des Kamins war verschwunden, und aus der Oeffnung trat mit einem Palet in der Hand — Gabriele. Mit einem lauten Schrei stürzte der Entlarvte zu Boden. Sie ging auf den Doktor zu, ihm sein Eigenthum zu übergeben. „Hier sind die Summen! Sie waren gestohlen" — ihre Hand zeigte auf Jonas — „von diesem da, den wir zum Hüter unseres Heiligsten gesetzt hätten. So sehr hatten wir ihm vertraut. In diesem Gewölbe waren sie verborgen, Tante, wo auch Deine Schätze aufgehäuft liegen. Nicht auf das Geld war es abgesehen, nein, auf dieses Dokument, und nur eine höhere Fügung hat seine frevelnde Hand irre geführt. Sie war es, die mich am gestrigen Abend ihn hat belauscht, den Eingang zu diesem Gewölbe entdeckte, seine schurkischen Pläne zerstören lassen. Gottes Gnade hat mich die schönste That meines Lebens üben lassen — an diesem edlen Mann." Hiemit schritt sie auf Wild zu, er schlang seine Arme um sie und sprach mit zum Himmel gehobenem Blicke: „Meine Gabriele — mein guter Engel!" Die tiefe Stille, welche dieser Entdeckung folgte, wurde durch die gellend-heisere Stimme des Alten unterbrochen. Er hatte sich vom Boden aufgerafft, sein Gesicht war aschgrau geworden, sein Blick verwirrt. „Haben Sie nun den gefunden, Frau Thone, den Jonas immer suchen sollte? Ich wollte nicht, darum habe ich auch alle Ihre Nachforschungen nach ihm von jeher hintertrieben. Mein Geld! Mein Geld! Fluch ihm, wenn er eine Hand legt an meine goldene Lust. Keiner soll sie besitzen — zur Asche soll es werden — hui — seht ihr die Flammen? — Immer weiter — weiter, Alles muß verbrennen! Mein Geld! Ihr habt es mir gestohlen! — In's Gericht mit euch! — In's Gericht! — Fort, ihr schrecklichen Gesichter, ich will euch Alles wieder geben. Millionen will ich erbetteln — tausend Jahre lang. Aber meine Sünden nehmen mir ab — sie schreien auf zum Herrn. — Nicht so laut! Ja — seht ihr — dort — an der Wand — den glühenden Finger — das Urtheil des Herrn? Schuldig! — Schuldig!" Er stürzte fort, er war wahnsinnig geworden. — „Der Herr ist ein strafender, aber ein gerechter Gott. Er führt Alles zum Besten," erhob feierlich Frau Thone ihre Stimme. — „Frau Thone," nahm Wild nach einer Pause das Wort, „ich nehme Ihr Geschenk mit einem dankbaren Herzen an. Nicht als mein Eigenthum, sondern als ein von Gott anvertrautes Gut werde ich es betrachten, es austreten zu guter That, zur Förderung edler Menschenwerke, zu denen uns Gott Geist und Kraft verleiht — zum Segen meiner Mitmenschen."

Der letzte Vorgang hatte auch den hartnäckigen Stolz des Vaters besiegt. „Lieber Wild," begann Herr Neer, dem jungen Mann die Hand reichend, „ich habe Ihnen bitteres Unrecht gethan, ich bereue es. Nehmen Sie mein einziges Kind. Ich brauche nicht zu sagen: machen Sie Gabriele

glücklich. Ich ziehe mich von den Geschäften zurück. Sie sind jung, ich bin heute sehr alt geworden. Führen Sie das Geschäft mit so viel Glück, als es Ihr edler Charakter verdient." — „Zu viel des Glücks!“ rief Wild voll Entzücken, seine Braut in die Arme schließend. — „Es ist der Lohn der Liebe, die die Welt besiegt,“ sagte das Weib seines Herzens, stolz zu ihm aufschauend. — „Und das Erbtheil meiner guten, verklärten Mutter,“ schloß er, und in seinem zum Himmel aufgeschlagenen Auge glänzte eine Thräne — die Perle seines Herzens.

Die polnische Insurrektion.

Von

Arthur Byß.

Die Polen, deren Sache noch immer nicht einen Schritt vorwärts gethan, obgleich die Großmächte mit emphatischen

Noten sich ihrer angenommen, und von der russischen Regierung die Garantien gefordert, welche den Frieden und die Ruhe dauernd zu konsolidiren im Stande wären; wir glauben freilich kaum, daß den hochfliegenden Wünschen des nach souveräner Unabhängigkeit sich sehnenen Volkes damit gedient wäre. Die Insurgenten kämpfen in zerstreuten Truppen, unbekümmert um die diplomatischen Verhandlungen, die ihretwegen gepflogen werden, unbekümmert um den Verlust, den sie an Freunden und Mitkämpfern, vor Allem an Führern erleiden, unbekümmert um den Ablauf des Amnestie-termins mit ungebrochenem Muthe fort, und das ist's, was an ihnen selbst der Feind achten muß. Langiewicz, Paderewski, Bentowski, Frankowski, Mielencki, Cieszkowski — all' diese Führer sind unschädlich gemacht und doch kämpfen sie. Dieser Verlust würde allerdings demoralisirender und entmuthigender wirken, wenn die Polen als ein Heer kämpften, und sie würden auch wohl unterlegen sein, wenn die zerstreuten Kämpfer zusammen in offener Schlacht den Russen entgegenträten, so aber ist noch immer kein Ende abzusehen.



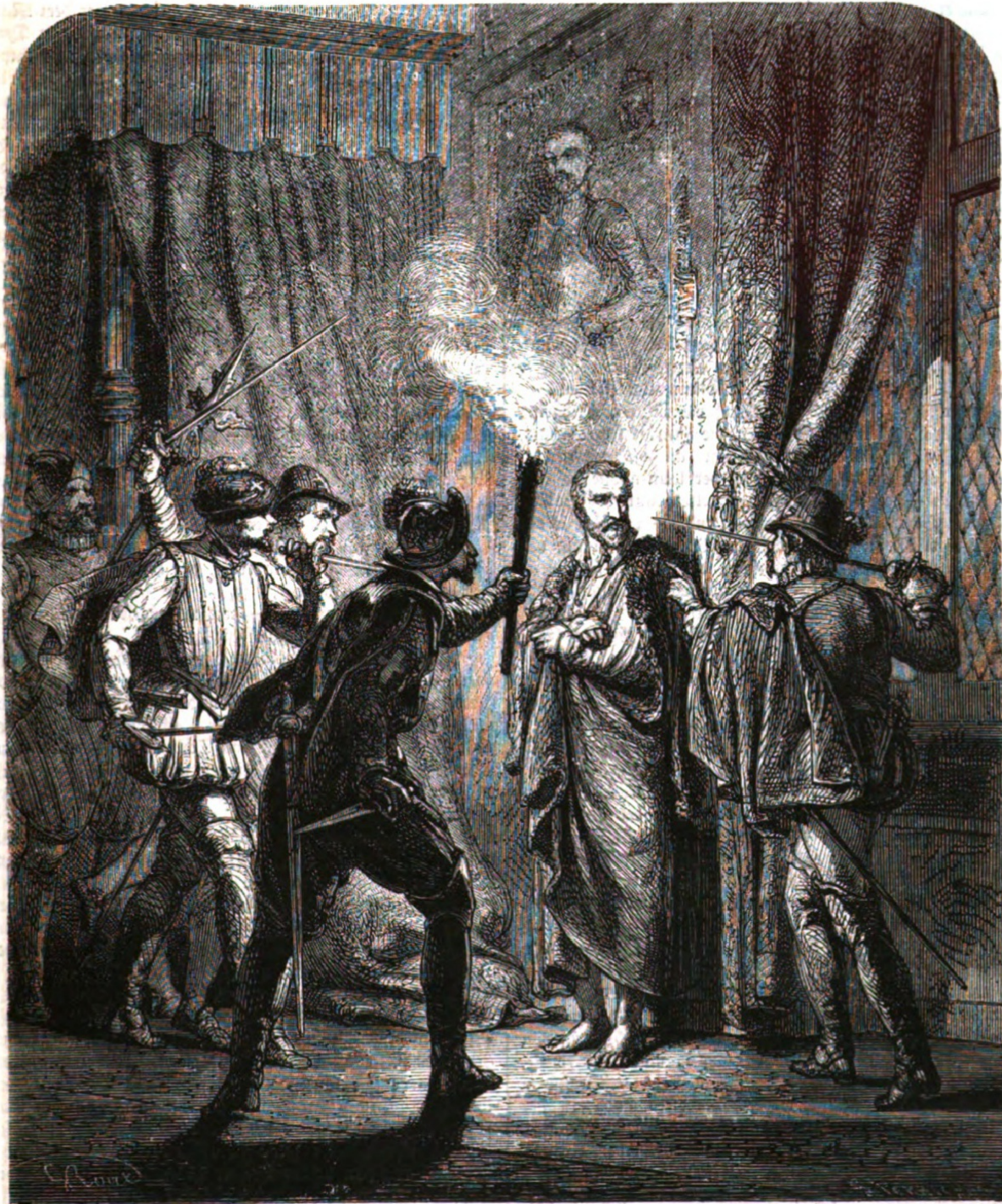
Polnische Insurgenten im Walde von Zydomir.

Während die Russen große Verluste erlitten, will das doch immer nichts bedeuten gegenüber den kolossalen Verlusten der Polen, welche ihre blühende Jugend auf den Altar des Vaterlandes legt. Der Muth ist aber ungeschwächt, und die Chirurgen in den Hospitälern bezeugen, daß die jungen Leute den Augenblick nicht erwarten können, wo sie ihr Schmerzenslager verlassen und sich wieder in den Kampf stürzen können, — eine Aufregung, die ihren Zustand nur noch verschlimmert. Das Zentralkomitee in Warschau umspinnt die Regierung, um ihr das Leben abzuschneiden; es verbietet die Einzahlung von Steuern, die Uebnahme von Lieferungen für die Regie-

rung, und erklärt jeden mit Wielopolski abgeschlossenen Vertrag für nichtig. Dabei erhebt das Komitee Steuern, und richtet sogar eine Nationalgendarmarie ein, welche Reisende und Landbewohner vor den Uebergriffen der Kosaken schützt, russische Depeschen auffangen, Spione ergreifen und Aufträge der vollziehenden Gewalt ausführen muß. Pithhauen und Posen werden auf jede Weise zu insurgiren gesucht; aber bis jetzt spielen die Insurgenten ihre Karten noch auf polnischem Boden aus.

Helden und Märtyrer des freien Geistes.

VON
Karl Teschner.



Die Ermordung des Admirals Goltz.

Die christliche Staatengeschichte zeigt drei Hauptstufen, auf welchen die Menschekultur emporstiegt: die Verbreitung des Christentums, die sogenannten Glaubenskriege, und die politischen Revolutionen. Die erste bezeichnet vorwiegend das Kreuz, die zweite das Schwert, die dritte die Feder; Apostel

machten die erste, Krieger die zweite, schreibende Gelehrte die dritte. Die Geschichte des Priestertums hat zwei Hauptepochen: die Kreuzzüge und die Reformation. Peter von Amiens gab dem Priestertum absolute Macht über die Menschen, Luther nahm sie ihm wieder. Seine Reformation, die größte

geschichtliche Epoche überhaupt, legte den Keim des freien Geistes, der mit Wort und Schwert gepflegt ward und später alle die Kultursiege errang, deren wir uns heute erfreuen.

Aber gleich den gewaltigen, Leben zeugenden Naturrevolutionen, ward der neue Geist unter Schmerzen und Schrednissen geboren, und Schreden waren sein Wiegenlied. Unter die milden Segnungen mischten sich Flüche, unter die Sonnenstrahlen Schauer der Nacht, in den reinen Quell der Menschenliebe und Menschenfreiheit Blut und Thränen.

Bilder aus der Geschichte Frankreichs in jener Epoche zu entrollen, das ist unsere heutige Aufgabe. Groß und hehr, wie die Sonne am Firmament, drang auch dorthin die neue Geistesnacht, aber Ungeheures bildete ihre Begleitung. Es handelte sich ja nicht bloß um Aenderung einiger Glaubenssätze, und nicht die Kirche hatte zu vertreten, was Menschenbarbarismus schuf, sondern es galt einer totalen Umgestaltung der politischen Zustände, zu welcher die Reformation nur den Anstoß gab. Ein neuer Geist wollte sich zur herrschenden Majestät emporringen auf allen Lebensgebieten. Die reformatorische Lehre, welche Calvin auf Frankreichs Boden pflanzte, fand eine entsetzliche Sittenlosigkeit und einen grauenhaften politischen Despotismus vor. Franz I. drückte das Volk bis auf's Blut, verkaufte die Richterstellen, gab das übelste Beispiel durch unmoralisches Leben, ließ dreitausend freigeistige Abbigens in der Provence schändlich hinhängen. Heinrich II. war, wie sein Vater, ein verächtlicher Spielball der schönen, verderblichen Diana von Poitiers.

Unter Franz II., den seine grausame Mutter, Katharina von Medici, beherrschte, dauerten die Hinrichtungen armer, unschuldiger Freidenker fort. Selbst an die mächtigsten Häupter des alten Adels wagte sich der launenvolle Haß der Italienerin — den Prinzen Condé rettete nur des Königs Tod vom Schwerte des Hängers — und als nun der elende Knabe Karl IX. unter Katharinens Vormundschaft auf den französischen Königsthron gelangte, da begann jene Reihe höllischer Barbarei, welche noch heute jedes menschlich fühlende Herz mit schauerndem Abscheu erfüllt.

Die Partei der protestantischen Freidenker, Cynots (Gibgenossen) oder Hugenotten genannt, welcher die Königin-Mutter heuchlerisch Gewissensfreiheit verhieß, wurde von Fanatikern und gegnerischen Edelleuten, an deren Spitze der Herzog von Guise stand, durch die Ermordung von sechzig Hugenotten zum Bürgerkriege getrieben, der nun mit allen erdenklichen Gräueln entbrannte.

Auf der einen Seite, die sich die „königliche“ nannte, waren die Häupter der Herzog von Guise, der Connetable von Montmorency und der Marschall von Saint André, auf protestantischer Seite befehligen der Prinz von Condé und die drei Brüder Coligny, welche in jener schrecklichen Zeit eine so bedeutende Rolle spielten und so verhängnisvolle Schicksale hatten, daß wir dieser edlen Trias besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Der Vater derselben, Gaspar I. von Coligny, Marschall von Frankreich und Herr von Chatillon sur Loing, gehörte einer der ältesten und berühmtesten Adelsfamilien an; ihre Mutter war Louise von Montmorency. Der älteste der drei Brüder, Odet, geboren 1515, Graf von Beauvois, ward 1533 Kardinal von Chatillon; der zweite, Gaspar II., geboren 1517, war schon in den ersten Jünglingsjahren ein kriegerischer Held, focht ruhmvoll in der Schlacht bei Certola, dann als Sieger gegen die Spanier, besonders in der blutigen Schlacht bei St. Quentin, und ward Admiral von Frankreich; der dritte, Franz, Herr von Anbelot, geboren 1521, focht ritterlich unter König Heinrich II. in Schottland und der Picardie, und erhielt 1556 die Würde eines Generalobersten der französischen Fußsoldaten.

Alle drei bekannten sich im Jahre 1560 offen zum Calvinismus; der Kardinal gab seine geistliche Würde ab und heirathete Elisabeth von Autville, behielt aber noch eine Beilang seine Pfründen, und ward auch aus Höflichkeit oder Scherz noch Kardinal genannt. Franz von Coligny wurde wegen seiner Offenheit als „Verräther“ gefangen ge-

seht, aber gewaltsam befreit und zum Generalobersten der hugenottischen Fußsoldaten erhoben. Der Admiral aber wurde das eigentlich leitende und Impuls gebende Haupt der Protestanten, obschon Condé nominell als Oberhaupt galt.

Bei Dreux entbrannte am 19. Dezember 1562 die erste Schlacht. Guise hatte die Blüte des altkatholischen Adels, 16,000 Fußknechte nebst 2000 Reitern, darunter leider auch 3000 deutsche Lanzknechte und 6000 Schweizer. Die Hugenotten waren etwa 11,000 Mann stark, aber es befanden sich in ihren Reihen 6000 tapfere Deutsche unter dem Marschall von Hessen, Arnold von Uffeln, Volprecht von Derf und andern deutschen Edelleuten, und diese Deutschen kämpften unter der berühmten hessischen Losung: „Einmal für Geld, zweimal für's Vaterland, dreimal für den Glauben auf den Feind anzusetzen.“ Wie Donnersturm wütheten die deutschen Eisenritter mit ihren Sarassen und Faustrohren, die deutschen Fußknechte mit ihren schweren Hellebarden in die feindlichen Reihen. Gaspar von Coligny's Umsicht war überall. Die Schweizer, der mächtigste Wall der Katholiken, wurden geworfen — und: Sieg! Sieg! erdröhte es aus den protestantischen Reihen über das weite Schlachtfeld. Die „Königlichen“ ergriffen die Flucht.

Aber jetzt zerstreuten sich die deutschen Lanzknechte, ihre Brustharnische lösend, Deute juchend nach alter Weise über das Schlachtfeld. Diesen Moment ergriff der schlaue Guise aus der Ferne. Rasch sammelte er hinter einem Gebüsch mehrere hundert Ritter und brach mit ihnen in geschlossenen Gliedern gegen die zerstreuten Protestanten hervor. Ein gewaltiger Aufschrei der Ueberrumpelten — ein verwirrtes Wehren und Rennen — und alle Vortheile des errungenen Sieges waren wieder verloren. Aber die kluge Zähigkeit des Admirals Coligny, die Tapferkeit Condé's retteten die Reste der geschlagenen Sieger.

Des Admirals Bruder Franz verteidigte Orleans, das die „Königlichen“ jetzt belagerten, vor Orleans wurde Guise getödtet. „Der Admiral“, sagten die fanatischen Gegner, „hat ihn morden lassen;“ — wie wäre dieser ehrenfeste Held einer solchen tückischen That fähig gewesen!

Immer glühender entbrannte der gegenseitige Haß, immer grausamer wütheten die „Königlichen“. Tausende von Freidenkern wurden von Haus und Hof getrieben, in den Tod oder in's Elend des Exils. Gleich wilden Thieren wurden sie in den Wäldern und Schluchten gejagt und hingemetzelt. Greise, Frauen, Kinder und Kranke bargen sich, Hunger und Kälte leidend, in Höhlen und Sümpfen, jeden Augenblick voll Angst vor dem daherbrausenden Morde. Die königliche Italienerin schürte den Fanatismus, und ihr entnervter Sohn, der König, weidete sich an den Todesjuden seiner besten Unterthanen.

Wier Jahre nach der Schlacht bei Dreux wurde von den beiden Heeren die Schlacht bei Saint Denis geschlagen. Hier kämpften Odet und Gaspar Coligny Seite an Seite; der Sieg schwankte hinüber und herüber.

Montmorency fiel, aber die Hugenotten konnten nicht durchbringen. Hier zeigte sich des braven Admirals großartige Ausdauer und Organisationstalent. Selbst die größte Noth und Gefahr fand ihn stark und gerüstet. Er eröffnete immer neue Hülfquellen; Engländer und Deutsche zogen ihm zu Tausenden zur Hülfe herbei. Seinen Bruder Odet sandte er nach England, um bei der protestantischen Elisabeth zu wirken. Er selbst schlug 1567 die Schlacht bei Jarnac, und sein dritter Bruder Franz leistete Wunder der Tapferkeit. Die Schlacht ging verloren. Condé, der in Gefangenschaft gerieth, wurde noch auf dem Schlachtfelde gemeuchelmordet. Ein Montesquieu war es, der ihn von hinten durch den Kopf schloß.

Trop zweimaliger Niederlage war die Partei der Freidenker so mächtig, daß die Schlange Katharina es für erspriesslicher hielt, italienische Kugelfünfte an die Stelle der Waffen treten zu lassen. Die Hugenotten erhielten einen vortheilhaften Frieden, der den Verrath im Schooße trug.

Zunächst mußten die tapferen Brüder Coligny, die besten Stützen der verhassten Partei, unschädlich gemacht werden, und der gebungene Meuchelmord schlich sich an sie heran. Odet erlag in Canterbury, als er eben nach Frankreich zurückkehren wollte, Franz in Saintes dem Gifte, welches ihnen Katharinens erlaute Kreaturen beibrachten.

Nur der hervorragende Träger des edlen Namens, der Admiral, stand fest wie eine Eiche im Sturme. Da nahte auf Tigertagen tausendfältig der feige Mord — die blutige Bartholomäusnacht des Jahres 1572. Mit vollendeter Heuchelei hatte die italienische Schlange die Hugenotten sicher gemacht, ihre Häupter nach Paris gelockt, an den Hof gezogen und ihnen geschmeichelt. Zu den Feierlichkeiten, welche die Vermählung Heinrich's IV. mit der Schwester des Königs veranlaßten, erhielten die verhassten Gegner der „Königlichen“, auch der alternde Admiral, Einladungen. Man trank, man scherzte, man tanzte über einem ungeheuren, süß mit Blumen verhüllten Grabe. Die „Königlichen“ hatten sich zum gräßlichen Verderben aller Freidenker verschworen, und die Königin-Mutter war das Haupt der höllischen Verabredung.

Mit dem Nachhall des Becherklangs und der heitern Lieder mischte sich schauerlich das Geheul der Sturmflode von Notre-Dame mitten in der Nacht. Waffen rasteten in den Straßen. Die arglosen Hugenotten fuhren erschreckt von ihren Lagern empor und hörten das Dröhnen unheimlicher Tritte.

Da brach es los — in alle verwehnten Häuser drangen die königlichen Mörder. In ihren Betten, auf den Straßen, ja selbst im Louvre wurden die Hugenotten ermordet. Der König selbst, Karl IX., schoß aus seinem Fenster auf Fliehende wie nach Sperlingen, und frohlockte, wenn seine Opfer sich in Todeszuckungen wandten.

Katharina hatte die Losung gegeben: „Coligny — verfehlt Coligny nicht!“ Die Mörder drangen in das Haus des Greises, der schon zwei Tage vorher durch den Schuß eines gebungenen Mörders verwundet worden war und fiebernd im Bett lag. Er sprang empor und bekleidete sich mit einem Mantel, um zu sehen, was das Toben, das Geklirr der Schwerter bedeute.

Muthvoll brachen die Gebungenen in sein Gemach. „Ist Du der Hund Coligny?“ fragte der Frechste. Mit kalter Todesverachtung trat ihm der Admiral entgegen. „So stirb!“ rief der Frevler und durchstach den Unerbitterlichen, und die Schwerter, Dolche und Hellebarben der Uebrigen bohrten sich in seine edle Brust. Lautlos sank er zusammen. Auf die Straße ward sein Leichnam geschleift, gestoßen, zertritten, zerfleischt. Dann hing man den Todten an einen Galgen, und die Fanatiker versuchten an ihm ihren lästernen Spott. Selbst der König kam mit seinen Hoffbranzen, um den zu begaffen, dessen Auge nicht mehr drohte, dessen muthvolles Herz nicht mehr schlug. Die Hofherren hielten mit Abscheu die Taschentücher vor die Nase.

„Warum?“ sprach Karl frivol. „Der Geruch eines getödteten Feindes ist immer gut.“

So endete der berühmte Admiral, und hinter seinem Falle rastete der Meuchelmord durch alle französischen Provinzen. Hunderttausend Hugenotten wurden niedergemacht, während die braven Holländer sich gegen den Tyrannen Philipp II. und seine Schergen empörten. Tausend Gräuelfolgen einander Jahre lang. Katholiken und Hugenotten zerfleischten sich, die schreckliche Inquisition trat in's Leben, zwei Könige, Heinrich III. und Heinrich IV., wurden von den ärgsten Fanatikern ermordet; aber der freie Geist ließ sich nicht mehr ersticken: durch den kräftigsten Druck und Despotismus rang er sich, wenn auch erst nach langer, bitterer Leidenszeit, empor zum herrlichen Siege.

Ihr Wächter.

Von
Karl Ruß.

Es gibt einen Vogel, den großen Würger, *Lanius Excubitor*, welchen man überall und nicht mit Unrecht verfolgt. Derselbe zerstört rings die Nester aller übrigen Singvögel, und verfolgt und tödtet auch zuweilen die alten selbst. In Nachstehendem will ich den Lesern aber erzählen, weshalb ich dennoch ein Paar mehrere Jahre hindurch geschoht habe.

Meine größte Freude waren damals eine Anzahl wunderschöner, ganz echter Rastetauben. Wenn meine Lieblinge sich im klaren blauen Aether tummeln und sich led und verwegen rücklings kopfüber aus der Höhe hinabpurzelten, dann konnte ich wohl stundenlang dastehen und den reizenden Thieren zusehen. Besonders hatte ich einige gelbe Täubchen, welche unvergleichlich schön waren.

Leider sollte meine Freude aber plötzlich bitter getrübt werden; aus dem gegenüberliegenden Walde kam täglich ein frecher Räuber, ein großer Taubensalk, und holte einen meiner Lieblinge nach dem andern, und besonders meine armen gelben fort. Ich mochte noch so sehr aufpassen, mitten in ihren schönsten Evolutionen stürzte der Unhold wie der Blitz herbei, und trotz vieler Schüsse und Geschreis fing er die Tauben, ohne daß ich ihm irgend etwas anhaben konnte.

So hatte sich meine Schaar schon bedeutend verringert, und aus Besorgniß, sie alle zu verlieren, behielt ich sie im Schlage, und fütterte sie den ganzen Herbst und Winter hindurch drinnen, ohne sie auch nur ein einziges Mal loszulassen. — Inzwischen versuchte ich alles Mögliche, um den Räuber in meine Gewalt zu bekommen, doch Alles vergeblich. Mit der Flinte war ihm schon gar nicht beizukommen, und für Fallen, Eisen oder Garn war der Würger viel zu schlau. Uebrigens entdeckte ich auch bald, daß es eine ganze Familie sei; denn als ich einen von ihnen in großer Entfernung mit der Büchse von einer Baumspitze glücklich heruntergeschossen, zeigten sich bald darauf ihrer mehrere. Leider war ich mit den Förstern jenes Reviers nicht bekannt, und so konnte ich gegen meine Feinde auch nichts weiter ausrichten.

Endlich war das Frühjahr gekommen, und an einem schönen Sonntagmorgen wollte ich mir und meinen Täubchen eine Freude machen, und ließ sie wieder einmal heraus. Für jeden Thierfreund gewährt es wahrlich einen wundervollen Anblick, die edlen schönen Vögel so zierlich und gewandt in der klaren blauen Höhe sich umhertummeln zu sehen. Mit Entzücken folgte mein Auge ihren Schwenkungen, ihren Purzelbäumen und ihrem neckenden Spiel. Doch plötzlich, wie vom Winde zusammengefaßt, klatschten die Tauben jammlich auf's Dach, die Schwächeren und Jungen stürzten hastig in den Schlag, und die Alten saßen unbeweglich mit langgedehnten Hälsen da, und guckten unverwandt nach einem kaum sichtbaren Punkt am Himmel, in welchem ich mit dem Fernrohr denn auch richtig einen Falken erkannte.

Diesmal war die Gefahr also glücklich abgewendet; doch ich zerbrach mir vergeblich den Kopf darüber, wie es denn gekommen, daß die Tauben den Verderber so frühe bemerkt, während er sie sonst doch fast regelmäßig überrast hatte. In ähnlicher Weise konnte ich es jetzt mehrere Tage hinter einander beobachten, daß die Tauben jedesmal vom Herannahen des Falken rechtzeitig Kunde hatten, so daß ich keinen Verlust mehr beklagen durfte.

Während ich mich hierüber freute und doch das Räthsel nicht ergründen konnte, wollte ich eben einen großen Würger herunterschießen, der sich seit einigen Tagen auf der Spitze eines nahen, sehr hohen Birnbaumes gezeigt, als ich noch zu rechter Zeit bemerkte, welche große Bedeutung eben dieser für meine Tauben hatte.

Der Würger saß fast den ganzen Tag über auf den Spitzen des Baumes, und bemerkte von hier aus die Falken

jedesmal schon in ganz unglaublicher Entfernung. Während er sonst sich die Zeit durch Ländeln mit seinem Weibchen, durch Nahrungsuchen oder mit seinen musikalischen Uebungen, bei welchen er die Töne aller möglichen anderen Vögel nachahmte, vertrieb, ließ er sofort sein Täl, täl, täl hören, sobald er den Raubvogel vernahm, und schon beim ersten dieser Laute kehrten die Tauben sofort aus der größten Höhe auf das sichere Dach zurück. Dieß blieb den ganzen Frühling, Sommer und Herbst so, während der Brutzeit und sogar auch während er mit dem Weibchen sich in die Pflege der Jungen theilte. Im Gegentheil schien in dieser letzteren Zeit seine Wachsamkeit noch sogar weit größer geworden zu sein, ein Beweis dafür, daß er nicht bloß meiner Tauben, sondern auch seiner selbst und der Seinigen wegen den Wächter spielte. Uebrigens dienten seine Warnungssignale nicht bloß den Tauben, sondern auch den Hühnern, Enten, den kleinen Vierfüßlern, den Kaninchen, zur Nachricht.

Er war wirklich ein außerordentlich empfindlicher Wächter alles schutzbedürftigen Lebens. Nur als ich im Spätsommer seine halbflüggigen Jungen raubte, um bei ihrer großen Schädlichkeit den Bürgern doch nicht zu große Ausbreitung zu gestatten, war er auf zwei Tage verstummt. Und ich mußte meine Grausamkeit auch sofort durch zwei meiner schönsten Tauben büßen, welche der Fall hintereinander ergriff. Glücklicherweise hatte der brave Wächter seinen Schmerz aber am dritten Tage schon überwunden, und war und blieb von dieser Zeit, auch den ganzen Winter hindurch, auf seinem Posten.

Was nun aber alle meine Schlaueit und Kunst nicht vermocht hatte, das brachte jetzt die freche Gier der Räuber selbst zu Stande. Die letzte Taube hatte ich durch einen Schuß dem Falken noch abgejagt, und da sie sehr schwer verwundet war, tödtete ich sie schnell, stopfte sie aus — und fing mittelst ihrer im Schlagnetz hinter einander fünf der Uebelthäter.

Dennoch war die Gegend noch immer nicht von ihnen gereinigt, da der große Fels drüben ihrer eine ganze Anzahl beherbergte. Ich zog daher zwei von den jungen Bürgern mit vieler Mühe auf, um dieselben im nächsten Frühjahr zum Fange der Falken zu benutzen, wie man das in einigen Gegenden thun soll. Die Bürger sind aber so sehr weidlich, daß man sie fast nie am Leben erhält; auch die meintigen starben im Herbst.

Der alte Wächter meiner Tauben trieb sein Geschäft zwei Jahre hindurch, ohne daß wir in dieser ganzen Zeit auch nur eine einzige Taube weiter fortgefangen wurde. Im Spätsommer raubte ich ihm jedesmal die Jungen und hielt dann, klug geworden, die Tauben einige Tage eingeschlossen.

Der Schaden, den die Familie, besonders während der Brut- und Jungenzeit, unter den Singvögeln in der ganzen Umgebung anrichtete, war so bedeutend, daß ich gern die lästigen und doch so unentbehrlichen Bürger losgeworden wäre. Für die Erhaltung meiner Tauben war der Wächter jedoch so wichtig, daß ich mich zu seiner Entfernung noch immer nicht entschließen konnte. Mein Nachbar, ein Pastor, drang als großer Vogelfreund aber immer mehr darauf, daß ich die Bürger tödten sollte. Indessen läßt sich der gute Mann in seinem warmen Eifer für das Wohl seiner kleinen Freunde denn doch dahin beruhigen, daß wir gemeinschaftlich auf einen Ausweg sinnen wollten.

Zuerst wurde nun des Würgers treues Weibchen mit einer Leimruthe gefangen und im schönsten Unbath getödtet. Die nächste Folge davon war aber die, daß der betrübte Gatte mehrere Tage schweigmäßig war, und mit wieder zwei schöne Tauben verloren gingen. Dieß gab nun aber den Ausschlag, ich zeigte dem Pastor die verwaisten Jungen der gemordeten, unbezahlbaren Zümmel und versicherte, daß ich dem guten Wächter nimmer wieder etwas zu Leide thun wolle, wenn er sich nur wieder hören und sehen lassen werde.

Glücklicherweise fand sich schon nach kurzer Zeit ein Weibchen ein, und fröhlicher wie zuvor ertönte das warnende Täl, täl, täl! Als aber im nächsten Jahre drüben im buntern

Buchenwald unter den alten mächtigen Stämmen tüchtig aufgeräumt wurde und neue Förster dorthin kamen, welche vor Allem ihrem Diensteifer und den anspornenden Prämien Genüge leisten wollten, da hatte die Herrschaft des Raubginsdels bald ein Ende; meine Tauben durften sich frei und furchtlos hoch in die reine blaue Luft erheben, und munter und sorglos klobolschießen, ohne sich weiter an das Täl, täl, täl des Wächters zu kehren. Und — Undank ist immer der Welt Lohn — als sein Ruf überflüssig geworden, spazierte auch gar bald der Bürger mit sammt Weib und Kindern in die Bratpfanne des vogelfreundlichen Pastors.

Der Erfinder des Thermometers

Renatus Anton von Reaumur.

Von

Dr. Karan.

Einer der geistvollsten Naturkundigen und Physiker seiner Zeit, Sohn eines Gerichtsrathes zu Rochelle, war Renatus Anton von Reaumur, geboren 1683. Er studirte anfangs die Rechte, wendete sich aber dann den Naturwissenschaften zu, auf welche er sich vorzüglich durch gründliches Studium der Mathematik vorbereitete. Er begab sich als zwanzigjähriger Jüngling nach Paris, ward durch einen einflussreichen Verwandten bald mit den ersten Gelehrten bekannt, und in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahr Mitglied der Akademie der Wissenschaften, nachdem er einige Abhandlungen über Geometrie geschrieben. Fast fünfzig Jahre hindurch war er eines der thätigsten und nützlichsten Mitglieder dieser Gesellschaft, und es verging kein Jahr, in dem er nicht größere entweder physikalische oder naturgeschichtliche oder technologische Werke und Abhandlungen von kleinerem Umfang verfaßte.

Besonders hatte er bei seinen wissenschaftlichen Bestrebungen den praktischen Nutzen im Auge, und suchte die Ergebnisse derselben zur Verbesserung der Handwerker und Gewerbe anzuwenden, wodurch er der Industrie seines Vaterlandes die wichtigsten Dienste leistete, sowie hinwiederum seine Beobachtung des Verjaßens gewisser Gewerbszweige ihn auf manche neue Befanntschaft mit den Erscheinungen der Natur und den Eigenschaften der Naturkörper führte.

So lieferte er in dem Jahr 1712 den Beweis, daß — der allgemeinen Meinung zuwider — das Drehen der Stäbe der Stride, welche der Seiler verfertigt, nur nachtheilig sei. Aus Veranlassung einer Beschreibung des Goldspinnens — er hatte nämlich einen Theil der „Beschreibung der Künste und Handwerker“, woran die Akademie arbeitete, übernommen — wies er (im Jahr 1713) die außerordentliche Dehnbarkeit mancher Stoffe nach. Im Jahr 1715 machte er das Verfahren beim Färben der falschen Perlen zum Gegenstand seiner Untersuchung, und lehrte hierbei die eigenthümliche Substanz kennen, welche den Fischschuppen ihren Glanz gibt; beschäftigte sich auch mit der Bildung und dem Wachsthum dieser Schuppen. Schon früher (1709) hatte er zuerst — in der Schrift „De la formation et de l'accroissement des coquilles des animaux“ — gezeigt, daß die Schalen der Conchylien durch das Verhärten eines Saftes entstehen, der aus den Poren dieser Thiere dringt; später (1717) nun erstreckte er seine Forschungen auf das Entstehen der Perlen und auf die Frage, ob man nicht die Muscheln künstlich dahin bringen könne, daß Perlen an ihnen entstehen. Nachdem er die Bergwerke im südlichen Frankreich, welche Zirkisen lieferten, und das Verfahren beim Blaufärben derselben zu beschreiben hatte, fand er, daß es die Zähne eines großen Thieres — des urweltlichen, heutzutage näher gekannten Mastodon — seien.

Jedoch seine wichtigste Arbeit in diesem Fache, welche zur Vervollkommenheit der Gewerbsthätigkeit am meisten bei-

trug, waren seine Versuche über die Verwandlung des Eisens in Stahl, die ihn auf die Methode leiteten, Gußeisen in Schmiedeeisen umzuschaffen; diese hat er 1722 in einer eigenen Schrift beschrieben. Da zuvor aller zu den verschiedenen Fabrikaten nöthige Stahl vom Ausland bezogen werden mußte, ward Reaumur von der Regierung in Anerkennung der unsäglichen Mühe, welche er auf diese Entdeckung verwandte, und in Betracht des wichtigen Dienstes, den er damit der französischen Industrie geleistet, eine Pension von 12,000 Livres ertheilt. Dasselbe gilt von der Verfertigung

des Eisenblechs, behufs welches er (1725) ein mit nur geringen Kosten verknüpftes Verfahren kennen lehrte, während bis dahin alles Blech aus Deutschland eingeführt wurde. Bei den zahlreichen Versuchen, die er dießfalls anstellte, hatte er öfters Gelegenheit zu bemerken, daß die geschmolzenen Metalle beim Erkalten und Festwerden regelmäßige Gestalten annehmen, und es erschien um dieselbe Zeit seine Schrift über Krystallisation der Metalle. Auch die Porzellanfabrikation beschäftigte seine Aufmerksamkeit und sein Nachdenken in hohem Grad. Er ließ aus China die Stoffe kommen, die



René Reaumur.

man dort hiezu verwendet, und bemühte sich, in Frankreich ähnliche aufzufinden. Es gelang ihm zwar nicht völlig. Andere jedoch, die seinen Anweisungen folgten, waren glücklicher und entdeckten die bekannte Erbart, woraus man das schöne, harte Porzellan heutzutage verfertigt. Uebrigens gerieth Reaumur hierbei auf ein Verfahren, mittelst dessen dem Glas die Weiße und der matte Glanz gegeben werden konnte, daß es einigermaßen dem Porzellan gleicht, weshalb man solches noch jetzt Reaumur'sches Porzellan nennt.

Reaumur war auch der Erste, der in Frankreich Versuche

mit der künstlichen Ausbrütung des Geflügels anstellte und die Kunst lehrte, Eier mittelst der Bestreichung mit Fett längere Zeit aufzubewahren, sowie mittelst des Quecksilbers das Verdunsten geistiger Flüssigkeiten zu verhüten. Auch die Wagenfabrikation verdankt ihm Verbesserungen in Betreff des Hängens in Federn und der Einrichtung der Achsen.

Im Jahre 1711 entdeckte er eine Muschelart, deren Saft dem der Purpurfarbe der Alten nahe kam. Selbst die Spinnengewebe suchte er nutzbar zu machen, und seine Abhandlung darüber (vom Jahr 1710) mußte für den Kaiser

von China von Missionären daselbst in die Mantschusprache übersezt werden. Den größten Ruhm aber erwarb sich Reaumur (1730) durch Anfertigung seines Weingeistthermometers und eine neue Einteilung der Stala, die auch beibehalten wurde, als man später den Weingeist mit Quecksilber vertauschte. Seine Einrichtung beruht auf der Annahme zweier äußersten Punkte, des Gefrier- und des Siedepunkts des Wassers, die unter den gleichen Umständen stets feste, bestimmte sind. Seine Einteilung des Raums zwischen beiden in 80 Grade, die darauf sich gründet, daß bis auf einen gewissen Grad rektifizirter Weingeist sich um 80/1000 ausdehnt, war eine mehr willkürliche Bestimmung, statt der man seitdem die Einteilung in hundert Grade angenommen hat. Allein von den genannten zwei festen Punkten wird man niemals abgehen, so daß im Grund alle Thermometer als Reaumur'sche betrachtet werden können; wiewohl die erste Idee davon Newton angehört, und die Erfindung eines Wärmemessers überhaupt von den meisten Schriftstellern dem Holländer Cornelius Drebbel (gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts) zugeschrieben wird.

Die zahlreichen Versuche, die er behufs dieser wichtigen Erfindung anzustellen hatte, führten ihn auf merkwürdige Beobachtungen über Zu- und Abnahme des Volumens und der Wärme, welche gewisse Flüssigkeiten durch Mischung erfahren, so wie über eisbildende Mischungen. Mit größter Sorgfalt sammelte er auch die mittelft seines Thermometers an verschiedenen Orten gemachten Beobachtungen der Wärme, und hat gewissermaßen diesen Zweig der Meteorologie in's Leben gerufen. Zu gleicher Zeit bemerkte er, daß das Gefrieren die Verdunstung des Schnees nicht aufhält. Ungeachtet der Wichtigkeit und Nützlichkeit aller bis jetzt genannten Leistungen Reaumur's sind doch seine Verdienste um die Naturgeschichte ungleich höher anzuschlagen. Außer den bereits erwähnten Abhandlungen über Fischschuppen, das Wachstum der Schalthiere und über verfeinerte Zähne lehrte er 1710 die Art und Weise kennen, wie mehrere Muscheln, die Seesterne, und andere Mollusken- oder Pflanzenthiere sich von der Stelle bewegen, und wies (1712) die merkwürdige Erscheinung des Nachwachsens verlorener Scheeren und Füße bei den Krebsen nach; beschrieb auch mit gewohnter Genauigkeit (1715) die eigenthümliche Thätigkeit des Zitterrochen's, und das Organ, mittelst dessen derselbe den Schlag vollbringt; er traf jedoch damit nicht das Richtige, indem man die elektrischen Erscheinungen zu seiner Zeit noch zu wenig kannte. Auch die Physiologie verdankt ihm bedeutende Aufklärungen. So hat er (1752) auf's Entschiedenste nachgewiesen, daß bei den Raubvögeln die Verdauung mittelst ihres sehr scharfen, auflösenden Magensafts zum Unterschied von den Körnerfressenden vor sich geht, bei welchen die Nahrungsmittel durch den Druck ihres sehr starken muskulösen Schlundes zerquetscht und zerrieben werden.

Das bedeutendste Werk Reaumur's aber von allen seinen wissenschaftlichen sowohl als populären Schriften sind seine leider unvollendet gebliebenen *«Mémoires pour servir à l'histoire des insectes»*, die in sechs Quartbänden in den Jahren 1734—1742 erschienen sind. Zu dem siebenten, achten und den weiteren Bänden, worin der Verfasser noch von den Grillen, Heuschrecken und Käfern u. s. w. handeln wollte, fand sich zwar das Manuscript in dem Nachlasse desselben vor, allein so ungeordnet und lückenhaft, daß an eine Herausgabe nicht zu denken war. Wer die Wunder der Natur und ihre tausendfältigen Anstalten zur Erhaltung dieser schwachen, winzigen Geschöpfe, den höchst merkwürdigen, jeder Gattung eigenthümlichen Instinkt u. s. w. kennen lernen will, dem darf dieß Werk mit Recht empfohlen werden, das zwar in einem etwas breiten Styl, aber allgemein verständlich geschrieben ist, gleich dem interessantesten Roman die Aufmerksamkeit fesselt, und doch nur wirkliche, auf zweifelloser Erfahrung beruhende Thatsachen gibt.

Was J. B. über die Naturgeschichte der Biene und deren wundervollen Staat gesagt wird, ist keineswegs veraltet,

wenn man auch heutzutage in der Kenntniß derselben viel weiter gekommen ist, und höchst dankenswerth seine Beschreibung im sechsten Bande des genannten Werkes über die Hummeln, Hornisse, Wespen, die einsam lebenden Bienen u. und ihre bewunderungswürdige Arbeitsamkeit. Um dieses Werkes willen galt Reaumur für den größten Naturhistoriker Frankreichs, als die ersten Bände der Naturgeschichte von Buffon erschienen und seinen Ruhm etwas verbunkelten, was nur der glänzende Styl des Letzteren vermochte. Leider ward dadurch bei Jenem die Empfindlichkeit und Eifersucht rege, und es fehlte nicht an häßlichen Angriffen von Seiten seiner Freunde gegen Buffon und dessen Mitarbeiter.

Reaumur war auch der Erste, der in Frankreich ein ziemlich vollständiges Naturalienkabinet anlegte, namentlich in der Klasse der Vögel, so wenig man sich damals noch auf das Präpariren verstand. Dasselbe ward nach des Besitzers Tod den königlichen Sammlungen einverleibt. — Sehr ruhig verlief übrigens sein Leben bald auf seinen Gütern in der Landschaft Saintonge, im heutigen Departement Charente, bald auf seinem Landhaus zu Verzy in der Nähe von Paris. Er nahm nie ein öffentliches Amt an, und widmete seine ganze Zeit der Wissenschaft; er war auch Mitglied der gelehrten Gesellschaften zu London, Petersburg, Berlin, Stockholm und des Instituts zu Bologna. Die ihm von der französischen Regierung für seine Erfindung zum Behuf der Stahlfabrikation 1722 verliehene Pension nahm er erst dann an, als dieselbe auf den Namen der Akademie geschrieben wurde, welche sie nach seinem Tode zu anderweitigen wissenschaftlichen Zwecken benutzen sollte. Verheirathet ist er nie gewesen. Ein unglücklicher Fall auf einem seiner Güter in der Landschaft Maine, wo er die Ferien zubrachte, führte seinen Tod herbei, am 18. Oktober 1757 in einem Alter von vierundsiebzig Jahren.

Da Reaumur uns Deutschen vorzüglich durch sein Thermometer bekannt ist, scheint es dem Zwecke dieser Blätter nicht entgegen, hier eine kurze Beschreibung desselben beizufügen. Die Einrichtung der Thermometer gründet sich auf die Erfahrung, daß alle Körper, und zwar am stärksten die luftförmigen und dann die tropfbar flüssigen, durch die Wärme ausgedehnt werden, so daß man die Größe der Ausdehnung zum Maß der Wärme selbst machen kann.

Die gewöhnlichen Thermometer bestehen aus einer in ihrer ganzen Länge gleich weiten Glasröhre mit unten angebrachter Kugel, welche nebst einem gewissen Theile der Röhre mit Quecksilber oder Weingeist gefüllt, dann oberhalb diesem luftleer gemacht und zugeschmolzen ist. Da sich nun das Quecksilber oder der Weingeist beim Erwärmen stärker ausdehnt und beim Erkalten stärker zusammenzieht, als das Glas, so muß die Flüssigkeit in der engen Röhre beim Erwärmen steigen und beim Erkalten fallen. Um dieses Steigen und Fallen an allen Orten und mit verschiedenen Thermometern auf vergleichbare Weise messen zu können, hat man zwei feste Punkte an jedem Thermometer (Fundamentalepunkte) angenommen, die gewissen, überall leicht wieder zu findenden Temperaturen entsprechen. Der eine derselben, der Frostpunkt, wird bestimmt, indem man das übrigens fertige Thermometer in schmelzendes Eis, der andere, der Siedepunkt wird bestimmt, indem man dasselbe in siedendes Wasser taucht und am Thermometer die Punkte bezeichnet, wo das Quecksilber in beiden Fällen steht. Der Raum zwischen diesen beiden Punkten wird dann in eine gewisse Anzahl gleicher Theile oder Grade getheilt, welche durch Striche auf einer neben der Röhre befindlichen Stala angegeben werden. Mehrere solcher Grade gleicher Größe pflegt man dann auch noch oberhalb und unterhalb der Fundamentalepunkte aufzutragen. In der Art der Einteilung in Grade stimmen nicht alle Thermometer überein, und es sind namentlich folgende drei im Gebrauch. Bei den im gewöhnlichen Leben in Deutschland, Rußland, Südeuropa gebräuchlichen Reaumur'schen ist der Abstand zwischen beiden Fundamentalepunkten in 80 Grad, bei dem in Frankreich ausschließlich, und auch

in Deutschland von Chemikern und Physikern größtentheils gebrauchten hunderttheiligen oder Celsius'schen in 100 Grade, bei dem in England und Nordamerika gebrauchten Fahrenheit'schen in 180 Grade getheilt, so daß also 4 Grade Reaumur gleich 5 Graden Celsius und gleich 9 Graden Fahrenheit sind.

Eine gefährliche Wasserfahrt.

Episode aus meinem Leben in Finnland.

Von

Heinrich Vossé.

Es war im Frühjahr 1847. Ich befand mich auf einer Reise durch das nördliche Finnland. Vielleicht Helsingfors ausgenommen, ist es dem Fremden leicht, Bekanntschaften anzuknüpfen, denn bei seiner anerkannten Gastfreundschaft ist der Finnländer auch gesellig. Kaum war ich einige Wochen in Uleåborg, so standen mir Thor und Thüre offen. Unter andern machte ich die Bekanntschaft zweier Schiffskapitäne, der Gebrüder Jonas und Abraham R., welche ich oft besuchte, um mir die Erlebnisse dieser weitgereisten, vielerfahrenen Männer erzählen zu lassen. An einem schönen, hellen Sonntag forderten sie mich auf, mit ihnen die große Stromschnelle der Uleå-Elf zu besuchen, welche ungefähr eine halbe Stunde von Uleåborg beginnt, und sich mit unbeschreiblicher Gewalt und Schnelligkeit unweit der Stadt in den baltischen Meerbusen stürzt. Dergleichen Stromschnellen, in dortiger Sprache „Forß“ genannt, gibt es in Finnland eine unendliche Menge, und ich muß gestehen, daß sie auf mich immer einen erhabeneren, großartigeren Eindruck gemacht haben als die Wasserfälle. So ist auch der weitberühmte, mächtige Fall bei Imatra, 20 Meilen von Wiborg, der vielleicht, was Wassermasse und Länge anbelangt, im Norden Europas nicht seinesgleichen hat, nicht eigentlich ein Wasserfall, sondern ein Forß, das ist eine Stromschnelle. Wir fuhrten also Morgens 8 Uhr zu Wagen in das kleine Dorf hinaus, das einzig und allein von den Booten bewohnt ist, welche die auf der Uleå-Elf von Lappland herkommenden Theerlöhne durch die Tod drohenden Klippen der gefährlichen Schnelle leiten. Diese Boote sind bewundernswürdige Leute. Täglich, bei der geringsten Unachtsamkeit, einem sicheren, schrecklichen Tode ausgesetzt, bestetigen sie die ankommenden Theerlöhne mit einer Kaltblütigkeit, die selbst ihren der Gefahr kundigen Landsleuten das Haar sträuben macht. Die Theerboote sind 40—50 Fuß lang, und dabei in der größten mittleren Breite kaum 4 Fuß breit, aus Brettern von lappländischem, ungemein zähem Fichtenholz gebaut, und so elastisch, daß sie sich fast wie Kautschukschlängen durch die in der Stromschnelle zerstreut liegenden ungeheuren Steinmassen hindurch winden. Bei unserer Ankunft im Bootsdorfe war gerade eine Partie Theerlöhne angelangt, und während sich die Boote zu ihrem Beruf bereit machten, setzten wir uns zu einem frugalen Frühstück. Der Ältere meiner beiden Führer, Jonas, machte im Scherz den Vorschlag, die Wasserfahrt mitzumachen, welcher Idee sein jüngerer Bruder um so leichter beistimmte, da es bei Beiden nicht das erste Mal war, ein Gleiches zu thun. Was sollte ich sagen, als Beide mit lächelnder Miene fragten, ob ich, als Landratte, Muth genug hätte ihnen zu folgen. Mein Herz schlug so hörbar, und ich veränderte die Farbe so plötzlich, daß Beide in ein schallendes Gelächter ausbrachen. „Na, lassen Sie nur gut sein,“ sagte Jonas, „Sie könnten uns unterwegs aus Angst sterben, und das wäre auf jeden Fall ein Weibertod!“ Das war mir zuviel; ich hatte auf meinen Reisen im hohen Nord dem Tod nicht bloß ein Mal und in so verschiedener Gestalt in's Auge geschaut, daß ich, aufgereizt durch diesen bitteren Spott, sogleich einwilligte. Zwar sahen mich Beide mit ungläubigen Blicken an, allein als ich den wachhabenden Booten rief,

und ihn um Erlaubniß bat, mitfahren zu dürfen, da umarmten und belobten mich Beide. „Glauben Sie mir,“ sagte Abraham, „daß von all' den Landrabben da unten in der Stadt auch nicht ein Einziger, ausgenommen die alten Schiffer, diese Fahrt mitmachen würde.“ Unsere Sachen waren bald zusammengepackt. Noch einen tüchtigen Zug aus der Flasche, und vorwärts ging's einer Wasserfahrt entgegen, wie sie wohl kaum einer meiner Landsleute, wenigstens in Europa, je mitgemacht hat. Nachdem wir Drei auf Theerbooten in der Mitte des Rahns Platz genommen, zündete sich der Bootse seine silberbeschlagene, kurze Meererschaupeife an und stellte sich an das Steuerruder. Der Strich, welcher das Boot am Lande hielt, wurde eingeholt, und fort ging's mit der Schnelligkeit eines Segelbootes bei gutem Winde. Es war ein himmlisch schöner Tag. Die Luft, von balsamischen Düften der die Ufer kränzenden Wäldungen und Wiesen erfüllt, schien so durchsichtig, daß man glaubte in die Unendlichkeit, in das Nichts zu sehen. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung für jeden Fremden, daß der nordische Himmel an einem hellen, schönen Sommertage weit entfernter scheint als der südliche. Mich diesen und ähnlichen Betrachtungen überlassend, fühlte ich, daß der Rahn immer mehr und mehr fortgerissen wurde; aus einiger Entfernung hörte man ein Rauschen und Brausen, das, mit jeder Minute näherkommend und stärker werdend, mein Herz zusammenzog. Unwillkürlich dachte ich an meine Frau und meine Kinder, faltete die Hände wie zum Gebet, und war doch nicht im Stande Eines zu denken. Da auf einmal riß uns die Gewalt des Stromes in eine zwei Fuß tiefer liegende Furt und nun war kein Halten mehr; vorwärts und immer vorwärts ging es mit rasender Geschwindigkeit, bald etwas rechts, bald links abweichend; bei jedem noch so leichten Stoß schrie ich hell auf, was nun freilich bei diesem Höllenlärm nicht gehört wurde; ich fühlte nur, daß wir hinabstürzten wie von dem Gipfel eines Berges in's Thal, über uns der lachende Himmel, neben uns Wasservogel groß wie die Räder eines Dampfschiffes, Wolken von Staubwasser über uns ausschüttend. So ging es einige Minuten, die mir Jahre dünkten, fort, als wir plötzlich einen so gewaltigen Stoß verspürten, daß ich glaubte der Rahn sei in tausend Splitter zertrümmert; wirklich stürzte auch in demselben Augenblick eine so bedeutende Wassermasse über Bord des Vordertheils, daß ich bis an die Knöchel im Wasser saß. Als ich meine beiden Reisegefährten aber ruhig ihre Pfeifen hervorzuziehen und anrauchen sah, wagte ich es mich umzudrehen, denn aus wohlbedachter Vorsicht hatte man mich die Fahrt rückwärts sitzend machen lassen. Da gewahrte ich denn, daß wir den Ausfluß der Schnelle erreicht hatten, und uns in ziemlich ruhiger Strömung befanden. Der letzte Stoß und das Wasserschöpfen des Rahns erklärte sich uns auch sogleich, indem ich mich wieder umkehrte und nun sah, daß wir in eine noch tiefere Furt hinabgerutcht waren, als das erste Mal. Ein eisalter Schauer überlief mich, da ich die Höhe hinaufschaute, die wir zurückgelegt hatten; denn von der Stelle aus betrachtet, auf der wir uns befanden, schien mir der Wasserberg in Folge einer gewöhnlichen optischen Täuschung über 100 Fuß hoch zu sein. Ich hatte kaum den Muth dem lieben Gott im Innersten meines Herzens für meine Erhaltung zu danken, denn ich fühlte, daß ich mich aus eiler, falscher Scham muthwillig in die Gefahr begeben hatte. Bei meiner Nachhausekunft erzählte ich meiner Frau so schmerzhaft als möglich das Geschehene, und mit thränenden Augen nahm sie mir das Versprechen ab, mich nie wieder in ähnliche Gefahr begeben zu wollen. Meine Leser können versichert sein, daß ich Wort gehalten habe, denn es sind seit jener Zeit vierzehn Jahre verfloßen, und immer noch denke ich nur schauernd und mit Entsetzen jener Wasserfahrt durch die nasse Hölle!

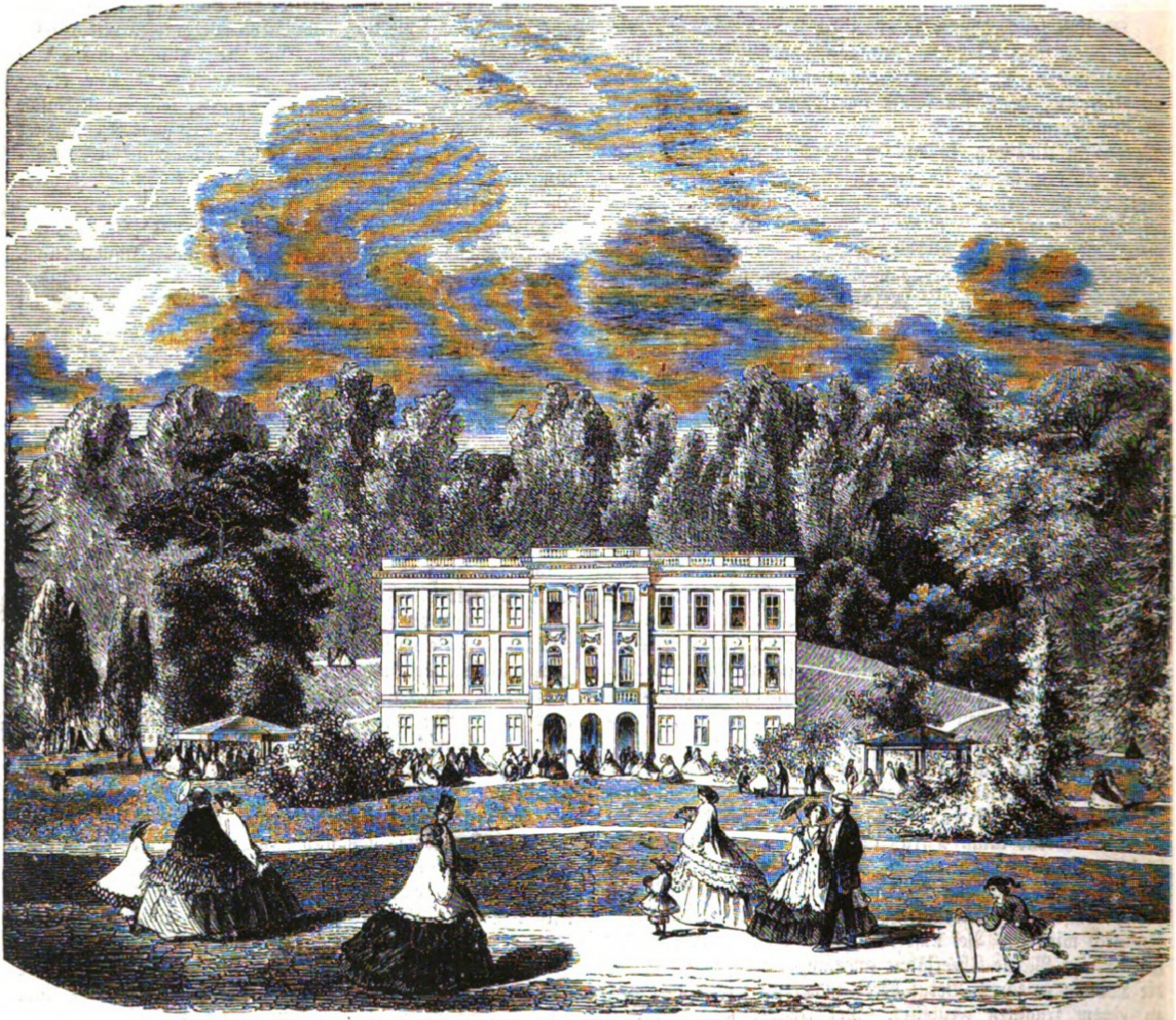
Das Seebad Marienlyst.

Von

Hector Wilbauer.

„In's Meer geworfene Rosenbüsche“ nennt Döhle Schläger seine Heimatinseln, und er hat recht. Das reizende Seeland mit seinen Buchenhainen, seinen wellenbespülten Küsten, was läßt sich Lieblicheres, Poetischeres denken, und der Haß, der aus politischen Wirren entstanden, wird uns nicht so verblenden, daß wir die Reize der nordischen Schönen ver-

kennen möchten. Am Sund, der, seitdem der lästige Zell gefallen, nur noch seine schönen Seiten hat, gegenüber dem mächtigen Kronborg mit seinen Zinnen und Bastionen, schaut aus dem grünen Laube der Buchen das junge Seebad Marienlyst hervor und lockt die Vorüberfahrenden, an dieser Küste zu weilen und die erfrischende Kraft der Meereswellen zu kosten. In kurzer Zeit hat es sich zu einem der beliebtesten und besuchtesten Badeorte des Nordens emporgeschwungen. Marienlyst empfängt das salzige Naß des Kattegat aus erster Hand, ungeschwächt und ungetrübt durch den Abfluß einer großen Stadt oder eines Stromes. Darum kräftiger als die Ostseebäder, ist es doch wieder milder, indem Ebbe



Das Seebad Marienlyst auf Seeland.

und Flut den Badegast nicht geniren; denn der Wellenschlag ist, obwohl lebhaft, doch nie zu stark, die Tiefe angenehm und der Sandboden sehr weich. Die Strömung, welche der Sund mit sich bringt, ist überdies von sehr bedeutender Wirkung. Diese Vorzüge, welchen sich die Nähe der prächtigsten Vegetation, wie man sie selten oder nie bei Seebädern findet, einigt, hat Marienlyst den großen Zustrom verschafft, welcher mehrere Neubauten zu dem ehemaligen Schlosse nöthig machte. Das Schloß ist von Friedrich V. aufgeführt, und hinter demselben befindet sich eine von Ringmauern umgebene hohe Terrasse, die als Hamlet's Grab gezeigt wird, und für romantische, schalkperschwärmende Gemüther besondern Reiz hat. Die Zimmer des Hauptgebäudes sowie der Anbauten

sind hoch und lustig, und der Vereinigungsalon hat eine freie Aussicht über den Sund. Das Schloß bildet den Kur-saal. Rauchsalons, Billardzimmer, Lesezimmer, Speisesäle bieten Abwechslung für die Gäste in Hülle und Fülle, und die Ausflüge in's Land hinein, nach Hammerwerk, Nellesbø, Odinsbø, Gurrefö mit Gurrefot, Cirumsö, Fredensborg und dem vielgenannten Fredriksborg lassen den Mangel des Spiels gerne vergessen, wenn es ein Mangel wäre. E. Lobe-danz hat in den jüngsten Tagen ein treffliches und interessantes Büchlein über Marienlyst geschrieben. Das sei allen Besuchern warm empfohlen.

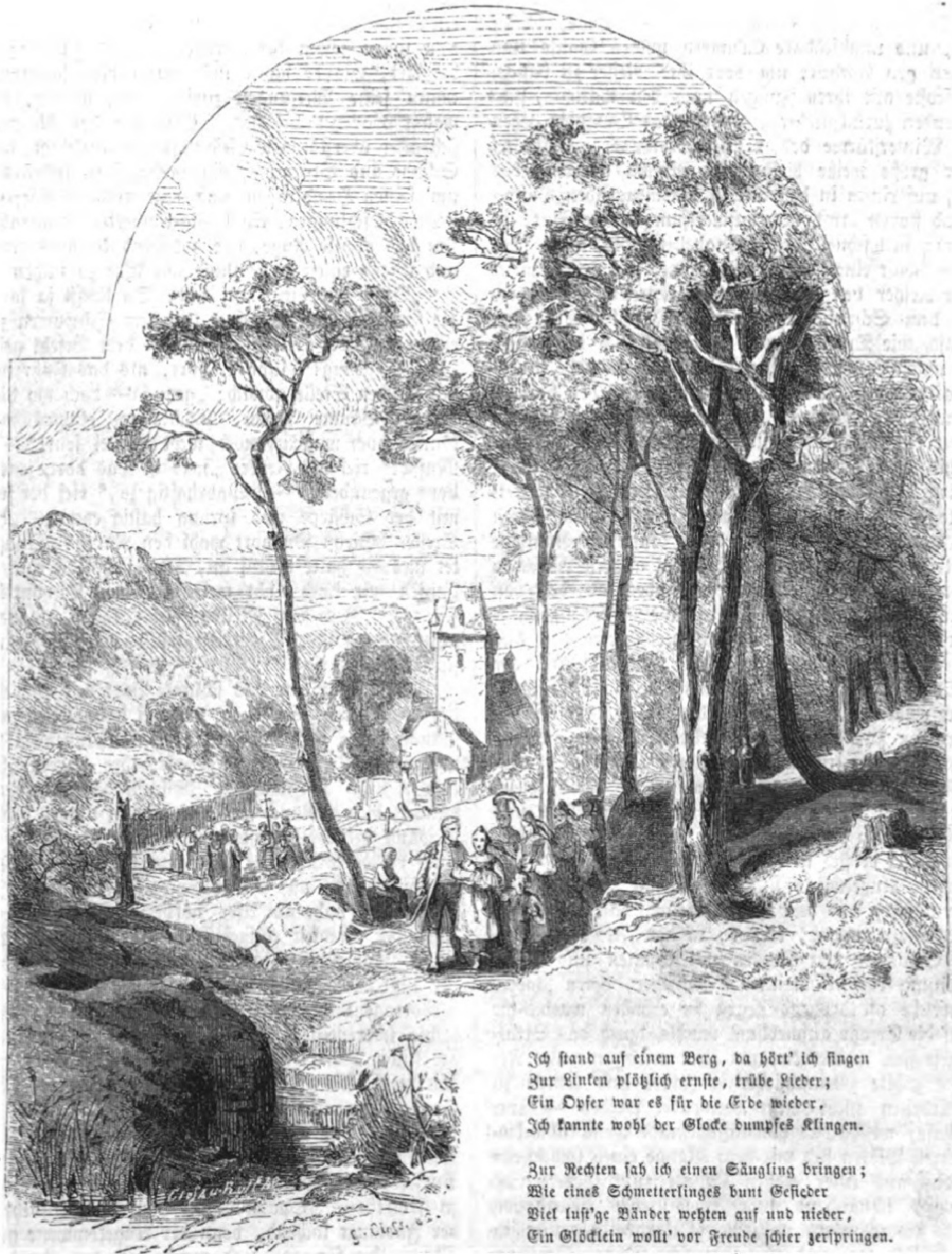
Deutsche Lieder

mit Illustrationen.

Ich stand auf einem Berg.

Von

Georg Herwegh.



Ich stand auf einem Berg, da hört' ich singen
Zur Linken plötzlich ernste, trübe Lieder;
Ein Opfer war es für die Erde wieder.
Ich kannte wohl der Glocke dumpfes Klingen.

Zur Rechten sah ich einen Säugling bringen;
Wie eines Schmetterlings bunt Gefieder
Viel lust'ge Bänder wehten auf und nieder,
Ein Glücklein wollt' vor Freude schier zerpringen.

Die Andacht wagt' kein Wesen rings zu hören:
Die Heerden hielten still auf ihren Wälden,
Wie fromme Peter flüsternd die Föhren.

Als ob die Glocken sich umarmt, die beiden,
Konnt' ich bald Einen süßen Klang nur hören
Und Tod und Leben nicht mehr unterscheiden.

Fazede.

Ein Gemälde aus Louisiana.

Von

Gottfried Overmann.

1.

Es war Frühling — Frühling in Louisiana! Aus den hohen Cypressen drang das hellgrüne Laub durch das tief niederhängende, graue, hin und wieder sich wiegende Moos, so daß die schweren Bäume silberhaarigen Greisen glichen, deren Scheitel mit einem grünen Kranze geschmückt wäre.

Von Süden her erschienen allerlei viel farbige, schöne Singvögel, und unabsehbare Schaaren wilder Gänse und Enten zogen gen Norden, um dort ihre Nester zu bauen, und im Herbst mit ihren Jungen nach den warmen, südlichen Gegenden zurückzukehren, und in den Sümpfen gegen die kalten Winterstürme des rauhen Nordens geschützt zu sein. Der große weiße Reiher saß einsam am Ufer des Mississippi, auf einem in den Strom hineinragenden Baumstamm, und starrte ernst und aufmerksam in die Flut, in welche er zuweilen schnell den Schnabel tauchte, was stets die Gefangenschaft eines der Flußbewohner zur Folge hatte, wonach der Reiher den langen Hals ausstreckte und einige Male mit dem Schnabel klapperte, als wollte er sagen: „Sei so rasch wie Du willst, ich erwische Dich dennoch!“ und dann nahm er wieder seine frühere gravitatische, unbewegliche Haltung an. Der Spottvogel flötete in den blühenden Tulpenbäumen, während der Luri sich auf den höchsten Zweigen der riesigen, im fruchtbaren Morastboden stehenden Stämme hin und her wiegte, und sein gellendes Geschrei weithin durch den stillen Wald erschallen ließ. Die Turteltaube lodte aus den dicht belaubten Chinabäumen, deren vorjährige Beeren kaum abfielen, durch sanfte, wehmüthige Töne den treulosen Lauber, der mit einem andern Weibchen auf dem breiten Dache des Plantagengebäudes saß, das von Blumen und Blüten umgeben und von einer Orangenheide umschlossen war. Leise bewegten sich die Zweige des hier und dort noch unangetastet liegenden Waldes, und der mächtige Strom des Westens, der majestätische Mississippi, wälzte seine gelben Wogen schäumend dem klaren mexikanischen Meerbusen zu, dessen kristallhelles Gewässer anfangs zurückweicht, und den trüben, schlammigen Strom nicht aufnehmen, sich mit ihm nicht vereinigen will. Doch dieser bahnt mit Macht sich einen Weg in die Salzflut und zwingt diese, ihn zu empfangen und, bald selbst gefärbt und klar, verliert er sich in die stattlichen Wogen.

In diesem Augenblicke stieg die Sonne, von keinem Wölkchen umhüllt, aus dem dichten Grün, das die ausgedehnteste Plantage umgab, empor; in den Feldern arbeiteten ganze Schaaren von Negern mit Spaten und Pflug unter Anleitung einiger berittenen Aufseher, deren schwere Peitsche, welche oft drohend gegen sie erhoben ward, die Trägen auf die Gefahr aufmerksam machte, durch das Strafwerkzeug getroffen zu werden; am Ufer trieb eine alte Negerin — sie zählte zweiundsiebenzig Jahre und konnte zu sonstigen Arbeiten nicht mehr verwendet werden — eine Herde Schafe, welche das hochaufliehende Gras abweiden, und deren Blüten sich mit dem Klange eines Glöckchens vereinte, das aus einer nahen Kapelle zum Gebete rief. Brausend und schnaubend fuhr eines jener riesenhaften Dampfboote stromabwärts nach New-Orleans, der Königin der südlichen Staaten, und eine zahlreiche Schaar Schaluppen und Schooner, von den dortigen Pflanzern „Hühnerdiebe“ genannt, durchschnitten mit geschwollenen Segeln den Strom, von beständigem Nordostwind getrieben.

Einem dieser letzteren Fahrzeuge wollen wir uns nähern und mit dessen Besatzung einige Bekanntschaft machen. Es schien etwas größer, als gewöhnlich diese Art Boote sind, und auf seine Ausrüstung und sein Segelwerk außerordent-

liche Sorgfalt verwendet zu sein. Der schlanke Mast, der unter dem schneeweißen Segel sich beugte, war mit einem bunten, flatternden Wimpel geziert, das Ded sauber geschauert, die Verschläge und Gänge hellgrün, und auswendig auf schwarzem Grunde ein violett und weißer Streifen sehr hübsch gemalt. Am Ruder saß ein junger Neger von etwa achtzehn Jahren, bloß mit einem weißen Hemde und einer weißen Hose bekleidet, welche stark gegen die ebenholzfarbige Haut abstachen. Vor dem Mast auf einer dort ausgebreiteten wollenen Decke saßen zwei Weiße, oder vielmehr zwei Kreolen; denn obgleich von europäischer Abstammung, deutete dennoch die olivenfarbige Haut und das pechschwarze, glänzende Haar der beiden Männer an, daß sie Kinder einer noch südlicheren Provinz als Louisiana seien. Einer von ihnen schien der Herr des Bootes zu sein; denn aus der Art, wie er dann und wann dem schwarzen Steuermann seine Weisungen zurief, ging hervor, daß er gewohnt war zu befehlen. Gleichwie der Neger, hatte er sich aller überflüssigen Kleidungsstücke entleibt, doch trug er Schuhe und Strümpfe, ein viel farbiges seidenes Tuch war um seinen Hemdtragen und eine rothe Schärpe um seine Hüften geschlungen, ein breitgeränderter Panamahut beschattete das dunkle Auge, das forschend darunter umhergahnte und irgend einen Gegenstand am Ufer zu suchen schien.

„Stoß' ab, Titus! stoß' ab. Du läufst ja so gerade auf die Sandbank an,“ rief er jetzt dem Schwarzen zu, der mit einem lauten: „Ai, ai, Massa!“ dem Befehl gehorchte. — „So — genug!“ fuhr er fort, als das Fahrzeug von der gefährlichen Stelle abwich; „genug — doch wo die drei verdorrtten Bäume stehen, möchte ich einmal wissen; wir können doch wahrlich noch nicht vorbei sein!“ — „Holla, Massa!“ rief der Neger, „was ist Das dort, jenem Dampfboot gegenüber?“ — „Wahrhaftig ja,“ rief der junge Mann mit der Schärpe und sprang hastig empor, „das ist die Stelle. Siehst Du dort wohl den Rauch? Quagas erwartet uns — halte d'rauf an, Titus! halt' d'rauf an. Nun können wir auch nicht weit mehr von Duvont's Plantage sein.“ — „Noch fünf Meilen, hat Quagas unlängst gesagt,“ antwortete Titus, „doch wir müssen wenden, wir haben zu starken Gegenwind.“

Als bald wendete das schlanke Boot den Steven und flog der angebotenen Stelle zu, wo drei hohe, jedoch abgestorbene Bäume, nur noch mit dem grauen, hängenden Moose wie mit einem Trauerschleier bedeckt, ihre dürrten Zweige edig und weithin ausstreckten. Zwischen den Bäumen stieg ein dünner, blauer Rauch auf, und eine in blaues baumwollenes Gewand gekleidete Gestalt stand am Ufer und winkte mit einer rothen Mütze als Erkennungszeichen. Rasch glitt der „Hühnerdieb“, auf dessen Spiegel der Name „Fazede“ zu lesen war, nahe am Ufer vorbei; doch das Brett, welches einer der Kreolen aufgefaßt hatte, um es über Bord zu legen, war unnütz; denn mit Einem kühnen Sprunge war der Wartende, ein junger, dunkelfarbiger Mann, von dem hervorragenden Baumstamm auf das Ded gelangt, und lachte über seinen wohl gelungenen Sprung, indem er mit der linken Hand zur Stütze den schlanke Mast ergriff und, sein rothes Mützchen in der rechten Hand, dem Schiffer einen Gruß zuschwenkte.

„Vorsichtig, Quagas!“ rief dieser besorgt, „Du wirst mit Deinen tollen Sprüngen noch den Hals brechen, verwegener Bursche! und das wäre jedenfalls vierundzwanzig Stunden zu früh!“ — „Später könnt Ihr mich entbehren,“ sagte der Indianer lachend, denn der Angekommene gehörte zum Stamm der Quagas und ward von den Kreolen mit dem Namen seines Stammes genannt. „Ja, ja,“ fuhr er fort, indem er sein langes, glänzendes Haar aus dem Gesichte strich und seine rothe Mütze wieder aufsetzte, „das ist das Loos unseres Volks, warum sollte ich eine Ausnahme davon machen?“ Er wollte noch mehr sagen, doch sein Auge begegnete dem gütigen Blick des jungen Spaniers, der ihm herzlich die Hand reichte, und lachend setzte er hinzu: „Aber

Ich bin ein Kind, daß ich auf das Aht gebe, was ein Mann sagt, der seines eigenen Lebens müde ist. Señor Laniera! Ihr glaubt gewiß, es kenne Euch Niemand hier an der Küste, weil Ihr so stolz mit Eurer bunten Schärpe dort oben auf dem Deck stehen bleibt; haltet mehr die Mitte des Stroms und bedenkt, daß hier jeder Plantagenbesitzer ein Fernrohr besitzt.“ — „Dummes Zeug, Quagas!“ antwortete der Spanier, wandte jedoch den Rücken dem Lande zu, während er dem Schwarzen einen Wink gab, mehr vom Lande abzuhalten; dann ergriff er des jungen Indianers Hand und rief: „Den Brief, Quagas! den Brief! Du bist doch nicht ohne den Brief gekommen?“ — „Nein, das bin ich nicht, Señor! — Aber ziehet nun Eure Segel ein; wir sind nicht mehr weit von unserem Bestimmungsort, und ich habe gerade keine Lust dort länger zu liegen, als durchaus nothwendig ist.“

Hastig riß der Spanier ihm den Brief aus der Hand, und der Indianer, der jetzt, wie es schien, genug gesprochen und gethan zu haben glaubte, streckte sich auf das Verdeck und starrte wohlgemuth auf den bunten, flatternden Wimpel.

2.

Werfen wir jetzt einen kurzen Blick auf die Verhältnisse und Pläne unserer Reisenden.

Señor Laniera, wie der Indianer ihn nannte, war der Kapitän eines Schooners, welcher Schleichhandel trieb, sich jedoch in den Mississippigegenenden nicht mehr öffentlich zeigen durfte, weil er bei seiner letzten Landung an dieser Küste mit einem Pflanzer in Streit gerathen war und diesen in einem Duell erschossen hatte. Nur der Schlaueit Quagas' hatte er es zu verdanken, daß er damals seinen Verfolgern entkommen war, und nicht ohne Ursache hatte dieser ihn gewarnt, vorsichtig zu sein, weil man wohl erwartete, ihn wieder aufzutauchen zu sehen, und der Bruder des Getödteten dem Mörder desselben blutige Rache geschworen hatte.

Jetzt aber beabsichtigten die Männer eine weit gefährlichere Unternehmung; ihr Zweck war, eine Sklavin aus der Mitte einer gutbewachten Plantage und aus dem Innern eines dicht bevölkerten Landes zu entführen, und auf diesem Verbrechen stand die Todesstrafe. Doch Laniera war nicht der Mann, der auf Gefahren achtete oder sie fürchtete. Seinem Muth sowohl wie seiner Schlaueit vertrauend, ging er dem Abenteuer mit so leichtem Herzen entgegen, als wolle er mit seiner Geliebten eine Lustreise auf dem Golf antreten. Das ganze künftige Glück seines Lebens stand auf dem Spiel: weshalb sollte er denn zögern, sein Leben auf's Spiel zu setzen, das, falls er seinen Zweck nicht erreichte, ohnehin keinen Werth für ihn haben würde?

Auf seinen früheren Reisen, wo er namentlich den Mississippi besuchte, hatte er auf der Plantage eines sehr reichen Franzosen ein junges Mädchen, welche die Tochter aber auch die Sklavin des Pflanzers war, kennen gelernt. Da ihre Mutter eine Nefte, so war in ihr keine Spur äthiopischen Blutes zu erkennen, und Niemand, der ihre wallenden braunen Locken, ihre dunkelblauen Augen und ihre weiße Hand sah, würde in Jazebe eine Abkömmlingin dieser verachteten Rasse geahnt haben. Sie ward auch von ihrem Vater stets wie ein Kind des Hauses behandelt; weil ihr jedoch nicht ausdrücklich die Freiheit geschenkt worden, war sie beständig der Gefahr ausgesetzt gewesen, bei einem plötzlichen Tode des alten Mannes als ein Theil seines nachgelassenen Eigenthums an den Meistbietenden verkauft zu werden.

Laniera verachtete die Vorurtheile seines Volks, das eine rechtmäßige eheliche Verbindung eines Weißen mit einer Abkömmlingin jenes verachteten Stammes als entehrend betrachtet, sich jedoch nicht scheut, in der nächsten Beziehung mit dieser nämlichen Rasse, selbst mit deren verachteten Gliedern, zu stehen: er hatte das Mädchen, einen Engel an Körper und Geist, lieb gewonnen, und bei ihrem Vater um

ihre Hand angehalten. Der alte Franzose, ebenso überrascht als erfreut über des jungen Spaniers Antrag, den er kaum erwartet hatte, sagte ihm gern die Hand seiner Tochter zu, und wenige Tage später sollte das junge Paar mit einander verbunden werden.

Laniera wohnte mittlerweile im Hause des Pflanzers, ertrug jedoch nur mit Mühe die Spottereien verschiedener amerikanischer Nachbarn, welche über seine Verbindung mit einer Sklavin die Nase rümpften. Ein Kreole insbesondere wagte es, nach verschiedenen boshaften Bemerkungen das Wort „Negerin“ zu gebrauchen, indem er von der Geliebten des Spaniers sprach; aber auch in dem nämlichen Augenblick lag er, von Laniera's Faust stark getroffen, blutend zu Boden. Seine Freunde sprangen zwischen Beide, und noch an demselben Tage wurden zwischen den zwei Feinden Augen gewechselt. Der Kreole fiel. Laniera ergriff die Flucht und rettete sich mit genauer Noth auf sein Schiff; doch wie groß war seine Bestürzung, als, nach einem Kreuzzuge von mehreren Tagen, der treue Indianer, den er abgesendet um mit dem alten Pflanzer eine Zusammenkunft zu verabreden, zurückkehrte und ihm mittheilte, daß dieser gestorben sei ohne einen Freibrief für Jazebe ausgestellt zu haben, und daß auf Andringen von Laniera's Feinden der Nachlaß öffentlich versteigert werden solle, und unter diesem selbstredend auch seine Verlobte sein werde; der Bruder des im Zweikampf Getödteten, ein Amerikaner und zugleich Sheriff daselbst, habe geschworen, des Mädchens Herr zu werden, und sollte es ihn auch fünftausend Piasler kosten. Was die Unglückliche zu gewärtigen habe, wenn sie sich in den Händen des boshaften Yankee befinde, sei vorherzusehen.

Mit Entsetzen vernahm der arme Laniera das Loos, das über dem Haupte seiner Geliebten schwebte.

Hier aber wurde ein rasches, kräftiges Handeln nöthig. Daß Laniera von seinen Feinden kein Mitleid, keine Nachgiebigkeit zu erwarten habe, war ihm bekannt, und rasch faßte er den Entschluß, die Geliebte zu befreien und zwar, falls dieß durch List nicht gelänge, durch Gewalt; denn sein Schooner, der in Rathez Waaren für die Märkte des Südens geladen hatte, war nahe zur Hand, und der Indianer war abgesendet, um heimlich mit Jazebe zu sprechen und mit ihr einen Entführungsplan zu verabreden. Der Brief enthielt ihre Antwort. Mit funkelnden Augen durchlas ihn Laniera; doch immer düsterer, immer unheilverkündender zogen seine Brauen sich zusammen, krampfhaft griff seine Hand während des Lesens einigemal nach dem in seiner Schärpe sitzenden, mit Eisenbein eingelegten Messer.

„Zeusslich!“ rief er endlich aus. „Die Schurken glauben, ich sei in Havanna, oder wenigstens weit genug von ihnen entfernt, um ihr Spiel nicht zu verderben, — doch Geduld! — wenn sie diesmal ihre Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht haben, will ich ein Yankee heißen! Aber das Ruder über und das Segel eingezogen, Titus, steure auf jene kleine Insel, nimm dann das Fernrohr und gib Aht auf den Schooner! Du hast doch die Feuerpeile zur Hand, um ein Signal zu geben?“ — „Alles in Ordnung, Massa! Alles in Ordnung!“ rief der gehorsame Schwarze, und nach wenigen Minuten glitt das hübsche Fahrzeug unter die niederhängenden Weiden eines kleinen Eilandes, wo es bald befestigt ward und in Sicherheit lag. Darauf sprangen die Männer an's Ufer, und hier machte Laniera sie mit seinem Plan bekannt.

Er selbst konnte natürlicherweise, so lange es Tag war, sich nicht am Lande unter seinen Feinden zeigen. Quagas hingegen, der dort von Kindheit an gewohnt und größtentheils im Hause des alten Pflanzers erzogen war, erregte keinen Argwohn, und wenn gleich die dort Wohnenden vermutheten, daß er mit dem geflüchteten Spanier sehr befreundet sei, so glaubten sie doch, daß dieser Letztere sich, wie sie sagten, im Meerbusen von Mexiko befinde, um ihrer Rache zu entgehen. Sie ahnten nicht, daß er den Tod des alten Mannes vernommen habe. Quagas sollte deshalb mit dem

„Hühnerdieb“, welchen Laniera absichtlich zu diesem Zwecke in Mathez gekauft hatte, dort landen, während der Spanier im Fahrzeuge selbst verborgen bleiben sollte, bis es Nacht geworden; dann sollte er an's Land gehen, seine Geliebte in's Boot bringen, und mit ihr noch in derselben Nacht das nicht weit entlegene New-Orleans zu erreichen suchen. Dort lag das Dampfboot „Cuba“, welches am folgenden Morgen um sechs Uhr nach Texas abging, und befand er sich einmal an dessen Bord, so blieb jede Verfolgung unmöglich, indem er in Texas nur wenige Meilen landeinwärts zu ziehen brauchte, um alle Verfolgungen seiner Feinde zu vereiteln. Sein Steueremann aber sollte mit der Bemannung des Schooners, wenn irgend möglich, durchaus keinen Antheil an der Entführung nehmen, denn Jazebe ward jetzt als Sklavin betrachtet, und ihre Wegführung war mithin ein Diebstahl; leicht hätte das erbitterte Volk Einen von der Mannschaft erkennen und auf Schiff und Ladung Beschlagnahme legen können. Jedoch sollte er in der Nähe bleiben; wenn es dann zum Aeußersten käme, er den Kapitän in Gefahr glaubte oder das Nothsignal sähe, dann sei an kein Zurückbleiben zu denken. Zwölf gutbewaffnete, kühne Havannesen bildeten die Bemannung, und unter Anführung des Steuermanns mußten sie den Pflanzern, welche eine solche Anzahl nicht erwarteten, geschweige denn darauf vorbereitet waren, gefürchtete Gegner sein.

3.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, als Titus die Männer, welche ihr Mittagschlafchen hielten, benachrichtigte, daß der Schooner sich bereits an der nächsten Landspitze zeige und auch ihr Signal schon beantwortet habe. Jetzt schien neues Leben in die Gestalten zu kommen, die bisher träge und fast gleichgültig liegen geblieben waren. Nochmals wiederholte Laniera seinem Freunde, wie dieser sich zu benehmen habe, und nahm ihm das Versprechen ab, seine Vorschriften genau zu befolgen. Hierauf begab er sich in die kleine Kajüte des „Hühnerdiebs“; der Neger setzte das Segel wieder bei und ließ sich am Ruder nieder, während Quagas, mit Behagen eine Cigarre rauchend, sich auf das Verdeck hinstreckte und das schlanke, scharfgebaute Fahrzeug, von einer frischen Kühle getrieben, pfeilschnell stromabwärts und dem östlichen Ufer des Mississippi zueilte. Der Steuermann Boyuka erwartete inzwischen die Annäherung des Schooners, der, näher gekommen, ihm ein Boot zusandte, wonach er langsam dem vorausseilenden „Hühnerdieb“ folgte, dessen Mast eben durch eine Krümmung der Küste ihm außer Sicht gelangte. — Pfeilschnell durchschnitt inzwischen Letzterer den unruhigen Strom, und noch war die Sonne nicht hinter den grünen Gipfeln des Urwaldes verschwunden, als er sich der Plantage des vor Kurzem gestorbenen Farmers näherte; das Segel ward eingezogen, eine Fangleine ausgeworfen, mit welcher zugleich der junge Quagas an's Land sprang, welche er an den schwarzgebrannten Stumpf einer blätterlosen Cypresse befestigte. — „Holla, Indianer!“ rief eine schwere Bassstimme vom Ufer her. Der junge Indianer erhob das Haupt und sah den Konstabler vor sich, der erstaunt ausrief: „Alle Teufel! wie kommst Du zu dem schönen Boote? Du hast es doch nicht auf dem Strom gefunden, hoff' ich?“ — „Mit dem Neger d'rauf, nicht wahr?“ antwortete der Indianer lachend, indem er rasch die Uferbank erstieg und dem Amerikaner die Hand reichte. „Was meinst Du zu meinem Kauf?“ sagte er hinzu, rief sich die Hände und zeigte auf das hübsche Boot. — „Dein Kauf? Junge! Zum Henker, wie bist Du zu dem Gelde dafür gekommen? Hör' mal, ich fürchte, es wird an Deinem Todestage hier oder dort ein Strid ziemlich ausgeheckt werden. Was willst Du damit thun? wie kannst Du dazu? und wo warst Du doch gestern und heute den ganzen Tag?“ — „Halt' ein, halt' ein!“ rief der Quagas. „Die Sonne geht schon unter und ich habe keine Zeit, alle diese Fragen zu beantworten. Vor allen Dingen muß ich

Dir sagen, daß ich ein Kaufmann werden will und zu heirathen gedenke.“ — „Dummes Zeug!“ rief der Konstabler. — „Glaubst Du es nicht? Desto besser. So höre denn: ich bin gesonnen, die getrockneten Pfirsiche zu kaufen, die hier morgen mit den andern Sachen versteigert werden sollen; ich weiß, es sind deren mehr, als zwei Boote gleich diesem laden können, und daß sie wohlfeil genug werden losgeschlagen werden. Damit geh' ich nach St. Louis, stromaufwärts, und bringe Otter- und Viberfelle zurück. Unter den Drogen hab' ich nahe Verwandte, wie Du wohl wissen wirst — und dann ...“ — „Dummes Zeug!“ wiederholte der Andere, höhnlächelnd und den Kopf schüttelnd. „Doch wem gehört dieser Neger?“ — „Mir!“ — „Dir? — und wo sind die Papiere?“ — „Hier!“ sagte der Quagas, der glücklicherweise hierauf vorbereitet war und den Uebertragsakt des Negers auf ihn in der Tasche trug. „Du magst es nachsehen.“ — „Um das ist sonderbar,“ murmelte der Andere. „Hör' mal, Indianer!“ fuhr er fort, „sollt' ein schneller Reichtum kommt mir doch etwas verdächtig vor. — morgen wollen wir die Sache ein wenig näher untersuchen.“ — „Aber heute sollst Du eine Flasche portugiesischen Wein mit mir trinken, Konstabler!“ erwiderte der Indianer heiter, indem er diesem, der vergnügt in sich selbst lachte, auf die Schulter klopfte. „Titus! bring' mal die Flasche herauf, die oben im Korbe liegt, nebst zwei Gläsern. Aber was thust Du diesen Abend schon hier?“ fragte er den Konstabler, während der Neger seinem Befehl gehorchte. — „Gestern hat uns zu einer Abendpartie eingeladen, und wir werden diese Nacht hier schlafen bleiben, um morgen gleich bei der Hand zu sein. Um sechs Uhr beginnt die Auktion.“ — „Und Jazebe?“ fragte der Indianer. — „Was geht Dich Jazebe an? Die wird natürlich mit verkauft. — Gestern ist auf sie versessen, wie der Teufel auf eine Seele. Doch unter zweitausend Pfaster bekommt er sie nicht.“ — „Glaubst Du, er werde sie einem Andern für einen höheren Preis lassen?“ — „Daran ist nicht zu denken — für keine fünftausend, darauf hat er einen Eid gethan. Doch da kommt der Wein — Junge, Zunge! morgen sollst Du mir Rechenschaft ablegen, wie Du auf einmal ein reicher Mann geworden — der Himmel sei Dir gnädig, wenn ich Dich auf bösen Wegen ertappe.“ — Trotz dieser Drohung trank der Konstabler doch mit sichtbarem Wohlbehagen den feurigen Kereswein. — Mittlerweile hatten noch verschiedene benachbarte Pflanzern, auf deren Anwesenheit Quagas keineswegs gerechnet, am Landungsplatz sich gezeigt, und mehrere derselben begaben sich auf das kleine, niedliche Boot, ja sogar in die kleine Kajüte; unter diesen Letzteren befand sich Geston, der Schwager des von Laniera erschossenen Pflanzers, der wohl nicht ahnte, wie nahe er seinem Feinde sei. — „Daß Dich alle Teufel holen, Rothhaut! wie hast Du Dein Fahrzeug „Jazebe“ nennen dürfen?“ fragte Letzterer, jetzt halb erzürnt, halb lachend, „Du wirfst Dich morgen nicht gegen mich aufbieten wollen?“ — „Nein, Sir,“ antwortete der Indianer mit Achselzucken, „dann müßte ich erst so lange Sklavenhandel getrieben haben wie Ihr, um den Preis dafür anlegen zu können. Uebrigens ist der Name ein Zufall; er stand auf dem Boote, als ich es kaufte.“ — „Was forderst Du für das Boot, so wie es da nun liegt?“ — Der Quagas warf rasch einen Blick auf ihn, denn er fürchtete, der Pflanzern möchte Laniera's Vertheid errathen haben; nachdem er sich jedoch bald vom Gegentheil überzeugt hatte, antwortete er lachend: „Es ist noch nicht zu kaufen; ich muß wenigstens erst eine Reise damit machen, um zu wissen, wie ich als Rheber und Kapitän aussehe — späterhin können wir näher sprechen.“ — „Gut,“ sagte Geston, „wenn Du Lust hast, das kleine Fahrzeug zu verkaufen, so laß mich es wissen; es gefällt mir.“ — Der Indianer war froh, als er diese Männer wieder an's Land gehen sah, denn der arme Laniera mußte in seinem Versteck Blut geschwitzt haben; endlich aber verließen sie das Deck des Fahrzeugs und stiegen die Treppen hinab, wobei Geston

den Quagas noch einlud, Abends zu ihm in's Haus zu kommen. — „Wo so Viele essen, wird auch wohl für Dich Etwas übrig bleiben,“ sagte er. — „Warte nur! stolzer Amerikaner!“ brummte der Indianer in den Bart, als er sich allein sah. „Es wird wohl noch Etwas übrig bleiben! Achtest Du Dich für zu gut, mit einem Indianer an einem Tische zu essen? Gib Acht, daß er Dir den Appetit nicht verderbe!“

4.

Eligst stieg Quagas die Treppen zur Kajüte hinab, wo die drei Männer — der Neger ward ebenfalls zur Beratung entboten — einen Plan in Ueberlegung nahmen, Jazede heimlicherweise an Bord zu bekommen und vor Tagesanbruch New-Orleans und das nach Texas abfahrende

Dampfsboot zu erreichen. — Jazede wurde, wie der Indianer vom Konstabler vernommen, in einem Blockhause, das früher als Gefängniß gedient hatte, verwahrt und wie eine gewöhnliche Sklavin behandelt. Heston hatte jedoch außerdem noch zwei seiner eigenen Neger, auf deren Treue er zählen zu können glaubte, als Schildwachen vor die Hütte gestellt; die Entführung war mithin nicht so leicht, als Laniera gedacht hatte, und es schien beinahe unmöglich, durch List ihr Ziel zu erreichen.

„Wohlan denn,“ sagte er entschlossen, „wenn es durch List unmöglich ist, so wird es durch Gewalt geschehen müssen. Sie soll die Meinige sein, ehe der Morgen anbricht, und sollte ich sie auch allein unter den Messern dieser Schurken wegholen. Doch so gefährlich ist es noch nicht; wir sind im Ganzen sechzehn Mann stark, und wenn es auf's Aeußerste



In der Hütte Jazede's.

kommt, dann mögen Diejenigen das Blut verantworten, die mich angetrieben haben es zu vergießen; zuvor aber wollen wir sehen, was mit List auszurichten ist. — Du, Quagas, bist dort auf diesen Abend zum Essen eingeladen?“ — „Ja, auf die Ueberbleibsel mit den Negern und Hunden!“ murmelte Quagas zähneknirschend. — „Das gibt Dir Gelegenheit, auf der Plantage umherzuschweifen,“ fuhr Laniera fort, ohne auf seine Bemerkung zu achten. „Sieh' zu, ob Du durch List oder Bestechung — hier ist Gold, oder warte, nimm lieber Silber, denn Gold kennen die Neger nicht — bei Jazede Zutritt erlangen kannst; jedenfalls versuche, ihr den Brief zukommen zu lassen, und gelingt Dir das nicht, so suche ihr zuzusüßeln, daß sie bis Ein Uhr sich bereit halte — wir müssen um Ein Uhr weg; denn wenn der Wind sich legen möchte und wir rudern müßten, wäre es

kaum möglich, New-Orleans vor fünf oder sechs Uhr zu erreichen. Wenn dann die Zeit gekommen, nimmst Du Deine Mandoline; die Kreolen hören sie sehr gerne, wie Du weißt. Spiel' ihnen ein lustiges Liedchen vor, was Du nur willst, aber halte sie zusammen.“ — „Und die Schildwachen?“ fragte der Quagas. — „Die Schildwachen?“ rief der Spanier mit dem Fuße stampfend, „wir werden doch noch Gewalt anwenden müssen, lieber möchte ich es nicht — doch da fällt mir Etwas ein, setze Dich nahe bei der Thür, so daß man Dich von Außen sehen, wenigstens hören kann, und ich wette meinen Kopf darauf, daß die Schwarzen nicht auf ihrem Posten bleiben; wenn sie Musik hören, kann der Teufel selbst sie nicht zurückhalten. Vor Allem suche Jazede zu sprechen, betrachte ihr Gefängniß gut, oder...“ — „Das kenne ich von Innen und Außen,“ sagte der Ju-

bianer lachend, „glaubt Ihr, ich sei jahrelang an einem Ort, und kenne nicht jedes Brett, woraus die Häuser bestehen?“ — „Und ist dort eine Möglichkeit zur Rettung?“ fragte Janiera rasch, „ist ein Fenster oder eine schwache Stelle im Dache?“ — „Das Letztere ist möglich, obgleich es uns schwerlich von Nutzen sein wird,“ sagte der Indianer nachdenkend in sich selbst. „Ich schlief einst drei Nächte nach einander im Blockhause.“ — „Eingeschlossen?“ fragte der Spanier. — „Nein, es war eigentlich eine Spekulation, ich kann Euch es wohl auch sagen. Ich hatte ein paar Fässer Whisky auf die Plantage gebracht, und die verkaufte ich an die Neger. Wäre der alte DuPont dahinter gekommen, so wäre ich schlecht gefahren, obgleich er ziemlich viel auf mich hielt. Mein Handel aber ging vortrefflich; die Neger stahlen, was sie fangen und greifen konnten, und der Yankee, mit dem ich in Kompagnie stand — das heißt, er hatte den Whisky gekauft und ich verkaufte ihn — und der am jenseitigen Ufer drei Tage lang mit seinem Boote liegen blieb, erhielt eine solche Ladung von Gänsen, Truthühnern, Spanferkeln — diese Spanferkel zu stehlen, ist äußerst lästig, sie quieken, daß man es wohl drei Plantagen weit hören kann — Hühnern, Enten, Eiern, Mais und Säcken Baumwolle, wie er in der größten Stadt der Welt für keine zwölf Fäshen Whisky bekommen hätte, und ich...“ — „Aber was wolltest Du von dem Dache sagen?“ — „Ei, das ist wahr! Das alte Haus war mein Badhaus, weil es von hinten an die Fede stößt, die das Zuderfeld von dem Hofe trennt, und ich schlief auch darin, um durch mein Ein- und Auslaufen keinen Argwohn zu erregen. Ich entsinne mich, daß es in der linken Ecke durchregnete; ich mußte meine Schlafstätte anderswo bereiten; vielleicht war das Holz dort verdorben, allein es schien sehr stark gezimmert. Der beste Plan wird jedenfalls sein, einfach zur Thüre ein- und auszugehen; mit dem Klettern über die Fede geht auch noch Zeit hin, und man würde um das Zuderfeld und die ganze Plantage herumlaufen müssen, um wieder an's Ufer zu gelangen. Laßt mich nur machen, Señor! ich werde alle Liebdchen spielen, die ich nur kann. Aber wie komme ich wieder an Bord, wenn Alles gut abgelaufen ist? Wenn ich zurückbliebe, würde Heston mir dafür wenig Dank wissen.“ — „Kannst Du ein Pferd erhalten?“ — „Wohl zwei; was durch Neger zu bekommen ist, steht mir zu Dienst; die schwarzen Schufte warten auf eine neue Lieferung Whisky, und wenn ich ihnen ein Kösel davon verspreche, wagen sie Alles für mich.“ — „Gut, binde dann das Pferd irgendwo draußen fest, zum Beispiel im Schatten jener Orangenhecke, und wenn das Alarmzeichen gegeben ist, reitest Du nach der zweiten Landzunge. Du mußt vor uns dort sein, da wir genöthigt sind um die Sandbank herumzugehen, da soll Titus Dich mit einem kleinen Boote erwarten, und ich werde dem Schooner das Signal geben, daß Boyuta mir einen seiner Matrosen mit der Zolle sende; der kann dann an Bord bleiben, und Titus soll mittlerweile dorthin rudern.“ — „Dann haben wir aber einen Mann weniger an Bord,“ meinte der Quagas. — „Das gerade nicht; Einer mußte doch an Bord bleiben, denn ich traue Heston nicht: er ist schlau und arglistig; wenn er sich nicht so fest überzeugt hielte, daß ich im Golf von Mexiko sei, gleich wie ich ihm dieß durch jenen Schäfer habe ausbinden lassen, dann hätte er dieses Fahrzeug bereits von unten bis oben durchsucht; aus Vorsicht habe ich aber erst die halbe Mannschaft meines Schooners gegen halb zwölf Uhr bestellt; sobald es dunkel geworden, rudern sie an der andern Seite stromaufwärts, fahren über und lassen ihr Boot langsam abwärts treiben, bis sie unter jenen Bamcornbaum gelangen; dort bleiben sie liegen und erwarten meine Befehle oder das Nothsignal, einen Schuß.“ — „Wenn sie Euch aber auf der Plantage gewahren und greifen?“ — „Das Erste ist möglich; Letzteres würde nicht leicht gehen und Blut kosten, doch nun fort, Quagas! und mache Deine Sachen gut und umsichtig. Denke daran, daß wir von jetzt ab in Texas ein herr-

liches, freies Leben führen werden; denke an die dortigen Jagdbreviere und sei schlau und nuthig, aber auch vorsichtig; verbirb Nichts durch Uebereilung.“ — „Habt keine Angst um mich, Señor!“ lachte der Abkömmling des alten kraftvollen Stammes, „der Quagas hat sie schon so oft getauscht, als es bloß zum Scherz war, und nun die Sache ernsthaft ist, wird sein altes Glück ihn wohl nicht verlassen.“ — „Du vergißt Dein Instrument!“ — „Nein, eine von den Schildwachen soll es holen; vielleicht findet Ihr dann noch eher Gelegenheit, Euren Plan mit dem Dache auszuführen; zunächst will ich mir jetzt ein Pferd anschaffen, und mich lieber für noch einige Schritte auf meine Beine verlassen; denn wenn Alarm entstände, und ich nicht zeitig genug wegkommen könnte, dann würde einer der Kreolen es besteigen, und es würde, anstatt mich zu retten, Euch in's Verderben stürzen. Auf Wiedersehen an Bord des Hüsniederbiebes, aber hoffentlich nicht auf dieser Stelle.“

5.

Flugs sprang die schlanke Gestalt des Indianers an's Land, umlief die Plantage, wechselte einige Worte mit einem am Eingange arbeitenden Neger, schwang sich dann rasch über die Umzäunung und begab sich nach dem Blockhause, in welchem, wie er wußte, Jazebe gefangen saß und von zwei starken Negern, welche träge und unbeweglich sich an die Thür lehnten, bewacht ward.

„Wie geht's, Sam? wie geht's, Scipio? Alle Teufel! wie sperrt Ihr's Maul auf, als hättet Ihr in acht Nächten nicht geschlafen.“ — „O, Massa Quagas!“ rief Scipio, indem Beide ihre alten Strohhüte abnahmen und ihn höflich grüßten, „wie geht's, Massa Quagas! Ha, Massa! habt Ihr Etwas in jenem kleinen Boote, he?“ und der Neger machte heimlich eine Geberde, als ob er tränke.

„Ja ich hab' Etwas,“ flüsterte der Indianer, „diesen Abend könnt Ihr Euch ein Bröckchen holen, aber nicht wieder solche große Flaschen mitbringen, Ihr müßt leben und leben lassen; bedenkt doch, daß das größte Faß einen Boden hat.“ — „Never mind, Massa!“ grinste Scipio; „bringen großen Truthahn, viel Gans; viel Geld bekommen in New-Orleans; viel Schläge hier, letzte Mal Sambo erwischt, Herr im Himmel, welche Schläge!“ — „Gut, gut!“ lachte der Quagas, „das macht Euch in der folgenden Nacht aufmerksamer. Doch warum steht Ihr hier so gegen die Thüre gelehnt, als gäbe es keine Felber mit Baumwolle mehr in der Welt? Ihr müßt einen vorzüglich guten Anscher haben.“ — „Ja, sehr gut,“ sagte Sam, schau um sich schauend, „bringt immer den armen Negern etwas mit, letzte Mal große bide Peitsche von New-Orleans, dort nennen sie ihn: Negerpeitsche, hier heißt er Scipio.“ — „Ach so! Du hast sie eingeweiht, aber was habt Ihr hier im Blockhaus?“ — „Halt, Massa! Niemand hier hinein, die weiße Negerin sitzt darin, Jazebe, Ihr wißt wohl!“ — „Was? ist Jazebe noch hier? Ich glaubte, Master Heston habe sie schon nach seiner Plantage mitgenommen.“ Der Neger schüttelte schweigend den Kopf. — „Nun! Ihr werdet mich doch wahrscheinlich nicht hindern zu einer alten Bekannten zu gehen?“ — „Halt, Massa! geht wahrhaftig nicht. Massa Heston schlägt uns todt.“ — „Lauf' zum Fenster mit Deinem Unsinn. Massa Heston wird Euch am Leben lassen, und Massa Quagas hat ein Schiff voll Whisky, wovon Ihr heute und morgen so viel bekommen sollt, als Ihr trinken könnt.“ — „Aber Massa Heston...“ sagte Scipio zögernd. — „Der kennt mich,“ fiel der Indianer ein. „Hier, Bursche! habt Ihr einen halben Dollar, und von den Luchern, die Euch so gefielen, habe ich ein ganzes Paket mitgebracht; ich will sehen, daß ich Euch unter irgend einem Vorwande an Bord schide. Titus, der Neger, kann es Euch dann geben; doch laßt es die Andern nicht sehen.“ Unter diesen verschiedenen Versprechungen drängte Quagas die nur noch schwach widerstrebenden Neger auf die Seite, öffnete die Thür und schlüpfte hinein.

Es war ein kleines, aus rohen und besonders schweren Baumstämmen errichtetes Blockhaus, worin der Quagas früher seine Brantweine gelagert hatte, mit nur zwei Fenstern von kaum sechs Zoll im Quadrat, mit Schießscharten, durch welche die Sonne noch ihre letzten Strahlen warf, die den kleinen Raum auf kurze Zeit erhellen. Keinerlei Hausgeräth war darin zu sehen, als eine von rohen Brettern aufgeschlagene Schlafstätte, auf welcher ein Haufen frisch vom Baum gepflückten Moores lag, das die Gefangene von ihren beiden Wächtern erhalten hatte. Eine halbe Kalabasse enthielt ein wenig trübes Wasser, das so aus dem Mississippi geschöpft schien; daneben lag ein halb abgenagtes, mit Ameisen bedecktes Stück Brod. Auf dem Bette aber saß die Gefangene vorübergebeugt, den Kopf auf die Hände gestützt, und zwischen die lilienweißen Finger fielen die langen braunen, üppigen Locken, von welchen einzelne Tropfen auf das grobe baumwollene Kleid niederglitten, das ihre schlank, zarte Gestalt umschloß. Das arme Mädchen weinte bitterlich und bemerkte den Indianer nicht, der schnell und ohne Geräusch eintrat, ihr seine Hand leise auf das Haupt legte, und sie dadurch erschreckte und zum Aufspringen bewog.

„Jazede!“ sagte der Indianer traurig, indem er dem schönen Mädchen die Hand entgegenhielt, welche sie schnell erfaßte; „Jazede! weinst Du?“ — „Hast Du ihn gesehen?“ fragte die Jungfrau jetzt rasch, indem sie ihre Thränen trocknete. „Hast Du ihn gesehen? Kennt er mein Schicksal?“ — „Hier, nimm diesen Brief, geschwind, sei in dieser Nacht um Ein Uhr zur Flucht bereit. Laniera weiß noch nicht, wie es gehen wird, mit List oder Gewalt; doch er ist hier, drüben am Ufer liegt sein Boot, und um Ein Uhr...“ — „Ha!“ fiel Jazede leuchtend ihm in's Wort. — „Nun, um Ein Uhr?“ fragte eine rauhe Stimme am Eingang der Hütte. — „O, seid Ihr es, Master Heston?“ sagte der Indianer ganz ruhig, indem er sich umwandte. — „Nun, um Ein Uhr?“ fragte der Pflanzer nochmals. — „Kamen wir an Kolton's Plantage vorbei. Ich erzählte eben Jazede von einem Tanz der Neger dort am Ufer; es war da gewiß ein Fest, ich konnte aber nicht anlegen, denn der Wind war günstig, und ich wollte dort auch nicht die Zeit versäumen.“ — „Wann war das?“ fragte Heston. — „Um Ein Uhr, vielleicht auch noch etwas früher; wenigstens ist mir die Zeit bis jetzt lang genug gefallen.“ — „Und wußtest Du nicht, daß ich streng befohlen hatte, Niemanden bei der Sklaverei zuzulassen? Haben die schwarzen Schurken an der Thür es Dir denn nicht gesagt?“ — „Allerdings,“ sagte der Indianer mit gutmüthigem Lächeln; „aber ich glaubte doch wahrlich nicht, daß dieß Verbot auch mir gelte.“ — „Und warum nicht Dir, Quagas?“ fragte der Amerikaner barsch. „Doch in gewissem Sinn hast Du recht: Du weißt zu gut, welcher Gefahr Du Dich aussetzt, wenn Du falsches Spiel treiben möchtest. Doch jetzt genug mit Deinen Pöffen. Morgen ist Jazede mein Eigenthum; sie bis dahin gut zu bewachen, ist meine Sache.“ — Der Quagas reichte, ehe er sich entfernte, dem schönen Mädchen nochmals die Hand und sagte in ganz unbesangenen Tone: „Leb' wohl, Jazede! möge Dir's bei Deinem neuen Herrn so gut ergehen, wie Du es verdienst.“ — „Deine Weissagung oder vielmehr Dein Wunsch soll erfüllt werden, Indianer!“ sagte Heston lachend, „es wird ihr werden, was ihr gebührt, das ist: ein Negertheil; wir werden sehen, wie diesen zarten Händchen das Arbeiten im Baumwollen- und Zuckerselde behagen werde.“ Mit bitterm Lachen warf er die Thür zu, und indem er Quagas beim Arm faßte, flüsterte er ihm ernst und dringend zu: „Sehe vor morgen früh keinen Fuß in die Nähe dieser Hütte, wenn Dir Dein Leben lieb ist; Du kennst mich!“ — Der Indianer erwiderte dieß mit lautem Gelächter und fragte den hiedurch einigermaßen in Verlegenheit gerathenen Amerikaner, was ihn doch eigentlich bewege, solche schreckliche Maßregeln gegen ihn für nöthig zu halten. „Gebt doch diese Pöffen auf, Master Heston!“ sagte er hinzu, „wir sind Beide so lange gute Freunde gewesen, daß wir wahr-

lich keinen Streit haben müssen um ein Mädchen, das mich nichts angeht, und das ich wahrscheinlich nie wieder sehen werde; denn morgen, vielleicht schon vor der Auktion, gedente ich auf Reisen zu gehen und als reicher Mann zurückzukehren. Wollt Ihr dann den Hühnerdieb noch laufen, dann können wir der Sache vielleicht eins werden.“ — „Ihr, schwarzen Schurken!“ sagte der Pflanzer jetzt zu den beiden Negern, welche demüthig auf ihn horchten, „wenn ihr noch ein lebendes Wesen zur Thür herein laßt, dann bekommt ihr Jeder fünfzig Peitschenhiebe; Du weißt, Scipio, wie die Peitsche schmeckt, und kannst es Sam erzählen; nimm Dich daher in Acht, Du weißt, ich scherze selten.“

(Schluß folgt.)

Die Hirten in den Pyrenäen.

Von

H. Rodins.

Der Anblick eines Hirten macht auf den unbefangenen, für Natureindrücke empfänglichen Wanderer immer einen eigenthümlichen Eindruck. Sei es, daß er im grünen Flachlande einsam an der Spitze seiner Heerde zieht, sei es, daß er am Alpenabhange mit stillem Sinnen oder mit lautem Jubeln über das Thal hinwegschaut, es umkleidet ihn eine wohlthuende Poesie, die auf jedes weichere Gemüth ihren Zauber ausübt.

„Ich bin vom Berg' der Hirtenthaß',
Schau' auf die Schleißer all' herab;
Die Sonne scheint am Ersten hier
Am Letzten weilet sie bei mir —
Ich bin der Knab' vom Berge!“

So jubelt einst der heimgegangene Uhlant in seinen schönsten Sangeslagen. Damit ist der Hirt als Bild der Herzensfreiheit, der gemüthlichen Sorglosigkeit bezeichnet. Schaut Euch nur den echten Natursohn recht an — er wird keinen andern Eindruck machen!

Selten trifft man unter den Hirten Leute, die gedankenlos in der freien Natur ihr Dasein verbringen. Die meisten sind vielmehr die aufmerksamsten und schärfsten Beobachter aller Erscheinungen der Natur, die sie kennen, wie alle Eigenthümlichkeiten jedes einzelnen Thieres, das ihrer Obhut anvertraut ist. Sie beobachten das Leben der Pflanze vom Keime bis zur vollsten Entwicklung, den Flug der Vögel und den Zug der Wolken, und deren Bedeutung in der großen Wirthschaft alles Irdischen; sie sind die gründlichsten Kenner der Insektenwelt.

Aber einzig in ihrer Art sind die Hirten der Pyrenäen, jenes gewaltigen Gürtels, welcher Frankreich von Spanien scheidet. In gigantischer Majestät erhebt sich das Chaos dieses Gebirges mit seinen glänzenden Gipfeln, dunkeln Wäldern und Bergen, mit den wildromantischen Schluchten und Wasserstürzen vor den Augen des Wanderers. Auf den höchsten Bergkluppen bleibt selbst im heißesten Sommer der Schnee unberührt und leuchtet in die Ferne wie Silber. Ungeheure wild durcheinander geworfene Steinmassen versperren hier und da die Thäler; andere Granitmassen gleichen kolossalen Bauwerken von Menschenhand, so wundervoll geordnet erscheinen die Stufen und Pfeiler, während weiterhin das wirre, graufige Durcheinander der Felsmassen Zeugniß gibt von der furchtbaren Naturrevolution, die vor Jahrtausenden vielleicht das Gebirge hinschleuderte. „Lapeirada“ nennen die Thalbewohner dieß Chaos.

Und auf dieser besondern Welt, gekrönt mit dem Glanze der Eiszelder und umwoben von Aetherblau, lebt das ganz besondere Volk der Hirten, die mit ihren Heerden dem grimmigsten Widerstande der Natur ihre lüthlichen Schätze abtrotzen. Vom Thale aus erscheinen sie wie Pünktchen auf einer bunten Fläche; aber wenn man sich nähert, hört man ihre Pfeife, mit welcher allein sie ihr Vieh regieren, oder ihr weit- hin schallendes, fröhliches Lied, wie in den Alpen der Schweiz.

Ihre Erscheinung zeigt stets ruhiges, ja trotziges Selbstvertrauen, denn sie sind da oben ganz auf sich selbst angewiesen. Ganze Nächte hindurch muß der Pyrenäenhirt auf schroffer Felswarte seine Heerde überwachen, um den gefährlichsten Feind derselben, den Bären, abzuwehren. Er fällt ihn, wo er sich zeigt, ohne Besinnen mit seinem Messer an, wenn er, was selten der Fall ist, kein Schießgewehr bei sich hat. Es gibt in den Pyrenäen Hirten, welche mit dem Messer fünf, ja zehn Bären erlegt haben.

Diese Hirten bleiben mit ihren Familien die ganze bessere Jahreszeit oben auf dem Gebirge, fast ausschließlich von den Produkten ihrer Thiere lebend; sie sind deshalb echte Natur-

menschen ohne Falsch und Eigennutz. Sicher wird kein Reisender, welcher die Nacht an ihrem Lagerfeuer zubringen muß, jemals angetastet werden. Sie bereiten ihm vielmehr alle Bequemlichkeiten, die im rauhen Gebirg möglich sind, und wenn er ihnen dann Geld bietet, so weisen sie es mit spanischem Stolz zurück; ja Vielen ist der Werth des Geldes ganz unbekannt.

Im Sommer ist ihre gute Zeit, da wandern sie in leichter Kleidung, mit starken Bergschuhen, vielleicht zum Zeitvertreib stricend, bergauf, bergab; aber wenn die Blätter gelb werden, müssen sie zu Thale ziehen, und ihre Heerden oft mit großer Sorge vor dem Hungertode schützen. Manche, die gar



Ein Hirte aus den Pyrenäen.

keine Vorräthe haben, müssen auch den Winter über oben aushalten, und das ist ein kümmerliches, bitteres Leben — von solcher Noth wissen unsere Hirten nichts!

Die arabischen Frauen.

Von
Reinhold Kahl.

Unsere liebenswürdigen Leserinnen werden es uns leicht Dank wissen, wenn wir ihnen ein treues Bild des

Frauenlebens in Arabien vorführen; sie werden daran erkennen, daß ihre Stellung gegen die der braunen Orientalkinnen eine höchst beneidenswerthe ist, und daß mehr im Lande der Eichen als dem der Palmen das Dichterwort gilt:

„Chret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmliche Rosen in's irdische Leben.“

Daß der Araber im Allgemeinen keinen hohen Begriff von der sittlichen Würde der Frau hat, lehren schon seine Sprichwörter: „Die kleinste Zahl der Bewohner des Paradieses sind Weiber.“ — „Ich ward in's Paradies geführt und sah, daß die meisten seiner Bewohner Arme waren, und ich ward in die Hölle versetzt, und fand dort, daß die mei-

sten Bewohner Weiber waren." — „Ein Volk, das ein Weib regiert, kann nicht gedeihen.“

In Folge dieser Anschauung werden auch in Arabien sehr viele Ehen wie ein Handel abgeschlossen. Das Mädchen, welches ein Mann zur Frau wünscht, wird mit Geld, oder Pferden, oder Kameelen, oder auch Schafen bezahlt.

Doch gibt es auch dort ehrende Ausnahmen. Während die meisten Männer der arabischen Städte ihre Ehen in sinnlichem Eigennutz schließen, gibt es unter den Beduinen wirkliche Liebhaber; und jene heiligen Bande zwischen Jüngling und Jungfrau, welche durch gegenseitiges Erforschen und herzlichem Verständniß entstehen, sind bei ihnen nichts Selte-



Arabische Mutter mit ihrem Kinde.

nes. Oft nährt ein junger Beduine vom achten Lebensjahre an die stille Neigung zu einem Mädchen, bis der Tag kommt, an welchem er zum Vater treten kann, um die Geliebte zum Weibe zu fordern. Das Mädchen, welches er liebt, bewahrt bis zu diesem Tage die strengste Zurückhaltung, sie erwidert oft jahrelange innige Liebeswerbung, der sie nicht abhold ist,

nur durch zarte Zeichen, nicht durch Worte, weil sie das Bewußtsein in sich trägt, daß der reinsten Diamant der Frauenseele den Mann am meisten beglückt und ehrt.

Wenn auch die allgemeine Landesfittte seit vielen Jahrhunderten jedes weibliche Wesen gegen den Willen des Mannes, und insonderheit des eigenen Vaters zu slavischem

Ohorfam verurtheilt hat, so ereignet es sich doch, daß Mädchen, die an einen ungeliebten, vielleicht sogar unwürdigen Mann verhandelt werden sollen, sich lieber das Leben nehmen, ehe sie sich in's verhängte Joch fügen. Ein Erinnerungsmal an solch' ein tragisches Ereigniß ist z. B. der Gebirgsel Benat (Fels der Jungfrauen) bei Wadi Feiran, von welchem sich zwei Beduinenmädchen, die sich mit den langen Haarflechten an einander knüpften, herabstürzten und zerschmetterten, weil sie gewaltjam mit ungeliebten Männern verheirathet werden sollten. Die Gebräuche des Brautstandes sind bei den einzelnen Stämmen verschieden. Vor Allem hat sich der Heirathslustige mit dem Vater des Mädchens über die Bedingungen, über den Preis der Braut zu einigen. Damit ist die Hauptschwierigkeit beseitigt, da das Mädchen auch dann, wenn sie den Heirathskandidaten nicht liebt, oder ihn vorher gar nicht gesehen hat, in der Regel gehorchen wird.

Bei den meisten Beduinen kommt wenige Tage nach dem Verlobniß der Bräutigam mit einem lebenden Lamm auf dem Arme vor das Zelt seines künftigen Schwiegervaters, und schneidet hier dem Thier vor wenigstens drei Zeugen den Hals ab. Das auf die Erde strömende Blut verkündet die Vollziehung der Heirath. Hierauf belustigen sich die Eingeladenen einige Stunden mit Schmausen, Tanzen und Singen. Abends bringen Frauen die junge Gattin, welche sich der Sitte gemäß möglichst sträuben muß, als Gefangene in's Zelt des neuen Ehegatten.

Am Sinai herrscht der Gebrauch, das zur Braut, mit oder ohne ihr Einverständnis, erlorene Mädchen, wenn sie Abends mit der Herde heimzieht, zu fangen, gewaltjam zum Zelte ihres Vaters zu führen oder zu tragen; sie wehrt sich dabei, schlägt, beißt, tritt oder wirft mit Steinen nach ihren Häschern — Alles nach langjährigem Gebrauch. Aber das Sträuben hilft nichts, sie wird in's Zelt gebracht, und hier wirft ein Agent des Bräutigams einen Abba (Männermantel) über sie und sagt dabei des Bräutigams Namen mit dem Hinzufügen: „Niemand soll Dich beschützen als er.“ Dann wird die Braut von den Frauen geschmückt, auf ein mit Bierathen gepuztes Kameel gesetzt, dreimal um des Bräutigams Zelt geführt und diesem übergeben. Die Gäste werden mit frischem Fleisch und Brod bewirthet. Nachts kommen dann Frauen vor das geschlossene Zelt und singen Lieder zum Lobe des jungen Paares.

Bei den Stämmen im Gebirge und der Wüste ist die Zeremonie etwas umständlicher. Die Braut, über welche der Verlobungsmantel geworfen worden, darf in die benachbarten Berge fliehen, und der Bräutigam muß sie dort oft Tage lang suchen, besonders wenn andere Frauen heimlich die Entlohnung in ihr Zelt aufnehmen und mit Nahrung versehen. Wo er sie aber findet, wird sofort die Hochzeit im Freien vollzogen.

Sehr gefährlich ist es bei den meisten Beduinenstämmen, ein Mädchen, oder noch schlimmer, das Weib eines Andern zu entführen. Der Entführer verfällt entweder dem Tode der Rache, oder er und seine Verwandten müssen hohe Strafen erlegen, die oft die ganze Familie bettelarm machen. Ein Araber, der den Beweis von der Untreue seines Weibes hat, beklagt sich bei deren Vater oder Brüdern, und Einer von diesen schneidet ihr sehr häufig sofort die Kehle ab.

Dem Araber ist die Scheidung von seinem Weibe außerordentlich erleichtert, und darin liegt die größte Unsitte der braunen Wüstenjöhne. Hat des Weibes Form nicht die beliebte Fülle, ist ihre Haut nicht fadenlos, ihr Gesicht nicht frisch und glänzend, ihr Haar nicht reich genug, hat sie große Ohren oder große Füße, oder glaubt der gebietende Herr des armen, slavischen Geschöpfes sonst einen Grund der Unzufriedenheit zu haben, so spricht er: „Entalet“ (Du bist geschieden) und die Scheidung ist vollzogen. Er gibt ihr ein weibliches Kameel und schickt sie ihren Angehörigen zurück, ohne irgend einen Grund angeben zu müssen. „Sie hat ihm nicht gefallen,“ damit ist er gerechtfertigt und kann

nach an demselben Tage wieder einen neuen Ehestand schließen. Die geschiedene Frau dagegen muß vierzig Tage warten, ehe sie wieder heirathsfähig wird. So kommt es vor, daß Männer sich zehn- bis vierzigmal scheiden, Frauen nach fünf bis sechs Scheidungen noch Männer bekommen. Es kostet dem wechselsüchtigen Mann allemal nur ein Kameel.

Auch das Weib kann nach moslemitischem Gesetz sich von ihrem Mann trennen und zu ihrer Familie zurückkehren, aber wenn er dann das Wort: „Entalet“ verweigert, darf sie nie wieder heirathen; häufig läßt er sich dieß Wort durch ein Kameel abkaufen.

Trotz dieser im Allgemeinen unwürdigen und ungerechten Behandlung der arabischen Frauen sind diese gegen ihre Kinder die zärtlichsten Mütter, und mit wenigen Ausnahmen die treuesten, hingebendsten Gattinnen. Die Liebe der Kinder zur Mutter ist überaus innig. Oft kommt es vor, daß heranwachsende Söhne ihre Mütter gegen gewissenlose, wechselsüchtige Väter mit Faustgewalt vertheidigen, und wenn sie in solchen Fällen auch die Scheidung nicht sollten verhindern können, so setzen sie es doch häufig durch, daß ihre Mutter in ihrer Nähe bleiben darf. Der Vater nimmt sich eine oder mehrere Andere, hat er doch das gesetzliche Recht auf eine unbeschränkte Zahl! Darf er doch sprichwörtlich sagen, wenn er ein Weib verstoßt: „Sie war mein Pantoffel, ich habe sie weggeworfen.“

Der Wüstenvogel.

(Fortsetzung.)

Fünfzehntes Kapitel.

Die Lauben.

Sie befanden sich an dem Abhang eines der Sandhügel, von denen die Wüste durchsetzt ist, und die Richtung, zu welcher die Sonne freien Zugang hatte, betrug ungefähr fünfzig Schritte im Umkreis. Dieser Raum war jedoch nicht aller Vegetation baar. Im Mittelpunkt desselben erhob sich eine Gruppe blühender Akazien, die ihre Zweige bis zur Erde niederfallen ließen, und unter dem Schatten der Letzteren befand sich die Chlamydenlaube, vor der die beiden Mädchen, obgleich sie auf einen solchen Fund vorbereitet waren, erstaunt stehen blieben.

Die Laube hatte eine Höhe von einem und eine Länge von drei oder vier Fuß; die Basis war eine kleine Plattform, zusammengesetzt aus verschlungenen Reisern und durch Sand und Steinchen festgehalten. Die Laube selbst bestand aus in die Plattform gesteckten Zweigen, die durch ihre Vereinigung oben ein Gewölbe bildeten. Die Zweige trugen noch ihr grünes Laub, und die Zwischenräume zeigten eine Ausfüllung von größeren Blättern, die mit viel Sorgfalt und Symmetrie geordnet waren. So interessant übrigens das Baugerüste sich ausnahm, erschien doch die Verzierung noch viel merkwürdiger. Außen sowohl als innen an der Blätterwand waren leichte Gegenstände von bunter Färbung angebracht, gelbe, rothe, grüne und metallisch glänzende Papageienfedern, Schmetterlingsflügel oft von Handgröße und prächtigen Silber-, Purpur- und Azurfarben, Muschelschalen und Flügeldecken von Insekten, die in allen Schattierungen des Regenbogens spielten. Keine künstlerische Verzierung hätte durch ihre Formenabwechslung, den Reichthum und die Lebhaftigkeit der Töne diese wunderbare Stiderei übertreffen können, in der jedes Einzelstück zu den schönsten Produkten der tropischen Natur gehörte. Man hätte die Laube einen Juwelen-schrein nennen können, welchen die dufthigen weißen Blütentrauben der Akazien gegen zudringliche Blicke zu schützen suchten.

Außer den Verzierungen an dem Bau selbst sah man an jedem Eingang eine Masse von bunten Flittern zusammengetragen. Hier lagen namentlich die Gegenstände, welche zu

schwer waren, um sich in die Wände einbauen zu lassen, blühende Steine, Gold- und Kupferkörner, Glimmerblättchen, zur Weiße des Schnees gebleichte Knochen und hellfarbige Samenkörner. Was auf der Erde oder in der Luft glänzt, funktelt und bezaubert, hatte hier eine Probe geliefert, und zwar in einer Menge, daß Rachel und Klara aus dieser Schatzkammer der Chlamyderen einen schönen Vorrath hätten heimbringen können, obgleich sie erst vor Kurzem noch von Lété-de-crin und seiner Familie beraubt worden war.

Die beiden Mädchen dachten übrigens im Augenblick noch nicht daran, diese Reichthümer zu untersuchen, sondern begnügten sich, die zierliche Arbeit der Chlamyderen mit stummer Bewunderung zu betrachten, indem die Wilden, die von einem solchen Gefühl nichts begriffen, schweigend und unbeweglich daneben standen. Während dieses Moments der Ruhe ließ sich aus dem Innern der Laube ein leises Geräusch vernehmen, und plötzlich wurden zwei Vögel, die sich in dem gemeinschaftlichen Palaß verspätet hatten, an dem Eingang sichtbar, um schnell wie ein Pfeil von binnen zu fliegen, so daß man kaum Zeit gewann, ihr schönes Gefieder zu untersuchen. — „Das sind die gefleckten Chlamyderen,“*) sagte Rachel. „Ohne Zweifel haben sie das Warnsignal, das die anderen bei unserer Annäherung gaben, nicht gehört. Sahen sie aus wie Ihre Gartendiebe, Klara? Und was halten Sie von dieser Chlamyderenlaube?“ — „Sollte man glauben,“ versetzte Klara zerstreut, „daß diese wundervollen kleinen Bauten nur Vogelnester sind?“ — „Vogelnester?“ erwiderte Rachel ungebürlich. „Wie oft muß ich Ihnen sagen, daß sich's hier nicht um Nester handelt, die sich wahrscheinlich auf den benachbarten Bäumen befinden, und aussehend werden wie die von andern Vögeln? Nein, diese Lauben sind Salons, Vereinigungsplätze, in denen sich alle Chlamyderen der Umgegend zusammenfinden, und die sie mit gemeinschaftlichem Kraftaufwand zu verschönern bemüht sind. Diese Vögel lieben den Luxus nach Art der Frauen und scheinen sich in seiner Schaustellung zu gefallen. Ohne Zweifel haben sich die vielen Vögel, die wir entfliegen sahen, ein Fest gegeben, in dem sie durch unsere Annäherung gestört wurden.“

Während Rachel so sprach, hatte Klara die Untersuchung der kleinen Schatzkammer begonnen, man kann sich denken in der Absicht, den von der Veranda ihres Hauses in Dorling verschwundenen Diamanten zu finden. Hatte doch der Australier die Glasperlen von hier mitgenommen; warum sollte da nicht auch das werthvollere entfremdete Gut stecken? Aber ach, jeder glänzende Gegenstand, nach dem sie mit Eifer griff, erwies sich eben als ein Spathylkrystall, ein Glimmerstückchen, ein Gold- oder Kupferkorn, welche die Vögel aus allen Enden und Orten zusammengetragen hatten. Die Wilden, welche bemerkten, mit welchem Interesse das Mädchen seine Nachforschung fortsetzte, glaubten ihr helfen zu müssen, und machten sie auf jeden Gegenstand aufmerksam, der ihnen der Beachtung würdig schien; sie aber schüttelte immer ungebürlich den Kopf, bis sie endlich voll Betrübniß in die Worte ausbrach: „Es nützt nichts; was ich suche, ist nicht hier.“ — „Aber was suchen Sie denn, meine Liebe?“ versetzte Rachel erstaunt. — „Nichts,“ entgegnete Klara außer sich; „aber beeilen wir uns, auch die anderen Lauben in der Nachbarschaft aufzusuchen, von denen Lété-de-crin gesprochen hat. Vielleicht sind wir dort glücklicher.“ — „Sie sind erschöpft, meine theure Freundin,“ erwiderte Rachel, „und die anderen Lauben sind vielleicht weit weg von hier. Auch ist es schon spät und die Sonne nähert sich dem Niedergang. Wir müssen eilen, daß wir zu unserem Gefährt zurückkommen, wenn wir nicht Ihre Mutter in Angst setzen und bei später Nacht in Dorling anlangen sollen.“ — „Was liegt daran!“

rief Klara mit Festigkeit. „Ich muß noch die anderen Lauben sehen, und wenn ich erst mitten in der Nacht zu Hause anläufe.“

Rachel schlang den Arm um ihre Freundin, brüdete sie an sich und sagte in sanfterm Tone: „Ich glaube, ich verstehe Sie, Klara. Sie suchen etwas Verlorenes, von dem Sie glauben, es sei durch diese Vögel entwendet worden. Ist es denn ein so werthvoller Gegenstand?“ — „Ach,“ antwortete Klara in Thränen ausbrechend, „es ist der Diamant, den mir Herr von Martigny anvertraut. Ich hatte ihn einen Augenblick auf der Veranda liegen lassen, und von dort ist er verschwunden. Das größte Unglück steht mir bevor, wenn ich ihn heute nicht finde.“ — „Arme Freundin,“ versetzte Miß Owens, „ich begreife jetzt Ihren Kummer und“ — fügte sie lächelnd bei — „die Versuche, die ich in der Einsalt meines Herzens für erwachten Wissensdurst hielt. Aber Sie haben recht — wie die Sachen stehen, dürfen wir uns nicht durch das erste Fehlschlagen abschrecken lassen. Ein Diamant im Werth von zehntausend Dollars.“ — „Es ist nicht allein dieser Werth, was mir die Wiedergewinnung des Steins so wichtig macht,“ entgegnete Klara, ihre Thränen trodend; „ich habe eine schreckliche Verpflichtung auf mich genommen. Doch Sie wissen schon genug, theure Freundin, und hier ist nicht der Ort, mich auf weitere Erklärungen einzulassen. Um Gotteswillen, machen wir uns sogleich auf den Weg.“

Miß Owens wandte sich an den Häuptling und theilte ihm, sich gegen ihn ihres gewöhnlichen Jargons bedienend, etwa Folgendes mit: „Klara ist wohl zufrieden, diese Rauries gesehen zu haben, glaubt aber, daß es noch schönere gebe. Führt uns also hurtig nach den anderen Lauben.“ — Der Wilde begriff, was von ihm verlangt wurde, besprach sich mit seinen Leuten und schickte sich an, den Weg wieder aufzunehmen, daß, wie er versicherte, nicht weit war. Man vertiefte sich abermals in die Wildniß; aber Klara's Eifer erlag bald der Ermüdung, und die kräftigere Freundin mußte sie unterstützen, daß sie nicht zusammenbrach. Zum Glück kamen sie jetzt in eine Gegend, in welcher die Maalnbäume weniger dicht standen. Aber Klara's herbste Qual war jetzt der brennende Durst, und sie glaubte, daß sie, wenn sie nur einige Tropfen Wasser hätte, mit erneuter Kraft wieder weiter gehen könnte.

„Was ist da zu machen?“ sagte Miß Owens, welche, obgleich nicht in so hohem Grade, dasselbe Bedürfnis fühlte. „Seit wir in die Wildniß eingetreten sind, haben wir uns immer in einer Richtung gehalten, in der wir nicht hoffen dürfen, auch nur einen Tropfen trinkbaren Wassers zu finden. Doch vielleicht wissen unsere Wilden zu helfen.“ Sie rief Lété-de-crin heran und bedeutete ihm, daß sie und ihre Freundin vor Durst verjähmten. Den Häuptling schien diese Nachricht wenig anzusehen, denn er wandte sich nur an seinen ältesten Sohn mit dem Worte „Wah“ und setzte seinen Weg fort. Nez-Percé ergriff sogleich zwei leere Kürbischflaschen, die seine Mutter und seine Schwestern bei sich führten und verschwand, nur mit seiner Art bewaffnet, in dem Gehölz.

Wohin ging er? Wenn er das Erquickungsmittel von der Walkerstation holen mußte, so waren die beiden Mädchen vorher verjähmt, denn er hatte bis dahin zwei Wegstunden zurückzulegen, und man entfernte sich immer mehr von diesem Plage. Es waren jedoch kaum zwanzig Minuten abgelaufen, als der junge Australier sich schon wieder einfand, in jeder Hand eine Flasche, aus deren Hals ein Stück von einer Wurzel hervorragte. Die Mädchen wußten nicht, was dieß zu bedeuten hatte; aber Nez-Percé nahm die Wurzeln heraus und zeigte, daß die Flaschen zur Hälfte mit frischem, klarem, wohlriechendem Wasser gefüllt waren. Natürlich dachten im Anfang die Freundinnen nicht daran, zu fragen, wie der junge Wilde zu dem ersuchten Getränk gekommen, sondern leerten die Flaschen bis auf den letzten Tropfen; nachher aber war die Naturforscherin doch begierig,

*) Der englische Naturforscher Gould hat zuerst die Lebensweise der Chlamyderen beschrieben. Nach ihm gibt es drei Arten, die gefleckte, von der oben die Rede ist (*Chlamydora maculata*), eine viel kleinere, von der wir später sprechen werden (*Ptilonorhynchus holosericeus*), und eine größere, die Rasenschlamydere, die stets in der Nähe des Meeres sich aufhält.

zu erfahren, wie es Nez-Perce gelungen, so bald Wasser zu erhalten, und dieser erklärte das Geheimniß, so gut es ihm vermittelst seiner ausdrucksvollen Pantomimen möglich war. Es gibt nämlich in der Maaly-Wildniß einen Baum, eine mit dem Maaly verwandte Art, welche von den Eingebornen Wiah genannt wird. Die Wurzeln desselben haben die Eigenschaft, sobald sie abgeschnitten sind, eine ansehnliche Menge Wassers abträufeln zu lassen, und die Australier nehmen zu ihnen ihre Zuflucht, wenn ihnen auf ihren Märschen das Wasser ausgegangen ist. Von diesem Mittel hatte nun Nez-Perce Gebrauch gemacht. Für die australische Wildniß ist der Wiah dasselbe, was für die Wälder von Madagaskar und Indien die Nepenthes oder für die tropischen Striche der Baum des Wanderers. Leider wächst der Wiah nicht überall in dem Maaly-Strup, und der Reisende darf deshalb nicht darauf zählen, in ihm eine sichere Abhilfe für sein Bedürfnis zu finden.

So wichtig auch diese Einzelheiten Miß Owens erschienen, haßte doch Klara's Geist zu sehr an dem Verlust des Diamanten und den sich daran knüpfenden Folgen, als daß sie nicht, ohne Rücksicht auf solche Belehrung, mit fieberiger Hast weiter gewandert wäre, bis endlich Tête-de-crin die Nähe einer zweiten Chlamyderenlaube ankündigte. Auch hier hörte man wieder den Flügel Schlag der entweichenden Vögel, ein Zeichen für Alle, um auf die Laube zuzuwenden, welche diesmal auf einer von Wald umgebenen Sandebene im Schatten einiger Büsche lag. Sie war ebenso zierlich angelegt als die erste, aber kleiner, wie denn auch die am Eingang befindlichen Eierstöcke eine geringere Schwere hatten. Statt der Steinchen, Knöchelchen und Muschelschalen herrschten hier die Schmetterlingsflügel, Insektenkörper, Metallförner, Bogelfedern und andere leichte Gegenstände vor, und einige Spätlinge, die man noch entfliegen sah, zeigten, daß auch die Baumeister dieser Laube viel kleiner waren.

„Dies sind die Atlasschlamyderen,“ sagte Rachel, „eine kleinere Art, die sich von der gefleckten auch durch den theilweise gefiederten Schnabel unterscheidet; sie haben jedoch dieselben Gewohnheiten und ebenso schöne Federn.“ — „Ach, sie scheinen mir zu klein zu sein,“ versetzte Klara, „als daß sie den Diamanten des Vicomte hätten entführen können.“ — Und so war es auch; die eifrige Untersuchung, die nun folgte, ließ nirgends einen Gegenstand entdecken, der an Gewicht dem vermißten Stein gleichgekommen wäre.

„Wieder nichts,“ sagte Klara traurig. „So müssen wir eben auch noch die dritte Laube auffuchen, die vielleicht den großen Chlamyderen angehört. Wir haben wohl noch Zeit dazu, eh' es Nacht wird.“ — Miß Owens betrachtete ihre Gefährtin mit tiefem Mitleid. Die arme Klara war völlig erschöpft, Kleider und Schuhe waren von Dornen zerissen, ihre Hände zerfunden, und ihr Athem ganz schwer und mühsam. Dazu kam der tiefe Stand der Sonne, mit der Aussicht auf die in jenen Gegenden so schnell eintretende Nacht. Die Engländerin stellte ihr daher die Nothwendigkeit vor, jetzt auf kürzestem Wege zu dem Charabanc zurückzukehren.

„Wenn Sie müde sind, Miß Owens,“ versetzte Klara in empfindlichem Ton, „so will ich Sie nicht zurückhalten. Nehmen Sie einige von diesen Schwarzen zum Geleite mit, während ich mit den anderen hier bleibe. Ich bitte Sie nur, noch eine Stunde auf mich zu warten; bin ich dann nicht nachgekommen, so mögen Sie allein nach Dorling zurückfahren. Ich bin entschlossen, auch noch den letzten Versuch zu machen. Die Angst meiner Mutter über meine lange Abwesenheit kann derjenigen nicht gleichkommen, welche mir das Herz zusammenpreßt bei dem Gedanken an das Geständniß, das ich ihr ablegen mußte, wenn ich, ohne meinen Zweck erreicht zu haben, nach Dorling käme. Lassen Sie mich meine Aufgabe verfolgen; vielleicht führt Gott sie zu einem glücklichen Ende.“ — „Trauen Sie mir zu, Klara, daß ich Sie so im Stich lassen könnte? Ich bleibe bei Ihnen, was auch daraus werden mag.“

Klara dankte ihrer Freundin mit einer glühenden Umarmung, und diese theilte nun dem Häuptling ihren Wunsch mit, ohne Zögern auch die dritte Laube aufzusuchen. Sie erkundigte sich auch zugleich nach der Richtung, in welcher dieser letzte Versuch führte, und vernahm mit großer Freude, daß sie dadurch der Wallerstation wieder um ein Ansehnliches näher kamen. Rachel bezigte sich, diese Kunde Klara mitzutheilen, die ihrerseits fragte, ob die Laube der Bau von kleinen oder großen Kauries sei. „Von großen,“ lautete Tête-de-crin's Antwort. — „Gott sei Dank!“ flüsterte Klara. „So werde ich vielleicht endlich meine Anstrengungen belohnt sehen.“

Der Zug begann auf's Neue und mit ihm die Noth der Ermüdung und des Durstes; auch ging es jetzt nur langsam vorwärts, da die Sonne bereits untergegangen war, und die Schatten der hereinbrechenden Nacht nicht wenig dazu beitrugen, der erhabten Einbildungskraft der aufgeregten Mädchen alle erdentlichen Schreckbilder vorzuspiegeln. Nach oftmals wiederholtem Anhalten erreichten sie endlich eine Cederngruppe, unter welcher sich die dritte Laube befand. Klara schien wieder neu aufzuleben; denn nun sollte sich ihr Schicksal entscheiden, und die Ungewißheit, die fast eben so peinlich war als die Enttäuschung, ein Ende nehmen. Doch jetzt erhob sich eine neue Schwierigkeit. Die Dämmerung war schnell in Nacht übergegangen, und die Laube lag unter den Cedern im tiefsten Schatten. Wie war es möglich, die von den Vögeln zusammengetragenen Schätze zu untersuchen?

Diesmal verursachte ihre Annäherung keinen Flügel Schlag, denn die Chlamyderen schlummerten ohne Zweifel längst in den benachbarten Bäumen. Klara und Rachel sanken erschöpft neben der Laube nieder, und fragten sich, wie dieses neue Hinderniß zu überwinden sei. Nez-Perce säumte nicht, für Abhilfe zu sorgen. Auf ein Zeichen seines Vaters trat er mit der Art um einige Schritte zurück, und brachte bald einen Arm voll dürrer harziger Zweige herbei. — „Ah, jetzt können wir Fadeln binden!“ rief Rachel, machte sich sogleich an's Werk, und einige Augenblicke später brannten unter Beihülfe ihres Bündbüschchens einige Fadeln, welche über die ganze Umgegend ein so klares Licht verbreiteten, daß die beiden Mädchen ihre Nachforschungen wie bei hellem Tag fortsetzen konnten.

Die Laube war, wie Tête-de-crin gesagt hatte, wirklich das Werk der größeren Chlamyderenart, und hatte so ziemlich dieselbe Größe, wie die zuerst besuchte, nur schien sie, vielleicht in Folge der anderen Beleuchtung, viel schöner verziert zu sein, da von dem Bau sowohl als von dem Eingang dem Beschauer Tausende von zitternden Lichtfunken entgegenblitzten. Noch immer an der Erde sitzend durchwühlten die beiden Mädchen die Schatzkammer; aber ihr sorgfältiges Spähen überzeugte sie endlich, daß all' dieser Glitter nur Schein und der Diamant nicht darunter war. Diese Ueberzeugung versetzte Klara in einen Anfall von Trostlosigkeit, der an Wahnsinn grenzte; sie begann zu weinen und zu schluchzen, wälzte sich auf der Erde und zerraupte sich das Haar. Erschreckt beugte sich Miß Owens zu ihr nieder und suchte sie lieblosend zu trösten.

„Lassen Sie mich,“ rief die Arme, „und lehren Sie allein nach Dorling zurück. Ich will hier sterben. Sagen Sie meiner Mutter, ich sei im Maaly-Strup verirrt, von einer schwarzen Schlange gebissen worden — oder was Sie wollen. Ich wage es nicht, ihrem Zorn, ihren Vorwürfen entgegenzutreten. Viel lieber sterben!“ Sie verbarg ihr Gesicht an der Erde, und ein wilder Krampf erschütterte ihren ganzen Körper. Doch war dieser Anfall zu heftig, um lange zu dauern. Rachel ließ ihn vorübergehen, faßte dann ihre Hände und suchte ihr Vernunft einzureden. Klara hörte ihr anfangs mit einer Art bitteren Ingrimmes zu; doch schienen endlich die sanften Hinweisungen auf ihre Pflichten als Tochter und Christin Zugang zu ihrem Herzen zu finden. Ihre Aufregung ließ nach, ihre Thränen flossen milder, und endlich versiel sie in jene Ermattung, welche gewöhnlich auf

nervöse Krisen oder ungestüme Gemüthsstürme zu folgen pflegt.

Die Wilden, welche ihre Fädeln in den Sand gesteckt hatten, betrachteten diese außerordentliche Szene mit stummem Erstaunen; sie wurde noch eindrucksvoller durch die tiefe Stille der Wildniß, die nur hin und wieder ein schwaches Geräusch von dem dichteren Theile des Maaly-Strup her unterbrach. Endlich schien Klara ihren Schmerz bewältigt zu haben; sie sagte mit gebrochener Stimme zu ihrer Freundin: „Haben Sie Nachsicht, liebe Rachel, mit meinem Benehmen, das Ihnen als Wahnsinn erscheinen muß; aber Sie sollen später Alles erfahren und werden dann den Grund begreifen. Vergessen Sie meine pflichtwidrigen Aeußerungen; ich will sie damit sühnen, daß ich ergebungsvoll die Strafe

meiner Sünde hinnehme.“ Nach einer kurzen Pause fügte sie bei: „Es gibt für uns hier nichts mehr zu thun; lehren wir daher so schnell als möglich nach dem Charabanc zurück. Ich darf nicht vergessen, daß Sie nicht dieselben Gründe haben wie ich, die Ankunft in Dorling zu fürchten.“ — „Vielleicht wird die Fahrt durch die dunkle Nacht unmöglich,“ versetzte Rachel mit einem Seufzer. „Aber jedenfalls müssen wir aus dem Wald und in die Nähe von Menschenwohnungen zu kommen suchen.“

Klara hatte sich unter Beihülfe ihrer Freundin ausgerichtet. Anfangs ging Alles mit ihr im Ring und die Beine wollten sie nicht tragen; doch gewann sie allmählig Kraft und erklärte sich zum Ausbruch bereit. Lête-de-crin schätzte den Abstand der Wallerstation nur zu zwei Miles; indeß



Die letzte Laube.

war auch dieser kurze Weg schon bedeutend für die zwei erschöpften Mädchen, namentlich da er bei Nacht wieder durch die Maaly-Wildniß führte.

Auch die Australier schienen sich nach dem Ende des langen Ausflugs in den Wald zu sehnen. Für diese Kinder der Natur wird, sobald die Sonne untergegangen ist, der Schlaf ein gebieterisches Bedürfnis; daher denn auch ihr Verlangen nach dem Mooslager unter ihren Rindenbäcern. Für das Benehmen der beiden Mädchen, die sich ihrem Schutze vertraut, hatten sie natürlich kein Verständniß und konnten daher Klara's Kummer nicht mitfühlen. Nur Nez-Percé schien eine Ahnung von der Wahrheit zu haben, und er warf dem armen Kind insgeheim Blicke zu, als sinne er auf ein Mittel, ihr in ihrem Leid beizustehen.

Sechzehntes Kapitel.

Die Wallerstation.

Bei dem Zustand, in welchem sich die beiden Freundinnen befanden, brauchte der Zug volle zwei Stunden, um die zwei Miles bis zu dem ausgetrockneten Bach zurückzulegen. Die Landschaft bot jetzt einen erfreulicheren Anblick, und der Mond mit den Myriaden Sternen, die am Himmel glänzten, machte die Fädeln unnöthig. Eine tiefe Ruhe lagerte auf der schlummernden Gegend, und ein frischer Lustzug wehte blumenduftig und kühlend darüber hin — ein Hochgenuss nach der mühsamen Wanderung durch dichtes Gestrüpp, durch dünnen Sand und in der erstidenden Atmosphäre des Maaly-Strup. Auch die zwei Mädchen schienen neues Leben zu

gewinnen; sie athmeten freier und fanden Worte der Ermutigung. Doch denke man sich ihr Erstaunen und ihre Unruhe, als sie an der Stelle, wo sie Hans zurückgelassen, wieder dician noch den Charabanc fanden. Rachel glaubte anfangs, die Führer hätten sich in der Richtung der Wasserstation getäuscht; aber Tête-de-crin zeigte ihr das unferne, vom Mond beleuchtete Dach des Gebäudes, und sie erkannte bald auch die baumartigen Farmen, unter denen der schwarze Diener vor einigen Stunden Schutz für Kopf und Wagen gesucht hatte. Sie glaubte, Hans werde in's Gebüsch gestochen und eingeschlafen sein; aber wie sie sich auch mit Rufen anstrengen mochte, es erfolgte keine Antwort.

„Mein Gott, was mag dem armen Burschen zugestoßen sein?“ rief Rachel angsterfüllt. — „Sollte er uns im Stiche gelassen haben?“ fragte Klara. — „Nein; ich kenne seine Treue und weiß, daß er nicht freiwillig — aber wo kann er sein?“ — Man berieth sich mit Tête-de-crin und seiner Familie, die über das Verschwinden des Schwarzen nicht weniger erstaunt waren. Bei Tag wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, seine Fahrte aufzuspüren, und sie versuchten es auch bei Nacht; aber ohne Zweifel konnten sie keine leitende Spur finden, denn sie beschränkten sich darauf, unter sich Rath zu schlagen, und Klara glaubte zu bemerken, daß sie ihre Blicke häufig nach dem nahen Gebäude hinwarfen. Als sie in dieselbe Richtung schaute, gewahrte sie mit Zittern, daß in dem Haus ein Licht brannte. „Ich habe geglaubt, Miß Owens,“ sagte sie, „die Station sei unbewohnt; aber sehen Sie, es muß Jemand dort sein.“ — „In der That,“ versetzte Rachel. „Doch bin ich überzeugt, Walter ist es nicht, denn er kam vor zwei Tagen auf dem Weg nach Melbourne über Dorling.“ — „So wird ohne Zweifel ein Anderer die Abwesenheit des Herrn benützt haben; vielleicht ist's gar Hans, der, ungeduldig über einen langen Ausbleiben, mit Kopf und Wagen dahin seine Zuflucht genommen.“ — „Ich kann dieß kaum glauben. Erinnern Sie sich nur seiner Worte über den Schäfer Bursley.“ — „Aber da die Schafe fort sind, kann er nicht wohl in der Station sein. Jedenfalls bleibt uns keine andere Wahl, als uns dort nach Hans umzusehen und die Gastlichkeit des Hauses anzusprechen.“ — „Ich weiß nicht warum,“ entgegnete Rachel nach einigem Nachdenken; „aber ich habe eine Scheu vor diesem Schritt und möchte lieber ein Obdach in Tête-de-crin's Hütte suchen.“ — „Sein Lager ist weit von hier, Rachel, und ich wäre vielleicht nicht im Stande... Doch was fürchten Sie?“ — „Ich weiß es nicht; aber unwillkürlich kommen mir wieder die verdächtigen Reiter in den Sinn, die wir gesehen, eh' wir in den Maaly-Strup eintraten. Sollte es möglich sein...“ Rachel unterbrach sich, denn sie bemerkte, daß die Australier wie im Schreden sich zu einer dichten Gruppe zusammenbrängten. Zu gleicher Zeit trat ein Mann in europäischer Kleidung, eine große Stockpeitsche in der Hand, heran.

„Ah, meine schönen Fräulein,“ grüßte er in ironischer Weise, „haben Sie wieder Schmetterlinge gefangen? Allerdings etwas spät für junge Damen, im Wald herumzulaufen.“ — „Wie, seid Ihr es, Mr. Bursley?“ antwortete Rachel, ohne eine Spur von Furcht bliden zu lassen. „Wir meinten, Ihr hättet die Schafe nordwärts getrieben, und die Station sehe leer. Mr. Walker kann doch noch nicht von Melbourne zurück sein?“ — „Nein, aber ich bin an seiner Statt da und kann den beiden Frauenzimmern die beste Aufnahme versprechen.“ Diese in spöttisch vertraulichem Ton gehaltene Einladung war nicht geeignet, die geheimen Besorgnisse der Mädchen zu bannen, und Rachel antwortete darauf: „Ich danke Euch, Mr. Bursley, aber wir wollen nicht lästig fallen. Die Nacht ist hell, und wir möchten je eher je lieber nach Dorling zurückkehren, wo unsere Familien sich bereits über unsere Verspätung ängstigen werden. Könnt Ihr uns nicht sagen, wo unser Diener hingelommen ist?“ — „Wo wird er anders hingelommen sein als nach der Station? Hätte er den ganzen Tag im Sonnenbrand sitzen sollen? Sie werden ihn drinnen hinter dem Grogglas und bei seiner

Peise finden. Sein Pferd habe ich in die Hürde getrieben, wo es etwas Besseres findet, als die dürrn rauhen Stengel hier. Wollen Sie nicht selbst nach Hans sehen? Sie können dann bleiben oder fortfahren, wie Sie wollen.“ — Klara und Rachel blieben unbeweglich. „Warum auch selbst hingehen?“ entgegnete die Letztere. „Habt die Güte, Hans zu sagen, daß wir auf ihn warten.“ — „Ah, meine Schönen,“ versetzte Bursley, die Stirne runzelnd, „Sie trauen mir vielleicht nicht?“ — „Nicht doch, Sir,“ nahm nun Klara das Wort; „aber wir sind schrecklich müd, und wollen lieber auf Hans hier in der Gesellschaft dieser armen Schwarzen warten, von deren Treue und Opferwilligkeit wir uns überzeugt haben.“ — „Schwarze?“ erwiderte Bursley, der jetzt erst die Anwesenheit der Australier bemerkte. „Zum Teufel, was wollen diese hier? Fort mit euch Gesindel!“ Und er stürzte, mit seiner großen Peitsche aushebend, auf sie los.

Auf die erste drohende Demonstration hin ergriffen die Australier, die sich seit der Ankunft des Schäfers in achtungsvoller Entfernung gehalten, alsbald die Flucht nach dem Wald hin, und man hörte sie noch nachrufen: „O Klara, Rachel! o böse Weiße!“ als wollten sie den beiden Mädchen diesen grausamen Lohn für die geleisteten Dienste zum Vorwurf machen.

„Die Galunken kennen mich,“ sagte Bursley, als die Australier, ohne auf den Zuruf Klara's und Rachel's zu achten, bei dem Klatschen der Stockpeitsche unaufhaltsam enteilten. „Aber ich denke, jetzt werden mir die Damen die Ehre erweisen, mir nach dem Hause zu folgen.“ — „Nein,“ versetzte Miß Owens mit Entschiedenheit; „Euer Benehmen ist unwürdig, und ich werde bei Mr. Walker über Euch Klage führen.“ — „Meinetwegen,“ entgegnete der Schäfer lachend; „aber eintrittewen werden Sie den Weg nach der Station antreten.“ — „Ja, wollt Ihr etwa Gewalt brauchen?“ erwiderte Rachel mit Würde. — „Wer weiß? Ihr seid hier in keinem melbournner Salon und nicht in Gesellschaft seiner Herren frisch aus dem alten Lande her.“

Die beiden Freundinnen hatten gleichzeitig den nämlichen Gedanken, nämlich in dem Maaly-Strup eine Zufluchtsstätte zu suchen; aber leider waren sie so erschöpft und ihre Füße schmerzten sie so sehr, daß der Schäfer sie rasch auf ihrer Flucht eingeholt haben würde. — Als sie noch zauderten, fuhr er in derbem Tone fort: „Nun, wird's bald? Ich kann nicht lange mehr warten.“ Er wollte sie an den Armen fassen; Klara aber wehrte ihn mit einer Geberde des Abscheus ab, indem sie sagte: „Rührt mich nicht an; wir gehen gutwillig mit.“ — „Ja,“ fügte Rachel bei; „aber vergeßt nicht, daß mein Vater und der Richter von Dorling in der Lage sind, ungehöriges Benehmen gegen uns auf's Strengste zu ahnden.“

Während sie in solcher Weise der rohen Gewalt nachgaben, bemerkten sie nicht, daß Rez-Percé, statt wie die Anderen sich in den Wald zu flüchten, nur in einen Busch gestochen war, von dem aus er den armen Gefangenen mit den Augen folgte. Als sie sich eine Strecke weit entfernt hatten, kam er wieder hervor und schlich in die Nähe des Stationshauses, vor dem ein Kerl, der den Schäfer in einer fremden Sprache anredete, Wache zu halten schien. „Caramba, Mr. Bursley,“ begann er, „habt Ihr die hübschen Waldvögel eingefangen? Ich meinte schon, sie seien davongeflogen.“ — „Ha, ha,“ versetzte der Schäfer; „wohin auch? Ich wußte wohl, daß sie wieder kommen würden und wir sie nur in den Käfig zu stecken brauchten. Warum wartet ihr noch, meine Damen? Nur hinein — dieser Herr ist mein Freund.“ Sie gehorchten mechanisch, und die beiden Strolche folgten ihnen.

„Wißt Ihr auch gewiß, Mr. Bursley,“ fragte der Fremde in spanischer Sprache, „daß von diesen Señoritas die eine die Tochter des Katasterbeamten und die andere die Geliebte, vielleicht die Braut des Richters von Dorling ist?“ — „Habt Ihr's nicht selbst aus dem Munde des Schwarzen gehört, Señor Fernandez? Auch kenne ich sie persönlich, denn es

ist noch keine vierzehn Tage, daß sie mit Madame Brissot, Mr. Owens und dem Richter hier gewesen sind." — „In diesem Fall," nahm Don Fernandez, den wir von dem Brissot'schen Magazin her kennen, wieder auf, „gelingt es uns vielleicht, uns aus der Patsche zu ziehen, in der wir stecken."

Die Gefangenen verstanden nichts von dieser Unterhaltung, fühlten aber wohl, daß sie sich in einer Falle befanden, und das Benehmen sowohl als die finsternen Blicke ihrer Feinde bekräftigten sie in dem Glauben, daß man Schlimmes gegen sie im Schilde führe. Der Name Fernandez war indes Klara aufgefallen, da sie wußte, daß einer von den Commis ihres Vaters so hieß, und obgleich sie denselben nicht von Person kannte, so hoffte sie doch in dem Fall, daß er wirklich zu ihrer Familie in solchem Verhältniß gestanden hätte, seinen Schutz anrufen zu können.

Die Station bestand aus drei oder vier Holzhütten, die von schönen Eufalypten überschattet wurden. Der Hauptbau war die Wohnung des Herrn, die anderen wurden als Magazine oder zur Unterbringung des Gesindes benutzt. In dem Hof, welchen diese Bauwerke umschlossen, bemerkten die beiden Mädchen zuerst ihren Charabanc; was das Pferd betraf, so zweifelten sie nicht daran, es werde sich in einer der benachbarten Veräunungen befinden, in welcher mehrere Rosse trotz der späten Stunde noch an dem vergilbten Graze nagten.

Durch den Thürpalt in der Herrenwohnung drang Licht hervor, das die Gegenstände ringsumher ziemlich deutlich erkennen ließ. Bursley riß die Thüre auf und führte die Mädchen in ein Erdgeschloßzimmer, in welchem sich bereits zahlreiche Gesellschaft befand. Das Gelaß war nicht sehr groß und hatte im Hintergrund eine Thüre, welche die Verbindung mit einer Kammer herstellte. Der Boden bestand aus festgetretenem braunem Lehm und die Decke aus Baumrinden, während die hölzernen Wände mit chinesischen und neuseeländischen Matten bekleidet waren. Einige bequeme europäische Möbel, wie auch die Jagdwaffen und Fischereigeräthschaften, die an den Wänden hingen, ließen auf den Wohlstand des Besitzers schließen.

In dem Zimmer brannten mehrere Lichter und in dem Kamin loderte ein lebhaftes Feuer, auf dem ein Schaf fast ganz gebraten wurde. Sechs Männer von verschiedenem Alter und sehr verwahrlostem Aussehen saßen Cigarren rauchend und Grog trinkend um einen Tisch her. Im Uebrigen schien sich das ganze Haus im Plünderungszustand zu befinden; denn alle Mundvorräthe des abwesenden Ansiedlers waren hervorgezogen worden, um den gegenwärtigen Injassen zu nicht spärlicher Nahrung zu dienen. Der Tabaks-, Branntwein- und Fettqualm hatte die Luft in einem Grade verpestet, daß auch weniger empfindsame Personen, als unsere jungen Freundinnen, mit Abscheu zurückgewichen wären.

Klara und Rachel blieben erstarrt auf der Schwelle stehen, und eine Art Schwindel wandelte sie an, so daß die frechen Blicke, die ihnen von allen Seiten zuslogen, ganz an ihnen verloren gingen. Fernandez und Bursley wurden nun (stets auf Spanisch) mit Fragen überhäuft, bis endlich ein langer zerlumpter Schwarzbart, der den Schaukelstuhl des Hausherrn eingenommen hatte, den Anderen, über welche er eine Art Herrschaft zu führen schien, Ruhe gebot und Fernandez mit den Worten antwortete: „Bei San Jago, ein trefflicher Jang. Aber welche von diesen beiden Señoritas ist die Tochter des Katasterbeamten?" — „Da müßt Ihr den Bursley fragen, Don Guzman," verjekte der Angeredete, „denn ich sehe beide heute zum ersten Mal." — „Und die Andere ist Brissot's Tochter?" fuhr Guzman fort, „das genügt. So lang sie bei uns sind, werde ich selbst ihre Bewachung besorgen. Mit dem Vater der Einen habe ich noch abzurechnen wegen des Tods des armen Alvares, der ein besseres Schicksal verdient hätte." — „Ich habe Euch bereits gesagt, daß nicht Brissot, sondern Martigny Euren Kameraden erschöpf;

und er that recht daran. War es nicht eine Schändlichkeit, einen solchen Schlag führen zu wollen, ohne den Freund, den Ihr im Magazin hattet, vorher zu warnen?" — „Bah," entgegnete Guzman, „Ihr wolltet es ja nicht offen mit uns halten, und jenes Abenteuer hatte wenigstens die eine gute Wirkung, daß es Euch zeigte, wessen wir fähig sind, und Euch bewog, ohne Rückhalt zu uns überzutreten. Leider ist die Sache Schlimm genug gegangen, und hat uns weder eine vollständige Rache noch die Schätze gebracht, auf die wir rechneten. Na, vielleicht geht's jetzt besser," fügte er bei, sich eine frische Cigarre anzündend, „und sobald ich in ein christliches Land komme, will ich der Madonna von Atoka eine schwere Wachskerze opfern zum Dank, daß sie uns in so gelegener Zeit diese Señoritas zugeführt hat."

Man sieht hieraus, in was für Hände Klara und Rachel gefallen waren. Die Einquartierung in der Wallerstation bestand aus einem versprengten Trupp der aufständischen Goldgräber, unter dem sich namentlich die eingefleischten Feinde Brissot's und Martigny's befanden. Sie hatten vor den überlegenen Streitkräften, welche die Behörden in den Placers gesammelt, weichen müssen und am Rand des Maaly-Strup Halt gemacht, um, im Fall sie zu häufig verfolgt würden, sich in die Wildnis werfen zu können. Bei dieser Gelegenheit trafen sie auf Hans, von dem sie erfuhren, daß die beiden Mädchen sich in der Gegend aufhielten, und faßten sogleich den Plan, sich ihrer zu bemächtigen. In wie weit dieß gelungen, ist bereits erzählt worden.

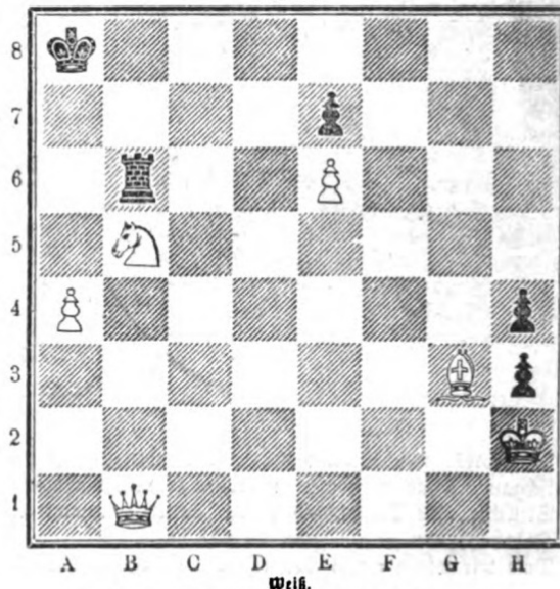
(Fortsetzung folgt.)

Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 9.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Die Pforten Tyrols.

Von

Moriz Forst.

Es war ein biederherziger „Tyrolerbub“, in dessen Gesellschaft ich beim denkwürdigen frankfurter Schützenfeste das Pflänzchen der deutschen Verbrüderung mit goldbigem Neben-

fast begoß, und als er endlich sein letztes Reisefläschchen guten Bozeners aufstafelte, und mir den vollen Pokal auf frohes Wiedersehen an der Etsch bot, da konnte ich nicht widerstehen kräftig zu trinken. Zwei Monate später wanderte ich durch den schrecklichen Finsternünzpaß, wo so oft schon die Oesterreicher im Kampfe mit den Franzosen bluteten, über den uralten Fleden Rauders in das 3900 Fuß über dem Meerespiegel liegende Thal der Etsch, um deren Lauf in möglichster Genauigkeit zu verfolgen. Die Etsch entspringt bei Reschen auf tyroler Gebiet, und schlängelt sich in malerisch romantischen Windungen durch die rauhen, waldbewachsenen Berge wie ein fenerisprudelnder Held, den keine feindliche Phalanx auszuhalten vermag. Dann wieder bildet sie reizende Thäler, mit niedlichen Ortschaften besetzt, und kleine Seen, deren Anblick von den Höhen aus das Herz des Wanderers frohlocken macht.

Herrlich ist der Anblick der Landschaft vom oberen Thale

aus. Fern schimmert die Ortlesspitze im rothen Sonnenlichte; wie Stücke blauen Himmels, von grünen Bäumen umrahmt, breiten sich die Seen des Engadin aus, wogegen die Seen, welche die Etsch bildet, wenig Baumwuchs an ihren Ufern zeigen.

Das stillfrier Joch zur Rechten erweckt traurige Erinnerungen. Diese Pforte Tyrols nach der Lombardei hat ihre Bedeutung verloren. Hier rangen in dem unglückseligen, für die österreichischen Truppen trotz der Niederlagen so ruhmvollen Kriege von 1860 die Bersagliere mit den Kaiserjägern, und das kostbare Werk der Kunststraße, die hoch über gähnenden Abgründen, über schneebedeckten Bergrücken nach den lieblichen Gefilden Italiens hinabführte, ward theilweise zerstört. Der lebhafteste Verkehr erlahmte, das muntere Schmettern des Posthorns verstummte — es war, als ob ein Haus ausgestorben sei, in dem vorher lautes Leben gewaltet hatte. Nur der räuberische Gebirgskönig, der Adler, ließ noch seine krächzenden Laute hören.



Ansicht von Primolano.

Die Fests, welche längs der lombardischen Grenze vom Rintischgau bis zum Gardasee die Höhen krönen, mahnen an die Stellung, die Deutschland gegen Italien einnimmt und seit Jahrhunderten einzunehmen Ursache hatte.

Doch wir folgen weiter der eilenden Etsch, vorüber am Rescher-, Mitter- und Seidersee, vorüber am Ausflusse des Passeyer und der Eisack, der Avis und des Ros, dieser brausenden, schäumenden Gebirgsgefallen, die alle mit geschwätziger Hast erzählen von würzigen Almen und Forsten, von Rebengeländen und blumigen Thalwiesen, und von dem hieberten Volke, das an ihren Ufern sein eigenthümlich Wesen treibt, und das so fest an den urväterlichen Sitten hängt, an der angestammten Geradheit und an der alten Treue.

Das Auge wird nicht satt zu sehen, das Herz nicht müde, nach langem Drücke in der großen Flachlandsstadt die Luft der Freiheit zu athmen, und die schöne Land, wo sich so harmonisch und doch so kontrastvoll das Rauhe mit dem Milde paart, bietet ja so reiche Erinnerungen an die Frei-

heit dar, nicht allein aus der blutvollen Franzosenzeit, sondern auch aus früheren Jahrhunderten, wo die stämmigen Bergbewohner stets ihr mannlich Wesen kühn und zähe zu bewahren wußten.

Ueber das prächtige Bozen hinunter kommen wir durch liebliche Thäler, die so vieler Reisenden Zielpunkt sind, weiter nach dem alten, denkwürdigen Trient, das nicht gerade angenehme Erinnerungen belebt, und nach Roveredo mit seiner rastlosen Industrie. Drüben zur Rechten braust nun, mit der Etsch fast parallel, die noch viel wildere, reißendere Sarca, nach dem schönen Becken hinabsteigend, welches der Gardasee füllt. Das ist ein Schäumen und Tosen zwischen den engen, fast unwegbaren Gebirgswänden, als wenn es einem ewigen Kriege gälte zwischen den beiden Elementen. Wie viele, viele Jahre müssen diese scheinbar so unbedeutenden Gewässer gewühlt haben, ehe sie die ehernen Jochs durchbrachen, um ihr Verlangen nach den südlichen Thälern zu befriedigen!

Wir befinden uns nun bereits im sogenannten Weischtyrol,

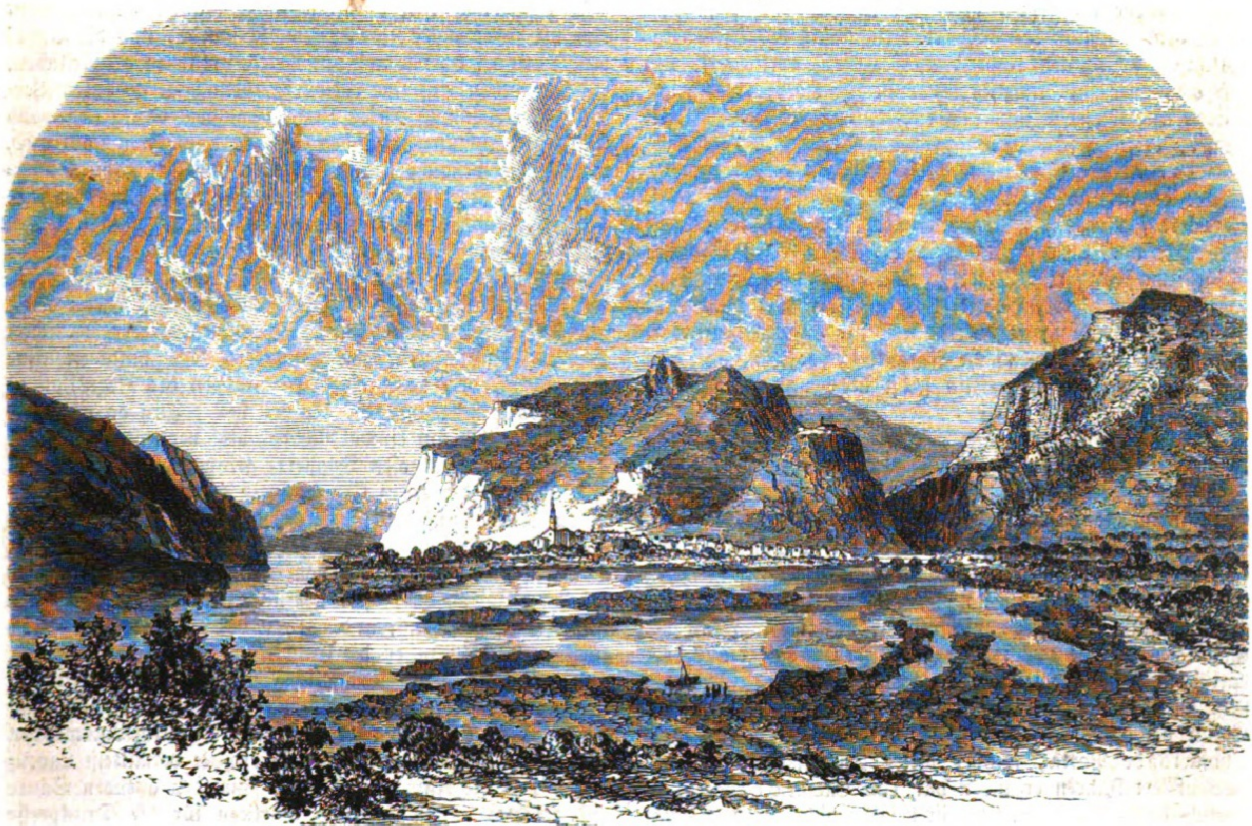
welches die Italiener so ungestüm für sich in Anspruch nehmen. Die Umgegend ist weit und breit mit wilden Gebirgsstrümmern bedeckt, deutlichen Zeichen der furchtbaren Erdrevolutionen, welche hier meist das Unterste zu oberst gelehrt haben. Auf den Höhen ragen, soweit das Auge reicht, alte Kastelle und Burgen, vom Nachklange mittelalterlicher Poesie umweht.

Die kleinen Dörfer zeigen großentheils das Alter von Jahrhunderten, namentlich sind die meisten Dorfkirchen uralt und von eblem, gothischem Baustyl. Der Menschenschlag ist kräftig und heiter, die Frauen sind fast durchgängig schön. Ueberall zeigt sich im Oval des Gesichtes und im sonstigen Wesen das germanisch romanische Element der Abstammung, und mit Recht dürfen die Deutschen auch diese tyroler „Italianissimi“ von Urväterzeiten her als Eigenthum beanspruchen — dieser schöne, kräftige Menschenschlag zeigt sich im ganzen Laufe der Sarca, der Etsch, bis in's Thal von Riva und an der reisenden Brenta, während die italienischen

Thalmenschen schwächlich und minder schön erscheinen, die Frauen aber, wie fast durchgängig in Italien, frühzeitig altern.

Wir befinden uns jetzt an den berühmten Pforten Tyrols, schon umgeben von der üppigen Vegetation des Südens, der Orange, der Myrthe, des Lorbeers, der Cypresse und des süßen Weines, soweit die Thäler eine geschützte Lage haben. Zwei romantische Flecken: Calliano an der Etsch, die hier noch nicht schiffbar ist, und Primolano an der Brenta bilden die Ausgangspunkte. Beide sind durch das Wasser, das sich in jedem Thaleinschnitte weit ausbreitet und kleine, stille Bächlein bildet, mit ihren Wohnstätten dicht an das Gebirge angebrückt. Ueber beiden erheben sich hoch in dem blauen Aether schroffe, fast nackte Felsentämme von pittoreskem Aussehen.

Diese Gebirgspforten haben eine reiche Geschichte. Wir haben es wohl gut, wenn wir vor einer Bottega im Anblick



Ansicht von Calliano.

des rauschenden Wassers und blühender Granaten unseren Sorbetto schlürfen und den blauen Dufte einer Havanna in die klare Luft hauchen, aber unsere Vorfahren haben hier so oft gerungen und gelitten, daß selbst die Erinnerung daran einen schmerzlichen Ernst in unsere heitere Stimmung gießt.

Hier stiegen so oft die deutschen Kaiser mit ihren Mannen in die Ebenen von Verona hinab, um die störrische, ungetreue Italia an ihre Pflicht zu mahnen; durch diese Pforten gingen Tausende in's Elend, in den Tod, um das zu erhalten, was nach aller vernünftigen Politik dem Reiche gehörte, und was kein anderer Staat aufgeben würde, wenn man es auch den gutmüthigen und langmüthigen Deutschen ewig zumuthen zu können meint. Hier schlugen sich im September 1796 die französischen Republikaner unter Massena und Augereau mit den tapferen Oesterreichern unter Wurmser und Davidovich. Der Paß von Calliano wurde für uneinnehmbar gehalten. Blutig war der Kampf, als die Franzosen denselben forcirten. Tausende stürzten auf beiden Seiten beim Erklettern und

Vertheidigen der schroffen Felsen. Ihr Blut röthete die Etsch, die grollend ihre Wellen nach der verlorenen Festung hinabrollte. Endlich drangen die Franzosen ein, gewannen 6000 Gefangene und 25 Kanonen, und vereinigten sich mit denen, welche die Verschanzungen hinter der Brenta bei Primolano erstürmten. Die neue Taktik der französischen Republikaner, welche vor Allem keine Menschenopfer schonte, bezwang zum ersten Male die schützenden Felsenspforten. Hinauf nach dem Engadin und nach Naubers zog der grimmige Feind, bis ihn Bellegarde und Hoze über den Finsternunzpaß und das Scharlsjoch wieder hinauswarfen.

Das ist, hoffentlich für alle Zeiten, vorüber, Venetien ist noch österreichischer Besitz, und so wenig als Frankreich seine deutschen Provinzen opfert, so wenig wird Oesterreich Venetien aufgeben, das sich mit Friaul wie eine zarte Jungfrau an die rauhen julischen und karnischen Alpen schmiegt.

Die Anfertigung von Lichtbildern.

(Photographie.)

Von

Dr. Carl Kolb.

Wenn Du, lieber Leser, ein an der vordern und hintern Fläche gegen außen gewölbtes (biconvexes) Brillenglas oder Brennglas einem hellen Fenster gegenüber in senkrechter und paralleler Richtung gegen eine weiße Wand hältst, so wirst Du durch den Versuch für Dein Glas einen gewissen Abstand finden, in welchem auf der weißen Fläche ein in seinen Umrissen gehaltenes und auch die Farben wiedergebendes Bild des Fensters sammt seinem Vorhang, den auf dem Sims stehenden Blumen, den gegenüberstehenden Häusern und dem blauen oder umwölkten Himmel erscheint. Dieses farbige Bild tritt noch heller hervor, wenn man die Stelle der Wand, auf der es sich entwickeln soll, mit einem wasserrecht darüber angelegten schwarzen Schirm beschattet, und ist in dem Maßstab der stärkeren Krümmung des Brillenglases (man nennt diese Gläser auch Linsen) verkleinert, wie sich denn auch der Abstand der Linse für Hervorrufung des Bildes nach dieser Krümmung richtet, und bei der stärkeren kleiner, bei der schwächeren größer ausfällt. Du bemerkst noch eine weitere Eigenthümlichkeit an dem so gewonnenen Bilde: es ist nämlich umgekehrt, der Fenster Sims nach oben, die obere Fensterseite nach unten, die linke nach rechts und die rechte nach links gerichtet. Die Erklärung des Grundes dieser Umkehrung würde hier zu weit führen; vielleicht finde ich ein andermal Gelegenheit, mich mit Dir über die Gesetze der Strahlenbrechung zu unterhalten; für unseren gegenwärtigen Zweck wird die einfache Anführung der Thatfache, von der Du Dich jeden Augenblick selbst überzeugen kannst, genügen.

Dieser Versuch gibt uns also bereits ein Lichtbild, das um so heller und schöner wird, je mehr die Beleuchtung von den Seiten her ausgeschlossen wird. Man hat zu diesem Ende gegen das Licht abgesperrte Räume von größerem oder kleinerem Umfang hergerichtet, in eine der Wände eine Linse eingesetzt, die natürlich den berechneten oder erfahrungsmäßig gefundenen Abstand haben muß, und an der gegenüberstehenden Wand das Bild aufgefangen, das man, wenn die auffangende Stelle aus mattgeschliffenem Glas oder aus dem halbdurchsichtigen sogenannten Pauspapiere der Zeichner besteht, deutlich von außen sehen kann. Einen so behandelten Raum nennt man nach dem Vorgang des neapolitanischen Physikers de Porta, welcher dieses Instrument vor etwa zweihundert Jahren erfunden hat, eine Camera obscura, zu deutsch dunkle Kammer. Es ist bei ihr nicht gerade nöthig, daß das Bild auf die senkrechte Hinterwand falle; dieses kann vermittelt eines schräg gestellten Spiegels aufgefangen und nach einer beliebigen Stelle hingelenkt werden, je nach dem Zweck, dem ein derartiger Apparat dienen soll. Landschaftszeichner lieben es, das Bild nach der horizontalen oberen Fläche des Kästchens hinzulenken, um bequem auf dem matten Glas oder Pflanzpapier die Umriffe einer Gegenstande nachzeichnen zu können. Die Schaubudenmänner der Messen und Vollsäfte fertigen eine geräumige Bude an, in welcher ein schräger Spiegel der im Kreis herum beweglichen Kuppel zum Auffangen des Bildes dient, das sofort auf eine in der Mitte des dunklen Raums befindliche weiße Ebene geworfen wird. Wohl mancher unserer Leser erinnert sich mit Vergnügen des angenehmen Schauspiels, das ihm durch diese Spielerei geboten wurde, ohne daß die verkehrte Stellung das betrachtende Auge störte; denn wenn auf einem Tisch eine Zeichnung umgekehrt liegt, so darf man ja nur auf die andere Seite treten, um sie aufrecht vor sich zu haben. Die weiße Trommel in der Mitte des Zeltes zeigte ihm das bunte Gewühl und Wogen der Markt- oder Festbesucher, darunter so manches bekannte Gesicht, dem er zuwinken zu dürfen

und von dem er erkannt zu werden vermeinte, obgleich der Eigentümer desselben durch eine hohe Bretterwand von ihm getrennt war. Da der Savoyarde mit dem Affen, dort, während das lebendige Gemälde mit dem Nadumlauf der Kuppel allmählig den ganzen Horizont aufgriff, über den Häuptern des Publikums der Polichinell im Puppenlasten, das ausgespannte Seil des Akrobaten, und mitten im Gewühl vielleicht das Hündchen des Nachbarn, das einhergemobelt kam — alles so frisch, so treu, daß man die zauberischen Bilder hätte festhalten mögen auf dem weißen Papier. Doch ein Vorhang über die Lichtöffnung der Camera, oder das Hereinströmen der Tageshelle, und die ganze Herrlichkeit war verschwunden.

Das Festhalten solcher Bilder ist lange ein Gegenstand des Nachdenkens für den strebenden Menscheng Geist gewesen, dem es endlich auch gelungen ist, das Licht soweit in seinen Dienst zu zwingen, daß es ihm, wenn auch ohne Farben, so doch treu mit den verschiedenen Nuancen des Lichts und des Schattens einen Abdruck der von der dunklen Kammer aufgenommenen Bilder liefern muß. Diese Erfindung ist eine der sinnreichsten, die je gemacht wurde, und die Physik mußte mit der Chemie in Bund treten, um sie zu verwirklichen.

Die ersten auf eine rationelle Grundlage gebauten Versuche zu Erreichung dieses Zweckes gingen von Wedgwood und dem berühmten englischen Chemiker Humphrey Davy aus, welcher die chemische Einwirkung des Lichtes auf die Silbersalze dazu nutzen wollte, um die flüchtigen Bilder in der dunklen Kammer eines Sonnenmikroskops festzuhalten; doch sah sich der geniale Gelehrte bald veranlaßt, seine Bemühungen in dieser Richtung als erfolglos wieder aufzugeben, weil die von ihm auf Chlor Silberpapier erzielten Bilder durch die fortbauende Einwirkung des Lichtes wieder vernichtet wurden; auch hatten seine Bilder die sogenannte negative Eigenschaft, das heißt die hellen Farben des Gegenstandes erschienen dunkel und die dunklen hell. Von da an ruhte die Sache, bis auf einmal sich der Ruf verbreitete, daß die Aufgabe dem Franzosen Daguerre gelungen sei.

Die Ehre der ersten Erfindung ist allerdings mit Unrecht diesem Namen angeheftet worden, obgleich Daguerre, der als Verbesserer dabei thätig war, die Hauptvortheile daraus zog. Die ersten Versuche gingen von dem zu Chalon-sur-Saône gebornen Joseph Nicéphore Niepce, einem aus der Armee getretenen niederen Offizier, aus, und datiren bis auf das Jahr 1814 zurück, in welchem er die Einwirkung des Lichtes auf sehr dünne Harzschichten, namentlich Schichten des Asphalts benutzte, um mit Firniß durchsichtig gemachte Kupferstücke auf Zinnplatten zu übertragen, und letztere durch Auswaschen der vom Licht nicht getroffenen Harztheile mittelst Lavendelöl und die Anwendung einer schwachen ägenden Säure auf die vom Harz befreiten Partien für die Druckpresse brauchbar zu machen. Im Jahr 1824 arbeitete er nach demselben Prinzip mit der Camera obscura, in welcher er mit Asphaltpapier überzogene Kupferplatten der Einwirkung des Lichtes aussetzte, immer noch in der Absicht, seine Platten für den Druck zu verwenden. Er nannte dieses Verfahren, das in neuerer Zeit mit vielem Erfolg von dem Ritter von Berger in Wien auf die Lithographie angewendet wird, Heliographie (Zeichnung vermittelt der Sonne). Im Jahr 1827 trat er in ein Associationsverhältniß zu dem Theatermaler und Erfinder des Dioramas Louis Daguerre, welcher nun, auf die Vorarbeiten seines Compagnons fußend, die nach ihm genannte Daguerreotypie erfunden haben will; indeß versichert der Münzwardein Barruel in seinem Handbuch der technischen Chemie, schon vor Abschluß des Vertragsverhältnisses zwischen Niepce und Daguerre bei Ersterem Proben der sogenannten Daguerreotypen gesehen zu haben. Die beiden Männer arbeiteten gemeinschaftlich an der Verbesserung der Erfindung, bis Niepce 1833 in einem Alter von dreißig Jahren arm und unbekannt starb, wodurch Daguerre in die Lage kam, die weitere Vervollkommenung der Sache allein zu besorgen. Erst im Januar 1839 wurde von der

Erfindung dem Publikum Anzeige gemacht, und das Staunen, das sie allgemein hervorrief, hatte die Folge, daß die französische Regierung für Lebensdauer Daguerre eine Pension von 60,000, dem Sohn des verstorbenen Niece einen Jahresgehalt von 40,000 Franken als Nationalbelohnung zuerkannte. Das alte Loos der Erfinder — Ehre und Lohn über dem Grabe!

Wir haben gesehen, daß die ursprünglichen Arbeiten Niepce's darauf berechnet waren, für den Druck taugliche Metallplatten herzustellen. Anders ist das Prinzip der sogenannten Daguerreotypie, deren Metallplatten zunächst bloß zum Zweck der Beschauung das in der dunklen Kammer erzeugte Bild festhalten sollten. Wir übergehen die Entwicklungsphasen des zu diesem Ende angewendeten Verfahrens und geben nur die letzte in ihrer vollen Ausbildung. Eine mit einer dünnen Silberschicht überzogene (plattirte), vollkommen ebene, blank polirte Kupferplatte wird im Dunkeln den bei gewöhnlicher Temperatur aus Jod oder Chlorjod sich entwickelnden Dämpfen ausgesetzt, bis die Silberseite gleichförmig goldgelb angelauten, das heißt mit einer Jodsilberschicht überzogen ist. Manche Operateure setzen die Platte jetzt Bromdämpfen aus, auf welche sie wieder Joddämpfe folgen lassen, wodurch die durch das Brom erzielte rosenrothe Farbe sich in eine violette umwandelt. Diese Schicht ist für Lichteindrücke sehr empfindlich; daher muß stets in dunklen Räumen oder bei dem Licht einer mit gelben Gläsern versehenen Laterne gearbeitet werden. Die so zubereitete Platte wird nun in die für diesen Zweck eigens konstruirte Camera obscura gebracht, und zwar genau an die Stelle, an welcher ein scharfes Bild des wiederzugebenden Gegenstandes entsteht (man nennt dieß das Einsetzen in den Focus oder Brennpunkt); dann entfernt man die Kasse vor dem vermittelst einer Röhre eingefesteten, wie in einem Fernrohr hin und her beweglichen achromatischen Objectivglas, und läßt nun durch dasselbe die vom Gegenstand ausgehenden Lichtstrahlen eine gewisse, durch verschiedene Umstände modifizirbare und durch Versuche zu ermittelnde Zeitdauer ($\frac{1}{2}$ Sekunde bis zu mehreren Minuten) auf die Platte einwirken (in der Kunstsprache das Exponiren der Platte). — Nach Ablauf der erforderlichen Zeit nimmt man (stets im Dunkeln) die Platte wieder heraus. Man sieht jetzt noch keine Spur des Bildes; dieses tritt erst hervor, wenn man auf die Silberseite der Platte Quecksilberdämpfe einwirken läßt. Ist das Bild hinreichend ausgeprägt, so legt man die Platte in eine Lösung von unterschwefligsaurem Natrium, wodurch der Ueberzug von Jodsilber aufgelöst und weggespült wird, ein Prozeß, der die schädigende weitere Lichtwirkung beseitigt. Das Bild selbst liegt nun so leicht wie der Reif einer Pflaume auf der Platte, und wird durch jede Berührung abgewischt. Um diesen Nachtheil zu beseitigen, bringt man die Platte in eine schwache Lösung von Chlorgold und unterschwefligsaurem Natrium, in welcher sich Silber auflöst, während Gold sich auf das Quecksilber und Silber der Platte niederschlägt und das Bild nicht nur schützt, sondern auch die Intensität der hellen Stellen erhöht. — Der chemische Vorgang erhält sich hiebei in folgender Weise. Durch die Einwirkung des Lichtes auf die Jod- oder Bromjodsilberschicht wird nach dem Maß seiner größeren oder geringeren Stärke das mit dem Silber verbundene Jod oder Brom frei und verflüchtigt sich, während das Silber als feines Metallpulver zurückbleibt. Nun hat aber das metallische Silber die dem nicht reduzirten Jodsilber abgehende Eigenschaft, mit dem Quecksilber sich zu einem Amalgam zu verbinden und unendlich feine Perlen zu bilden. Wird jetzt durch die Natriumlösung das unverändert gebliebene Jodsilber weggespült, so hat man an den hellen Partien des Bildes den feinen Quecksilberstaub, da aber, wo das Licht nicht gewirkt hat, den glänzenden Silberspiegel. Wenn man nun die Platte so hält, daß der Spiegel solche Strahlen nach dem Auge zurückwirft, welche von dunklen Gegenständen kommen, so bildet dieser Silber Spiegel den

dunklen Grund, auf welchem die hellen Partien durch das von den Quecksilberkügelchen nach allen Seiten hin zerstreute Licht hervortreten. — Die Daguerreotypiebilder geben die einzelnen Züge eines Bildes mit bewunderungswürdiger Genauigkeit; doch macht die Spiegelung der Silberplatte einen unangenehmen Eindruck, weshalb man denn auch in späterer Zeit von diesem Verfahren völlig abgetrennt ist, obschon die Daguerreotypie noch manche andere interessante Versuche zuläßt. So kann man von ihr durch Galvanoplastik einen Gegenabdruck erzielen, der bei guter Behandlung dem ursprünglichen Bilde in nichts nachsteht. Auch hat man die dunklen Partien in einer Weise zu äßen gelernt, daß die Bilder sich durch Druck vervielfältigen lassen.

Wenn eine Zeit für eine Erfindung reif ist, so scheint die Idee dafür in der Luft zu liegen und gleichzeitig verschiedene Personen anzufliegen, die unabhängig von einander auf ihre Verwirklichung losarbeiten und schließlich um die Priorität des Gedankens in Streit gerathen. Es war den Chemikern schon früher bekannt, daß die verschiedenen Regenbogenfarben, wie sie beim Durchgang eines Sonnenstrahls durch das Prisma erzielt werden, auf Chlorsilberpapier verschieden einwirken. Dieses Papier wird im violetten Licht des in Prisma zerlegten Sonnenstrahls, Spectrum genannt, am stärksten, schwächer im blauen, noch schwächer im grünen (eigentlich bloß wegen des darin enthaltenen Blaus), im gelben und rothen dagegen gar nicht geschwärzt, das heißt, es bilden sich nach dem Maßstab der Lichteinwirkung unter Einwirkung des Chlors stärkere, schwächere oder keine Niederschläge von metallischem Silber. Dieselbe Eigenschaft haben noch mehrere andere sonst farblose Silberfalte, die eine noch größere Lichtempfindlichkeit besitzen. Diese Beobachtung bewog den englischen Naturforscher Fox Talbot, der weder von den Arbeiten Davy's, noch von denen der beiden Franzosen Kunde hatte, eine Silberfalslösung mit dem Pinsel auf Papier zu übertragen, dieses in der dunklen Kammer zu exponiren, und das nicht zerfetzte, also auch nicht geschwärzte Silberfalz vermittelst einer Auflösung von unterschwefligsaurem Natrium oder von Bromkalium auszuwaschen, so daß auf dem Papier nur das dunkelfarbige metallische Silber zurückblieb. Dadurch gewann das Bild den von Davy nicht erzielten Vortheil, daß die durch die Wasche von Silberfalz befreiten Partien weiß blieben und bei der Beleuchtung durch's Tageslicht nicht mehr nachdunkelten. Aber das Bild war ein negatives, das heißt, die hellen Theile des nachzubildenden Gegenstandes erschienen auf dem Papier dunkel und die dunklen hell. Dieses negative Bild legte er nun auf ein nach seiner Weise lichtempfindlich gemachtes Papier, presste beide Blätter in dem sogenannten Copirrahmen zwischen zwei Glasplatten zusammen, und setzte diesen der Einwirkung des Sonnenlichtes aus. Letzteres drang nun wohl durch die weißen Stellen des Negativs, nicht aber durch die schwarzen, und bewirkte sonach auf dem unten liegenden Silberpapier die Metallreduktion gerade im entgegengesetzten Sinn; er hatte sonach ein positives Bild, das heißt ein Bild, dessen Licht und Schatten denen des nachgebildeten Gegenstandes entsprechen, gewonnen, und brauchte nur die nicht reduzirten Silberfalte durch die Natriumlösung auszuwaschen, um das Bild, das sich nun wie eine Sepiazeichnung ausnahm, haltbar zu machen. Das ursprüngliche Negativ konnte natürlich für den gleichen Zweck oftmals verwendet werden und deshalb viele positive Abzüge liefern. Soweit war Talbot bereits im Jahre 1834, zu einer Zeit also gekommen, in welcher das Daguerre'sche Verfahren noch geheim gehalten wurde. Seine Bilder boten allerdings noch große Unvollkommenheiten, sofern das Auftragen des Silberfalzes mit dem Pinsel einen ungleichen Ueberzug zur Folge, und das Dringen des Lichtes durch weißes Papier auch seine Nachtheile hatte, des Umstandes nicht zu gedenken, daß, was bei Herstellung von Porträten besonders nachtheilig ist, die Exposition sehr lang dauern mußte und bei trüber Witterung zu keinem Resultat führte; seine Erfindung, die er erst nach

Daguerre veröffentlichte, blieb deshalb bei dem ungeheuren Interesse, das die garten Bilder des Daguerreotyps einflößten, unbeachtet. Gleichwohl ist er der eigentliche Erfinder der heutzutage allgemein beliebten Photographie, während die Bilder seines französischen Nebenbuhlers nur noch einen historischen Werth haben. Auf den Talbot'schen Gedanken fußend, bietet die Geschichte der Lichtbilderanfertigung eine ununterbrochene Reihe von Fortschritten und Verbesserungen, die jedoch nur in ihren Hauptzügen für das große Publikum Interesse haben und daher kurz zusammengefaßt werden können. — Großes Verdienst hat in dieser Beziehung der kiler Kaufmann Blanquart-Evrard. Statt des Ueberpinselns des Papiers, das nur eine sehr oberflächliche Reduktion des Jodsilbers und daher auch keine Bildkräftigkeit zuließ, empfahl er, dasselbe in einem aus der lichtempfindlich machenden Lösung bestehenden Bad zu tränken, und so dem Bild mehr Tiefe und Kraft zu geben; es wird dann in der Camera exponirt, nach der gehörigen Zeit herausgenommen, und nun auf der noch kein Bild zeigenden Bildseite des Blatts mit einer wässerigen Lösung von Gallussäure übergossen, welche wie der Quecksilberdampf im Daguerreotyp die Eigenschaft besitzt, das Bild sichtbar zu machen. Letzteres ist zu blaß, wenn das Licht nicht lang genug, zu dunkel, wenn es zu lang eingewirkt hat; ist es aber recht, so wird es zuerst mit Wasser ausgewaschen, und dann das nicht reduzierte Silber durch eine Lösung von Bromkalium oder unterschwefligsaurem Natrium ausgelaut. Nun tränkt man das so erhaltene Negativ mit Wachs, um die weißen Stellen des Papiers durchscheinend zu machen, legt es auf lichtempfindlich gemachtes Papier, bringt Weides, das Negativ oben, in den Copirrahmen und setzt es dem Sonnenlicht aus, worauf dann, um das positive Bild zu gewinnen, auf dem unteren Blatt die Zeichnung in der vorhin angedeuteten Weise durch Gallussäure hervorgerufen, und das nicht reduzierte Jodsilber ausgelaut und ausgewaschen wird. — Blanquart machte noch ferner auf die Wichtigkeit aufmerksam, bei Porträten die Ebene des Antlitzes als die Hauptebene des Gemäldes zu betrachten, und alle Theile des Körpers dieser Ebene so viel wie möglich zu nähern, weil die Linse der Camera die ihr näher gelegenen Theile größer zeichnet, und bei Nichtberücksichtigung dieses Umstandes im Bild selbst ein störendes Mißverhältniß zu Tage tritt.

Der Sohn Niepce's lehrte zuerst, statt des Papiers eine reine Glasplatte anzuwenden und diese mit einem Ueberzug geklärten Eiweißes zu versehen. Man braucht dann nur die dünne Eiweißschicht mit der lichtempfindlichen Flüssigkeit zu tränken, was durch Eintauchung der ganzen Glasplatte in letztere geschieht, exponirt, so lange die Eiweißschicht noch feucht ist, in der Camera, ruft das Bild durch eine Lösung von Gallussäure mit etwas salpetersaurem Silberoxyd hervor, und fixirt es auf die gewöhnliche Weise durch Auswaschen und Auslaugen, um es nun als negative Patrone für die Herstellung positiver Bilder zu verwenden.

Noch werthvoller für den photographischen Prozeß ist die von Acher eingeführte Anwendung des Kollodiums, mit dem man die Glasplatte überzieht. Letzteres ist eine Lösung von Schießbaumwolle in Aether, und hat die Eigenschaft, in Folge der raschen Aetherverdunstung ein durchsichtiges Häutchen, das man eigentlich Papier nennen kann, zu bilden. Diesem Kollodium wird schon vor der Anwendung etwas Jodkalium beigemischt. Ist es gleichförmig auf der Glasplatte ausgebreitet und getrocknet, so taucht man sie in eine salpetersaure Silberlösung und exponirt sie noch feucht in der Camera. Die Hervorrufung und Fixirung des negativen Bildes geschieht in der gewöhnlichen Weise. Duboscq hat gezeigt, daß bei geeigneter Behandlung auch die trockene Exposition der vom Silber Salz getränkten Kollodiumglasplatte Erfolg hat, was namentlich auf Reisen von Werth ist, da man die lichtempfindlichen Gläser zu Haus anfertigen und mitnehmen kann. Noch werthvoller ist in dieser Beziehung der Umstand, daß sich das negative Kollodiumhäutchen von der Glasplatte ablösen und

für den späteren Gebrauch zwischen den Blättern eines Buches aufbewahren läßt, so daß man sich nicht mit vielen Gläsern zu beschleppen braucht.

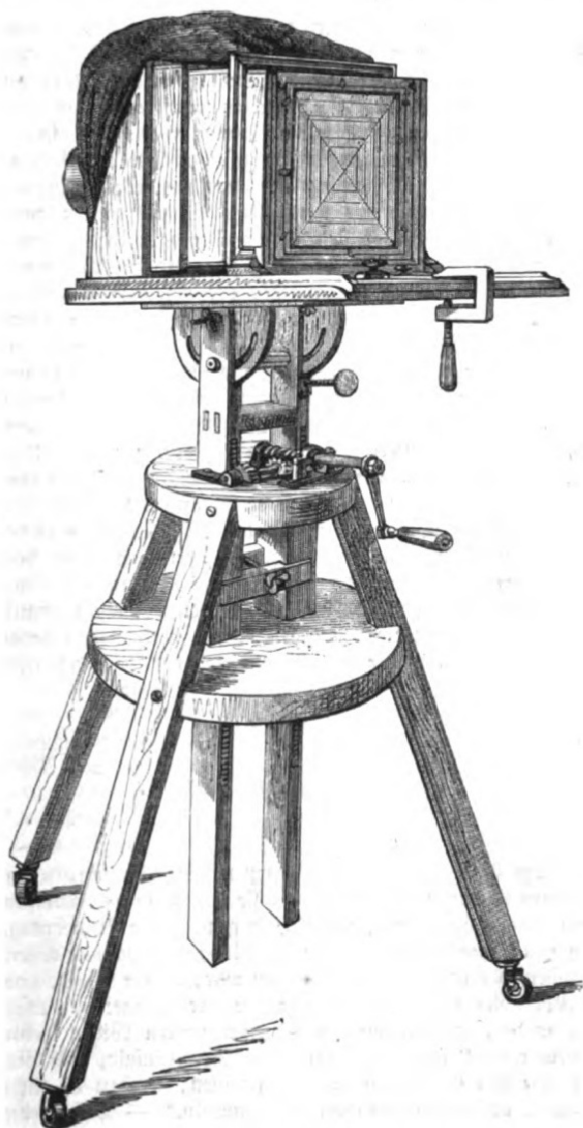
Wir haben damit dem Leser einen Ueberblick über die nun allgemein übliche Photographie auf Papier gegeben; die feineren Nuancirungen, welche in der Technik erzielt werden, und hauptsächlich die Güte der Instrumente, die schnellere oder langsamere Auffassung des Bilds, die größere Schärfe und die Verschiedenheit des Tons betreffen, gehören wohl nur in das Gebiet des Photographen vom Fach. Indes erlaube ich mir noch eine kurze Vergleichung der Lichtbilder auf Metallplatten mit denen auf Papier anzustellen. Die Ersteren haben allerdings, was die Kräftigkeit der Zeichnung, die Reizigkeit und die bewundernswürdige Abstufung der Lichter betrifft, den Vorzug, machen aber durch ihr spiegelndes Aussehen einen unangenehmen Eindruck, müssen sich auf kleinere Flächen beschränken, und haben einen unveränderlichen, gleichmäßigen Charakter; wie sie nach der beschränkten Norm des Verfahrens geworden sind, so bleiben sie; der Daguerreotypist kann daran nichts mehr verbessern. Bei der Photographie auf Papier ist eine freiere Bewegung zulässig; der Photograph kann seinem Bild ohne Belastung eine ziemlich ansehnliche Größe geben, durch seine Bäder den Charakter seiner Bilder nach Belieben verändern, ein zu schwaches Lichtbild durch seine Bäder verstärken, ihm einen anderen Ton geben, ja sogar durch Farbe zu einem Gemälde machen, das dem Oel- oder Miniaturbild nahe steht. Vor Allem aber kommt in Betracht, daß von einem einzigen Negativ eine Menge positiver Abzüge gemacht werden können. Daher denn auch die vielfältige Benützung. Statt des früheren Stammbuchs schwelgen nunmehr die jungen Leute in dem Besitz eines photographischen Albums, das ihnen im späten Alter noch die Bilder ihrer Freunde, wie sie in der Zeit ihrer Blüte gewesen, vorführt; auch ist bereits der Anfang gemacht worden, Bücher mit photographischen Illustrationen zu versehen, die voraussichtlich in den darstellenden Wissenschaften und Künsten eine bedeutende Rolle zu spielen bestimmt sind. Schon erscheinen im Dienste der Wissenschaft anatomische und physiologische Atlasse, selbst mit Darstellung von dem Mikroskop entnommenen Bildern; Kupferstiche werden durch die Photographie vervielfältigt, die Kunstwerke der Maler durch die photographischen Abzüge dem großen Publikum zu billigen Preisen zugänglich gemacht; die Platten der Architekten, der Ingenieure füllen sich mit Bildern von ausgezeichneten Bauten, von interessanten Maschinen; der Reisende nimmt die Bilder der Gegenden, die ihm Genüsse bereitet haben, mit sich, und die französische Armee hat ihre Photographen, welche Terrains aufnehmen und strategische Karten in einen kleineren Rahmen bringen müssen. Und Alles dies in einer Periode von wenig mehr als einem Jahrzehnt — welche Zukunft mag da nicht dieser jungen Technik blühen, sobald es gelungen ist, die Vervielfältigung der Bilder schneller und mit wohlfeileren Materialien (man hat bereits mit Erfolg für Silber das doppelt chromsaure Kali substituirt) zu bewerkstelligen, oder die Photographie (es fehlt auch hier nicht an Versuchen) für die Druckerpresse nutzbar zu machen.

Bisher ist von mir nur das Arbeiten der Photographie mit negativen Patronen in's Auge gefaßt worden; sie ist aber auch in der Lage, ohne diese Vermittelung positive Bilder zu erzeugen. Dies geschieht auf folgende Weise. Man exponirt die lichtempfindliche Kollodiumglasplatte in feuchtem Zustand nur kurze Zeit, übergießt das Bild mit einer Eisenvitriollösung, bis am Porträt die Umrisse der Kleider sichtbar werden, wäscht mit reinem Wasser ab und trägt nun eine Cyanäkaliumlösung auf, unter deren Einwirkung die auf dem Glas zurückgebliebene reduzierte Silberschicht weiß erscheint. Hat man ein dunkelfarbiges Glas benützt, so ist das Bild jetzt fertig und braucht nur noch durch einen Firniß befestigt zu werden; ist dagegen das Glas farblos, so überzieht man die Bildseite mit einem dunklen Firniß. Man kann auch die Kollodiumhaut abnehmen und auf dunkles Leder, Nachstich

und so weiter übertragen. Da die weiße Silberschicht durch die lichten Strahlen gewonnen wurde, so stellt sie die lichten Partien des Bildes dar, während die dunkle Unterlage des Glases oder Firnisses u. s. w. die Schatten gibt; man hat sonach ein positives Bild. Dieses Verfahren, das sehr wohlfeil ist und so rasch von statten geht, daß man auf sein Porträt warten kann, muß bei jedem Bild neu vorgenommen werden und läßt keine Copirung zu; doch kann man zum Zweck der Herstellung kleiner Porträts im Apparat eine Vorlehrung anbringen, welche eine Erzeugung von mehreren Exemplaren (9 bis 12) in einer einzigen Sitzung möglich

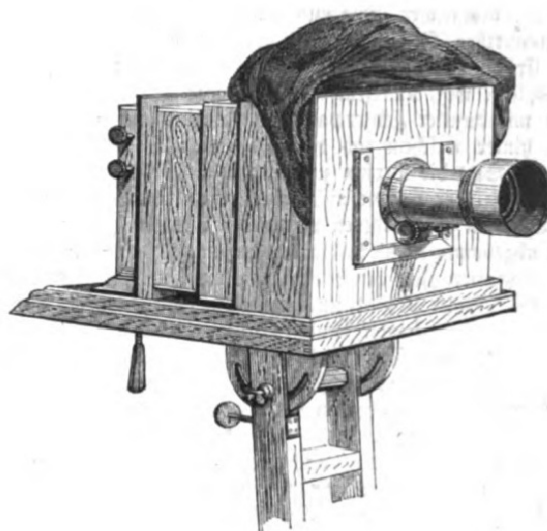
macht. Diese Bilder, welche gewöhnlich mit dem Glas, auf welchem sie gefertigt sind, in Verbindung bleiben, gewinnen unter der Hand eines geschickten Operateurs eine Präzision, welche mit der des Daguerreotyps wetterteilt, so daß man mit dem Vergrößerungsglas stets neue Einzelheiten, jedes Härchen des Gesichts zum Beispiel entdeckt, Feinheiten, welche bei dem Arbeiten mit Negativen verloren gehen; dagegen gebricht ihnen der matte weiche Ton, welcher ein gutes Papierbild auszeichnet.

Treten wir nun für einen Augenblick in das Atelier des Photographen. Wir haben einen gegen Norden gekehrten

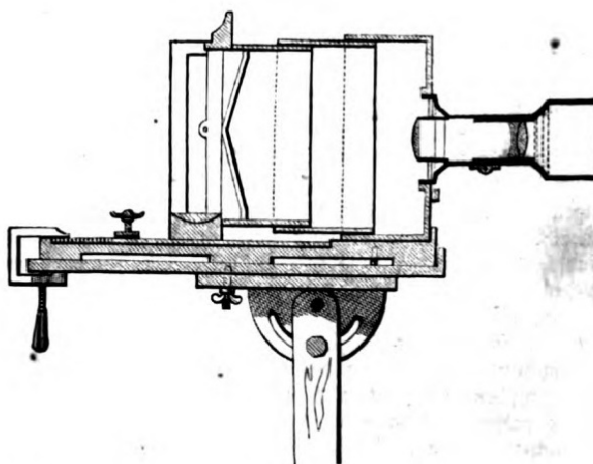


Figur 1.

Photographie-Apparate.



Figur 2.



Figur 3.

Glasalon vor uns, der in der Richtung, wo die aufzunehmende Person sitzt, mit blauen Vorhängen behangen oder bläulichen Scheiben versehen ist. Diese Einrichtung wird aus dem Grund getroffen, weil, wie wir schon am Spektrum gesehen, das blaue Licht am schnellsten und schärfsten auf die Glasplatten wirkt. Helles Sonnenlicht stört die Arbeit, und andere Lichter, z. B. elektrisches, Gas-, Oel- oder Talglicht, taugen um so weniger, je mehr sie Gelb in sich haben. Man kann daher die lichtschuen photographischen Einrichtungen in dem dunklen Gemach bei Licht in gelber Laterne oder etwas entfernt hängendem Talglicht ohne Beeinträchtigung des Geschäfts vornehmen. Es ist als ein Mißstand bezeichnet

worden, daß die photographischen Aufnahmen nur im Tageslicht sollen geschehen können; dem läßt sich jedoch abhelfen, wenn man nach Böttger geschmolzenes chlorsaures Kali mit eingemengten Schwefelstücken als Beleuchtungsmaterial benützt. — Das wichtigste Stück in dem Salon ist die Camera obscura, deren zweckmäßigste Form wir dem Leser in den beigegebenen Bildern vorführen. Figur 1 ist der Apparat, von hinten gesehen. An der Hinterseite des Kastens bemerken wir die matte Glastafel mit einem Liniensystem, nach welchem die Größe des zu fertigenden Bildes bemessen wird. Der Kasten der Camera obscura ist nach Art eines Fernrohrs aus- und einschiebbar, so daß bei kleinerer Entfernung

des aufzunehmenden Gegenstandes dem dunklen Raume eine größere, bei größerer eine geringere Tiefe gegeben werden kann. Die Schrauben, welche wir an dem Brett unter der Camera wahrnehmen, haben den Zweck, diese auf dem Stativ fest zu halten und in dem vom Photographen vorgenommenen Auszug zu fixiren. Wie weit ausgezogen werden muß, findet der Photograph durch den Versuch, indem er die zu porträtirende Person Platz nehmen läßt, und den Abstand des matten Glases unter dem über den Kopf geworfenen schwarzen Tuch, das auf dem Kasten befestigt ist, ordnet. Um indeß der Camera in jeder Beziehung die geeignete Lage zu geben, sehen wir auf unserer Figur ein Triebwerk, vermöge dessen der Tisch sammt dem Kasten höher oder tiefer gestellt, beschleunigt, wie aus Figur 3 erhellt, in den wünschenswerthen Neigungswinkel gebracht wird. Zum Zweck der Exposition nimmt man den Rahmen mit der matten Glasplatte weg, und setzt die sogenannte Kassete, einen Rahmen mit dunkler Hinterwand und aufziehbarem Schiebbedel ein, hinter welchem sich die lichtempfindliche Glasplatte befindet. Sieht die Person zur Aufnahme bereit, so wird der Schiebbedel der Kassete ausgezogen, und von der Röhre mit der Linse an der vorderen Wand der Camera (Figur 2) der Hut abgenommen; die Lichtarbeit beginnt jetzt, und wird nach der geeigneten Zeit durch Aufsetzen des Hutes wieder unterbrochen. Figur 3 gibt uns die Camera in einem Durchschnitte; die im Hintergrund derselben befindliche K-förmige Figur stellt einen Rahmen dar, durch welchen dem matten Glas, respeltive der Kassete beim Porträtaufnehmen eine schiefe Lage gegeben werden kann, damit nicht etwa weit vorspringende Punkte, die Kniee zum Beispiel, auf dem Bild in zu starker Vergrößerung erscheinen. — Vielleicht siehst Du, lieber Leser, in dem Salon auch noch einen anderen photographischen Apparat, an dessen Vorderseite zwei Röhren mit Objektivgläsern eingesetzt sind; er dient zu Herstellung der sogenannten stereoskopischen, nämlich zweier zu gleicher Zeit unter einem Winkel aufgenommenen Bilder desselben Gegenstandes, welche in den mit zwei vergrößernden Gläsern versehenen Stereoskoptasten gebracht werden, und bei der gleichzeitigen Betrachtung des rechtsgelegenen Bildes mit dem rechten, des linksgelegenen mit dem linken Auge zu einem einzigen körperhaften Bilde zusammentreten. Diese Aufnahmen eignen sich sehr gut für Darstellung von Gegenständen aus dem Bereich der Plastik, der Architektur, des Maschinenbaus, der Landschaft; doch müssen die Abstände gut berechnet sein, wenn die körperlichen Raumverhältnisse keine Uebertreibung zeigen sollen. — Was der Salon außer Stuhl, Tisch und einem einfachen Ornament sonst noch bietet, Coulißen und landschaftlichen Hintergrund zum Beispiel, sind geschmacklose Nebendinge, die einem Bild nie zum Vortheil gereichen.

Hat die lichtempfindliche Platte den Lichteindruck aufgenommen, so wird der Dedel der Kassete zugeschoben, und erst in dem dunklen Gemach, in welchem die meisten Arbeiten des Photographen mit matter Lichtbeleuchtung vor sich gehen, wieder geöffnet. Wir sehen hier Gläser mit verschiedenen Flüssigkeiten, einen Waschtisch, Porzellanschalen, die Cuvetten zu den Silberbädern, Wagen und Gewichte, Halen, Zängelchen und dergleichen, deren Nutzung am besten aus der Anschauung begriffen wird. Wir benützen den uns erlaubten Raum nur noch zu der Beschreibung des Copirrahmens, in welchem von dem Negativ die positiven Abzüge gemacht werden. Dieser ist ein Rahmen, in dessen oberem Fals eine Glasplatte oder das Negativglas paßt, auf das man das lichtempfindliche Copirpapier bringt; letzterem gibt man eine Unterlage von einer Papierschicht zu Ausfüllung des Rahmens, den man unten mit einem zweiflügeligen, schwarz angestrichenen Boden schließt. Dieser Boden muß durch Federn oder Schrauben gegen oben gedrückt werden können, damit das Copirblatt sich nicht gegen seine Patrone verrückt. Eine solche Fixirung muß auch anhalten, wenn man einen der Bodenflügel im dunklen Raum öffnet, um nach dem Fortgang der Arbeit zu sehen. Der Copirrahmen fordert zu

schneller Bild-Erzeugung unmittelbares Sonnenlicht. In neuester Zeit ist eine Modifikation des Rahmens noch für einen anderen Zweck nutzbar gemacht worden. Bei dem allgemein üblichen photographischen Verfahren gewinnt man ein verkleinertes Bild. Wenn nun dieses verkleinerte Negativ die obere Seite eines vertieften Rahmens bildet, in welchem durch schwarzen Anstrich jedes seitliche Licht ausgeschlossen wird, und das lichtempfindliche Blatt unbeweglich vor den Boden zu liegen kommt, so entsteht natürlich in größerem Abstand von dem Bild ein größerer Schatten, welcher die Reduktion des Jodsilbers hindert, und somit ein das Negativ vergrößerndes positives Bild erzeugt. Man kann auf diese Weise lebensgroße Porträts darstellen, ohne daß für die Erzeugung des Negativs ein komplirtes System von Sammel- und Zerstreungslinsen nothwendig würde. Ueberhaupt ist die Erzeugung guter lebensgroßer Porträts ein Ziel, dem die Photographen mit allem Eifer nachtrachten. Weil das Bild um so größer wird, je tiefer die Camera obscura ist, so hat man solche Dunkelkammern bis zu 40 Fuß Tiefe angefertigt; allein eine solche Einrichtung ist begreiflich sehr kostspielig, und wird sogar durch eine gewisse Eigenthümlichkeit der Linse, die erst in allerneuester Zeit für die Photographie die rechte Würdigung gefunden hat, unnöthig gemacht. Die Linse nämlich hat ihren eigenen Brennpunkt, der von dem wandelbaren Brennpunkt der Bilder verschieden ist. Der Linsenbrennpunkt ist die Stelle, in welcher die aufgefundenen Sonnenstrahlen sich zu dem Sonnenbildchen vereinigen würden, das auf brennbare Körper zündend wirkt, und kommt ebenso gut vor als hinter der Linse vor, von deren Mittelpunkt der vordere wie der hintere den gleichen Abstand hat. Ein Bild wird in der Camera um so größer, je mehr man dem Gegenstand (das Objekt) dem vorderen Brennpunkt nähert, und erscheint in der natürlichen Größe des Objekts, sobald dieses in den Brennpunkt eingetreten ist. Nähert man jedoch das Objekt der Linse noch mehr, so wird das Bild in dem Maß dieser Annäherung vergrößert. Durch den letzteren Umstand ist ein Mittel an die Hand gegeben, ein verkleinertes negatives Papierbild in der Camera obscura als positives Bild in einem beliebig vergrößerten Maßstab zu kopiren.

Der Wüstenvogel.

(Fortsetzung.)

Zum Glück hatten die Gefangenen keine Ahnung, unter welchem Auswurf der Gesellschaft sie sich befanden. Lumpen und häßliche Gesichter waren eine zu gewöhnliche Erscheinung, um viel Schrecken einzufößen; die Mädchen gewannen daher, nachdem der erste Eindruck vorüber war, wieder Muth, und Rachel faßte sich sogar ein Herz zu der Frage: „Dürfen wir wissen, warum man uns gegen unsern Willen hieher gebracht hat? Wir sind Unterthanen der Königin, und Sie, die Sie mir Gentlemen zu sein scheinen, werden es nicht wagen, uns achtungswürdig zu behandeln.“ — Diese kleine Ansprache war recht gut auf den Geist berechnet, der in den englischen und amerikanischen Kolonien dem zarteren Geschlecht gegenüber waltet, rief aber, vielleicht weil man sie nicht verstanden, vielleicht auch weil man ihr nicht anders antworten wollte, nur ein höhnisches Gelächter hervor. Die Sprechende ließ sich dadurch nicht verblüffen, sondern fuhr fort: „Darf ich wenigstens wissen, was aus meinem schwarzen Diener geworden ist, und ob ihr beabsichtigt, den Wagen und das Pferd zurückzuhalten, die uns nach Dorling bringen sollten?“ — „Ihr Diener?“ antwortete Guzman in schlechtem Englisch: „Sie sehen ihn dort unter der Bank?“ Er deutete dabei nach einer schwarzen Masse, die mit dem Fuß nach einer Zimmerede geschleudert worden zu sein schien. Rachel erkannte wirklich ihren Hans; aber er rührte sich nicht und gab auf den wiederholten Ruf seiner Gebieterin keine Antwort. Leichenblaß fuhr sie zurück. „Er ist todt!“ Auch

Klara stieß einen Schrei aus; doch der Schrecken der Damen schien die Heiterkeit der Strolche nur zu erhöhen. — „Ja, ja, er ist todt,“ sagte Burley spöttisch, „wenigstens so todt, als man es durch eine gute Halbpinde Whisky werden kann; denn so viel hat's gebraucht, um diesen Lumpenkerl zur Raïson zu bringen.“ — „Wer hat ihn so schändlich betrunken gemacht?“ rief Rachel mit Entrüstung. „Hans ist ein ehrlicher Bursche und hat sich nie ein Uebermaß erlaubt, wenn er wußte, daß man seine Dienste brauchte.“ — „Paß,“ entgegnete Burley gleichgültig, „diese Schwarzen kennen kein Ziel, wenn man sie nach Willkür schluden läßt.“ — „Aber, wie kommen wir jetzt nach Haus?“ fragte Klara unschuldig. „Die Señoritas werden die Güte haben, bei uns zu bleiben,“ sagte Guzman. „Wir sind sehr artig gegen Damen.“ — „Und Miß Brissot,“ fügte Fernandez bei, „wird sich um so begüglicher in unserer Gesellschaft befinden, da wir lauter alte Bekannte von ihrem Vater sind.“

Ein schallendes Gelächter folgte auf diese Bemerkung, deren Bedeutung Klara so wenig verstand, daß sie die ironischen Worte des entarteten Hidalgo buchstäblich nahm. „Herr Fernandez,“ sagte sie, „wenn Sie wirklich, wie ich vermüthe, ein alter Gehülfe meines Vaters sind, so rufe ich für meine Freundin und mich Ihren Schutz an. Mein Vater ist in der letzten Zeit unglücklich gewesen und kann Ihnen nichts zu Leide gethan haben; aber wenn es auch der Fall wäre, so werden Sie sich doch nicht an ein paar armen unschuldigen Mädchen rächen wollen, welche der Zufall in Ihre Gewalt gegeben hat.“ Diese bewegliche Bitte machte natürlich keinen Eindruck auf die schuldbeladenen Zuhörer; doch wagten sie es nicht, wieder zu lachen, und Fernandez zeigte sogar einige Verlegenheit, als dämmerte in seinem Innern ein unbestimmtes Gefühl von Ehre und Großmuth auf. Indeß war dies nicht von langer Dauer, denn er erwiderte: „Meinen Schutz, Miß Brissot? In Wahrheit, ich bedarf eher des Ihrigen — das heißt, ich habe mir einige kleine Verfehlungen gegen meinen alten Dienstherrn zu Schulden kommen lassen, und als ich ihn zum letzten Mal sah, befand er sich in einer etwas beengenden Lage...“ — „Am Hals aufgehängt,“ brummte Guzman auf Spanisch, „mitten in seinem brennenden Magazin und keine zwei Schritte von dem sprunghaftigen Pulverfaß.“ — „Aber es scheint, daß er uns die Sache übel genommen hat,“ fuhr Don Fernandez fort, „und ganze Schaaren von weißen und schwarzen Schweißhunden, darunter er selbst und jener andere französische Laugenichts mit seinem jähen Leben sind hinter uns her. Deshalb zählen wir auf Sie, mein Fräulein, und auf Ihre Freundin; ihr sollt uns als Unterpfänder des Friedens dienen gegen Monsieur Brissot, den Franzosen Martigny und den Richter Denison, der an der Spitze unserer Verfolger steht.“

Ein lebhaftes Gefühl der Hoffnung auf nahe Hülfe durchzuckte Klara bei diesem Zugeständniß, und mit erneutem Muth nahm sie wieder auf: „Wohlan, Herr Fernandez, so erweisen Sie sich edelmüthig gegen uns, und was auch Ihnen und Ihren Freunden zur Last fallen mag, wir werden uns Mühe geben, Ihnen Verzeihung zu erwirken. Lassen Sie uns nach dem Platz bringen, wo sich mein Vater und Mr. Denison jetzt aufhält, und ich gebe Ihnen mein Wort, allen meinen Kräften aufzubieten, um sie zu bewegen, daß sie die weitere Verfolgung einstellen.“ — „Caramba,“ entgegnete Guzman, mit den Augen zwinkernd, „kein übler Einfall, wenn wir Narren genug wären, um uns bethören zu lassen. Ich hätte gute Lust, Sie für Ihre Schalltheit dadurch zu strafen, daß ich ein paar derbe Küsse auf Ihre frischen Wangen drücke.“ — „Und ich will die Bestrafung Ihrer unschuldigen Freundin auf mich nehmen,“ sagte Fernandez lachend.

„Elende!“ rief Klara, als die beiden Banditen Miene machten ihren Worten Kraft zu geben. „Wagt ihr es, wehrlose Weiber zu beschimpfen?“ — „Ist denn kein englisches Herz hier,“ fügte Miß Owens mit Nachdruck bei, „um englische Frauen gegen die Unverschämtheit dieser Fremdlinge zu schützen?“

Diese Verufung an den Nationalgeist blieb auch unter der rohen Horde nicht ohne Wirkung; denn alsbald stellten sich zwei Kämpen für die englische Frauenehre in der Person des uns bekannten Schäfers Burley und in der eines derbtöckigen anderen Engländer mit riesigen Fäusten, der in einen zerlumpten Paletot und in bis an's Knie zerfchlitzte larrirte Pantalons gekleidet war. Der Letztere trat vor die geängstigten Mädchen hin und rief in schlechtem Spanisch: „Gott soll mich verdammen, wenn ich dulde, daß man einer Engländerin einen Schimpf anthut. Wer wagt es, sich zu nahen?“ Und der Riese ballte seine Fäuste, um den ersten Besten niederzuschlagen. — „Thomson hat recht,“ sagte Burley. „Unsere Sicherheit verlangt zwar, daß wir diese jungen Frequenzimmer festhalten; aber wir müssen uns gegen sie anständig benehmen. Man weiß nicht, wie es geht, und eine Nothheit könnte ihrem Urheber theuer zu stehen kommen.“

In Folge einer so energischen Einsprache gaben die Mexikaner nach und nahmen mit der Versicherung, es sei nur Scherz gewesen, ihre Sitze wieder ein. Thomson that das Gleiche, während Burley fortfuhr: „Ihr seht, diese Narinnen sind fast todt vor Ermüdung, vielleicht auch vor Hunger und Durst. Morgen aber müssen sie marschiren können, wenn sie uns nicht in tausend Nöthen bringen sollen. Schließen wir sie daher in der Kammer ein, wo sie essen, trinken und der Ruhe pflegen mögen, damit sie morgen mit erfrischter Kraft uns zu folgen im Stande sind.“ — „Aber wenn sie entfliehen?“ rief Guzman. — „Dagegen will ich Sorge tragen. Kommt, ihr Frauenzimmer,“ fügte Burley bei; „denn in unserer Gesellschaft werdet ihr doch nicht zu Nacht speisen wollen.“

Klara und Rachel beeilten sich; Burley zu folgen, der ihnen mit einem Licht voranging, und säumten nicht, die Thüre hinter sich abzuschließen. Die Kammer, Waller's Schlafgemach, war, wie das Hauptzimmer, mit Matten behangen und äußerst einfach möblirt. Einige Stühle, ein Tisch und ein kleines mit einem Kuschitonetz umgebenes Bett. Licht erhielt es durch zwei einander gegenüberstehende Fenster, die der Hausherr, weil er oft abwesend war, mit inneren, durch Vorlegeschlösser verschließbaren Läden gesichert hatte. Burley untersuchte zunächst diese Verwahrungsmäßigkeiten und sagte dabei zu seinen Gefangenen: „Man wird euch hier nicht inkommodiren, wenn ihr uns nicht einen Streich zu spielen versucht, denn dann kann ich für nichts stehen. Verhaltet euch ruhig; ich will sehen, was ich euch zur Stärkung bringen kann. Als er halb nachher mit einer angebrochenen Flasche Wein, einem Krug Wasser, einem Stück harten Brods und etwas Kalbfleisch wieder erschien, rebete ihn Miß Owens mit den Worten an: „Mr. Burley, Sie haben diesen Abend gezeigt, daß Sie ein echter Engländer sind, und mehr Herz und Geist haben, als alle diese ausländischen Wilden, mit denen Sie verbündet zu sein scheinen. Bedenken Sie doch, welchen Gefahren Sie, der Sie zu dieser Nation gehören, sich aussetzen, wenn Sie gemeinsame Sache machen mit diesen von der Gerechtigkeit verfolgten Heimatlosen. Seien Sie uns zum Entkommen behülflich, und Sie sollen reichlich belohnt werden.“ — „Und wie wissen Sie,“ versetzte Burley barsch, „daß ich mehr oder weniger werth bin als die Anderen? Es ist keine zwei Wochen, daß ich noch Aufseher war auf dieser Station und als ehrlicher Mann hier lebte. Da muß,“ fügte er in düsterem Tone bei, „dieser Friedensrichter von Dorling herkommen und die Entdeckung machen, daß ich ein Deportirter von der allerschlimmsten Sorte sei. So sagte er zu Waller, der, nachdem er mir den Abschied gegeben, die Herde nach einer Nachbarstation zu einem anderen Schäfer schickte und nach Melbourne reiste, um für mich einen Nachfolger zu suchen. Was konnte ich brodloser Mann anders thun, als wieder nach den Placers gehen, wo ich wenigstens Freunde hatte? Bei den Szenen, die dort vorfielen, bin ich eben so gut theilhaftig wie sie, und wenn man sie hängt, so bin ich nicht weniger des Strides werth. Ich habe sie hieher geführt, und Waller mag bei seiner Rückkehr sehen,

wie ich mich rächte. Auch diejem Richter..." er warf einen grimmigen Blick auf Klara, „will ich's eintränten, wenn ich kann. Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ Mit diesen Worten wandte der Schäfer seinen Gefangenen den Rücken zu, schloß die Thüre und riegelte sie von außen ab. Sobald die Mädchen allein waren, umschlangen sie sich mit den Armen, und Klara bat ihre Freundin unter Thränen um Verzeihung, daß sie durch ihre unverständigen Wünsche Anlaß zu diesem Unglück gegeben habe. — „Neden Sie nicht so, Klara," versetzte Rachel, „denn Sie hatten wenigstens einen wichtigen Beweggrund für den Ausflug nach dem Maaly-Strup, während ich, zu meiner Schande muß ich's gestehen, mich nur durch meine Liebhaberei für Naturmerkwürdigkeiten bestimmen ließ. Aber was muß mein Vater, was wird Ihre Mutter denken, wenn wir heute Nacht nicht nach Hause kommen?

Dazu weiß man in Dorling nicht einmal, welche Richtung wir eingeschlagen. Doch statt zu klagen wollen wir lieber sehen, ob wir kein Mittel finden, uns aus dieser Klemme zu ziehen.“ Die beiden Mädchen besprachen sich leise weiter, kamen aber endlich zu dem Schluß, daß ihnen keine andere Wahl bleibe, als den Gang der Ereignisse abzuwarten. Sie hatten bis jetzt nichts von den Mundvorräthen, die Burschen mitgebracht, gekostet, aber nun konnte die phlegmatischere Engländerin dem Drang ihres Hungers nicht länger widerstehen, und obgleich Klara anfangs nichts essen wollte, so wirkte doch das Beispiel ihrer Gefährtin so verführerisch, daß sie sich gleichfalls herbeileh, die für ihre Kräfte so nöthige Nahrung anzunehmen. Nach beendetem Mahle machte sich an ihnen jene Erschlaffung geltend, welche auf heftige geistige Aufregung oder körperliche Ermüdung zu folgen pflegt; doch



Unverschämte Beschäfer.

ehe sie sich auf das kleine Bett niederlegten, rückten sie alle die Stühle und Möbel des Gemachs vor die Thüre, um gewarnt zu sein, wenn etwa einer von den im anstoßenden Zimmer lärmenden Schwelgern zu ihnen hereinbräche.

(Fortsetzung folgt.)

Genua.

Von

Ernst Wallroth.

Genova la superba! das stolze Genua lag vor meinen Blicken, schöner, prächtiger als meine Phantasie sich's jemals

in ihren Träumen ausgemalt. Im Vordergrund das Meer in seinen wunderbar herrlichen violetten Tinten, der Golf mit seinem weithin sichtbaren Leuchtturm, der Wald von Schiffsmasten mit den Wimpeln von aller Herren Ländern, und endlich die Stadt, die sich mit ihren Waarenhäusern, ihren Palästen, ihren Villen terrassenförmig aufbaut und ein Totalbild bietet, wie sich's die Erinnerung nicht schöner gesehen zu haben vermessen kann. Stolz rauschte unser Dampfer durch die Schiffsstadt, um im Hafen anzulegen. Das war ein Drängen und Treiben, bis wir durch die lange Kette der lasttragenden Bergmasten uns hindurchgewunden, und Jachini, Ciceroni und Hotelmissionäre abgeschüttelt. Rasch waren wir wieder auf der Straße, um uns das Leben der prächtigen Gondelstadt, die nur Bewegung und Leben in ihren untern Theilen, nur Ruhe und Stille in ihren höhern

Theilen kennt mit Muße anzuschauen. Die Genuesen sind ein herrlicher Menschenschlag, in heitere, lichte Farben gekleidet, und besonders die graziösen schönen Gestalten der Genueserinnen mit dem geschmackvollen Kopfschmuck, einem langen weißen Schleier, der, an der Stirne angeheftet, über die

Schultern fällt, ohne das Gesicht zu bedecken, — sie müssen für sich gewinnen. Wie gesagt, in der Nähe des Hafens ist die Stadt ungemein geräuschvoll, ist man aber über eine gewisse Linie hinaus, so glaubt man sich auf dem Lande, und man begegnet Niemanden in der Straße, außer etwa einer



Aus dem Hafen von Genua.

Blumen-, Fisch- oder Drangenhändlerin. Die Straßen sind oft so eng, daß das ganze Jahr keine Sonne hineinfällt, und doch haben hier die Juweliere ihre Gewölbe: in andern Straßen ist es, als ob die Sonne sich wie zwischen zwei Steinwänden durchwälzte. Die getünchten Häuser strahlen eine solche Masse Licht zurück, daß man anfangs Farbe und

Form kaum erkennen kann. Zartes Roth, Meergrün, tiefes Blau wechseln ab. Man gewöhnt sich daran viel leichter, als daß man glaubt, daß hinter diesen Farben Marmor steckt. Im Schatten der Höfe findet man dagegen prächtige Säulenhallen, hohe, breite Treppen, die sich angenehm ersteigen lassen. Bisweilen trägt eine Terrasse, welche zwei Paläste

verbindet, einen hängenden Garten. Die Pracht der Stadt tritt uns aber erst entgegen, wenn man sie von einem erhabenen Punkte betrachtet, und nun das Häusermeer von Gärten durchzogen und unten das Meer überschaut, das in alle Farbentinten getaucht scheint. So wie in Genua hat man nicht wieder Alles, was Natur und Menschenhand aufzubauen vermögen, beisammen — Meer und Flußthal, freundliche Hügel und nackte Gebirge, enge Stadt und weite Gärten, geräuschvolles Geschäftsleben und Stille des Palastes, die herrlichsten Werke der Kunst und die großartigsten Establishments des Handels — und die Möglichkeit, das Alles mit einem Blicke zu überschauen! Kann sich Genua nicht mit Recht la *superba* nennen?

J a z e d e.

(Schluß.)

6.

Langsam begab sich der Amerikaner, von dem Indianer gefolgt, nach dem etwa zweihundert Schritte davon entfernten Wohnhause; eine Anzahl Nachbarn von beiden Seiten des Stromes hatte sich dort bereits versammelt, um von Goston's Gastfreundschaft Gebrauch zu machen, und am folgenden Morgen bei der Auktion zur Hand zu sein.

„Was wird zuerst vorkommen, Goston?“ fragte ein schwarzhaariger, von der Sonne verbrannter Kreole, dessen feurige, dunkle Augen tief in ihren Höhlen glitzerten, während er aus einer bei ihm stehenden Rumflasche ein Glas Grog einschenkte und leerte. — „Natürlich die Plantage,“ entgegnete der Angeredete, „wie dieß die Gewohnheit ist.“ — „Und dann?“ fuhr der Andere fort, indem er mit einem lauernden Lächeln über sein Glas hinweg nach dem Gastherrschaft blickte, „und dann?“ wiederholte er, als dieser nicht antwortete. — „Dann, dünkt mich, die Sklaven, wenigstens ein Theil; später die Pferde und das übrige Vieh, denn die Baumwolle und der Zuder vom vorigen Jahre sind nicht mehr vorhanden, und endlich die Mobilien, Wagen und Fahrzeuge, Geräthschaften u. s. w. Findet Ihr das nicht gut?“ — „Ei gewiß, warum nicht?“ grinste ein reicher Pflanzer vom jenseitigen Ufer, „ich hätte vertauselt viel Lust, das Quadrantenmädchen zu kaufen; doch Goston hat ein Auge darauf, und allzu theuer möchte ich sie nicht bezahlen wollen.“ — „Meine Herren! die Mahlzeit ist bereit,“ sagte Goston, dem das Gespräch unangenehm zu werden begann; „der Wein wird warm, wenn wir uns nicht beeilen.“

Diesem Ruf ward eiligst Gehör gegeben, und der Indianer, den Niemand ferner zum Niedersitzen einlud, blieb an die Thür gelehnt stehen und schien, während er ein Liedchen brummte, sich eifrig mit Beobachtung der Sterne zu beschäftigen. Sein Herz aber pochte ihm ungestüm; denn die Erleuchtung des Hauses war für Laniera das Signal zum Anfang seiner Unternehmung. Vorübergebeugt lauschte er nach dem leisesten Geräusch, das der Abendwind ihm zuführen mochte, und er hoffte jeden Augenblick ein Licht vom Boote erscheinen zu sehen, zum Zeichen, daß es gelungen sei. Allein Alles blieb todtstill, und nur die geräuschvolle Freude der Trinkenden erklang aus dem hellerleuchteten Saal, welches durch das heisere Krächzen der Eulen aus dem dunkeln Walde beantwortet ward.

Die Tafel sollte abgenommen werden. „Hai, Quagas!“ rief Goston ihm zu, „Du hast ja noch nicht gegessen. Komm', setze Dich hierher, hier ist Ueberschuß; versuch' mal den Wein!“ — „Ich danke Euch, Señor!“ antwortete der Indianer, „ich bleibe lieber in der frischen Luft.“ — „Verd—t! Du wirfst doch nicht, wenn ich Dich zum Essen einlade, hungrig fortgehen wollen? Wohin schau'st Du doch so ängstlich?“ — „Ich sehe nach den Sternen, wüßte aber nicht, weshalb ich ängstlich sein sollte, ich müßte denn fürchten, daß

einer von ihnen herunter fiel, doch ich will Euren Rath folgen und Etwas essen, wenigstens ein Glas Wein trinken.“ — „Was dünkt Euch, wenn wir ein Spiel begännen?“ fragte ein Pflanzer von der andern Stromseite, indem er sich in eine Hängematte, welche am Ende der Gallerie hing, ausstreckte. — „Ja, ja, spielen!“ riefen Verschiedene. „Wer will Bank halten?“ — „Ich!“ rief der Kreole, „wenn kein Anderer Lust dazu hat.“ — „Nein, kein Spiel!“ meinte ein Anderer. „Hier ist der Indianer, der gewiß wohl sein Instrument bei sich hat; laßt ihn uns Etwas vorsingen.“ — „Ja, das ist gut!“ riefen Einige. „Es ist jetzt ohnehin schon zu spät zu spielen; es muß wohl bereits Mitternacht sein.“ — „Nun gut denn, laßt ihn euch ein Liedchen vorsingen,“ sagte der Kreole, der sich zum Bankhalten angeboten, „und wir wollen dabei spielen; das kann sehr gut zugleich geschehen. Komm', Quagas! nimm Deine Zither, oder wie Du das Ding nennst, und gib uns einen Deiner indianischen Gesänge zum Besten; so im Hause mag ich diese gern hören, aber ich lasse mich hängen, wenn sie fröhlich klingen, als sie gegen die Creeks und Seminolen zu Felde zogen, und jeden Augenblick erwarteten, ein Stück Essen zu viel oder einen Felsen Haut zu wenig am Kopf zu haben.“ — Der Quagas erhob sich schweigend von der Tafel, an welcher er sich niedergelassen, und rief, gegen das Blochhaus sich wendend: „He, Scipio! geh' mal nach dem Boote und laß Dir meine Laute geben, aber geschwind.“ — „Was, zum Teufel! läßt Du Scipio von seinem Posten gehen, Quagas? Hab' ich Dir nicht befohlen, den Kerl ungestört zu lassen?“ rief Goston, schnell aufspringend. „He, Scipio! Du bleibst. Hörst Du, Du bleibst, Scipio, Scipio!“ — „Ist nach dem Boote gegangen, Massa!“ antwortete Sam an dessen Stelle. — „Hölle und Teufel!“ rief der Pflanzer wüthend; „diesem Indianer wird besser gehorcht als mir; warte, Canaille! dafür soll Dein Rücken morgen bußen.“ — „Seid nicht böse, Señor!“ bat der Quagas, „ich wollte Niemanden hier aus dem Hause schicken, weil ich dachte, sie wären beschäftigt.“ — „Und warum gingst Du nicht selbst?“ — „Ich hielt mich für Euren Gast,“ sagte der Indianer, sich stolz emporrichtend, indem er dem Pflanzer mit so kaltem Ernst in die Augen sah, daß dieser sich abwandte und innerlich einen Fluch murmelte, weiter aber nichts antwortete.

Der Neger blieb noch eine Weile aus; dann aber kam er herangeschlichen und reichte das musikalische Instrument dem Indianer, der ihn in der Thür erwartete und, ohne auf Scipio's Worte zu achten, sich dort niederließ; er stimmte einige Augenblicke sein Instrument und begann dann mit geübter Hand die Saiten zu bewegen.

Die Spieler hatten inzwischen Platz um einen Tisch genommen, und lauschten kaum den wehmüthigen, klagenden Tönen, die der junge Indianer eine Zeit lang seinem Instrument entlockte; plötzlich ging dieser von einem der sanften spanischen Gesänge in die heulenden Töne eines Kampfesanges seines Stammes über, und fiel dann in die kurze Melodie eines lustigen Negerliedchens ein. Dieß wirkte, und er sah behutsam einen der weißgekleideten Neger näher schlüpfen, der im Schatten eines großen Feigenbaumes niederkauerte, welcher zwischen der Wohnung des Pflanzers und den Nebengebäuden stand.

Ohne daß er es wußte, wurden seine Töne immer lauter und lebhafter; doch hörte er nicht, was er spielte, sein Ohr war ganz erfüllt von dem Rauschen der Orangen- und Pawcornbäume, welche Jazede's Hütte umgaben; sein Herz klopfte laut und stürmisch. Noch lag Alles in ungehörter Ruhe; selbst der Spottvogel, der auf einem über dem Gebäude hängenden Baume saß, hatte nicht aufgehört zu schlagen. Plötzlich schwieg dieser, als sei er durch Etwas gestört; des Indianers Finger blieben auf den Saiten ruhen, und halb vorübergebeugt hatte er Alles, was ihn umgab, vergeffen.

„Nun, Quagas! warum hörst Du mitten im Liebe auf? Du spielst wahrlich ausgezeichnet,“ rief ein Kreole. — „Ich...

weiß es nicht weiter," antwortete der Indianer zerstreut. — „Kannst Du es nicht weiter?" fuhr der Andere lachend fort. — „Gott helfe mir, er singt siebenmal dasselbe je länger je lebhafter, und nun kann er es nicht mehr, ha, ha, ha!" — „Immer dasselbe muß Euch doch langweilen," sagte der Quagas, der rasch seine Fassung wieder gewann; „doch nun will ich Euer Lieblingslied singen, das wird Euch besser gefallen, und schnell begann er das Lied:

„Quand tout renaît à l'espérance,"

womit die meisten Gäste halb brummend einstimmten. — „Bravo, Quagas!" rief der früher erwähnte Kreole, „Bravo! Aber wen suchst Du doch?" — „Wo ist Heston? vor einigen Augenblicken war er noch hier!" fragte der Indianer, ängstlich um sich schauend, „war er nicht am Spielen?" — „Er wird in die frische Luft gegangen sein; es ist hier sehr dumpfig und schwül im Zimmer," antwortete der Andere, „aber fahre fort, spiele den folgenden Vers, was geht uns Heston an?" — „O, es war nur ein Einfall; hier habt Ihr den zweiten Vers:

„J'ai vu les champs de . . ."

doch halt! ich weiß noch ein besseres Lied:

„Jeune fille aux yeux noirs,
Tu régnes sur mon ame,
Tiens, voilà des anneaux,
Des croix d'or . . ."

„He, da springt eine Saite!" — „Du schlägst auch d'rauf, als ob sie alle springen sollten; aber das kommt daher, weil Du auf dem Trodnen sitzt. Du hast nur erst Ein Glas getrunken. Komm' her, dann wird's wohl besser gehen."

Der Quagas sprang auf, um seine brennenden Lippen zu befeuchten; doch gerade als er das Glas an die Lippen setzen wollte, klangen einige Laute aus der entlegenen Hütte in sein Ohr; jetzt lachte Jemand, deutlich vernahm er es. „Was wir lieben!" rief er laut, das Glas erhebend und in Einem Zuge leerend. — „Was uns lieb ist!" wiederholten mehrere der Anwesenden. — „Halt!" rief Einer, „dort wird um Hilfe gerufen. Wo ist Heston?" — Es folgte eine augenblickliche Stille, und deutlich klang es nochmals: „Hülfe!" von der nicht weit entfernten Hütte her.

7.

Wir müssen jetzt nach einer anderen Szene unserer Erzählung zurückkehren, und zwar zu dem unglücklichen Quabronenmädchen, das von dem Sherif auf so grausame Weise gefangen gehalten ward.

Jazebe, von ihrem Vater, dem reichen Dupont, in aller Ueppigkeit, in allen Bequemlichkeiten des Pflanzerslebens erzogen, hatte nie an die Möglichkeit gedacht, jemals mit der verachteten Menschenrasse, welcher ihre Mutter entstammte, auf gleichen Fuß gestellt zu werden. Daß ihr Vater keinen Freibrief für sie ausfertigte, wußte sie nicht, oder hätte es für unnötig geachtet; denn wer sollte wohl die Tochter des reichen Dupont je als eine Kaufwaare betrachtet haben? Die Pflanze in der Umgegend kannten jedoch ihre Abstammung, und ihre Söhne, wie gern sie auch das schöne Mädchen ihrer Liebe versicherten, hüteten sich wohl, ein Wort der Anspielung auf eine ernstliche Verbindung sich entfallen zu lassen; denn der Gedanke an eine Heirath mit einer Negerin war allzu ungereimt!

Da kam Laniera mit seinem Schooner zum ersten Mal an die Küste; er sah das schöne Mädchen und gewann es lieb, doch Jazebe zog sich mit stolzer Kälte zurück, obgleich ihr Herz für den wohlgebildeten Fremdling nicht gleichgültig geblieben war. „Wenn er vernimmt, von welcher Abkunft Du bist," dachte sie traurig bei sich selbst, „dann wird er thun wie die Andern; er wird Dich verachten, Dich verwerfen." Laniera dachte indessen anders; er hatte das Mädchen in all' ihrem Thun scharf beobachtet und bei sich selbst geschworen, sie die Seine nennen zu wollen, wenn er ihr Herz gewinnen könne.

An einem lieblichen Herbstabend gestand er ihr zuerst

seine Liebe und flehte sie um Erwidderung derselben. Das arme Mädchen erröthete und erblaßte wechselweise, während sie zitternd die Frage des ihr so theuren Mannes mit der Erklärung beantwortete, es sei an eine Verbindung mit ihr nicht zu denken, weil sie äthiopischer Abkunft sei.

Es ist wahr: einen Augenblick stand er ganz betroffen, als er aus ihrem eigenen Munde die Bestätigung dessen vernahm, was er bisher aus dem Munde Anderer für Verläumdung gehalten; doch sein besseres Gefühl erhielt bald die Oberhand, und er wiederholte jetzt noch lebhafter seine frühere Bitte.

O, mit welchem Gefühle des Glücks lehnte sich jetzt das schöne Kind an die Brust des Mannes, des Ersten, der mit reiner, treuer Liebe ihr genahet war!

Mit Freuden gab der Vater seine Zustimmung; er wußte auf diese Weise seine Tochter der Achtung der Weißen versichern, die ihr auf keine andere Art zu Theil werden konnte. Da ereignete sich der früher schon erwähnte Streit mit dem Kreolen. Laniera erschöpfte seinen Gegner und mußte die Flucht ergreifen; kurz darauf starb plötzlich der alte Dupont, und Heston, sein Nachbar und zugleich Oberherif des Distrikts, legte Beschlag auf das Eigenthum des Verstorbenen, und beschleunigte so viel wie möglich den Verkauf des Nachlasses, womit er, wie wir gesehen, seine besondern Absichten hatte.

Bereits früher hatte er Jazebe seine schändlichen Anträge gemacht, da er sie nicht höher zu achten schien, als jede andere Negerin; er war jedoch von ihr stets mit der größten Verachtung abgewiesen worden und glühte jetzt vor Rachsucht. Was er thun konnte, um den Zustand des unglücklichen Mädchens zu erschweren, das that er; er behandelte sie so grausam und gefühllos wie nur möglich, und ein Verbrecher hatte besseres Lager und bessere Kost als die arme Jazebe; der man nichts Anderes zur Last legen konnte, als daß ihre Urgroßmutter eine Negerin gewesen.

Was der schändliche Mensch mit ihr beabsichtigte, wenn sie erst seine Sklavin geworden war, und er volle Gewalt über sie hatte, weiß der Himmel. Verschiedene benachbarte Pflanze fürchteten gewiß das Aergste und machten ihm darüber ernstliche Vorstellungen, die er jedoch alle lachend und mit einem arglistigen Blick erwiderte, indem er sagte, er wisse, was er zu thun habe, und kenne die Geseze Louisianas.

Wehe dem armen Sklaven, dessen Herr in seinem Zorn so weit geht, als die Geseze ihm gestatten!

Das Haus, in welchem Jazebe, abgesondert von den übrigen Sklaven, bewacht wurde, und das nicht allein als Gefängniß, sondern auch schon einmal als Pulvermagazin gebient hatte, war sehr fest gebaut, und das Dach mit schweren Brettern doppelt belegt. Die über einander liegenden schweren Cypressenstämme waren an den Enden noch durch eiserne Bänder verbunden; die starke eichene Thür wurde von Außen bloß mit einem schweren Bolzen geöffnet, und als es zu dunkeln begann, hatte Heston außerdem noch ein starkes Schloß eingehängt, zu dem er den Schlüssel in der Tasche trug. Ueberdies standen noch die beiden Neger, Sam und Scipio, mit tüchtigen Knütteln bewaffnet vor der Thür, von welchen Scipio, dem die Warnung seines Herrn noch im Gedächtniß war, zu verschiedenen Malen die Runde um das Haus machte.

Laniera war um Mitternacht näher geschlichen und hatte sich unter die nahe Feste verborgen, um den günstigen Augenblick abzuwarten; er hatte es jedoch noch nicht wagen dürfen, einen Schritt vorwärts zu thun, bis er endlich hörte, daß der Quagas Scipio zurief, er solle sein Instrument vom Vord holen. Der Neger, in der Hoffnung, den von dem Indianer ihm versprochenen Brantwein zu erhalten, eilte schleunigst davon, und Laniera kletterte so flink wie eine wilde Raube über die hervorstehenden Balken zum Dache hinauf. Hier aber fand er, daß es, trotz einiger schadhaften Stellen, unmöglich sei, ohne viel Geräusch sich auf diese Weise einen

Weg in's Innere zu bahnen, und die Fühne zusammengeklemt stieg er wieder herab, fest entschlossen, Gewalt zu gebrauchen, die Seinigen herbeizurufen und lieber Jeden, der sich ihm widersetzen möchte, niederzuschießen, als seinen Plan aufzugeben und Jazebe in den Händen seiner Feinde zu lassen.

Scipio war inzwischen nach dem Fahrzeuge getrabt, und sah dort, wie Titus gerade die Jolle losmachte, um, der Verabredung gemäß, eine Strecke Weges weiter den Indianer zu erwarten. Zwei Matrosen waren statt seiner an Bord des „Hühnerdiebes“, und während der Neger zum Ufer hinabkletterte, rief er dem getreuen Titus hastig doch mit gedämpfter Stimme zu: „Stop, Massa Neger, alter Bursche! wo ist der Whistly, den Massa Indianer mir hat versprochen? ich Neger bin, der Musik holen kommt.“ — „Bist Du eine von den Schildwachen?“ fragte Titus, welchem jetzt ein neuer Plan durch den Kopf flog. — „Ja, ich Scipio Schildwache von Jazebe,“ versicherte der Neger, um dadurch sein Recht auf den versprochenen Trank sicher zu stellen. — „Gut, so geh' die Treppe hinunter, aber fall' nicht. Die Flasche steht auf dem Tische.“

Ohne weitere Worte zu verlieren gehorchte Scipio, und blitzschnell sprang Titus nach den beiden Matrosen, rief ihnen zu, sie möchten sich des Negers bemächtigen, und einen Augenblick darauf lag dieser gebunden, bleich vor Angst und Schrecken, als ihm ein Pistol unter die Nase gehalten ward, auf dem Boden in der Kajüte. „Run her mit Deinen Kleibern!“ rief Titus lachend, „ich will sehen, ob ich nicht für einen so häßlichen Laugenichts gelten kann, wie Du bist. Wer hält noch mit Dir die Wache?“ — „Sam,“ stöhnte der Gefangene, während ein Matrose ihm seine Faden auszog, und sie nebst seinem Strohhut an Titus übergab. — „Sieh' so,“ grinste dieser, „eine weiße Hose trag' ich selbst; nun wollen wir sehen, was mit Sam anzufangen ist. Und Du,“ setzte er, zu einem der Spanier sich wendend, hinzu, „Du kennst, wie ich weiß, jeden Fuß Boden an diesem Ufer; Du ruderst den Strom ab bis zur zweiten Landspitze, dort wo bei Bonier's Plantage die drei Boote besetzt sind, und wartest daselbst auf den Quagas; er wird wohl nicht lange ausbleiben, aber was willst Du mit diesem Vohrer?“ — „Dummkopf!“ sagte der Spanier lachend, „Du sagst ja, es lägen drei Boote da, und ist es nicht besser, daß ich jetzt die Gelegenheit benutze, sie unschädlich zu machen, als daß sie uns späterhin mit vollen Segeln nachsetzen?“ — „Bravo, bravo!“ jauchzte der Neger, „das können wir mit den Weiden, die hier liegen, auch thun; doch jetzt geh' ich, sie werden auf das Instrument warten; schide vor Allem die Matrosen hinauf zum Gehege; wir müssen sicher gehen, Ein verllorener Augenblick kann Alles verderben.“

Schnell eilte er zum Ufer hinauf und nahte bald der offenstehenden Thür des Wohnhauses, wo der Quagas mit Ungeduld ihn erwartete. Zwar wollte er diesem einen Wink geben; allein der Indianer, der durchaus nicht ahnte, wen er vor sich habe, wandte sich schnell um, und trat ein paar Schritte voraus in's helle Licht, wohin der Neger nicht wagte ihm zu folgen. Es war schwierig, jetzt seinen Herrn zu finden, ohne daß Sam's Argwohn rege wurde, allein er vertraute seinem Glück, und nöthigenfalls seinem zweischneidigen Messer, schlich rasch zurück und trat, ohne die Frage des dort wachhaltenden Negers zu beantworten, schnell und geräuschlos hinter das Haus, und zwar in demselben Augenblick, wo Laniera herabstieg und Willens war, die Plantage zu verlassen, um die Mannschaft des Schooners zu Hülfe zu rufen. Raum hatten seine Füße den Boden berührt, als eine schwarze Gestalt vor ihm stand, in welcher er eine der Schildwachen zu sehen glaubte; blitzschnell war sein Messer aus der Scheide, und er wollte sich schon auf den vermeintlichen Feind stürzen, als dieser das verabredete leise Pischen, das dem Schlangengeßiß ähnlich war, hören ließ, und Laniera, wie auf dem Fied festgezaubert, den aufgehobenen Stahl in der Hand, stehen blieb. „St, Massa!“

flüsterte der treue Neger, „geschwind Sam's Knebel, oder...“ er machte eine vielbezeichnende Bewegung mit der Hand, „vielleicht besser, Freiheit versprechen, und Sam hilft.“

Weitere Erklärung war unnöthig, und gerade als die ersten Töne der Pithier aus der offenstehenden Thür des Hauses erklangen, näherte Titus sich wieder der Schildwache, welche ihn natürlich für ihren von seiner Sendung zurückkehrenden Kameraden hielt.

„O damn it, Scipio!“ brummte er, „laufe nicht die ganze Nacht um's Haus herum; wer wird von hinten einbrechen, ohne daß wir es hier hören? Laufe lieber auf Massa Quagas, aber hast Du den Whistly mitgebracht?“

Titus nickte, indem er den Kopf ein wenig bückte, so daß der Strohhut sein Gesicht bedeckte, und er die Hand an sein Messer legte, was den Andern vermuthen ließ, daß er dort die verborgene Flasche trage; kaum aber befand er sich vor dem nichts Böses ahnenden Neger, als er ihm das Messer auf die Brust setzte, und ihn mit augenblicklichem Tode bedrohte, wenn er das mindeste Geräusch mache; zugleich stand Laniera ebenfalls mit dem Messer in der Hand an seiner Seite, und der erschrockene Sklave fiel in Todesangst auf die Kniee und streckte stehend die Hand empor.

„Willst Du uns helfen und frei werden?“ flüsterte Laniera ihm zu. — „Frei?“ fragte der Sklave erstaunt. — „Frei, wie der Vogel in der Luft,“ versicherte der Spanier, „steh' mir jetzt bei und ich nehme Dich mit nach Texas.“ — „Und dort?“ fragte der vorsichtige Sklave. — „Will ich Dir einen Freibrief geben, und Reisegeld nach Boston oder Canada.“ — „Und was muß ich thun?“ — „Hilf mir, Jazebe entführen; entschlief Dich bald; Du weißt, daß keine Zeit zu verlieren ist.“ — „Aber, Master Heston...“ — „Sei nur nicht besorgt, wir werden Dich vor ihm schützen.“ — „Und wenn die Entführung nicht gelingt?“ — „Dann gehst Du dennoch mit uns.“ — Der Neger reichte jetzt dem Spanier die Hand, fragte jedoch: „Wer seid Ihr?“ — Laniera öffnete die halbe Maske, die er trug, und zeigte dem Neger sein bekanntes Gesicht. „O, Massa Laniera!“ — „Schweig!“ flüsterte dieser und legte ihm die Hand auf den Mund. „Willst Du mich verrathen?“ — „No, no, Massa! nie in meinem Leben! ich gehe mit Massa und Missie Jazebe.“ — „Titus! so schleiche Dich denn unter jenen Feigenbaum und gib, wenn Gefahr naht, das verabredete Zeichen durch ein lautes Pischen, oder noch besser durch den Ruf des Nachtschallens, den Du so gut nachmachen kannst; wenn unsere Flucht gelungen, dann steigt vom Boot ein blaues Licht auf, und Du folgst, sobald Du das Signal siehst. Jetzt an's Werk, Sam und ich werden das Schloß leicht aufbrechen können.“

Titus befolgte den erhaltenen Befehl, und erwartete eben so ängstlich wie Quagas das Zeichen, daß Alles gelungen sei.

8.

Es fiel jedoch den beiden Männern nicht so leicht, als sie wohl gedacht hatten, das Schloß zu erbrechen, weil sie genau darauf achten mußten, kein Geräusch zu machen. Sam erinnerte sich glücklicherweise, daß draußen an der Pforte irgendwo ein schwerer Haken hänge, der zum Baden der Baumwollenballen gebraucht wurde; diesen suchte und fand er, und damit gelang es endlich, das Schloß aufzubrechen. Ohne Geräusch drehte sich die Thüre in ihren Angeln; das Mädchen hatte die Vorsicht gehabt, diese aus ihrem Wassertruge zu beseuchten, und durch die halbgeöffnete Thüre fiel sie in die Arme ihres Geliebten, welcher sie, in seligem Entzücken und Alles um sich her vergessend, beinahe mit lautem Jauchzen empfangen hätte; doch lächelnd drückte sie ihm die zarten Finger auf den Mund und flüsterte: „Fort von hier, nur fort von diesem schrecklichen Orte, und ginge es auch in's Grab!“ — „Das wäre möglich,“ sagte eine tiefe, brohende Stimme in ihrer Nähe, und in demselben Augenblick streckte ein gewaltiger Faustschlag den nichts Arges

ahnenden Spanier zu Boden; das arme Mädchen aber, von ihrem Entsetzen überwältigt, stöhnte: „Geston!“ und sank bewusstlos nieder.

„Ha, ha!“ lachte der Amerikaner triumphierend, „ich dachte es wohl, und ihr Schurken, halt! was wollt ihr? Hülfe, Hülfe!“ — „Gut so!“ rief Titus, der ihn von hinten niedergeworfen hatte, „und nun fort mit ihm, das Seil ist stark genug. Ha, da sind unsere waderen Burschen! es war auch hohe Zeit. Hier, Leute! nehmt diese beiden Bewußtlosen auf; wir Beiden wollen mit diesem Wüthenden folgen, und ihr Uebrigen! deckt unsern Abzug.“

In demselben Augenblick sprang auch eine Anzahl dunkler Gestalten über die Umzäunung, neben welcher sie früher näher geschlichen waren, und einige hoben ihren Kapitän

auf, während Andere Front machten gegen Geston's Gäste, welche jetzt herbeieilten.

„Wartet noch!“ rief Laniera, als seine Leute ihn aufrichteten; „wo ist Jazede?“ — „Hier! aber fort nun, da kommen die Schufte aus dem Hause. Hurrah! haltet ihnen den blanken Stahl und die Gewehre vor, und schießt die Canaillen über den Haufen!“ schrie Titus. — „Keinen Mord!“ befahl Laniera, der sich rasch von seiner augenblicklichen Betäubung erholt hatte, „keinen Mord, wenn wir es verhindern können; nur ein Barbar schießt auf Wehrlose; sie haben keine Waffen.“ Und indem er Jazede in den Arm nahm, lief er, durch seine Matrosen gedeckt, dem Landungsplatz zu, während Sam und Titus mit Mühe den widerstrebenden Geston ihm nachschleppten.



Der Ueberfall.

Sobald die Kreolen Geston's Hülfesruf vernommen, sprangen sie, ohne daran zu denken, sich zu bewaffnen, zum Zimmer hinaus, und eilten dem Kampfplatz zu; kaum aber waren sie nahe genug, um zu spüren, daß ihr Gastherr von seinen eigenen Negern, wie sie meinten, überwältigt sei, und wollten sich auf diese stürzen, als eine Anzahl Männer über die nahe Umzäunung sprang, indem sie den wehrlosen Kreolen, ehe diese einen Entschluß hatten fassen können, blanken Waffen und Flintenläufe entgegenhielten.

„Aufruhr!“ schrien die Ersteren und wichen zurück, denn sie dachten, die Neger seien in Aufstand gerathen, und fürchteten nun das Aergste; da rief Geston's Aufseher, den der Lärm herbeigelockt hatte: „Nach Hause, nach Hause! droben liegen Waffen für Alle; die Flinten sind geladen. Geschwind, die Schurken können uns nicht entgehen; Einem will ich selbst den Strick um den Hals legen! und mit einem wilden

Geschrei fiel er den Nächststehenden an. Er schien sich jedoch in seinem Mann geirrt zu haben, denn dieser, ohne das lange Messer, das er in der Hand hielt, zu gebrauchen, warf ihn mit solcher Kraft zurück, daß er halb bewusstlos zu Boden stürzte.

„Himmel!“ flüsterte Sam seinem Freunde Titus zu, als er den Aufseher niedertaumeln sah, „wenn ich Massa Aufseher diesen Abend mit einem so langen Messer nahe kommen könnte, was würde ich es ihm in den Leib rennen, sieh', so weit!“

Obgleich die Kreolen augenblicklich dem Rath des niedergeworfenen Aufsehers folgten, so fanden sie doch, daß der Quagas ihnen hier zuvorgetommen war; denn kaum sah dieser sich allein, während die Pflanzler, die an ihm vorüber stoben, wenig auf ihn achteten, als er die Thür zuwarf und sie hinter sich zuriegelte, indeß er selbst aus einem der

nicht sehr hohen Fenster in's Freie sprang. Dieß Alles war rascher ausgeführt worden, als wir es hier zu erzählen vermögen, und der Letzte der nach dem Hause Laufenden sah noch die schlanke Gestalt des Indianers, der über die Gartenmauer kletterte und hinter derselben verschwand.

Zwar sprengte die Menge die Thür, indem sie mit aller Macht dagegen stürmte, weil der Quagas auf deren Stärke mehr vertraut hatte, als sie verdiente; allein dieß hatte die Verfolger doch eine Weile aufgehalten, und als sie mit den vorhandenen Waffen auf der Landestelle anlangten, sahen sie, wie der „Hühnerdieb“ mit vollen Segeln stromabwärts fuhr, und ein Mann in wilder Hast den Weg hinauf rannte.

„Ha! den haben sie zurückgelassen,“ rief ein Amerikaner eilend, „den haben wir gewiß, denn hier steht mein Pferd noch festgebunden, das die schurkischen Neger vergessen haben in den Stall zu bringen; möge die Pest sie treffen! Nun, Rothhaut, wirst Du lange Weine haben müssen, wenn ich Dich nicht einhole, bevor Du die ersten Boote erreicht hast.“

Er war inzwischen auf's Pferd gesprungen, und dem Thiere die Ferse in die Seiten stoßend, flog er, was es nur zu laufen vermochte, dem Indianer nach, dem es bange um's Herz ward, als er die klappernden Hufschläge auf dem harten Fahrwege vernahm.

Näher und näher kam der Amerikaner dem Fliehenden; schon konnte er beim matten Sternenschein erkennen, wie dieser ängstlich nach ihm umschaute. Da sprang er einen Augenblick in den dunkeln Schatten einer Orangenheide, welche hier sich über hohe Palisaden ausstreckte; aber ehe noch der jauchzende Verfolger, welcher vermuthete, der Flüchtling wolle sich dort im Dunkel seinem Anblick entziehen, und ihn aus dem Geleise bringen, den Ort erreicht hatte, kam der Quagas auf einem kleinen, lebhaften Pferde zum Vorschein, und flog mit Blitzesschnelle den Weg hinauf. Der Amerikaner erkannte bald, daß sein Pferd dem des Indianers nicht gewachsen sei, und als Beide in ihrem wilden Wettlauf die Plantage erreichten, an deren Landspitze die Jolle ihn erwarten sollte, sprang der flinke Sohn der Wälder von dem beständig fortrennenden Pferde, war mit einigen wenigen Sprüngen im Boote, und eine Minute später außerhalb des Bereichs der beiden Pistolen, die sein getäuschter Verfolger wüthend auf ihn abdrückte.

Auch die Kreolen hatten mit ihren Flinten dem vor dem Winde wegfliehenden „Hühnerdieb“ nachgeschossen, jedoch erfolglos; sogar dem langsamer gehenden Boote, das, als die Flinten abgeschossen waren, unter dem Schutz des hohen Ufers vorbeiglitt, und nach der Mitte des breiten Stromes ruderte, hatten sie keinen Schaden zufügen können. Vergebens suchten sie nach den sonst dort stets liegenden Booten; sie stiegen deshalb zu Pferde und galoppirten längs des Ufers nach dem nächsten Städtchen, um von hier aus die Flüchtlinge mit vermehrter Macht und guten Segelfahrzeugen verfolgen zu können.

9.

Der Wind wehte inzwischen so heftig aus Nordwest, daß das kleine, schwache Fahrzeug ganz über die Seite hing, und der Schaum hoch vor dem Bug aufbrauste; sogar das Segel mußte gerefft werden; mit außerordentlicher Schnelligkeit flog die „Jazede“ den Strom hinab, so daß sie Plantage auf Plantage zurückließ, und das vermehrte Gewühl auf dem Mississippi schon die Nähe von New-Orleans zu erkennen gab.

„Was sollen wir mit Heston und Scipio anfangen?“ fragte Titus. „Der Strom wird immer lebhafter, die Plantagen immer zahlreicher, und wir können sie doch nicht mit nach New-Orleans nehmen.“ — „Nein, das ist wahr,“ sagte Laniera nachsinnend, „doch da fällt mir Etwas ein, Du kannst schwimmen, Scipio?“ — „O, nehmt mich mit, nehmt mich mit!“ flehte dieser. „Massa läßt mich tobt schlagen, wenn ich zu Hause komme.“ — „Wag' es, die Sklaven zu stehlen,“ sagte Heston, „wag' es, wenn Du darfst;

aber bedenke, daß ich mein Leben daran wagen werde, Dich an den Galgen zu bringen.“ — „Gut, gut,“ sagte Laniera lachend. „Titus! binde ihn los, und nun, Sir! vernehmen Sie meine letzten Worte. Ich weiß, daß Sie mich hassen, daß Sie mich tödten würden, wenn ich jetzt in Ihren Händen wäre, wie Sie in den meinigen sind; doch ich will edler handeln, ich verlange Ihr Blut nicht. Die Sklaven stehle ich nicht, sie gehen freiwillig mit mir. Alle drei Neger sind frei, sobald sie sich auf dem Gebiete von Texas befinden; ich gebe ihnen die Freiheit. Was Jazede betrifft, so ist sie meine Braut, knirschen Sie nicht mit den Zähnen, Sie werden sie nimmer wiedersehen, doch genug mit Ihnen. Ich weiß, daß Sie schwimmen können, die Flut tritt ein, und eine Menge Stämme treibt vorbei; springen Sie über Bord und halten Sie sich an einem derselben fest, der Wind wird Sie wohl an eines von beiden Ufern bringen, machen Sie sich bereit und erwarten Sie keine andere Gunst von mir. Wenn Sie an's Land gekommen, mögen Sie mich verfolgen, soviel Sie Lust haben, ich verlasse Sie. Aber,“ setzte er mit bligenden Augen und dumpfer Stimme hinzu, „kommen Sie mir nicht wieder so nahe, daß ich Sie mit meinem Messer erreichen kann. Fort jetzt, dort treibt Holz!“ — „Möge Dich die Pest treffen, Schurke!“ rief der Pflanzler, sich erhebend, „aber warte nur: der strafende Arm der Gerechtigkeit wird Dich erreichen, oder mein Arm, nimm dieß, und fahre zur Hölle!“

Bei diesen Worten riß er ein Messer, das er verborgen gehalten, aus seinem Gürtel, warf es nach dem Spanier und sprang hohnlachend über Bord. Zwar hatte er gut gezielt und mit fester Hand geworfen; doch der scharfe Stahl prallte ab auf der Kolbe des Pistols, das Laniera im Gürtel trug. Rasch ergriff Titus ein auf dem Verdeck liegendes Gewehr, um dem Schwimmer, der eben wieder über Wasser gekommen, den Kopf zu zerschmettern, aber Laniera hielt ihm den Arm.

„Laß' den Schuft laufen, er wird seiner Strafe nicht entgehen,“ sagte der Spanier. „Ich bin jetzt zu glücklich, um Menschenblut vergießen zu können. Sieh', da hat er einen Baumstamm erwischt, und wenn es Tag wird, kann er eine der Plantagen erreichen und Alarm machen; bleibt der Wind so wie jetzt, so fürchte ich ihn und alle seine Bundesgenossen nicht.“ — „Und wie soll es mit dem Schooner gehen?“ — „Dafür Sorge Du nicht,“ sagte der Matrose, der Quagas an Bord gerudert hatte, „siehst Du nicht, wie er dort mit vollen Segeln heransteuert; der ist vielleicht noch eher in New-Orleans, als wir; in keinem Fall wird er lange ausbleiben.“

Laniera, welcher auf dem Verdeck geblieben war, so lange seine Gegenwart nöthig gewesen, begab sich jetzt in die Kajüte, wo Quagas zu Jazede's Füßen saß und ihr tausenderlei Schwänke erzählte, so daß das liebe Mäddchen, trotz aller ihrer Angst und Sorge, doch noch über die Heiterkeit des halbgebildeten Indianers lachen mußte; mit einem Freudenschrei aber flog sie an das Herz des geliebten Mannes, als dieser die Thür des beschränkten Raumes öffnete, und vergaß an seiner Brust Alles, was ihr bisher Angst und Traurigkeit erregt hatte. „Und sind wir sicher, Laniera? Können sie uns nicht mehr erreichen? Werden wir in einem weit entlegenen Lande froh und glücklich zusammen leben können?“ — „Beruhige Dich, meine Liebe!“ entgegnete der Spanier wohlgenuth, „die heilige Jungfrau und alle Heiligen stehen uns bei; der Wind bläst, als wollte er unserem Schiffchen Flügel geben. Bis jetzt fürchtete ich immer zu spät zu kommen, nun aber, denk' ich, sind wir außer aller Gefahr; zwar bricht der Tag bereits an, allein wir haben auch nur noch eine kurze Strede bis New-Orleans, und befinden wir uns einmahl an Bord der Cuba und unterwegs, dann sind wir vor aller Verfolgung gesichert.“

10.

Die Sonne zeigte jetzt ihre ersten Strahlen, und noch immer trieb das schlanke Fahrzeug mit gleicher Schnelligkeit

weiter; schon hatten sie die ersten Häuser von Lafayette (früher oberhalb New-Orleans, nunmehr einen Theil dieser Stadt bildend) in Sicht, schon erblickte man Schiff an Schiff in einer unabsehbaren Reihe am Ufer liegen, als Titus seinen wolligen Kopf durch die Thür steckte und den Kapitän bat, herauf zu kommen. Schnell folgte Laniera dieser Einladung, und fand oben die ganze Mannschaft ernstlich beschäftigt, mit größter Anstrengung stromaufwärts zu schauen.

„Was ist es? was wollt Ihr?“ rief er eifrig, „der Schooner segelt ja in jener Richtung?“ — „Ja,“ murmelte Titus, „aber es ist nicht das einzige Segel, das wir sehen. Massa! ich glaube, wir werden verfolgt, mit jenem Boote da hinten ist es nicht richtig.“ — „Gib mir das Fernrohr!“ — Der Neger sprang fort und brachte, von Quagas gefolgt, das Rohr augenblicklich seinem Gebieter. Dieser sah lange und aufmerksam hindurch, konnte jedoch nichts Bestimmtes erkennen. „Gebt es mir einmal,“ sagte der Indianer, „ich kenne viele Fahrzeuge, vielleicht auch das, was hinter uns segelt.“

Bei diesen Worten nahm er das Fernrohr und brachte es an sein Auge; doch kaum hatte er einen Blick dadurch auf das kleine Segel geworfen, das noch nicht lange, indem es um eine Landzunge bog, sichtbar geworden war, als er ein lautes: „He!“ ausstieß, worauf er nochmals aufmerksamer als zuvor hinschaute. — „Was ist es? Kennst Du das Fahrzeug?“ — „Ja wohl kenne ich's,“ sagte der Quagas leise, „es ist Melville's Schnellsegler und die Kreolen sind an Bord; wenn wir nicht schnell das Ziel unserer Fahrt erreichen, dann sind wir gefangen.“ — „Das noch nicht,“ sagte Laniera. „New-Orleans ist groß; leicht können wir unbemerkt den See Pontchartraine erreichen, und dort habe ich auch noch einen Schooner, der an der Mündung des New-Orleans-Kanals liegt; doch da ist ja der Cuba und wahrhaftig bereit zur Abfahrt, das Reß aus den Segeln, Titus, setze jedes Lappchen bei, jetzt gilt es Tod oder Freiheit, hörst Du die Glode? beim Himmel, die Räder sind schon in Bewegung, jetzt Wind, Wind ist Alles, was ich verlange.“

Das kleine Boot flog gleich einem Pfeil über den benachbarten Wasserspiegel. Laniera aber hielt das Ruder trampfhaft in die Faust geklemmt, und starrte mit fieberisch glühenden Wangen bald nach dem gewaltigen Gebäude, welches sich langsam zum Auftreten der Reise anschickte, bald nach dem dahinter befindlichen Boote, welches gleich einer Möve über den Wellen zu schweben schien.

„Wir kommen an Bord, wir erreichen das Dampfboot!“ jauchzte Titus; „aber Massa! um Gottes willen, wohin wollt Ihr? an's Land? Jesus, wir sind verloren!“ — „Es ist zu spät!“ rief Laniera, während der Quagas mit offenem Mund und Augen den Spanier anstarrte, der scheinbar den letzten Rettungsanker kappte; doch Laniera hatte die Gefahr, in der er schwebte, ganz und richtig übersehen. Gerade als er von vorne das riesige Dampfgeschiff umsegelt hatte, ließ er den „Hühnerdieb“, anstatt an Bord des Cuba sich festzuklammern, zwischen einer Anzahl ähnlicher, am Ufer liegender Fahrzeuge einlaufen. — „Segel herunter!“ schrie er mit einer Schreierstimme, „Segel und Wimpel herab!“

Erschrocken über das ungewöhnliche Ungeheuer ihres Kapitäns, der sonst stets mit der größten Ruhe seine Befehle erteilte, stürzten Alle herbei, und in wenigen Sekunden lag das kleine Fahrzeug mit nackten Masten zwischen zehn oder zwölf ähnlichen am Ufer. Das Dampfboot war inzwischen gewendet, und schon gab das darauf befindliche Glöckchen das Zeichen, dem Dampf seine volle Kraft zu geben, als das Segelboot ihm so nahe kam, daß man sich auf demselben vernehmbar machen konnte. Schüsse und wintende Lächer machten den Kapitän auf die gewaltige Eile der neuen Passagiere aufmerksam, und — wie Laniera sehr richtig vorhergesehen — nochmals wurde der Dampf eingehalten. Die Mannschaft des Bootes, welche nicht anders glauben konnte, als daß alle Flüchtlinge an Bord seien, da sie die-

selben hinter dem Dampfgeschiffe aus den Augen verloren hatte, und welche nicht vermuthete, daß der Spanier, während er so auf den Fersen verfolgt ward, es wagen würde, an's Land zu gehen, erkletterte eiligst die andere Seite des riesenhaften Schiffes, und im folgenden Augenblick flog dieses mit ungeheurer Geschwindigkeit den Strom hinab, während das unbemannt im Hafen zurückgelassene Segelboot auf der schweren Brandung hin und her schlugerte, welche der „Cuba“ in seinem Kielwasser hinterließ.

Auf dem „Hühnerdieb“ aber saß Scipio mit den Händen in der Seite und lachte, daß die großen Augen ihm aus dem Kopfe zu springen drohten, während die am Kai in der Sonne liegenden Matrosen, ohne zu wissen warum, in die ausgelassene Heiterkeit des Negers einstimmten. Doch ein Blick Laniera's mäsigte bald seine Ausgelassenheit, und Titus befolgte inzwischen einen Befehl seines Kapitäns: dem eben mit vollen Segeln an ihnen vorbeifahrenden Schooner, an dessen Bord man wahrscheinlich das Nergste für sie fürchtete, ein Signal zu geben. Fünfhundert Schritte weiter legte dieser auf dem gewöhnlichen Landeplatze der Schooner an der Küste an.

Die Neger trugen inzwischen das Gepäck der Liebenden durch die Stadt nach einem Kanalboote, das zur Abfahrt nach dem See Pontchartraine bereit lag. Laniera erteilte eiligst dem Steuermann des Schooners, der ihn aufgesucht hatte, noch einige Befehle, sprang an Bord des Kanalbootes, das eine Minute später unterwegs war, und drückte die Geliebte an sein Herz, indem er ihr zuflüsterte: „Wir sind gerettet!“

Unsere Sänger.

Von

Ernst Rössel.

Nicht ganz ohne Berechtigung klagen die Verfasser von Singschulen: und Opern-Rezensionen, die Intendanten, Kapellmeister und Chordirektoren, die Theaterfreunde und Konzertbesitzer über das allmähliche Sinken des vaterländischen Gesanges. Trotzdem der Planet, welchen wir bewohnen, wenigstens so weit die deutsche Zunge reicht, von einem Key vierstimmiger Männerchöre überzogen wird, trotzdem man den Gesang in jeder Anstalt, von der Universität an bis hinab in die Dorfschule regelmäßig übt, und keine größere, von guten Menschen gebildete Gesellschaft oder Mahlzeit ohne die Anstimmung von Liedern vorübergeht, beklagen sich doch die eben genannten Stände und Personen mit jedem Jahre bitterer über die Schwierigkeit, das Personal der Opernbühnen und Akademien, den großen Ansprüchen des erwähnten Publikums gemäß, vollständig zu erhalten, und namentlich die geeigneten Kräfte für den Sologesang herbeizuschaffen.

Unter diesen Umständen begrüßen wir mit Freuden die gefälligen Mittheilungen aus der Mappe eines zeichnenden Künstlers, der, gleichfalls der Gesangkunst hold, tief ergriffen von ihrem Verfall auf seinen Streifzügen durch Deutschlands Gauen, eine Anzahl volaler Charaktere zu Papier gebracht hat, die uns manchen Aufschluß über den hereingebrochenen Ruin und die Vernachlässigung der wichtigsten Kunstregeln, aber auch über die Wege gewähren, auf welchen dem Mangel an Talenten abgeholfen und die sinkende Schule aufgebessert werden kann. Mit vollem Bewußtsein der Schwierigkeit und Bedeutung seiner Aufgabe hat der denkende Meister flagrante Beispiele mitten aus dem Leben gegriffen; man wolle uns daher nachsehen, wenn wir, in seine Fußstapfen tretend, uns ebenso sehr vor der Schönrechnerei wie er vor der Schönzeichnerei hüten.

Nicht ohne guten Grund führt er uns zuerst in die Schule; denn wo sonst wird der erste Anlauf zum tiefen Verderben der glücklichsten Organe genommen, wo sonst werden

die zartesten, süßesten Stimmen von Jungen und Mädchen für immer vertreibt? Hans und Gretchen, ein holdes Geschwisterpaar, sind mit dem Sopran in einer, an und für sich



nicht schweren Kantate beschäftigt, die zur Verherrlichung der Michaelisprüfung eingeübt werden soll. Der Stimmlage des Knaben ist die Aufgabe nicht unbequem, zur rechten Zeit wird sie in einen angenehmen Tenor mutiren; Gretchen hat jedoch von der Natur eine Disposition zum künftigen Contralt empfangen, die ihr schlechterdings nicht gestattet, die hohen Töne der Oberstimme hervorzubringen. „Hat denn Niemand,“ wird der empörte Kenner fragen, „das Organ des Kindes geprüft?“ — „Nein!“ antworten wir. Gretchen ist ein kleines Mädchen und ein jüngerer Kind, als solches muß sie folgerichtig „Sopran“ singen. Wo blieben wir Kantoren und Seminaristen, wenn wir alle Stimmen beim Klange der Violine prüfen sollten! Unter einer glimpflicheren Behandlung hätte sich in reiferen Mädchenjahren das herrliche Organ normal entwickelt, Gretchen's Stimme wäre vielleicht einem Maestro aufgefallen, als sie Abends am Brunnen sang, er hätte sie für die Kunst erzogen und ein Bühnenlicht ersten Ranges heran gezogen.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir diesen schönen Charakterkopf für das unveräußerliche Eigenthum des Pädagogen halten,



dem die musikalische Erziehung unserer Kleinen anvertraut worden. Fern von den berühmten Mittelpunkten der Gesangsvirtuosität ausgewachsen, denkt er klein von der technischen Fertigkeit und Bravour der Einzelstimme, aber groß von der Fülle und Macht des Chorgefanges. Musikalischer Tyrann in seiner Schule, spielt er den Sozialisten im bürgerlichen Leben. Er hat in dem Marktflecken, dessen Kunstinteressen als oberster Leiter er vertritt, einen Konsumverein von vierstimmigen Gesängen, d. h. einen Männerchor gebildet, an dessen Spitze seine Mitbürger bei allen kirchlichen und weltlichen Festlichkeiten ihn leitend und mitwirkend erblicken. Nach seiner Weltansicht ist es ein großes Unglück für die Moralität der modernen Menschheit, daß die öffentliche Gerichtsbarkeit ihr früheres Bündniß mit dem Gesange gebrochen hat. Er erzählt mit stolzer Genugthuung von der Zeit seines Großvaters, der, als Schulmeister im Orte, noch einen Armenjünder unter den Liebern seiner Knäblein nach dem Hochgerichte geleitet habe. Der starke Verbrauch von Schnupftabak hat seinem Organe einen nasalen Anklang verliehen, und auch seine Mundstellung kann nicht als musterhaft empfohlen werden, desto größeres Lob verdient die Aus-

dauer des Mannes. In der Ausübung der Kunst ist er unermüdet. Er singt in dem aufgeweichten Lehm am Grabe des alten Bürgermeisters stehend Morgens den ersten Vass im Sterbeliede, und bringt Abends im Mondschein einem Brautpaar ein Ständchen; er begrüßt den Schützenkönig, seine Stimme unter dem Geknall der Büchsen anstimmend, und dem vorüberreisenden Landesherrn auf dem Perron des Bahnhofes, unter dem Pfeifen der Lokomotive. Auf dem Chor der Kirche ist er so heimisch, wie auf der Brettertribüne ländlicher Sängerkulte. Seine Mitbürger sagen mit Stolz von ihm: „unser Kantor“.

Die Jungfrau lallt zwar jetzt noch „aus vergriffenem Büchlein Gebete“, ein züchtiger, schwarzer Schleier verhüllt



Haupt und Schultern, aber in drei Jahren wird sie als Primadonna vor den Lampen stehen und ein großstädtisches Publikum entzücken. Jeder Photograph bemüht sich um die Erlaubniß, ihr Bild anfertigen und an seinem Schaufenster aufhängen zu dürfen. Der Kapellmeister, der sie für die Bühne ausgebildet, erhält Zulauf von Schülerinnen aus allen Weltgegenden, reiche Gönner der Kunst senden ihr am Tage nach der Benefizvorstellung werthvolle Geschenke, Armbänder und Ohrringe, und verliebte Gymnasiasten zärtliche Briefe, worin sie ihr Herz und Hand anbieten, jedoch nur unter der Bedingung, noch einige Jahre warten zu wollen, bis die Brieffsteller ihr Abiturienten-Examen gemacht haben. Nach einer kurzen aber glänzenden Laufbahn entführt endlich ein Kavaller „in den besten Jahren“ die viel umworbene Nachtigall der Bühne, und sperrt sie als eheliches Gemahl in sein Schloß. Mit stillem Entzücken aber vernimmt der Wanderer unten am Seeufer an einem Sommerabend die herrliche Stimme der Gefangenen. Sie sehnt sich aus der Oede ihrer goldenen Herrlichkeit wieder hinaus in das bewegte Leben der Kunst, in die phantastische Opernwelt mit ihren Aufregungen und Triumphen. Wer ein Paar Schuhe auf den Brettern abgetragen, ist ihnen für immer verfallen, sagte Henriette Sontag. Nicht allen Naturen ist diese unüberwindliche Sehnsucht nach dem Reiche der Melodien angeboren. Zuweilen ist eine gewisse Abneigung gegen Gesangsübungen schon durch einen räthselhaften Beschluß der Natur in die Brust des Menschen verpflanzt, zuweilen wird sie durch Uebersättigung erzeugt. In letzterem unglücklichen Falle scheint sich der junge Diener der Kirche zu befinden, der sich so eben mit der brennenden Kerze in der Hand der Profession angeschlossen hat. Sein Mienenspiel verräth



wenig von jener süßen Harmonie, welche die Seelenkräfte des berufenen Künstlers beruhigen soll. Der fromme Gesang, an dem er sich zu theilnehmen genöthigt ist, verliert alle Kraft an seiner musikalischen Keckerei. Weber die Gemeinde, noch die Bruderschaft, in deren Diensten er steht, erleben Freude an seinen Leistungen. In der Scuola des Wirthshauses, beim Gesange der Zechbrüder, hätten sich die geringen Anlagen dieser heidnischen Natur vielleicht künstlerisch verwerthen lassen, denn sein Maulwerk erinnert an das des Serailwächters Osmin in Belmonte und Constanze; für die unsterblichen Tonweisen Palestrina's u. a. sind sie verloren. Der junge Mann scheint nicht an den erhabenen Lobgesang, sondern an den Schoppen und Rettig zu denken, den er im Stich lassen mußte.

Einen wohlthuenden Gegensatz zu diesem Abtrünnigen bildet die edle Persönlichkeit des frommen Greisen, dessen Seele in lieblichen Schwingungen des Kirchengesanges aufgeht. Auf seiner Rundfahrt in der Gemeinde, von den Gläubigen nicht allein mit reichen Vidualien Spenden für sein Kloster beschenkt, sondern auch als bittender Bruder persönlich



reichlich geast und getränkt, ist er in den Chorstuhl der Dorfkirche gesunken, und vereint, ermattet von der Wanderung in der Hitze des Augustvormittags, seine Stimme mit dem Gesange der Bauernfrauen und Kinder. „Auf Flügeln des Gesanges“ schwebt seine Seele empor, er hört nicht die gräulich falschen Töne seiner Umgebung, nur mezza voce haucht er monoton die oft gesungenen Verse aus. Der sanfte Gesang ist nur der Prolog des sachten nahenden Schlummers. In wenigen Minuten wird sein Lied verstummen, das Augenpaar zusallen, der kaum geöffnete Mund sich schließen, und jene große Generalpause eintreten, welche den schönsten Theil in der Symphonie unseres Lebens bildet.

Der alte Nachbar, das bejahrteste seiner Weichtkinder, betrachtet den einschlummernden Padre mit tiefer Verehrung,



Er mäht, während Morpheus seiner Beute sich bemächtigt, unwillkürlich den vorher laut gen Himmel jubelnden Gesang, die Ruhe des heiligen Mannes darf nicht gestört werden. Der Himmel vergibt sicherlich diese Schmälerei der ihm darzubringenden Huldigungen. Die irdische Gesangkunst büßt ohnehin wenig genug dabei ein. Belehrt uns nicht der denkende Künstler durch das, in den Händen des Veteranen befindliche Gesangbuch, daß er einen in Musik gesetzten Text vortrage, wir würden annehmen, er beschäftige sich nur mit dem Studium einiger leichterer Vokalisen. Bei dem Mangel eines amerikanischen Zahnarztes in seinem Wohnort sind gewisse im Verlaufe der Zeit unvermeidlich entstehende Lücken im Gebiß nicht rechtzeitig ausgefüllt, und dadurch

Schwierigkeiten in der Aussprache der Konsonanten erzeugt worden, die den bejahrten Sänger im Konzertsaal leicht mit der journalistischen Kritik in unangenehme Berührung bringen könnten. Sein Sprechanismus ist von dem boshaften Künstler als die Allegorie des Konstitutionalismus eines gewissen Staates dargestellt, der nach Entdeckung immer neuer Verfassungslücken nur noch einen isolirten Zahn, womit Alles gekaut, gesprochen und gesungen werden soll, den Paragraphe des unumschränkten Monarchismus besitz.

Der Vorsänger in einer jüdischen Gemeinde, der sogenannte Chafen, ist wohl nur als eine Anomalie der Gesangs-



virtuosität dargestellt. Die neuesten Versuche eines pariser Musikers mit Glasglocken, über die wir uns hier nicht näher verbreiten können, haben zwar dargethan, daß bei den inmpathischen mitklingenden Tönen sich gewisse Intervalle in anderen Verhältnissen bilden, als die Temperatur unserer Orchester und Klaviere für statthaft erklärt, woraus hervorzugehen scheint, daß der orientalische Gesang, wie er unter den verschiedenen Völkern Asiens und Afrikas, in Europa aber nur noch in manchen Synagogen älteren Styles kultiviert wird, eine natürliche Berechtigung zu Viertelnoten hat; allein schon Mendelssohn und Meyerbeer, die trefflichen Komponisten, haben in diesem Punkte die Eigenthümlichkeiten der Nationalität desavouirt, und ihre Meisterwerke nach den Gesetzen der kaukasischen Skala geschrieben; die Melodie besagten Vorsängers ist für uns aus diesem Grunde nicht mustergültig.

Durch drei Charakterköpfe führt uns der Künstler aus den kirchlichen Hallen auf die Bretter, welche die Welt bedeuten sollen. Er kennzeichnet mit wenigen entscheidenden Strichen die drei hauptsächlichsten Stimmungsgattungen, den Sopran, Tenor und Baß. Norma! Wer erkannte sie nicht so-



gleich wieder, die unglückliche Geliebte des Römers Pollione, die koloraturfertige Priesterin der Deutschen älterer Zeitrechnung! Mit Vorbedacht wiederholte er jedoch nicht eines der oft vervielfältigten Porträts der Frau Jenny Lind Goldschmidt oder Mad. Viardot Garcia; um ein mittleres Gesangsstadium durch seinen Griffel anzudeuten, wählte er die Gesichtszüge einer Künstlerin, wie sie Theateragenten unteren Ranges lieben, wenn sie im Inseratentheile ihrer Blätter am Schlusse des Sommers bekannt machen: „Für ein mittleres Provinzialtheater wird eine erste Sängerin gesucht (60 Thlr. Monatsgage).“ Wir bewundern die geschätzte Künstlerin in dem Moment, wo sie, um sich an dem Vater ihrer Kinder zu rächen, diese selber umzubringen trachtet. Ein Zug des Leidens in ihrem Blick und Gesichtsausdruck, der von fort-

gefeßtem Verkehr in tragischen Gemüthsbewegungen zeugt, unterstützt sie wesentlich in dieser schrecklichen musikalischen Situation; ihre Hand ist im Gebrauch des Dolches, nicht des Kochlöffels oder der Stricknadel gehärtet. Nach einer langen Carrière endet Norma als erste Gesanglehrerin einer kleinen Stadt, in der sich ein Gymnasium für die Söhne zahlreicher benachbarter Gutsbesitzer befindet, und nie Mangel an Schülern eintreten kann.

Bei derselben Bühne, an der Norma ihre Triumphe feiert, ist der Tenor angestellt, den der Künstler in der berühmten



Stelle des ersten Duetts zwischen Donna Anna und Ottavio aufgefaßt hat. „Ich schwör's bei meiner Liebe!“ glaubt jeder gesangskundige Leser zu hören. In jüngeren Jahren war unser Signor die Zierde eines Hoftheaters, und empfing nach jeder Glanzrolle, als Robert, Raoul oder Masaniello, ein halbes Duzend anonymer Liebesbriefe; jetzt haben die zärtlichen Korrespondentinnen ihre Thätigkeit eingestellt, seine Stimme ist durch eine üble Behandlung vollkommen verwahrloßt, und nur die alte Routine bewegt den Theaterdirektor bei dem notorischen Mangel an brauchbaren jüngeren Tenoristen, Don Ottavio nicht ganz fallen zu lassen. Nicht allein sein Haarwuchs, die Muskulatur der Arme und Beine, auch das Gebiß ist durch die Kunst ersetzt. Nur mit seiner eigenen Stimme muß Don Ottavio leider nach wie vor singen.

Den deutschen Bassisten denken wir uns am passendsten als Oberpriester Übersetzer und mehrere Götter verehrender Nationen. Mit ungemein kräftiger, aber nicht selten durch



Bierhefe getrüübter Stimme befürwortet er der Regel nach den Opfertod gefangener Krieger, unglücklicher Liebenden oder indischer Wittwen. An den Blitz des Kolophoniums und den Donner der Maschine gewöhnt, fällt er am Schlusse der Oper meistens unter den Händen der Eroberer mächtiger Reiche, niemals ohne die Rache der Götter des Abends anzurufen. Sein durch zahllose, auf den Brettern verübte Unthaten schuldbeladenes Gewissen sucht er bis zum Einbruch der Dunkelheit durch geistige Getränke zu betäuben, deren Nachwirkung er nicht immer bei seiner Pflichterfüllung auf der Bühne zu zügeln vermag. So ist er am heutigen Abende für den pontifex maximus in Spontini's Bestalin nur durch ein Sturzbad mit kaltem Brunnenwasser gerettet worden, das man ihm vor dem Anfange der Vorstellung nothgedrungen hat angedeihen lassen. Diese Operation, die durch die Verwirrung seiner Haare angedeutet wird, trägt

die Schuld seines gereizten Zustandes, dessen charakteristische Tonfärbung das Publikum für künstlerische Berechnung hält und mit stürmischem Beifall begrüßt.

Welcher Künstler könnte sich ausübend oder reflektierend mit dem Gesange beschäftigen, ohne der Liebe und des Weines zu gedenken. Ja, ihre Stimme ist bedingungsweise der Liebe gewidmet, doch sehnt sie sich nicht mit schmelzender



Stimme in die Arme des Theuren, sie recapitulirt nicht die Lieder eines modernen Lyrikers, sie begnügt sich bescheidenlich, den Himmel um Erhaltung ihrer reinen jungfräulichen Denkungsart und um Schutz gegen die Verlockungen sittenloser Buben anzuflehen. Und er, der Sänger des Weines?



Zur Bestimmung der Tonart, in welcher er seine Dithyrambe singt, bedürfen wir keines Kapellmeisters und Pianos: seiner harret vor der Pforte der gewiegtste Kenner dieser Gesangsrichtung. Sobald die Thurmuh die Polizeistunde geschlagen hat und der „Schenke“, um mit Haß zu reden, ihm nicht mehr Obdach gewähren darf, verfällt er den Händen seines alten Gönners — des Nachtwächters, und wird in das zustehende Konservatorium gleichgesinnter Talente, die nächste Wache, geführt, um auf der Britische von Wein und Gesang zu träumen.

Durch Nacht zum Licht! — Durch Kampf zum Sieg!

(Schluß.)

Was aber wird der König zu diesem eigenmächtigen Schritte sagen. Sofort sandte York den Grafen von Brandenburg mit einem eingehenden Schreiben nach Berlin.

„Der Schritt, den ich gethan, ist ohne Befehl Euer Majestät geschehen. Die Umstände und wichtigen Rücksichten müssen ihn aber für die Mit- und Nachwelt rechtfertigen, selbst dann, wenn die Politik erheischt, daß meine Person verurtheilt werden muß. In der Lage, wo sich das Corps befand, war es mit mathematischer Gewißheit zu berechnen, daß es durch Gewaltmärsche und verzweiflungsvolles Schlagen wo nicht gänzlich vernichtet, doch aufgelöst an der Weichsel antommen mußte. In dieser Alternative blieb mir nur der Weg offen, den ich eingeschlagen.

„Auf vaterländischem Boden hätten Euer Majestät Unterthanen ihr Blut für die Rettung der Banden, die das Vater-

land als Feinde und als Verbündete verwüstet haben, vergewaltigen sollen, um dann noch ohnmächtiger die Fesseln eines bis zum Wahnsinn erhaltenden Eroberers tragen zu müssen. So lange Napoleon noch eine Kraft in Deutschland hat, ist die erhabene Dynastie der Königlich Preussischen Majestät gefährdet; sein Haß gegen Preußen kann und wird nie erlöschen. Die aufgefundenen Briefe von Napoleon an Vassano werden der Königlich Preussischen Majestät zeigen, was von diesem Allirten zu erwarten war. Wäre die französische Armee nur noch so stark, daß sie das kleinste Gewicht in die Waagschale werfen könnte, die Staaten der Königlich Preussischen Majestät würden das Lösegeld zum Frieden werden.

„Das Schicksal will es anders. Der Königlich Preussischen Majestät Monarchie, obgleich bewegter als im Jahre 1805, ist es jetzt vorbehalten, der Erlöser und Beschützer Ihres und aller deutschen Völker zu werden. Es liegt klar am Tage, daß die Hand der Vorsehung das große Werk leitet. Der Zeitpunkt muß aber schnell benützt werden. Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen, ohne zu große und zu blutige Opfer bringen zu müssen. In dem Ausspruch der Königlich Preussischen Majestät liegt das Schicksal der Welt. Der Furchtsame will ein Beispiel; wenn der Königlich Preussischen Majestät einen kraftvollen, entscheidenden Schritt thun, wird auch Oesterreich diesem Wege folgen.“

„Der Königlich Preussischen Majestät kennen mich als einen ruhigen, kalten, sich in die Politik nicht mischenden Mann. So lange Alles im gewöhnlichen Gange ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen; das war seine Pflicht. Die Umstände haben aber ein ganz anderes Verhältniß herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wieder zurückkehrenden Verhältnisse zu benützen. Ich spreche hier die Sprache eines alten treuen Dieners, und die Sprache ist die fast allgemeine der Nation. Der Ausspruch der Königlich Preussischen Majestät wird Alles neu beleben und entzünden; wir werden uns wie alte echte Preußen schlagen, und der Thron der Königlich Preussischen Majestät wird für die Zukunft felsenfest und unerschütterlich bestehen.“

„Ich erwarte nun sehnlichst den Ausspruch der Königlich Preussischen Majestät, ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücken, oder ob die politischen Verhältnisse erheischen mich zu verurtheilen. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten, und ich schwöre der Königlich Preussischen Majestät, daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig, wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde. Ich bitte daher um die Gnade, bei dem Urtheil, das gefällt werden muß, auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen.“

Blitzgleich durchzuckte die Kunde von Yort's Konvention ganz Deutschland. Die Franzosen schrien über Verrath, während die echten Deutschen von froher Hoffnung belebt wurden. Der Präsident von Schön schrieb an Yort: „Euer Excellenz haben das Schicksal beim Schopfe gefaßt, wie jeder große Mann muß. Gott segne Sie dafür!“

Napoleon war außer sich; er erkannte, daß dieser Abfall die Politik ganz Europas ändern würde, und der König von Preußen befand sich wirklich zu Potsdam in gefährlicher Lage; es galt die Franzosen, welche Berlin und die Umgegend unter Augereau besetzt und den König somit in ihrer Gewalt hatten, gründlich zu täuschen. Friedrich Wilhelm, was auch seine Herzensmeinung sein mochte, war unter der zwingenden Gewalt seiner Feinde. Er mußte die Anerkennung jener Konvention verweigern. Sein Flügeladjutant, Major von Nagmer, wurde abgesendet, um Yort und Massenbach zu arretilren und das Kommando dem General Kleist zu übergeben. Die Franzosen beruhigten sich, Dant den diplomatischen Künsten Hardenberg's. Nagmer kam bei den russischen Vorposten an und verlangte zum kommandirenden General geführt zu werden. Als aber dieser, Graf Wittgenstein, hörte, daß es sich um die Absetzung Yort's und Massenbach's handle, verweigerte er die Erlaubniß zur Weiterreise. Die betreffenden Depeschen kamen also nicht — und das war jedenfalls Hardenberg's Wille — zu Gesicht der beiden preussischen Generale.

Natürlich blieb es Yort nicht verborgen. Was sollte er

nun thun! Seine Lage wurde immer schlimmer. „Das Korps“, sagte er, „wird mir nicht mehr gehorchen; ich werde einen schimpflichen Tod erleiden.“ Er forderte Kleist auf das Kommando zu übernehmen, dieser aber weigerte sich mit aller Entschiedenheit, da er mindestens ebenso strafbar wie Yort sei. Da, in dieser bösen Stunde, kam neuer Trost in das Herz des alten Mannes. Bülow erklärte sich mit ihm einverstanden. Nun entschloß sich Yort das Kommando zu behalten, also den Willen des Königs zu ignoriren. War ihm doch kein Befehl seines Monarchen zu Gesicht gekommen.

Er schrieb an Bülow: „Was für Ansichten hat man in Berlin? Ist man schon so tief gesunken, daß man es nicht wagen darf, die Sklavenketten zu zerbrechen, die wir seit fünf Jahren so demüthig tragen mußten? Mit blutigem Herzen zerreiße ich die Bande des Gehorsams und führe den Krieg auf meine eigene Hand. Die Armee will den Krieg gegen Frankreich, das Volk will ihn, der König will ihn, aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm diesen Willen frei machen. Ich werde in Kurzem mit 50.000 Mann bei Berlin und an der Elbe sein. An der Elbe werde ich zum Könige sagen: Hier, Eure, ist Ihre Armee, und hier ist mein alter Kopf — dem König will ich diesen Kopf gern und willig zu Füßen legen, aber durch einen Murat läßt sich Yort nicht richten und verurtheilen. Ich handle kühn, aber ich handle als treuer Diener, als wahrer Preuze und ohne alle persönliche Rücksichten.“

Mittlerweile war Yort, begleitet von nur fünfzig Husaren, nach Königsberg gekommen, um hier die militärische Organisation der Provinz baldigst zu vollenden. So sehr man ihn hier feierte — die Studenten brachten ihm ein feierliches Lebehoch — so wurde doch, da immer noch keine Nachricht aus Berlin kam, seine Lage mehr und mehr verwickelt. Und am 19. Januar brachten die berliner Zeitungen sogar die schon oben erwähnte Sendung des Majors Nagmer zur öffentlichen Kunde. Der Schluß lautete: „Es ist Seiner Majestät sehr schmerzlich gewesen, daß ein Corps d'Armee, welches während des ganzen Feldzuges so viele Beweise erprobter Tapferkeit und Treue gegeben hat, in einem so entscheidenden Momente unthätig geworden ist. Seine Majestät haben den Fürsten von Hapsfeld nach Paris geschickt, um Ihrem hohen Allirten über diesen unerwarteten und höchst unangenehmen Vorfall die nöthige Aufklärung vorzulegen.“

Das waren für Yort die schwersten Tage jener schweren Zeit. Jetzt befand er sich, wenn er den Oberbefehl weiter führte, in offener Rebellion. Er schwankte, ob er bleiben oder abtreten solle. Schon begannen einzelne Offiziere ihm den Gehorsam zu verweigern. Da kam die Nachricht, daß der König am 22. Januar nach Breslau abgereist sei. Jetzt war der König frei — nun mußte Alles anders werden. In dieser Abreise lag der erste entscheidende Schritt zur Trennung von Frankreich. Auch Yort faßte neuen Muth. Als Antwort für jenen berliner Zeitungsartikel ließ er in der königsberger Zeitung bekannt machen: „Nach einem Artikel in einigen Exemplaren der berliner Zeitung vom 19. d. M. soll der Major und Flügeladjutant von Nagmer an den Herrn Generalmajor von Kleist abgeschickt worden sein, um ihm den Befehl zu überbringen, mir das Kommando des königlichen Armeekorps in Preußen ab- und dagegen es selbst zu übernehmen. Der Herr von Nagmer ist jedoch weder zu dem Herrn General von Kleist noch zu mir gekommen, und ich werde daher auch um so unbedenklicher fortfahren, das Generalkommando des Korps und die anderen Funktionen ferner auszuüben, als im preussischen Staate eine Zeitung bekanntlich kein offizielles Staatsblatt ist, und bis jetzt noch kein General seine Verwaltungsbefehle durch die Zeitungen erhalten hat. Um jede Irrung zu verhüten, habe ich für nöthig erachtet, diese Erklärung öffentlich bekannt zu machen.“

Endlich kam das ersehnte Bündniß mit Rußland zu Stande, aber über Yort schwieg der König noch immer. Bereits waren zwei Monate vergangen, und jene Bekanntmachungen vom 19. Januar waren nicht zurückgenommen,

auch ward Seitens der vorgesetzten Behörden ein amtlicher Geschäftsverkehr mit Vort durchaus gemieden. Es war ihm nur der Befehl zugestellt worden: „Behufs eines kriegsrechtlichen Erkenntnisses eine auf bloß militärischen Gründen beruhende Rechtfertigung über den Abschluß der Konvention einzureichen“.

Also vor ein Kriegsgericht sollte Vort gestellt werden — jetzt, nachdem man sich die Vortheile jener Konvention so wohl gefallen ließ.

Konnte der König wirklich nicht verzeihen, daß sein General eigenmächtig gehandelt? Sollte Vort der militärischen Pflicht und Ehre halber als Opfer fallen?

Vort schloß die verlangte Rechtfertigung mit den Worten: „Bei dem Bewußtsein, unter allen Umständen nur den Waffenruhm des mir anvertrauten Korps und das Interesse Seiner Majestät des Königs vor Augen gehabt zu haben, halte ich übrigens den von mir gethanen Schritt vor den Augen der ganzen unbefangenen Welt hinlänglich gerechtfertigt, und sehe ruhig entgegen, was man darüber entscheiden wird.“

Endlich am 5. März erhielt Vort die Kabinettsordre vorzurücken; aber eine Anerkennung seiner That folgte immer noch nicht. Wohl aber fehlte es nicht an Dingen, die Vort persönlich verletzten. So wurde sein erster Adjutant von Seibitz zum Garde-Jägerbataillon versetzt. Vort wandte sich zweimal an den König mit der Bitte, ihm den vielerprobten Freund als Adjutanten zu lassen. Es wurde ihm abgeschlagen, und tief schmerzlich empfand er gerade jetzt diese Abweisung. Galt seine That, seine Person also wirklich so wenig!

Der General war unter den Oberbefehl Wittgenstein's gestellt worden, und erhielt von diesem die Ordre nach Berlin zu kommen. Da endlich — kurz vor dem Einrücken in die Hauptstadt, die sich zu seinem Empfange festlich vorbereitete — kam die Entscheidung in Betreff der Konvention. Sie war vom 11. März datirt. Der Armeebefehl lautete: „Nachdem Ich durch die von Generalleutnant von Vort eingereichte Rechtfertigung der mit dem kaiserlich russischen General von Diebitsch in Tauroggen abgeschlossenen Konvention und durch das Urtheil der zur Untersuchung dieser Sache ernannten Kommission Mich überzeugt habe, daß der General von Vort in jeder Hinsicht ganz vorwurfsfrei erkannt worden ist, so mache Ich solches der Armee hierdurch bekannt mit dem Beifügen, daß Ich den Generalleutnant von Vort solchem nach nicht nur in dem Kommando des ihm untergebenen Armeekorps bestätige, sondern ihm auch zum Beweise Meiner allerhöchsten Zufriedenheit und Meines ungetheilten Vertrauens auch noch den Oberbefehl über die Truppen des Generalmajors von Bülow übertragen habe.“

Wenige Tage darnach schrieb der Kaiser Alexander an Vort: „In einem Augenblicke, wo seine freundschaftlichen Verhältnisse zu dem Könige mehr und mehr an Innigkeit gewannen, sei es ihm unmöglich, sich nicht zu erinnern, wie viel Vort zur Herstellung dieses schönen Verhältnisses beigetragen habe. Er sende ihm deshalb den Alexander-Newky-Orden als Zeichen der Hochachtung, mit der Vort's Grundsätze und sein unermüdlicher Eifer für die heilige Sache ihn erfülle.“

So glückte Alles aus, und an demselben Tage, wo in Breslau der Aufruf — An mein Volk! — der Aufruf zur Bildung der Landwehr und des Landsturms, der Aufruf — An mein Kriegsheer! — den Beginn des entscheidenden Kampfes für des Vaterlandes Freiheit begann, am 17. März, hielt Vort an der Spitze seines Korps, vom unermesslichen Jubel des Volkes begleitet, seinen feierlichen Einzug in Berlin.

Durch Nacht zum Licht! — Durch Kampf zum Sieg!

Bilderräthsel.

3.



Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 375.

Wer durch sich selbst in's Elend kommt, wird doppelt elend sein.

Das Amazonendenkmal in Berlin.

Von

Arnold Wiese.

Am 29. Oktober 1861 segelte die königlich preussische Kriegstörvette Amazone von Danzig ab und steuerte, nachdem sie am 3. November Helsingör passiert, gen Lissabon. Es galt eine Uebungsfahrt in jenen Gewässern, aus denen weder Schiff noch Mann zurückkehrte; lange schwebte man in Ungewissheit über das Schicksal des Schiffes, bis endlich das Ausbleiben jeder Nachricht und das Anstandschwimmen der Hohenzollernsfahne am Texel Gewissheit gab, daß das Schiff mit aller Mannschaft untergegangen. Die Novemberstürme jenes Jahres ließen dieß doppelt glaubhaft erscheinen. Keine weitere Kunde hat seitdem mehr von dem Schiffe verlautet. Diese Trauer verbreitete sich in Familien aller Stände, die sich vereinigten, den Untergegangenen ein Denkmal zu errichten. Der König hatte dazu einen Platz im Park des Invalidenhauses an der Einfahrt von der Invalidenstrasse gewährt. Die Einweihung des Denkmals und die Uebergabe an die Öffentlichkeit hatte den Charakter eines Familienaktes, da nur die Familien eingeladen waren, die sich auch von nah und fern zahlreich eingefunden. Doch hatten auch Offiziere aller Ränge und Waffengattungen ihre Theilnahme durch Erscheinen an dem Tag gezeigt; vor Allem war der Kronprinz von Preußen zugegen. Unter den Klängen eines Gesangs des Dogichors wurde das Denkmal enthüllt, und dann durch eine Rede des Predigers am Invalidenhaus Dr. Hanstein eingeweiht. Nach dem Schlusssong hielt der Kronprinz noch eine Ansprache an die Offiziere und Mannschaft der Marine.

Das Denkmal selbst besteht in einem Obelisken aus schwarz-weiß gesprenkeltem schlesischem Granit, der sich etwa 20 Fuß hoch auf einer dreistufigen Treppenunterlage erhebt. In den vier Seiten des Sockels sind Erstafeln eingefügt, welche in erhabener vergoldeter Schrift die Namen der sämtlichen verunglückten 114 Seeleute nach ihrem Dienststrange enthalten. Wir lassen sie hier folgen. I. Tafel: Kommandant Herrmann, Lieutenant zur See 1. Klasse. Erster Offizier Freiherr von Dobeneck, Lieutenant zur See 2. Klasse.

Wachhabende Offiziere: Pietisch, Lieutenant zur See 2. Kl., v. Regelen desgleichen, v. Jüng desgleichen. Kadetten zur See: Westphal, v. Kauffenberg, Rosentreter, v. Schäffer, Jirzow, Rosenthal, Garz, v. Kall II., Frhr. v. Caniz und Dallwig, Graf v. Matuschka, v. Jaström, Mollard, Budke, Graf v. Klintowström, Richter, Birnbaum, v. Podewils, v. Hanstein, Frhr. v. Böh. Marine-Assistenzarzt Dr. Engelbrecht. — II. Tafel. Bootmannsmaaten 1. Klasse: Koch, Gaffron; desgleichen 2. Klasse: Marquardt. Feuerwerksmaat 2. Klasse: Dahlke. Matrosen 1. Klasse: Wittenberg, Becker, Höppner. Matrosen 2. Klasse: Zieffe II., Rhien, Billmow, Märtens. Matrosen 3. Klasse: Kammler, Leeder, Kührt, v. Randow, Müller, Korschke, Liebau, Zander, Knaack, Kankel, Schlegelberg, Holder-Egge, Stichert, Nepp, Bizewski, Lannenberg, Liedemann, Friedrich I., Bogenschneider.

Matrosen 4. Klasse: Häger, Wobrock, Offenbüchel, Knopf, Kaniß, Grunow, Rießer, Läge, Caszinski. — III. Tafel: Bootsmann Nislaß, Stabsergeant Koriski; Handwerker: Lange, Fuhr, Wiebe, Stenzel, Kusch, Gebert, Siegmund, Hartung, Müller, Bied, Schulz; Verwalter Bög. — IV. Tafel. Schiffsjungen: Kirchenleiter, Rasch I., Timme, Gohr, Gehrmann, Marquardt, Gückler, Adam, Holländer, Grube, Wohlert, Scholz, Kretschmer, Schulz IV., Frantzi, Grade II., Hantelmann, Labes, Görg, Schilke, Niemer, Jothke, Sadowski, Jurski, Rabell, Herrmann, Zellmer, Gradecki, Dägl, Fedrow, Krautwald, Böhden, Görendt, Hesse, Jädel, Kohn. — Die Vorderseite des Obeliskens enthält die Zeitangabe des unglücklichen Ereignisses (Kriegsborvette Amazone, November 1861) mit Kreuz und Anker, die Rückseite die Widmung der trauernden Eltern mit dem Kranz, den sie



Das Amazonende Enkal im Invalidenpark zu Berlin.

den Gefallenen weihen („Ihren geliebten Kindern die trauernden Eltern“). Das Ganze gewährt einen edlen, würdigen Anblick, und darf auch an sich als Kunstwerk gelten, da die Bewältigung und Schleifung so großer Granitblöcke (das Gewicht derselben beträgt über 200 Center) nur durch große Sorgfalt und Anstrengung hat ausgeführt werden können. Der Entwurf des Denkmals ist von dem königl. Baumeister v. d. Hude, der auch dessen Ausführung mit großer Sorgfalt geleitet hat. Die Granitarbeiten sind von dem rühmlichst bekannten Steinmetzmeister Dungenstab zu Breslau vorzüglich ausgeführt, die Bronzearbeiten hat der königliche Hofbronzneur Imme geliefert. Frische Gartenanlagen nach der Anordnung des königl. General-Gartendirektors Lenné werden das Denkmal umgeben.

Der Neussen.

Ein Bild aus der schwäbischen Alp.

Von

Dr. Schweizer.

„Man hat dich lassen schleifen,
Verlass'ner Waffensaal!
Wie neu erbaut, o Neussen!
Glänz'st du im Sonnenstrahl!“

G. Schwab.

In jener Gegend Württembergs, wo der Neckar aus dem Tannendunkel des Schwarzwalds hervorbricht, und sich aus der Nähe der Donau in entgegengesetzter Richtung entfernt, beginnt ein Gebirgszug, der in nordöstlicher Richtung sich fortsetzt, und in der Länge 16—18, in der Breite 2—8

Weilen zählt. Dieses Gebirge, schon im höchsten Alterthum mit dem Namen Alp bezeichnet, verleiht Württemberg, welchem es ausschließlich angehört, einen eigenthümlichen Charakter. Die der Donau zugetehrte südöstliche Seite der Alp ist an vielen Stellen einsörmig, rau, und verdient hier wohl mit Recht den Namen rauhe Alp. Die dem Neckar zugewandte nordöstliche Seite dagegen zeigt in ihren mannigfaltigen Gruppierungen, ihren kühngeformten Ruppen und tiefen Thaleinschnitten jene ewig frischen Reize, welche dieses Gebirg zum Ziel so vieler Wanderungen machen.

An dem nördlichen Steilabhange der Alp treten abwechselnd mit vulkanischen pyramidalen Bergkegeln imposante Höhen und jähe Felswände oder anmuthig geschwungene Halben hervor. Zwischen diesen Bildungen haben rasch dahinfließende, fischreiche Gebirgsbäche ihren Weg gewaltsam gebrochen, und die malerischen Thäler gleichen manchmal jenen der Alpen. Im Innern des Gebirgsstocks hat die Natur große Höhlen gebildet, welche durch den Glanz der Stalaktiten, durch das Rauschen der durch sie hinziehenden Quellsbäche und Seen einen eigenthümlichen Zauber üben. Bald da, bald dort treten neben köstlichem Trintwasser Heilquellen zu Tage, welche seit alten Zeiten die Zuflucht vieler Leidenden gewesen sind. An andern Orten birgt die Alp edles Gestein und Marmor, an vielen aber eine seltene Fülle von Eisen, welches dazu dient, der außerordentlich schwunghaften Industrie einen Anhaltspunkt zu geben.

An allen Stellen des nördlichen Alpabhanges und auf den höheren Bergkegeln bieten sich wunderherrliche Ausblicke auf das weitgedehnte vorliegende Land dar. Jeder Punkt gibt ein anderes landschaftliches Bild; hier kühngeformte Felsen, dort lachende Dörfer, hier saftiger Wiesengrund, dort stolze hochragende Buchenwälder; hier schnell dahinfließende Gebirgsbäche, dort im Silberstaub niederstürzende Wasserfälle.

Eine für alle Zeiten merkwürdige Bedeutung erhielt die Alp im Mittelalter, als aus dem kräftigen Stamme der Schwaben sich das hohenstaufische Kaiserhaus erhob, welches seinen heimischen Sitz auf jenem Vorberge der Alp gefunden hat, dessen Scheitel jeder Deutsche mit ehrfurchtgebietenden Gedanken betritt, und der in Jedem die heiligsten Gefühle für die Größe des gemeinsamen Vaterlands erweckt. Am andern Ende der Alp ragt von Neuem die stolze Burg der königlichen Hohenstaufen empor, um aller Nachwelt zu verkünden, daß ihr Adler von hier seinen Flug bis zu den Gestirnen der Ostsee gefunden. Mitten zwischen diesen zwei weltgeschichtlichen Punkten unseres Gebirges mußten gewaltige Dynastengeschlechter — die Herzöge von Zähringen, die Grafen von Neuchâtel, Urach und Achalm — dem kühnauftretenden Hause Württemberg weichen und es geschehen lassen, daß die Nachkommen eines Konrad von Deutelspach, Grafen im Remsgau, mit dem vorher erworbenen Besitze den Grund zu einem Gebiete legten, dessen Beherrscher nun seit länger als einem halben Jahrhundert die königliche Würde schmückt.

Aber der merkwürdigste Ueberrest aus der Vergangenheit sind die Trümmer der Feste Hohenneuffen, die großartigste und emporragendste aller der Burgruinen, welche, als gewichtige Zeugen vom Schwinden aller Erdengrößen, in weiter Ferne sichtbar den Alpfranz schmücken.

Ein angenehmer Weg, meist vom Wald beschattet, führte uns in zwei Stunden dahin, zuerst das Rauchenthal hinauf, das zwischen Morgen und Abend gelegen sich der Länge nach miternächtlich hinzieht (drei Viertelstunden), dann auf der Höhe Gebirgswald und Heide auf und ab, beinahe anderthalb Stunden fort, bis links die Ranten der Alp erscheinen, und auf einer ihrer Spitzen die gethürmten, im Morgenlicht röthlich-weißen Trümmer der Feste Neuffen ganz unvermuthet wie eine Riesenfaußt, die sich im Augenblick erst aus der Tiefe emporballt, entgegenschauten. Ein ziemlich schmaler Erdbwall ohne Wald führte auf den Bergkegel hinüber, den die Festung trönt, und bildet die einzige Verbindung, durch welche der Berg südöstlich mit der Hauptmasse der Alp zusammenhängt. Auf dem Gipfel an-

gekommen, suchten wir uns, nachdem wir an den ersten Trümmern vorüber gekommen, links durch diese den Weg zu dem höchsten südöstlichen Wald, um von diesem Standpunkt aus die Sonne zu begrüßen, die, zwar nur über den Wäldern und Flächen der Alp sich erhebend, doch ein herrliches Schauspiel gewährte. Die hohen weißen Mauern der Feste, die wir im Rücken hatten, färbten sich allmählig blutroth.

Als die Sonne völlig ausgegangen, schickten wir uns zu einem Gang rings um die unteren Festungswerke an. Dieser Weg ist in neuerer Zeit bequem, gangbar und eben gemacht, mit Stegen und Schranken versehen worden, wodurch nicht bloß die Aussicht in das weite Land umher, sondern auch die Ansicht des Schlosses selbst vielfach gewonnen hat.

Umgeht man dasselbe auf diesem Rundweg, so daß man ihre Trümmer immer zur Linken hat, so kommt man zuerst in nordwestlicher Richtung über lauter zerstörte Vorwerke hin. Anfangs stehen zur Seite niedrigere Vormauern, bald aber thürmt sich Mauer über Mauer, Thurm auf Thurm, und einen eigenthümlichen Anblick gewähren auf der äußersten Ruine gegen Westen die Trümmer einer Mauer mit weitgewölbtem Thore, das jetzt in den freien Himmel hinaufzuführen scheint, und durch welches die blaue Luft herniederseht. Allmählig wendet der Weg durch die Ruinen sich westlich, wo von einer schwindelnden Höhe herab die Hauptausfahrt auf die Tiefe und Fläche sich eröffnet, zunächst auf das Städtchen Neuffen, das unter den Wäldern und Weinbergen der Feste am Fuß des Bergkegels freundlich gelagert ist. Der höchste Punkt des letzteren liegt über der Stadt 1292 Fuß, über dem Meere 2555 Fuß; und das lachende Thal zwischen Reben und Wald, das mit Frucht bäumen angefüllt von Dorf zu Dorf nordwestlich bis Nürtingen sich hinzieht.

Die nächsten freundlichen Umgebungen waren schon von der Morgensonne erleuchtet, die weite Ferne aber rang noch mit dem Meer der Morgennebel, durch deren Risse sie und da die Sonne wie in lachende Eilande hereinblitzte. Gegen die Feste gewandt schauten wir hier an ungeheuren Felsenmassen hinauf, von welchen die Mauerstücke, die gleichsam mit ihnen ganz verwachsen sind, nur Fortsetzungen zu sein scheinen. Weiter gegen Südwest werden die Felsen jädiger und gestalten sich wie und da wie zu Menschengehirnen. Kühnere Mauern sitzen auf ihnen, und ein gewaltiger runder Eithurm bewacht die südliche Ede. Er ist durch Bauart und Aussehen von den übrigen Bauten auffallend verschieden und scheint älter zu sein, ist auch zierlicher und sorgfältiger ausgeführt und mit Verputz überzogen, während das übrige Gemäuer die nackten Bausteine zeigte. Der nächste Niederblick geht hier in ein laßles Thal, unter welchem die grabenstetter Bergstraße sich wie eine Schlange durch die Felsen in's Gebirg hinauf windet.

Unsern Rundweg gegen Süden fortsetzend kamen wir an einem unterirdischen Gang vorbei, und fanden da die Festungswerke stärker, wo die Felsen aufhörten. Rechts vom Weg, dicht am Abgrund, steht ein dicker ediger Thurm mit vielen ausgehauenen Zinnen, wie Zahnklüden abenteuerlich anzuschauen. Nun wandten wir gegen Osten um und fanden uns wieder vor der hohen breiten Mauerwand, die wir zuerst von der Sonne geröthet erblickt hatten. So war die Runde gemacht.

In Trümmern liegt die Feste erst seit ihrer Abtragung in den letzten Jahren des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts. Diese hat Neuffen zu einer lossalen, besonders von der Süd- und Ostseite herrlich anzuschauenden Ruine gemacht. Denn je näher man zu ihr herantritt, desto mehr versteht man die Worte des Dichters und findet die Bemerkung begründet, daß die auf den gewaltigen Fels aufgesetzten Mauern mit ihren weiten Thoren und hohen Fensteröffnungen, die mächtigen Thürme, vom Zahn der Zeit benagt oder mit Gewalt halbniebdergeworfen, eine malerischere und bei weitem ergreifendere Wirkung hervorbringen, als ehemals die verwahrloste Feste gemacht haben mochte, die, mit einigen Invaliden besetzt, unter einer elenden, dem

Einsturz drohenden Bedachung nothdürftig ihr Dasein fristete zur Zeit, als dem greisen Kommandanten, welcher dem Herzog Ludwig Eugen (1793) bei dessen Regierungsantritt feierlich meldete, daß auf Dero Festung Neuffen nichts Neues vorgefallen sei, von dem Fürsten mit Lächeln entgegnet worden: „O! ich bin froh, wenn nichts Altes eingefallen ist.“

Die Sage gibt der Burg römischen Ursprung. Es ist jedenfalls sehr wahrscheinlich, daß die Römer einen Punkt wie diesen, der so unmittelbar nahe ihren Befestigungen lag und auf viele Meilen die Umgegend beherrschte, als Warte oder Kastell benützten. Denn die Hochebene der Alp, deren vorspringende Felsenstirne der Neuffen bildet, war für dieselben ein strategischer Anhaltspunkt. Die Wälle und Gräben, welche bei dem nahen Grtenbrechtsweiler am Burrenhof und bei Grabenstetten die minder geschützten Punkte stark machten, sind noch heute deutlich zu sehen. Vom Nedar aus führten zu diesem Gebirgslager Römerstraßen, deren Endpunkte fast die Donau berührten.

Die urkundliche Geschichte beginnt in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Um diese Zeit war Mangold Graf von Sulmetingen (jenseits der Donau) Herr von Neuffen; seine Gemahlin war Mathilde, Tochter des Grafen Egino von Urach. Mit dem Jahr 1198 fängt die Reihe der Herren (auch Grafen) von Neuffen an, welche in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erloschen, und mit den Grafen von Urach und Achalm vielleicht eines Stammes waren. Als ungetrennliche Freunde und Kriegsgenossen der Hohenstaufen spielten sie in der ereignisreichen Geschichte dieses berühmten Kaiserhauses eine hervorragende Rolle, hatten die ersten Rathsstellen, Ehrenämter, auch Bischofsitze u. inne, und kamen nach und nach in den Besitz ansehnlicher Herrschaften, Städte, Burgen und vieler Dörfer in Mittelschwaben und an der Donau. Von einem Heinrich von Neuffen, der in Urkunden von 1228 — 1246 erscheint, ist eine gleichzeitige Nachricht, er zähle zu den Edelsten und Mächtigsten in Schwaben, verstehe die Grammatik und das Französische. Er nennt sich von Gottes Gnaden Graf von Neuffen, und ist Bruder des Minnesängers Gottfried von Neuffen, der auch in Urkunden von 1234 — 55 vorkommt. Damals blühte der schwäbische Gesang am Hofe der Hohenstaufen wie die Poesie des hohen Lieds an Salomo's Hofe, und Kaiser und Edle schätzten es sich zur Ehre, selbst dem Chor der Minnesänger anzugehören. Der schöne Wald, des Frühlings Pracht, der grüne Acker, die Blumen der Wiesen, des Vogels lieblicher Gesang, die rothen Lippen der Geliebten sind die gefeierten Gegenstände von Gottfried's Liedern; sie sind herausgegeben von Haupt, Leipzig 1851. Aber warum sollte seine Dichtung nicht vorzugsweise dem Preise der Natur gewidmet sein, da er die Reize derselben von seinem Stammsitze aus in so heiterem Farbenglanz vor Augen hatte! Noch heute heißt im kühlen Thale, in das er, wie seine Gedichte sagen, mit seinen Windhunden hinabritt, die Umgebung seines Gutes die „Hoffstatt“ und „das Frauenhardt.“

Als Tochtermann und Schwager des letzten Neuffen von derjenigen Linie, welche die Stammgüter inne hatten, erbte diese Konrad von Weinäberg, behielt sie aber nicht lange, denn im Jahr 1301 verkaufte er die Burg und Stadt Neuffen mit sämtlichen Zubehörden um 7000 Pfund Heller an den erwerbslustigen Grafen Eberhard den Erlauchten von Württemberg. Ein eigener Zufall war es, daß derselbe Konrad 1311 als neuernannter Landvogt in Schwaben die mit der Reichsacht belegten Käufer bekriegte und eben diejenige Burg belagern mußte, die er selbst wenige Jahre zuvor verkauft hatte.

Nach Herzog Ulrich's Vertreibung durch den schwäbischen Bund (1519) hielt sich Hohenneuffen gegen die Bündischen am längsten, obgleich es keine eigentliche Festung war, und wurde erst mittelst Verraths erobert. Ulrich's Gattin, Sabine von Bayern, wählte während dessen Verbannung Hohenneuffen zu ihrem Aufenthalt, und fand während der Schreckenszeit des Bauernkriegs hinter seinen sichern Mauern Schutz.

Während andere Burgen, wie Lüd, Hohenstaufen u. in Asche sanken, wagten die Rotten der Bauern keinen Angriff auf den wohlbewehrten Neuffen. Als Ulrich 1534 das Land seiner Väter mit gewaffneter Hand wieder gewann, übergab denselben alsbald der Kommandant Berthold von Schilling. Die Sage von dieser Uebergabe lebt in einem schönen Gedichte Gustav Schwab's fort. Ulrich besetzte von 1534 an die ihm so wichtig scheinende Burg, baute die gewaltigen Ecktürme, und von seinem Sohn und Nachfolger Christoph ward ihre Wehrhaftmachung vollendet.

Im dreißigjährigen Krieg, als nach der Schlacht bei Nördlingen Württemberg von den siegreichen Kaiserlichen überschwemmt wurde, verteidigte die mit Geschütz und Schießbedarf aller Art wohlversehene Festung Philipp Schnurrer gegen Gallas mit ungemeiner Tapferkeit und Ausdauer, und die Wittwe Herzog Ludwig's fand unter ihm Schutz vor den Gräueln der Kroaten, welche sie auf ihrem Wittwensitz zu Nürtingen an den Haaren herumgezogen. Nur durch Aus Hungern konnte die Festung im folgenden Jahre (1635) gezwungen werden, wurde jedoch im westphälischen Frieden an Württemberg zurückgegeben, nach welcher Zeit sie aufhörte, an kriegerischen Ereignissen Theil zu nehmen. Herzog Karl Alexander fand Hohenneuffen noch weiterer Befestigung werth, und ließ solche 1733 durch einen Ingenieur Herbold in Angriff nehmen. Die Werke, welche die Feste gegen die Alp hin verteidigen sollten, sind hauptsächlich aus dieser Zeit. Nach des Herzogs Tod aber, der seiner kurzen Regierung unerwartet ein Ende machte, blieb die Arbeit liegen. Dagegen mußte sein gewalthätiger und unerblicher Finanzminister, der Jude Süß Oppenheimer, am 21. März 1737 auf einige Wochen in den Kerker von Hohenneuffen wandern, bis man ihn auf den Alperg brachte, und dann später zu Stuttgart hinrichtete. Süß war der letzte bedeutende Staatsgefangene auf Neuffen, das dreihundert Jahre hindurch ausgetoren war, Männern der hervorragendsten Stellung aus Württemberg's Geschichte, unter Andern einem Konrad Hölzinger, Eberhard des Zweiten schlimmen Rathgeber und Kanzler, einem Abt Georg Fischer von Ziefalten, Konrad Drenning, Matthias Enslin u., in den letzten Jahren auch Forst- und anderen Frevlern, zum Verwahrungsort zu dienen.

Im Jahr 1795, als man einem Rheinübergang und Einfall der Neufanken in Schwaben immer mehr entgegen sah, entstand die Frage, ob die Festung, deren Zustand allerdings nicht mehr der beste war, zu erhalten oder zu schleifen wäre. Der Herzog wendete sich deshalb an die Stände des Landes, und auf deren Antrag wurde im Drange der damaligen Zeit das Letztere beschlossen und im Jahr 1802 der Abbruch der Festungswerke vollzogen, der Inhalt des Zeughauses aber, das ehemals als besonders merkwürdig gerühmt wurde, die Geschütze u. s. w. in das Arsenal zu Ludwigsburg abgeführt. Auch die Ueberreste drohten nach und nach zu verschwinden, da aus der Nachbarschaft die Steine des geloderten Gemäuers in Menge geholt wurden und der Muthwillen manchen Frevel verübte, bis in den zwanziger Jahren durch eine allgemeine Verordnung der Regierung die Schonung und Erhaltung aller derartigen Ruinen im Lande anbefohlen wurde. Was den Neuffen betrifft, wurden sofort auch die schönsten Punkte daselbst, die früher nur mit großer Gefahr besucht werden konnten, zugänglich gemacht, die Wege gereinigt und, wie schon bemerkt, mit Stegen und Schranken versehen.

Nach halbstündiger Rast schieden wir von diesen Ueberresten grauer Vorzeit wie trunken von den überwältigenden Eindrücken einer unvergleichlichen Aussicht über mehr als 160 Städte und Dörfer, die wir auf dem höchsten Punkte der Festung, dem ehemaligen Kommandantengarten, genossen. Aber auch fast wehmüthig gestimmt durch den Gedanken an das Einst und das Jetzt begannen wir schweigend die Niedersfahrt auf gut gebahntem Weg, der uns anfangs durch Wald, dann über Wäiden, zuletzt durch Rebgelände in's Städtchen Neuffen hinabführte, wo wir uns im Gasthof zum Hirsch durch ein gutes Mittagmahl erquidten. Bald schlug

die Stunde, die uns abrief, um den Bahnzug in Nürtingen nicht zu verfehlen, der uns nach Meßingen bringen sollte. Wir zogen thalabwärts, zuerst an hübschen Wasserfällen des Flüschen Steinach vorüber, oft den Blick zurückwendend nach der Burg, welche majestätisch das Thal von Neuffen überragt, das in seinem untern Theil von reizenden Hügeln mit üppiger Vegetation eingerahmt ist, und in seinen kleinen Seitenthälern eine Fülle schöner landschaftlicher Partien hat, die zur Zeit der Baumbüte paradiesische Düfte verbreiten.

Nach einem Marsche von zwei Stunden Wegs trafen wir auf der Eisenbahnstation Nürtingen ein, wo wir den Schienenwagen bestiegen und in einer halben Stunde Meßingen erreicht hatten. Von hier setzten wir unsern Weg zu Fuß fort durch das von der forellenreichen Erms bewässerte Uracher Thal, welches durch das üppige Grün seiner Wiesen, die häufigen Wasserfälle, den mit Obstwäldern bedeckten Thalgrund, die steilen felsigen Waldbände, die es einsassen, und den rasch dahin eilenden Fluß zu einem der schönsten



Der Neuffen.

und anziehendsten des Landes gemacht wird, und sich in seinen mannigfaltigen und überraschenden Erscheinungen und Ausichten mit vielen gepriesenen Alpenthälern messen kann. Es ist in neuerer Zeit durch des Dichters C. Mörike's Muse verherrlicht worden.

Mit einem reichen Schatz herrlicher Erinnerungen an einen der schönsten Tage, die wir erlebt, kamen wir spät am Abend in unser Standquartier zurück, nicht ohne den nahe liegenden aber vielleicht tadelwerthen oder auch unerfüllba-

ren Wunsch, daß anstatt irgend einer andern Luxusbaute, dergleichen wir manche dem Kunstsinne und Geschmack von Württembergs Regenten verdanken, in künftiger Zeit gleich einem Lichtenstein und Hohenzollern auch die Burg Neuffen oder Hohenurach herrlich aus ihren Trümmern wieder erstehen möchte.

Lukas Cranach vor Kaiser Karl V.

Von

Dr. Wilhelm Zimmermann.



Lukas Cranach kniet bittend für seinen Herrn vor Karl V.

*

Mit dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts hatte die kirchliche und geistige Freiheit vom deutschen Boden aus sich Bahn gebrochen, und es zeigte sich bald, daß auch die bürgerliche Gleichberechtigung und die politische Freiheit neben der Freiheit des Denkens und des Glaubens erstrebt werden wollte. Wider diesen neuen Geist in der Zeit verbanden sich heimlich der römische Hof und Kaiser Karl V., in welchem der spanische Absolutismus auf den deutschen Kaiserthron gekommen war. Der wollte allein Herr im deutschen Reiche sein, und alle Uebrigen, die Fürsten wie die Völker, sollten unbedingt dem unumschränkten Willen des Kaisers als Alleinherrschers unterworfen werden. Jede Art von Freiheit haßte dieser Jüngling der spanischen Dominikaner an den Fürsten, am allermeisten aber haßte er, daß das Volk selbst denken wollte; dieses freie Denken des Bürgers und des Bauern, die sogar über Kaiser und Papst, über Staat und Kirche zu urtheilen sich erlaubten, erfüllte ihn mit Grimm. Er wollte Deutschlands Fürsten und Völker unter die Einheit seines Despotismus bringen, der römische Hof, sein Verbündeter, unter die Einheit des Glaubens zurückführen. Damals waffneten sich in Ober- und Niederdeutschland diejenigen Fürsten und freien Städte, welche dem Geiste der neuen Zeit zugethan waren. Spanier, Italiener und Niederländer waren in Heerhaufen im Anzug auf Mitteldeutschland. Wenn die verbündeten Fürsten und Städte, ehe diese herankamen, vereint auf die Streitmacht des Kaisers sich warfen, da sie jetzt noch weit überlegen waren, so konnten sie diese vernichten. Aber ihre Hofsprebiger hatten das Bedenken, „die Evangelischen dürfen nicht der angreifende Theil sein“. So ließen die Fürsten monatelang im Lager die Zeit verstreichen, bis die Welschen sich mit Karl vereinigt hatten; dann besetzte Herzog Moriz von Sachsen, aus der jüngeren Linie, die Lande des Kurfürsten Johann von Sachsen aus der älteren Linie. Der Kaiser hatte diesen Moriz durch Zusage der Kurwürde zum Verrath an seinem Vetter und an der allgemeinen Sache gewonnen. Während der Kurfürst mit seinem Heer zurückging, warf sich Karl V. auf die unter sich uneinigen oberdeutschen Fürsten und Städte. Ein Theil dieser Städte, darunter Ulm und Frankfurt, dann auch der Herzog Ulrich von Württemberg, schlossen für sich Abkommen mit dem Kaiser um Geldsummen und Opfer, so groß, daß, wenn sie solche hätten für die allgemeine Sache bringen wollen, sie noch jetzt leicht den Sieg über die vereinten Streitkräfte des Kaisers hätten gewinnen können.

Kurfürst Johann hatte nicht nur sein Land wieder erobert, sondern auch Dresden und das ganze Herzogthum seines Veters Moriz. Der Kaiser aber rückte in Eilmärschen an die Elbe, und war schon in der Nähe von Meißen. Der Kurfürst hatte bis zu 9000 Mann sein Heer auseinandergelegt. Diese Neuntausend hatte er bei sich, als der Kaiser trotz seines Podagraß blisschnell ihn hier überraschte. Der Kurfürst ließ die Brücke bei Meißen abbrechen, und zog auf dem rechten Ufer der Elbe nach dem Städtchen Mühlberg. Der Kaiser folgte ihm, bis er Mühlberg schräg gegenüber stand. Ein junger Bauer wies den Oesterreichern eine Furt, und der Uebergang über die Elbe gelang hier der kaiserlichen Reiterei. Die Kurfürstlichen hatten diesem Bauern zwei Pferde mitgenommen, das hatte diesen gegen sie erbittert.

So etwas hatte Kurfürst Johann nicht in Berechnung gezogen, und wohnte darum — es war Sonntag, der 24. April 1547 — dem öffentlichen Gottesdienste in der Kirche des Städtchens bei. Fast hätten ihn die Kaiserlichen in der Kirche aufgehoben. Aus dem entsponnenen Kampfe, zu welchem der Kurfürst etwas zu spät vom Gottesdienste anlangte, eilte er, sein kleines Heer herauszuwickeln, und traf die nöthigen Anordnungen zu einem Rückzug auf Wittenberg. Dieses suchte er so schnell als möglich zu erreichen, in dieser Forderung wollte er seine Streitkräfte zusammenziehen, seine Bundesgenossen erwarten. Wäre er nicht zur Predigt ge-

gangen, so hätte freilich der Rückzug rechtzeitig, und darum in ganz anderer Ordnung geschehen können. So aber kam es, daß er von den Kaiserlichen auf der lothauer Haide, drei Stunden von der Stelle, wo sie über die Elbe gegangen, eingeholt wurde. Er sah sich zur Schlacht gezwungen, zum ungleichen Kampfe. Als Held stritt er an der Spitze der Seinen, stritt fort, nachdem er selbst im Gesicht verwundet ward, er wollte die Flucht der Trümmer seines Heeres decken, wurde aber, einer der Letzten auf dem Kampfplatz, genöthigt sich gefangen zu geben an Thilo von Trott, einen Ritter des Herzogs Moriz von Sachsen; nicht die Italiener, nicht die Spanier, nicht die Walonen, herzogliche Sachsenreiter waren es gewesen, welche ihrem Sachsensurfürsten so zugelegt hatten.

Wo man liest, die deutsche Sache wurde immer nur durch Deutsche selbst bezwungen für Zwecke der Nichtdeutschen.

„Allerburchlauchtigster Kaiser!“ hob Johann an, als er vor den Kaiser geführt wurde. — „Ja, bin ich nun Euer Kaiser?“ rief Karl. — „Ich bin Ew. kaiserlichen Majestät Gefangener,“ fuhr der Kurfürst fort, „und bitte um ein fürstlich Gefängniß.“ — „Wie Ihr es verdient, soll es Euch werden,“ sprach Karl, und schickte ihn durch Alba an Alfonso von Bivés zur Verwahrung. Der Kaiser zog vor Wittenberg. Dasselbst befand sich die Familie des Kurfürsten nebst dreitausend Mann treuer Besatzung. Diese Stadt war so fest, daß eine Belagerung schwer war. Die Stadt ergab sich nicht. Der Kaiser ließ den gefangenen Kurfürsten auffordern, den Seinen die Uebergabe zu befehlen. Dessen weigerte sich der Gefangene, obgleich ihm, wosfern er sich weigere, mit dem Tode gedroht wurde. Der standhafte Kurfürst sollte geschredt werden. Der Kaiser befahl, ein Kriegsgericht unter seinem jungen Selbstherrn, Herzog Alba, solle den deutschen Kurfürsten zum Tode verurtheilen. Das Kriegsgericht that es und der Kaiser unterzeichnete das Todesurtheil.

Johann der Standhafte spielte gerade Schach mit dem Herzog von Braunschweig, seinem Unglücksgefährten, als die spanischen Werkzeuge des spanischen Kaisers auf dem deutschen Thron eintraten und dem Kurfürsten das Todesurtheil verlasen.

Der deutsche Fürst hörte solches spanisches Ding ruhig an, solche welsche Lüge, mit welcher der Mann, der unwürdig den deutschen Kaisermantel trug, sich selbst entehrt hat für ewige Zeiten. Denn dieser Bastard von einem deutschen Kaiser war Derjenige, welcher, wenn alt-heiliges deutsches Fürsten- und Völkerrecht galt, nicht bloß mit Freiheit und Ehre, sondern mit Leib und Leben, mit seinem Kopf dem deutschen Rechte verfallen war: nicht des Kurfürsten Blut, sondern des Kaisers Blut sprang dann unter dem Beil des Henkers, als überwiesenen Hochverrätters an der deutschen Nation, vom Schaffot vor der Gerechtigkeit der deutschen Fürsten und Völker. Karl V. war der Verbrecher, der meiste Theil den beschworenen Wahlvertrag zweifach gebrochen hatte. Denn zwei Hauptpunkte des von ihm beschworenen Wahlvertrags waren, daß der Kaiser ohne Wissen und Willen der Kurfürsten weder ein Bündniß schließen, noch weniger fremde Kriegsvölker in's Reich hereinführen dürfe. Der Kaiser hatte aber mit dem römischen Hof ein bewaffnetes Bündniß abgeschlossen, wie Papst Paul III., sein Bundesgenosse, am 4. Juli 1546 Europa verkündete, „ein Bündniß zu einem neuen Kreuzzug zu Ausrottung der Keger“. Allen denen, welche diesen Kreuzzug durch Gebet und Geldbeiträge fördern, war „vollkommener Ablass“ verheißen. Die Gewissensfreiheit in Deutschland war ein Reichsgesetz bereit, und doch hatte er gegen dieselbe, und mehr noch gegen die ganze Reichsverfassung, die er umstürzen wollte, hier ein Heer des römischen Hofes von 12,000 Mann zu Fuß und 1500 zu Roß, dort ein spanisches Heer von 20,000 auf den deutschen Boden hereingeführt. Vollends, daß er jetzt so ganz für sich, als wäre er nicht der durch die Verfassung und die Rechtsformen des deutschen Reiches beschränkte Kaiser, sondern unumschränkter Despot, durch ein aus Spaniern und Italienern zusammengesetztes Kriegsgericht den ersten weltlichen Fürsten

des deutschen Reiches zum Tode verurtheilen ließ und dieses Todesurtheil unterzeichnete, war ein solcher Trevel von Seite des Kaisers, daß nach altem deutschen Rechte der Kaiser schon dadurch allein nicht bloß die Krone, sondern das Leben verwirkt hatte. Denn kein Reichsfürst konnte gerichtet werden, als durch Spruch der einberufenen gesammten Reichsversammlung unter Einhaltung fester, altheiliger Rechtsformen. Diese hatte der Kaiser schon zuvor nicht eingehalten, als er die Aht über den Kurfürsten von Sachsen und seine Bundesgenossen aussprach.

Darum blieb auch der deutsche Kurfürst so ruhig, als ihm das spanische Nachwort vorgelesen wurde, daß sie sein Todesurtheil nannten. Er war, das wußte er, in den Händen seines siegreichen und heißblütigen Feindes; derselbe hatte die Gewalt ihn zu tödten, wenn auch nicht das Recht. Wenn es Ernst wäre, was er aber vom Kaiser nicht erwartete, antwortete der Kurfürst, so bitte er, den Tag seines Todes ihm zuvor anzuzeigen, damit er seiner Gemahlin und seinen Söhnen die erforderlichen Mittheilungen machen könne. Dann setzte er die Schachpartie mit seinem Mitgefangenen fort.

Der Kaiser hatte nur schreden wollen: er war zu staatsklug, als daß er nicht gewußt hätte, daß ein Mord an einem solchen Reichsfürsten im höchsten Grade unpolitisch gewesen wäre. Es waren dazu die Vorstellungen derjenigen Reichsfürsten, die zu ihm hielten, nicht einmal nöthig. Darum verzichtete der Kaiser auf den Vollzug des Todesurtheils, sprach aber die Kurwürde und einen schönen Theil seiner Lande dem Kurfürsten ab und gab sie an Herzog Moriz. Johann mußte überdies des Kaisers Gefangener bleiben, so lang es diesem gefallen würde.

Das war das Schicksal des Sachsenturfürsten Johann und der deutschen Sache, weil die oberdeutschen Reichsstädte den Widerstand gegen die kaiserliche Willkür aufgaben, und die allgemeine Sache wie den Bundesgenossen im Stich ließen. Der Feldhauptmann dieser Städte, Sebastian Schertlin von Burenbach, ursprünglich ein Lanzknecht aus der württembergischen Stadt Schorndorf, ein trefflicher Ritter, war voll Jorns und Brachtung der „feigen Leineweber“ vom Städtetage hinweg geritten; und selbst Kaiser Karl hatte diese Städte recht mit Absicht fühlen lassen, wie sehr er ihren Kleinmuth verachte. Im Wirthshause zu Schwäbisch Hall, wo er mit seinen spanischen Granden beim köstlichen Taubere Wein saß, hatte er die Abgeordneten dieser Städte eine Viertelstunde lang vor sich auf den Knien liegen lassen, ohne sie eines Blickes zu würdigen, bevor er sie erstens schwer an ihren Geldsäcken strafte, sie, welchen viel weniger Geld zu kostbar gewesen war für die deutsche und ihre eigene Sache; und bevor er zweitens Oberdeutschland unter die Geißel der spanischen Raubritten des Herzogs Alba gab. Da füllten sich die Ketten, da raffelten die Ketten, da beugten sich jene städtischen Rathsherrn und die Wohlhabenden, entartete Nachkommen einst waderer Reichsbürger, unter dem Fußtritt des spanischen Despotismus, schredensvoll, „um dem Teufel seinen Willen zu lassen“, wie der Herzog von Württemberg sich ausdrückte. Um Deutschland zu einer spanischen Provinz herabzudrücken, stürzte der Kaiser in allen oberländischen Reichsstädten die Verfassung und führte die Adelsregierung ein. Die Hofsinge Karls sagten: „die Glode sei schon gegossen, der Hieerei zu Grabe zu läuten“, und es werde nur ein Herr auf Erden sein, der König von Spanien mit der Kaiserkrone auf dem Haupte. Daß Deutschland nicht spanisch wurde, dafür sorgte Gott und der neue Kurfürst Moriz, den Kaiser Karl V. so überaus begünstigte. Das werden wir später sehen.

So sehr aber Kaiser Karl V. die Feigheit der Reichsbürger verachtete, so sehr zwang ihm die Standhaftigkeit des gefangenen Kurfürsten Johann Hochachtung ab, und die Treue seines Hofmalers. Das war Lukas Cranach, der berühmte deutsche Maler, der vertraute Freund Luthers und Melanchthons, und der von so vielen Fürsten des Reiches

hochgeehrte Meister seiner Kunst. Geistliche Fürsten am Rhein, wie Erzbischöfe und Prälaten im östlichen Deutschland waren seine Verehrer, ohne irgend einen Anstoß an seinem entschieden protestantischen Glauben. Wer hat nicht von Kindheit an etwas von Lukas Cranach gehört, der so viele Gemälde geschaffen hat, wovon noch mehr als hundert vorhanden sind, die als Schätze der deutschen Kunst gelten, deren Anblick trotz einzelner Mängel sogar Kenner wie Goethe begeistern durch ihre Schönheit, und namentlich durch die unbeschreibliche Zartheit der Ausführung. Er ist kein Rafael und kein Correggio, sondern steht unter diesen, er hat nicht ihre Idealität, obgleich manche seiner weiblichen Gestalten mit himmlischer Anmuth, Milde und Unschuld gepaart sind. Aber unübertrefflich war er in lebendiger Wahrheit, in Wiedergabe des Naturgetreuen und in Farbenauftrag. Noch jetzt sind seine Gemälde so frisch, als wären sie vor Kurzem erst gemalt, und als wären nicht fast vierthals Jahrhunderte darüber hingegangen. So fruchtbar im Schaffen er war, so reich war er an Erfindung, an immer neuen Gedanken. Er gab immer wieder etwas Anderes, etwas Neues.

Aber höher noch, als die Schönheit seiner Kunstwerke, steht die Schönheit seines Charakters. Meister Lukas, wie er gewöhnlich genannt wurde, hieß eigentlich Lukas Seuder, und der Name Lukas Cranach kommt, nach der Sitte seiner Zeit, von seiner Geburtsstadt Cranach her, dem heutigen Cranach in Oberfranken, zwischen Bayreuth und Bamberg, wo er im Jahr 1472 geboren ward. Mit kaum zwanzig Jahren war er an den Hof des Kurfürsten Friedrich der Weisen von Sachsen gekommen. Der liebte ihn sehr; ebenso dessen Nachfolger Johann der Beständige, und als der unglückliche Johann Friedrich der Großmüthige im Jahr 1532 Kurfürst wurde, war es der vieljährige Freund des Meisters Lukas, der jetzt sein Landesherr war. Dessen Unglück und Gefangenschaft nach der mühlberger Schlacht war für Meister Lukas einer der schwersten Schicksalsschläge. Schon im Jahre 1507 hatte ihn Friedrich der Weise in den Ritterstand erhoben; im Jahr 1519 hatte ihn die Stadt Wittenberg zum Senator und Kämmerer, und im Jahr 1537 zu ihrem Bürgermeister gewählt. Dieses Amt hatte er mit Ehren verwaltet sieben Jahr lang. Er hatte es niedergelegt im Jahre 1544, als ihm der Tod seines lieben Weibes und der Tod lieber Herzensfreunde zu nahe gegangen war.

Als Kaiser Karl sich im Jahre 1547 vor Wittenberg mit seinem Belagerungsheer gelegt hatte, begab sich Meister Lukas in's Lager hinaus, in welchem sein Kurfürst als Gefangener des Kaisers war. Dem weltberühmten Künstler, den viele im Kaiserheer kannten, öffneten sich die Reihen ehrerbietig. Der hatte in den Landen des Kurfürsten zu Brandenburg wie in denen des Markgrafen Albrecht von Brandenburg gemalt; er hatte gemalt in Wien, in München, und in Prag, in den Palästen der Könige und der Herzoge, in den Kirchen und in den Städten; den kannten sie Alle wenigstens dem Namen nach, so weit sie aus der Ferne waren, geschweige die aus dem Herzogthum Sachsen, die jetzt im kaiserlichen Heer gegen die kurfürstlichen Sachsen, ihre nächsten Brüder, zu Felde lagen, und jetzt kam dieser Mann heran, noch ehrwürdiger durch sein greises Haupt, ein fünf- undsiebzigjähriger Alter. Auch der Kaiser selbst nahm ihn zuvorkommend auf, in der Art, wie Fürsten die Männer der Kunst und der Wissenschaft aufzunehmen pflegten, wo man noch zu schätzen wußte, wie viel der Geist werth war, und wo man noch das Bewußtsein hatte, daß der Geist göttlicher Abkunft ist.

„In meinem Gemach zu Mecheln,“ sagte der Kaiser zu dem großen Meister in der Kunst seiner Zeit, „besitze ich ein kleines Gemälde, auf welchem Du mich gemalt hast, da ich noch ein Knabe war. Sage mir doch, wie ich mich damals dabei benommen habe?“ — „Ew. Majestät,“ sagte der Meister, „war damals acht Jahre alt. Kaiser Max führte Euch bei der rechten Hand und ließ Ew. Majestät in den Niederlanden huldigen. Da ich anfang, Euch zu zeichnen, hat

Sw. Majestät sich stets gewendet, so, daß Euer Präceptor, welcher Eure Natur wohl kannte, äußerte, Sw. Majestät habe Wohlgefallen an schönen Pfeilen. Darauf wurde befohlen, man solle an die Wand gegenüber einen Pfeil stecken. Von diesem Pfeil hat Sw. Majestät die Augen nie gewendet, so daß ich das Gemälde besser beenden konnte."

Diese Erzählung wie der Mann gefielen dem Kaiser überaus wohl. Zu Mecheln hatte einst der Meister das Bild des Prinzen gemalt, als er im Auftrage seines Kurfürsten die Niederlande bereiste. Jetzt sagte ihm Karl viel Freundschafts und Artiges. Er suchte den Meister zu gewinnen, daß er in seine Dienste trete und ihm in die Niederlande folge. Cranach aber hatte nichts vor Augen und im Herzen als seinen gefangenen Kurfürsten, das Unglück seines Vaterlands. Ueberrascht sah der Kaiser den Greis vor sich auf den Knien, wie er flehentlich bat um seine andere Gnade, als um Gnade für seinen Fürsten. — „Du sollst erfahren, daß ich Deinem gefangenen Herrn Gnade erzeigen will," sprach Karl tief ergriffen von solcher Liebe und Treue. „Cranach hat weiter, seinem Kurfürsten in die Gefangenschaft folgen zu dürfen, und ließ nicht nach, bis der Kaiser ihm das gewährte. Als der Greis sich zum Abgehen anschickte, ließ der Kaiser ihm einen silbernen Teller darreichen, der war gehäuft voll ungariſcher Dukaten. Der Meister aber nahm nur so viel davon, als er mit zwei Fingerpiſzen faſſen mochte. Die Huld seiner Kurfürsten und seine Kunst hatten ihn sehr wohlhabend gemacht; mehrere Häuser in Wittenberg und andere Besitzungen waren sein Eigenthum.

Nach der Kapitulation von Wittenberg wurde Kurfürst Johann nach Innsbruck in Tyrol abgeführt. Der Kaiser wollte ihn in seiner Hand behalten, um sich für gewisse Fälle seiner bedienen zu können, namentlich wofern Moriz der neue Kurfürst nicht ganz in den Geleisen des Kaisers bliebe. „Ich führe einen Bären bei mir," sagte Karl bald darauf, als man ihn vor Moriz warnte. „Diesen Bären darf ich nur loslassen, um jenen gar leicht in die Flucht zu jagen." Dem Kurfürsten selbst wurde in der Gefangenschaft sehr ehrerbietig begegnet, während der Landgraf Philipp von Hessen, der gleichfalls gefangen gehalten wurde, zu Mecheln, dem Orte seiner Gefangenschaft, den lästigsten Beschränkungen unterworfen wurde.

Nach seinem Abschied vom Kaiser brachte Meister Lukas Alles in seinem Hauswesen in Ordnung. Er machte sein Testament, er vertheilte sein Vermögen an seine Kinder und reiste ab, nach den tyroler Bergen, zwischen denen sein Kurfürst gefangen saß. Nichts hatte vermocht, ihn in Wittenberg zurück zu halten, weder seine Kinder, noch seine Freunde, noch sein hohes Alter. Wie wohl mag seine Ankunft in Innsbruck dem gefangenen Fürsten gethan haben, als er diesem Treuen in's Auge bliden konnte. Durch seine Kunst, durch seinen heiteren Muth, durch seine Unterhaltungsgabe, versüßte ihm Cranach die Tage des Gefangenseins. Drei Jahre lang hatte der Meister die Gefangenschaft seines Herrn so getheilt. Da kam für den Kurfürsten der Tag der Befreiung durch den Sieg desselben Moriz über den Kaiser, dem der Frieden zu Passau folgte. Am 27. August 1552 war es, als zu Augsburg, wohin dem von Innsbruck vor Moriz flüchtigen Kaiser Johann gefolgt war, dieser den Wagen bestieg, um nach Sachsen zurückzukehren. In dem Wagen neben ihm saß Lukas Cranach, der Maler. Der Kurfürst wollte es so haben, daß der neben ihm ſiße, welcher als sein treuester Freund die Gefangenschaft freiwillig mit ihm getheilt hatte. So fuhren Beide der Heimat zu. Am 24. September wurden sie in Jena von den Studenten der neuen Universität, zwei Tage später in Weimar feierlich empfangen. Die Herrlichkeit galt dem alten Cranach ebenso wie dem Kurfürsten; Liebe und Treue, die in Unglück aushält, und sich da noch schöner bewährt als im Glück, galt in jenen Zeiten noch nicht als Mangel an Verstand, als unklug, sie fand noch ihre Ehre bei den Menschen. Meister Lukas traf seine älteste Tochter als Gattin des sächsischen

Kanzlers, Doktor Brück, wieder, lebte noch bei ihr ein schönes Jahr und entschlief am 16. Oktober 1553. Wie im Leben, blieb er auch im Tode geliebt und verehrt. Auf dem Kirchhofe zu St. Jakob in Weimar ist sein Grab, am Haupteingange linker Hand. Darauf ruhten die Söhne des Kurfürsten ein Denkmal, und die Zeitgenossen ließen eine Münze prägen mit Cranach's Bildniß und Wappen. Ein Platz für alle Zeiten bleibt ihm in den Herzen aller Edeln unter den Menschen, der solche aufopfernde Liebe und Treue im Leben geübt hatte.

Der Caniloge.

Von

Adalbert Graf Dandiffin.

Abgeschieden von der ganzen Welt, inmitten der taurischen Alpen, liegt das Städtchen Schladming an einem lustigen Forellenbache, der bald unter moosigen Felsblöcken verschwindet, bald wieder losen über mächtige Baumstämme herabplätschert, und in ewig neuen Windungen und Krümmungen die Blumen duftender Wiesen und die klappernden Räder emfiger Eisenhämmer auf seinem fröhlichen Laufe begreift.

Doch plötzlich, als schäme er sich vor der frommen Waldkapelle, vor welcher andächtige Wallfahrer anbetend niederknien, hält er inne in seinem ungestümen Lauf, und schweift besonnen und nachdenklich das Thal entlang. Wohl ruft die Bachamsel, mit der Wachtel um die Wette, ihr Hallelujah aus voller Brust, wohl löset der Wind mit dem Alpenröseln auf steiler Bergeshalde, wohl hüpfen kluge Gamsen von Fels zu Fels, — umsonst! das muntere Bächlein ist erst und bedächtig geworden. Es schlängelt sich im Schatten riesiger Tannen zwischen ewigen Gletschern hindurch, und verliert sich endlich in einen See, der rings umschlossen von Alpen und Firnen das Bild ewigen Friedens, heiliger Waldeinsamkeit bietet.

In majestätischer Pracht spiegeln die, von der Sonne vergoldeten, Gipfel der Gletscher ihr Haupt in dem dunklen Blau des Sees; ernste bemooßte Fichten, Zeugen vergangener Jahre, strecken wie segnend ihre knorrigen Äste über den stummen Genossen ihrer Waldeinsamkeit, und die schlante Birke, die Jungfrau des Waldes, badet im Abendsonnenschein ihren weißen Fuß in den Fluten des kristallinen Spiegels.

Ein Nebelschleier senkte sich von den Bergen herab und mochte, in ewig wechselnden Farben und Formen, auf und nieder, bald fast ganz verschwindend, bald Alles mit rosigem Duft überziehend. Eine Waldblerche schwang sich empor und lallte in seligem Entzücken ihr Abendlied — die Zodler der Sennerinnen schallten von Alpe zu Alpe — und ich? Eine Stunde vor Sonnenuntergang saß ich im Gasthose zum goldenen Schwan und verzehrte ein kalbernes Schnitzel nebst einer Portion Hauptessalat. Ich war der bevorzugte Stammgast der Frau Wirthin, die mich nicht mürrisch anlief, wenn ich mit der hübschen Kellnerin plauderte, sondern nur lächelnd den Finger aufhob und freundlich warnte: „Junges Blut, heißes Blut." — „Kommt denn heute kein Mensch?" fragte ich die Kellnerin, nachdem ich das kalberne und den Salat gegessen. — „Ich glaube nicht," antwortete sie in ihrem gemüthlichen steirischen Dialekt, „die Herren werden heute wohl bei Herrn von Ruscher sein."

Jeder Ort hat seinen Tyrannen, kein Wunder daher, daß Schladming auch einen hatte. Herr von Ruscher war der Tyrann von Schladming, und da ich gegen Tyrannei opponirte, möge sie nun von einem alten gichtkrüppigen Kavallerieoberst oder einer sechzehnjährigen Blondine versucht werden, so hatte ich sofort, nachdem ich in Schladming sesshaft geworden, gegen Herrn von Ruscher revoltirt, und mußte in Folge dessen die Strafe der Exkommunikation tragen.

Herr von Ruscher war ein alter pensionirter Major, der sich aus irgend einer mürrischen Laune von der Welt zurückgezogen hatte, und schon seit Jahren in dem einsamen Alpen-thale seinen Lieblingsbeschäftigungen lebte. Diese bestanden darin, Meeresschaumtöpfe anzurauchen, Eingetrocknete abzurichten und die Schlacht bei Leipzig zu erzählen. Da er mit dieser Eigenschaft eine jährliche Pension von zwölfhundert Gulden vereinigte, den armen Kindern im Sommer die Erdbeeren gut bezahlte, die sie auf den Abhängen der Alpen pflückten, und da er endlich ein vorzüglicher Tarockspieler war, so konnte es wohl kaum fehlen, daß „der gestrenge Herr von Ruscher“ die Löwenrolle in Schladming spielte.

Die Bewohner dieses von Gott und der Welt verlassenem Städtchens bestanden aus einem protestantischen Pastor nebst zahlreicher Familie, einem sehr groben Postmeister, einem

„Tabaksverleger“, einem Förster und einer ältlichen Dame, der Tochter eines ehemaligen Bergwerkinspektors. Außer diesen „Honoratioren“ lebten meine Wenigkeit, die Wirthin zum goldenen Schwan und einige hundert Bergleute in Schladming.

Da es von der höchsten Wichtigkeit ist, daß der Nachwelt eine Beschreibung dieser Honoratioren überliefert werde, will ich es versuchen, in wenig Worten eine Skizze zu entwerfen. Der Pastor war, wie bereits erwähnt, Protestant. Vor dem Ausbruch des Bauernkriegs war Schladming und Umgegend nämlich ausschließlich von Protestanten bewohnt gewesen; der blutige Herberstein hatte aber die Seelen von Sr. Majestät Unterthanen gerettet, und die Körper um einen Kopf kürzer gemacht. Einige wenige waren dieser interessanten Beteuerungsmethode entflohen, hatten im Gebirge Schutz gesucht, und, als Herberstein endlich abzog, die leerstehenden



Herr von Ruscher und das Fräulein.

Häuser in Schladming wieder in Besitz genommen. Trotz der landesväterlichen Fürsorge um die Nachkommen dieser Gebirgsleber hatte sich die katholische Kirche in Schladming nicht einbürgern können, und die Regierung ließ die irregulierten Schafe in ihrer Verblendung fort vegetiren.

Das Haupt dieser Gemeinde war zur Zeit, von der ich erzähle, der Pastor Schlitter. Er war der Sohn armer Eltern und hatte unter Entbehrungen jeglicher Art seine Studien im „Reich“ machen müssen, weil in Oesterreich keine protestantische Lehranstalt war, auf welcher er das Predigerhandwerk erlernen konnte. Nach glücklich bestandnem Examen lernte er in der Gegend von Breslau Fräulein von Zirbeck kennen, ein junges romanhaftes Kind, das an dem hübschen Kandidaten der Theologie Gefallen fand, und es für ihre heiligste Pflicht hielt, dem muthigen Verfechter der Religionsfreiheit in die Schwärmerei eines Alpenlebens zu folgen.

Der Kandidat wurde Pastor, der Bräutigam trat in den Ehestand, und der Segen, der auf deutschen Pastoren ruht, konzentrierte sich über seinem Haupte. Alle Jahr beschrie ein Pfand der ehelichen Liebe die vier Wände des schladminger Pastorats, und mit jedem neuen Pfande schwand der Frau Pastorin Schwärmerei für gemüthliches Alpenleben mehr und mehr zusammen, so daß sie, als das halbe Duzend voll war, den einst so heiß geliebten Theologen mit Vorwürfen überhäufte, weil er sie aus dem Hause Derer von Zirbeck verlockt habe. Der Mann Gottes trug das eheliche Kreuz ohne Murren, hockte in langen Sommertagen Forellen, spielte Abends mit Herrn von Ruscher Tarock und bekreuzigte sich, so oft er an seine Frau dachte.

Sonntag Vormittags predigte der Pastor vor einem Auditorium von fünf und zwanzig bis dreißig Menschen über irgend einen Text, und so lange die Predigt dauerte, fühlte er

sich Mann, Mensch und Staatsbürger, denn während dieser Zeit hörte ihm selbst seine Frau zu, ohne zu widersprechen.

Nach der Predigt aber genügten zwei oder drei Worte der Frau Pastorin, ihrem bürgerlichen „Kerl von einem Menschen“, wie sie ihn nannte, den Standpunkt klar zu machen.

Sie war ganz dazu geschaffen, einem Menschen das Leben zu verleiden. Ihre kleine dünne Figur, ihre gelbliche Haut, die Stülpnase und ein schwärzlicher, halbabgebrochener Augenzahn sprachen auch ohne die Zugabe einer schwarzen Tüllhaube, die mit Blumen überfäet war, laut und vernehmlich ihren Charakter aus.

Sie war eine von Zirbed, und da diese alte Familie von jeher einen Ueberfluß an charakterfesten Töchtern gehabt hatte, so sah sie gar nicht ein, was sie veranlassen sollte, ihrem „Kerl von einem Menschen“ zu Gefallen ihrer Familie untreu zu werden. Ja, sie hatte eine Familie, ach Gott ja — und der Mensch hatte sie dem schönen Kreise von drei reizenden Schwestern, die alle an Garbelieutenants verlobt waren, und vier Brüdern entrisen, die sämtlich für Gott, König und Vaterland zweierlei Luch trugen, — ach, solch' eine hübsche Familie; so ein liebevoller Ton herrschte unter ihnen — sie konnte es Einem gar nicht ausdrücken und beschreiben; aber was hatte er, der Tropf, hatte er eine Familie? Sein Vater zog mit Bruder und Schwestern auf Jahrmärkten umher und verkaufte Leinwand und Baumwolle — war das eine Familie? Sie fragte, ob das eine Familie sei? Kein Mensch könne das eine Familie nennen, und es thue ihr weh, eingestehen zu müssen, daß sie dem Vater im ersten Seelenrausche — als sie noch eine thörichte Närrin war — einen Kuß gegeben; der „Kerl“ hatte sich nicht rasirt gehabt und ihre Wade feuerroth getraht.

Ich stand mit der Pastorin auf einem vortrefflichen Fuß. Der Rang, den ich als österreichischer Beamter einnahm, verschaffte mir Zutritt in ihrem „Boudoir“, und ich war gutmüthig genug, mir zweimal wöchentlich kleine „Essays“ vorlesen zu lassen. Sie nannte sich in ihren Klageliedern, welche sie an Sonne, Mond und Sterne richtete, ein gefangenes, unverstandenes Vögelein, und versicherte den Gletschern, daß ihr Herz ein Krater sei, von glühender Lava überströmend. Dann und wann rollte eine Lawine gerührt herab in's Thal, die Sonne ließ sich oft wochenlang nicht sehen, statt dessen aber weinten die Wolken Ströme von Thränen — ein sicherer Beweis, daß die Alpen und die Planeten auf die Nase von Breslau mit Nührung herabsahen.

Die übrigen Honoratioren kann ich kürzer und flüchtiger skizziren. Ich will es erst mit dem Förster versuchen, der den Namen „von Brändenbrand“ führte, einen Namen, den sein Vater im italienischen Kriege erhalten hatte, weil er den Rückzug der Oesterreicher durch heldenmüthige Vertheidigung einer Brücke gedeckt und endlich mit waghalsiger Entschlossenheit die Brücke in Brand gesteckt hatte. Für diese That, die zehntausend österreichischen Soldaten das Leben gerettet, bekam er den Namen „von Brändenbrand“, — ein Beweis für den Werth eines guten Namens! Der tapfere Offizier überlebte die Wunden, die er in der Schlacht erhalten, nicht lange, und hinterließ seinem Vaterlande einen Sohn, Alwin von Brändenbrand, zur gefälligen Versorgung, und nach mehrmals verjuchten aber immer mißglückten Selbstmorden erhielt Alwin eine Försterstelle in Schlading.

Er war ein praktischer Mann, und schleuderte die Brandfadel nicht in ein Pulverfaß, sondern in das Herz einer Wittwe von 2000 Gulden Vermögen. Die Zinsen dieses Kapitals setzten ihn in den Stand, die „Mugsburger Allgemeine“ zu halten und zweimal im Jahre einen Honoratiorenball zu geben. Als guter Ehemann ging er fast täglich mit seiner Gemahlin spazieren, und wenn man ihn zuerst grüßte, nickte er herablassend.

Seine Gattin gehörte in jene Kategorie von Damen, die nie alt, sondern immer jünger werden. Sie war blond und wohlbeleibt, hatte einen hübschen Arm, rothe Waden und

ausdruckslose Augen; da sie von Jahr zu Jahr an Fülle zunahm, konnten Furchen und Falten doch bei ihr nicht einnistern, und sie war in der That ein stattliches Fahrzeug auf dem Strome des Lebens.

Dem Förster gegenüber wohnte das „Fräulein“. In Schlading geboren, erzogen, groß und alt geworden, hatte sie sich nur aus dem Büchernachlaß ihres vor Langeweile gestorbenen Herrn Vaters und später aus der „Mugsburgerin“ Belehrung schaffen können. Ihr Vater hatte ihr nur Knigge's Umgang mit Menschen, den Zauberring, zwei Jahrgänge des Wandabeder Boten und Schiller's Gedichte hinterlassen. Das Studium dieser Schriften hatte dem Gemüthe des Fräuleins einen mondsüchtigen Anstrich verliehen. Schiller's Gedichte ließen sie eine Welt ahnen, die sie in der Mugsburgerin nicht immer fand, und wenn sie an einem und demselben Tage die Resignation und eine Korrespondenz aus Neapel oder Warschau las, konnte es sich wohl zutragen, daß sie sinnend das Haupt gegen die Fenster Scheibe drückte und in ihrer Zerstreuung vergaß, die heimkehrende Ziege zu melken. Ich überraschte sie eines Abends in einer solchen Situation, und fragte sie mit aufrichtiger Theilnahme, wie es ihr ginge. „Ich verstehe den Schiller nicht,“ antwortete sie mit Kopfschütteln. „Entsagen? Wo alle Menschen glücklich sind, oder wenigstens die Zuficherung haben, jenseits glücklich zu werden, da soll man entsagen?“

Ein Vergmann rief seinen Hund, ich that als ob ich gerufen würde, verwünschte meine Stellung, die mir nie Ruhe ließ, grüßte und eilte im Trab davon.

Zwei Jahre, drei Monate und vier Tage hatte ich in Schlading gelebt. Ich lernte die Namen der Kinder auswendig, die seit 1811 geboren waren; ich wußte wie viele Fenster Scheiben und wie viele Schwalbennester in Schlading waren, ich kannte alle Alpenblumen, Sennerinnen, Ziegen und Ziegenböcke auf zwei Meilen im Umkreise. Aber ich war fertig mit meinen Studien, und wollte ich nicht geistig zu Grunde gehen, so mußte ich ein neues Feld für meine Forschungen eröffnen.

„Die Herren werden wohl bei Herrn von Ruscher sein,“ hatte die Kellnerin gesagt, und das hieß mit andern Worten: „Unter Larven die einzig fühlende Brust“, sollst Du den Abend zubringen ohne die bescheidene Unterhaltung, welche es Dir gewähren würde, die Honoratioren vier Pfennige gewinnen oder verlieren zu sehen.

Aber der Mensch soll nicht verzweifeln! Als ich gerade im Begriff war, mit der Frau Wirthin eine Partie Domino zu spielen, hielt ein kleiner Einspanner vor der Thür, ein Herr sprang behende vom Wagen und rief in's Zimmer: „Kann ich hier Logis und Pferdefutter kriegen?“ — „Ja, worum denn nit?“ antwortete die Wirthin. — „Na, dann spann man aus, Rutscher, jerechter Gott, bin aber ich steif geworden von des verfluchte Fuhrer!“

Der Herr trat ein, grüßte freundlich und ließ sich Abendbrod geben. Es war ein Berliner, aber ausnahmsweise kein uniformirter, sondern ein mit Staubkittel und Reisestock umsehender Berliner. Ich setzte mich ihm gegenüber und musterte ihn genau. War er alt oder jung? Die flachsgelbe, hin und wieder grünlich schimmernde Perrücke sagte: „er ist alt“. Der blonde Schnurrbart, die friischen Züge, die gesunden Zähne sagten aber: „wir sind jung“. Die Augen steckten hinter grünen Brillengläsern und ließen eher einen altlichen Mann vermuthen. Sie waren glanzlos wie ein hart gefotenes Ei, und bewegten sich immer stoßweise hin und her. Wenn sie von der Salatschüssel nach dem Brodteller hinüberwanderten, geschah dieß immer mit einem Ruck.

Der Berliner mußte hungrig gewesen sein, denn er ließ sich eine zweite Portion geben, und erst als er diese gegessen, die Weine ausgetrückt, die Brillengläser und den Schnurrbart abgewischt hatte, fing er an zu sprechen. „Eine schöne Gegend hier in der Nachbarschaft? Aber steinig! Wein wächst wohl nicht in dieser Gegend?“ Er hätte eben so gut fragen können, ob in Kamtschatka Ananas gedeihen; ich schüttelte

also den Kopf und sagte nein. — „Fabriken gibt es wohl auch keine?“ — „Rein, keine Fabriken.“ — „Da sollten Sie nach Preußen kommen, da gibt es Fabriken die schwere Menge, und was für Fabriken! Kennen Sie Preußen? Waren Sie jemals in Preußen?“ — „Ja wohl! Ich habe den Rhein besucht.“ — „Den Rhein? Der ist nicht echt preussisch, nein, nach Brandenburg, Pommern und Schlesien, da kommen Sie mal hin, da ist's echt — und Fabriken, na, ich sage Ihnen, bloß die Runkelrübenzuckerfabriken — sonst gar nichts!“ — „Sie sind wohl Geschäftsreisender?“ — fragte ich. — „Ja wohl, ich reise in Geschäften, komme von Salzburg und will nach Grätz.“ — „Und in welchen Geschäften reisen Sie, wenn ich fragen darf?“ — „In canilogischen,“ erwiderte der Fremde, indem er die Weste aufstapfte und den Bauch vorstreckte. „Ich bin canilogischer Geschäftsreisender!“ — „Darf ich mir eine Erklärung ausbitten?“ — Der Fremde machte eine triumphirende Miene, schob die Brille mit dem Zeigefinger der linken Hand in die Höhe und esferierte mit der rechten eine Prieße. „Ich laufe, oder vielmehr ich suche zu kaufen Hunde, keine gewöhnlichen Hunde, nein, die reine, unverfälschte Ur rasse, den Mops. Da nun canis der Hund heißt, und ich in Hundengeschäften mache, so bin ich Caniloge, nicht wahr?“ — „Und ist dieß ein einträgliches Geschäft?“ — „Einträglich? Wie kommen Sie mir vor? Wissen Sie, was ein Mops werth ist?“ — „Ich bedaure, dieß nicht zu wissen.“ — „Drei bis viertausend Thaler, wenn er ganz echt ist; tausend Thaler, wenn er dreiviertel Blut ist, und ich gebe für einen Hund, der im vierten Grad von einem Mops abstammt, noch immer fünfzig bis sechzig Thaler, vorausgesetzt, daß er über sechs Monate und unter drei Jahren alt ist.“ — „Und was geschieht mit diesen werthvollen Thieren?“ — „Was damit geschieht? Ih, mein Gott und Vater, wissen Sie denn wirklich nicht, daß das Geschlecht der Möpse fast ganz und gar erloschen ist, und daß hohe und höchste Personen einen Bund geschlossen haben, um das gänzliche Aussterben dieser werthvollsten aller Hunde zu verhindern? Caniloge durchreisen die ganze Welt, um die noch lebenden Exemplare aufzulaufen; ich selbst bin schon sechzehn Monate unterwegs, habe aber noch kein Geschäft machen können. Zweimal leuchtete mir der Morgenstern, aber es blieb beim Leuchten, und ich hatte Nichts als das leere Nachsehen.“ Tiefe Schwermuth umwölkte das Gesicht des Berliner. Da er mir aber in der Wüste von Langeweile wie ein glänzendes Meteor erschien, so klammerte ich mich an und ruhte nicht, bis er mir seine verfehlten Speculationen erzählt hatte. „Ich besand mich im süblichen Ungarn und schidte mich gerade zur Reise nach Bessarabien an, als ich einen Brief aus Hamburg erhielt, in welchem ein Freund mir meldete, daß er zwei Möpse entdeckt habe. Um mir jeden Zweifel zu nehmen, schiderte er den biden schwarzen Kopf, die stumpfe Nase, die breite Brust, den dunklen Strich über den Rücken, den Holschwanz der beiden Exemplare. Sie können sich denken, daß ich sofort Extrapoß nahm und Tag und Nacht reiste, bis ich Hamburg erreichte. Es war ein Viertel nach Zwei in der Nacht, als ich vor dem Hause meines Freundes anhielt, der Postillon blies ein munteres Lied, die Nachbarn sprangen aus den Betten, die Hausthüre ging auf und mit dem Rufe: „Wo sind sie?“ eilte ich die Treppe hinauf. Können Sie sich's wohl denken und wollen Sie mir's glauben, daß die Bewohner des Hauses unangenehm wurden und mit der Polizei drohten, weil ich sie aus ihrem philiströsen Schlafe gewedt hatte? O, diese Hamburger! Procente berechnen und Schwäne auf der Alster füttern, das können sie. Fordert die Wissenschaft aber von ihnen, eine Minute ihres Arämerschlafes zu opfern, um einem Mitgliede des canilogischen Vereins für Norddeutschland die Spur zu zeigen, welche ein Mops, vielleicht der letzte Mobilianer der Möpse, hinterlassen, so drohen sie mit der Polizei.“ — „Wie benahm sich aber Ihr Freund? Ich hoffe, daß Sie mit seinem Empfang zufrieden waren?“ — „Nun ja, wie man's nehmen will. Er bedauerte, kein Bett für

mich zu haben und rieth mir, in Streit's Hotel zu gehen.“ — „Und was thaten Sie?“ — „Was ich that? Glauben Sie, daß man von Ungarn nach Hamburg reist, um sich abjpeisen zu lassen? Ich setzte mich in einen Lehnstuhl und ließ mir die Adressen der Mopsbesitzer geben. Die Möpsin gehörte einem jungen Manne, der sie bei einem Schneider in der Fuhlentwiete in Kost gegeben hatte. Sie sollte dort ihre Niederkunft erwarten, — denken Sie sich, in der Fuhlentwiete niederzukommen, — eine Möpsin! Das allein genügt, um mir Hamburg ewig verhaßt zu machen. Der Mops gehörte einem jungen Thunichtgut an, einem Eigarrenhändler, der in der Vorstadt St. Georg wohnte. Ich bat meinen Freund, mich zu den Leuten hinzuführen, damit wir keine Zeit verliören, er ließ sich aber durch keine Bitten bewegen, aufzustehen. Erst am hellen, lichten Tage bequeme er sich dazu, mit mir in die Fuhlentwiete zu gehen. Stellen Sie sich ein ediges, altes Haus aus dem sechzehnten Jahrhundert vor, und Sie haben das Haus, in welchem die Möpsin in Kost und Logis gegeben war. Die Atmosphäre der Schneiderwerkstatt erfüllte das ganze Haus, mir ahnte gleich nichts Gutes. Wo ist die Möpsin?“ frage ich. — „Da!“ sagt der Schneider. Er zeigt auf ein elendes Strohlager hinter dem Ofen, und als ich den entzückten Blick auf die Möpsin werfen will, was sehe ich? einen biden rothhaarigen Jungen von fünf oder sechs Jahren, der mit seines Vaters Bügeleisen — heiß sage ich Ihnen wie die Schwerenoth! — was thut? die Möpsin bügelt.“ — „Und das ließ sie sich gefallen?“ frage ich. — „Sie war todt, mausetodt, sage ich Ihnen, und der insame Wengel bügelte das todtte Exemplar, bis das letzte Haar abgefangt war.“ — „Er hatte sie doch hoffentlich nicht todtgebügelt? Das wäre ja schauderhaft.“ — „Rein, Gott sei gedankt, für so entmenscht halte ich die Hamburger nicht, obgleich das, was ich Ihnen zu erzählen habe, eben nicht nach Menschlichkeit schmeckt. Die Möpsin hatte acht Junge geboren, Vollblut, sage ich Ihnen, reine unverfälschte Rasse. Was thut der Schneider in der Fuhlentwiete? Er wirft sie in die Alster! Acht Stüd Möpse, goldgelb mit schwarzer Schnauze und Holschwanz, wirft der Mensch in die Alster. Die Mutter starb nämlich am Milchfieber!“ — „Schändlich!“ sagte ich. — „Schändlich? Ja wohl schändlich. Hätte er wenigstens die Mutter gerettet! Aber da ließ er sie liegen in der Schneiderwerkstatt und ächzen bis sie todt war.“ — „Nun, und der Mops? Der männliche Mops?“ — „Hören Sie weiter. Von einer bangen Ahnung getrieben, eile ich in die Vorstadt St. Georg. Wir klopfen an, der junge Thunichtgut liegt noch im Bette. Endlich wird das Haus geöffnet — ein Mops, o ich sage Ihnen, ein stattlicher Mops, breit von Brust, schön und kräftig gebaut, bellt uns an. Sie hätten die Stimme hören sollen — doch wozu mir das Alles in's Gedächtniß rufen. Die Enttäuschung war furchtbar.“ — „Morin bestand diese denn? Sie fanden ja den Mops am Leben? Wollte er ihn nicht hergeben?“ — „Doch, doch.“ — „Nun, und?“ — „Wissen Sie, was conditio sine qua non ist?“ — „Gewiß.“ — „Nun, die fehlte ihm, die conditio sine qua non fehlte ihm seit acht Tagen. Ich wankte aus dem Hause, schüttelte den Staub von meinen Füßen, und irre nun schon seit fünf Monaten umher, ohne eine Spur aufzutreiben zu können.“

(Schluß folgt.)

Die merikanische Expedition.

Von

Arthur W. B.

Nach dem Sturze Santa Anas, dem es wenigstens zeitweilig gelungen war, die Kräfte der Republik einigermaßen zusammenzuhalten, wurde die Anarchie in Mexiko vollständig. Doch konnte man bemerken, daß die Unwägungen, die bis

bahin nicht in persönlichem Ehrgeiz und Habsucht ihren Grund gehabt hatten, eine prinzipiellere Bedeutung annehmen. Es schieden sich schärfer von einander die liberale, föderalistische und die konservative, centralistische Partei. Jene stützte sich auf die freien Gutsbesitzer und die Nationalgarden, diese auf die Mehrzahl der höhern Offiziere, und vor Allem auf die Macht der Geistlichkeit. Jene erfreuten sich der Begünstigung Englands, diese erhielten heimliche Hülfe bei Spanien. Suarez war der Führer der liberalen Partei,

er war im Besitz von Veracruz und den Küstenstrichen. Suarez, in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts geboren, in dem Augenblick, da sich die Nation gegen die spanische Herrschaft erhob, kann man sagen, steht seine Wiege neben der der Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Suarez gehört zur indischen Rasse. Er verdankt also nicht einer erlauchten Geburt die hohe Stellung, zu der er sich aufgeschwungen, ebensowenig als glänzenden militärischen Verdiensten, weder dem Zauber glänzender äußerlicher Eigenschaften, noch dem Einfluß eines



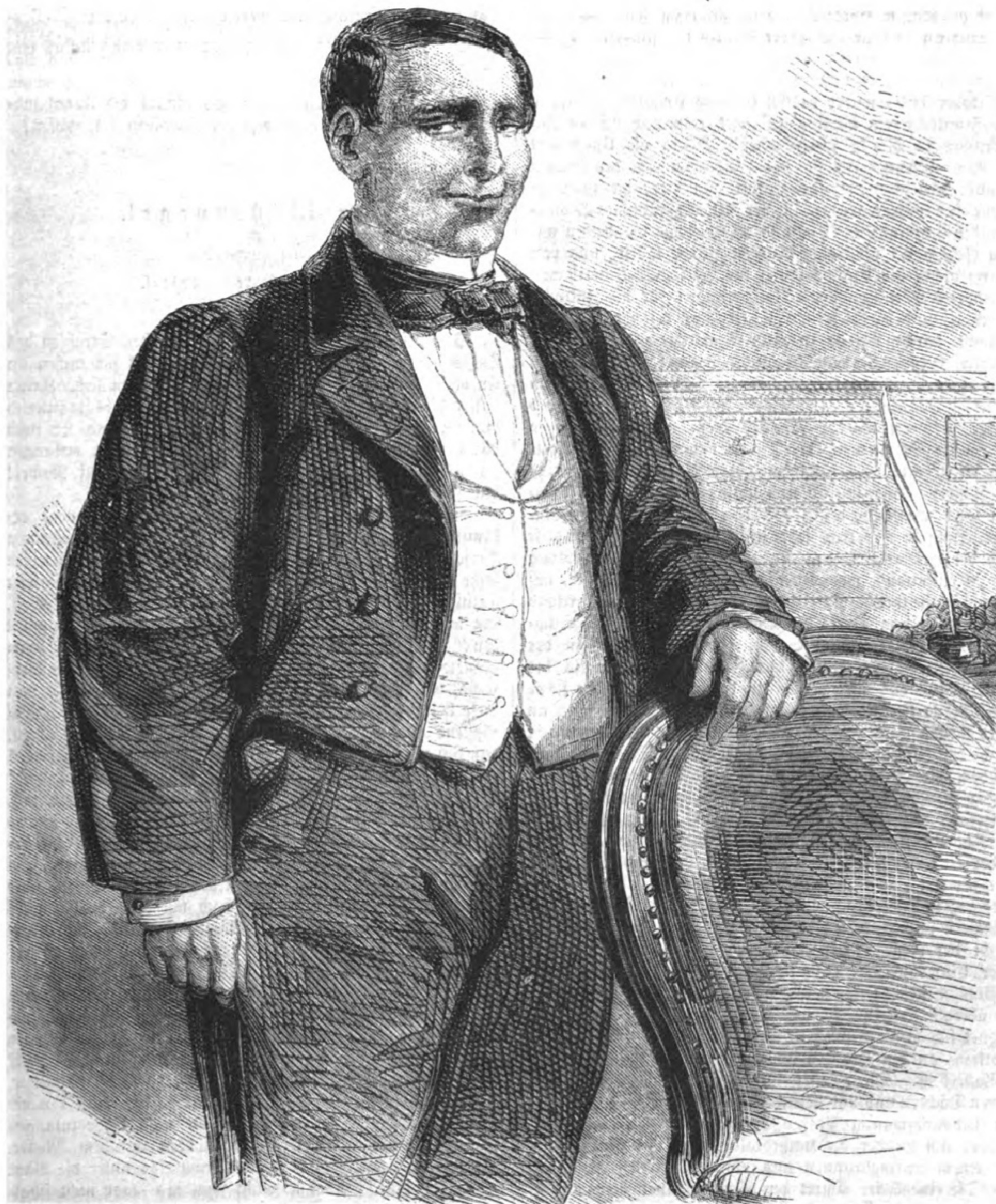
Belagerung von Puebla. Erstürmung des Penitenciario.

großen Vermögens. Durch den Zufall seiner Geburt auf den Boden europäischer Civilisation gestellt, war er entschlossen genug, auf diesem vorzudringen und sich zu behaupten. Er widmete sich dem Studium mit der ganzen Zähigkeit seines Nationalcharakters, und eines schönen Tages war der Indianer Doktor der Rechte. Seinen Bemühungen gelang es Advokat zu werden; seine soliden Eigenschaften erwarben ihm das Zutrauen seiner Mitbürger, und mit ihrer Achtung seine Ernennung zum Gouverneur des Staates Oaxaca, seiner Heimat. Die Abstimmung des Vol-

kes machte ihn 1857 zum Präsidenten des obersten Gerichtshofes, das heißt, Suarez, der Indianer, der Sohn der verachteten Rasse, stand der höchsten Gewalt so nahe, daß es nur noch einer Wendung des Glücksrades bedurfte, um ihn auf den höchsten Posten zu erheben. Zu diesem ist der Präsident des obersten Gerichtshofes nämlich berechtigt, wenn der Präsident der Republik während der vier Jahre seines Amtes abtritt: natürlich nur ad interim. Dieser Fall trat im Dezember 1857 ein. Sein Recht auf den Präsidentensstuhl war also unbestreitbar, und doch machten ihm die

Feinde des Rechts einen furchtbaren Krieg, der ihn bis auf Veracruz zurückwarf, bis seine Hartnäckigkeit über die Schläge des Schicksals siegte, und er nach der Niederlage und Flucht Miramon's am 11. Januar 1861 seinen feierlichen Einzug in Mexiko hielt und die Konstitution triumphierte. Nachdem

die Autorität der Regierung von allen Staaten der Konföderation anerkannt war, galt es eine Neuwahl, um dem Interim ein Ende zu machen. Die Volksabstimmung übertrug ihm am 11. Juni 1861 das Ehrenamt des Präsidenten der Republik, dem er seither all' seine Kraft und seinen



Juarez, Präsident der mexikanischen Republik.

Geist gewidmet. Mexiko hatte seit seiner vollständigen Unabhängigkeit nur Diktatoren, nicht Präsidenten. Erst Juárez gab das Beispiel, daß auch dieser nur der Vertreter des Gesetzes der Nation sei.

Das Land war indes durch die fortwährenden Revolutionen und blutigen Machtkämpfe in einem Zustande voll-

ständiger Erschöpfung; Handel, Ackerbau, Minenbetrieb lagen gänzlich darnieder. Ja selbst der Zustand der öffentlichen Sicherheit war ein solcher, daß ungestört überall Banden hausten, welche die Güter brandschupen und die Verbindung mit der Hauptstadt abzuschneiden wagen konnten. Dies

• Alles ließ im Interesse der Humanität und Civilisation eine

fremde Dagzwischenkunft wünschenswerth machen, gab aber noch keine Berechtigung. Erst die Klagen der dort angesiedelten Europäer machten eine solche möglich. Diese litten unter der allgemeinen Unsicherheit, namentlich aber durch besondere Delikte der Regierung, welche den Fremden harte, gesetzwidrige Steuern auferlegte, deren eines sogar die Verweigerung aller Schuldenbezahlung an Fremde auf zwei Jahre gesetzlich aussprach. So langte denn keine Post aus Veracruz an, welche nicht über die Unerträglichkeit der dortigen Verhältnisse immer lautere Klage geführt, und bringender die Hilfe der europäischen Mächte anrufen hätte. Am 1. Oktober 1861 wurde endlich zwischen England, Spanien und Frankreich ein Vertrag zu einer gemeinschaftlichen Intervention in Mexiko abgeschlossen. Allein die Uneinigkeit der Kontrahenten zeigte sich bald; Spanien eilte den Andern voraus: nie schien die Gelegenheit günstiger, die spanische Fahne für immer wieder in der alten Hauptstadt Montezuma aufzupflanzen. England wollte bloß die beiden andern Geschwader nicht ohne Aufsicht gehen lassen, und von Suarez nichts als Entschädigung für die seinen Unterthanen zugeführten Verluste, sowie Zusicherungen für die Zukunft; Frankreich und Napoleon verfolgten ganz besondere Zwecke: er dachte daran, Mexiko zu einer Monarchie zu machen und dem Umsichgreifen der republikanischen Staatsform in der neuen Welt einen Damm entgegenzusetzen. Das Projekt von dem Erzherzog Maximilian tauchte auf, und wenn es auch bald wieder verlassen wurde, so trieb die einseitige Verfolgung der Zwecke Spanien in die Arme Englands und entleibete ihm die Expedition. Spanien schloß einen Sondervertrag mit Suarez' Regierung ab und sagte sich von der Intervention los. England, dessen Truppen durch die schlechte Einquartierung in Veracruz sehr gelitten hatten, schiffte diese nach der Heimat ein, und Frankreich führte nun den Krieg der „Civilisation“, wie es denselben zu nennen beliebte, auf eigene Faust fort. So dauerte er nun schon anderthalb Jahre, unter dem Befehl des General Forey, kolossale Summen und Unmassen von Soldaten verschlingend. In der ganzen Zeit ist das französische Heer nicht weiter als bis vor Puebla, das auf der Mitte des Wegs von der Küste nach Mexiko liegt, gekommen, und schon glaubte man es an dieser starken Feste erliegen zu sehen, als die Siegesnachricht durch den Telegraphen gebracht wurde. Die Feste fiel, nachdem die Franzosen mehrmals aus den eroberten Vorwerken zurückgeschlagen worden, endlich durch die unbedingte Uebergabe des General Ortega, am 17. Mai. Puebla de los Angeles liegt auf der weiten Hochebene von Anahuac, in der fruchtbarsten Gegend und äußerst gesund, besonders aber für den Handel sehr günstig, weil in der Mitte zwischen Veracruz und Mexiko. Puebla, eine der wenigen von den Spaniern angelegten Städte, ist neben Mexiko die volkreichste Stadt der Republik und eine der schönsten der Welt, mit einer Einwohnerzahl von 70,000 Seelen. Die Stadt ist regelmäßig gebaut mit geraden breiten Straßen, von denen sich überall die Aussicht auf die beiden Berge bietet, und zeichnet sich durch Reinlichkeit aus, indem breite und bequeme Trottoirs an den Häusern hinlaufen und die Fahrstraße gut gepflastert ist. Die Häuser sind groß und geräumig, mit flachen Dächern und mit zierlichen Balconen geschmückt. Unter den sechsundzwanzig Plätzen heben wir die Plaza mayor hervor, auf welcher die Kathedrale liegt, und deren Mitte mit einem Springbrunnen und einem Obelisk geschmückt ist. Die eine Seite nimmt der Regierungspalast ein, während an den übrigen sich Kolonnaden mit Kaufläden hinstrecken. Puebla hat einen überwiegend geistlichen oder vielmehr katholischen Charakter: dieß spricht sich schon in seinen öffentlichen Gebäuden und Instituten aus, die meist geistliche sind. Auf der Plaza mayor liegt die prachtvolle Kathedrale im reinsten dorischen Styl, aus dunkelgrünlichen Quadern gebaut. Von ihren Thürmen hat man die herrlichste Aussicht auf die regelmäßig erbaute Häusermasse Pueblas, über welche sich mehr als hundert Thürme erheben, die von zweiund-

siebenzig Gotteshäusern ausgehen. Zahlreiche Lehr- und Wohlthätigkeitsanstalten deuten auf den gebildeteren Sinn der Einwohner, die auch durch ihren Handel schon ein beweglicheres Element besitzen. Die vielen reichen Familien, welche in der Stadt wohnen, veranlassen ein gastfreies Leben. Es herrscht dabei ein großer Luxus, der sich in der Pracht der Läden, der Eis-, Kaffee- und Badehäuser wie der Equipagen ausdrückt, und neben welchem eine große Proletarierarmuth vegetirt. 18,000 Mann Truppen beherbergte die Stadt: sie werden nach Martinique gebracht, und Bazaine marschirt auf die Hauptstadt los. Ob jetzt schon, unter oder in den Mauern der Hauptstadt die Unterhandlungen beginnen, wer kann das bei Napoleon III. wissen?

Der Wüstenvogel.

(Fortsetzung.)

Siebenzehntes Kapitel.

Die Geiseln.

So entschwand die Nacht, und die ersten Strahlen des Tages begannen sich im Osten zu zeigen, als sich außen an einem der Fensterladen ein Scharten vernahmen ließ. Raun hatten die Gefangenen diesen Laut vernommen, als sie zitternd von ihrem Bette heruntersprangen, und während sie noch mit dem Ordnen ihrer Kleider beschäftigt waren, ertlangen im Flüster-ton die Worte: „Missi Owens! Missi Rachel! Um Gott, mir antworten!“

Rachel hatte die Stimme ihres schwarzen Dieners erkannt; sie näherte sich geräuschlos dem Fenster, dessen einzigen Verschluss der hölzerne Laden bildete. Hans hatte sich einer Ritze zwischen diesem und der Wand bedient, um die Damen anzusprechen, und Miß Owens benützte nun denselben Weg, um leise zu antworten: „Ich bin hier, Hans. Was willst Du?“ — „Ah, Sie noch leb, mein gute Missi Rachel,“ entgegnete der Neger, hoch erfreut über den Erfolg seines Versuches, und fügte dann bei: „Und Sie nicht mallerthier von diese böse Leut — und auch Missi Klara nicht?“ — „Wenigstens nicht weiter als in Worten. Aber wie ging es zu, daß Du uns in diesen abscheulichen Hinterhalt fallen ließest?“ — „Ich nicht Schuld, gar nicht — ich nur unglücklich.“ Und er theilte seiner Gebieterin in möglichster Kürze mit, was ihm seit dem Eintritt der Damen in den Maaly-Strup zugefallen war. — Die Reiter, die man in der Ebene bemerkt, hatten sich der Station zugewandt und von ihr Besitz genommen. Wenn Hans auch leicht sich im Gebüsch hätte verbergen können, so ging dieß doch mit dem Gefährd nicht an, und als er bemerkt wurde, kamen Fernandez und Burley auf ihn zu, denen er auf ihr Befragen die Wahrheit sagte. Die beiden Strolche nahmen ihn nun unter dem Vorwand, daß seine Damen es im Haus bequemer haben würden, sammt Pferd und Charabanc nach der Station, wo Hans mit seinen „neuen Freunden“ einen Kelch Whisky leeren mußte. Einer solchen Einladung kann ein Neger nicht widerstehen. Aber auf den ersten Kelch folgte ein zweiter, dann ein dritter, und als Hans merkte, daß man ihn betrunken zu machen beabsichtigte und nicht mehr zulangen wollte, bedrohte man seine Unhöflichkeit mit dem Messer. So kam es denn, daß er endlich bewußtlos unter die Bank gestossen wurde. „Aber ich nicht schuldig — gar nicht schuldig,“ fügte der arme Schelm jammernd bei. — „Ich glaube Dir, Hans,“ versetzte Rachel. „Diese schlimmen Menschen wollten Dich beseitigen, daß wir um so sicherer in ihre Schlinge fielen. Aber was können sie mit uns vorhaben?“ — „Ich nichts wissen, als daß sie halt Wack überall mit bloße Messer. Läden überall versperrt.“ — „Aber könntest Du Dich nicht eines der Pferde bemächtigen, um damit nach Dorling zu entfliehen und Meldung von der schrecklichen Lage machen, in der wir uns befinden?“

In demselben Augenblick klatschte eine Peitsche, und der Schwarze stieß, von einem Bein auf das andere hüpfend, ein klägliches Geschrei aus. „Was hast Du hier zu schaffen, Du Schurke?“ rief Burley zornig. „Wart, ich will Dir das Komplott mit diesen Märrinnen entleiden.“ Und auf's Neue regneten Peitschenhiebe, welche den Muth des armen Rogers so vollständig brachen, daß er sich eilends wieder nach dem Zimmer flüchtete, wo unter den Goldgräbern bereits eine große Aufregung herrschte. Es war nämlich ein Rundschaffter mit der Meldung angelangt, daß die schwarze australische Wache unter Denison's Führung ihnen auf den Fersen sei und nur Halt gemacht habe, weil sich die Spur bei Nacht nicht weiter verfolgen ließ; mit Anbruch des Tages werde man sie auf dem Weibe haben.

Dies war keine sehr erfreuliche Botschaft, denn die Goldgräber begriffen wohl, daß sie bei einem Kampf mit einer so überlegenen Streitkraft keine Aussicht hatten; auch befanden sich unter ihnen mehrere, die im Falle der Gefangenschaft die volle Strenge des Gesetzes befürchten mußten.

„Wir können da nichts thun, als uns in den Maaly-Strup flüchten,“ sagte Fernandez in Todesängsten. — „Und darin zu verhungern und zu verdursten?“ versetzte Guzman. „Dante schön. Lieber verbarricadiren wir uns hier und fallen im Kampf.“ — „Man wird dann bald mit uns fertig sein, denn sie brauchen bloß diese Parade anzuzünden.“ — „Caramba, das lassen sie wohl bleiben, wenn sie wissen, daß die Señoritas bei uns sind.“ — „Wohl wahr, aber...“ — „Es wird am besten sein,“ nahm nun Burley das Wort, „wenn wir bei unserer ersten Verabredung bleiben. Haben die Freiwilligen uns hier umzingelt, so wird die Anwesenheit der Frauenzimmer nur ihren Racheburst spornen. Drum hurtig fort in die Wildniß; ich kenne mich da aus und weiß eine Quelle zu finden. Die Pferde führen wir mit, da sie uns in einer oder der anderen Weise nützlich werden können, und wenn wir uns klug benehmen...“ — „Aber wenn man uns nachsetzt?“ entgegnete Guzman. „Hat man unsere Spur bis hieher verfolgt, so wird man sie auch in den Strup finden.“ — „Auf dem dürrn Maaly-Laub geht dieß nicht so leicht,“ sagte Burley, „und Ihr wißt ja, Guzman, welches andere Mittel uns noch zu Gebot steht, um die Freiwilligen zu hintern, daß sie uns nicht allzusehr bedrängen.“ Er flüsterte dem Mexikaner einige Worte in's Ohr. — „Sei's drum, man kann's versuchen,“ versetzte dieser halb überzeugt. „Besorgt Ihr, Burley, und Ihr, Fernandez, diese Angelegenheit, während ich die Pferde füttern lasse.“

Nachdem dieser Entschluß gefaßt war, entstand ein reges Treiben in der Hütte. Bald nachher hörten Alara und Rachel den Schlüssel in ihrem Schloß umbrehen, und Burley trat, mit Fernandez die leichte Barricade umstürzend, in die Kammer. — „Ah, man hat gegessen, man hat geschlafen,“ sagte der Schäfer sich umsehend. „Nimmt mich Wunder. Doch jetzt brauchen wir, bevor wir aufbrechen, noch ein Frühstück, denn das Mittagessen könnte lange auf sich warten lassen.“ — „Bevor wir aufbrechen?“ entgegnete Alara. „Wohin will man uns führen?“ — „Nach einem Ort, wo es euch, wie es scheint, sehr gut gefallen hat,“ antwortete Burley mit finsterner Ironie. „Doch zuvor haben wir noch ein Anliegen an euch.“ Señor Don Fernandez erklärte ihnen, um was es sich handelte. — „Hat eine von den Damen Schreibmaterial bei sich?“ fragte Fernandez. „Man ist hier in der Station nicht gut mit solchen Dingen versehen.“ — „Ich führe stets ein Notizenbuch bei mir, um Einzelzeichnungen machen zu können,“ antwortete Rachel, dasselbe vorweisend. „Gut“ entgegnete Fernandez, indem er es ihr roh aus der Hand riß. „Und nun schreiben Sie, Fräulein Brissot.“ — „Ich?“ versetzte Alara erstaunt. — „Ja, Sie.“ — „Aber was und an wen?“ — „Das werden Sie sehen. Nehmen Sie Platz, ich diktiere.“ Alara that, wie ihr geheißen wurde. Fernandez schob ihr das Taschenbuch sammt der Bleisfeder hin und diktierte:

„Wallerstation, Morgens den....“

„Wir, Alara Brissot und Rachel Owens von Dorling, zeigen hiemit unseren Freunden an, daß wir uns gestern Nachmittag in einem von dem Kutscher Hans gelenkten Charabanc nach dieser Station begeben haben, um im Maaly-Strup Pflanzen und Insekten zu sammeln. Bei dieser Gelegenheit fielen wir in die Hände von einigen Goldgräbern, die sich nach dem letzten Aufstand in B. von den Placers hieher geflüchtet. Sie halten uns sowohl als unseren Diener gefangen, ohne uns übrigens eine schlimme Behandlung angedeihen zu lassen.“ (Ein Zögern der Schreiberin bei dieser Stelle beseitigte Fernandez mit der Bemerkung, sie wisse nicht, wessen einige von ihrer Bande fähig seien.) „Die besagten Goldgräber sind eben im Begriff, sich in den Maaly-Strup zurückzuziehen, und wollen uns mitnehmen. Sie versichern uns, daß, sobald der Friedensrichter Richard Denison es wagt, die Waldgrenze zu überschreiten, wir Beide augenblicklich getödtet werden sollen.“ (Mit dem Auf: „Ach, ihr merdet doch nicht so grausam sein!“ ließ Alara die Bleisfeder fallen; Fernandez aber befahl ihr mit einem Fluch über weibliche Ziererei fortzufahren.) „Wenn der Befehlshaber der öffentlichen Streitmacht uns sicheres Geleit und den Personen, welche uns als Geiseln festhalten, eine vollkommene Amnestie verspricht, so möge er das durch Aufsteden eines weißen Tuchs auf dem höchsten Dach der Station andeuten; besagte Personen werden sodann, wiederum gegen Zusicherung freien Geleits, einen Parlamentär schicken und uns so gleich in Freiheit setzen. Im gegentheiligen Falle haben wir von jeder feindlichen oder verrätherischen Rundgebung unvermeidlich den Tod zu gewärtigen.“

„So jetzt mag Eine nach der Andern unterzeichnen,“ fügte Fernandez bei. „Ist's so recht, Burley?“ — Während auch Rachel ihrerseits unterzeichnete, sagte Alara in stehendem Ton zu Fernandez: „Ich kann nicht glauben, daß man gegen Miß Owens und mich eine so gräßliche That im Schilde führt; und wenn es je bei den Anderen der Fall wäre, so würden sicherlich Sie, Don Fernandez, der Sie das Brod meines Vaters gegessen haben, sich zu unserer Vertheidigung erheben.“ — „Rechnen Sie nicht darauf und unterlassen Sie es, mich daran zu mahnen, daß ich in Ihres Vaters Dienst gestanden — die Erinnerung daran ist keine erfreuliche.“ — „Wie, ist er nicht gütig gegen Sie gewesen?“ — „Er und gütig!“ versetzte der Spanier mit der ganzen Bitterkeit des Hasses. „Noch einmal, ich will jene Zeit aus meinem Gedächtniß vertilgt wissen, damit ich nicht in Versuchung komme, für die erlittenen Unbilden und Demüthigungen an seinem einzigen Kind Rache zu nehmen.“ — „Barmherziger Himmel, was kann mein Vater Ihnen gethan haben, um Ihnen einen solchen Groll einzusößen?“ — „Was er mir gethan hat?“ erwiderte Fernandez mit verbissenen Zähnen. — „Sie haben es schon gehört — er hat mich gedemüthigt! Er, der Emporkömmling, der geschwollene Krämer und geizige Speculant, zwang mich, einen Edelmann von altem Blut, vor ihm den Knieen zu beugen und allen seinen Launen zu fröhnen. Er ist mir ein harter, herzloser Gebieter gewesen, der mein Elend ausnützte, und mich unablässig nicht bloß durch Worte, sondern namentlich durch sein kaltes Lächeln und durch verächtliche Mienen, welche viel tiefer einschneiden als Worte, meine Abhängigkeit und Erniedrigung fühlen ließ. Ich haßte ihn schon aus tiefster Seele, ehe noch jener hinterlistige Franzose Martigny in den Laden kam und die Stelle einnahm, die von Rechts wegen mir gebührte; und nun hatte ich, der spanische Edelmann, statt eines Herrn gar ihrer zwei, die mich durch ihre Verachtung, ihren Argwohn und Kränkungen aller Art beschimpften. Mein Geist düsterte nach Rache — wie ich sie nahm, werden beide nicht vergessen; aber die Hölle hat sie gerettet.“ — „Sie sollten indeß doch eingedenk sein,“ sagte Alara in milde Tone, „daß Sie, als mein Vater Sie in sein Haus aufnahm, aller Etäße und Hülfquellen baar waren.“ — „Kein Wort mehr davon!“ unterbrach sie der Spanier wild; „denn lieber hätte

ich Hunger sterben, als eine solche erbärmliche Stelle annehmen sollen. Genug, Sie wissen jetzt, daß die Tochter des Kaufmanns Brissot und die Verlobte des Richters Denison von mir und meinen Freunden keine Gnade zu gewärtigen haben. Bei allen Heiligen des Paradieses sei es geschworen, wenn wir sterben sollen, so sterbt ihr mit!" — Ein Entsetzen überflog Klara bei der Feierlichkeit dieses Schwures. Doch nun nahm Rachel das Wort: „Ich wenigstens bin mir nicht bewußt, einem von euch etwas zu Leide gethan zu haben, Don Fernandez. Mein Vater ist ein friedliebender, in der ganzen Kolonie beliebter Mann.“ — „Sie, Miß Owens, büßen das Unrecht, die Tochter eines bedeutenden Staatsbeamten und in Gesellschaft einer Klara Brissot betreten worden zu sein. Die Noth zwingt uns dazu, kein Mittel zu verabsäumen, um uns aus unserer Klemme zu helfen. Sie werden das Schicksal Ihrer Freundin zu theilen haben.“

Jetzt ließen sich von außen her verschiedene Rufe vernehmen. „Hurtig! In einer Viertelstunde sind sie da. Zu Pferd jeder, der nicht gehängt werden will.“ — „Ihr hört, wie es steht,“ sagte Fernandez zu seinen Gefangenen. „Es sind euch fünf Minuten Zeit gegönnt, eure Vorbereitungen zu treffen. Kommt, Burley.“ Und er verließ mit Leisterem, der Rachel's Schreibtisch an sich nahm, die Kammer.

„Liebe Freundin,“ sagte Klara, sobald sie mit Rachel allein war, in großer Aufregung, „mein Vater, Mr. Denison und Monsieur de Martigny sind mit beträchtlichen Streitkräften in der Nähe. O, daß wir zu ihnen entfliehen könnten!“ — „In diesem Augenblick,“ versetzte die phlegmatische Engländerin, an dem Mundvorrath auf dem Tisch knäuelnd, „könnten sie, was die Aussicht betrifft, zu ihnen zu gelangen, eben so gut tausend Miles weg sein. Denken Sie jetzt lieber daran, sich durch etwas Speise zu stärken und Ihre Toilette in Ordnung zu bringen. Alles Andere hängt von Gott ab; auf ihn wollen wir vertrauen.“ — Die arme Klara fühlte, daß ihre Freundin recht hatte, und beeilte sich, ihre Vorbereitungen zu treffen, indem sie zugleich einige Bissen genoß und dem Wassertrug zusprach; denn ungeachtet der aufregenden Beschaffenheit der Lage forderte doch die Natur ihr Recht. Nachdem die Mädchen ihr spärliches Mahl beendet hatten, ging die Thüre abermals auf.

„Caramba! seid ihr fertig?“ rief Fernandez. — „Schnell, schnell!“ fügte Burley bei. „Die Feinde rücken an.“ — Um sich keiner Gewaltthat auszusetzen, beeilten sich die Gefangenen, dieser Aufforderung Folge zu geben. Die Goldgräber standen bereits gestieft und gespornt vor dem Haus bei den Pferden, unter denen Miß Owens auch das ihres Vaters erkannte. Während jeder sich tummelte, in den Sattel zu kommen, bemerkte Fernandez die kläglich zerpeitschte Gestalt des Negers Hans, der bei Seite in einem Winkel stand. „Wozu uns mit diesem schwarzen Spitzbuben beschleppen?“ sagte der Spanier. „Wir nehmen in ihm nur einen Spion mit, und es wäre besser.“ — „Ihr vergeßt,“ fiel ihm Burley in's Wort, „daß wir eines Voten bedürfen, wenn der Richter und die Freiwilligen unsere Bedingungen annehmen. Von den Unsrigen wird keiner Lust zu einem solchen Auftrag haben.“

In der Entfernung einer Meile wurde man jetzt eines zahlreichen bewaffneten Haufens ansichtig. „Fort!“ rief einer der Goldgräber. „Fort!“ wiederholten die Anderen. Und von einem panischen Schrecken ergriffen jagten sie dem Walde zu. Nur die zwei Mädchen, Fernandez, Guzman und Burley, auch der Neger Hans, den man auf das schwere Charabancpferd gesetzt hatte, blieben noch zur Stelle.

„Miß Owens kann hinter Dir aufsitzen,“ sagte Burley zu dem Letzteren; „und wenn Du Dich nicht gut hältst, so jage ich Dir eine Kugel in Deinen Schurkenleib.“ — „Und ich will mich der kleinen Brissot annehmen,“ rief Guzman lachend. — „Neir, nein, die gehört mir,“ versetzte Fernandez. „Sie darf mir nicht aus dem Auge kommen.“ — „Macht ein Ende!“ mahnte Burley ungeduldig und küßte die arme Klara, ehe sie sich dessen versah, auf das Pferd des Spaniers.

Den gleichen Dienst mußte sich auch Rachel von ihm gefallen lassen, die er, trotz ihres Widerspruchs, daß man so shoking mit ihr umgehe, hinter Hans unterbrachte. Nachdem dies geschehen, warf er sich selbst in den Sattel, klatschte mit seiner Peitsche, und dahin ging's im Galopp nach dem Wald, während auf der Station selbst das Haus und das geplünderte Schreinwerk, Alles offen stehen blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Der Johannisabend bei den Slaven.

Von
J. N. Frick.

Soweit die slavische Zunge klingt, und selbst bis in die heute ganz deutschen Kreise Preußisch-Schlesiens hinein, steigen am Vorabend des Johannisabends von allen Höhen Feuersäulen gen Himmel; sie erinnern an ein Fest, welches in vorchristlicher Zeit schon die Slaven zu Ehren der Sonne, oder auch des wohlthätigen Feuers begingen, und das sich in seinen äußern Zeichen bis auf unsere Tage erhalten hat. In manchen Gegenden des weiten Slavenlandes errichtet man auf den Bergen hohe Stöße von Reisig, in anderen pflanzt man einen bald mit Blumen, bald mit rothen Bändern und Kränzen geschmückten Mast auf, umgibt diesen mit Brennmaterial, und setzt zuletzt Alles durch ein Feuer in Brand, welches durch Reiben zweier trockener Holzstücke an einander hervorgerufen wird.

Mit dem bei allen slavischen Stämmen üblichen Gebrauche, die Johannisnacht durch brennende Holzstöße zu erleuchten, sind nebenbei noch andere verbunden, die in der Hauptsache gleichfalls aller Orten mehr oder weniger übereinstimmen. Bevor der Scheiterhaufen angezündet wird, suchen die Burschen und Mädchen des Dorfes Weisfuß, Klette, Königsferze, Hahnenfuß und Quendel, weil die Kräuter, an diesem Tage gepflückt, die Kraft haben, Krankheiten zu heilen. Der Weisfuß schützt außerdem noch gegen Zauberei und den Bösen, sowie auf dem Leibe getragen gegen giftigen Biß und Sonnenstich. Die keltischen Frauen schon warfen ihn in's Wasser, wenn sie nach anhaltender Dürre vom Himmel Regen ersehen wollten, und das Slavenmädchen flücht aus ihm Kränze und Schnüre, mit denen es zum Johannisfeste Kopf und Schultern schmückt.

Unter den Klängen der Hirtenflöte, des Dubelsacks, der Geige und dem Jauchzen der zur Feier versammelten Gesellschaft wird der zündende Funke in den Holzstoß geworfen, und unter Gesang tanzt Alles so lange um die emporwirbelnde Flamme, bis sich sämtliches Holz in einen glühenden Kohlenhaufen verwandelt hat. Dann fassen sich Burschen und Mädchen paarweise an der Hand und springen darüber hinweg. Lassen sie sich dabei nicht los, so ist dies ein gutes Zeichen und deutet auf Hochzeit, im entgegengesetzten Falle auf einen Todesfall. Je nachdem der Sprung gelingt, wird auf längere oder kürzere Lebensdauer geschlossen. In manchen Gegenden stellen sich die Burschen und Mädchen in zwei durch die Glut getrennten Reihen auf; die Letzteren werfen ihre Kränze über dieselbe und die Art und Weise, wie die Burschen diese erfassen, wird zur Deutung der Zukunft benutzt. Die Anwesenheit bei dem Feuer schützt ein ganzes Jahr lang vor Kopfschmerzen, und wer noch dabei die Lenden mit Weisfuß umgürtet, glaubt sicher sein zu können, daß er beim Schneiden des Getreides von Hüstweh verschont bleibe.

Den beim Brande übrig gebliebenen Kohlen schreibt man auch manche wohlthätige Wirkung zu; man streut sie auf die besäeten Felder, auf die Wiesen und Gartenbeete, ja man steckt sie sogar unter das Dach, und glaubt auf diese Weise die Saat vor Unwetter, das Haus vor Schaden schützen zu können. Die übrig gebliebenen Kränze gibt man theils dem Vieh zu fressen, damit es gedeihe, theils verwendet man sie

zum Räuchern, und will dadurch entweder drohende Gewitter vertreiben, oder erzielen, daß im Hause Alles gesund bleibe.

In der Ukraine springen die bekränzten Dirnen, welche sich paarweise an der Hand halten, über das Feuer hinweg und machen sich bald Hochzeit, wenn sie sich dabei nicht loslassen. Nach dem Erlöschen des Brandes baden sie sich in fließendem Wasser, in welches sie dann auch ihre Kränze werfen; die Art und Weise, wie diese fortschwimmen, oder in den Wellen verschwinden, hat dann gewisse Bedeutung. In Polen streifen vor Sonnenaufgang die Mädchen mit großen leinenen Tüchern den Thau vom Grase, den sie dann durch Auswinden in einem Gefäße sammeln und in ihm ein unfehlbares Schönheitswasser zu besitzen glauben.

Mit dem zwölften Schläge entfaltet sich in der Johannisnacht die wie Gold glänzende, feurige Blüte des Jarrenkrautes, und in diesem Augenblicke erzittert der Erdball in seinen Grundfesten, ein rasender Sturmwind reißt Alles nieder, Blitze durchfurchen das Himmelsgewölbe, der Donner rollt und in der Luft ertönt höllisches Gelächter. Wer den Muth hat, sich in der Stunde, in welcher alle Elemente im Aufruhr sind, hinauszuwagen und die Blüte des Jarrenkrautes auf ein Tuch zu schütteln, ohne sie zu berühren, dem eröffnen sich die Pforten des Glücks, und alle in der Erde verborgenen Schätze werden ihm sichtbar. Dieß erfuhr unter Andern ein Baueremann, dem, ohne daß er es wußte, eine solche Blüte in die Hantelstube fiel. Die Zukunft lag



Die Johannisfeier bei den Slaven.

offen vor ihm, und zugleich sah er Haufen leuchtenden Goldes; doch bald entwand die ihm unerklärliche Gabe, denn beim Ausziehen des Schuhs fiel die Wunderblume heraus und er damit von der Höhe eines kurzen Glücks.

Noch ehe die Johannisfeuer leuchten, sieht man an den Ufern der Weichsel Schaaren von Mädchen, welche Kränze in den Strom werfen, und aus dem schnelleren oder langsameren Fortschwimmen derselben die Zeit der Vereinigung mit dem Geliebten ihres Herzens herauslesen. Freude strahlt aus den Zügen der Spenderin, wenn das Kränzchen der Hoffnung lustig dahin segelt, doch eben so groß ist das Herzeleid, wenn es träge fortschleicht oder gar in den Wellen sein Grab findet; es folgt ihm dann die bittere Thräne der Enttäuschung.

Einen besonders belebten Anblick bietet um diese Zeit die Brücke, welche Warschau mit Praga verbindet. Es sieht da Kopf an Kopf und die Kränze fliegen wie Sternschnuppen im Herbst. In diesem Jahre wird man das anziehende Schauspiel wohl vergeblich erwartet haben, denn das Leichentuch der Trauer ist über das unglückliche Polen gespannt, und in dem Herzen der polnischen Mädchen ist nicht Raum für die Spiele der Phantasie, so lange der Erwählte ihrer Seele den Augen bloßgestellt ist. Sie fühlen es voraus, ihr Kränzchen würde sinken, wenn sie es dem vaterländischen Strome übergeben wollten.

Die Telegraphie.

Von

Gärtner.

Die Telegraphie, diese wunderbare Erscheinung unseres Jahrhunderts, rückt raschen Schrittes nie geahnten Vervollkommnungen entgegen. Wir wollen hier übergehen die beinahe unzähligen Verbesserungen an dem Mechanismus der Apparate und der Leitungen, und nur einiger Neuerungen gedenken, die allgemeines Interesse haben und geeignet sind, eine totale Umgestaltung des Telegraphenwesens hervorzurufen.

Mittels eines eigenthümlich konstruirten Apparates, dem nach seinem Erfinder benannten Abbé Casselli'schen Pantelegraphen, ist es schon seit einiger Zeit möglich geworden Bilder zu telegraphiren. Neuerdings soll diese Maschine wesentliche Verbesserungen erfahren haben, und ist durch dieselbe Anfangs Mai von der Kaiserin Eugenie ihr eigenes Bild an mehrere Freundinnen in der Provinz telegraphirt worden; Casselli selbst telegraphirte kürzlich das Bild einer vollblühenden Rose vom Observatorium an's Telegraphenbureau; mit demselben Apparat sandte Rossini eine dem Erfinder zu Ehren improvisirte Melodie nach Marseille.

Ein Telegraphenapparat mit Vorrichtung zum Drucken, erfunden von Professor Hughes, ist bereits in Amerika, Frankreich und Italien mit Erfolg angewendet worden. Der Apparat, von der Größe eines gewöhnlichen Schachbretts, hat nach Art der Pianos 28 Tasten, welche in Verbindung mit einer gleich großen Anzahl Metallstifte stehen, an deren Enden Lettern angebracht sind. Durch sinnreiche Vorrichtungen wird durch das Niederdrücken einer Taste das mit derselben korrespondirende Stiftdrücken gehoben und der daran hängende Buchstabe drückt sich ab. Mittels Mechanismus wird sofort das Papier ein wenig verschoben, und so wird Platz für den nächstfolgenden Buchstaben. Der Apparat wird meistens von Frauen bedient und ganz wie ein Piano gehandhabt. Geübte Telegraphisten geben damit 40—50 Worte in der Minute, und besteht bei dieser Art des Telegraphirens ein besonderer Vorzug weiter darin, daß die Schrift keine Uebersetzung in andere Zeichen erfordert, und daher mehr Sicherheit für die Richtigkeit der Telegramme gewährt.

Ein weiterer Fortschritt im Telegraphenwesen ist von dem Grafen Schœnerr de Lauture, Vorstandsmitglied der französischen geographischen Gesellschaft, erfundenen telegraphischen Weltsprache zu hoffen. Eine kleine, von ihm veröffentlichte Broschüre veranschaulicht seinen Gedanken, der das Umtelegraphiren, das Uebersetzen der verschiednen Sprachgebiete passirenden Depeschen entbehrlich machen und damit der Unsicherheit in Wiebergabe derselben abhelfen soll. — Graf de Lauture theilt hiernach die Depeschen in Klassen ein, in kommerzielle, militärische, medizinische u., die Klasse ist voraus zu telegraphiren, für jede derselben bestehen an den Stationen, welche die Sprache annehmen, Schemata aus dreißig vertikalen und dreißig diese kreuzenden horizontalen Kolumnen, wodurch 900 Quadrate entstehen, deren jedes ein Wort, in den verschiednen Sprachen ausgedrückt, anzeigt. Statt dieses Wortes wird nur der Buchstabe der Kolumne telegraphirt u. s. w.

Diese Einrichtung gründet sich auf die Beobachtung, daß die Zahl der in den einzelnen Depeschenklassen vorkommenden Worte ziemlich beschränkt ist.

Die Idee ist schon wegen der dadurch ermöglichten Schnelligkeit des Telegraphirens aller Beachtung werth, und ist nicht zu leugnen, daß sie geeignet werden könnte, ein unzweifelhaftes Bedürfnis zu befriedigen.

Der allerneuesten Zeit gehört die Telephonie an, d. h. die Fortpflanzung der Töne mit Hülfe der Elektrizität auf wirklich weite Entfernungen. Derartige Versuche hat Herr Ph. Reis, Lehrer der Naturwissenschaften in Friedrichsdorf bei

Frankfurt a. M., angestellt, und vor einiger Zeit im Höselsaal des physikalischen Vereins in Frankfurt vor einem großen Publikum wiederholt. Es würde zu weit führen, wollten wir alle seine Vorrichtungen hier beschreiben, nur die Thatfache sei erwähnt, daß der Apparat bei gedachtem Versuche im Bürgerhospital zu Frankfurt aufgestellt war, daß er bei verschlossenen Thüren und Fenstern in denselben nicht sehr laute Töne hineinsingen ließ, und daß diese Töne in dem 300 Fuß davon entfernten Sitzungsaal, der durch eine Leitung und einen Apparat mit ersterem Lokal verbunden war, hörbar waren.

Die reprobuzirten Töne sind freilich etwas schwächer als die ursprünglichen, die Anzahl der Schwingungen aber war die gleiche, und es gab sich allseitig die Ansicht kund, daß diese ersten Versuche mit einigem Erfolg gekrönt seien.

Berücksichtigen wir, daß die Telephonie erst im Keimen ist und bald, wie die neuen Erfindungen alle, ein Gegenstand des Nachdenkens, der Verbesserungen und Vervollkommnungen sein wird, so läßt sich mit Wahrscheinlichkeit behaupten, daß wir nicht mehr sehr weit von dem Zeitpunkte entfernt sind, wo wir mit unsern meilenweit entfernt wohnenden Freunden mit unserer eigenen Stimme uns so unterhalten können, als ob sie neben uns säßen.

Das Schloß Miramar.

Von

Dr. Köhler.

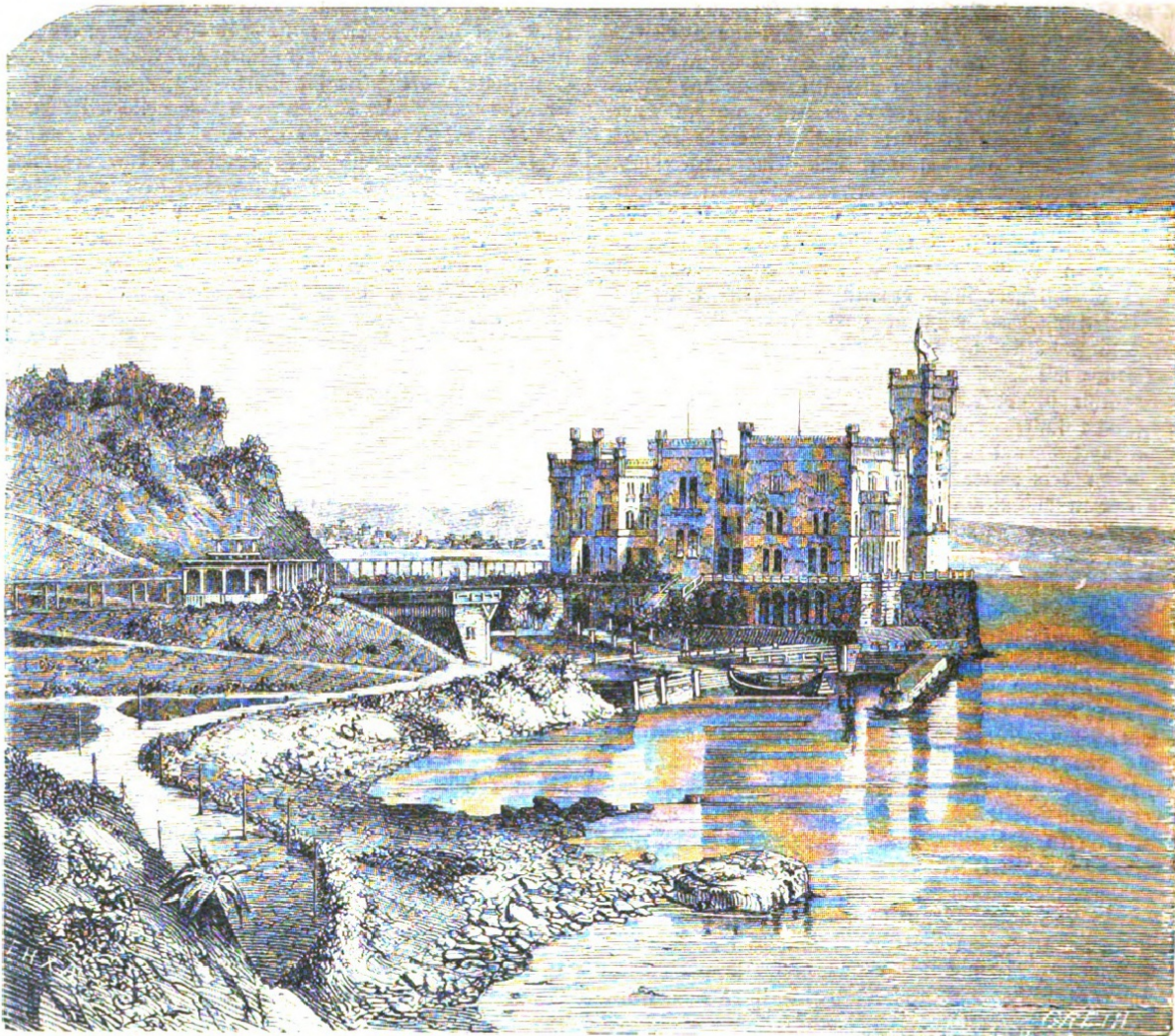
Es war der 7. Oktober und das Thermometer zeigte 20 Grad! Wir hatten während des ganzen Sommers wenig so schöne Tage erlebt. Auch wollte ich ihn vollkommen genießen und verließ um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr früh, ganz allein — denn in Triest findet man wenig Gefährten für Fußpartien — mit meinem Stode bewaffnet und reichlich mit Cigarren versehen, die Stadt — und wanderte hinaus — in die schöne freie Natur. Es gibt drei Straßen, um nach dem eine deutsche Meile entfernten Miramar zu gelangen. Die älteste ist — die Wasserstraße — das Meer. Die zweite Straße ist die neue, erst vor Kurzem vollendete, längs dem Meeresufer hinlaufende Fahrstraße, die um das neue Lazareth herumläuft, das freundliche Dörfchen Barcola berührt, und parallel mit der Eisenbahn an der steilen Bergwand sich hinflängelt und bis zum Schloßthore führt. Diese Straße behielt ich mir für den Rückweg vor. Die dritte Kommunikation ist die Eisenbahn selbst, die ganz in der Nähe des Schloßgartens vorbeiläuft. Ich wählte jedoch keine dieser drei Straßen. Glauben Sie aber deshalb nicht, daß ich etwa die Luftstraße auserlor und in einem Luftballon meinen Ausflug bewerkstelligte! O nein — ich hatte schon im vorigen Jahre einen eigenen Weg entdeckt. Ich wanderte daher munter auf der allmählig zum Karstplateau aufsteigenden Straße nach Prosecco fort. Der Anfang derselben ist zwar nicht angenehm — er ist ziemlich steil und führt zwischen hohen Gartenmauern, welche jede Aussicht versperren. Zuerst übersteht man den ganzen Bahnhof mit seinen stattlichen Gebäuden, während man rechter Hand einen Ausblick in die reizende Schlucht von Bojano hat, wo eben eine neue Kirche in geistlichem Styl vollendet wird. Nun geht er bergauf und hohe Mauern versperren die Aussicht auf's Meer. Aber schon nach einer Viertelstunde gelangt man auf eine ebene Straße der Straße — deren Lage wirklich reizend ist — denn die Mauern hören auf — und eine niedrige Brustwehr gestattet die volle Aussicht auf den Golf von Triest und seine malerischen Umgebungen — rechter Hand am Abhange eines Hügels erhebt sich das im Jahre 1854 erbaute Fort „Archie“, dessen Geschütze auf dieser Seite die Einfahrt in die Rade beherrschen, während er, seiner hohen Lage

wegen, für die Schiffkanonen unerreichbar ist. Hinter dem Fort bildet die Straße eine bedeutende Krümmung, und läuft längs der Gebirgswand um das äppige, mit Weingärten und Olivenbäumen bedeckte Thal von Barcola herum — über welches ein herrlicher Viadukt von 135 Klaftern Länge, der aus 20 Bögen besteht, die Eisenbahn führt. Gleich hinter dem Thale sieht man am Fuße des Berges das nette Dörfchen selbst, mit seiner schmutzen Kirche und seinen reinlichen Häusern, die längs dem Meeresufer, von dem sie nur durch die Straße getrennt sind, gereiht sind. Allmählig immer höher hinaufsteigend sieht man zur rechten Hand steile, malerische Felsenwände, und in denselben, in schwindeliger Höhe, die Spuren einer Heerstraße. Denn in jener bedeutenden, gefährlichen Höhe baute man vor einigen Jahrzehnten die Straße nach Prosecco — die jedoch später aufgegeben und tiefer unten gezogen wurde. Auf der Spitze des Berges, um die sich nun die Straße im Halbkreise herumwindet, um das Meeresufer zu verlassen und in das Innere des Landes zu laufen, liegt äußerst malerisch auf dem Gipfel und seinen Abhängen gruppiert das Dorf Contovello, mit reizender Aussicht auf den Golf und seine Umgebungen. Einige Minuten noch und man erreicht das Dorf Prosecco, das seines köstlichen Schaumweines wegen berühmt ist. Die römische Kaiserin Justina schrieb diesem Weine die lange Lebensdauer zu, die sie erreichte. Ein recht gutes, von einem gewandten mailänder Wirth gehaltenes Gasthaus bietet hier eine Unterkunft, wie man sie sonst in den Umgebungen Triests nirgends findet. Hier stärkte ich mich zur weiteren Wanderung mit Speise und Trank, und nach einer kurzen Rast setzte ich dieselbe fort. Gleich hinter dem Dorfe wendet man linker Hand von der Heerstraße ab, die nach Triaul führt — und wendet sich auf einem steinigten Fußweg wieder dem Meere zu, dessen hohes, steiles Ufer man nach einigen Minuten erreicht, und nun geht es zwischen lauter Rebenterrassen, die der Mittagssonne zugewendet, durch die hohe Bergwand gegen die Bora geschützt sind und daher den köstlichen Prosecco-Wein liefern, hinab zur Eisenbahn. Die Aussicht, die man auf diesem ziemlich beschwerlichen Wege, der auch den Triestern ganz unbekannt ist, genießt, läßt sich kaum beschreiben. Unten auf einem anmuthigen Kap, das von den Meereswogen umspült ist, erhebt sich das stolze Schloß von Miramar — etwas weiter in einer Einbuchtung des Meeres das stattliche Gebäude der Wasserleitung von Nabresina — in der Entfernung von einer Stunde auf einem über's Meer emporragenden Felsen das alte, jetzt dem Fürsten Hohenlohe gehörige Schloß Duino — in der fernerer Perspektive am Fuße der sich nun bis zum Meeresufer herabsenkenden Bergkette sieht man den Badeort Monfalcone, die Lagunen von Grado, den ehemaligen Patriarchensitz gleichen Namens — und in nebeliger Ferne die Thürme des alten Aquileja — im Hintergrunde die herrliche Kette der fraulauer Alpen, die unmittelbar aus dem Meere aufzustiegen scheinen. Blickt man links über die leicht geträufelte, von Fischerbooten bedeckte, von Dampf- und Segelschiffen durchfurchte Meeresfläche hinüber, so sieht man die in sanften Hügeln sich in die Fluten verlaufende istrische Küste bis zum Kap von Salvore mit seinem stattlichen Leuchtturm. Beinahe gerade gegenüber von Miramar liegt das auch von Triest bei heiterem Wetter sichtbare Hafensiedelchen Pirano mit alten Festungswerken, die sich einen steilen Hügel hinaufziehen, auf dem ein alter Dom sich erhebt. — Blickt man aber zurück, so sieht man das ganze Panorama von Triest, vom Opčinaberg, von Montebello, den Häfen von Cervola und Muggia eingerahmt, während in einer freundlichen Bucht das uralte Capo d'Istria, ein Miniaturbild von Venedig, verborgen liegt. Dieß ist das großartigste Bild — das man im adriatischen Meere genießen kann — und wie Wenige von den Triestern und Reisenden haben eine Ahnung davon! Wohl bietet Miramar dieselbe Aussicht — aber nicht von einem so hohen, das Ganze beherrschenden Gesichtspunkt. Eine halbe Stunde steigt man auf diesem nur von

Bauern betretenen Fußweg hinab und gelangt zum Stationsplatz von Grignano, dem ersten, wenn man von Triest aus nach dem Norden reist. Hier muß man nun eine Viertelstunde auf dem Eisenbahndamm zurückgehen und erreicht das Stationsgebäude von Miramar, das jedoch ausschließlich für den Erzherzog gebaut wurde, da die regelmäßigen Trains hier nicht anhalten. Dieses Gebäude besteht nur aus einem eleganten, comfortabel eingerichteten Salon. Ich blickte durch das Fenster hinein und sah einige bequeme Einrichtungsstücke — auf einem Tische mehrere Bücher, eine Cigarrenkiste — in der appetitliche Havanna's so einladend daliegen — in einer Blumenvase ein frisches Bouquet — es sah so heimlich, gemüthlich aus in diesem Salon — daß unwillkürlich der Wunsch aufstieg — ein paar Stunden in demselben zuzubringen. Von diesem Stationshäuschen führt eine steinerne Stiege unter der Eisenbahn durch zu einem kurzen Fahrweg, der durch ein Gitterthor in den Schloßgarten von Miramar führt. Diesen Weg schlug ich ein, und befand mich nach wenigen Augenblicken im Garten. Staunen ergriff mich, als ich mich da umjah. — Vor sechs Jahren war dieses kleine Vorgebirge eine öde, wüste, steinige Gegend, wo nur hin und wieder ein Strauch wuchs — und der schöne Punkt war einsam und verlassen. Auf einem Ausfluge mit einem Segelboot besuchte der Erzherzog die kleine, reizende Bucht von Grignano, und war so entzückt über diese Lage, daß sogleich der Gedanke in ihm aufstieg, sich hier ein Schloß zu erbauen. Die Gründe auf dem Hügel wurden den Bauern, die keinen Nutzen davon hatten, abgelauft, und sogleich mit der Anlage des Parks und der Grundsteinlegung des Schlosses begonnen. Der Platz aber, auf dem das Schloß selbst steht, mußte buchstäblich durch Erdbanschüttungen dem Meere abgenommen, und durch sechs Klaster hohe, aus Quadern hergestellte Ringmauern gegen die Wellen geschützt werden. Das ursprüngliche Terrain des Parks war einst nackt und felsig, und von weit her mußte in Segelschiffen die Erde herbeigeführt werden, um es zu überkleiden und für Kultur empfänglich zu machen. Auch an Wasser mangelte es gänzlich, und da kam dem Unternehmen die Wasserleitung von Nabresina sehr zu statuten — denn sie ist es, welche den Park so reichlich versieht, daß er mit mehreren Bassins und Springbrunnen regiert werden konnte. Im März 1856 wurde mit den Arbeiten begonnen — und nun steht das Schloß vollendet da, von einem Park umgeben, der eine sehr hübsche Vegetation bietet. Das Terrain des Parks ist sehr coupirt, und bietet die mannigfaltigsten, reizendsten Gesichtspunkte dar. Das Schloß selbst liegt unmittelbar am Meere, und von der Terrasse der Hauptfassade aus sieht man die Wellen gegen die steile Mauer heraufbrausen. Es ist drei Stockwerke hoch und mit einem hohen vieredigen Thurm versehen. Der Styl desselben ist ein eigenthümlicher, bizarrer, in vielen Theilen maurischer. Es ist von Außen ganz mit Kalksteinquadern aus Istrien verkleidet, und die reiche und geschmackvolle Steinarbeit ist hier mit einer Präzision aufgeführt, wie sie selten vorgefunden wird. Die Hauptfassade hat einen Vorbau, der in jedem Stocke einen gedeckten mit Säulen verzierten Balkon bildet. Das Schloß ist sehr weitläufig und besteht aus mehreren zusammenhängenden Theilen, deren Fassaden sich nach den verschiedenen Gesichtspunkten richten. Majestätisch und prächtig präsentirt sich das Schloß vorzüglich, wenn man von der See aus zu demselben gelangt. Ein kleiner geschlossener Hafen, in welchem einige leichte, elegante Segelboote des Erzherzogs liegen, empfängt da den Besucher. Auf einer bequemen, breiten Stiege gelangt man von da in ein Blumenparterre mit zwei Springbrunnen, von einer zierlichen Gallerie eingeschlossen. Auf einem Felsen an der Ecke dieses Parterres steht eine Art Bastie — mit einer Batterie von kleinen Messing-Geschützen. Vom Parterre aus führt eine zweiarmlige Stiege rechts zum Schloß — links zu den Parkanlagen. Links befindet sich die Hauptwache der Matrosen. Vom rückwärtigen Eingange

des Schlosses führt ein langer, gedeckter Säulengang in mehreren Krümmungen bis zu einem Gartenpavillon — mit reizender Aussicht — der im Sommer als Speisefalon dient. Zu viel Raum würde es erfordern, um alle einzelnen Partien des Parks zu beschreiben. Je höher man in demselben steigt, desto reizender wird die Aussicht. Eine kühle, geräumige Grotte gewährt während der heißen Tageszeit angenehme Frische. Sehr romantisch nimmt sich eine kleine, in einem alten Gemäuer angebrachte Kapelle aus — mit einem antiken Holzschnitzwerk. Auf einem Nebenhügel erhebt sich ein artiges, zierliches Gartenhaus, das bisher dem Erzherzog zur Wohnung diente. Die innere Einrichtung des Schlosses ist prachtvoll, die Gemächer sind mit den kost-

barsten Seltenheiten geschmückt, die der kunstfinnige Prinz auf seinen Reisen in Brasilien, Spanien, im Orient und anderwärts sammelte. Einige herrliche Gemälde für das Schloß hat der deutsche Maler Heinrich in Triest gemalt. Das eine derselben ist besonders der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Es ist 14 Fuß hoch und stellt den Stammbaum des Kaiserhauses mit den gelungenen Bildern der Ahnen des Erzherzogs dar. Es sind nicht weniger als 45 Porträte auf Goldgrund in demselben. In einem Zimmer hängt ein Bild, das die Ereignisse der jüngsten Jahre besonders interessant machen. Es ist eine Szene aus der österreichischen Marinegeschichte, und stellt den Moment dar, wo, im Jahre 1849, der österreichische Marine-Lieutenant



Schloß Miramar am adriatischen Meer.

Oberan mit einem, nur von wenigen Matrosen bemannten Boot vier mit Garibaldischen Freischärlern angefüllte Fahrzeuge angreift und sich eines derselben bemächtigt, während die drei andern das Weite suchen. Auf einem derselben befand sich Garibaldi selbst! Hätte der Lieutenant Oberan zufällig dieses Fahrzeug angegriffen, wäre Garibaldi in österreichische Gefangenschaft gerathen. Stundenlang kann man in dem Parke herum wandeln, und überall stößt man auf anmuthige Ruheplätze mit reizender Aussicht, und folgt dem Laufe der in der See lavirenden Segelschiffe, die den Gedanken und Träumereien so vielen Stoff bieten. Wo man hinblickt — ist Poesie — tauchen historische Erinnerungen auf, denn durch Jahrhunderte kämpften in diesem Golfe Venetianer, Triester, Genueser, Istrianer um die Herr-

schaft der See! Hier wurden von den wilden Seeräubern, den Urfiken, die feindlichen Handelsschiffe geplündert — dort bei Minano wüthete 1810 die furchtbare Seeschlacht zwischen den Engländern und Franzosen. Wahrlich, es wäre eine lohnende Aufgabe für einen Dichter, sich hier einige Zeit niederzulassen und diese Stoffe auszubeuten. — Spät nur konnte ich mich von diesem herrlichen Orte trennen, und wanderte auf der neuen, längs dem Meere hinlaufenden, von seinen Wellen bespülten Straße nach Triest zurück, Wagen an Wagen flog an mir vorüber, und zahllose Fußgänger bedeckten die Straße, denn Miramar ist der Lieblingsausflug der Triester geworden.

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.



„Prinz Eugen, der edle Ritter.“

Von

Ferdinand Freiligrath.

Zelte, Wägen, Werda-Rufer!
Lust'ge Nacht am Donau-Ufer!
Pferde sich'n im Kreis umher
Angebunden an den Pfählen;
An den engen Sattelböcken
Hängen Karabiner schwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Vor dem Hufen seiner Pferde
Liegt das österreich'sche Pistol.
Auf dem Mantel liegt ein Feder,
Von dem Tschakos weht die Feder,
Leutnant würfelt und Cornet.

Neben seinem müden Schecken
Ruht auf einer woll'nen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Lacht die Knöchel, lacht die Karten!
Kaiserliche Feldstandarten
Wird ein Reiterlied erfreu'n!“

Vor acht Tagen die Affaire
Hab' ich, zu Ruh dem ganzen Heere,
In gehör'gen Reim gebracht;
Selber auch gesetzt die Noten:
Drum, ihr Weißen und ihr Rothen!
Merket auf und gebet Acht!“

Und er singt die neue Weise
Einmal, zweimal, dreimal leise
Denen Reiterknechten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle kräft'ge Chor:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!“
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit in's Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurrbart streichen,
Und sich auf die Seite schleichen
Zu der Marketenberlin.

Der Wüstenvogel.

(Fortsetzung.)

Achtzehntes Kapitel.

Die Nebenbuhler.

Die Truppe, welche den flüchtigen Empörern nachsetzte, bestand aus sechzig Mann, theils Freiwilligen, theils Soldaten der schwarzen Garde, die insgesamt gut beritten und vortrefflich bewaffnet waren. Die schwarze Garde wurde, da man in Victoria für einen solchen Dienst nicht genug Europäer aufbringen konnte, aus den Eingebornen rekrutirt, und nahm sich in ihren rothen Monturen stattlich genug aus. Man verwendete sie gewöhnlich zur Verfolgung von Verbrechern, und sie erwiesen sich dabei so nützlich, daß sie selten eine aufgefundene Spur wieder verloren.

Als Richard in den Placers anlangte, war die Empörung bereits unterdrückt, und die Aufständischen hatten die Flucht ergriffen; indeß wurde als nöthig erkannt, sie auf's Lebhafteste zu verfolgen und zu hindern, daß sie sich nicht an einem andern Punkt wieder vereinigten. Besonders wichtig erschien es, sich gewisser Häufelsführer zu bemächtigen, die sich während des Aufstandes durch verbrecherische Thaten ausgezeichnet hatten, und so war denn Mr. Denison der Auftrag zu Theil geworden, Guzman und Fernandez mit ihren Gefossen beizufahren.

Brissot und Martigny, die wir nach der Explosion in einem so kläglichen Zustand verlassen, hatten sich in Folge jenes Nachschlages, der unter außerordentlichen Umständen bisweilen sich selbst der ruhigsten Menschen bemächtigt, den Freiwilligen angeschlossen. Der arme Vicomte befand sich allerdings in einem beunruhigenden Zustand; denn trotz seiner guten Konstitution war seine Wunde schwer, und die Aerzte hatten ihm wenigstens während der nächsten Zeit die größte Ruhe empfohlen; er aber, an ein hartes Leben gewöhnt, wollte nichts davon hören, und namentlich nicht in einem Augenblick zurückbleiben, in welchem alle ehrlichen Leute und darunter so mancher andere Verwundete zusammentraten, um in der Kolonie Ruhe und Ordnung herzustellen.

„Ich glaube kaum, daß es zu einem Gefecht kommt,“ sagte Brissot, während er neben dem Vicomte herritt, „diese Glenden werden nicht so wahnsinnig sein, gegen eine solche Uebersahl Widerstand zu versuchen.“ — „Die Verzweiflung heßt sie, denn sie wissen, was sie von uns zu erwarten haben. Betrachten Sie nur unseren phlegmatischen Kommandanten, der mit seinen rothen Waden und seinen feinen weißen Händen wie ein Mädchen aussieht; aber dieser sanfte Richter wird, wenn uns die Schurken in die Hände fallen, jeden ohne Gnade standrechtlich aufknüpfen lassen. Wie ist's — Sie haben ja gestern Abend eine lange Besprechung mit ihm gehabt? Hält er noch immer an seinen früheren Plänen fest?“ — „Ich habe keine Geheimnisse vor einem Freund wie Sie, Martigny,“ versetzte Brissot. „Mr. Denison erklärte mir, daß er entschlossen sei, meine Tochter zu heirathen, wenn sie seine Hand annehme; aber auch für den Fall, daß sie ihn ausschläge, stellte er mir sein ganzes sehr ansehnliches Vermögen zur Verfügung, damit ich mich meiner ungeheuren Schuldenlast entledigen könne.“ — „Der Tausend, ein wackerer Bursche,“ entgegnete der Vicomte nicht ohne einige Bitterkeit. „Das kann ihm nicht Jeder nachthun. Aber was haben Sie ihm auf diesen edelmüthigen Antrag geantwortet?“ — „Natürlich drückte ich ihm meinen wärmsten Dank aus, verschob aber meine Entscheidung auf einen gelegeneren Augenblick.“ — „Und sie wird begreiflicherweise günstig ausfallen?“

Der Kaufmann wollte eben antworten, als der Gegenstand dieser Unterhaltung an ihre Seite geritten kam. Man sah jetzt deutlich die Dächer der Wallerstation und den Saum der Maaly-Wildniß.

„Meine Herren,“ begann der Richter, „der Brigadier der

schwarzen Garde meldet mir, daß die Fährte der flüchtigen Banditen nach der Station hinführe, wo sie allem Anschein nach die Nacht zugebracht haben. Es könnte dort zu einem Kampf kommen.“ — „Schön; wir wollen ihnen tüchtig einheizen,“ versetzte Martigny. „Aber zum Henker!“ — er deutete gegen die Schäferei hin — „wir dürfen uns nicht zu früh freuen. Seht, die Schurken nehmen Reißaus.“

Wirklich sah man durch den Morgennebel einige Reiter nach dem Maaly-Strup hinjagen, und bald nachher schlug ein zweites Häuflein dieselbe Richtung ein. „Vorwärts!“ rief Martigny. „Lassen wir sie den Wald nicht gewinnen! Hurrah!“ Und er spornte sein Thier, das im Galopp dahin sprengte. Doch nur Brissot folgte seinem Beispiel, während die übrigen Freiwilligen, die sich mit den Rundschaftern der schwarzen Garde benahmen, sich nicht von der Stelle rührten: Denison rief ihnen sogar nach, bei der Mannschaft zu bleiben, bis man sich näher orientirt habe; doch Martigny und Brissot achteten nicht darauf. Der Kommandant wollte nun wohl Befehl ertheilen, die Weiden, die sich in einen ungleichen Kampf verstricken konnten, zu unterstützen, erkannte aber bald die Unzulässigkeit dieser Maßregel, denn er sah, daß das Thier des Vicomte plötzlich in seinem Rennen nachließ; dem Reiter entfiel die Büchse, die er eben noch so muthig geschwungen; er brach zusammen und glitt schwerfällig auf den Rasen nieder. Dieß war so plötzlich vor sich gegangen, daß man, wären die Flüchtlinge in Schußweite gestanden, hätte glauben können, der arme Vicomte sei auf's Neue verwundet worden. Als Brissot seinen Sturz bemerkte, beeilte er sich, gleichfalls vom Pferd zu springen.

„Mein Gott, was ist Ihnen, Martigny?“ rief der Kaufmann. — „Im Nu waren auch Denison und einige Freiwillige bei ihnen und suchten dem Vicomte Beistand zu leisten, der jedoch bald wieder zur Besinnung kam. — „Es ist nichts,“ stotterte er — „nur mein verwünschtes Pferd — und dann, ich glaube auch ein Schwindel — doch es ist schon vorüber.“

Der Vorfall war leicht erklärlich. Den ganzen vorigen Tag hatte der Vicomte mit unerhörter Standhaftigkeit den Schmerz seiner Wunde ertragen; als aber sein Pferd zu galoppiren anfang, wurde die Qual so übermäßig, daß er das Bewußtsein verlor. — „Ich sagte Ihnen ja,“ nahm Brissot theilnehmend das Wort, „daß Sie Ihre Kraft überschätzen. Sie müssen einige Stunden in der Wallerstation ausruhen; wir Andere reichen aus, jenen Schurken den Rest zu geben.“ — „Dieß ist sicherlich das Beste,“ sagte Denison. „Zur Sicherheit will ich ein Paar Mann auf der Station zurücklassen.“ — „Pah!“ versetzte der Vicomte, „ich fühle mich schon wieder besser. Aber schaut, die Meuterer haben den Wald erreicht. Warum zögert ihr noch mit der Verfolgung?“ — „Die Offiziere der schwarzen Garde, die ein weit besseres Auge haben als wir,“ antwortete Denison, „versichern uns, daß die Rebellen zwei Frauenzimmer bei sich hätten, die sie gewaltsam mit fortführten. Ich will daher die Station berühren, ob sich dort nicht Aufklärung über diesen Punkt ergibt.“ — „Frauenzimmer?“ versetzte Martigny geringschätzig. „Das mögen mir saubere Geschöpfe sein.“

Man schlug die Richtung nach der Station ein. Martigny und Brissot gingen zu Fuß mit. Im Hauptgebäude angelangt, bemerkte Denison alsbald ein Taschenbuch, das augenfällig auf dem Tisch lag. Er nahm es auf und las in großer Schrift eine Adresse: „Seiner Ehren, dem Sir Richard Denison, Friedensrichter.“

Der Inhalt des Schreibens trieb dem jungen Richter alles Blut aus dem Antlitz; doch näherte er sich mit seiner gewöhnlichen Ruhe den beiden Franzosen und sagte mit gedämpfter Stimme: „Ich habe Ihnen eine schlimme Neuigkeit mitzutheilen, Mr. Brissot. Die Rebellen haben sich zweier jungen Damen bemächtigt, die achtbaren dorlinger Familien angehören, und drohen sie zu ermorden, wenn wir nicht von unserer Verfolgung abstehen.“ — „Von Dorling?“ entgegnete Brissot. „Ihre Namen?“ — „Die eine ist Miß Owens, die Tochter des Surveyors, die andere — was hilft da ein

Verbergen — Klara Brissot." — „Klara? mein Kind?" rief der Kaufmann schmerzestüß. „Aber wie ist dieß möglich? Wie sollte sie in einer so unruhigen Zeit nach der Wallerstation gekommen sein?" — Martigny, der vor Ermüdung und Schmerz fast ohnmächtig geworden, richtete sich plötzlich auf. „Fräulein Klara in den Händen dieser Unholde?" rief er. „Wer kann dieß glauben? Nehmen Sie sich in Acht, Mr. Denison; es steckt vielleicht eine höllische List dahinter." — „Leider kann die Sache keinem Zweifel unterliegen," versetzte Denison, dem Kaufmann das Taschentuch hinreichend. „Wir haben hier Miß Klara's eigene Handschrift." — Mit Zittern überflog Brissot das von seiner Tochter zurückgelassene Schreiben, während es zugleich der Vicomte über seine Schultern weg las.

„Was zögern wir noch?" rief Martigny ungestüm. „Schnell hinaus mit der weißen Flagge auf das Dach. Das Leben dieser beiden Damen ist zu kostbar, als daß wir um ihrer willen nicht auf unsere Rache verzichten sollten. Sind Sie nicht auch dieser Ansicht, Brissot?" — „Freilich, freilich! Zum Henter mit der Rache! Unsere erste Aufgabe ist, die beiden theuren Wesen den Händen dieser Mordbuben zu entreißen." — „Hören Sie, Mr. Denison?" fuhr Martigny mit Lebhaftigkeit fort. „So befehlen Sie sich doch, die weiße Flagge auf das Dach zu pflanzen. Ohne Zweifel sehen die Banditen von einer benachbarten Höhe aus mit Ungeduld dem Signal entgegen und sind, wenn sie sich getäuscht fühlen, im ersten Augenblick des Zorns fähig, die Drohung zu vollstrecken. So geben Sie doch Befehl, Herr Kommandant." — „Nein, Herr Vicomte," versetzte Denison. „Niemand kann schelmischer wünschen als ich, die beiden Damen und namentlich Miß Klara der Gefahr, in der sie sich befinden, zu entreißen; aber ich bin ein Beamter Englands, und es ist mir nicht gestattet, mich mit Räubern und Meuturern zu vertragen, welche die Schonung, die man ihnen zu Theil werden ließe, nur zu neuen Verbrechen benützen würden."

Martigny und Brissot sahen einander erstaunt an. „Ha, ist dieß ein Augenblick, um den Brutus zu spielen?" rief der Vicomte. „Ihr Zögern kann die unglücklichsten Folgen nach sich ziehen." — „Was liegt daran," fügte Brissot bei, „ob man diese Menschen noch eine Weile strafslos läßt, wenn sich's darum handelt, zwei ehrenwerthen Familien ihre Töchter, ihren Stolz und ihre Freude zurückzugeben? Mr. Denison, wenn Sie unter solchen Umständen noch zaudern können, so sind wir für das ganze Leben geschiedene Leute." — „Halten Sie mich nicht für gleichgültig, Mr. Brissot," erwiderte der Friedensrichter mit seiner gewohnten Unerbitterlichkeit, „aber ich stehe hier im Namen der Königin und erfülle nur meine Pflicht, wenn ich das Ansehen der öffentlichen Gewalt nicht durch die Unterhandlung mit Bösewichten herabwürdige." — „Nun, was wollen Sie dann thun?" — „Ich kann nicht glauben," fuhr der Richter fort, „daß die Schurken kalblütig einen Doppelmord begehen werden, der sie nichts nützt. Gleichwohl liegt mir daran, die Damen so schnell als möglich zu befreien. Ohne Zweifel sind die Goldgräber in der Nähe und warten auf das Signal, das nicht erscheinen wird; fallen wir daher über sie her, ehe sie Zeit haben sich auszukennen, und entreißen wir ihnen die Gefangenen." — „Auch sie," entgegnete Martigny, „werden auf der Hut sein und, wenn sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht sehen, in ihrer Wuth vor keiner Unthat zurückbeugen. Ihr Plan ist zu gewagt, Mr. Denison. Um Gotteswillen, greifen Sie zu dem einzigen Mittel, Klara zu retten." — „Ja, ja, Herr Richter," flüchte Brissot mit gefalteten Händen, „haben Sie Mitleid mit dem armen Kind, das Sie zu lieben vorgeben, und mögen die Glenden sich hängen lassen, wo sie wollen."

„Es ist unmöglich," erwiderte Denison mit sichtbarem Schmerz. „Ich darf die mir anvertraute Gewalt nicht durch ein Vertragen mit Verbrechern beschimpfen." — „Sie sollen es gleichwohl thun, einfältiger Mensch," rief Martigny wüthend, „oder beim Himmel, ich will sehen, ob in Ihrem Schadel Eis oder Stroh steckt!" Er richtete seinen Revolver auf

Denison. — „Um Gotteswillen, Martigny, was thun Sie?" rief Brissot entsetzt.

Doch Richard Denison hatte bereits ohne Mühe den Arm, der die ihn bedrohende Waffe festhielt, gefaßt. Vergeblich suchte sich der Vicomte seiner zu erwehren; der Schmerz seiner Wunde wurde während dieses kurzen Kampfes übermächtig. Er ließ seinen Revolver fallen und sank fast weinend vor ohnmächtiger Wuth zu Boden.

Es trat ein Moment peinlichen Schweigens ein. Denison zeigte trotz der Gefahr, welcher er eben entronnen, weder Jörn noch Haß gegen den Vicomte, der nach einer Weile mühsam die Worte hervorbrachte: „Das war eine Abgeschmacktheit, und ich erkenne mein Unrecht; aber wer kann jetzt noch so thöricht sein zu glauben, daß Sie, Mr. Denison, Klara lieben?" — „Sie mögen dieß beurtheilen, wie Sie wollen," versetzte der Friedensrichter; „jedenfalls darf ich die Stimme des Herzens nicht über meine Pflicht Herr werden lassen. Doch auch Sie lieben Fräulein Brissot; ich kann jetzt nicht mehr daran zweifeln, und dieß ist der Grund, warum ich Nachsicht habe mit Ihrem blinden Zorn." — „Ja, ich liebe sie," sagte Martigny, „und kümmere mich nicht darum, wer es weiß. Auch ist diese Liebe längst kein Geheimniß mehr für ihren Vater." — „Martigny," nahm der Kaufmann, der es mit keinem der beiden Nebenbuhler verdröben wollte, das Wort, „Sie werden sich erinnern, daß ich Ihren Hoffnungen nie eine formelle Ermuthigung zu Theil werden ließ. Auch weiß ich in der That nicht..." — „Schon gut, Brissot," entgegnete der Vicomte mit Bitterkeit, „Sie wissen noch nicht, auf welche Seite Sie sich schlagen sollen; aber ich habe bereits selbst Sorge dafür getragen, mir eine günstige Aussicht zu sichern, und wenn der Augenblick gekommen ist, werden Sie es schwer finden, mir das Ziel meiner Wünsche zu verweigern."

Brissot sah ihn mit verbuzter Miene an, ohne etwas zu erwidern; dagegen nahm Denison mit vielleicht unwillkürlicher Lebhaftigkeit wieder auf: „Also Sie sind die Ursache der unerklärlichen Bekümmerniß gewesen, die man an Miß Klara seit Ihrem Besuch in Dorling bemerkte?" — „Ah, Miß Klara war bekümmert?" sagte Martigny mit ironischer Betonung. „Ein Grund mehr für mich, dem armen Kind zu Hülfe zu eilen, und wenn ich ihre Rettung allein vollbringen müßte."

Diese Andeutungen hatten Denison sehr beunruhigt; er war jedoch zu stolz, um an seinen Nebenbuhler weitere Fragen zu richten, sondern begnügte sich mit der Erklärung: „Sie werden dieß nicht allein thun, Herr von Martigny. Wir alle begleiten Sie, und ich werde dabei meine Person gewiß nicht schonen."

Mehrere Soldaten von der schwarzen Garde führten jetzt dem Friedensrichter einen jungen Australier vor, den sie im Gebüsch aufgegriffen hatten. Die rothhäutigen Eingebornen waren besonders hart gegen diejenigen Angehörigen ihrer Rasse, welche noch in wilder Unabhängigkeit lebten, hörten aber mit ihren Mißhandlungen gegen den armen Nez-Perce auf, sobald er dem Kommandanten der Streifmannschaft gegenüber stand, und der Brigadier der Schwarzen diente als Dolmetscher in dem nun folgenden Verhör. Ueber den Grund seines Aufenthalts in der Nähe der Wallerstation befragt, gab Lede-de-crin's Sohn an, Klara, Rachel und Hans seien Tags zuvor in dem Charabanc angefahren gekommen, um unter dem Geleit seiner Familie im Maalg-Strup Kaurieslauben aufzusuchen. Bei der Zurückkunft hätten sie an dem Bachbette weder den Diener noch sein Gefährt mehr vorgefunden; dann seien die Weißen, unter ihnen der Schärer Burley, gekommen und hätten sie mit nach dem Haus genommen, das sie eben erst wieder verlassen. Was sich von dem vorherigen Abend an zugetragen, war allerdings zu verwirrend für den Geist des jungen Australiers, doch hatte er begriffen, daß der Aufenthalt seiner Wohlthäterin in dem Haus kein freiwilliger gewesen, und daß die Damen Gefahr dabei liefen; darum wollte er auch nicht aus der Nähe der

Station weichen, bis er erfahren hatte, was man mit den schönen Europäerinnen im Schilde führte.

„Hum, Mr. Denison,“ bemerkte Martigny scherzend, „ich glaube, wir haben da einen dritten Mitbewerber, an den keiner von uns gedacht hat. Dieses muthige schwarze Kerlchen mit dem Stecken in der Nase sieht mir ganz darnach aus, als sei auch er in Miß Alara verliebt, wenn nicht etwa seine Huldigung Miß Rachel oder gar allen Weiden gilt.“ — Richard war jedoch nicht in der Stimmung, in einem solchen Augenblick auf einen Scherz zu hören, sondern beeilte sich, den Freiwilligen die Nachricht von der Entführung der beiden Damen mitzuthellen und sie aufzufordern, mit ihm über die Banditen herzufallen, ehe sie im Stande wären, ihre Drohung in Vollzug zu setzen. Rej-Perce gab zu diesem Ende noch die befriedigende Auskunft, daß die Räuber in dem Gesträuch durch ihre Pferde nur behindert würden und nicht schnell vorwärts kommen könnten; es sei daher leicht, sie zu Fuß zu ereilen. Auch machte sich der junge Schwarze anbeischig, seinen Vater herbeizurufen und mit ihm die Damen aufsuchen zu helfen, ein Erbieten, das natürlich gern angenommen wurde.

„Nun ich das vermünchte Thier mit seinem harten Trab nicht mehr unter mir habe, fühle ich mich wieder vollkommen bei Kräften,“ sagte der Vicomte; doch merkte man bei jedem Schritt, daß ihm seine Wunde schweren Schmerz verursachte. — „Mein lieber Martigny,“ versetzte Brissot, „Sie müssen uns nicht begleiten wollen, denn Sie sind ja so lebend, daß Sie unserem Vorrücken eher hinderlich werden.“ — „Was?“ entgegnete der so Angeredete, „ich soll zurückbleiben, wenn es gilt, Fräulein Alara den Händen der größten Bösewichte, welche die Erde trägt, zu entreißen? Meine Beine sind zwar etwas schwach und der Kopf schwindelt ein wenig; aber ich kenne ein treffliches Mittel dagegen. Monsieur Brissot, Ihre Cognacflasche, wenn ich bitten darf; dieser Landmann wird mich im Nu wieder herstellen... So, jetzt fühle ich mich wieder so kräftig, daß ich's bis zu den blauen Bergen aushalten wollte. Auf, ihr Herren! Hurrah!“

Neunzehntes Kapitel.

Die Verfolgung.

Der dicke niedere Wuchs der Maaly-Bäume bereitete dem Reiter große Schwierigkeiten, wie auch die Räuber erfahren mußten, indem sie sich zu stetigen Umwegen gezwungen sahen, um den unwegsamem Theilen des Didiachs auszuweichen. Auf dem mit den dünnen, lederartigen Blättern überstreuten Boden waren zwar die Spuren nur schwer zu entdecken, wurden aber doch von Rej-Perce und der schwarzen Garbe aufgefunden und mit einer Sicherheit verfolgt, als hätten sie die Gegner vor sich hergehen sehen, obschon die vielen Windungen einen großen Zeitverlust verursachten. Denison machte darüber eine Bemerkung gegen den Brigadier der Schwarzen, der sich nun mit seinen Leuten und namentlich mit Rej-Perce besprach. Die Goldgräber hatten sich allem Anschein nach gegen einen Sandhügel, den höchsten Punkt in der Umgegend, hingezogen, um von da aus wegen des erwarteten Signals die Station überschauen zu können; man beschloß daher, unmittelbar auf diesen Punkt loszugesuchen, während der größeren Sicherheit wegen eine Abtheilung der Australier die gewundene Fährte verfolgen sollte.

Inzwischen hatte der Auf Rej-Perce's auch Tête-de-crin, die Lubra und einige andere seines Stammes herbeigeführt; doch konnten sie keine besonders belangreiche Auskunft erteilen. Nur Buley war in die Nähe ihres Lagers gekommen, wahrscheinlich um sich nach einem Führer umzusehen; aber schon sein Anblick reichte zu, den ganzen Stamm in die Flucht zu jagen. Als er bemerkte, daß seine Rufe und Drohungen erfolglos blieben, hatte er seinen Weg nach dem Sandhügel hin fortgesetzt, sich aber nicht lang baselbst aufgehalten, sondern, wie der Häuptling wahrgenommen, sein Pferd abwärts wieder in Galopp gesetzt.

„In welche Richtung?“ fragte Denison, welchem man Tête-de-crin's Angabe verdolmetscht hatte. — Der Häuptling deutete nach dem dichtesten Theil des Maaly-Forstes. — „Gut,“ sagte Martigny. „Da können sie mit den Pferden nicht viel machen, und es wird nicht schwer halten, ihnen einen Vorsprung abzugewinnen.“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Tête-de-crin bot, sobald er hörte, daß sich Alara und Rachel in Gefahr befanden, seine Dienste an, welche bereitwillig angenommen wurden. Die anderen Stammangehörigen dagegen schickte man mit der Weisung zurück, erhöhte Punkte aufzusuchen, und von hier aus durch Rufe anzuzeigen, wenn sie des Feindes ansichtig würden. Die Spur der Flüchtlinge war bald aufgefunden und erwies sich so frisch, daß sie kaum auf ein paar Minuten zurückzudeuten schien; doch band man sich nicht direkt daran, sondern suchte fort und fort abzuschnellen. Tête-de-crin und sein Sohn entwickelten eine wunderbare Schlaueit, wenn sich's darum handelte, zu errathen, in welche Richtung sich die Fährte zog, und fanden dadurch auch bei ihren schwarzen Landsleuten Anerkennung.

Die Spur bewies indeß bald, daß die Flüchtlinge ernstlich besorgt sein mußten; denn an einer der Lichtungen zeigte der Sand tiefe wirt durcheinanderlaufende Fußindrücke, als ob die Reiter zu einer Berathung Halt gemacht hätten, von da aus ging die Fährte nicht mehr regelmäßig und in gleicher Linie weiter, ein Beweis, daß die Banditen in ihrer Muthlosigkeit nur fortzukommen suchten, und nicht mehr daran dachten, ihre Anzahl zu verbergen. Dieß war für die Freiwilligen ein weiterer Grund, achsam zu sein, da die Flüchtlinge, wenn sie sich allzu sehr bedrängt sahen, leicht zu einem verzweifelten Entschluß greifen könnten. Man rückte daher in aller Stille, das Gewehr im Anschlag und die Hand am Drücker, vor, bis man auf einmal ein Geräusch im Gebüsch hörte. Es rührte von einigen lebigen Pferden her, die unschlüssig hin und her liefen, und augenscheinlich dieser Willkür ohne Gras und Wasser zu entkommen suchten.

„Ah,“ sagte Richard mit halblauter Stimme, „wenn die Gegner fangen an zu begreifen, daß sie durch ihre Nähe gegen uns zu sehr in Nachtheil kommen, und haben sich dieser Belastung entledigt. Wahrscheinlich wollen sie jetzt auszuweichen und zu Fuß ihren Rückzug bemerkselligen.“ — „Was führen sie dann mit den unglücklichen jungen Damen im Schilde?“ versetzte Martigny. — „Vielleicht haben sie sich dafür entschieden,“ entgegnete Denison augenscheinlich zurückzulassen, und auf diese Weise unsere Verfolgung zu verzögern.“ — „Rechnen Sie nicht auf dieß,“ sagte der Vicomte traurig, „denn Menschen wie Fernandez und Guzman geben nicht so leicht eine Gelegenheit sich aus der Hand.“ — „Meine Tochter! meine arme Tochter!“ rief Brissot aus tiefer Herzensangst.

Die Besorgniß des Vicomte erwies sich bald als begründet. Als man sich der lebigen Pferde zu bemächtigen suchte, brach plötzlich eines derselben leidend und wie von langem Marsch erschöpft aus dem Didiach hervor; es war jedoch nicht wie die anderen ohne Reiter, sondern trug einen von Blut triefenden Schwarzen in zerrissenen Kleidern, der sich halb ohnmächtig und ohne zu wissen, wohin es ging, nur noch mechanisch im Sattel hielt. Sobald Brissot seiner ansichtig wurde, rief er aus: „Ich kenne diesen Menschen; es ist Hans, der Diener der Miß Owens. Er wird uns Nachricht geben können von meiner Tochter.“ — Es hielt nicht schwer, das Pferd zum Stehen zu bringen; aber Hans war so außer sich, daß er nicht zu sprechen vermochte, und unselbst seine großen Augen umherrollen ließ, bis er endlich Brissot und Denison erkannte. Jetzt erst fühlte er sich fähig, auf die hastig an ihn gerichteten Fragen zu antworten.

„Schnell, schnell — ihr laßt zu Hülfe die Miß Rachel und die Miß Alara — die böse Goldgräber hat mir geschlag und mich geschickt, zu sag euch, nicht nachzulassen, sonst sie auf der Stell sie umbring. Ich hab gesch Geyman und Fernandez, die sie zieh in die Gebüsch. Sie sch

um Snab und wein; aber die Spitzhuh droh ihnen mit Pistol in Hand und trieb sie weiter. Ihr, ihr geh schnell, schnell, sie zu rett.“ — „In welche Richtung, Hans?“ fragte Denison. — Der arme Schwarze besaß kaum noch die Kraft, mit der Hand die Gegend anzudeuten, aus der er gekommen, und brach sterbend auf dem Sand zusammen. Denison beauftragte einige der Australier, bei dem Verwundeten zurückzubleiben und die Pferde einzufangen, die wahrscheinlich später nützlich werden könnten; dann wandte er sich an die Freiwilligen und rief: „Mir nach, meine Herren!“

Martigny und Brissot waren bereits in die angebotene Richtung vorangeilt. Der Umstand, daß sie noch keine Schüsse gehört hatten, hielt ihre Hoffnung aufrecht, sie möchten noch in guter Zeit kommen, um ein schreckliches Ver-

brechen zu verhindern. Bald war ihnen auch der übrige Trupp nachgekommen, der in der Verfolgung einen nicht geringeren Eifer entwickelte.

Der Theil der Wildnis, in welchem sie sich jetzt befanden, zeigte eine minder dichte Beholzung, und wurde in Zwischenräumen von hohen Eukalypten und Gummibäumen überragt. Beim Anblick dieses Hochwuchses verdoppelten die schwarzen Rundschafter ihre Aufmerksamkeit und durchspähten sorgsam dessen Blätterwerk. Endlich machte einer unter einem riesigen Eukalyptus Halt, und schien seinen Kameraden über seine Beobachtungen Mittheilung zu machen. Er hatte nämlich bemerkt, daß hier ein Pferd angehalten, dann aber wieder umgekehrt war, woraus er den Schluß zog, der Reiter müsse hier abgestiegen und auf den Baum geklettert



Die rechtzeitige Hilfe.

sein; doch wie er auch seine Augen anstrengte, konnte er doch Niemand entdecken. Endlich deutete einer der Schwarzen auf einen Gegenstand, der hinter einem sechzig Fuß hohen, dicht belaubten Ast einige Bewegung zeigte. Es war augenscheinlich ein Mensch, der sich hinter dem Blätterschirm zu verbergen suchte. Sobald er sich entdeckt sah, wurde er regungslos und gab keine Antwort auf die von allen Seiten an ihn gerichteten Zurufe. — „Steigt herab,“ rief nun auch Richard; „Euer Widerstand nützt Euch nichts, und wenn es möglich ist, so wollen wir sehen, ob wir Euch mit dem Leben davontommen lassen können.“ — „Wir verlieren kostbare Zeit, Mr. Denison,“ sagte Martigny ungeduldig. „Während wir mit diesem Galunken unterhandeln, wird vielleicht Alara und ihre Freundin von den Anderen ermor-

det.“ — „Möglich, daß er uns werthvolle Auskunft ertheilen kann,“ versetzte Richard.

Der in den Zweigen Verborgene zeigte übrigens keine Lust, der Aufforderung Folge zu geben; er sah, sein Gewehr in der Hand, auf einem starken Ast, beugte sich etwas vor und sprach in höhnischem Tone: „Ach, ist dieß nicht Seine Gestrengen, der Herr Friedensrichter? Freut mich, Sie wieder einmal zu sehen. Da haben Sie meine Antwort.“ Er legte hastig sein Gewehr an; man hörte einen Anall, und eine Kugel pfiß durch Denison's Hut.

Dieser Akt von Feindseligkeit zog natürlich eine Erwiderung nach sich, und noch ehe Richard an einen Befehl denken konnte, trachten schon fünf oder sechs Büchsen. Anfangs schien dieß den Versteckten wenig anzusehen, denn er blieb

unbeweglich sitzen; dann aber entsank ihm das Gewehr, er streckte die Arme aus und stürzte auf den Boden nieder. Es war Buxley, der Schächer, den jedoch weder der schwere Sturz vom Baum, noch die Kugeln plötzlich getödtet hatten. Er lag eine Weile betäubt da, schlug aber endlich die Augen auf und hielt sie fest auf Denison gerichtet. Ein bitteres Lächeln umzog seine Lippen, und er flüsterte zwar in Todeschwäche, aber doch noch vernehmlich: „Ich werde gerächt werden. Sucht jetzt nur Eure schöne Miß Brissot — Ihr werdet sie nicht finden.“ Dann schloß er die Augen auf's Neue; seine Hände ballten sich; ein konvulsisches Zucken überlief seinen Körper, und sein Geist war entflohen.

Richard blieb, bestürzt über dieses plötzliche Ereigniß und über Buxley's drohende Worte, wie eingewurzelt stehen, während Martigny aufgeregt in die Worte ausbrach: „Haben Sie ihn nicht gehört? Wir müssen jetzt an Klara denken.“ — „Ja, ja,“ pflichtete der Kaufmann bei; „was kümmern uns die Andern? Klara kann nicht weit von hier sein.“ — „Ich folge Ihnen, meine Herren,“ versetzte Denison.

Aber als sie ausbrechen wollten, ließ sich neues Geschrei um sie her vernehmen. Die Schwarzen hatten nämlich auch auf anderen Eulapptus-Bäumen noch einige Flüchtlinge entdeckt; als jedoch Richard sie verhaften lassen wollte, faßte ihn der Vicomte am Arm und sagte hastig: „Das können Sie durch Ihre Leute besorgen lassen; wir müssen auf Fernandez und Guzman Bedacht nehmen. Sehen Sie, die Spur zweier schwerbeladenen Pferde zieht sich in das Dickicht; folgen wir ihr, so erreichen wir sicherlich unseren Zweck.“ — Richard berief den Brigadier der schwarzen Garde zu sich und erteilte ihm eiligst die betreffenden Aufträge. Dann schloß er sich mit Tête-de-crin und seinem Sohne dem Vicomte und Brissot an, die, ohne auf das Geschrei und die Schüsse hinter ihnen zu achten, bereits die weitere Verfolgung der Fährte angetreten hatten.

Das Niederholz der Wildnis wurde nun etwas lichter; dagegen bildete oben der Hochwuchs ein so dichtes Blätterdach, daß kein Sonnenstrahl durchdringen konnte. Gleichwohl war dieser Theil der Einöde nicht so ruhig und schweigsam, als man hätte erwarten sollen. Von der Ferne her ließ sich ein seltsames Geräusch vernehmen, und die gefiederten Bewohner des Waldes zeigten eine große Aufregung. Papageien aller Art und Farbe flatterten mit großem Geschrei einher, während Spottelstern, Leinewänze, schwerfällige Trappen, und selbst die zierlichen Chlamyden ordnungslos unter dem Laubdach dahinschossen. Von allen Seiten her hörte man Flügel Schlag und ein seltsames Geschrei, das wie der Ausdruck des Schreckens klang.

Die Verfolger suchten die Ursache dieser ungewöhnlichen Aufregung anfangs in den Schüssen, die noch immer fortknatterten, sahen aber bald ihren Irrthum ein, denn die Vögel kamen alle von der nämlichen Seite her, und lenkten ihren Flug in die Richtung des Kampfplatzes. Nach den Vögeln tauchten auch andere Thiere auf, welche den gleichen Zug einhielten. So das Opossum, das mit seinen Zungen auf dem Rücken von Zweig zu Zweig sprang, das große und kleine Känguru mit seinen ungeheuren Sägen, Eidechsen, Sandratten, und selbst die gefürchteten schwarzen Schlangen, die sich nicht weniger scheu erwiesen. Alle diese Thiere huschten an den Waldbäumen vorbei, ohne auf sie zu achten, als würden sie von dem Gefühl einer gemeinsamen Gefahr gehebt, das ihren schüchternen oder wilden Instinkt zum Schweigen brachte.

Denison hatte so wenig als Martigny oder Brissot einen Sinn für diese beunruhigenden Zeichen. Tête-de-crin und sein Sohn waren nicht so ruhig; sie wechselten einige leise Worte miteinander, und ließen ihre Augen mit besonderer Aufmerksamkeit umherzuirufen. Endlich machten sie, nachdem sie eine Weile in der Luft geschnüffelt, plötzlich Halt und suchten ihren Begleitern begreiflich zu machen, daß man nicht mehr weiter gehen dürfe, sondern schleunigst wieder umkehren

müsse. Dieses Bedeuten fand, da man seine Begründung nicht verstand, keine Beachtung. Der Häuptling und sein Sohn verdoppelten ihr Geberdenspiel, um damit anzuzeigen, daß man durch weiteres Vorrücken einer ernstlichen Gefahr entgegengehe, und während sie noch damit beschäftigt waren, kamen zwei Pferde ohne Reiter einhergerannt. Sie hielten genau dieselbe Richtung ein, wie die anderen Thiere, und jagten in vollem Galopp, mit gespißten Ohren und schnaubenden Rüstern, als flöhen sie vor einem unsichtbaren Feind.

„Was zum Henter hat dieß zu bedeuten?“ sagte der Vicomte unruhig. „Wenn ich mich in einer amerikanischen Prairie befände, würde ich glauben, daß die Indianer — doch nein; vorwärts! Wahrscheinlich sind diese Thiere die Pferde des Fernandez und Guzman, und es drängt mich, diesen Wichten persönlich zu Leib zu gehen. Ha! beim Himmel, da sind sie ja selbst und haben die Mädchen nicht bei sich!“ — So war es auch. Guzman und Fernandez kamen aus dem Dickicht hervor, und waren augenscheinlich bemüht, sich in dieser wilden Einöde zurecht zu finden. Auch sie wurden alsbald des kleinen Trupps ansichtig, schienen aber nicht Lust zu haben, wieder umzulehren, sondern schlugen nach kurzem Zögern eine Richtung schräg durch das Niederholz ein, als hofften sie dort Sicherheit zu finden. — „Sie haben recht, Martigny,“ versetzte Brissot mit vor Angst erstarrter Stimme; „meine Tochter ist nicht bei ihnen.“ — „Was können sie mit Klara und Miß Owens angefangen haben?“ — „Das wollen wir bald erfahren,“ rief Richard. „Ihnen nach, ihr Herren; sie sollen uns diesmal nicht entkommen.“ Und er eilte vorwärts, während Martigny und Brissot sich nach der Seite hin schlugen, um den Flüchtigen den Weg abzusperrten.

Die beiden Schurken arbeiteten sich in dem Dickicht weiter, ohne auf die ihnen nachgeschickten Drohungen zu achten, bis ihnen plötzlich ein Dornengestrüpp Einhalt that und sie zwang, umzuwenden und auf ihre Vertheidigung zu denken. Das Gesicht des Mexikaners verrieth die finstere Entschlossenheit eines Mannes, der bereit ist, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen; Fernandez dagegen zeigte eine Aufregung und eine Blässe, welche sehr an seinem Muth zweifeln ließen. Guzman war außer seinem Wachete nur mit einer Büchse, der Spanier aber mit zwei aus dem Laden seines früheren Herrn gestohlenen trefflichen Revolvern bewaffnet, mit welchen er ein wahres Lauffeuer gegen den Feind eröffnen konnte.

„Brissot,“ rief Martigny in vollem Rennen dem Kaufmann zu, „nehmen Sie den Mexikaner auf's Horn, der Ihnen in dem brennenden Magazin das hässliche Halsband angelegt hat; ich will dafür meinen vortrefflichen Kameraden, den Marquis Don Fernandez fassen, mit dem ich aus derselben Zeit eine kleine Schuld zu bereinigen habe.“ — „Nehmen Sie sich in Acht, meine Herren,“ sagte Denison, der keinen Augenblick seine Fassung verlor. „Keine Tödtung, ehe wir von diesen Glenden wissen, wo sie die beiden —“

Man hörte nichts mehr von ihm, denn der Kampf hatte bereits begonnen. Als Fernandez den Vicomte mit solchem Ungestüm auf sich zukommen sah, ließ er einen Lauf seines Revolvers um den andern krachen; Martigny aber rüdte mit angeschlagener Büchse immer näher, während die Kugeln rechts und links ihm um die Ohren fausten. Auch Brissot stürzte mit angelegtem Gewehr auf seinen Todfeind zu; doch war es ihm, wie dem Vicomte, darum zu thun, zu erfahren, was aus Klara geworden, und er zögerte daher abzubrüden. Als er Guzman auf zwanzig Schritt nahe gekommen, rief er ihm, ohne zu bedenken, daß er nicht verstanden wurde, in französischer Sprache zu: „Glenber, bekenne, was Du mit meiner Tochter angefangen hast, oder ich schieße Dich wie einen Hund nieder.“ — Statt aller Antwort feuerte der Mexikaner seinen einzigen Gewehrlauf ab; die Kugel strafte dem Kaufmann die Hand, mit welcher er im Anschlag lag; seine Büchse krachte, und der Feind stürzte, in die Stirne getroffen, todt zu Boden.

Richard, der sich zwischen den beiden Gruppen aufgestellt hatte, um dem am meisten Bedrohten von seinen Begleitern beizuspringen zu können, bemerkte gegen Brissot im Ton des Bedauerns: „Was haben Sie gethan? Von Guzman hätten wir viel eher als von dem Andern erfahren können, was aus den beiden Damen geworden ist.“ — „Ich weiß nicht, wie es kam,“ stotterte Brissot, über seine eigene Helbenthat erstaunt, und seine blutende Hand betrachtend. „Ach Gott! so ist es denn wahr, daß ich wieder einen Nebenmenschen getödtet habe!“ Der Schreck schien ihm alle Glieder zu lähmen, und Denison glaubte ihm beizuspringen zu müssen, anderte aber alsbald seinen Entschluß, als er einen Blick auf Martigny warf, der, ohne einen Schuß entgegen zu thun, Fernandez alle Läufe seines Revolvers hatte auf sich abfeuern lassen, und dem Spanier immer mehr zu Leib rückte, um ihn zu entwaffnen und sich seiner zu bemächtigen. Sein Plan schien anfangs einen guten Verlauf zu nehmen; er hatte das unerhörte Glück, unbeschädigt seinen Gegner zu erreichen, warf nun seine Büchse weg und stürzte über Fernandez her. Dann folgte ein Kampf, in welchem es dem an alle körperlichen Uebungen gewöhnten Vicomte ein Leichtes gewesen wäre, seinen Feind in Respekt zu erhalten; aber er hatte seine körperliche Schwäche und den Schmerz seiner Wunde nicht mit in Rechnung genommen, während bei Fernandez die Größe der Gefahr dessen Kraft zu verdoppeln schien. Kein Wunder also, daß Martigny niedergeworfen wurde. Der Spanier setzte ihm eben den Revolver an die Stirne, als ihm Richard, seine Büchse anlegend, zurief: „Haltet inne, oder Ihr seid des Todes!“

Fernandez schien zu zögern; aber bald gewann das Gefühl des Hasses und der Rachsucht die Oberhand. Man hörte den Hahn aufschlagen, aber der Schuß ging nicht los, da wahrscheinlich während des Ringens die Zündkapsel abgefallen war. Ein solcher Unfall ist nun allerdings bei einem Revolver leicht wieder gut zu machen; aber jetzt gab Denison Feuer, und seine Kugel drang dem Glenden, nachdem sie ihm den Arm zerschmettert, in die Brust. Der Spanier stieß einen wilden Schrei aus und wälzte sich am Boden. Martigny benützte dieß, um sich aufzurichten und den Revolver an sich zu nehmen, der noch mehrere geladene Läufe enthielt.

„Dante, Mr. Denison,“ sagte er mit seinem unverwundeten Humor; „ich glaube wahrhaftig, daß Sie mir das Leben gerettet haben. Aber da stehen wir jetzt, und wie erfahren wir, was wir so sehnlich zu wissen wünschen.“ — „Der Mensch ist noch nicht todt,“ versetzte Denison; „vielleicht nicht einmal tödtlich verwundet.“ — „Er ist ein Wicht, der zu nichts Muth hat als zum Verbrechen,“ nahm jetzt Brissot das Wort; „aber er kann noch sprechen — muß sprechen. Schurke, was hast Du mit meiner Tochter angefangen?“

Fernandez gab zuerst keine Antwort, sondern fuhr fort, sich im Sand zu wälzen und Schmerzerufe auszustößen; endlich aber warf er einen Blick des Hasses auf seinen alten Herrn und entgegnete: „Das erfährst Du nie. So nehme ich Rache für den Schimpf und die Demüthigungen, die ich in Deinem Hause erlitten.“ — „Unglücklicher, erdreistest Du Dich, mich anzuklagen, während ich Dich mit Wohlthaten überhäufte? Doch darum handelt sich's jetzt nicht. Noch einmal, was hast Du mit meiner Tochter und ihrer Freundin angefangen?“

„Hören Sie mich an, Fernandez,“ begann jetzt Denison mit Festigkeit; „Ihre Wunde ist vielleicht nicht gefährlich, und Sie können bei gehöriger Verpflegung mit dem Leben davon kommen, um vor Ihrem ordentlichen Richter sich für Ihre Thaten zu verantworten. Stehen Sie uns daher Rede auf unsere Fragen, und ich eröffne Ihnen die Aussicht auf ein geselliges Gericht; wo nicht, so mache ich von meiner Vollmacht Gebrauch, rufe die schwarze Garde herbei und lasse Sie an dem nächsten Baum aufknüpfen.“ — Diese Drohung schien Eindruck zu machen und in der Brust des

Spaniers die Lust zum Leben zu wecken; doch gewann bald der Haß wieder die Oberhand, und er entgegnete mit erstickter Stimme: „Thun Sie, wie Sie gesagt haben, und machen Sie meinem Leiden ein Ende.“ — „Klara! Wo ist Klara?“ rief Brissot in fast flehendem Tone. — „Sie werden sie und die andere Engländerin nie wieder sehen. Sie sind todt.“ — „Glender!“ rief Brissot und erhob den Schaft seiner Büchse über dem Haupt des Verwundeten. „Du hast sie gemordet?“ — Denison fiel dem unglücklichen Vater in den Arm und fuhr gegen Fernandez fort: „Wie, Sie hätten diese beiden armen Wesen kaltblütig schlachten können?“ — „Das eben nicht,“ versetzte der Spanier; „aber ihr Tod ist gleichwohl eben so gewiß. Wir haben sie im Wald gelassen, und bereits muß — doch ihr sollt nichts von mir erfahren. Laßt mich im Frieden sterben.“ — „Was will er damit sagen, Mr. Denison?“ fragte der geängstigte Kaufmann. „Wenn die Schurken Klara und ihre Freundin nicht ermordet haben, so begreife ich nicht...“ — „Aber ich,“ fiel ihm Martigny entsetzt in's Wort. „Seht euch um.“

Die Lust war inzwischen schwer und erstickend geworden, und das Licht des Tages erschien in einem befremdlichen Ton. Der harzige Geruch, welchen die Blätter des Maaly-Baums, der das medizinische Cajepusot spendet, bei großer Hitze verbreiten, war ungewöhnlich stark in der Atmosphäre zu verspüren, während das bereits erwähnte dumpfe Geräusch aus der Ferne immer deutlicher wurde. Der an die Zufälligkeiten des Walblebens gewöhnte Vicomte konnte sich über diese Anzeichen nicht mehr täuschen, und wußte sich nun den Schreden der Thiere vollkommen zu deuten. „Es ist klar,“ sagte er; „sie haben den Maaly-Strup in Brand gesteckt.“ — Diese schreckliche Wahrheit mußte um so mehr seinen Begleitern deutlich werden, da sie schon in einer Entfernung von einigen hundert Schritten die Flammenzunge aufwärts leuchten sahen.

„Das ist's, was uns dieses Ungeheuer verschweigen wollte,“ rief Brissot. „Sie haben Klara und ihre Freundin in dem brennenden Wald zurückgelassen.“ — „Schrecklich,“ entgegnete Richard. „Aber der Wald kann noch nicht so lang brennen. Vielleicht ist es noch möglich, die armen Kinder zu retten.“ — „Auf!“ rief Brissot. Und „Auf!“ wiederholte Martigny. „Aber was ist aus unseren Führern geworden?“

Léte-de-crin und Rez-Percé, welche die Gefahr schon längst erkannten, hatten die Geduld verloren und Reißaus genommen. Martigny rief, aber vergebens, bis er die Namen „Klara, Rachel“ in die Wildniß hinein schrie; denn jetzt erst lehrten Vater und Sohn mit umsichtiger Miene wieder zurück. — „Was sollen uns diese Leute?“ sagte Denison mit seiner kaltblütigen Energie. „Haben wir nicht die Pferdespur, die uns ohne Zweifel nach der Stelle führen wird, wo man die beiden Damen absetzte?“ — „Ja, folgen wir der Fährte.“

Während sie sich entfernten, rief Fernandez ihnen nach: „Und mich wollt ihr hier lebendig verbrennen lassen? Ich kann ja nicht von der Stelle, und...“ — „Glender!“ rief Brissot, „Du ernstest nur, was Du gesäet hast. Wenn Du in dem Brand umkommst, den Du anstestest, so ist es nur eine gerechte Strafe Gottes.“ Und er eilte seinen Gefährten nach, welche den züngelnden Flammen entgegenliefen.

Léte-de-crin und sein Sohn zögerten eine kurze Weile, schlossen sich aber dann den Anderen an.

(Fortsetzung folgt.)

Die große Karthause.

Von

H. Manz.

Alle Reisenden, welche die Dauphiné besuchen, machen einen Ausflug nach der großen Karthause (grande char-

treuse), welche einige Stunden von Grenoble in einem engen Thale inmitten von schroffen Bergen liegt, durch welche die rauschenden Wasser des Guiers schäumen. In dieser Einsöde baute sich der heilige Bruno mit sechs andern Einsiedlern im Anfang des elften Jahrhunderts an; das Kloster, das er

baute, lieh seinen Namen von dem nächsten Dorfe, Chartreuse, aus dem sich in Deutschland Karthause gebildet hat. Der Weg, welcher nach der großen Karthause führt, ist schwierig und mühsam, aber reich an malerischer Abwechslung; man wandert lange Zeit in tiefer Einsamkeit, und



Die große Karthause. Fabrikation der Chartreuse.

nachdem man das „grüne Kreuz“ hinter sich hat, kommt man in einen tiefen, prachtvollen Wald, dessen Stille nur zuweilen von dem silbernen Klang eines Glöckchens unterbrochen wird, das dem Wanderer die Nähe seines Reisezieles verkündet. Bei einer kleinen Biegung des Wegs gewahren wir plötzlich die unregelmäßigen Gebäude, die Glodenthürme

und die graulichen Dächer der großen Karthause. Nachdem man durch ein weites und massives Thor eingetreten, durchschreitet man einen großen Hof, und betritt dann über einer Treppe einen Gang, auf den alle Kommunikationswege der übrigen Pfade des Klosters münden. Zur Rechten und zur Linken befinden sich große Refektorien für die Fremden, welche

das Kloster besuchen. Am Ende des Korridors ist die Wohnung des Ordensgenerals und die Bibliothek; zur Linken das Refektorium, die Küche, die Kirche und eine Kapelle; im oberen Stock die große Gallerie, der Kapitelsaal und die

Schlafzimmer der Fremden. Die Kirche ist sehr einfach; die Fremden dürfen in einer besonderen Loge dem Gottesdienst anwohnen; die Kirche selbst aber nie betreten. Die Küche zeichnet sich nur durch einen 30 Fuß langen Tisch aus



Waldpartie bei der großen Karthause.

einem Marmorblode aus. Die Bibliothek umfaßt 6000 Bände. Der Kapitelsaal ist das Interessanteste des Klosters; die Logen sind rings an den Wänden des gleichseitigen Vierecks angebracht, und dieser durch zweiundzwanzig

Gemälde von Lesueur und die Porträts der Kapitelsgenerale geschmückt. Das Kloster selbst hat die Form eines länglichen Trapezes, und erhält sein Licht durch hundert und dreißig Arkadenbogen, welche sich durch prachtvolle Arbeiten des

Meißels auszeichnen. An dem Gange hin laufen die Zellen der Mönche, sechzig an der Zahl. Jede enthält ein Vestibule, ein Zimmer mit Kamin, eine Schlafstelle und einen Arbeitstisch; an jede Zelle schließt sich ein kleiner Garten. Unter den Mönchen werden die Einen Väter genannt, welche ihre Zellen nur verlassen, um zum Gottesdienst sich zu begeben oder an gewissen Tagen spazieren zu gehen. Sie dürfen nur mit Erlaubniß des Superiors mit einander sprechen. Die Anderen, die Brüder, verrichten die Dienste des Hauses. Die Ordensstracht ist weiße Leinwand; ein Hemd zu tragen ist nicht erlaubt. Ein Ledergürtel schließt die Rutte, die mit einer Kapuze versehen ist. Die Ordensregel der Karthäuser ist sehr streng: geistliche Betrachtung und Arbeit wechseln mit einander ab. Um elf Uhr Morgens empfängt jeder Mönch sein Essen in der Zelle durch eine kleine Oeffnung, welche auf den Korridor geht; um fünf Uhr Abends ist er das, was Morgens übrig geblieben. Nur Sonntags und Festtags sind die Mahlzeiten gemeinschaftlich im Refektorium. Die Nahrungsmittel bestehen aus Brod, Gemüse, Milch, Butter, Eiern, Käse und Fisch, sowie Wein, der mit Wasser gemischt ist. Fleisch ist immer untersagt. Während Ostern, Advent und an allen Freitagen essen die Mönche nur Gemüse, das in Öl gekocht wird. Fünfmal des Tages und einmal bei Nacht ist Gottesdienst. Die Mönche fabriziren aus den aromatischen Kräutern, welche in den Bergen wachsen, ein gebranntes Wasser, zu dem kleine rothe Karthäusernellen, Melissen, Abjynth und die jungen Lannentknochen kommen. Es gibt drei Gattungen: grüne, gelbe und weiße Chartreuse. Die grüne ist die stärkste, die weiße die schwächste; die beliebteste ist die gelbe. Auch eine Paste wird dort fabrizirt, boule d'anis, welche vortrefflich bei Schnitten, Rissen und Quetschungen ist, endlich ein balsamisches Wasser zur Linderung von Zahnschmerzen und Hinderung der Fäulniß.

Georg Forster.

Von

Dr. Wilhelm Buchner.

Man spricht wohl von Sonntagskindern, welche hohe und geheimnißvolle Gaben besitzen, von Menschen, die in einer Glückshaut geboren seien, weil jedes Beginnen ihnen einschlägt und das Schicksal sie leicht durch die Kämpfe des Lebens dahin trägt. Andere gehen ihr Leben lang wie unter einer trüben Wolke dahin, welche all' ihr Thun beschattet und sie zur rechten Freubigkeit des Lebens, zu befruchteter Thätigkeit nicht gelangen läßt. Es scheint freilich, als ob der Mensch selbst das Beste dazu thun müsse, aber die Kraft, des Augenblickes sich zu freuen, in Allem, das geschieht, das Beste aufzufinden, von der Vergangenheit nur das Freundliche zu bewahren, von der Zukunft nur das Gute zu fassen, diese Gabe vermag der Mensch sich nicht selbst zu beschaffen; und sie ist es doch, welche mehr oder minder vorhanden, uns des Lebens mehr oder minder froh werden läßt. Auch der Genius kann nicht diese Gabe des „Westmachers“, wie Jean Paul es so schön nennt, ersehen, und gar mancher treisliche Geist wird durch die Welt getrieben, ohne des Daseins froh zu werden, ohne zu rechter Entfaltung seiner Kraft zu gelangen, weil ihm eben jene Glückshaut fehlt, welche nicht selten dem kläglichen Philister bescheert ist. Ein eigenthümliches Bild dieses Widerstreites zwischen Ideal und Wirklichkeit, Geist und Ungeschick, Streben und Erfolg ist das Leben des Mannes, welcher von Zeitgenossen und Nachkommen so vielfach bewundert und gescholten worden ist, Georg Forster.

In dem 17. Jahrhundert waren die Vorfahren der Forster'schen Familie Gutsherrn in Yorkshire; sie stammten von der schottischen Familie Forester ab, deren Wappen mit dem ihrigen gleich ist. Ein Georg Forster siedelte schon vor 1642

nach Polnisch-Preußen über, welches sich damals überhaupt mit englischen Flüchtlingen füllte; auch Kant entstammte einer um jene Zeit in Preußen eingewanderten schottischen Familie. Von ihren englischen Vorfahren scheinen die Forster die strenge Ehrenfestigkeit und Ueberzeugungstreue ererbt zu haben, welche allerdings bisweilen in Härte, Eigensinn und Dunkel übergehen mochte. Wenigstens war es so bei dem Vater unseres Georg, Johann Reinhold Forster.

Geboren 1729 zu Dirschau, war derselbe wider Willen zum Studium der Theologie getrieben worden. Auf Anbringen seines Vaters nahm er die Pfarrstelle in dem Dörschen Hochzeit bei Danzig an, heirathete eine Verwandte, eine sanfte, geduldige Frau, und sah sich also schon in seinem fünfundzwanzigsten Jahre auf einen stillen eintönigen Lebensgang hingewiesen, zu welchem ihm aller Sinn fehlte. Seinem Berufe innerlich fremd, beschäftigte er sich eifrig mit den Naturwissenschaften; eine leidenschaftliche Unruhe verleihte ihm seine enge Stellung, zumal die Einkünfte derselben den Bedürfnissen des ziemlich rasch mit sieben Kindern gesegneten Haushaltes nicht eben entsprechen mochten. Seinem Unmuth machte er dann wohl in einer aufbrausenden Heftigkeit Luft, bei welcher der älteste Sohn nicht zum Besien weglam.

Johann Georg Forster war am 27. November 1754 zu Hochzeit geboren. Da er frühe besondere Begabung zeigte, so unterwies ihn der sehr unterrichtete Vater in den Sprachen und Wissenschaften. Doch sollte der künftige Wanderberuf schon an den zarten Knaben herantreten. Der russische Geschäftsführer in Danzig machte dem Pfarrer Forster 1765 den Antrag, die neuangelegten deutschen Kolonien an der Wolga im Auftrage der Regierung zu bereisen; Forster, erfreut, dem ihm widerwärtigen Berufe entlagen und seinem Reisebrang genügen zu können, nahm den Vorschlag an und begab sich mit seinem elfjährigen Sohne Georg nach Petersburg; mit ihm durchreiste er das sübliche Rußland bis Saratow und zu dem salzreichen Eltonsee, untersuchte den Boden, die Lage und Bedürfnisse der Kolonien, und faßte seine Beobachtungen und Vorschläge zur Hebung der Kolonien in einer Denkschrift zusammen. Für Georg war diese Reise sicherlich eine reiche Quelle von Kenntniß und Lebenserfahrung. Den Winter verbrachten Beide zu Petersburg, wo der Knabe die Peterserschule besuchte, zugleich aber schon in so jungem Alter dem strengen Vater mit der Uebersetzung französischer Werke in's Russische zur Hand gehen mußte. Sich selbst beraubte Vater Forster durch unzeitigen Troß der Frucht seiner Arbeit. Da die Bezahlung für seine Dienste auf sich warten ließ, erklärte er, daß er die festgesetzten 1000 Rubel nicht annehme, daß er glaube, das Doppelte verdient zu haben, sich aber auch mit einer Kopie über die bestimmte Summe begnügen werde. Das ward natürlich sehr übel aufgenommen; zugleich mochte er durch seinen offenerzigen Bericht den Gouverneur von Saratow und seine Gönner am Hofe gegen sich gestimmt haben. Sein Verfahren war, so scheint es, im Bewußtsein guten Rechtes so barsch und so wenig weltklug, daß er schließlich ohne alle Belohnung entlassen ward. Die Predigerstelle war dazu verpfändet; so schiffte sich der unruhige Mann mit Georg nach England ein, entschlossen, dort vom Ertrage wissenschaftlicher Arbeiten zu leben.

Reinhold Forster erhielt 1766 eine Stelle als Professor der Naturgeschichte an dem Kollegium zu Warrington; dahin ließ er auch seine Familie nachkommen. Georg sollte zu London in ein Handelsgeschäft eintreten, aber die körperliche Schwächlichkeit des zwölfjährigen Knaben war der Anstrengung nicht gewachsen; so lehrte er, von schweren Leiden hergestellt, in die Anstalt zurück, trieb besonders Naturgeschichte, und mußte nebenher aus dem Russischen in's Englische übersetzen.

Der unküste und eigensinnige Vater hielt es in der neuen Stellung nicht lange aus; er beschloß, ganz von Unterricht geben und Uebersetzen zu leben. So mußte denn Georg

durch Uebertragung von allerlei Reisewerken in's Englische die knappe Einnahme vermehren helfen, auch bereits in jungen Jahren weit erwachsenere Schüler im Französischen und Deutschen unterrichten. Aus jener Zeit ist uns ein kleiner Zug ausbewahrt, welcher Forster's ererbten Mangel an Weltklugheit und häuslicher Voraussicht, der ihm im Leben so manchen Streich spielen sollte, vorbildlich kennzeichnet. Georg hatte für Pastetchen weit über seine Baarschaft veranlagt und befand sich in großer Verlegenheit, wie er seine Schuld bezahlen sollte. Da findet er in seinen Kängien ein Goldstück in den Fußstapfen eines Pferdes. Er trägt seine Schuld ab und weiß in der Aufwallung seines sorgenfreien Verzugs nichts Besseres zu thun, als mit dem Ueberrest des Goldes einen goldenen Fingerring für die Schwester zu kaufen. Unsere großen Männer haben den Spruch, daß man nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen kann, nicht selten allzu wörtlich genommen.

So war schon Georg Forster's Jugend reich an Wanderungen und Aufregungen, reich an schwerer Arbeit im Zweige der Noth. In einem halben Duzend Sprachen mußte er schon als Knabe zum Broderwerb schreiben, in einem Alter, da andere sie mit Mühe lernen; aber diese harte Schule lehrte ihn Selbstständigkeit, übte seine Kraft, wenn gleich die Heimatlosigkeit, der Mangel festen Berufes und sicheren Einkommens in sein sonst so offenes harmloses Gemüth zeitig die Wurzeln jenes unstäten rasch aufstieghenden Wesens pflanzten, welche er mit dem väterlichen Blute geerbt hatte.

Seit einigen Jahren weilte die Familie Forster, von Mangel und Sorgen bebrängt, zu London; da ward im Juni 1772 dem Vater das Anerbieten gemacht, als Naturforscher an der zweiten Weltumsegelung des Kapitäns Cook theilzunehmen. Daheim war nichts zu verlieren, dazu drängte die alte Lust zu Abenteuern und Reisen; so nahm Forster den Antrag unter der Bedingung an, seinen Sohn Georg als Gehülfsen mitnehmen zu dürfen; dieselbe war ihm genehmigt. Nachdem Heinrich Forster einen Theil seines Gehaltes der zurückbleibenden Familie zu dürftigem Unterhalte angewiesen und in aller Eile sein Reisegepäck fertig gemacht hatte, begab er sich mit Georg nach Plymouth; am 13. Juli 1772 segelten Vater und Sohn guten Muthes ab. Den Letzteren werden wir in der Folge allein auf seinem Lebenswege begleiten.

Hauptzweck dieser zweiten Reise Cook's war die Ermittelung, wie weit man nach dem Südpol vordringen könne, um festes Land zu finden. In den einsamen Meeren südöstlich und südwestlich vom Kap der guten Hoffnung hatten bereits frühere Seefahrer einzelne Inseln und Landspitzen aufgefunden; so hatte Cook den Auftrag, dieselben nochmals aufzusuchen, ihre Lage festzustellen, überhaupt alle Meere rings um den Südpol in den wenigen Sommermonaten der südlichen Erdhälfte, welche unserem Winter entsprechen, zu untersuchen; mit einbrechender kalter Jahreszeit sollte er nach dem Wendekreis zurückkehren. Fände er kein großes festes Land, so sollte er so nahe als möglich am Südpol ostwärts laufen und so die Erblugel umsegeln. Unter allen Reisen um die Welt war diese Fahrt Cook's die erste von Westen nach Osten gerichtete.

Zwei Schiffe standen unter Cook's Führung; das größere, Resolution, mit 112 Mann, befehligte er selbst, das kleinere, Adventure, mit 81 Mann, Kapitän Journeaux. Einige Sternkundige, ein Maler und unsere beiden Forster als Naturforscher und Gehülfsen, machten die Fahrt mit. Außer den nothwendigen Lebensmitteln, Wasser, Salzfleisch und Erbsen, rüsteten sich die Schiffe für die lange Fahrt durch das große einsame Südmeer reichlich aus mit Fässern voll Sauertraut, Malz und mit Fleischbrühtafeln, Nahrungsmitteln, welche sich zur Heilung der gefährdeten Schiffskrankheit, des Scharbods, sehr wirksam erwiesen.

Die Reisenden landeten zunächst auf dem paradiesischen Madera, den kanarischen Inseln, den Inseln des grünen Vorgebirges, durchschnitten den südlichen Theil des atlanti-

schen Ozeans, und betraten Ende Oktober in der Kapstadt die Südspitze von Afrika. Hier wurden die Schiffe ausgebessert, frische Lebensmittel an Bord genommen. Forster benutzte die drei Wochen des Aufenthalts zu eingehenden Untersuchungen über das Kapland.

Am 22. November segelte das Schiff von der Kapstadt ab, nach Süden zu, den vermutheten Südkontinent aufzusuchen. Es war eine höchst beschwerliche, tief einsame Fahrt durch ein unbekanntes, von Stürmen aufgewühltes Meer; die Laue und Segel waren mit Eis bedeckt; nur Seewegel und Wallfische zeigten sich dem Blick, nirgends festes Land; das weitere Vordringen nach Süden ward durch feste Eissfelder verhindert; im dichten Nebel ging die Adventure verloren. So fuhr sie volle vier Monate durch das unwirthbare Meer, ihre einzige Unterhaltung die Jagd auf allerlei Seegethiere, die seltsamen Formen des Treibeises, das Aufblitzen des Südblickes. Endlich verzichtete Cook für diesen Sommer auf die weitere Fahrt und segelte nordwärts; am 26. März 1773 landete die Resolution an der Küste von Neuseeland, deren wilde Natur die Reisenden mit Wonne begrüßte.

Durch Pflanzenkost und den Aufenthalt auf festem Lande waren die Kranken bald hergestellt; auch die Adventure fand sich in dem verabredeten Hafen ein. Anfangs Juni traten die Schiffe die weitere Reise nach Norden an. Mit besonderer Ausführlichkeit und Wärme schildert Forster den Aufenthalt auf dem wundervollen Tahiti und auf den Gesellschaftsinseln. Nach vier Monaten des erquickenden Verweilens unter dem herrlichen Klima und der sanften Bevölkerung der tropischen australischen Inseln wandten sie sich im Oktober weiter südwärts, die Entdeckungsfahrt im Eismeer auf's Neue zu beginnen. Bei einem Sturm verloren die Reisenden abermals die Adventure, und betamen sie auf die ganze Fahrt nicht mehr zu sehen.

Von November 1773 bis Ende Februar 1774 währte wieder die fruchtlose und unerquickliche Fahrt durch die südlichsten Breiten des stillen Meeres. Eis, Nebel, Stürme, eine ungestüme See umgaben drei Monate lang das Schiff; der Blick schweifte über das endlose öde Meer, über endlose schwimmende Eissflächen; schwere Erkältungskrankheit stellte sich ein; die verdorbene Nahrung, das ewige Salzfleisch, fauler Zwieback, geschmolzenes Eiswasser machten einen großen Theil der Schiffsmannschaft krank, am Scharbod, welcher sich in Fäulnis des Zahnfleisches, Foderwerden der Zähne, schmerzhaften Fleden und Geschwülsten über dem ganzen Körper, einer allgemeinen Verderbnis der Säfte äußert. Auch Georg Forster ward davon befallen; Kapitän Cook erkrankte bedenklich. Endlich etwa in der Gegend des Kap Horn, der Südspitze von Amerika, wendeten sie um gegen Norden, und betraten nach Monaten schwerer Entbehrungen das Land wieder auf der einsamen und steinigten Osterinsel. Sie bot längliche Erfrischung, aber wenige Tage warmen Himmelsstriches und besserer Nahrung genügten doch, um die Kranken leidlich herzustellen zu weiterer Fahrt.

Die Sommermonate des Jahres 1774 verbrachten die Reisenden in bequemer Fahrt durch die südlich vom Aequator gelegenen Inselgruppen, die Marquesas, das herrliche Tahiti, die Gesellschafts- und Freundschaftsinseln, die neuen Hebriden, Neulaledonien, und gelangten, stets nach Westen fahrend, im Oktober wieder nach der Küste von Neuseeland. Von hier aus begann nochmals die Fahrt durch das südliche Eismeer sturmschnell in wenig Wochen bis zum Kap Horn. Cook berührte das unwirthbare Feuerland, entdeckte Süd-Georgien und einige andere im entseßlich rauhen Südmeer gelegene Inseln. Endlich, etwa Neujahr 1775, hatte das Schiff seine Aufgabe erfüllt; mit unendlicher Wonne sahen die Reisenden den Kiel wieder nordwärts gerichtet. Ende Januar traf das Schiff bei der Kapstadt ein, wo die vielgeprüften Seefahrer sich nach langer Frist wieder an europäischer Kost erlabten und von der gewaltigen Anstrengung kräftigten. Ende April verließ die Resolution den Hafen der Kapstadt,

befuchte St. Helena, von welcher Forster eine keineswegs ungünstige Schilderung macht, das furchtbar öde Ascension, die regierenden Agoren. Am 29. Juli 1775 betraten die Reisenden zu Spithead den Boden von England.

Drei Jahre achtzehn Tage hatte die Seereise gewährt; unter unfäglichen Mühseligkeiten und Entbehrungen hatte Kapitän Cook die einsamen Meere am Südpol durchforscht und nachgewiesen, daß wenigstens in der südlichen gemäßigten Zone kein großes Festland liege, wie man bis dahin angenommen hatte. Fahrten um die Welt waren damals noch sehr seltene und gewagte Unternehmungen; es hatte daher diese Reise für Forster den besonderen Nutzen, daß er nicht allein seine Kenntnisse und seinen ganzen Gesichtskreis mächtig erweiterte, sondern auch durch die Verknüpfung seines Namens mit demjenigen des gefeiertsten Erdumseglers noch in jungen Jahren großen Ruhm gewann; eine schlimme Ausbeute der Reise war freilich jene bössartige Verderbnis der Säfte, der Scharbock oder Scorbut, welcher Forster lebenslang in verschiedener Gestalt quälte und ihm einen frühen Tod bereitete.

Als bald nach der Rückkehr begann Reinhold Forster die Ausarbeitung seines Reiseberichts; derselbe fand ungeachtet wiederholter Versuche keinen Beifall, und schließlich ward ihm der Auftrag völlig entzogen. Zum Glück hatte er seinen Sohn zum Reisegefährten gehabt, welcher durch keinerlei Verpflichtungen gebunden war. So arbeitete Georg Forster nach seinen und seines Vaters Tagebüchern diese Reisebeschreibung aus, welche mit überraschendem Erfolge den Ruf des geistvollen jungen Mannes begründete. Und es ist in der That noch jetzt ein anziehendes Buch durch die kluge Beobachtung, die Frische vornehmlich der landschaftlichen und Völker schilderungen, das ernste warme menschliche Gemüth, womit er das nicht selten unverantwortliche Benehmen der „gebildeten“ Europäer gegen die „Wilden“ beurtheilt, von der dauernden Berührung der Beiden alle jene Nachteile voraussetzt, welche seitdem leider eingetroffen sind. Dabei ist die Sprache flüßig, klar, von einer zu jener Zeit in wissenschaftlichen Werken selten vorhandenen Eleganz, ohne doch entfernt in philosophische Schönrederei zu verfallen. Das Buch macht seinem jugendlichen Verfasser alle Ehre und erklärt zur Genüge, wie es hinreichte, um ihm einen geachteten Platz zugleich unter den deutschen Schriftstellern und Gelehrten anzuweisen.

Die nächsten Jahre verwandte Georg Forster auf die Ausarbeitung seiner erst englisch 1777, in deutscher Sprache 1779, erschienenen Reisebeschreibung, machte Herbst 1777 einen Ausflug nach Paris, um eine französische Ausgabe seines Werkes vorzubereiten und einen Theil seiner Seltensheiten zu verwerthen. Er machte bedeutende Bekanntschaften; mit bedeutend vermehrten Geldmitteln scheint er nicht zurückgekehrt zu sein; der Vater gerieth immer tiefer in Schulden, schließlich sogar in das Schuldgefängnis; so mußte Georg im Oktober 1778 abermals auf das Festland reisen, für den bedrängten Vater Geld und womöglich eine Stelle aufzufinden.

Ueber Holland ging er nach Düsseldorf, wo er die Bekanntschaft Jakobi's machte, und damit in den Kreis der großartigen Gestalten des damaligen deutschen Schriftstellerlebens eingeführt ward. Als er in Kassel sich um eine Stelle für den Vater bemühte, sah er sich getäuscht, ward aber selbst von dem Landgrafen zum Professor der Naturgeschichte an dem sogenannten Karolinum ernannt, einer jener höheren Residenzschulen, wie sie damals mehrfach, als Konkurrenz für die Landeshochschulen, von den Fürsten begünstigt wurden; war es ja doch das Zeitalter auch der stuttgarter Karlschule. Die weitere Reise nach Göttingen, Braunschweig, Berlin und Dessau erweiterte nicht allein ungemein den Kreis von Forster's Bekanntschaft, sondern er hatte auch Gelegenheit, zu Geldspenden für den Vater anzuregen, die ihn aus dem Schuldgefängnis befreiten; besonders die Freimaurerlogen betheiligten sich lebhaft auf die Verwendung des Herzogs von Braunschweig; außerdem ward ihm auch zu Halle eine Professur zugesagt, welche Reinhold Forster 1780 antrat und bis zu seinem Ende 1798 bekleidete.

Georg Forster verweilte zu Kassel bis Frühjahr 1784, fünf Jahre lang. Die reizende Gegend sagte ihm zu, er hatte wenig Zuhörer und Vorlesungen, er zählte unter seine Freunde den berühmten Geschichtsschreiber Johannes Müller und den trefflichen Anatomen Sömmering. Und doch wußte er sich nicht recht heimisch zu finden. Es fehlte ihm an wissenschaftlichem Leben, an Büchern, und ungeachtet verschiedener Vorschüsse und Zulagen, welche seinen Gehalt rasch zu der damals beträchtlichen Höhe von 800 Thalern steigerten, allezeit an Geld. Die Rosenkreuzerei, der er sich mit schwärmerischem Eifer gewidmet hatte, erkannte er zu seiner tiefen Demüthigung in ihrer Inhaltlosigkeit. Sein Briefwechsel befundet, bei aller Tüchtigkeit und allem Ernste, tiefe Seelenkämpfe und Aergernisse, und dazu mochte sich gesellen der aus dem ruhelosen Jugendleben wohl erklärliche Drang nach Veränderung und stets neuer Anregung. Als ihm daher Ausgangs 1783 die Stelle eines Professors der Naturgeschichte an der polnischen Hochschule zu Wilna angeboten ward, so nahm er dieselbe rasch genug an, mit jener Lebhaftigkeit des Sanguinikers, welcher das Unbekannte stets rosig sieht, freilich um gemeinlich nur desto leibigere Enttäuschung zu finden. Der Gehalt erschien sehr lochend, und allerlei Herrlichkeiten wurden in Aussicht gestellt, kurz, Forster nahm an, so sehr die Freunde die Köpfe schüttelten zu den samatischen Aussichten. Im April 1784 schied er von Kassel; in Göttingen ward er um Theresie, die Tochter des als Alterthumsforscher gefeierten Professors Heyne; der vorsichtige Vater wünschte, daß die Sache vorderhand noch in der Schwebe bleibe; doch unterhielt Forster fortan einen lebhaften Briefwechsel mit seiner Theresie, welcher freilich, dem unfertigen Verhältnisse entsprechend, wohl sehr ernst und inhaltreich aber keineswegs bräutlich-felig genannt werden kann. Langsam, mit dem Umwege über Halle, Freiberg und Prag ging er nach Wien.

Von Forster's Erscheinung in jener ersten Zeit ihrer Bekanntschaft gibt Theresie folgende Schilderung: „Seine Persönlichkeit vermehrte das Interesse, das er als Weltumsegler einflößte; nicht weil er hübsch war — seine ursprünglich regelmäßigen Züge waren durch die Kinderblattern eingeschrumpft und mit Narben bedeckt; der heftige Scorbut, den er auf seiner Seereise erlitten, und von dem die Masse seiner Säfte auf immer angestrichen war, hatte das Weiße seiner Augen gefärbt und seine Zähne gänzlich verdorben; aber sobald er durch das Gespräch belebt ward, erhielten seine Züge den mannigfachen Ausdruck, und kaum sah ich je ein Gesicht, das durch Geist und Empfindung einer größeren Verschönerung und eben auch des Gegentheils fähig gewesen wäre. Ein Ausdruck von Bescheidenheit und Sicherheit zugleich gab ihm den Anstand der besten Gesellschaft, so daß er in dem geistvollsten Zirkel gefiel, und im vornehmsten an seinem Plage war. Unaufgeregt sprach er nicht, aber sobald er von einer Idee erwärmt war, drückte er sich, nicht im Deutschen allein, sondern auch im Englischen und Französischen, mit so viel Leichtigkeit und in so klarem Zusammenhang aus, daß seine Unbehüllichkeit, auf dem Lehrstuhle zu sprechen, gar nicht zu erklären ist. Sein Betragen im engen Familienkreis war immer so fein und gesittet, wie in der Gesellschaft. Nie hörten die Seinen ein rauhes Wort von ihm, nie vernachlässigte er seine Kleidung, sein Zimmer, noch veräuerte er die Aufmerksamkeit eines Mannes von seinem Ton gegen weibliche Bekannte. Bei diesem höchst gebildeten Betragen bezeugte er die gütvollste Theilnahme an fremden Schicksalen, wurde leicht heimisch im engern Kreise, und machte keine Art von gesellschaftlichen Ansprüchen. Dafür hatte er aber auch das Glück einer Art unschöner Männer, daß ihm die Frauen auf halbem Weg entgegen kamen, was ihm bei seinem sehr weichen Herzen stets den Genuß einer gesteigerten Freundschaft gewährte.“

Der Aufenthalt in dem lebenslustigen Wien, wo der berühmte Weltfahrer eine bewundernde Aufnahme fand, that ihm sehr wohl. Er verkehrte in hochadeligen Kreisen, ward dem Fürsten Kaunitz vorgestellt, sogar der Kaiser Joseph II. empfing ihn sehr huldreich, entließ ihn aber mit den Worten,

er werde nicht in Polen bleiben. Nachdem er so noch einmal in der Kaiserstadt deutsches Leben und Wohlbehagen in vollen Zügen genossen, auch mit den begabten schriftstellerischen Köpfen der josephinischen Aufklärungszeit Tage anziehenden geistigen Verkehrs verlebte, langte er im September in Polen an, wo freilich der Gegensatz ihn höchst unangenehm berühren mußte. Er ward nach Grobno beschieden, wo der König eben dem Reichstage beizuhohnte. Forster hatte hier Gelegenheit, das Getöse des ausnahmsweise friedlichen polnischen Reichstags mit zu genießen; der König war ihm persönlich sehr artig; auch andere hochadelige Herren und Frauen nahmen ihn freundlich auf; aber diese mit Prunk überdeckte Leere, der gänzliche Mangel wissenschaftlichen Lebens, die Ueberhebung und Vergnügungssucht der Hohen,

die Gemeinheit und hündische Kriecherei der Niederen, all' dieses Gewirre von Barbarei und oberflächlich aufgetragener Eleganz, welches wir kurz „polnische Wirthschaft“ nennen, fiel ihm schwer auf's Herz.

Nicht besser ging es in Wilna. Die Hochschule in kläglichem Zustand, alle wissenschaftlichen Einrichtungen, Büchersammlung, Pflanzengarten ärmlich ausgestattet, unordentlich; Vieles gar nicht vorhanden. Die Professoren, „armselige Schächer“, eine zusammengewürfelte Gesellschaft von Polen, Deutschen, Italienern, Franzosen; nur der Arzt Langmeier, ein Ungar, schien ihm des Umgangs werth. Der hohe Adel schloß sich zwar keineswegs ab, und Forster weiß viel zu berichten von etlichen Gräfinnen, mit welchen er Bekanntschaft machte; aber was hilft ihn dieser Adel, dessen Hauptunter-



Georg Forster.

haltung das Spiel ist, und der sicherlich den deutschen Gelehrten höchstens wie eine Art von Meerwunder aus der Südsee vorübergehender Artigkeit würdigt.

(Fortsetzung folgt.)

Edles Blut und schwarzes Gold.

Novelle
von

Hermann Breusing.

Der Hauptmann von Werning war im höchsten Grade mißvergnügt. Er hatte sich auf den Viehhandel gelegt und

war recht herzlich schlecht dabei gefahren. Das erste Thier, was er sich für sein baares Geld angeeignet, hatte beim Melken mit solcher Ausdauer und Entschlossenheit um sich geschlagen, daß sich die Mägde mit eben solcher Entschiedenheit geweigert hatten, ihr mit dem Melkeimer nahe zu kommen. Das zweite hatte allem Anscheine nach ganz vorzügliche Milch gegeben, aber trotz aller Anstrengung und ungeachtet aller bekannten und geheimen Mittel lieferte die Sahne keine Butter, sondern blieb zerarbeitete Sahne. Und das Dritte, ein prachtvolles Stück Rindvieh, was er erst gestern auf einem benachbarten Jahrmärkte eingetauscht, sollte nun gar blind sein. So behauptete wenigstens der Knecht, der die Kuh hatte nach Hause führen müssen. Der Hauptmann bewies sich natürlich hartnäckig ungläubig, und verhöhnte zum Ueber-

flusse die angebliche Dummheit des Burschen. Allein jetzt trat auch die Viehmagd der Ansicht des Anechtes bei. Umsonst berief sich der Herr auf die klaren, glänzenden Augen seiner Errungenschaft. Seine beiden Gegner trugen ein Duzend tatsächliche Beweisgründe für ihre Ueberzeugung vor, denen in ihrer Gesamtheit mit Fug nicht zu widersprechen war.

Merning hatte einige Jahre im Felde gebient, und nach geschlossenem Frieden seinen Abschied, mit dem Titel als Hauptmann, genommen, um, selbst arm, ein armes Mädchen heirathen zu können. Freilich besaß und bewohnte er ein mäßiges, seit Jahrhunderten in den Händen der Familie befindliches Landgut, aber dieß Eigenthum war fast bis zu seinem vollen Werthe mit Schulden belastet. Nur durch die Verwendung seines Gnadengehaltes zur Zinszahlung und durch sehr sparsame und sorgfältige Wirthschaft hatte er es zu halten vermocht. Da er selbst vom Landbau wenig oder gar nichts verstand, so hatte er die besondere Sorge für denselben und was damit zusammenhängt bis in die letzte Zeit Verwaltern anvertraut. Erst ganz kürzlich hatte er angefangen, selber und Vieh unter seine persönliche Aufsicht und Obhut zu nehmen. Seine Ehe war übrigens eine glückliche. Von mehreren Kindern lebten ihm indeß nur eine erwachsene Tochter und ein jüngerer Sohn, den er zum rechtsgelehrten Beamten zu erziehen beabsichtigte.

Von Neuem ging er jetzt eben nach dem Stalle, um die unglückselige Kuh zu betrachten und sich bei ihrem Anblicke einzureden, daß sie gerade so gut sehen könne wie jede andere. In die Thüre tretend bemerkte er mit der geschärften Sehkraft des Kegers ein Paar hosenbelleidete Beine und bestieselte Füße oben auf der Leiter, welche zum Boden führte, mit großer aber erfolgloser Behendigkeit verschwinden. Es verstand sich von selbst, daß seine Gedanken sofort eine andere Richtung nahmen, und unter dem Einflusse seines Bewußtseins als Hausherr und Familienvater das zornige Verlangen in ihm aufstieg, den Eigner dieser unteren Gliedmaßen mit bösem Gewissen, wie die Flucht bewies, in Augenschein zu nehmen und kennen zu lernen. Mit zurückgeworfenem Kopfe und geschwellten Nasenflügeln kletterte er im Doppelschritte die Leiter hinan, riß, oben angekommen, die grauen Augen weit auf, um in dem nur durch grelle Lichtkegel aus den Dachziegelfenstern blendend unterbrochenen Zwielichte die dunkle Gestalt zu mustern, welche in einiger Entfernung vor ihm stand, und brach dann in den erbittertesten Ausruf aus: „Was Teufel, Herr, was haben Sie hier zu schaffen?“ — „Ich wollte — ich hörte —“, stammelte der Angeredete, ein ansehnlicher junger Mann mit gesundem, ehrlichem Gesichte, eben der letzte Verwalter auf dem Hofe, dessen sich der Hauptmann ganz plötzlich entleibt hatte, ohne daß die Diensthofen und Andere trotz allen Rathens und Spurens die eigentliche Ursache der eiligen Trennung mit Sicherheit aufzufinden vermocht hätten. Er war verlegen genug. „Ich wollte, ich hörte“, höhnte der Hauptmann, bei dem die anderweite Mißstimmung der neuen Entrüstung zusammenfloß, um den gegenwärtigen Gegenstand zu überfluten. „Heucheln und Schleichen, das können wir; aber sich wie ein ordentlicher Kerl von Leuten fern halten, denen man zuwider ist, das können wir nicht.“ Der Andere hielt sichtlich gewaltig an sich, aber seine schlaffe Haltung war verschwunden, seine Stirne glühte. „Sie wissen, Herr Baron“, erwiderte er bestimmt, „daß Sie die Unwahrheit sagen. Schleichen und Heucheln ist nie meine Sache gewesen. Ich brauche den Grund meiner Anwesenheit hier nicht zu verschweigen. Mir wurde mitgetheilt, daß Sie Unglück mit einer Kuh gehabt hätten. Und ich kam, um mich von der Thatsache und ob keine Hülfe möglich sei, zu überzeugen.“ Die Zurechtweisung besänftigte den Hauptmann eben nicht. „Ich verbitte mir aber Ihre Theilnahme“, versetzte er hochfahrend. „Ruhagen, Mädchenaugen; Sie brauchen weder nach den einen, noch nach den andern zu sehen.“ — „Wenn der eine Ihrer Ausdrücke sich auf Ihre Fräulein Tochter bezieht“, wurde stolz entgegnet, „so

bemerkte ich Ihnen, daß selbst die Königin dem Oeringsten ihrer Unterthanen nicht wehren kann, in Ehrfurcht und Liebe zu ihr aufzubliden.“ — „Bliden Sie so viel Sie wollen, nur, wenn ich bitten darf, aus gehöriger Entfernung.“ — Es ist dieß ein sehr ungeeignetes Empfangszimmer“, fuhr der Hauptmann schneidend fort, „und mir fehlt die Neigung, die Ehre des Zusammenseins mit Ihnen in gewünschter Weise zu würdigen. Guten Morgen.“ Jetzt war es an dem jungen Manne, den Kopf in den Nacken zu werfen. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen, seine Lippen zuckten. Aber nochmals bezwang er sich. Doch vermochte er kein Wort hervorzubringen. Lautlos, ohne Gruß, ging er festen Schrittes nach der Leiter, stieg sie, zwei Sprossen auf einmal nehmend, gemessen hinab und entfernte sich durch die Stallthüre. Bestroffen und durch das unabwiesbare Gefühl, daß er im Nachtheil geblieben sei, bedrückt, starrte der Hauptmann einige Pulschläge lang dem Scheidenden nach, und kletterte dann auch seinerseits, das Gesicht gegen die Leiter gewendet, vorsichtig hinunter. „Eingebildeter Lasse“, murrte er vor sich hin. „Das ist er wohl nun eigentlich nicht. Und doch. Wenn er auch ein tüchtiger Kerl ist und sein Fach aus dem Grunde versteht — ja, das muß ihm der Reid lassen — er soll bei seinen Bauerntrien bleiben, und sich nicht in meine Familie eindrängen. Aber ich will ihm das Handwerk schon legen.“ Mochte die Kuh blind sein oder nicht, für jetzt war er nicht mehr zur erneuerten Unterjochung dieses Uebelstandes aufgelegt. Es handelte sich für ihn darum, ob er selbst gesunde Augen habe oder nicht. Auf gangbarem Boden angelangt, begab er sich mit rascheren Schritten wie gewöhnlich zu seiner Frau, um ihr das Begegniß mitzutheilen. Die Dame saß noch am Frühstückstische im Wohnzimmer, einem sehr bescheidenen Gemache mit Vorhängen von großblumigem Kattun und ganz gleichen Bezügen über die Stühle und die vorhandenen beiden Divans. „Denke Dir“, rief er noch in der Thüre. — „Nun, was denn?“ fragte die Gnädige, welche, im Gegenjaze zu ihrem hageren Gatten mit den trockenen harten Zügen, sehr wohl gerundet und mit einem glänzenden vollen Angesichte ausgestattet war. „Da habe ich eben den Wiggers im Stalle abgefaßt.“ — „Und was that er da?“ Es mußte härter kommen, ehe sie sich in ihrer Behaglichkeit stören ließ. — „Wie er angab, hatte er nach der Kuh sehen wollen. Doch darum ist es ihm nicht zu thun.“ — „Warum nicht? Er hat immer viel Aufmerksamkeit und Eifer in Bezug auf unsere Angelegenheiten bewiesen. Wir haben nie einen tüchtigeren und sorgsameren Verwalter gehabt.“ — „Ach was. Er läuft dem Mädchen nach.“ — „Ja, was soll ich dazu sagen? Ich habe nie etwas Verdächtiges bemerkt.“ — „Weil Du den ganzen Tag im Hause und Zimmer sitzest, meine Liebe. Ich komme überall und achte auf Alles.“ Die Gnädige warf leicht hin, aber in wohlwollender Weise die Lippen auf. „Aber Julie streitet auch ganz entschieden alle und jede näheren Beziehungen zwischen ihr und Wiggers ab“, sagte sie. „Und es ist doch wohl ganz erklärlich und bedeutungslos, daß ein junger Mann in unserem Brode der Tochter des Hauses Rücksichten und Zuorkommenheiten erzeigt. Ich bleibe dabei, Du hast voreilig gehandelt, als Du ihm so Knall und Fall den Stuhl vor die Thüre settest. Ein Anderer würde die plötzliche Verabschiedung auch nicht so ruhig hingenommen haben. Wir hätten mindestens für Kost und Lohn aufkommen müssen, und würden noch zum Ueberflusse in der ganzen Gegend umhergetragen.“ — „Gerade diese Ruhe ist eben ein Beweis für meine Behauptung. Sie ist ohne die mächtigsten Beweggründe gar nicht denkbar. Und soll ich mein Kind dem Bauernlummel an den Hals hängen?“ — „Ach, Geld ist eine sehr angenehme und nützliche Sache. Wir leben in einer schwierigen Zeit. Ich habe noch kürzlich wieder in den Zeitungen herbe Ausfälle gegen den Papieradel gelesen. Was sind wir denn mehr? Der bloße Name wiegt nicht schwer für die Nothdurft des Lebens. Bitte, ereifere Dich nicht. Ich kann mich einmal nicht gegen Erscheinungen verschließen, die sich immer wiederholt gewalt-

sam ausdrängen. Und neben dem vollen Ständebewußtsein habe ich ein Mutterherz. An Wiggers' Persönlichkeit wäre wenig auszusetzen. Nur ist sein Vermögen nicht bedeutend genug. Wenn er einen Hof erbt, wie den Meierhof zu Bolkern, — ich wüßte wahrhaftig nicht, ob ich mir nicht zu einer Verbindung Glück wünschte, die uns von der drückenden Schuldenlast befreite und unserem Eduard die Bahn zum Fortkommen ebnete." Die Frau war bei weitem klüger als der Mann. „Und ich würde nie damit einverstanden sein!" rief der Letztere heftig. „Wir brauchen uns deshalb nicht zu zanken," bemerkte sie gelassen. „Es fehlt an allen Voraussetzungen, die ich erwähnte. Vor Allem stehen Wiggers und Julie sich fern genug. Für Deinen Argwohn kannst Du keine einzige Thatfache anführen." — „Ach, die Augen, die Augen — die haben es mir verrathen." — „Lieber Freund, mit der Beurtheilung von Augen hast Du kein Glück," sagte sie gutmüthig. Durch die Anspielung getränkt, wendete er sich ab, als gerade seine Tochter, von der die Rede gewesen war, hereintrat, ein schlankgewachsenes blondes Frauenbild mit frischen Farben und offenem heiteren Gesichte, in dessen Zügen Güte und Mitgefühl sich unverkennbar ausdrückten. Um den Gatten zu begütigen, rief die Mutter dem Mädchen sofort entgegen: „Julie, das geht nicht!" Die Betonung sollte einen Vorwurf enthalten, allein die Wirkung wurde durch ein eigenthümliches Zucken der Mundwinkel, das fast wie Lächeln aussah, verfehlt. „Was geht nicht!" erwiderte das Fräulein wohlgelaunt. „Bitte, Mama, löse mir gleich dieß unauf lösliche Räthsel." — „Wiggers ist hier gewesen." — „Und was hat das mit mir zu thun?" — „Er kommt Deinetwegen," brummte der Hauptmann. — „Mir sehr angenehm," versicherte sie mit anmuthiger Verneigung. — „Was?" Die Ueberraschung schloß ihm den Mund, aber seine Augen funkelten. — „Warum nicht? Als ob junge Mädchen es übel nehmen, wenn junge Männer ihnen huldigen. Mama, sage die Wahrheit, hast Du's nicht eben so gemacht?" Sie sah erstaunlich arglos, fast einfältig aus. Die Mutter schwieg; ihre Mienen zeigten eben nicht von Erbitterung; der Vater dagegen erwiderte mit Nachdruck: „Wenn die Herren danach sind. Es kann Dir aber unmöglich schmeichelhaft sein, daß ein untergeordnetes Wesen Dich anders als mit der geziemenden Ehrfurcht anblickt. Du aber ermunterst den Menschen, Du hebst die Entfernung zwischen euch absichtlich auf. Ich habe Dich beobachtet. Eure Augen haben sich verstehen gelernt." — „Mein Gott, was mir nicht Alles aufgebürdet wird," versetzte sie beleidigt. „Soll ich mich unsichtbar machen? Kann ich Jemanden hindern, daß er mich betrachtet? Mehr hat er sich nie herausgenommen, und ich kann doch auch nicht wie ein dummes Gänschen immer mit den Augen an meinen Fußspitzen leben." — „Du sollst ihn zurückschicken, ihm ausweichen." — „Zurückschicken, — das ist Deine Sache, Papa. Verbiete ihm das Haus. Ausweichen, — ich suche ihn nicht auf, allein weglassen, wenn er mir begegnet, das wäre zu albern, zu lächerlich. Was sollten die Leute davon sagen? Und er müßte ja denken, daß ich ihn fürchte. Sieh', Papa, so bist Du immer. Was Du Dir einbildest, das soll ich entgelten. Ich weiß nun zufällig, weshalb er hier gewesen ist. Georg hat ihn gebeten, die Auh zu untersuchen, die Du gekauft hast. Und nun Wiggers gutmüthig genug ist, trotz der Kränkung, die Du ihm zugefügt hast, Dir seinen Beistand nicht zu versagen, so wird mir die Ehre unverdienten Argwohn's, unverdienten Vorwurfs zu Theil. Das ist unrecht von Dir, Papa." Sie hatte mit immer größerem Eifer gesprochen. Ihre augenscheinliche Unschuld setzte den Hauptmann in Verlegenheit. „Weßhalb suchte er sich denn zu verstecken?" murkte er. — „Und das soll ich verantworten? Weil Du ihn nicht leiden kannst; weil er sich vielleicht der Schwäche schämt, die von Dir erfahrenen Beleidigungen schon verziehen zu haben. Was weiß ich! Aber es ist abscheulich, Papa, wie Du mich behandelst." Sie brach in lautes Weinen aus. Jetzt war der Hauptmann ratlos. Er glaubte ihr nicht, wußte sie

nicht zu überführen und fühlte sich ergriffen von ihrem Schmerz. „Da bringe man einmal die Wahrheit an das Licht," seufzte er. „Ihr Weiber seid immer die gekränkte Unschuld. Macht man euch Vorhalte, so seid ihr im Handumdrehen die Ankläger." —

Die gnädige Frau mochte keine Thränen leiden. Sie wurde dadurch in ihrer Behaglichkeit gestört. „Es liegt wahrhaftig kein Grund vor," nahm sie im Tone des Tadel's das Wort, „Deine leeren Vermuthungen in Verlegungen für uns zu verwandeln. Erspare uns Deine Verdächtigungen und Vorwürfe, bis Du sie auf Thatfachen stützen kannst, mein Freund." Der Familienvater wußte, daß er einer Bereinigung der beiden Frauen gegenüber auch gar nichts ausrichten könne. Er ergab sich in sein Schicksal, vorläufig schweigen zu müssen, und bestätigte seine Einsicht sofort, indem er sich schweigend entfernte. „Nun laß einmal die Hiererei," sagte die gnädige Frau zu dem Mädchen, sobald sie allein waren; „Du weißt, ich kenne das und halte nicht viel davon. Sei aufrichtig; was hast Du mit Wiggers?" — „Ich? Mama, träumst Du?" Die tummervoll verzogene Miene machte dem Ausdruck des einfältigsten Erstaunens Platz. Das Schluchzen hatte bereits bei den ersten Worten der Mutter aufgehört. „Du brauchst Dich so gefährlich nicht zu haben," wurde etwas mißmüthig entgegnet. „Ich wollte nur vernünftig mit Dir über die Sache sprechen. Mir kannst Du vertrauen; ich bin vorurtheilsfrei." —

Die verlangte Hingabe an das Mutterherz lag aber nicht in dem Willen oder in der Möglichkeit von Fräulein Tochter. Sie antwortete gepreßt. „Da fängst Du auch an mich zu quälen. — Ich wollte gerne belennen, wenn ich nur etwas mitzutheilen hätte. — Wiggers' Aufmerksamkeiten haben mir wohlgethan — wir leben hier ja so einsam, von allem Verkehr mit der Welt abgeschnitten — das ist Alles. — Kannst Du mir irgend eine Unziemlichkeit, eine Annäherung nachweisen, Mama?" Die gnädige Frau schüttelte den Kopf. — „Es ist nicht so, wie es sein sollte, das lasse ich mir nicht ausreden," lautete ihr Bescheid. „Du solltest mir immerhin beichten. Unter Umständen wäre ich gar nicht abgeneigt, meine Einwilligung zu Deiner Verheirathung mit einem Bürgerlichen zu geben." — „Mama, ich habe nichts zu gestehen. Glaube mir doch. Und ich denke auch noch gar nicht daran, Dich zu verlassen. Du bist mir immer eine liebe Mutter gewesen, und ich komme mir noch viel zu jung vor, um mich von Dir trennen und ohne Deine Leitung leben zu dürfen. Sei gut, Mama, und peinige mich nicht mit grundlosen Anschuldigungen." Die schmeichelnde Verurufung an das mütterliche Gefühl hatte Erfolg. Die gnädige Frau schüttelte nur noch einmal den Kopf und entließ das Mädchen mit einem Auftrag für die Küche.

Julien's Zimmer befand sich im oberen Stod des Hauses. Vor dem Fenster des dahin führenden Gartens erhob sich ein hoher, breitästiger wilder Kastanienbaum. Es war eine stille, laue, duftige Nacht. Das Mädchen lehnte in dem geöffneten Fenster und sprach mit Jemanden, der ihr gegenüber im Dunkel der Zweige und Blätter seinen zeitweiligen Aufenthalt genommen hatte. „Habe keine Sorge, August," sagte sie flüsternd, aber doch vernehmlich, „mich scheidet nichts von Dir. Ich habe von meiner Kindheit her nicht anders gewußt, als daß wir zusammengehören. Im Walde trafen wir uns, auf den Feldern waren wir bei einander. Die Liebe, von der man in Romanen liest, begreife ich nicht. Das Schwelgen in Gefühlen und Empfindungen ist mir unverständlich. Aber mein ganzes Wesen ist von inniger Anhänglichkeit an Dich ausgefüllt. Ich muß mit Dir durch das Leben gehen. Und jeden Augenblick könnte ich kaltblütig mein Leben für Dich hingeben. Ich weiß, daß ich es kann." — „Ach, Du mußt nicht böse sein, wenn mich die Sorge erfasst," wurde in gleicher halblauter und doch scharf betonter Weise erwidert. „Ich fühle mich so niedrig, so klein, Dir gegenüber. Nein, versteh' mich recht. Was mich zur Empörung bringt, das ist das Schmeicheln und Heucheln,

zu dem ich mich hergebe. Ich weiß, daß ich Deiner werth bin, Julie; daß ich Dich ein ganzes langes Leben lang auf den Händen tragen werde. Wöchentlich, monatlich, am Schlusse jedes Jahres will ich Dich fragen, ob ich Alles gethan habe, was in meinen Kräften stand, um Dich glücklich zu machen, und meiner Eltern Fluch treffe mich, wenn Du nicht leuchtenden Auges meine Frage bejahen kannst. — Nur jetzt, — mußt die Achtung vor mir verlieren, — komme ich wie ein Fuchs auf eure Gründe, auf euren Hof, und — wie ein Fuchs werde ich davon gejagt.“ — „August, das ist es nicht, was mich bekümmert, mich berührt. Frage ich nach dem Scheine, nach Nebenumständen? — Ich will ein gebiegenes Dasein auf festem Grunde. Mich widert das glänzende Glend eines stolzen Mannes, alberner Selbstvergötterung an, dem die Mittel, die Verhältnisse nicht entspre-

chen. Wenn ich Dich auch nicht so ganz und gar lieb hätte, so wollte ich doch lieber die Frau des Hofbesizers Wiggers sein, die jede Anforderung ihrer bürgerlichen Stellung vollauf befriedigen kann, als ein überschuldetes, sogenanntes gnädiges Geschöpf, das sich Tag und Nacht über die Wahrung des äußeren Anstandes den Kopf zerbricht, und den werthlosen Flitter mit wirklichen Entbehrungen bezahlt.“ — „Dank Dir, dank Dir, daß Du mit dem zufrieden bist, was ich Dir zu bieten habe. O, ich will Dich auf den Händen tragen.“ — „Für diese Gefinnung brauchst Du mir nicht zu danken. Das ist einmal so. Ich theile mit Dir, was Du hast, und bin glücklich, daß es für alle Bedürfnisse in unserer Lage vollkommen ausreicht. — Aber ich trage eine andere Last, und die preßt mir zuweilen das Herz zusammen, daß es krampfhaft zuckt, und es gibt Zeiten, wo ich nicht vor den



Vor Juliens Fenster.

Spiegel zu treten wage, weil mich die Lüge daraus angrinset. Du sprichst von Schleichen; Du erfährst Kränkungen. August, trage sie für mich mit Geduld. Ich lohne Dir Alles. Du sollst ein treues Weib an mir haben. Aber ich — ich muß mich zur Lüge, zum Truge, zur Falschheit hergeben. Ich muß verbergen und abstreiten, was ich mit freier Stirn und offenem Auge verkünden möchte. Ich muß lügen, lügen, wenn die Rede von Dir ist; ich muß meine eigenen Eltern belügen, muß mich verstellen, muß täuschen. Sieh', das drückt, das peinigt mich. Und es ist einmal so, es kann nicht anders sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Heldengrab bei Wöbbelin.

Von
Eugen Wiese.

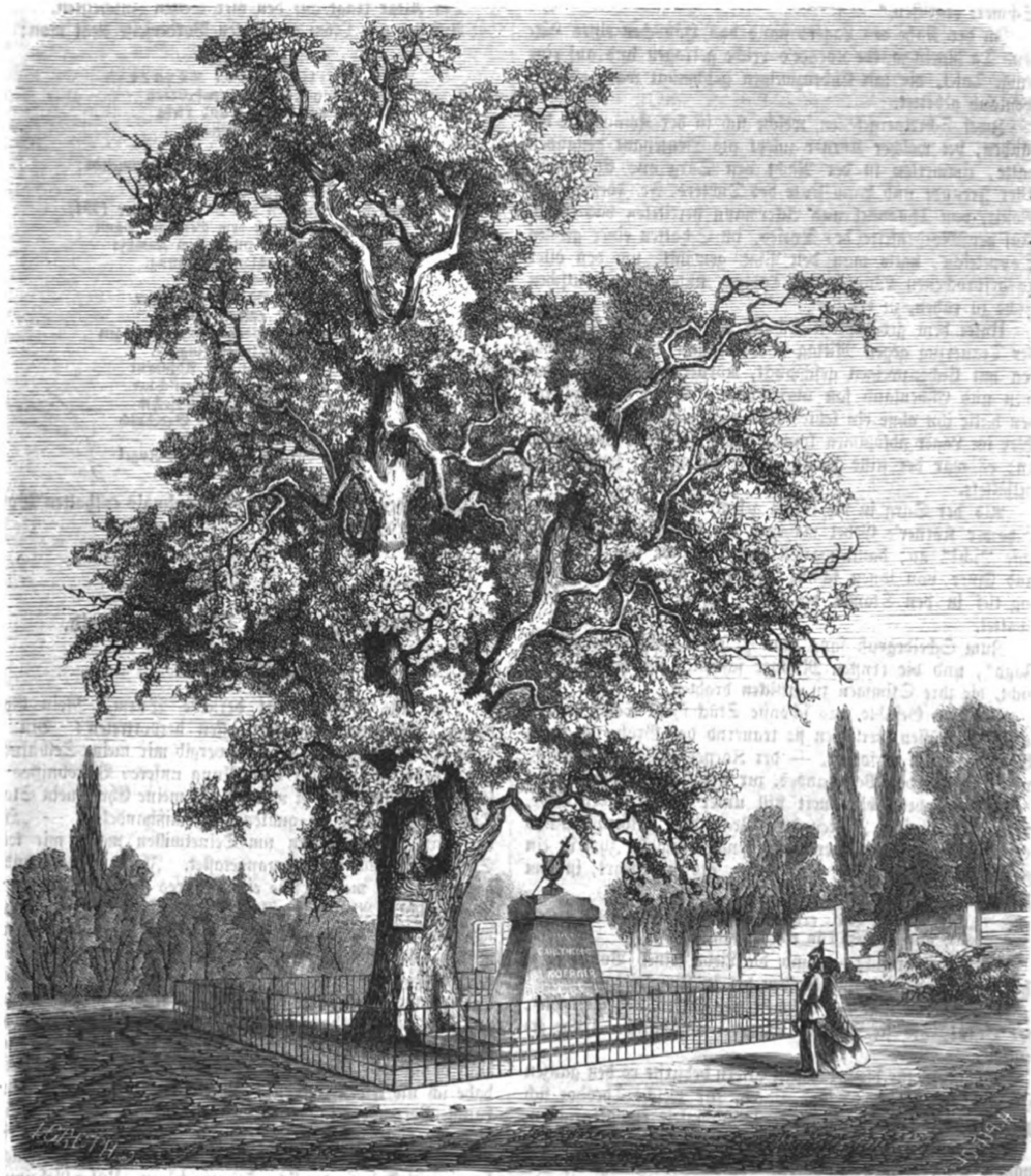
Fünzig Jahre sind es am 26. August, seit Theodor Körner sein Leben in dem Gehölze bei Wöbbelin, von feindlicher Kugel getroffen, in Friesen's Armen aushauchte. Der Säng' des heiligen Krieges starb den Heldentod auf dem Felde der Ehre — ein herrlich Loos, wie es nur Wenigen geworden, das dichterische Wort durch die That zu bekräftigen, den Erguß der Phantasie mit Blut zu besiegeln. Eine andere Feder hat vor einem Jahre in diesen Blättern den Tod des Helden geschildert. Wir führen die Leser heute an sein Grab, das am fünfzigsten Jahrestage patriotische Männer und Frauen

mit Lorbeerkränzen schmücken, mit Rede und Gesang auf's Neue weihen werden. Darum noch einmal das Bild des hohen Mannes in unserer Seele aufzufrischen, nahmen wir Julius Mühlfeld's treffliches Lebensbild (Anclam, W. Diepe) zur Hand, das uns in kräftigen und anschaulichen Zügen sein Leben vor Augen führt, und dem wir die Schilderung

der Stunden nach seinem Tode entnehmen, unsere Freunde anzuweisen, das Buch selbst zu lesen, das sie stolz macht, einer Nation anzugehören, die solchen Mann geboren.

Der Lützower Nagel schreibt in seinem Tagebuche:

„Der Schmerz lag auf Aller Gesichte. Jeder drängte sich zu Theodor's theurer Leiche mit Eichenlaub und Blumen.



Rörner's Grab bei Wöbbelin.

Der Erste unter Deutschlands Jünglingen, hatte er ein Leben voll Genuß und Glanz verlassen für des Vaterlandes Sache. Er fiel, ein Sühnopfer für Aller Schuld; das Theuerste und Höchste mag nur das Theuerste lösen."

Man hatte die Leichen der gefallenen Kameraden auf Wagen gelegt und führte sie, sammt den eroberten Wagen und Gefangenen, in das Lager der Lützower bei Wöbbelin,

wo die zurückgebliebenen Kameraden dem reichen Beutetransporte entgegenjubelten.

Der damalige Oberjäger bei den Lützowern, W. H. Aldermann, erzählt die Ankunft der Streifpartie im Lager: „Der Mond war aufgegangen, und ich sah einen langen Zug von beladenen Wagen aus dem Dorfe kommen, begleitet von einigen unserer Husaren. Ich fragte den Ersten, der an mich

herankam, was sie brächten; er antwortete, sie wären so glücklich gewesen, den Franzosen den ganzen Transport von vierzig Wagen mit Zwieback abzunehmen, nur hätten sie leider ihren Lieutenant dabei verloren. — Ich eilte an Körner's Wagen — da hatte ich denn die schreckliche Gewißheit, daß der Herrliche für uns unrettbar verloren sei. Ich weckte die Kameraden und theilte ihnen die traurige Kunde mit. Bald schlief im ganzen Lager Niemand mehr. Alles war von tiefem Schmerz ergriffen."

In der Nähe des Lagers stand das Häuschen eines Hirten. Da hinein wurde Körner's Leiche getragen und auf eine lange Tafel, die mit Eichenzweigen geschmückt war, auf Eichenlaub gebettet.

Zwei Schreinergefallen, welche sich in der Compagnie befanden, bei welcher Körner zuletzt als Lieutenant gestanden hatte, zimmerten in der Nacht den Sarg aus Eichenholz. Vier Freunde und Landleute des Dichters, Fr. Förster, von Most, von Thümmel und Adermann bereiteten das Grab. Auf der Morgenseite des Dorfes, im Schatten einer großen Doppelreihe, hatte man den Platz gewählt, um den öfter ausgesprochenen Wunsch des Todten, unter einer deutschen Eiche zu ruhen, zu erfüllen.

Unter dem gedämpften Schalle der Trommeln setzte sich der Trauerzug gegen Mittag in Bewegung; die Bahren waren mit Eichenzweigen geschmückt, Körner's Sarg mit Blumen und Eichenlaub fast überschüttet. Keiner der Kameraden hatte ihn ohne ein letztes Andenken wollen ziehen lassen. Wer im Lager abkommen konnte, schloß sich dem Trauerzuge an: es war der stille Pomp echten Schmerzes, welcher sich entfaltete.

Als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde, stimmten die Lützower Körner's Gebet während der Schlacht „Vater, ich rufe Dich!“ an; dann warfen seine Freunde das Grab zu, und Einer von ihnen schnitt Theodor's Namen und Todestag tief in den Stamm der Eiche, welche das Grab überschattete.

Zum Scheidegruß sang man „Lützow's wilde verwegene Jagd“, und die ernstesten Männer schämten sich der Thränen nicht, die ihre Stimmen zu ersticken drohten.

Mit dem Gefühle, das schönste Stück ihres Selbst zurücklassen zu müssen, verließen sie trauernd das Grab, um ihren Weg weiter zu verfolgen, — der Körner's höchsten Wunsch, die Befreiung des Vaterlandes, zur Erfüllung bringen sollte.

Körner aber schlummert still unter der deutschen Eiche, welche seit fünfzig Jahren das Grab des Heldenjünglings schirmt, — und wir wiederholen es noch einmal: Ihm ist ein herrliches Loos gefallen, und mehr, als er begehrt, ist ihm geworden:

„Dem Säger Heil, erkämpft er mit dem Schwerte
Sich nur ein Grab in einer freien Erde.“

Er hat es erreicht — und die Liebe seines Volkes folgt ihm nach, und wird ihm bleiben bis in Ewigkeit! —

Ershütternd war der Schmerz der Eltern, der Schwester, der Braut, als sie Theodor Körner's unglückliches Ende erfuhren.

Besonders für die gebeugten Eltern bedurfte es den ganzen Hinblick auf die hochheilige Sache, für welche Theodor sich geopfert hatte, um sie in ihrer Trostlosigkeit emporzurichten.

Durch ganz Deutschland erstreckte sich die innige Theilnahme an dem schmerzlichen Verluste, — und der Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin bot dem trauernden Vater ein Grab für den Sohn zu Ludwigslust, in der Nähe der fürstlichen Gräber, an. Doch der Vater lehnte diese Ehre ab. Er wünschte, daß die Ruhe des Todten nicht mehr gestört werde und bat nur, daß ihm die Eiche, unter welcher Theodor ruht, und ein Stück Land um dieselbe überlassen würde, weil er daselbst dem Sohne ein Monument zu errichten gedenke.

Im Herbst 1814 holte der gebeugte Mann das Denkmal aus Berlin ab und reiste mit seiner ganzen Familie nach Wöbbelin, um der Aufrihtung desselben beizuwohnen und die Gruft des theuren Gestorbenen zu besuchen. Am

27. September wurde das Denkmal aufgestellt, und patriotische Männer hatten eine einfache, feinnige Feier veranstaltet, um den trauernden Eltern ihre Theilnahme und ihre Berechtigung für den Geschiedenen zu bezeugen.

Das Denkmal stellt einen antiken Altar vor, auf welchem Leier und Schwert verschlungen stehen als Symbole eines Lebens, welches ein harmonischer Wechselklang von Lieb und That war. Ein Eichenkranz schlingt sich um sie.

Der Altar trägt auf den vier Seiten Inschriften.

Auf der gen Osten gerichteten Vorderseite liest man:

Hier wurde
Karl Theodor Körner
von seinen Waffenbrüdern
mit Achtung und Liebe
zur Erde beigesetzt.

Auf der Rückseite, dem Grabhügel zugewandt:

Karl Theodor Körner
geboren zu Dresden den 23. September 1791,
widmete sich zuerst dem Bergbau, dann
der Dichtkunst, zuletzt dem Kampfe
für Deutschlands Rettung.
Diesem Beruf
weihte er Schwert und Leier
und opferte ihm
die schönsten Freuden und Hoffnungen
einer glücklichen Jugend.
Als Lieutenant und Adjutant
in der Lützow'schen Freischaar
wurde er bei einem Gefechte
zwischen Schwerin und Gadebusch
am 26. August 1813
schnell durch eine feindliche Kugel
getödtet.

Die beiden andern Seiten des Denkmals enthalten Worte aus Körner's Gedichten.

Edles Blut und schwarzes Gold.

(Fortsetzung.)

„An uns Beiden nagt derselbe Wurm. Mein Gott, dürfen wir denn gar nicht offen hervortreten? Bin ich denn ehrlos, geachtet? — Doch vergib mir meine Selbstsucht. Was habe ich von der Enthüllung unseres Verhältnisses zu fürchten? Deine Liebe ist mein Glück, meine Ehre, mein Stolz. Dich aber würden sie quälen und mißhandeln.“ — „O, der Jörn meiner Eltern um Deinetwillen macht mir keine Sorge, läßt mich völlig unangetastet. Ihren Beweggründen gegenüber hat meine Liebe ein größeres Recht, als die kindliche Pflicht. Aber ich will nicht aus Deiner Nähe entfernt werden. Ich habe meine Eltern, wahrlich wider meinen Willen, belauscht. Der Vater sprach seinen Entschluß aus, mich nöthigenfalls, wenn er nur im Entferntesten die Gewißheit erlange, daß ich Dich in Deinen Annäherungen — verzeih' mir den Ausdruck, August, — bestärkte, zu der Tante Amalie, der Stieftante im Kloster Mariensilber, zu bringen. Und dahin will ich durchaus nicht. Des Vaters Schwester habe ich nie leiden können, das ist ein lebendiger Stamm: baum, Pergament inwendig und auswendig. Ich will nicht fort von hier. Ich will, wenn auch alle acht Tage nur einmal, wenn auch nur verstoßen, in Deine treuen Augen sehen, will Deine männliche Stimme hören. Unser Geheimniß muß unbedingt bewahrt bleiben. Ich will nicht fort. Ohne diesen Zwang, an dem ich unschuldig bin, würde ich die Wucht der Lüge, die auf mir lastet, nie ertragen.“ — „Laß uns doch nach Amerika gehen, wie ich Dir schon früher vorgeschlagen habe. Meine Mutter gibt gern und ohne Bödern ihre Einwilligung, daß ich einige tausend Thaler auf unsern Hof anleihe, damit sind wir vorläufig geborgen. Und wir können ja wiederkehren, wenn sich die Verhältnisse zu unsern Gunsten geändert haben.“ — „Nie und nimmer. Meine Flucht wäre meines Vaters Tod, und das hat er, trotz seiner

störigen Befangenheit, nicht um mich verdient; das kann ich nicht über das Herz bringen. Es ist genug, daß ich ihn täusche. Nein, nein, wir müssen warten und hoffen.“ — „Ist denn gar kein Ausweg aus diesem Labyrinth? Sollte Deine Mutter nichts für uns thun? Auf ihre Milde habe ich immer gehofft.“ — „Die Mutter denkt anders als der Vater, das ist wohl wahr. Sie wird uns nicht entgegentreten, so lange Alles ruhig bleibt, aber sobald es zum offenen Kampfe kommt, wird sie selbst auf meine Entfernung bringen, um die Ruhe wieder herzustellen und ihre Behaglichkeit zu sichern. Gedulde Dich, August, wer weiß, was die Zukunft bringt? Ist springt die Hülfe ganz unerwartet vor den Füßen aus dem Boden auf, sei stark. Ich klammere mich an meine Standhaftigkeit, ich flüchte mich in meine Treue, wenn das Gefühl der Scham über meine Lügenwirthschaft mir die Brust zuschnürt. Der Vater ist in seinen Ansichten vertändert. Seit ich ihn kenne, hat er stets die gleiche Verbissenheit gegen das, was er eine Mißheirath nennt, geäußert, und doch kann Gott vom Himmel sanftigendes Del in seine Seele träufeln, kann ihn mit milder Hand beugen und gestalten wie ein Geschlecht aus Weiden.“ — „Pst, pst,“ flüsterte es vom Baume her. Der junge Mann dort hatte mit seinen durch das Leben im Freien geschärften, fortwährend umherspähenden Augen etwas Ungewöhnliches im Garten sich bewegen und herankommen sehen. Und wirklich näherte sich eine lange Menschengestalt, die vielleicht auch durch die prächtige Nacht in's Freie gelockt war, mit eiligen Schritten. Das Mädchen zog sich von dem Fenster, welches sie aus Furcht vor dem möglichen Geräusche nicht zu schließen wagte, auf den Gang zurück. Zu gleicher Zeit wollte sich Wiggers in plötzlicher Erregung höher hinauf, besser zwischen den Zweigen verbergen, weil das Blätterwerk da, wo er seinen Platz genommen hatte, sehr hohl und durchsichtig war. Beim Emporksteigen glitt indeß sein Fuß aus, so daß der Stiefel einen knarrenden Ton von sich gab, und der ergriffene Ast schüttelte und rauschte. Wenn bisher das zuweilen unwillkürlich lauter gewordene Zwiesgespräch noch keine Aufmerksamkeit erregt hatte, so mußte jetzt durch die befremdliche Unruhe in der Höhe ein Verdacht geweckt werden, da der Herbeikommende sich nur noch wenige Schritte vom Stamme befand.

„Das Teufel!“ rief der Hauptmann mit einer Befehlshabersstimme, die aber vor Ueberraschung und Zorn bebte, „was ist da oben los?“ Er erhielt keine Antwort. Da oben war es jetzt todtensstill, das ungestüme Klopfen von Wiggers' Herz war am Boden nicht zu vernehmen. „Ich sage, wer ist da?“ wiederholte der Hauptmann noch grimmiger. Wieder erhielt er keine Antwort. Einige Pulsschläge lang stand er scheinbar ruhig; er suchte sich zu fassen. In der Dunkelheit konnte man nicht sehen, wie seine Brust arbeitete, wie es über sein Gesicht zuckte. „Wenn Du den Baum-marder spielst, Burtsche,“ schrie er jetzt, „so sollst Du auch so behandelt werden!“ Und damit entfernte er sich eilig. Raum waren seine Schritte um die Ecke des Hauses herum verhallt, so beugte sich das Mädchen wieder aus dem Fenster. „Er holt die Flinte,“ flüsterte sie im Tone der tiefsten Bewegung. „Wenn es Dir irgend möglich ist, so komme herein. Hier im Hause findet sich wohl Rath.“ Es rauschte und knisterte in den Zweigen, das Mädchen stand zur Wilsäule gebannt. „Zurück,“ flüsterte es ihr entgegen und sie gehorchte willenlos. Eine Männergestalt hing einen Augenblick an einem hohen Aste vor dem Fenster, die Füße tasteten nach einem Halt, hatten ihn gefunden; im leichten fast unhörbaren Sprunge stand der Geliebte vor der Lebenden auf dem Gange. Ungrachtet ihrer Angst lehrte ihr die Besonnenheit sofort zurück. „Wenn er zurückkommt,“ drängte sie, „so schleiche die Treppe hinab und zum Hause hinaus, die Thüre wird er offen lassen.“

Die Dritte ließen sich von Neuem hören. Wiggers preßte das zitternde Mädchen mit glühender Inbrunst an die Brust, hauchte ihm einen Kuß auf die Stirne, und entfernte sich hastig vorsichtig, die knisternden Dielen entlang, die knarrenden

Stufen hinab. Sie lauschte gespannt ihm nach, nach außen hinaus. Nach außen hinaus bedurfte es keiner Anstrengung des Gehörs. „Willst Du jetzt herab,“ schrie der Vater mit wilder Entschlossenheit, „oder ich hole Dich herunter wie ein wildes Thier.“ Keine Antwort. „So fahre zum Teufel!“ hieß es nach kurzer Frist mit Gewalt, und ein Flintenhahn knackte und ein Schuß leuchtete knallend auf. Mit einem Sage war das Mädchen in seinem Zimmer und hielt es für angemessen, dort hell aufzuschreien. Der Vater lehrte sich nicht an diesen Nothruf, so hell derselbe ihm auch in die Ohren drang, sondern wartete im verbissenen Schweigen auf die Besserung aus der Höhe. Die Besserung kam nicht. „So sollen zehntausend Donnerwetter drein schlagen,“ murmelte er mit den Zähnen knirschend, und wieder wurde ein Hahn gespannt, wieder entlud sich ein Schuß. Vergeblich in Beziehung auf das, was damit erreicht werden sollte, aber nicht in anderer Weise. Julie brach in ein förmliches Gejeter aus, zu dem sie auch insofern berechtigt war, als das Schrot der zweiten Ladung sprossen und Scheiben ihres Fensters klirrend gestreift hatte. Allein auch weiter im Hause wurde es lebendig, Thüren flogen hallend auf und zu, und mehrere Fenster erschienen erleuchtet. Jetzt ließ sich Juliens geängstigte Stimme auf dem Gange hören: „Hülfe, Vater! Einbruch! Diebe!“ Der Hauptmann stand noch immer und lauerte, in die Höhe starrend, was ihm aus den Zweigen des Baumes vor die Füße fallen sollte. Zugleich aber auch beschlich ihn ein Gefühl, als habe er einen dummen Streich gemacht. Und doch auch wieder war er von der Richtigkeit seiner anfänglichen Beobachtung überzeugt. Aus dem Baume kam eben so wenig etwas, wie vorher. Dafür aber rannnte der Kutscher herbei, welcher zu ebener Erde vorn im Hause schlief, durch das Hin- und Hergehen seines Herrn geweckt, durch die Schüsse zum Aufstehen veranlaßt, und zu gleicher Zeit durch das alle Räume durchdringende Geschrei des Fräuleins, welchem sich bald ähnliche Kundgebungen von Seiten der Mägde anschlossen, im höchsten Grade beunruhigt. Der Hauptmann ließ seinem Diener keine Zeit zu Erkundigungen, sondern herrschte ihn an: „Hole die Stalllaterne herbei!“ Während sein Befehl ausgeführt wurde, stand er mit zorniger Erbitterung Wache. Er wollte sich nicht geirrt haben. Und doch war es ihm zugleich unerklärlich, daß die Schrotschüsse nichts aus dem Baume heruntergebracht hatten, daß sich dort kein Zeichen von Leben oder Schmerz zu erkennen gab, daß der Uebelthäter, wenn er sich in seiner vermeintlichen Entdeckung eines solchen nicht getäuscht hatte, entflohen sein könne, fiel ihm in der Aufregung gar nicht ein. Die Furcht vor Beschämung wirkt häufig auch unbewußt.

Die Laterne erschien, natürlich angezündet. Jetzt mußte noch eine Leiter herbeigeschafft werden, die denn auch von den beiden, unterdeß auf die Reine gekommenen Stallknechten herangeschleppt und auf des Hauptmanns Anweisung so recht mitten in das dicke Laubdach hinein aufgerichtet wurde. Dem Kutscher fiel es zu, sie als Lufzifer zu besteigen. Mit dem Rückhalte unter sich leuchtete er ohne Bedenken in das unbekannte Jenseits mit seinen möglichen Schreden hinaus. Vielleicht ging er einem ganzen Nette voll Räuber entgegen. — Er starrte um sich, von unten auf starrten drei Paar Augen empor, aber wie auch die Beleuchtung immer höher kamm, sich in den möglichst weiten Kreisen verbreitete: — hier war nichts und da war nichts als Nette, Zweige und Blätter in nächtlich träumerischer, schattenhafter Ruhe. Jetzt aber hielt Fräulein Julie, die natürlich den besten Standpunkt zur Betrachtung der ganzen vergeblichen Untersuchung hatte, für angemessen, sich milder als vorher vernehmlich zu machen und persönlich zu zeigen. An dem Gangfenster erscheinend bemerkte sie: „Papa, Papa, was bedeutet das? Wie furchtbar haben mich die Schüsse erschreckt.“ Der Vater ließ sie und ihre Aeußerung völlig unbeachtet. „Und es ist doch ein Aetl im Baume gewesen,“ warf er mürrisch hin. „Heinrich, sieh' noch einmal genauer

zu, liegt er nicht vielleicht auf einem Aste ausgestreckt?" Heinrich sah nichts und gab dieß durch ein dumpfes Brummen zu erkennen. Die beiden Knechte sahen sich an, auf ihren Gesichtern dieselben Gedanken, lächelten verstoßen und schützelten die Köpfe. „Der Kerl ist längst auf und davon, gnädiger Herr," meinte der Eine. — „Wie sollte er das?" fragte der Hauptmann barsch. — „Ich habe doch gehört, daß Ew. Gnaden die Flinte aus dem Hause holten," gab der Kutscher aus der Höhe zu vernehmen. „Während der Zeit ist der Kerl entwischt, der hat es nicht abwarten wollen, daß er eine Ladung Blei in die Beine bekäme." Der Hauptmann hätte sich vor den Kopf schlagen mögen, daß er zu früh Lärm gemacht; die Wahrheit der Behauptung des Kutschers leuchtete ihm nur zu sehr ein. Zu einer ausdrücklichen Bestätigung derselben konnte er sich nicht herbeilassen, wünschte aber auch den Austritt zu beendigen. „Geht wieder zu Bette, Leute," befahl er, drehte sich kurz um und begab sich seinerseits in das Schlafzimmer zu seiner Frau, welche ihre Furcht und Unruhe aus dem Bette in einen Lehnstuhl verpflanzt hatte. Er theilte ihr das Nöthige mit und schloß mit der Versicherung: „Ich möchte mein Ehrenwort darauf geben, daß es Niemand anders gewesen sein kann als der Wigger." — „Nachgerade fängt der Störenfried das Unheil an, mir recht widerwärtig zu werden," bemerkte die Gnädige sehr ungnädig. „Wo ist Julie?" — „Die erhob erst ein gefährliches Geschrei. Ich bekümmerte mich nicht um sie. Vor den Leuten konnte ich sie doch nicht bloßstellen. Sie wird oben sein. O, das Mädchen bringt meine grauen Haare mit Jammer in die Grube." — „Also auf mich nimmt sie gar keine Rücksicht. Zu mir eilt sie nicht herüber, um zu sehen, wie ich es habe, wenn ich so schreckhaft aus dem Schlafe aufgestört werde; rufe sie, aber ohne daß es den Leuten auffällt." — „Ich habe sie selbst schon zur Rede stellen wollen. So überzeugst Du Dich denn doch endlich, meine Liebe, daß mein Verdacht Grund hat."

Als Julie sich vorher unbeachtet sah, hatte sie sich wieder in ihr Zimmer und ferner ganz gemüthlich in's Bette zurückgezogen. Ein überflüssiges Schauspiel aufzuführen, kam ihr auch nicht im Entferntesten in den Sinn. Aus den Federn wurde sie denn auch von ihrem Vater vor Gericht geholt. Die Mutter war zunächst am meisten entrüstet über das unbefangene Gesicht, mit dem das Mädchen vor sie trat. „Dir scheint Alles gleichgültig zu sein," brauste sie auf; „hast Du wirklich allem Gefühl den Kopf abgebissen, oder stellst Du Dich nur so?" — „Was habe ich denn gethan, Mama?" — „Was Du gethan hast? danach darfst Du fragen? Mit Deiner gemeinen Liebchaft bringst Du das ganze Haus in Verflörung, und dann siehst Du Dich nicht einmal nach mir um." — „Ich verstehe Dich wirklich nicht, Mama," entgegnete das Mädchen fest. „Die Schüsse haben mich gleichfalls erschreckt. Als ich aber zum Fenster sprang und Papa mit den Leuten bemerkte, glaubte ich, Papa habe nach einer Gule geschossen, wie er schon mehr gethan. Hätte ich deshalb zu Dir kommen sollen?"

Ehe die Mutter, welche in Folge ihrer Aufregung Augenblicklich zu Erörterung und Ueberführung wenig befähigt war, und deshalb zu dem gewöhnlichen weiblichen Hülfsmittel, zum Schelten, gegriffen haben würde, vom Erstaunen der Entrüstung zur Schmähe übergehen konnte, nahm der Vater das Wort. „Wer war in dem Baum?" fragte er rauh. — „Nun, eine Gule, wie ich vermuthete," sagte Julie gleichmüthig. — „Wohl, eine Gule," lautete des Hauptmanns bittere Erwiderung; „ein nächtlicher Raubvogel, der das Licht scheut, ein gemeiner Rauz, an den sich ein Edelstahl wegwirft." — „Gegenwärtig sprichst auch Du in Räthseln, Papa." Plötzlich fiel dem Hauptmann ein, daß das Gangfenster geöffnet gewesen sei. Diese Thatsache schien ihm einen neuen Anhalt zu bieten. „Wer hat das Gangfenster aufgemacht?" forschte er mit dem Hohn eingebildeter überlegener Einsicht. „Das hat den ganzen Tag bis in die Nacht hinein offen gestanden," hieß es kühl dagegen, „und meine Schlaf-

zimmerthüre dazu. Ich wollte frische Luft genießen, ohne mich der Möglichkeit einer Erkältung auszusetzen." — „Nähere Dich nicht mehr mit dem Frauenzimmer," rief die Gnädige dazwischen; „ich will der Wahrheit besser auf den Grund kommen. Sieh' mir in's Gesicht, Mädchen, und leugne, wenn Du darfst, daß Wigger bei Dir gewesen ist." — „Ich habe euch flüstern gehört," griff der Vater ihrer Antwort vor. Julie sah die Mutter, wie diese es verlangt hatte, fest an; keine ihrer Mienen veränderte sich, keine Wimper zuckte. Einen Athemzug lang zauderte sie; dann sprach sie entschlossen: „So wahr ich an Gott glaube, er ist nicht bei mir gewesen." Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Verstört und verbittert wechselten die Eltern einen Blick; sofort aber schrie die Mutter: „Dieser Seufzer straft Deine Versicherung Lügen." — „Wenn ich je einem Weibe sagen könnte, Du lügst, so würde ich Dir das sagen," fügte der Vater mit dem Ausdruck tiefer Verachtung hinzu. Das Mädchen stand einige Pulschläge lang wie in sich verloren. „Mein Gott, mein Gott," begann sie, und ein Thränenstrom neigte ihre blühenden, jetzt erbleichten Wangen. „Ich soll nicht einmal Schmerz empfinden über die Verdächtigungen, denen ich ohne Aufhören ausgesetzt bin? Ich weiß nicht, welches Geräusch Du gehört hast, Papa, aber wohl weiß ich, daß man bei Nacht Gespenster sieht und hört. Seit die unglückselige Vorstellung von einem unstatthafter Verhältnisse zwischen Wigger und mir Dich erfaßt hat, spukt der arme Mensch auf allen Deinen Wegen und ich muß bitter darunter leiden. Sonst war ich Dein liebster Kind, jetzt hast Du keinen freundlichen Blick mehr für mich. Und wenn Du Dich dann noch an Thatsachen hieltest. Aber allen und jeden Umstand, der Dir zweifelhaft erscheint, deutest Du gegen mich aus, da ist die Mama doch vernünftiger. Lieber Papa," ihre Stimme wurde inniger; „was man fürchtet und hofft, das glaubt man immer zu finden, vertraue mir doch wieder. Glaubst Du, es könnte Deiner Tochter je an dem vollen Ehrgefühl fehlen? Du hast nun einmal das unglückliche Vorurtheil. Ich will es achten. Aber so weit darauf einzugehen, daß ich auf einen Menschen schelte, den ich von keiner einzigen nachtheiligen Seite kenne, der mir nie zu nahe getreten ist, sieh', das kann ich nicht. Und wenn jemand eine ähnliche Forderung an Dich stellte, Dein Ehrgefühl würde sie ganz entschieden zurückweisen."

Der Hauptmann war weich geworden, obgleich er diese Weichheit nicht recht an sich kommen lassen, noch weniger eingestehen wollte. „Wir wollen die Sache so stehen lassen," schloß er rasch. „Es genügt mir für den Augenblick, wenn der Burche nur weiß, daß scharf auf seine Gänge geachtet wird. Geh."

Das Mädchen entfernte sich mit freundlichem Gutenachtgrüße, der freilich nur eine kühle, aber doch eine Erwiderung fand. Als sie fort war, meinte der Hauptmann: „Wenn es einmal der Kerl, der Wigger, gewesen ist, und ich weiß es wahrhaftig nicht ganz bestimmt, und dann kann sie auch noch ganz unschuldig an seinen nächtlichen Spaziergängen sein, so ist es mir diesmal recht lieb, daß die Geschichte so abgelaufen ist. Es war höchst übereilt von mir, daß ich die beiden mit Schrot geladenen Läufe in den Baum abschoss, daraus hätte ein großes Unheil und viele Widerwärtigkeiten für uns erwachsen können." — „Gute Gedanken kommen euch Männern immer erst hinterher," versetzte die Gnädige. „Warum riebst Du nicht heimlich die Leute und umstellst den Baum, ehe Du Dich bemerklich machtest, dann wüßte man doch endlich einmal, woran man wäre, könnte etwas thun und läme aus dem ewigen Verdruß heraus." Er zog die Schultern und erkannte stillschweigend die Richtigkeit der Bemerkung an. Julie hatte sich auf ihr Zimmer begeben. Sie setzte sich zunächst im Dunkeln an das Fenster. Jetzt flossen ihre Thränen in Wahrheit, Thränen des Stolzes, der Beschämung. „August, ich thue viel für Dich," sagte sie vor sich hin, als sie endlich aufstand, um im Bette Ruhe zu suchen aber erst spät zu finden. Wigger's übrigens befand

sich längst in Sicherheit. Kein Hund hatte sich gerührt, als der bekannte Freund aus dem Hause und über den Hof schlüpfte. Kein Auge irgend eines der Diensthoten würde ihn haben gewahren wollen, wenn der gutmütige, freigebige Mann, den sie Alle schmerzlich vermisten, ihnen wirklich vor Augen gekommen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sklavenfrage.

Von

Erwin Stein.

„Der Kampf zwischen Norden und Süden, bei dem der Neger zum Vorwande genommen wird, ist, wie alle Welt jetzt weiß, ein Kampf um politische Ueberlegenheit und Macht.“ So sagt Dr. Macay in seinem neuen Werke über Leben und Freiheit in Amerika, und anknüpfend an diese Worte



Die Contrebande an der Grenze der Union.

sucht James Spence in seiner interessanten und gewichtigen Schrift: „Die amerikanische Union“ nachzuweisen, wie die Gründe der Sezession viel tiefer liegen, als in der Sklavenfrage, die, wie er sagt, nur in's Vordertreffen gestellt worden sei, um von unserem Widerwillen gegen Sklaverei Nutzen zu ziehen, unsere vermeintliche Unkenntnis amerikanischer Verhältnisse zu mißbrauchen und sich unsere Sympathie zu sichern, indem man diese Ansicht der großen Menge pflegte und diese Farbe dem Kampfe gab. Wir geben zu, daß, wenn dies der Fall, die Spekulation des Nordens eine sehr kluge war, denn unsere Sympathieen hätte er sich nie und nimmer in solchem Grade errungen, wenn nicht die Sklavenfrage, die durch das namentlich die ganze Frauenwelt so mächtig in Aufruhr setzende Buch der Mrs. Stowe ventilirt worden war, als die Triebfeder in dem Streit zwischen Nord und Süden gegolten hätte. Die unser Jahrhundert so gewaltig bewe-

gende Idee der Gleichberechtigung, der Schätzung des Menschen als Menschen, welche bald in sozialer, bald in politischer Richtung in den Vordergrund geschoben worden, diese Idee, welche gewissermaßen in's Blut unserer Zeit übergegangen und sich gewaltfam in Revolutionen, friedlich in der Heranbildung der großen Masse zur Bildung Bahn zu brechen sucht, sie mußte sich auch in der Sklavenfrage geltend machen, ja sie hatte gerade darin den herrlichsten, in die Augen fallendsten Wirkungskreis, und war diese Frage mal auf das Tapet gebracht, so mußte sich der ganze Haß auf die Sklavenhalter werfen, und die ganze Sympathie dem Norden zufallen, der sich als der Befreier von diesem Schandfleck der Zivilisation geriet und auch von Europa angesehen wurde. Dieß Feldgeschrei hat der Norden mit Ueberzeugung oder aus Klugheit auch ferner beibehalten, während uns die Augen freilich von wohlunterrichteten Männern geöffnet wur-

den. Nur sind die Verteidiger des Südens auf der andern Seite zu weit gegangen, wenn sie auch die Sklaverei verteidigten, und um dies zu thun, das europäische Skavenleben der Weißen uns als ein viel schlimmeres Loos entgegenhielten. Wir verkennen die Bitterkeit des europäischen Skavenlebens keineswegs und glauben, daß mancher Sklave, wenn wir den Grad seiner Zivilisation berücksichtigen, es weit besser hat, als ein Arbeiter in den Kohlengruben Englands und Irlands; aber damit ist noch nicht bewiesen, daß der afrikanische Sklave keine Berechtigung zum Menschen, das ist zur Freiheit habe. Freilich wird sich eine Schwierigkeit dieser Skavenbefreiung entgegenstemmen: es wird schwer sein, daß der Sklave frei werde und arbeitsam bleibe. Da keine arbeitende Klasse wirklich aus freier Wahl das ist, und am allerwenigsten eine Klasse tropischen Ursprungs, und da die Verhältnisse, die in Europa zur Arbeit zwingen, kaum im Süden vorhanden sind, so ist es klar, daß an ihre Stelle Verordnungen und sorgsam berechnete Gesetze treten müssen, deren Wirkung es sein würde, den freien Schwarzen in die Lage des europäischen Arbeiters zu versetzen, — nämlich, daß er entweder arbeiten oder hungern müßte. Aber diese Frage steht immer in zweiter Linie, und das Jauchzen der Contrebande, welche die eroberten Grenzen der Union überschreitet und damit frei ist, tönt so mächtig in unsere Ohren, daß wir ihr unsere warme Theilnahme nicht versagen können.

Georg Forster.

(Fortsetzung.)

Und in dieses klägliche Land soll er auch die Braut als Gattin heimführen? Es war ihm ernstlich bange; doch hoffte er zugleich von der Ehe größeres Lebensbegehren, und tröstete sich über die wissenschaftliche Debe mit dem Bewußtsein, er habe hier um so bessere Zeit zu eigenem Studium. Nach einem durch Aergerniß, Sorgen und Krankheit vielfach getrüben Winter machte er sich im Sommer 1785 auf, seine Theresie zu holen. Die Ankunft in Polen weisagte nicht viel Glück, denn der Wagen fiel an der Grenze um, doch ohne weitere Fährlichkeit. Durch Theresens angeregte und anregende Gesellschaft, durch wissenschaftliche Arbeit und brieflichen Verkehr ward ihm das widerwärtige Wilna etwas erträglicher; die Geburt einer Tochter erhöhte das häusliche Begehren. Im Ganzen aber blieb die frühere niebergebrückte Stimmung; erneute Krankheitsanfälle, der Mangel eines sicheren und regelmäßigen Briefwechsels, der Ekel an der Hochschule, wo er für eine unwissende Zuhörerschaft in der ungewohnten lateinischen Sprache lesen mußte, all' dieses gab ihm das stets regere Verlangen, aus dieser Einöde zu entkommen. Aber wie? Um seine Schulden in Kassel zu lösen, hatte er vor seinem Eintritt in Wilna über 1000 Dukaten als Voranschuss empfangen, und sich dafür auf acht Jahre gebunden, während welcher das Geld nach und nach vom Gehalte abgezogen werden sollte. Wollte er früher scheiden, wie hätte er jenen Voranschuss zurückerstatten können?

In dieser Kümmeris öffnete sich unerwartet ein Ausweg selbstsamster Art. Die Kaiserin Katharina II. von Rußland beabsichtigte damals eine große Entdeckungsexpedition nach der Südsee, welche ein Kapitän Mulowsky mit fünf Schiffen im Frühjahr 1788 antreten sollte. Im Sommer 1787 kam Mulowsky nach Wilna, um Forster zur Theilnahme an der neuen Weltfahrt zu gewinnen, und überließ ihm, seine Bedingungen zu machen. Wer war froher als unser Freund, in welchem die alte Neiselust sich mischte mit der Hoffnung, dem widerwärtigen Polen zu entinnen. Alles war überraschend schnell geordnet: Rußland verpflichtete sich, den empfangenen Voranschuss an Polen zurückzahlen, Forster einen Reisegehalt von 2000 Silberrubeln, seiner bei ihrem Vater zurückbleibenden Frau die Hälfte zu zahlen, ebenso wurden

für Forster eine sehr ansehnliche Pension, für Theresie im Fall seines Todes ein Wittwengehalt festgesetzt. Zunächst machte Forster sich von Wilna los, wo ihn die russische Regierung mit 2500 Dukaten loskaufte; im August verließ er den ihm verhaßt gewordenen Aufenthalt und fuhr mit Frau und Kind heimwärts nach Göttingen. Ist es nicht wunderbar, daß Rußland ihn aus der polnischen Haft befreien muß?

Das Wertwürdigste aber ist, daß die ganze Weltfahrt wegen des bevorstehenden Krieges gegen die Türkei gar nicht zu Stande kam: es ward Forster freigestellt, unter denselben Bedingungen sich in Petersburg einzufinden, voraussichtlich als Lehrer des Rabettenkorps. Dazu trug nun Forster keinerlei Verlangen. Auf seine wiederholte Vorstellung erhielt er schließlich im März 1788 die Antwort, daß ihm die Kaiserin die zur Lösung seiner wilnaer Verbindlichkeiten bezahlte Summe und das empfangene Reisegeld schenkte, ihm den zugesagten Gehalt für die verfloßenen Monate auszahlen ließ, und ihn aller Verbindlichkeiten gegen Rußland ledig erklärte. So war freilich die Hoffnung auf eine neue Weltreise dahingeschwunden; aber Forster sah sich durch diesen unerwarteten Zwischenfall von Schulden befreit, mit einer ansehnlichen Abfindung nach Deutschland zurückgekehrt, und frei, völlig frei. Wie mochte er aufathmen!

Bei Forster's ausgebreitetem Rufe ließ eine neue Stellung nicht lange auf sich warten. Sein kasseler Freund, Johannes Müller, war unter des Universitätsbibliothekar in Mainz und jüngst kurfürstlicher Kabinetssach geworben. Im April 1788 ward Forster an Müller's Stelle zum Bibliothekar mit 1800 Gulden Gehalt und der Aussicht auf freie Wohnung ernannt. Er benutzte den Sommer, um sich zu Göttingen in das zukünftige Amt einzuarbeiten, und siedelte im Herbst 1788 nach Mainz über.

Sollte er hier dem vielgesuchten, nie gefundenen Glück begegnen?

Er lebte in der köstlichsten Gegend, in einer Stadt behaglichen Genusses, mit einer für jene Zeit sehr ansehnlichen Besoldung. Die alten Freunde Müller und Sommering boten ihm geistigen Verkehr, die Wölferstraße des Rheins zahlreichen anregenden Besuch. Und doch sollte er sich auch hier bald vereinsamt und mißbehaglich fühlen. Sein Amt gab ihm wenig Arbeit; die Bibliothek lag in Staub vergraben, unbenutzt, hartend des Gebäudes, das sie aufnehmen sollte; er hatte übrige Zeit für schriftstellerische Arbeit und eigenes Studium. Aber die Lust fehlte. Es scheint, der Norddeutsche weiß sich in die oberrheinische Leichtlebigkeit nicht immer zu finden, die freilich damals in Mainz tieferen Gehaltes entbehrte; da Forster in Anschaffungen von Büchern, in kleinen und größeren Reisen nicht zu sparen verstand, so stellten sich die alten Geldsorgen ein, welche, wie wenig andere Dinge, dazu angethan sind, ein Haus zu verflören, zumal ein Haus, in welchem nicht die tiefe innige Herzensneigung der Ehegatten über manches Leid, manche Entbehrung hinweghilft. Das klare, verständige, mehr freundschaftliche Verhältniß, welches in dem Briefwechsel der Brautleute erscheint, ward durch die Zeit nicht in eine gegenseitig völlig vereinende Liebe verwandelt; Forster's und Theresens Ehe war ein Bund mehr der Geister als der Herzen, und wie das Haus eine feste Burg sein kann gegen alle Stürme der Außenwelt, wenn wahres Seelenglück darin wohnt, so ist diese Burg schon verloren, sobald Mangel an vollem Vertrauen darin eingelehrt sind. Hatte Forster schon als Bräutigam bange Zweifel gehegt an der Dauer der Liebe seiner Braut, so mußte er jetzt die Erfahrung machen, daß gegenseitige Achtung und Freundschaft nicht den Ehegegnen inniger Liebe ersetzen können.

Der Drang, sich aus dieser drückenden Enge zu befreien, die Hoffnung, in der Wissenschaft Neues zu lernen, der Wunsch, in London die vortrefflichste Reisebeschädigung zu erwerben, womöglich auch einen Verleger für ein umfassendes Werk über die Südsee zu finden, gaben im Frühjahr 1790 Anlaß zu Forster's letzter größerer Reise, zu seinem

vollendetsten Werke. Sein Reisegehilfe war Alexander von Humboldt, der zwanzigjährige junge Gelehrte, schwächlich und fränlich, und doch bestimmt, den anscheinend so rüstigen Freund um zwei Menschenalter zu überleben. Die Beiden reisten nach Köln, wo Forster begeistert für den Dom schwärmte, nach Düsseldorf, wo die später nach München übergeführte Bildersammlung ihn in Entzücken versetzt. Von dort nach Aachen, Brüssel, dem Haag, London, über Paris zurück. Die Frucht dieser Reise war Forster's klassisches aber unvollendetes Werk, die Ansichten von Niederrhein. Mit dem Scharfblick eines höchst kenntniß- und geistreichen Mannes spricht Forster über alle Arten der Naturwissenschaft und Kunst, Politik und Fabrikwesen, wo sich ihm Gelegenheit bietet. Manches erscheint veraltet, wie seine Ansichten über die geologische Bildung des Rheinthales, wobei wir indeß schon Alexander von Humboldt durch die Feilen blicken sehen; Anderes aber, und bei weitem das Meiste, ist von einer Frische der Auffassung, einer Tüchtigkeit der Gesinnung, einem Glanze der Schreibart, gegen welche unsere moderne Touristenfalbderei kläglich abblüht.

Während er an den Ansichten, an der Verdeutschung des indischen Dramas *Sakuntala* u. A. arbeitete, brauste die französische Revolution immer drohender im Westen, und erweckte unjanst das in schöngeistigem und Gemüthschlummer ruhende Deutschland. Der ausgewanderte französische Adel setzte sich an den geistlichen Fürstenthöfen des Rheinthales fest, darunter auch in Mainz; die Festungswerke wurden schläfrig ausgebessert, zugleich aber durch unverständiges Kriegesgeschrei gegen Frankreich das empörte Nachbarland zu immer größerer Erbitterung gereizt. Wie fast alle geistig bedeutenden Deutschen jener Zeit, erkannte Forster das Recht und die geschichtliche Nothwendigkeit der französischen Revolution sehr wohl an, war aber ebenso unzufrieden mit ihren zunehmenden Ausschreitungen, wie mit den thörichten Bestrebungen der europäischen Fürstnfamilie, diesen auflodernden Krater mit Drohungen und großen Worten schließen zu wollen. Er war freisinnig, aber gemäßigt, wenngleich durch das Gebahren der Ausgewanderten, wie der ihnen geneigten deutschen Herrscher, darunter seines Herrn Kurfürsten, wenig erbaut. Die drohende Bewegung sollte ihn, eher als ihm lieb, in ihren Strudel fortreißen.

Im Frühjahr 1792 erklärte König Ludwig XVI. von Frankreich, gedrängt von seinem Ministerium, den Krieg an Oesterreich; im Sommer wälzten sich langsam die österreichischen und preussischen Heerschaaren der französischen Grenze zu, um wenige Wochen darnach, durch Krankheiten, Entbehrungen und erbärmliche Führung jämmerlich zerrüttet, an den Rhein zurückzukehren. Ihnen folgten die Franzosen auf der Ferse. Der Oberrhein war höchst nothdürftig gedeckt. General Custine warf die schwache Mannschaft bei Speier in die Flucht, und bedrohte aus nächster Nähe die nur schwach von allerlei zusammengewürfelten Truppen besetzte Reichsfestung. Ein unbeschreiblicher Schreck bemächtigte sich des Kurfürsten, wie seines adeligen und geistlichen Hofstaates. Wer irgend konnte, floh aus der bedrohten Stadt; mit 100,000 Gulden hätte man sie in Vertheidigungsstand gesetzt; auf 200,000 Gulden schätzte man den Aufwand der Flüchtenden. Der Kurfürst eilte hinweg, das Wappen vom Wagen getragt; Domschatz, Reichsarchiv, die Kassen folgten; nachdem so der hohe Herr und seine Freunde sich und ihre Habe gerettet, erging das strenge Verbot an die gewöhnlichen Menschen, die Stadt zu verlassen und ihre Habe nachzuschaffen.

Forster blieb, nicht des Verbotes wegen, sondern weil ihm nichts Anderes übrig blieb. Sollte er, ehe das Schicksal der Stadt sich entschied, abermals auf's Gerathewohl in die Welt ziehen, seinen Kahn anbinden an ein Staatsschiff, das so morsch und elend war? Zwar in seiner Strafe standen alle Häuser außer dem seinen leer, aber er blieb. Drei Wochen ängstlicher Spannung gingen dahin; am 19. Oktober 1792 rückten die Franzosen unter die Mauern der Reichsfeste; Custine warf etliche Kanonen in die Stadt; die hohe

Generalität, Freiherrn und Grafen kapitulirten mit überraschender Geschwindigkeit; am 21. Oktober besetzten die Franzosen die Thore und Custine nahm seine Wohnung im turmartigen Schloß.

Forster war frei von Ueberschwänglichkeit; er war geblichen nicht aus Liebe zur Sache der französischen Republik, sondern weil er zu tüchtig war, um gleich dem großen Troß beim ersten Lärmshrei auszureißen, zu arm, um ohne feste Aussicht eine Stellung zu verlassen, welche ja durch einen Wechsel der Herrschenden keineswegs bedroht schien. Aber auch der Bedächtige muß, in solchen Strudel der Ummwälzung hineingerissen, Partei ergreifen; so sah auch er sich bald mehr von den Wogen der Zeit fortgerissen, als er es anfangs ahnen mochte. Die Weinberge und Holzvorräthe der Hochschule wurden von dem entfesselten Pöbel geplündert, ihre Einkünfte von den Bauern nicht gezahlt; in ihrem Einkommen und Bestande bedroht, wandte sich die Hochschule an Custine um Schutz und Beistand; Forster, der neuerdings zu seinem Bibliotheksamt noch die Professur der Naturgeschichte erhalten hatte, wurde wegen seiner Gewandtheit im Französischen zum Sprecher der Abordnung erwählt, und entlebte sich des Auftrags mit gutem Erfolge. Custine gab eine tröstliche Antwort, und Forster benutzte seine Bekanntschaft mit dem Generale, um durch seine Fürsprache manche gute Einrichtung zu veranlassen, Schutzwachen auszuwirken; in der Erkenntniß, daß es bei der allgemeinen Ummwälzung vor Allem darauf ankomme, die Hochschule aufrecht zu halten, das Privateigenthum sicher zu stellen, unbefummert darum, wem einst der Besitz der Stadt zufalle, dabei froh, durch praktische Thätigkeit die in den augenblicklichen Verhältnissen ganz nutzlose Schreiberei ersetzen zu können, ließ er sich immer tiefer in die Geschäfte hereinziehen. Custine übertrug die Verwaltung des eroberten Gebietes einem neubegründeten Administrationskoncil von neun Mitgliedern, und trug eine dieser Stellen unserem Forster an.

(Schluß folgt.)

Die Poesie der Bibel.

Von

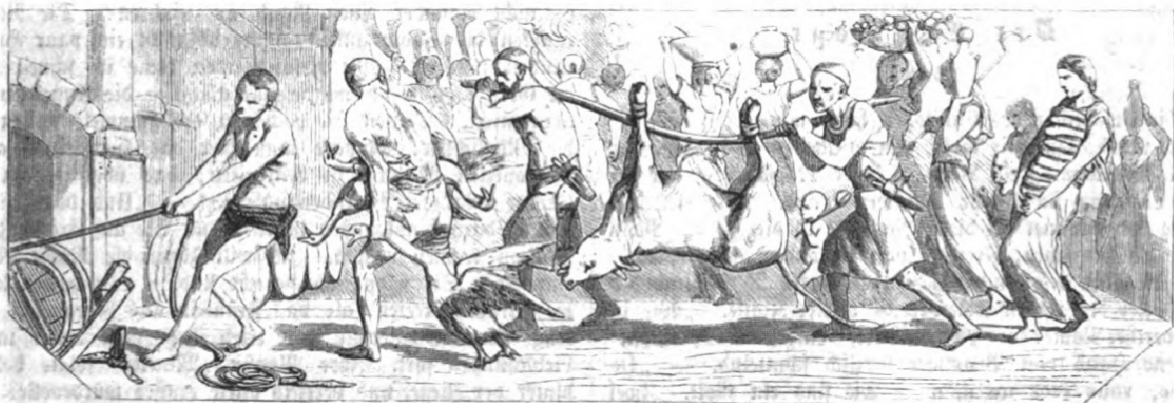
Dr. Hermann Nesch.

Der Zauber orientalischer Phantasie liegt in keinem Buche mehr, als in der heiligen Schrift, und selbst dem Freunde der Poesie, dem die religiöse Erbauung in zweiter Linie stünde, wird die Bibel den reichsten Stoff bieten, alles wie neues Testament. Der freundliche Leser nehme dieses herrliche Buch nur mal zur Hand und vertiefe sich in diese Fundgrube edelster Poesie, er wird staunen, wie fein Geist, seine Phantasie mächtig von diesen Blättern angeregt wird. Die Dichter aller Zeiten fanden sich von den Schriften des alten Bundes schon zu Umbildungen aufgefordert; aus den scheinbar unbedeutendsten Versen sind ganze Bücher, Epen und Dramen entstanden, und die größten Maler unserer Tage haben den poetischen Gehalt der Bibel zu künstlerischen Werken umgestaltet, während die frommen Maler vergangener Jahrhunderte das Hauptgewicht auf den religiösen Inhalt legten. So ist die Bibel uns ein doppelt werthvolles Buch geworden, eine Errungenschaft von unschätzbbarer Bedeutung. Wie hat der Künstler die Parabel vom verlorenen Sohne so wunderbar mit seinem Griffel illustriert: glauben wir nicht ein orientalisches Märchen zu lesen, und doch ist es nur die Illustration der Parabel im Evangelium des Lukas (15, 12—32). Jesus sprach: Ein Mensch hatte zwei Söhne; und der jüngste unter ihnen sprach zum Vater: Gib mir, Vater, das Theil der Güter, das mir gehört. Und er theilte ihnen das Gut. Und nicht lange darnach sammelte der jüngste Sohn Alles zusammen, und zog ferne über Land; und dafelbst brachte er sein Gut um mit Praffen. Da er



nun alle das Seine verzehret hatte, ward eine große Heurung durch dasselbige ganze Land, und er fing an zu darben. Und ging hin, und hängete sich an einen Bürger desselbigen Landes, der schickte ihn auf seinen Acker, der Säue zu hüten. Und er begehrte seinen Bauch zu füllen mit Träbern, die die Säue aßen; und Niemand gab sie ihm. Da ging er in

sich, und sprach: Wie viel Tagelöhner hat mein Vater, die Brod die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger. Ich will mich aufmachen, und zu meinem Vater gehen, und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir. Und bin fort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße; mache mich als einen deiner Tagelöhner. Und er



machte sich auf, und kam zu seinem Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, sahe ihn sein Vater, und jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals, und küßte ihn. Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir; ich bin fort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße. Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor, und thut ihn an, und gebet

ihm einen Fingerreif an seine Hand, und Schuhe an seine Füße. Und bringet ein gemästet Kalb her, und schlachtet's, laßet uns essen und fröhlich sein. Denn dieser mein Sohn war todt, und ist wieder lebendig worden; er war verloren, und ist gefunden worden. Und fingen an fröhlich zu sein. Aber der älteste Sohn war auf dem Felde; und als er nahe zum Hause kam, hörte er das Gefänge und den Reigen.

Und rief zu sich der Knechte einen, und fragte, was das wäre. Der aber sagte ihm: Dein Bruder ist kommen, und dein Vater hat ein gemästet Kalb geschlachtet, daß er ihn gesund wieder hat. Da ward er zornig, und wollte nicht hinein gehen. Da ging sein Vater heraus, und bat ihn. Er antwortete aber, und sprach zum Vater: Siehe, so viel Jahr diene ich dir, und habe dein Gebot noch nie übertreten; und du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre. Nun aber dieser dein Sohn kommen ist, der sein Gut mit Dirnen verschlungen hat, hast du ihm ein gemästet Kalb geschlachtet. Er aber sprach zu ihm: Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein. Du solltest aber fröhlich und gutes Muths sein; denn dieser dein Bruder war todt, und ist wieder lebendig worden, er war verloren, und ist wieder funden.

Bilderräthsel.

4.



Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 428.

Alter schützt vor Thorheit nicht.

Der Caniloge.

(Schluß.)

Die Erzählung des Canilogen hatte mir viel Freude gemacht, und es that mir wohl, ihm mittheilen zu können, daß hier in Schladming ein Paar so echter Möpse lebte, wie der beste Caniloge sich's nur wünschen könne. Wie elektrisirt sprang der Berliner bei dieser Nachricht in die Höhe. Mein Name ist Brummer, Freiherr von Brummer auf Brummsdorf, Mitglied des canilogischen Vereins für Norddeutschland und Ritter des rothen Adlerordens vierter Klasse. „Wie ist Ihr werther Name?“ — „Von Meyer,“ entgegnete ich, die dargebotene Hand von Brummer herzlich schüttelnd. — „De Meyer, vous êtes un dien — Sie sind ein Gott. Zwei Möpse sagen Sie?“ — „Zwei echte Möpse, jung, frisch, munter.“ — „Hier in Schlad — Schlad — wie heißt dieser Ort?“ — „Schladming.“ — „Könnte ich sie heute Abend noch sehen?“ Es ist erst halb zehn, — gehen die Menschen hier früh in's Bett?“ — „Für heute dürfte es wohl zu spät sein, aber morgen früh werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen die Exemplare zu zeigen.“ Früh am nächsten Morgen häufte von Brummer in mein Zimmer. „Mon cher de Meyer, comment vous Portugal?“ fragte er lachend, — „kein Auge zugemacht die ganze Nacht — zwei sagen

Sie? Ein Männlein und ein Fräulein? Sind keine Nachkommen da? Erzählen Sie mir doch Alles, was Sie wissen, es interessiert mich jedes Wort.“ — „Wenn Sie einen Augenblick zum Fenster hinaus sehen wollen, damit ich aufsehen kann, so werde ich Ihnen erzählen.“ — „Reinetwegen werden Sie sich doch nicht geniren? Kavalier vor Kavalier?“ — „Sie erweisen mir wirklich einen Gefallen, nur einen Augenblick.“ Von Brummer wandte sich ab und mit einem Sage war ich aus dem Bette. „Sie dürfen sich jetzt umsehen, Baron, und wenn Sie mir erlauben wollen, daß ich in Ihrer Gegenwart meine Beschreibungen vornehme, so will ich Ihnen die nähern Verhältnisse der beiden Hunde beschreiben, damit Sie Ihre Anstalten treffen können.“ — „Der Möps also, das genus masculinum, ist im Besitz eines pensionirten Majors, eines Herrn von Ruscher, und die Möpsin gehört einem Fräulein von Domberg. Herr von Ruscher hat schon mehrere Versuche gemacht, das Fräulein zu bewegen, daß sie ihrer Möpsin erlauben möge, dem Auge des Herzens zu folgen, aber hiergegen hat sich das Sittlichkeitsgefühl der ästhetischen Dame entschieden gestäubt. Eine Trauung an die linke Hand hält sie selbst unter Färsten, wie viel mehr unter Möpsen für unerlaubt. Sie läßt deutlich durchblicken, daß sie gegen eine solide Verheirathung nichts einzuwenden finde, und daß sie sogar bereit sei unter gewissen Umständen selbst einen Ehebund zu schließen, wie er in der heiligen Schrift vorgezeichnet sei. Das heißt mit anderen Worten, daß sie den Major heirathen und zugleich in eine Verheirathung ihrer jungfräulichen Möpsin einwilligen würde.“ — „Admirable!“ rief der Baron. — „Der Major aber, der weit liberalere Ansichten hat, ist durchaus nicht der Ansicht, daß er sein Lebensglück in eine Kategorie mit dem seines Bello stellen müsse, und hat bisher jeden zarten Wink des Fräuleins mißverstanden.“ — „Erlauben Sie mir, das sind ja höchst trübselige Ausichten. Glauben Sie, daß der Major und das Fräulein geneigt wären, gegen einen hohen Preis die Exemplare abzutreten?“ — „Unter keiner Bedingung. Sie müssen sich aber ehelichen, und da ich gegen den Herrn von Ruscher eben nicht mit Liebe erfüllt bin, so will ich dazu helfen ihn an das Fräulein zu verheirathen. Dieß wird, bei einiger Gewandtheit von Ihrer Seite und durch Hülfe der Frau Pastorin, zu bewerkstelligen sein. Sie müssen nämlich wissen, daß das Fräulein ein Stück Wiese besitzt, welches an den Garten des Majors grenzt, und daß er täglich den Wunsch ausdrückt, dieß Stück Land mit seinem Garten zu vereinigen.“ — „Da scheint mir die Aussicht auf die Möpse aber doch noch im Argen zu liegen? Wäre es nicht einfacher einen Raub auszuführen? Die Römer raubten die Sabinerinnen, sollte ich nicht ein paar Hunde rauben können? Mit Relaispferden läme ich schnell über die Grenze, und ich würde par distance die Angelegenheit arrangiren. Denken Sie doch um des Himmels willen an die Möglichkeit, Monate lang hier das Herz eines alten pensionirten Majors zu bearbeiten, das überfliege ja die Grenze erlaubter Menschenquälerei?“ — „Und doch müssen Sie es darauf ankommen lassen, wenn Sie auf Erfolg Ihrer Mission rechnen wollen. Ich will Ihnen die Möpse zeigen, entscheiden Sie selbst, ob sie echt sind.“ Wir hatten kaum die Straße betreten, als das Fräulein uns begegnete. Sie trug einen Schäferhut und trieb ihre Ziege unter zarten Liebföhlungen fort. Ihre Möpsin „Minette“ folgte bellend hinter der Ziege, und verrieth durch ernstes würdevolles Betragen, daß sie die Stellung begriff, welche sie im Leben einnahm. „Echt?“ fragte ich den Baron. — „Himmelische Güte!“ rief er in vollem Entzücken, „Ich je ein Auge ein schöneres Ebenmaß? Betrachten Sie die Brust, den Vorderarm, die lede Rundung des Knies, o! und diese Ohren, kurz, dünn, zurückgelegt, — magnifique, incroyable, — stellen Sie mich vor.“ — „Erlauben Sie, geehrtes Fräulein, daß ich Ihnen den Freiherrn von Brummer auf Brummsdorf vorstelle.“ Das Fräulein warf einen verschämten Blick auf ihre weiße Schürze und ihren hübschen Fuß, und

flüßte einen unverständlichen Gruß. — „Die wundervolle Natur dieser hochromantischen Gegend läßt mich hoffen, daß Sie, meine Gnädigste, die lästige Konvenienz des Hofzirkels verachtet haben, und daß Sie mir gestatten wollen, Ihnen in der Lenkung dieser Gazele behülflich zu sein.“ — „Es ist nur eine Ziege, Herr Baron,“ stötete das Fräulein. „O ja, aber es ist eine besonders schöne Ziege, ganz besonders schön, auch Ihr Hund, mein Fräulein, ist untadelhaft, ein edler Bau, die Rasse ist mir nicht bekannt, sie hat mit den Köpfen der Vorzeit Ähnlichkeit, wenn ich nicht irre.“ — „Es ist ein echter Mops,“ sagte das Fräulein mit scharfer Betonung, „echt in des Wortes verwegener Bedeutung.“ — „Wie Alles in dieser alpinischen Natur. Gott, wie beneide ich Sie um einen Sommeraufenthalt in diesem reizenden Thale.“ Das Fräulein verneigte sich lächelnd und sagte, sie hoffe die Ehre zu haben uns in der Soirée zu sehen. — „In der — was?“ fragte von Brummer. — „In der Stube der Pastorin, wo es Thee mit Ziegenmilch setzt. Die Pastorin muß uns helfen, sonst kommen wir nicht zum Ziele. Ich werde Sie sogleich vorstellen, bitte Sie aber etwas zusammenhängender zu sprechen. Die Pastorin ist eine Närrin; ein Satan, wenn Sie wollen, aber ein geschiedter Satan, nehmen Sie sich in Acht.“ Die Pastorin empfing uns in der schwarzen Haube, und das bedeutete Sturm. Ich winkte von Brummer zu auf seiner Hut zu sein, es war sein Glück, daß er meinen Wink befolgte. „Sie sind ein Landsmann!“ sagte die Pastorin, „aus welchem Theile Preußens stammt Ihr Geschlecht?“ — „Aus Schlesien,“ erwiderte der Baron mit einer artigen Verbeugung. — „Sie waren also auch in Breslau?“ — „O, wie oft, ich möchte Breslau meine Vaterstadt nennen.“ — „Und kennen vielleicht die Familie von Zirbed?“ — „Ich habe dieses edle Geschlecht oft nennen hören, bin aber zufällig nie mit einem der erlauchten Glieder bekannt geworden. Eine Zirbed heirathete meinen Großvater, den General von Knollendorf.“ Weiter ließ die Pastorin ihn nicht kommen. — „Verwandle also, wenn auch weitläufige, und doch glaube ich gewisse Züge in Ihnen zu entdecken, die mich an Jugendfreunde erinnern, o meine Jugend! Trauert, ihr eifrigen Gletscher, meine Luna, höre auf, du mildes Sonnenlicht, verschwindet, Gestirne, ein Herz, o ich darf es sagen, ein weiches, gefühlvolles Herz weint. Ja, Herr von Brummer, eine Tochter des edlen Dagobert von Zirbed wohnt dahin, eine Preusin geht unter in diesem Schladming. Hahaha! Schicksal, du bist groß. Eine Zirbed verschmachtet an der Seite dieses — Kerls wollte sie sagen, aber sie verschluckte das Wort und ersetzte es durch eine Pantomime. „Ich bedauere, gnädigste Cousine...“ — „O, Cousin, bedauern Sie mich nicht. Mein Herz ist weich, aber das abelige Feuer belebt seine Nerven und Muskeln, ich fühle eine Million in meinem Herzen und spreche dem Schicksal Trost!“ — „Cousine, ich bewundere Sie. Diese Seelengröße inmitten dieser — dieses — dieser — Alpen,“ sagte ich. — „Ja, diese Alpen,“ fügte der Baron langsam lallend hinzu, unverwandten Blickes durch's Fenster schauend. Aber weiter kam er nicht in seiner Rede. Von Ruscher ging in seinem Garten spazieren, Vello trabte muthig auf und ab und zernidte in jugendlicher Unvorsichtigkeit eine Kette. Ergrimmt packte der pensionirte Major den Uebelthäter und gerbte ihn mit einer Weidenruthe durch. „Mais c'est horrible, nimmt denn das kein Ende?“ fragte der Caniloge, der die Cousine und die ganze übrige Welt bei diesem Anblick vergaß. — „Qu'avez vous, cousin?“ fragte die Pastorin; „was ist Ihnen, Herr von Brummer?“ — Es war ein Glück für uns, daß in diesem Augenblicke das Dienstmädchen in's Zimmer trat und den Schlüssel zum Brodschrank verlangte, was beiläufig immer geschah, wenn Gäste da waren. Der Baron hatte Zeit sich zu sammeln, und wußte durch einige französische Flotellen das Herz der Cousine für sich zu gewinnen. Wir wurden zum Thee geladen und versprochen, uns um fünf Uhr einzufinden. „Werden Sie mich jetzt dem Herrn von Ruscher vorstellen?“ fragte der Baron. — „Unter

keiner Bedingung,“ sagte ich. „Wir stehen auf gespanntem Fuß, und ohnedies weiß ich, daß es ganz in unserem Interesse liegt ihn eifersüchtig zu machen. Lassen Sie uns sämtliche Honoratioren dieses Ortes besuchen bis auf den Major. Machen Sie heute Abend Ihrer Cousine und dem Fräulein den Hof, und ich wette mit Ihnen, daß der Eisensresser sich isolirt fühlen und Ihnen entgegenkommen wird. Lassen Sie nur nicht ahnen, daß Sie Caniloge sind, geben Sie sich vielmehr für einen Naturschwärmer aus, und lassen Sie Sie durchblicken, daß Sie Lust hätten, sich hier niederzulassen. Im Uebrigen zählen Sie unbedingt auf meinen Beistand.“

Erst gegen Mittag hatten wir die Runde durch Schladming gemacht. Die Nachricht von der Liebeshwürdigkeit und dem ungeheuern Reichthum des Barons eilte wie ein Lauffeuer durch das Städtchen, und wo wir eintraten, fanden wir die Hausfrau in interessanter Stimmung, den Hausherrn frisch rasirt und gewaschen. Selbst der Postmeister hatte nicht widerstehen können. Er, der sonst wahrlich keine Unzucht auf seinen Stand warf, war heute in der Liebeshwürdigsten Laune, und der Tabaksverleger, ein geiziger, eifersüchtiger, gelbsüchtiger Mensch, stellte uns seiner kleinen hübschen Frau vor, und hoffte uns noch recht oft in seinem Hause zu sehen. „Die Herren beehren mich vielleicht morgen Abend?“ fragte er. — „Morgen geht es nicht, lieber Alfred, Du weißt, wir haben Dinstags Washtag, aber Mittwoch?“ — „Also Mittwoch, wenn es den Herren gefällig ist? Wir sehen uns doch heute Abend in der Soirée?“

Was gäbe ich darum, wenn ich die Klatzereien hätte hören können, die heute in Schladming ausgetauscht wurden! Es ist unrecht von den Satyrkern, daß sie die Klatzschwestern so grausam verfolgen, und beweist nicht nur, daß sie ein schlechtes Herz haben, sondern auch, daß sie nie in Schladming oder einem ähnlichen Orte gewohnt haben. Sie lernten nie die Süßigkeit einer vernichtenden Langeweile kennen, — einer Langeweile, die mit Gähnen und Gliederstreden nicht zu vertreiben ist, einer Langeweile, die sich wie Asthma, Brustleiden oder Luströhrenschwindel ganz in unser System einbürgert und uns so mürbe macht, daß wir stundenlang zu sehen können, wie das Fräulein Handläse macht und mit Kummel bestreut, während ihre Nachbarin durch den Zaun schießt, und ihrem Manne mit den Fingern ein Zeichen gibt, still zu sein und sie nicht zu hören in ihrer Beobachtung des sauberen Fräuleins und des leichtsinnigen Herrn von Meyer. Ergründet die bodenlose Tiefe der Langeweile, steigt hinab in den Ozean von Spießbürgerthum, und lernt den Seelengenuss kennen, den eine Klatzerei auch gewährt! Das Klüstern, Augen- und Mienenpiel, die Eile, mit welcher der Hut aufgesetzt, der Shawl übergeworfen wird, wenn es an's Klatzen geht, ist unbegreiflich ergötzend. Personen, die sich nicht ausstehen können, reichen sich wie die intimsten Freunde die Hand. Ist es nicht wahrlich beglückend eine solche Szene mit anzusehen? Würden die Philister wohl alt werden, ja würden sie jemals das vierzigste Jahr erreichen können, wenn sie nicht das Lebenselixir der Klatzerei hätten, wovon ihre Frauen ihnen täglich eine Dosis einflößen?

Es hieße geradezu den menschlichen Organismus verkennen, wenn Jemand behaupten wollte, daß man eine gründliche substanzielle Langeweile ohne die würzige Sauce der Klatzerei verdauen könne, und deswegen ist es Philisterrmord ein gros, wenn die Satyrker, in ihrer menschenfresserischen Laune den Klatzschwestern nachstellen. Es ist überhaupt unrecht und zeugt von wenig Kenntniß der sozialen Verhältnisse, wenn die Satyrker die Klatzschwestern über einen Kamm scheeren, ohne die gehörige Einteilung in Familien, Geschlechter, Sorten und Individuen zu machen. So habe ich z. B. noch niemals gelesen, daß die fragenden Klatzschwestern von den klatzenden Klatzschwestern unterschieden werden, und doch sind die Unterschiede zwischen diesen beiden Sorten eben so groß wie zwischen positiven und negativen Polen eines Magneten. Ich habe einmal eine fragende Klatzschwestern

böses Wort über ihren lieben Nächsten sprach, und trotzdem die tödlichsten Feindschaften unter Freunden und Bekannten anstiftete. Sie begegnete mir z. B. eines Abends auf einem allerdings abgelegenen Spaziergange. „Entzückt Sie zu sehen,“ redete ich sie an, „ein wundervoller Maiabend.“ — „Nun, was treiben Sie denn so spät hier im Mondenscheine? Ein Rendezvousachen?“ — „Wie Sie Alles errathen können...“ — „Mit wem denn? Haben's das Mäuschen heute schon gesehen?“ — „Nein, — ich glaube nicht.“ — „Wird wohl bald hier sein, will nicht stören, guten Abend, Herr von Meyer.“ Raum war sie fünfzig Schritte gegangen, als sie einer klatschenden Klatschschwester begegnete, die mit feuerrothem Gesichte auf sie zustürzte und ihr in's Ohr flüsterte: „Sollten Sie es glauben? Der Herr von Meyer geht alle Abend hier spazieren und kommt spät nach Haus. Na ja, wie die jungen Herren jetzt sind, da gnade Gott den armen Mädchen, das Herz möchte einem im Leibe zerpringen.“ — „Geht Mäuschen auch Abends spazieren, ich frage nur so?“ — „Mein Gott! Ja das Mäuschen! Jetzt ist mir Alles klar. Na, wer die kriegt, der kann sich gratuliren! So? also die angelt nach dem hübschen jungen Mann? Schau, schau! Na, das werd' ich aber ihrer Mutter stecken, der hochnasigen Madame!“ — „Ich habe aber nichts gesagt.“ — „Natürlich nicht, o ich will sie zwiebeln, die strenge Mutter, hehehe.“ —

Gegen fragende Klatschschwester hilft kein anderes Mittel als das, welches die Schiffseigenthümer gegen den Bohrwurm anwenden. Man muß sich mit Kupfer beschlagen lassen. Sie zeichnen sich übrigens vor ihren klatschenden Schwestern gewöhnlich durch Korpulenz und Leibesgröße aus; ich entsinne mich nicht, jemals eine magere fragende Klatschschwester gesehen zu haben. Doch, es wird fünf Uhr und die Soirée mit Ziegenmilch und Handläse geht los. Der Baron hatte einen grünen Jagdfrack an. Die gelben Knöpfe stellten Hundeköpfe dar, auf seinem Siegelringe thronte ein Mops. Er war unwiderstehlich. Wir traten ein und fanden die Damen, die schon seit halb zwei Uhr Kaffe getrunken hatten, versammelt. Sie strickten, während die Blume von Breslau ihre Essays vorlas. Sie erhoben sich bei unserem Eintritt, und jede suchte es der Andern im zierlichen Knixen zuvor zu thun. „Ich beschwöre Sie, Cousine, lassen Sie sich nicht unterbrechen,“ sagte der Baron, indem er den schwarzen Lüllhandschuh der Pastorin küßte, den sie aus einem gewesenen Schleier fabrizirt hatte. — „Cousin?“ fragten die Augen der Damen. — „Cousin!“ riefte die Frau Postmeisterin, die in dem Renommé stand, einen Adelskalender zu besitzen. — „Wenn es Ihnen Freude macht, Cousin...“ — „Aber wie mögen Sie fragen?“ — „Lesen Sie doch das Stück von der verlaufenen Geis,“ bat die Posthalterin, welche das erlangte Uebergewicht festhalten wollte. — „Von dem verlorenen Lämmlein?“ lächelte die Pastorin mit einem Seitenblick auf den Cousin; „soll ich?“ — „Ich sehe,“ sagte der Baron.

Die Pastorin las:

„Es weint auf Berges Halde
Ein junges Lämmlein
War einsam in dem Walde
Nach keinem Mütterlein.“

Die Gletscher stehen stille
Und rufen dem Lämmlein zu:
„Es ist wohl Gottes Wille,
Dum schließ' die Augen zu.“

Die Sonne senkt sich unter,
Das Lämmlein weint in Schmerz,
Der Tod kommt stolz und munter
Und sticht in's Lämmleins Herz.“

„Riesig! Cousine, vollkommen riesig!“ rief der Baron. „Der Tod kommt stolz und munter und sticht in's Lämmleins Herz, es ist dieß eine der schwermüthigsten Elegieen, die ich jemals gehört habe. — Kurz, verständlich und würdevoll. Cousine, Sie haben mich heute Morgen entzückt, — jetzt bewundere ich Sie.“ Die Postmeisterin glühte wie eine Klatschrose vor Scham, weil sie verlaufene Geis statt „verlorenes

Lämmlein“ gesagt, und warf einen giftigen Blick auf das Fräulein, welches ein Buch vor den Mund drückte, um ein mittheilendes Lächeln zu verbergen. Ich hielt diesen Zeitpunkt für geeignet, dem Fräulein zu Hülfe zu kommen, weil ich aus Erfahrung wußte, daß ihr zartes Gemüth den unpolitischen Ausdrücken der Posthalterin nicht Widerstand zu leisten vermochte.

Die Herren kamen jetzt auch einer nach dem andern an, die Magd brachte Thee, Butterbrod, Handläse und eine geräucherter Junge. Das arme Mädchen hatte verweinte Augen, und blickte mit ängstlicher Scheu den Theetopf an, die Arme! Sie hatte den Henkel abgestoßen, der trauernd über sein Schicksal auf dem Theebrett lag. Es war ein Familienstück dieser Theetopf. Das Wappen derer von Zirbed war in vollster Glorie auf seinen Seiten gemalt, — „von Deinen liebenden Eltern“, stand auf dem Henkel — und da lagen sie nun, die liebenden Eltern, zerbrochen und zer Schlagene.

Ein spöttisches Lächeln zuckte um den Mund der Postmeisterin, die Tabaksverlegerin sagte, sie habe einen guten Porzellankitt, das Fräulein rief: „Ach Schade!“ Die Frau Friseurin verdrehte die Augen und sagte: „Ja die Diensthöten!“ — „Schenten Sie mir diese Reliquie, Cousine!“ flehte der Baron, „erlauben Sie mir Ihnen ein Service von der meißner Fabrik kommen zu lassen. Es ist zwar nicht vaterländisches, sondern sächsisches Porzellan, aber leider das beste in Deutschland. Ich schreibe morgen am Tage an meinen Intendanten, und hoffe, daß Sie einem Cousin erlauben wollen...“ — „Sie sind wirklich freundlich,“ erwiderte die Pastorin, „ich nehme Ihr Geschenk an, vorausgesetzt, daß mein Mann, der Herr Pastor, nichts dagegen hat?“ Der Ton, worin sie diese Frage stellte, war so eifrig, daß es um drei Grade kälter wurde im Zimmer. Kein Wunder daher, daß der Pastor einen Schluß Kum nahm, ehe er antwortete: „Nicht im Geringsten,“ und sah mit einem Kopfschütteln gegen die Wanduhr, „freut mich sogar.“ Wir mischten uns unter die Gesellschaft, sprachen mit den Damen und Herren, vermieden es aber sorgfältig, an Herrn von Ruscher ein Wort zu richten. Ich flüsterte der Pastorin zu, daß es darauf abgesehen sei, das Fräulein und den Major zu verheirathen, und sie wäre die erste Pastorsfrau gewesen, die gegen eine Hochzeit Einwendungen gemacht hätte. Der Baron hatte nun freie Hand und widmete dem Fräulein eine übertriebene Aufmerksamkeit, wodurch sie natürlich in den Augen Aller und so auch in den Augen von Ruscher um hundert Procente stieg. Ich hatte mich in der Beurtheilung des Majors nicht geirrt. Es verletzte sein Ehrgefühl, seinen Stolz und seine Eigenliebe, daß wir ihn links liegen ließen. Eine Zeitlang kämpfte er mit sich selbst; dann aber sagte er mich beim Arm und sagte: „Wer ist denn der Baron? Was hat der Mann, daß er mich absichtlich meidet?“ — „Er ist ein sehr reicher Gutsbesitzer aus Preußen, der sich hier einen kleinen Besitz zu kaufen wünscht. Das Haus des Fräuleins gefällt ihm ausnehmend und ich glaube, daß auch das Fräulein Gnade vor seinen Augen findet. Sehen Sie nur, wie entzückt er von ihrer Unterhaltung ist. Sie ist auch in der That eine sehr angenehme Erscheinung.“ — „Verdammt,“ brummte der Major, „wenn der Baron doch beim Teufel geblieben wäre!“ — „Er wird ohne Zweifel die Gartenanlagen des Fräuleins vergrößern, wenigstens sprachen wir heute von seinem Gärtner.“ — „Ihn soll das Donnerwetter! Ich will die Wiese, und kein preussischer Hans Hasenfuß soll mir in die Quere kommen.“ — „Wenn es nicht schon zu spät ist? Sehen Sie, wie vertieft sie im Gespräch sind, hätte ich eine Ahnung gehabt, Herr Major.“ — „Wollen Sie mir einen Gefallen thun? Wir sind zwar keine Freunde gewesen, aber Sie sind ein Edelmann, und ich respektire Sie. Wollen Sie mir einen Gefallen thun?“ — „Mit Vergnügen.“ — „Ziehen Sie den Baron in's Gespräch; nur zehn Minuten Zeit lassen Sie mir, und ich will doch sehen ob ich zu spät komme; nur

zehn Minuten." Ich näherte mich dem Baron, bat um eine augenblickliche Unterredung und zog ihn in den äußersten Winkel des Zimmers. "Was haben Sie gesprochen?" fragte ich ihn. — "Ihrem Rathe zufolge nur die Vorzüge des Majors geschilbert, Sie?" — "Angebeutet, daß Sie das Fräulein heirathen würden." — "Himmel sapperment," sagte der Baron, "wie können Sie sich unterstehen ..." — "Sie spielen Ihre Rolle meisterhaft. Ich halte Sie am Nothknopf fest, thun Sie, als ob Sie vor Ungebulb brennen, mich los zu werden, und blicken Sie unverwandt nach dem Fräulein. Sehen Sie, wie der Major sich in Positur setzt? Gleich wird es losgehen!" Sie erröthet — er lächelt — spricht leise — er rückt näher — sie schlägt die Augen nieder. "Ich wette Ihnen tausend Möpfe, er hat um sie angehalten und sie hat ja gesagt." Und so war es auch!

Bierzehn Tage später legte der Pastor die Hände von Ruscher und des Fräuleins ineinander. Der Baron und ich waren seit jenem verhängnißvollen Abend tägliche Gäste bei den Liebenden, und da wir die unschuldigen Triebfedern waren, welche die glückliche Verbindung herbeigeführt hatten, gelang es uns ohne Schwierigkeit, Bello und Minette vom Banne des Cölibats zu erlösen. Der Baron reiste nach Berlin ab und erkundigte sich täglich in vier Seiten langen Briefen nach dem Wohlbefinden des jungen Paares. Als ich ihm eines schönen Morgens schreiben konnte, daß fünf wunderbar schöne Möpfe geboren seien, eilte er auf Flügeln des Sturmwindes nach Schladming und nahm die Erstlinge in Empfang.

Der canilogische Verein in Berlin hat ihn zum Obermops mit Eichenlaub ernannt, und er ist beim Bundestag um die



Die Gesellschaft bei der Frau Pastorin.

Bewilligung eingetroffen, seine Herrschaft in Schlesien zu einer reichsunmittelbaren Propstolonie erheben zu dürfen. Bisher ist hierauf keine Antwort ertheilt, es dürften sich aber nach gewissen Anzeichen, welche von vertrauensbeehrten hohen und höchsten Personen in höchsten und allerhöchsten Cirkeln wahrgenommen sein wollen, Schlüsse ziehen lassen, welche eine günstige Entscheidung der hohen Behörde in nicht gar zu ferne Aussicht stellen.

Ein Trauerspiel aus dem Buschleben.

Von

Robert Waldmüller.

Im Oktober 1861 kam Mr. Wills, ein wohlhabender Squatter aus Vittoria, nach Queenssand, um im Reichardt-

Distrikt, Rogoa river, eine neue Schafstation anzulegen. Außer seinem Sohne begleiteten ihn auf dieser Expedition eine Anzahl von Arbeitern, Schäfern und Handwerkern, die er für seine neue Ansiedlung in Dienst genommen hatte. Die Gesellschaft war mit Einschluß der Frauen und Kinder der Arbeiter etwa vierundzwanzig Personen stark, und mit einer vollständigen Ausrüstung von Werkzeugen, Lebensmitteln und allen übrigen Nothwendigkeiten des Lebens versehen. An dem Ort ihrer Bestimmung angelangt, wurden an einem günstig gelegenen Punkte einige Zelte zur Unterkunft der Familien aufgerichtet, und alle Arbeiten einer neuen Ansiedlung schnell und praktisch in Angriff genommen. Da es eine ganz neue Ansiedlung, so war natürlich die ganze Gegend umher eine ununterbrochene Wildniß. Die Männer wurden zum Theil zum Hüten der verschiedenen Schafherden verwendet, andere beschäftigten sich mit Holzfällen für den Bau der neuen Wohnungen, oder mit dem Aufrichten

der Eingebungen für die nächtliche Sicherheit der Schafe. Einige blieben bei den Zelten zum nöthigen Schutz der Frauen und Kinder zurück, während Mr. Wills, ein kräftiger, thätiger Burschmann, die Aufsicht über die an verschiedenen Plätzen der Station zugleich vorgenommenen Arbeiten führte. Schon wenige Tage nach Ankunft der Weißen ließen sich einige Eingeborne sehen. Da sie freundlich behandelt und nicht zurückgewiesen wurden, so kamen sie oft und in größerer Anzahl in die Nähe der Zelte. Da sie sich aber vollkommen ruhig und sogar freundlich erwiesen, so erregte ihre Anwesenheit keinerlei Besorgnisse. Wenige Tage vor dem hier folgenden Ereigniß verließ der junge Wills mit einigen Arbeitern die Station, um einige früher zurückgelassene Güterwagen zu holen.

Am 18. Oktober um Ein Uhr Nachts kam ein Arbeiter von Mr. Wills nach Rainsworth (Mr. Gregson's Station) mit der erschütternden Nachricht, daß sämtliche Bewohner von Wills Station am Tage vorher durch die Eingebornen ermordet worden seien.

Die Eingebornen hatten sich am Morgen dieses Tages, wie gewöhnlich, in ziemlich bedeutender Anzahl um die Zelte versammelt, waren aber nach einigen Stunden wieder in ihr Lager zurückgekehrt. Kurz nach Mittag — so erzählt der Augenzeuge — hatte er sich, müde und erschöpft von der Hitze des Tages, unter das dicke Laubdach eines mit Schlingpflanzen überwachsenen Gebüsches gelegt, ein Umstand, dem er seine an's Wunderbare grenzende Rettung verdankte. Aus kurzem Schlafe weckte ihn das Geräusch eines heftigen Wortwechsels unter den Eingebornen. Er bog vorsichtig die Zweige der ihn verdeckenden Gebüschse auseinander, und sein erster Blick fiel auf eine der weißen Frauen, welche von einigen der Schwarzen umringt war. Fast in demselben Moment stürzte sie von schweren Keulenschlägen getroffen zu Boden. Von allen Seiten erhob sich nun ein furchtbares Angstgeschrei, in das sich das gellende Kriegsgeheul der Schwarzen mischte, während der dumpfe Ton schwerer Schläge, der ringsum die Luft erfüllte, den angstvoll Lauschenden lehrte, daß das Todeswerk begonnen habe. In der Mitte dieses schrecklichen Auftritts fiel ein einzelner Schuß, doch, wie es schien, ohne Wirkung. Mr. Wills feuerte diesen Schuß im Moment seines Todes.

Allmählig trat Stille ein, aber der Mann, welcher der Augenzeuge dieser Schauerzscene geworden war, wagte es nicht, sein Versteck zu verlassen und wartete, mehr todt wie lebendig, dort bis an den Sonnenuntergang. Ein eigenthümliches Geräusch zog um diese Zeit seine Aufmerksamkeit auf sich, und mit athemloser Spannung um sich blickend sah er zu seinem Erstaunen eine der Schafheerden, welche ohne ihren Schäfer langsam grafsend an ihm vorüber zog. Ihrem Instinkt treu, hatten diese Thiere allein den Weg zu ihrem nächtlichen Lagerplatze gefunden. Ein plötzlicher Gedanke an Rettung durchzuckte ihn, er kroch auf Händen und Füßen unter die Herde und gelangte, von ihren dichten Wälschen bedeckt, unbemerkt an einen Platz, der ihm bessere Sicherheit gewährte. Kurze Zeit darauf kam der Schäfer, welcher die Herde hütete, mit seiner Herde heim und beide Männer gingen zu den Zelten, wo sie ein gesatteltes Pferd an einem der Ochsenwagen angebunden fanden. In jedem stieg natürlich der heiße Wunsch auf, sich dieses einzigen Mittels zur Flucht zu bedienen, und jeder suchte in den Besitz des Pferdes zu gelangen. Während der Augenzeuge, der glückliche Besitzer des Pferdes, sofort nach Rainsworth abging, entschloß sich der Zurückbleibende, in seinem Versteck zu warten bis Hülfe kommen würde.

Mr. Gregson von Rainsworth benachrichtigte sofort seine Nachbarn, und die Trauerkunde verbreitete sich so schnell durch den Busch, als frische Pferde und willige Boten sie tragen konnten. Unglücklicherweise war die native police dieses Districts am äußersten Ende ihres Bezirks, und 200 Meilen weit von dem Schauplatz der Begebenheit entfernt. Doch so allgemein war das Interesse Aller in dieser An-

gelegenheit, und so wirksam die Thätigkeit dafür, daß die native police schon nach Verlauf von 50 Stunden von dem Ereigniß benachrichtigt worden ward.

Im Laufe des Tages kam der andere Ueberlebende von Wills Station nach Rainsworth. Diese Station wurde der Versammlungsort für Alle, welche bereit waren Hülfe zu leisten. Um Sonnenuntergang brach eine Gesellschaft von sieben Squatters mit ihren Leuten und einigen civilisirten Eingebornen, wohl beritten und bewaffnet, unter der Anführung des Mr. Mc Intosh nach Wills Station auf. Sie erreichten den Platz um Mitternacht und warteten in gespannter Erwartung den Anbruch des Tages ab. Und nun erst konnte man eine nähere Einsicht in die schreckliche Katastrophe gewinnen. Dreizehn Personen, Mr. Wills einbegriffen, wurden in der Nähe der Zelte ermordet gefunden, drei andere Männer auf einem eine halbe Meile entfernten Plage, wo sie Schafe und Lämmer hüteten, und ein sehr alter Mann, ebenfalls Schäfer, etwa eine Meile davon. Die Zahl der Opfer betrug demnach siebenzehn Personen, unter denen drei Frauen und Mädchen und fünf Kinder sich befanden. Alle waren inmitten ihrer täglichen Beschäftigungen vom Tode überrascht worden, die Kinder waren bei ihren Müttern, die Frauen hatten ihre Naharbeit in den Händen. Mr. Wills lag einige Schritte von seinem Zelt entfernt, und schien bei dem Versuch, das Sattelpferd zu erreichen, umgekommen zu sein.

Der Angriff war offenbar mit überraschender Schnelle gemacht worden, so daß kein Widerstand möglich war, obgleich man ganze Haufen von geladenen Schießgewehren in den Zelten fand. Wahrscheinlich haben sich die Eingebornen langsam und ohne Verdacht zu erregen den Weißen genähert, sie umringt und dann — auf ein gegebenes Zeichen — sich mit Blitzesschnelle auf ihre schon im Voraus ertörenden Opfer losgestürzt.

Ein unbegreiflicher Nachdurst bemächtigte sich aller Gemüther im Angesicht dieser Schauerzzenen. Worte des Mitleids und der bittersten Vermünschung erfüllten abwechselnd die Luft. Das Blut starker Männer und hilfloser Frauen, schwacher Greise und unbewußter Säuglinge, nach allen Seiten hin muthwillig vergossen, redete zu jedem Herzen in einer Sprache, der Worte nicht genügen konnten.

Die Hitze des Klimas machte ein schleuniges Begräbniß nöthig. Die Anwesenheit der unbegrabenen Körper hatte einen mehr wie gewöhnlich niederschlagenden Einfluß auf die Lebenden nicht nur durch ihre große Anzahl, sondern auch durch die schrecklichen damit verknüpften Erinnerungen. Ein großes Grab in der Nähe der Zelte nahm sechzehn der Opfer auf, Mr. Wills in einem zweiten Grab wurde von seinen Nachbarn eigenhändig zur Ruhe bestattet.

Ueber den Gräbern wurde alsdann der unvergleichlich erhabene Trauergottesdienst der englischen Kirche gelesen — zum ersten Mal in dieser Wildniß — die Senerie des Urwaldes und die Anwesenheit der bewaffneten Männer, die in ihren Mienen das Gepräge, die leidenschaftliche Aufregung des Augenblickes trugen, bildeten zu dem mild verfühnenden Geiste der Zeremonie einen Kontrast, welcher diesem Austritte ein wunderbares, fremdartiges Interesse verlieh.

Es ist unnöthig hinzuzufügen, daß jener verfühnende Geist die nothwendige Sühne nur bis zur Beendigung der Bestattung stundete, und daß die Mörder ihre Unthat in vollem Maße büßten.

Karlsbad.

Von

Dr. Th. Silling.

Alle Blicke sind jetzt auf Karlsbad, diesen lieblichen Kurort, gerichtet, und in gewisser Beziehung macht er in der lau-

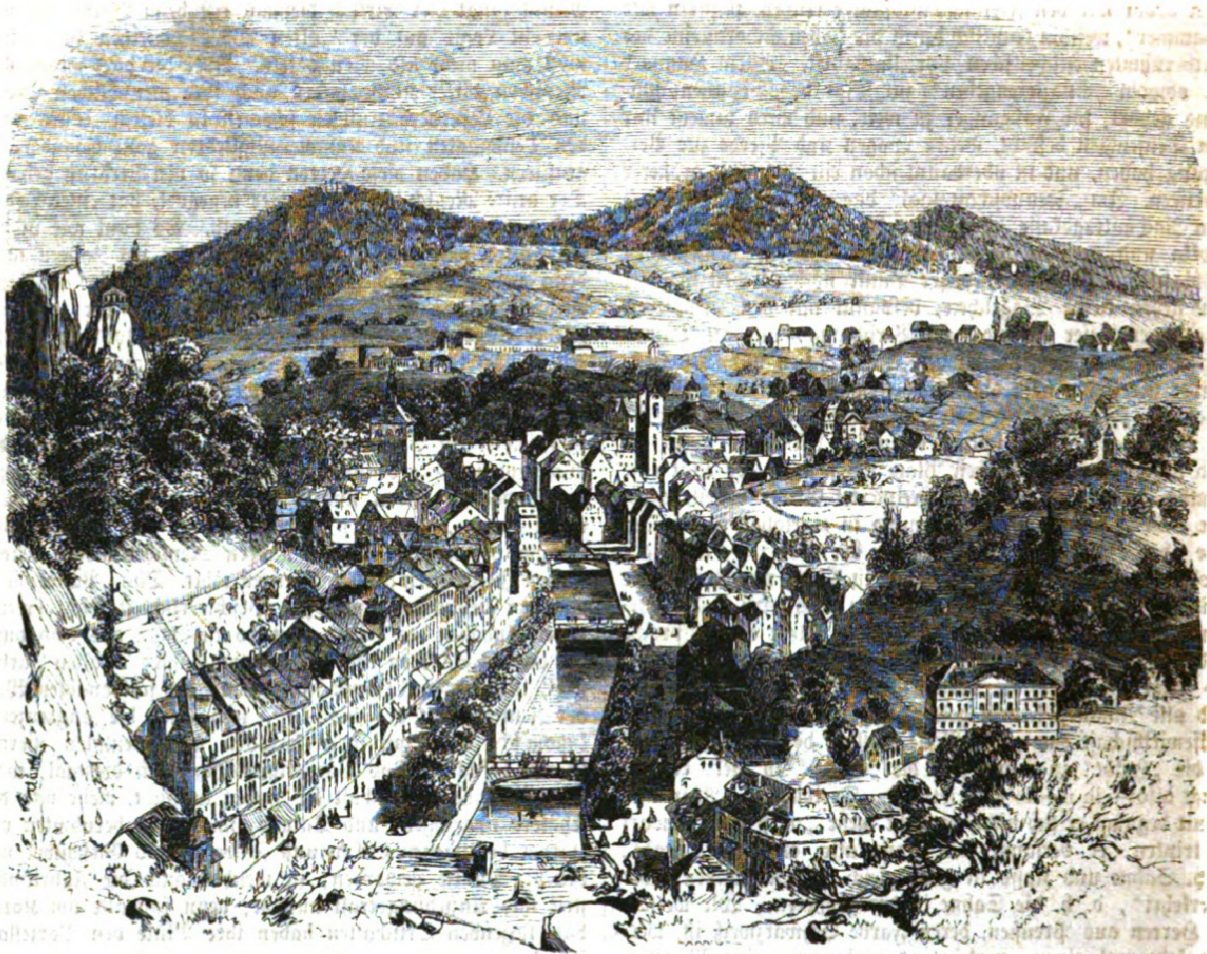
senden Saison sogar den Residenzen ersten Rangs Konkurrenz. Karlsbad ist auch in diesem Jahre mehr als eine Residenz, es ist eine dreifache, vierfache, denn wie viele Souveräne beherbergt es schon und wird es noch im Laufe des Sommers beherbergen! Der karlsbader Sprudel steht mit allen feuer-speicenden Bergen Europas in vulkanischer Verbindung, und bei der letzten großen Eruption des Vesuv blieb er sogar aus. Möge dießmal der Sprudel seine Wirkung auf die verschiedenen Vulkane Europas ausüben, und was an dieser Quelle von getrübten Häuptern besprochen wird, zur Erhaltung des Friedens dienen. Sollen wir es für eine gute Vorbedeutung nehmen, daß der erste Vergnügungsort der Karlsbader, den wir bei der Einfahrt in die reizende Thermenpassiren müssen, „Freundschafts-saal“ heißt? Doch genug der Symbolik und der Anspielungen. Der „Freundschafts-saal“ ist der erste Punkt, den wir berühren, das Ziel der Nachmittagswallfahrten der Kurgäste, das heißt der Fußgänger; denn bevor wir den Freundschafts-saal erreichen, passiren wir „Hammer“, weithin kenntlich durch die hohen Schornsteine der weltberühmten Fischer'schen Porzellanfabrik. Allein Hammer ist, obwohl „Spazierengehen“ zur Diät des Brunnepublikums gehört, für Fußgänger zu weit, und wird zumeist nur von Denjenigen besucht, welche Wagen und Pferde zur Verfügung haben, und ist überhaupt schon ein Zielpunkt größerer Partien. Im „Freundschafts-saal“ dagegen findet sich täglich zum Nachmittagsstunde die fashionable Welt zusammen, trinkt Mokka und verzehrt hiezu die einen Weltruf genießenden „Oblaten“. Wenn auch dieser Punkt noch zu weit ist, für den stehen kleine Bäckchen, bespannt mit den primitiven Zugthieren dieser Gegend, zur Verfügung, und die Damen ziehen es sogar vor, sich in den Sattel heben und, den Gelfreier zur Seite, über die Anhöhen weg hintreiben zu lassen. Aber am „Freundschafts-saal“ angelangt, verlassen auch sie die Equipage — wir sollten eigentlich Asinipage sagen — und nehmen an den Tischen Platz, wo je nach der Diät eine „halbe Portion“ oder eine „dreiviertel Portion“ bestellt wird. Die Einheit bei der Kaffeerechnung in Karlsbad ist nämlich eine „halbe Portion“, bei welcher in der größeren Kanne der Mokka, in der kleineren die Sahne ist, und wer Kasse ohne weiteren Beisatz bestellt, bekommt eben solch' eine halbe Portion, ähnlich der pariser demi tasse. Allein die Ansprüche sind verschieden, und es gehört ein gewisses Studium dazu, bis man sich über die verschiedenen Abstufungen orientirt und alle Nuancen kennen gelernt hat, die in der karlsbader Kaffeewirtschaft eine große Rolle spielen; denn gar Manchem ist die „Halbe“ zu wenig und die „Ganze“ zu viel, er verlangt also — in medio est virtus — „Dreiviertel“. Aber auch damit begnügt er sich nicht, er liebt mehr „weiß“ als schwarz zu trinken, er verlangt den Kasse also entweder „grau“, d. h. Sahne und Kasse in zwei gleich großen Kannen, oder „verleht“, d. h. die Sahne in der größeren. Wir wetten, die Herren aus Preußen, deren Farbe Schwarzweiß ist, werden jedesmal einen „verlehten“ verlangen, eine Melange, in welcher die Crème das Uebergewicht hat. Wer diese Kaffeeterminologie nicht kennt, ist in Karlsbad verloren, und wir rathen ihm, besonders nicht in den „Freundschafts-saal“ zu gehen, denn dort könnte er durch seine Unwissenheit statt in Freundschaft in Feindschaft mit der sonst „sehr freundlichen Kaffeekasse“ gerathen.

Näher zum Mittelpunkt des Bades gelegen, darum von den Rüben häufiger aufgesucht und besonders zur Frühstückszeit stark bevölkert, ist der „Posthof“, wo Alle, die nach dem Freundschafts-saal wallfahren, vorüberziehen müssen. Warum dieser Vergnügungsort „Posthof“ heißt, wissen wir nicht, vielleicht ist in früherer Zeit der Posthof hier gewesen, jedenfalls verdient er aber diesen Namen auch jetzt, denn hier erhält man die eigentlichen Tagesposten, hier werden die Reisenden ausgetauscht, hier erfährt man Alles, was in dem Kurorte an Ereignissen vorkommt, und das Baderleben ist in dieser Beziehung nicht unfruchtbar. Das Kaffeemonie ist im Posthof nicht so streng wie im Freundschafts-

saale, dagegen muß sich Jeder das Gebäd selbst mitbringen. Das ist überhaupt in Karlsbad Mode, und zur Frühstückszeit sieht man Schaaren mit kleinen Papiersäcken hinausziehen, die von zarten Händen mit dem herrlichen Badewert, welches Karlsbad liefert, gefüllt worden. Eine Badewertquelle hat freilich seit der letzten Saison ihre Rinde verloren: die schöne Bäder-Anna vom Marttbrunnen ist seitdem die Frau des ersten Tenoristen vom prager Theater geworden. Das Gebäd ist aber fast das Einzige, was in der dießjährigen Saison nicht theurer geworden, an welcher Theuerung weniger die Quantität als die Qualität der Besucher die Schuld trägt, denn ein so erlauchtes Publikum hat Karlsbad schon lange nicht beherbergt. Auf der „alten Wiese“ gibt es dieß Jahr fast lauter Fürstenhäuser, und wenn manche Häuser — denn in Karlsbad haben alle Häuser bestimmte Schilder statt Hausnummern — zum Fürsten so und so, zum Prinzen so und so heißen, so ist dieß heuer nicht bloß figürlich. Der Mensch sängt hier wirklich dießmal erst beim Baron an, und um ein Logis auf der „alten Wiese“ mietzen zu können, muß man mehr als Mensch sein. Aber die dort wohnenden Menschen dieser Klasse haben auch ihre menschlichen Leiden, und die Leberverhärtungen scheinen in diesem Jahre unter den Diplomaten und Kammermitgliedern ganz besonders zu grassiren. Haben diese Herren denn so viel Verdruß gehabt? Der dritte Mensch, dem man hier begegnet, hat einen Orden, und der vierte ist mindestens Hofrath. So bunt wie in dieser Saison war die Gesellschaft Karlsbads seit Jahren nicht, denn neben den hohen Gästen fehlen auch die alljährlich wiederkehrenden nicht, und viele Veteranen der Kur sind wieder eingelehrt. Einer von Letzteren, Direktor Laube, wird erst erwartet, er hat sein Kurbesuchsjubiläum hinter sich. Aber es gibt Leute, die schon seit länger als fünfzig Jahren die warmen Quellen regelmäßig im Mai besuchen, und seit einem Vierteljahrhundert an bestimmten Tagen des Monnemonates zu bestimmten Stunden an bestimmten Plätzen des Bades zu finden sind. Das sind die „Spaziergänger“ ersten Rangs, denen der „Dreikreuzberg“ eine einfache Promenade ist, während er bei andern Menschenkindern bereits zu den Zielpunkten großer Partien zählt. Das „Panorama“, eine der lieblichsten und ohne Vergleichlichkeit leicht erreichbaren Anhöhen des Bades, von wo aus man das Bad durch die bunten Scheiben des Restaurations-saales in allen Farben sieht, ist heuer das Haupt-Kendevous der fashionablen Welt, der Zentralpunkt des high-life, und auch die angrenzende lügow'sche Villa mit ihren barocken monumentalen Zierden ist viel besucht. Das Bürgerthum fühlt sich dießmal, während die hohe Gesellschaft die Höhen aufsucht, mehr von den Thälern angezogen, und Talwitz, mit seinen berühmten von Körner besungenen Gärten und Zickern, und Giechbüel sind beliebte Punkte geworden, in welchen auch die Fabrikindustrie ihre Anziehungskraft ausübt; denn fast alle um Karlsbad liegenden Ortschaften haben ihre Blüte den Porzellanfabriken zu verdanken, zu deren Anlage die vortreffliche Porzellanerde des ganzen jetzigen Grundes verlockt hat, und die zusammen jetzt eine der fruchtbarsten Industrieinseln Oesterreichs bilden. Wenn man des Nachts irgend eine Höhe bei Karlsbad besteigt, so sieht man ringsum die feurigen Rauchsäulen, welche die zahlreichen Schornsteine als Zeugen des Gewerbes in die Luft aufwirbeln lassen. Auch Karlsbad selbst hat seine blühende Industrie, und manche Spezialitäten werden hier verfertigt, die in der ganzen Welt bekannt sind. Wir wollen nicht erst an die Sprudelverfeinerungen erinnern, deren Herstellung jetzt fabrikmäßig betrieben wird, und deren Proben auf der vorjährigen Weltausstellung das englische Publikum in förmliche Ekstase versetzt hatten, so daß es einer Ernüchterung von Seite der Jury bedurfte, welche diese Erzeugnisse nicht einmal einer ehrenden Anerkennung würdigte. Wichtiger ist die Kunstschlerei und die eigenthümliche Mechanikindustrie, die in Karlsbad betrieben wird, und aus deren Werkstätten die weithin bekannten, mit Metall und Perlmutt ausgelegten Krüsk hervorgehen. Ja die karlsbader

Bevölkerung lebt nicht bloß, wie die anderer Kurorte, vom Brunnen, sie ist auch im Winter fleißig und industriös, und ihre Arbeiten werden auch von den Kurgästen, deren jeder doch Etwas „mitbringen“ will, belohnt. Würde nicht die allzu große Konkurrenz von Fremden und die von Manchen selbst angebotenen Miethzinse die Wohnungspreise auf eine überspannte Höhe getrieben haben, so hätte man sich über das Bad gar nicht zu beklagen; denn wenn es auch keine „Spielbank“ hat und deshalb eines eigentlichen Zentralschwerpunktes entbehrt, so fehlt es doch nicht an Geselligkeit, und auch gespielt wird in hinreichendem Maße, vielleicht mehr, als der Gesundheit der Kurgäste, denen doch das „Sehen“ untersagt ist, zuträglich. Auf der „alten Wiese“ suchen die Herren Ersatz für das Nachmittagsschläfchen, das ihnen der grausame Badearzt nicht gestattet. Erst um vier Uhr wer-

den die Karten, Tschibuds und Cigarrettenbüchsen, die zu dem Viertel-Kaffe in Bewegung gesetzt worden, bei Seite gestellt; denn um diese Stunde beginnt das Konzert vor dem sächsischen Saale, und Meister Labitzky steht hier täglich das gewählteste und bunteste Publikum Europas versammelt, das seinem berühmten Orchester lauscht. Wehe dem aber, der erst um vier Uhr kommt, wenn das Konzert schon beginnt, denn schon lange vorher sind alle Plätze „belegt“, und kleine Tafelchen, welche diese Inschrift tragen, zeigen dies auch dem Nichtwissenden an. Das „Glashaus“ des Gasthofes zum „Schilde“, das der König von Preußen zu seiner Wohnung gewählt hat, liegt auf der „neuen Wiese“, von welcher man über eine kleine Holzbrücke zur „alten Wiese“, dem Corso Karlsbads, gelangt. Wenige Schritte vom „Schilde“ entfernt liegt das Haus, in welchem einst die „Karlsbader



Ansicht von Karlsbad.

Beschlüsse“ gefaßt worden, und jenes, in welchem Genz seine politischen und nichtpolitischen Degen feierte, und geht man quer über die Straße, so sieht man im Winkel das Haus zu den „drei Mohren“ vor sich liegen, in welchem Goethe gewohnt hat. Warum heißt das Goethehaus zu den drei Mohren? Wenn man Auskünfte über historische Denkwürdigkeiten des Bades verlangt, so findet man, daß die Karlsbader in Betracht der Konservierung solcher Denkmäler wirklich Mohren und zwar nicht weiß zu waschende sind. — Nun sind wir wieder am Sprudel, allein hier ist es des Nachmittags eben so stille, als es in den Morgenstunden tumultuarisch ist. Hier herrscht die vollste Gleichberechtigung, und der Kastengeist, der im Uebrigen in Karlsbad in schönster Blüte ist, verschwindet hier. Die Brunnen spenden für Alle die gleiche Heilkraft, und wer ihrer theilhaftig werden will, muß sich in

gleicher Weise um einen Becher bemühen, der preussische wie der arme polnische Jude, der sich bis hieher durchgebettelt hat. Wer sich nicht der langen Zeile anschließt, an welcher Mann um Mann zur Quelle zugelassen wird, und wer sich nicht zu den hier in Reih und Glied Aufgestellten gesellt, der muß es sich eben gefallen lassen, daß er seinen Becher erst erhält, wenn Andere schon ihren Morgentasse schlürfen, und muß „gehen“, wenn Andere schon ruhen dürfen. Mögen die Karlsbader Brunnen für Alle, die sie in dieser Saison auffuchen, von guter Wirkung sein und der Freundschaftssaal sie vereinigen!

**This book is under no circumstances to be
taken from the Building**

[illegible]

Form 4108

B'D MAR 2 1917

